Gebetbuch

des

Königs von Preussen

[illegible]
[illegible]
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand!

[illegible]

= A.W. Schreiber

1790.

Vorrede.

Diese Gebete sind, was alle Gebete seyn sollten, Betrachtungen über Dinge, die Menschenglück betreffen. Man wird es nicht für Vermessenheit halten, daß ich sie einem großen Fürsten in den Mund gelegt habe: Wer hat einen heiligern Beruf, für Menschenglück zu sorgen, als Fürsten?

Ich weiß nicht, ob alle Fürsten so denken, wie ich Einen hier denken lasse; aber das weiß ich, daß diese Denkungsart keinen entehrigen würde, und sonach braucht es auch keine Entschuldigung für den Inhalt.

Wir leben, Dank sey es dem Himmel in Zeiten, wo man manche Wahrheit, die man sonst nur denken durfte, laut sagen kann: vielleicht folgen bald die Zeiten, wo sie auch in Ausübung gebracht werden.

Das allgemeine Streben und Treiben des menschlichen Geistes scheint mir so etwas zu weissagen: Gott gebe nur, daß es noch vor dem Jahr 2440 eintreffe.

Ueber meine Bestimmung.

Ewiger, du gabst das Glück von sechs Millionen Menschen in meine Hände! gieb mir auch Güte und Weisheit, damit ich ihnen sey, was du allen Wesen deiner Schöpfung bist — Vater und Ernährer!

Ich bin Mensch, wie sie: laß mich dies nie vergessen. Keiner meiner Unterthanen ist da um meinetwillen; Keiner, der blos wie die Blume, die der Gärtner pflanzt, damit sie ihm dufte, sich selbst nichts seyn dürfte, mir alles seyn müßte.

Freie Thätigkeit ist Grundgesetz in deiner Schöpfung, sie sey es auch in der meinigen. Jeder lebe sich selbst, da er dem Staate lebt, und indem ich durch weise

Gesetze Glückseeligkeit verbreiten helfe, müsse ich in diesem Bewußtseyn stets meine höchste Belohnung finden.

Ich kann nicht allgegenwärtig seyn, wie du es bist in deiner Schöpfung; nicht allgegenwärtig wirken, wie du! Ich muß mit fremden Augen sehen, mit fremden Ohren hören. Hier schärfe meinen Blick, damit ich Wahrheit finde. Dieses Gold kömmt selten rein vor die Augen der Könige: dasselbe zu sondern von den Schlacken, womit es Höflinge vermischen, ist eine schwere Kunst. Wenn auch hier und da mein Blick mich trügt, so soll es doch nie mein Herz.

Mein Leben ist nicht mein — jede Secunde gehört meinen Unterthanen. Laß das Uhrwerk der Schöpfung einmal abgelaufen seyn — die Natur fällt in Todesschlummer, die Pulse des Lebens stocken. Wenn ich nicht immer fortwinde an dem Faden der Ordnung, oder wenn ich ihn zerreiße in

Augenblicken der Täuschung, dahin ist die Ruhe meiner Untergebenen, gestöhrt sind die friedlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. — Ewiger, gieb mir Kraft und Ausdauer.

Mein Leben ist nicht mein: von allen Freuden des Lebens blühn wenige für mich. Wenige Augenblicke, die Fürsten dem Vergnügen zollen, werden oft mit Thränen von Tausenden bezahlt. Hier, Vater des Weltalls, muß ich mehr als Mensch seyn! doch dafür steh' ich auch höher: da für wachen Tausende, wenn ich schlummere; dafür beten Millionen, wenn Krankheit in meinem Blute schleicht: dafür hab' ich den Seegen von Millionen. Ich trinke mit dem Schöpfer aus einer Quelle von Seeligkeit, und dies ist eines großen Opfers werth. Wenn auch die vergänglichern Blumen des Lebens hinwelken an der Sonnengluth der Majestät, so reifen

hier herrlichere Früchte, deren Genuß nur wenigen aufbewahrt ist.

Meine Bestimmung ist ernst und groß, mein Selbst muß ich vergessen: doch ich finde mich ja in dem Ganzen wieder. Ich darf selbst nicht genießen, aber andern Genuß bereiten, ist göttlicher Genuß.

Oft drücken freilich Kronen schwer: ich muß oft den Menschen verbergen, ohne ihn vergessen zu dürfen; muß oft gerecht seyn, wenn mich mein Herz zur Billigkeit auffordert: in solchen Augenblicken gieb mir Stärke.

Gieb mir Weise zu Rathgebern; Menschen zu Richtern. Entferne von mir Schmeichelei und frommen Betrug.

Mein Reichthum sey der Wohlstand meiner Bürger, und die Menschheit zu ehren, mein Stolz. Meine Belohnung — daß einst die Geschichte meiner Zeiten sage: Er hat seine Bestimmung erfüllt.

Am Sterbetage Friedrich des II.

Es ist heut ein feierlicher Tag für mich — ein Tag, der meinen großen Oheim der Welt [illegible]. [illegible] der Geschichte fast einzig da. So viel Kraft bei so viel ruhiger Weisheit, so viel Güte bei so viel Festigkeit, so viel Ausdauer bei so dringenden Gefahren und Mühseeligkeiten vereinigt die Natur nur selten, und am seltensten in einem Fürsten. [illegible] Lande bei dem Mangel an Ausdehnung innere Stärke, er sicherte durch Gesetze die Ruhe des Bürgers. Zwei Welttheile standen gegen ihn auf, und schwächten seinen Muth nicht. Ehrgeiz und Scheelsucht suchten seine Existenz zu vernichten, und flochten selbst die Lorbeern um sein Haupt. Schon wankte das künstliche Gebäude der Europäischen Verfassung; sein starker Arm hielt es.

Sein Weg gieng über Leichen und Blutfelder, aber das Röcheln der Sterbenden klagte ihn nicht an; er, den eignes Unglück nicht erschütterte, weinte in den Schutt, Haufen verbrannter Städte. Er baute dem Landmann seine Hütten wieder, gab wieder dem Pflüger seine Rosse, winkte eine neue Schöpfung hervor aus der Zerstöhrung. Freiheit war das Grundgesetz seiner Regierung, und alles blühte empor in üppiger Kraft. Der Weise ward gern sein Unterthan, weil er Mensch bleiben durfte. Meinungen wurden nicht vor seinen Richterstuhl gezogen, Rechtschaffenheit galt ihm mehr, als Anhänglichkeit an die Lehren der Väter. Der Bürger mogte die Gerippe der Heiligen verehren, oder Gott im Tempel der Natur anbeten: wenn er nützlich war, so hieß er ihn willkommen. Er bedurfte keines äußern Prunks, denn sein Werth lag in ihm selbst; er wirkte allgegenwärtig, rastlos, und er

tag — mehr unter der Last der Thaten als der Jahre.

Er hinterließ mir ein Land, daß er aus einer Sandwüste zu einem Paradiese schuf, ein Volk, gut frei und glücklich — Es ist eine erhabene Bestimmung, einst treten in seine Fußtapfen, diesem Volke das zu seyn, was er ihm war, neben ihm zu stehen in der Geschichte, und werth zu seyn dieser Stelle. Ich will es! Höre mein Gelübde, du, der ins Verborgene sieht. Heute, an dem feierlichen Tage, da Friedrich seine Bahn vollendet, und dem Himmel seinen Geist wiedergab, heute gelob' ich es, Vater zu seyn meinem Volke. Gerechtigkeit leitete ihn, sie sey auch meine Führerinn. Seine Gesetze ehrten die Freiheit, auch die meinige sollen ihr huldigen. Mein Land gleiche einem Garten, wo alles in schöner, lieblicher Fülle aufwächst, wo die Hand des Gärtners nur das Unkraut erstickt. Der Weise

stehe nächst meinem Throne, und mir gelte nur erworbenes, nicht anererbtes Verdienst. Thätigkeit für Menschenglück sey meine Beschäftigung und mein Vergnügen. Mein Prunk, ein Herz gefühlvoll für Elend; und mein Schutz — die Liebe meines Volkes.

Kommt dann einst der Tag, der auch mich abruft von meiner Pflanzung, so wird meine letzte Stunde so heiter seyn, als es die des Unvergeßlichen war. Ich werde mit ruhigem Blicke scheiden, froh dem Schatten meines Oheims entgegengehen, denn ich kann ihm sagen: ich hinterließ dein Volk so glücklich, als ich es fand.

Am Tage der Thronbesteigung.

Es ist geknüpft das heilige Band, das mich an meine Unterthanen bindet. Sie schwuren in meine Hand den Eid der Treue, ich schwur ihnen Wachsamkeit und Sorge für ihr Glück. Du warst Zeuge dieses Bundes, Ewiger, und wirst Zeuge seyn, ob ich ihn erfülle. Ich lebe nun in ganz neuen Verhältnissen, mit ganz neuen Pflichten. Es sind Pflichten des Vaters gegen seine Kinder, und oft willkommen meinem Herzen.

Es ist schwer in dieser schwindlichten Höhe sich zu halten, und um so schwerer, da Fürsten gewöhnlich allein stehen. In der Nähe des Thrones verlieren Menschen ihre Würde, verleugnen ihre Selbstständigkeit, und werden Puppen, die ein Lächeln, ein Wink leitet und gängelt. Oft suchen sie die Leidenschaften des

Monarchen aus dem Schlummer zu singen und sich durch Täuschung anzuhängen an sein Herz. Hier gilt Festigkeit und heller unbefangener Blick. Die Geschichte sey meine Lehrerin! Sie zeigt mir, wie Fürsten entstanden, ihre Rechte und Verhältnisse und Pflichten: wie erst der Hausvater Oberhaupt seiner Familie war, und ihre Strittigkeiten mit freundlicher Weisheit schlichtete; wie bald darauf die Menschen sich in große Gesellschaften zusammenzogen, und den Weisesten und Besten unter sich wählten, daß er über sie herrsche nach Gesetzen, die sie selbst gaben; wie sie einen Theil ihrer ursprünglichen Rechte abtraten, um sicher zu seyn im ungestörten Genusse der Uebrigen. Sie führt mich vor die Bilder eines Busiris und Nero, wo die jammernde Menschheit mit verhülltem Angesichte steht, Väter die verbrannten Gebeine ihrer Kinder sammeln, und blühende Flu-

ren in scheußliche Wüsten sich verwandeln: schrecklich ist der Fluch, den sie über sie ausspricht, und der in allen kommenden Zeitaltern nachhallen wird. Weg von da leitet sie meine Schritte zu dem stillen Tempel des Verdienstes, zeigt hier auf die Büsten eines Julian, Marc Aurel und Heinrich IV. von Navarra: freundlich lächeln sie auf mich herab, wie die Schutzgeister der Menschen, ihr Blick ist Huld, und auf ihrer Stirne mahlt sich Güte mit Größe der Seele.

Hier will ich oft weilen, und mich vertraut machen mit ihrem Geiste, will von ihnen lernen, was wahre Größe ist, und wie man sich ein Volk durch Liebe verbindet. Ihr Anblick wird mich aufrichten in Stunden der Prüfung, und mich beleben zu Thaten, die den ihrigen gleichen. Es soll nicht der Eid seyn, was mich an mein Volk kettet, sondern mein Herz. In die Gebete, die heute von Millionen Lip-

ven, vor tausend Altären zum Himmel steigen, sollen sich keine Verwünschungen mischen, keine Thränen sollen die Weihe entheiligen, nie soll es einer meiner Unterthanen zu bereuen Ursache haben, daß der Vorsicht Hand mich auf den Thron der Brennen führte.

Bei Gelegenheit des Religionsedikts.

Die Religion bezeichnet das Verhältniß, in welchem wir mit unserm Schöpfer stehen; sie bestimmt die Pflichten, die wir gegen uns und andere zu erfüllen haben. Auch die Pflichten des Bürgers gehören in ihren Umfang, ob sie gleich durch sie einen andern Zweck erhalten. Sie ist einem Staate nothwendig, wenn seine Glückseeligkeit dauerhaft seyn soll.

Rein und unverfälscht gieng sie aus deinen Händen, Allvater! du schriebst ihr erstes Grundgesetz in das Herz eines jeden Menschen, und dieses Grundgesetz heißt — Liebe. Eigennutz, übel verstandene Politik, fromme Schwärmerei vermischte bald ihre wohlthätigen Lehren, gaben Irrthum für Wahrheit, Scheintugend für Wirkliche. Was Quelle von Ruhe und innerer Zufriedenheit für den Sterblichen seyn sollte, ward für ihn Quelle des Elends. Der Fanatismus entvölkerte die Indien, schlachtete Menschenopfer dem Gott der Liebe, verdrängte den nützlichen Bürger von seinen Besitzungen, zerriß die heiligen Bande der Natur zwischen Eltern und Kinder, zwischen Fürsten und Unterthanen, und setzte seinen eisernen Fuß auf den Nacken der Könige. Unglaube und Gottesleugner konnten das Böse nicht thun, was Glaube und Priester thaten.

Dieſe Greuel zu zernichten, ſchädliche Irrthümer zu zerſtöhren, iſt meine gröſte Pflicht, denn Menſchenglück beruht darauf. Aber was bloße Meinung iſt, was keine Beziehung hat auf das thätige Leben, kann ich auch hierüber gebiethen?

Der Glaube richtet ſich nach der Ueberzeugung, und kann ich Ueberzeugung durch Befehle bewirken? Iſt dieſe nicht Reſultat von der Art zu denken, Begriffe zu bilden, von der Summe der Ideen, die in eines jeden Kopfe verſchieden iſt, und die daſelbſt verſchieden ſich formen? und ſteht die Ueberzeugung nicht im genauen Verhältniſſe mit der Erweiterung der Kenntniſſe, mit der Abänderung der Einſicht?

Und ſollte der Schöpfer zufriedener auf den Chriſten niederblicken, als auf den Wilden, der ſein Opfer der Morgenſonne bringt? Er ehrt ihn ja in ſeinem Werke,

ahndet sein Daseyn in seiner Wirkung. — Ein reines Herz verlangt Gott und gute Handlungen.

Ueber die moralischen Grundsätze sind die Menschen so ziemlich einig. — Sokrates und Christus, Konfuzius und Paulus zeigen eine und dieselbe Bahn — ihre Lehren sind aus dem Herzen geschöpft und für das Herz: sie stehen in der genauesten Beziehung mit der innern und äussern Glückseeligkeit des Menschen. Die dogmatischen Wahrheiten sind gröstentheils Erfindungen spätterer Zeiten, wo man Dinge in ein System bringen wollte, die nicht für ein System gemacht waren, wo der Verstand sich verlohr in die Labyrinthe unfruchtbarer Spekulation, wo man sich nicht mehr begnügte mit der einfältigen Weisheit, die Christus gab, so willkommen dem Herzen, so beruhigend in Stunden des Leidens, so voll fröhlicher Ahndung.

Diese Wahrheiten, Erfindungen, Träume (wer vermag eines von dem andern zu sondern, als dein Auge, Allsehender!) diese sind es nicht, worüber ich zu wachen habe, so lange sie ausser dem Verhältnisse zur allgemeinen Glückseeligkeit liegen. Und würd' ich auch Gesezze des Glaubens geben, kann ich Herzen richten? Gedanken ausforschen? Zwingen kann ich den, der anders denkt, als es die symbolischen Bücher wollen, daß er in sich seine Meinung verschließe: aber ist dies nicht Despotismus über den Geist? Ist dies nicht der Kunstgriff, dessen sich Roms Bischöfe bedienten, um das Gebäude der Hierarchie zu stützen, um selbst Könige unter ihr Joch zu beugen? Es ist unrühmlich über Sklaven zu herrschen, und selbst du, Schöpfer der Welt, legtest in uns den Hang zu freier Thätigkeit, gabst uns Vernunft, die immer weiter strebt, nicht stehen bleibt an den Grenzen,

die

die Wahn und Irrthum und Willkühr ihr setzen. Sollten meine Gesetze mit den deinigen im Widerspruche stehen?

Und die Lehrer des Volks, wenn ich nun auch diesen die Kette anlegte! die Bessern werden zurücktreten, und müssen zurücktreten, und die mir ihre Ueberzeugung opfern, die sich des Rechts begeben, auf ihre künftige Ueberzeugung, welche nothwendig nach veränderten Einsichten sich verändert — diese verdienen meine Verachtung.

Anständige Freiheit sey der Grund, worauf meine Verordnungen beruhen. Bestimmt sind die Gesetze, von denen die moralische Glückseeligkeit abhängt: diese müssen unangetastet, müssen jedem heilig bleiben, dem Bürger, der blos in der Sphäre des häuslichen Lebens wirkt, und dem Staatsmann, der das Rad der allge-

meinen Ordnung im Umschwunge erhält, und dem Lehrer, der den Menschen und den Bürger vorbereitet zu seiner Bestimmung. Glaube jeder, was er will und kann, wenn er nur rechtschaffen handelt. Dies war die große Maxime meines verewigten Ahnherrn, und durch sie wurden meine Provinzen blühend. Als Frankreich, unkundig seines Vortheils, und in diesen Augenblicken sich selbst sein gefährlichster Feind, seine nützlichen Bürger um des Glaubens willen verjagte, da fanden sie eine Freistäte in meinen Ländern, da kamen durch sie Handel und Gewerbe empor, da verbreitete sich innere Kraft, innere Thätigkeit; da ward der Mensch gerne Bürger des Staats, weil er nicht um seine angebohrnen Rechte betrogen wurde. Er überzeugte sich durch Einsicht und Erfahrung von der Nothwendigkeit der Gesetze, die er vorhin als Kinder des Zwanges und der Will-

kühr verabscheut hatte. Religion ward ihm theuer, weil sie die Prüfung aushielt.

Dies leite mich jetzt, da Umstände es nothwendig machen, der Irreligiösität durch ein Gesetz zu steuern. Es giebt Menschen, die nicht begreifen, daß auch Irrthum Wohlthat seyn könne. Diese müssen zurecht gewiesen werden. Warum soll ich dem Schwachen seinen Rohrstab entreißen lassen, wenn er nichts bessers hat, woran er sich halten kann? Warum soll ich dem ängstlichen Herzen seinen Wahn rauben sehn, der es so glücklich macht? Warum soll ich nicht Vorsicht anempfehlen, da oft mit einem unschädlichen Irrthume eine Reihe nühlicher Wahrheiten untergraben wird?

Noch andre Menschen sind verdorben genug, um ihr Verderben auch auf andere bringen zu wollen. Nichts ist ihnen heilig! Sie suchen die Gesetze zu untergraben,

weil sie Ursache haben, vor ihrer Ahndung zu zittern; verlachen die Religion, weil ihre Herzen zu unrein sind, um ihre reinen Freuden empfinden zu können: sie zerstöhren häusliche Glückseeligkeit, für die ihr Gefühl abgestumpft ist. Diese zu entfernen aus der Gesellschaft, oder sie wenigstens unwirksam zu machen, ist Pflicht des Menschenfreundes und des Regenten. Gegen sie sey hauptsächlich meine Verordnung gerichtet. Du, Vater im Himmel! sollst einst nicht das zertretene Glück von Millionen von meiner Hand fordern!

Aber eben so wenig, als ich nachtheilige Lehren gegen das Wohl der Menschheit dulden kann, kann ich mein Volk zu Sklaven fremder Meynung machen. Dies hieße Uebel mit Uebel vertreiben. Ich kenne die Priester, ihre Herrschsucht, ihren Eigennutz. Leicht wird in ihrer Hand das wohlthätige Licht der Religion ein Blitz, der die Unglück-

lichen zerschmettert, statt ihnen zu leuchten. Heuchelei gilt ihnen oft für Frömmigkeit, und mechanische Andachtsübung für praktische Religion. Die Blume stiller Tugend gedeiht selten unter ihren Händen, sie wollen das Unkraut ausreißen, und umwühlen das ganze Blumenbeet. Sie wissen Gott ihre Meinungen unterzuschieben, predigen Liebe mit dem Schwerde, und lehren Sanftmuth durch Analhema's.

Eine wachsame Vorsicht hindre die Unwürdigen in diesem Stande, das zu mißbrauchen, was ich mit dem besten Willen für Menschenglück gebe. Sie sollen lehren, aber nicht richten, Wahrheit verkünden, und nicht ihre Meinungen. Wer nicht nach ihrer Vorschrift thut, der stehe einzig vor dem Richterstule der Gesezze oder seines Herzens. Nie soll der Fanatismus sich einschleichen in die friedlichen Hütten meiner Unterthanen, er mag nun auf Moses Befehle, oder

auf das Concilium Tridentinum, oder auf die ſymboliſchen Bücher ſich berufen. Wer tugendhaft wandelt, wer die Religion ehrt durch ſein Leben, wer durch ſeine Grundſäzze nicht Menſchenglück untergräbt, der freue ſich meines Schuzes. Herzen und Meynungen kann nur der richten, der ſie beide in ihren innerſten Falten durchſchaut.

Bei Herausgabe des Cenſuredikts.

Glück und Reichthum — Talente und Geiſteskräfte haſt du, Allvater, nicht gleich, aber weiſe unter deine Kinder vertheilt. Der Reiche muß dem Armen ſeine Hand biethen, der Wahrheitsforſcher ſeine Einſichten theilen mit dem Minder-

scharfsichtigern. Auch liegt der Trieb, andern seine Ideen und Erfahrungen bekannt zu machen, tief in der menschlichen Natur gegründet. Dies ist eins von den unveräußerlichen Rechten, die der Mensch nicht veräussern kann, die die bürgerliche Verfassung einschränken, aber nicht vernichten darf. Einschränkung ist nothwendig, weil so mancher heilsame Wahrheiten untergräbt, und schädliche Irrthümer an ihre Stelle setzt. Aber schwer ists hier vorzubeugen durch Gesetze! Hier leite du mich, Allsehender!

Wenn ich Richter setze, zu prüfen die Werke des Geistes, so sehen sie mit ihren Augen, und richten nach ihren Begriffen. Kann ich fordern, daß alle übrigen meiner Unterthanen eben diesen Masstab brauchen sollen? Müssen sechs Millionen sehen wie Einer?

Wahrheit gewinnt durch Widerspruch, und muß die Prüfung

aushalten, wenn sie den Namen verdienen soll.

Diese Maxime sey die Richtschnur meines Gesetzes.

Denk und Preßfreiheit sind die Stützen der Aufklärung. Finstre Jahrhunderte verdrängten sie, und Fanatismus und Despotendruck waren die Folgen davon. Roms schlaue Priester gebothen Unterdrückung der Vernunft, weil sie den Nimbus um ihre Häupter zu zerstreuen drohte. Da schlief das Glück des Bürgers, da erschlafften Staaten in frommer Unthätigkeit, oder rieben sich selbst auf, aus bigotter Ueberspannung. Fürsten hiengen am Gängelbande des Aberglaubens, und was wär itzt Deutschland, wenn nicht Luther erwacht wäre, und frei und laut gesprochen, wenn nicht Gustav Adolf die Waffen ergriffen hätte für die Rechte der Vernunft?

Gewissensfreiheit ist ein theures Geschenk, das Blut unsrer Väter hat es besiegelt. Wir sind nicht werth, ihre Nachfolger zu seyn, wenn wir es nicht erhalten.

Freilich macht der Mißbrauch selbst das Gute zum Uebel. Doch läßt sich dem Mißbrauche wehren durch Gesetze? Du, Allgütiger, lässest die Giftpflanze wachsen und gedeihen, wenn sie gleich dem Unvorsichtigen den Tod bringt. Du wehrest dem Unkraut nicht, das unter den guten Früchten emporschießt, denn es ist doch besser, dieses dulden, als mit dem Unkraute auch der guten Früchte entbehren. Wenn dieses Gesetz in deiner physischen Natur gilt, warum sollt es nicht anwendbar seyn in der moralischen?

Ich kann mit einem Federzuge den Schriftstellern Stillschweigen gebiethen! aber läßt sich durch einen Machtspruch das allgewaltige Drängen und Streben

aufhalten, das sich allenthalben zeigt? Mein besserer Bürger wird dahin auswandern, wo er frei sein Recht üben darf, und nur der wird zurückbleiben, der klein genug denkt, Sklave zu seyn.

Selbst die weiseste Einschränkung ist mißlich, ist gewagt. Dem Forschungsgeist lassen sich keine Grenzen stecken, und der, welcher verderbliche Maximen durch Schriften verbreiten will, findet auswärts oder im verborgenen, Hände, die sich ihm zur Mitwirkung darbiethen. Verboth erregt nur die Neugier.

Es giebt nur ein wirksames Mittel, den Mißbrauch der Preßfreiheit — unschädlich zu machen: — Verbreitung sittlicher Kultur. Wenn die Menschen erst den Werth ihrer Bestimmung kennen, wenn sie fühlen den wohlthätigen Einfluß einer gereinigten Moral, das Beruhigende, das gewisse Wahrheiten geben,

die nicht über alle Einwendung erhaben sind: wenn durch verbesserte, öffentliche Erziehungen Neigungen und Leidenschaften gereinigt werden, die Karaktere Vestigkeit erhalten, wenn ein allgemeiner Geist der Güte, des Wohlwollens, der Nützlichkeit sich verbreitet, dann mögen immer Voltaire Pücellen schreiben, Bahrde der christlichen Religion spotten; das Herz, das edel fühlt, wendet sich weg von ihnen: man bedauert sie als Wahnwitzige, die über gesunde Vernunft spotten, weil sie ihren Gebrauch verlohren haben. Wenn ich die Liebe meines Volkes besitze, mögen die Stimmen der Beleidigungen auch meiner nicht schonen, mögen Mirabeau's lästern, und * * Pasquillen schreiben: sie bestrafen sich selbst, indem sie sich der allgemeinen Verachtung preiß geben.

Vater, der ins Verborgene sieht, und die Herzen prüft, dies sind meine Gesinnungen. Nie will ich die Menschheit ihrer

edelſten Rechte berauben, nie den freien Denker einem zweideutigen Tribunal preiß geben, wie es einſt Spanien und Italien auf den verbrannten Gebeinen guter Bürger errichteten. Es wäre lächerlich, ſich mit Menſchenarmen dem Rade des Verhängniſſes entgegen werfen wollen. Der menſchliche Forſchungsgeiſt hat einen ſichern Führer — Erfahrung, der ihn immer innerhalb der Grenze hält, wo Ruhe und Glückſeeligkeit blühen. —

Bei den Gräbern meiner Vorfahren.

Auch Könige werden Staub! Dieſe waren, was ich bin! ich werde ſeyn, was ſie jetzt ſind.

Dieſer Gedanke dränge ſich mir auf, wenn ich je die Rechte der Menſchheit an-

kasten sollte, und wanken in der strengen Erfüllung meiner Pflichten.

All die großen Leidenschaften, die Welten zittern machten, und Verderben über Nationen verbreiteten, schlummern iezt: es bleibt ihnen nichts, als was auch dem Bettler bleibt — das Bewußtseyn.

Hier muß selbst die Schmeichelei verstummen, und wenn auch die goldene Lüge auf den Grabsteinen prahlt, sie kann nicht mehr täuschen. Die Geschichte ist das lebende Denkmal der Fürsten, und diese ist unbestechlich.

Was diese Thaten, die hier schlummern, verlöscht nicht aus dem Andenken der Menschen. Ein glückliches Land, ein freies Volk bewahren heilig ihres Namens Gedächtniß.

Schauer der Ehrfurcht faßt mich, indem ich ihren Grabstäten nahe; ich ahnde ihre Gegenwart, ich höre ihre Stimme, die laut mir zuruft:

„ Blick' auf dein Land und ſiehe, was Weisheit und Kraft vermögen. Die unfruchtbaren Steppen, die einſt nur kärglich Tauſende nährten, geben jetzt Millionen ihren Unterhalt. Sandwüſten ſind in Fluren umgeſchaffen, träge Horden in nützliche Bürger. Fremde Völker verließen ihr Vaterland, wo man ſie zu Sklaven machen wollte, und waren thätig und froh, wo ſie frey ſeyn durften: ſelbſt die karge Natur ward freygebig unter dem Einfluſſe der Freiheit. Eine große Lehre für dich! — Wir werden geliebt von unſerm Volke, weil wir unſer Glück nicht von dem ihrigen trennten, nicht ſchwelgten in dem, was ſie ſich abdarbten, nicht unſerm Vergnügen die Zeit opferten, die ihrer Wohlfahrt durch einen feierlichen Vertrag bedungen war. Gerne eilten ſie an unſrer Seite in das Schlachtgefild, denn ſie kämpften für eigne Freiheit, nicht für Befriedigung unſrer Launen. Wenn auch

bisweilen Vorurtheil und gehemmter Eigennuß unsre Absichten mißdeutete, wenn darüber die Liebe der Unterthanen zu erkalten schien — die Folgen rechtfertigten uns, und der Mißvergnügte fand beschämt in den vermehrten Quellen seiner Sicherheit und seines Erwerbes — Belehrung und Bestrafung."

„Jetzt stehen wir da, wo der Fürst nichts vor dem Bettler voraus hat, wo uns nichts übrig ist, als unser Bewußtseyn! Schrecklich, wenn jetzt der Anblick auf unser Vaterland uns so viel Unglückliche zeigte, als er uns Glückliche zeigt. Wenn der Geist der Einwohner schmachtete in dumpfer Unthätigkeit, wenn Gewissenszwang Heuchelei und Aberglauben genährt hätte, wenn der Bürger, statt sein Glück zu finden, im friedlichen Schoße seiner Familie, im rechtmäßigen Erwerb, in nützlicher Thätigkeit, dasselbe suchte in Frömmelei und falscher Andachtsübung,

wenn er auf Wunder harrte, ſtatt ſeine eigne Kraft zu gebrauchen, wenn er in Dumpfheit des Herzens und der Sinne ſein Leben hinträumte, ſtatt es in unbefangener Heiterkeit zu genieſſen, wenn er glaubte, ſtatt zu handeln. Dreimal ſchrecklich, wenn das zertretene Glück von Millionen uns anklagte, wenn Thränen Augenblicke der Wolluſt bezahlten, wenn wir unbekümmert um den Zuſtand der Provinzen blos uns ſelbſt gelebt, preisgegeben hätten unſer Volk dem Eigennutz der Staatsbeamten, dem Dünkel der Prieſter, wenn wir durch ſchädliches Beiſpiel Luxus und Schwelgerei verbreitet, und mit der Achtung gegen uns untergraben hätten die Achtung gegen die Geſetze. Wenn der graue Vater, deſſen Arm den Pflug nicht mehr leiten kann, von uns ſeine Söhne forderte, das Mädchen ihre geraubte Tugend, der Märtirer der Wahrheit die Ruhe ſeines Herzens. Dreimal ſchrecklich, wenn der allgemeine

Frühling, der in Europa aufzublühen beginnt, gehindert werden, wäre durch uns, wenn die Geschichte unsre Namen zu den Ferdinanden und Katharinen von Medizis anschriebe!"

„Dieser Fluch wird uns nicht! Darum streut der Landmann Blumen auf unsre Denkmale, und der Patriot weint über unsrem Aschenkruge. Der frohe Hausvater erzählt unsre Thaten seinen horchenden Enkeln, und pflanzt Liebe und Bewunderung in ihre zarten Seelen. Unser Beispiel führt uns! Welch göttlich groß, Befer zu seyn von Millionen, und geliebt zu werden von ihnen mit Kindesliebe. Es ist leicht diese Liebe zu erhalten, aber auch schwer, sie zu verdienen. Es kostet manche Entsagung, manchen harten Kampfe sich nur in andern zu leben, sein Glück, nur in fremdem Glücke zu suchen. Wenn Könige schlummern, ist es Todesschlummer für Tausende; wenn Leidenschaft nagt

an der Blüte ihrer Kraft, dann welkt das Glück von Tausenden! Aber vom grossen Menschen fordert man auch ungewöhnliche Kräfte, eine ungewöhnliche Thätigkeit und Aeusserung derselben, und wehe dem Volke, das gewöhnliche Menschen zu Fürsten hat!"

Dies ist eure Stimme! ihr Nachhall tönt in meinem Herzen, und nie soll er sich verlieren! Wenn Blut und Temperament mich hinreißen, im Aufruhr empörter Sinne, will ich hier bei euch Ruhe suchen, und warnende Lehre. Euer Anblick soll mir sagen, daß ich nicht mehr bin, als der Geringste meiner Unterthanen, daß alles vergänglich ist, was mich umgiebt — die Folgen meiner Handlungen ausgenommen.

Hier wird es lichter um mich werden, wird die Wahrheit unenthüllter sich mir zeigen, als im Prunk des Hofes. Hier wird es lauter, als irgendwo mir tönen,

daß auch Könige Staub sind, und die Werkzeuge eines höhern Wesens, daß auch ihnen bei dem Hinscheiden aus diesem Vorbereitungsleben nichts bleibt, als ihr Herz.

Beim Anblicke der Natur.

Dieses allmächtige Leben, dieses Getreibe und Gewimmel um mich her, sagt mir laut, daß der Geist hier wirksam ist, Vater der Schöpfung!

Millionen Wesen, die mein Auge kaum bemerkt, leben hier, und wirken, und freuen sich ihres Daseyns!

Ich kann ihnen nicht gebiethen, ich kann ihre Thätigkeit nicht hemmen: wenn ich eines dieser Insekten zertrete, ich kann es nicht wieder ins Leben zurückrufen — Hier fühl ich, daß ich auch nur Mensch bin.

Alles blüht um mich in üppiger Fülle, allenthalben ruht Seegen und Gedeihen, aber auch allenthalben weht der Geist der Freiheit. Wenn ich diesem Baum hier einen engen Raum anweise, wo er seine Wurzeln nicht ausbreiten kann: er muß verdorren. Wenn ich die nützliche Biene verschließe innerhalb den Pfählen eines Hauses — leer werden ihre Zellen bleiben. Freies Ausbreiten und Wirken führt jedes Geschöpf zu seinem Zwecke — welch eine große Lehre für Könige!

Freilich schießt auch da die Schierlingspflanze empor, wo der Fruchthalm reift. Beide tränkt der Thau, beide führt der Strahl der Sonne zur Zeitigung. Also auch nach den unabänderlichen Gesetzen der Natur sind Gutes und Uebel unzertrennlich, keine endliche Vollkommenheit ist ohne Eingeschränktheit, kein Licht ohne Schatten. Nimmt man das eine weg, so nimmt man alles: wenn die Regenwolke

nicht mehr die Giftpflanze tränken soll, so darf sie auch die Blume nicht mehr erfrischen. Bei viel Kraft ist auch Ueberspannung, bei viel Freiheit Misbrauch derselben. Das nehmliche gilt von der physischen, wie von der moralischen Welt, von der Schöpfung im Ganzen, wie von der Einrichtung der politischen Maschine. Ohne Freiheit ist nirgends Gedeihen, nirgends rascher Umschwung der Kräfte. Seys, daß die Gewitterwolke hie und da ihren Blih auf eine friedliche Hütte schleudert, sie träufelt auch Fruchtbarkeit im Schoos der Erde. Seys, das Uebermuth und Leidenschaft die Grenze des Gesetzes überschreite, ungestörter Gebrauch der Geisteskräfte bringt auch edle Handlungen hervor, und in Sklavenseelen kann so wenig der Keim zu großen Dingen sich entfalten, als die Rose auf dem dürren Felsen Wurzel fassen kann.

Weise Vorsicht kann des Uebels Summen mindern, kann oft selbst aus dem Uebel

Gutes ziehen. Hierinn zeigt sich die Wachsamkeit der Vorsehung. Selbst die Giftpflanze wird Mittel zur Genesung, und die Mängel einzelner Theile verlieren sich in der Vollkommenheit des Ganzen. Nirgends wirkt die Natur gewaltsam: wo die freie Ausbreitung einer Kraft schädlich wird, setzt sie eine andere Kraft entgegen: durch diese Gegenwirkung wird das Uebel, das nicht zu vermeiden war, durch ein gröſseres Gut getilgt.

Dies sey mir Vorbild bei meiner Regierung!

Alles in der physischen Natur hängt zusammen durch das Gesetz der Schwerkraft — Weisheit und Güte sind das Band, welches die sittliche Welt vereinigt. Nichts in der Schöpfung ist ohne Zweck, nichts geht unter bei der immerwährenden Zerstöhrung! So sey es auch meine Sorge, nichts zu vernachläßigen, was auf irgend eine Art mit dem Wohl der Gesellschaft in

Verbindung steht; die nothwendigen Uebel — zu guten Zwecken zu lenken.

Das Auge des Allsehenden wacht über jedes seiner Geschöpfe: das Insekt, das zu meinen Füssen kriecht, die Mücke, die im Abendlichte schwebt — sind ebenso wohl Gegenstände seiner Sorgfalt als ich. Aus der Glückseeligkeit des Einzelnen entspringt die Glückseeligkeit des Universums; das Ganze kann nicht gut seyn, wenn die Theile mangelhaft sind. Auch dies lehre mich, kein Glied der Gesellschaft [illegible] Armuth den Landmann drückt, wenn [illegible] Hütten entvölkert, wenn Ländereien öd liegen, die keine Hand bebauen mag; wenn der elternlose Knabe in Gefahr steht aus Mangel an Aufsicht zum Böswicht zu verwildern.

Allsehend bin ich nicht, wie du, Vater der Schöpfung! drum gieb mir Diener, die mit reinen Augen sehen, und mit rei-

zum Herzen prüfen. Mir soll es nicht zu niedrig seyn, herabzusteigen unter Menschen, deren Glück mir anvertraut ist, und da selbst zu hören, selbst zu sehen — mit dem Geist der Liebe, der in deiner Schöpfung wirkt alles zu umfassen.

Am Stiftungstage des deutschen Bundes.

Die Glückseeligkeit der Staaten hängt genau mit den Formen der Regierung zusammen, und es kann dem Herrscher, der Menschenglück am Herzen trägt, nicht gleichgültig seyn, wie diese beschaffen sind. Freiheit ist das edelste Gut des Menschen, auf Freiheit müssen sich die Regierungsformen stützen, wenn sie ihren Zweck — bürgerliche Glückseeligkeit — nicht mehr hindern als befördern sollen. Dank

unſern Vätern, die Winfelds Schlacht ſchlugen, dank Luther und Guſtav Adolf, dank den Märtyrern deutſcher Freiheit, daß unſer Vaterland nicht Ketten der Knechtſchaft trägt. Unſre Fürſten müſſen dem Geſetze gehorchen wie die Unterthanen, unter dieſem Schilde ruhen beide ſicher: kein Deſpot darf die Gewiſſensfreiheit bedrängen und das Blut des Bürgers ſeinen Launen opfern, denn ſein Richter iſt das Geſetz. Doch wohin wäre dieſe Freiheit, wenn nicht Friedrich gemacht hätten wären umſonſt die römiſchen Legionen unter Hermanns Schwert gefallen, dann hätte Schwedens Guſtav umſonſt bei Lützen geblutet! Fürchterlich drohte von Norden und Süden her eine Alleinherrſchaft, die aus unſern Fürſten Sklaven — Sklaven aus Deutſchlands Bürgern machen wollte, ſelbſt Sklaven aus dem Geſetze. Fein war das Gewebe angelegt, aber Friedrichs Auge

durchspähte es. Er erhob sich mit Jünglingskraft, zertrümmerte die Liga, und krönte sein Thatenvolles Leben mit dem schönsten Kranze, den ihm Deutschlands gerettete Freiheit flocht.

Er ward Stifter des deutschen Bundes!

Nun wacht der Fürst für sich und seine Unterthanen zugleich — Beide für die Freiheit, und über beide die Gesetze. Fest stehen sie, Hand in Hand geschlungen — wer vermag ihre Reihe zu brechen? Deutsches Blut wallt noch in Hermanns Enkeln, Thatkraft spannt noch ihre Nerven, Freiheitssinn wandelt vor ihnen her. Nun mögen Herrschsucht und Eigennutz aufstehen und trennen wollen dieses Band — wer für eigne Freiheit kämpft, höhnt Tausende, die fechten um fremden Sold. Darum konnten bei Termopylä dreihundert stehen gegen drei Millionen? Wer den Werth der Freiheit kennt,

bezahlt sie auch mit dem Tode; der Sklave zittert für sein Leben.

Unter allen Thaten Friedrichs ist dies die schönste, denn sie gründet das Wohl eines ganzes Volkes; der schönste Lorbeer, denn er ist nicht mit Blut befleckt. Die Siege bei Rosbach und Molwitz, und Zorndorf und Leuthen werden unvergeßlich bleiben, aber von Tausenden mit trauriger Empfindung genannt werden, denn Tausende weinten da in die Schutthaufen ihrer zerstöhrten Häuser, Greise an den Gräbern ihrer Söhne, Mädchen über den Leichnamen ihrer Verlobten! Noch schleicht hier und da und dort das Gift welscher Sitten, das — verderblicher als Galliens Kriege — deutsche Einfalt und Rüchternheit ansteckte: Den großen Bund wird jeder seegnen im Vollgenusse der Freiheit.

Gerne schließ' ich mich an die Reihe, die dichter zusammenrückte nach Friedrichs Tod; gerne bieth ich meine Hand

zum Schutz meines Vaterlandes. Gesegnet sey dieser Tag, an dem Deutschlands Genius meinem Oheim den großen Gedanken eingab! Heute erneure ich das Gelübde, treu zu hängen an diesem Bunde, werth zu seyn der deutschen Männer, deren Geister auf mich niederblicken, zu wachen für Deutschlands Freiheit — für die Freiheit meines Volkes!

Du wirst mit uns seyn, Allmächtiger, denn du willst das Glück deiner Geschöpfe! Mögen Unterdrücker heranstürmen in unabsehbaren Schaaren; mag die Alleinherrschaft ihre nächtlichen Fittiche ausbreiten! — Mit uns ist Gott und Freiheit.

Bei Gelegenheit einiger Entwürfe zur Schulverbesserung.

Aus den Händen des Erziehers empfängt der Staat seine Bürger. Der Mensch ist nichts, als was ihn Beispiel und Unterricht machen. Die ersten Eindrücke, die er empfängt, bleiben durch das ganze Leben, geben dem Karakter eine Falte, welche keine Zeit und keine Veränderung mehr zu tilgen im Stande ist.

Nothwendig ists daher, meine Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Erziehungsanstalten zu richten. Die häusliche Erziehung kann sich nur dann verbessern, wenn wir erst durch den öffentlichen Unterricht eine Anzahl gebildeter Menschen erhalten haben, wenn diese eintreten in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, und ihren Kindern den Stempel des Guten mittheilen, den sie dort empfingen.

Nützliche Kenntnisse sind es, die den Menschen zum guten Bürger machen. Er muß fühlen den Werth seiner Bestimmung, den Werth eines geschäftigen Lebens. Was frommt es, wenn dem Jünglinge und Mädchen der Kopf mit Dingen vollgepfropft wird, für die sie keinen Sinn haben? wenn sie, — statt gesunder Grundsätze, dogmatische Formeln herschwatzen; statt sich ganz mit einer nützlichen Wissenschaft zu befassen, auf der Oberfläche von hundert Gegenständen umhergleiten lernen?

Religionsunterricht sey Sache des Herzens! Man umringe das Kind mit Bildern des Guten, baue mit Vorsicht an seiner Sinnlichkeit; unterdrücke nicht Empfindungen und Neigungen, welche doch einst gewiß auf den Ruf der Natur erwachen, vielmehr gebe man diesen früh die gehörige Richtung: Man lehre früh, welcher Vortheil es ist, fremde Erfahrung zu benutzen, die man nicht mit eigner

Aufopferung kaufen muß: Man verschaffe Gelegenheiten zu Genüßen, die edle Handlungen gewähren — Man lehre den Menschen — Menschen seyn, denn der bessere Mensch ist auch der bessere Bürger.

Eine gewisse Geistesschwäche ist die Epidemie unsrer Zeiten: wir haben zu wenig Ernst für Anstrengung, jagen blos nach sinnlichem Kitzel, um dem Ueberdrusse zu entgehen, der eine Folge gänzlicher Abspannung ist. Natur und Einfalt sind von uns gewichen, mit ihnen der Sinn für häusliche Freuden. Sonst erholte sich der Hausvater von den Geschäften des Tages im Schooße seiner Familie; das Lächeln der Gattin, das frohe Gewühle der Kleinen war ihm Ersatz — Belohnung für seine Arbeit; Izt — im Geschäftlosen Taumel läuft jeder dem Vergnügen nach, sucht wo es nicht zu finden ist, und traurige Erfahrung lehrt ihn zu spät — Weisheit.

In diesem lethargischen Taumel stockt das Rad der allgemeinen Glückseeligkeit; der Bürger, der frei ist unter dem Gesetze, kriecht unter der Sklaverei der Modesitten. Hierauf hat die Erziehung ihr großes Augenmerk zu richten. Ein geschäftiges Leben ist das sicherste Mittel gegen Entnervung. — Beispiel thut hier mehr als Unterricht.

Sollen die Sitten der untern Klasse sich verbessern, so muß die obere Klasse hierinn vorangehen. Wenn Fürsten ihre Zeit dem Vergnügen opfern, so thun es die Höflinge, so thut es der Bürger. Wenn sinnliche Verfeinerung, die man fälschlich mit dem Namen Aufklärung belegt, Geist und Herz der Großen erschlafft, so theilt sich diese Abspannung gleich dem electrischen Schlage, auch dem Haufen mit. Thorheiten und Laster werden ehrwürdig, sobald die Majestät ihren Stempel darauf drückt; man schämt sich

ihrer, wie eines gestürzten Staatsmini sters, wenn sie vom Hofe verbannt sind. Erziehung ist nichts ohne allgemeine Sitenverbesserung, und diese muß in der höhern Region anfangen.

Der Mensch bedarf wenig, auch wenn er auf dem Throne sitzt. Die Zeit des Fürsten gehört seinem Volke, sein Vergnügen liegt in seinem Bewußtseyn. Wenn ihm eine Tugend fehlt, so fehlen ihm alle. Diese Wahrheit stehe vor mir an jedem Morgen, begleite mich durchs ganze Leben. Meine Tugenden werden andre nicht tugendhaft machen, aber doch ihre Laster und Thorheiten verdrängen. Man wird nüchtern, mäßig, arbeitsam seyn, nicht weil man den Werth dieser Dinge kennt, aber weil es der König ist. Nach und nach wird Bedürfniß, was erst Zwang und Modeton war: die wohlthätigen Folgen geben Ueberzeugung, und öf-

nen manches Herz der bisher unbekannten Empfindung innere Würde.

Dann aber, Vater der Menschen! gieb mir auch Lehrer des Volks, die Menschen sind, und Weise, die nicht unterrichten, weil sie bezahlt werden, sondern aus Bedürfniß des Herzens; die nicht Meinungen für Wahrheit verkaufen, und ihre Götzen aufstellen, indem sie Fremde zertrümmern. Gieb mir Menschen zu Lehrern, die den Gang der Natur kennen, und — ohne Ueberhebung — mit geradem, einfältigem Sinne wandeln; die den Jüngling mit sich selbst bekannt machen, und mit seinen künftigen Verhältnissen, die ihn freundlich leiten — nicht am Gängelbande knechtischer Furcht; die ihn ermuntern, wo er unentschlossen steht an schrofen Wegen, ihn liebreich unterstützen, wo er wankt, die seinen Geist nähren mit Wahrheit und sein Herz mit einfältiger Lehre: die ihn in die Natur führen, und da, wo alles lebt und sich

freut in geschäftiger Thätigkeit, ihn fühlen lehren den Werth seines Berufs: Nützlich zu seyn!

Vorschriften helfen hier nichts, auch die besten bleiben ohne Wirkung, und müssen es bleiben. Der Miethling faßt ihren Geist nicht, und der würdige Lehrer kennt ohne sie den Weg, den er zu gehen hat, und wandelt ihn, weil seine Ueberzeugung ihn dazu auffordert. Vorschriften zum religiösen Unterricht taugen vielleicht am wenigsten. Christus einfältige Weisheit ist für das Herz. Der Orthodoxe macht einen Kram von Gelehrsamkeit daraus, und versiegelt den Plunder mit einem Anathema: Der Weise, der mit reiner Seele sie umfaßt, prägt sie seinem Zögling durch Beispiel ein. Wer in Unschuld wandelt, und die Pflichten seines Berufs erfüllt, der ehrt die Religion mehr, als der Gelehrte, der Folianten zu ihrer Vertheidigung schreibt. Weg also mit der Glosse

des Theologen. Sie lehrt, was Christus nie lehrte, nie lehren konnte, wie wäre sonst seine Lehre so begreiflich, so trostvoll jedem Menschen! Wehe dem, der Beruhigung sucht in den Orakelsprüchen der Schriftgelehrten. Sie verweisen ihn auf Ansehn und speisen ihn mit Distinctionen ab. Ihr Losungswort ist Glaube, und es ist freilich bequemer zu glauben, als zu handeln.

Der nützliche, rechtschaffene Mann ist der bessere Bürger, der bessere Lehrer, der bessere Christ, denn Christus Lehre geht einzig auf nützliche Tugend.

Bei einer Reise in die Provinzen.

Wie können Fürsten die Bedürfnisse ihrer Unterthanen kennen, in der Entfernung, worinn sie von ihnen leben? Wie selten kann und darf es der Unterthan wagen, die Scheidewand der Etiquette und Konvenzionen zu durchbrechen, die ihn von dem trennen, in dessen Hände sein Glück gegeben ist! Schlau wissen die Höflinge den Zugang zum Throne zu versperren, damit ja keine Klage eines Unterdrückten den Herrscher aus dem süssen Wahn aufschrecke — daß alles sey wie es seyn sollte.

Bei dem besten Willen, Menschen glücklich zu machen, ist nichts gethan, wenn der Fürst nicht ins Detail herabsieht. Unter so vielen Menschen, die ihm ihren Kopf, ihren Arm, ihre Thätigkeit leihen

müssen, um eine so zusammengesetzte Maschine im Gange zu erhalten, sind, dies sagt tägliche Erfahrung! Manche, die nicht mit reinem Wohlwollen, nicht mit uneigennütziger Redlichkeit das ihnen angewiesene Geschäft verwalten; Manche die nützen wollen, und aus Kurzsichtigkeit schaden. Oft sitzt ein Titus auf dem Thron, und die Provinzen bluten unter der Geißel der kleinern Tyrannen. Wie könnt' es auch anders seyn? Soll Vaterlandsliebe sie beseelen? In Monarchien hört das Vaterland auf! Soll ihr Bewußtseyn sie lohnen? sie handeln mechanisch; ihre Thätigkeit geht nach Erwerb; sie werden bezahlt, wie der Arbeiter, der das Feld bestellt: die Früchte — erndtet der König!

Was bleibt mir übrig, als selbst zu sehen, selbst zu prüfen, so weit ich es nur vermag! Wenn der Bürger sich meinem Thron nicht nähern kann, so wird es meine Pflicht, zu ihm herabzusteigen, seine

Klagen zu hören, und seine Thränen zu trocknen.

Ich will diese große Pflicht erfüllen! sehen, wo der Fleiß auf den Feldern grünt, und wo sie unbebauet stehen; untersuchen die Gewichte, womit die Gerechtigkeit wägt, und so wenigstens durch Furcht vor Ahndung das erzwingen, wozu Rechtschaffenheit umsonst manchen Menschen auffordert.

Ich muß freilich den Prunk des Hofes verlassen, entsagen mancher Bequemlichkeit, mich manchem Ungemach preiß geben: doch dafür wird mich der Gedanke schadlos halten, daß ich Menschenelend mindere.

Meine Reise sey kein Triumph der Eitelkeit, der Landmann soll es nicht als Gnade anerkennen, wenn ich in seine Hütte trete, und seine Klagen höre: er soll in mir einen guten Vater sehen, der die Pflichten des Vaters erfüllt, und mit kindlicher Liebe mir vertrauen.

Ich bin ja da um seinetwillen, er hat ein Recht, auf den Vertrag zu halten, der Fürsten und Unterthanen bindet.

Schlimm genug, daß oft Millionen darben, um die Launen eines Einzelnen zu befriedigen, den sie nie sehen; der kam und gieng wie ein Pesthauch, der in der Stille der Nacht über das Land fährt, und am Morgen nur in der zurückgelassenen Verwüstung sichtbar ist.

An schwelgerischen Tafeln, in den Armen erkaufter (oft mit dem Blute der Unterthanen erkaufter) Wollust taumelten so manche Fürsten ihr Leben hin, unbekümmert um das Glück des Bürgers, vielleicht noch zu entschuldigen, wenn sie es nicht muthwillig zerstöhrt hätten.

Günstlinge sprachen über Leben und Tod, Maitressen entschieden über Frieden und Krieg! Unter Thränen und Verwünschungen wanderte der Landmann aus, um unter einem entferntern Himmelsstrich

ein Vaterland zu suchen; verlassen trauerten die Ländereien, deren Bebauer — verkauft wurden zum Opfer fremder Herrschgier.

So herrschen oft Könige und Fürsten!

Ihr Pfad sey nicht der Meinige. Gern verlaß ich den Glanz des Marmorsaals, der gewohnten üppigen Pracht, um die Menschen zu besuchen, die ihr Glück mir vertrauten, um in ihren Augen zu lesen, ob sie es bereuen, oder dem Himmel dafür danken. Die Hütte des Landmanns sey mir nicht zu niedrig; ein heiliges Band kettet ihn an mich. Von ihm will ich hören, ob er zufrieden sein Gewerbe bestellt, ob er sicher ruht unter dem Schutz der Gesetze, oder ob er seufzt unter dem Drucke des Eigennutzes, der Unwissenheit und des — politischen oder religiösen Vorurtheils.

Ich will seinen Klagen abhelfen; meine Güte wird ihn mit Muth beleben: er wird

gern einem Könige gehorchen, der Mensch ist, von dem er weiß, daß er nicht leichtsinnig mit Menschenglück spielt. Den Fleiß will ich unterstützen, denn die Einkünfte des Landes gehören zum Theil dem Lande. Wie froh werd ich mich, am Abend des Tages zur Ruhe legen, wenn ich mir sagen kann, du hast heute Menschenglück befördert.

Bei Gelegenheit der Holländischen Unruhen.

Es ist Pflicht des Mächtigen, seine Macht zur Unterstützung fremder Wohlfarth zu gebrauchen; es ist süß und erhebend, einem ganzen Volke seine verlohrne Ruhe wieder zu schenken: Diese Vorstellungen wären allein hinreichend, meine thätige Theilnahme für einen unglücklichen

Freistaat zu erregen, den übelverstandener Patriotismus, Eigennutz und Eigendünkel zu zernichten drohen; der an selbstgeschlagenen Wunden zu verbluten, Gefahr läuft.

Aber hierzu kommt noch ein andrer Bewegungsgrund: Fein und künstlich ist das Uhrwerk der europäischen Verfassung zusammengesetzt; ein Rad verrückt; eine Feder erschlafft — und die ganze Maschine droht zu stocken; es ist um ihren Einklang — vielleicht auf immer! geschehen.

Die Ruhe Europens ruft mich also, die Ruhe meines eigenen Volkes, die mit jener so genau zusammenhängt.

In der That scheinen die Freistaaten nicht mehr für unsre Zeiten und für unsre Menschen zu passen. Ein freies Volk muß wenig Bedürfnisse haben, und alles, was es braucht, auf seinem mütterlichen Boden finden, muß sein Treiben und Wirken zusammendrängen auf einen Punkt:

es darf nicht entnervt seyn durch Luxus und Weichlichkeit. Nur der kraftvolle Mann kann sicher allein gehen und walten; das Kind bedarf des Gängelbandes.

Es war nicht ein reiches, handelndes Volk, das einst den großen Kampf mit der spanischen Uebermacht kämpfte. Friedliche Hüttenbewohner warens — Fischer und Pflüger, die dem Meere Wohnungen und Fluren abtrotzten, die die Ketten der Philippe und Alba's brachen, die werth waren frei zu seyn, weil sie den Muth dazu hatten.

Der Handlungsgeist lähmt den Nerv für Größe, theilt das Interesse der Nation, und giebt ihrer Thätigkeit eine Richtung, wobei die innere Kraft verlohren geht. Weichlichkeit ist die Gefährtinn des Ueberflusses; und wer erst nicht Sklave eines Monarchen seyn wolte, wird jetzt Sklave des Goldes und der Sinnlichkeit.

So fielen einſt Sparta und Rom von dem Gipfel ihrer Höhe, ſo fällt Holland, und ſo wird die Schweiz fallen, wenn nun die Einfalt der Sitten vollends verdrängt iſt durch franzöſiſche Verfeinerung.

Es giebt eine traurige Empfindung für den Herrſcher, der den Werth des Menſchen kennt, wenn er ſieht, wie tief der Menſch geſunken iſt! wenn er ſich der Uebermacht bedienen muß, um ihn nicht noch tiefer ſinken zu laſſen.

Schrecklich, wenn in einer ſolchen Lage Deſpoten auf den Thron ſteigen, und ſich die Schwäche eines Volkes, zu Nutze machen!

Dreimal ſchrecklich, wenn Könige dem ſpottenden Zuruf des Dichters im Ernſte folgen. —

Bewahrt vor allem väterlich das Volk
Was Nerven ſtählt, und Schwung dem Geiſte giebt.

Was frommet ihm des Armes Kraft, seitdem
Der Krieg ein Spiel der Kunst geworden ist!
Und Geist ist ihm gefährlich! brecht ihm früh
Den Fittig, weil er noch am Sumpfe klebt,
Denk Jäger gleich, der früh die Schwanen lähmt,
Daß nicht, wenn er gewaffnet wiederkehrt,
Der schöne Vogel sich im Silberklang
Der Lüfte hebe, ihm zum bittern Hohn.
Versammelt, was die Sinne reitzen kann,
Um euren Thron, o spart zur Unzeit nicht!
Ihr spart? für wen? für euer Volk doch nicht?

Erweicht durch Ueppigkeit und bunten Tand
Den Unterthan, denn wer den Sinnen fröhnt,
Iſt kalt für Freiheit und dem Fürſten feil!
Ruft den Kaſtraten von der Tiber her,
Er iſt der beſte Bürger eures Reichs,
Er ſinget euren Hof in weiche Ruh,
Iſt leer an Kraft, von Leidenſchaften frei:
Ein ſolches Volk wär ganz Europa werth
Für einen König, ſtürb' es nur nicht aus!
Das Schauſpiel kann gefährlich werden, fern
Von eurer Bühne ſchreite Hamlets Geiſt,
Kein Odoards zucke ſeinen Dolch,
Es ruhe Göz mit ſeiner Eiſenhand!

Das weiche Singspiel wieg euch täglich ein,
Mit Frankreichs Tönen und mit Frankreichs Witz.
Die welsche Melodie erregt das Herz,
Weckt die Empfindung, giebt ihr Ebb' und Fluth,
Und eures Volks Empfindung müsse still,
Nicht tief, von euch durchschaut und eingeschränkt,
Wie ein Kanal in euren Gärten seyn.
Taucht eures Reiches edle Jugend früh
Ins laue Baad französcher Sitten ein.
Seyd ja den bunten Karten immer hold,
Ein Volk, das täglich spielt, gehorcht euch gern.
Ihr selber spottet der Religion,
Ihr Geist ist Geist der Wahrheit und der Kraft;

Doch ehrt die Pfaffen, denn sie ehren euch,
Ihr Geist ist Geist der Schwachheit und des Wahns!
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Von euch gemästet, räuchern sie euch gern,
Den wahren Priester haltet von euch ab.
Kein Erdenglanz verblendet seinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus seinem Mund.
Das Füllhorn eurer Gnade schütte Band
Und Stern und Schlüssel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen so!
Er lehrt, was klein ist, achten und verschmähn,
Was edel ist, gewöhnt auf eure Hand

Hinauf zu ſchaun, wie buntes Fe-
dervieh
Sich alle Morgen um die goldne
Saat
Der Hand verſammelt, die es ſchlach-
ten wird.
Der Rechtsgelehrte ſonne ſich im
Glanz
Der Gunſt, und knäte das Geſetz
wie Wachs.
Sein Kiel behaupte euer Schwertes
Recht,
Eh ihr im Trüben bei dem Nachbar
fiſcht.
Es fröhne kriechend euch der Phi-
loſoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hör-
ſal lauſcht;
Er wäge Recht der Menſchheit und
des Throns,
In Schalen denen ihr den Stem-
pel gabt,

Nach eures Heiligthumes Sekeln ab,
Vor allen steh ein ungeheures Heer
Bereit auf euren Wink. Wenn auch kein Wolf
Der Heerde dräut, denn unter uns gesagt,
Die Hunde beissen nicht den Wolf allein.
Das ist die wahre Weisheit, dieses ist
Der Kern der Politik, ein süsser Kern,
Euch aufbewahrt, indessen nagt das Volk
Die Zähne sich an harten Schalen stumpf.

Nein, mich soll dieser Vorwurf nie treffen! Es ist wahrlich nicht groß, Herrscher von Sklaven zu seyn.

Bei
der Wahl eines Miniſters.

Es iſt des traurige Loos der Fürſten, daß ſie nicht ſelbſt ſehen, nicht ſelbſt prüfen, nicht ſelbſt das Rad der Geſchäfte im Umſchwunge erhalten können; daß ſie hierzu fremder Augen, fremder Hände, fremder Kräfte bedürfen. Und leider fordert es die Verfaſſung von Deutſchland und von Europa, meine Aufmerkſamkeit nicht blos auf das Innere meiner Staaten, ſondern auf den ganzen Zuſammenhang dieſer vielfachen politiſchen Maſchine zu richten. Wohl mir, wenn hier Männer mir zur Seite ſtehn, die mit tiefem Blick das ganze Gewebe durchſchauen, mit geübter Hand einzugreifen wiſſen, wo es anfängt ſich zu verwirren; die das Einzelne nicht aus dem Auge verlieren, indem ſie das Ganze überſchauen, die ſich nicht irre füh-

ten lassen von Wahn und Dünkel, nicht hinreißen von kleinlichem Ehrgeize, von Eigennutz oder sonst einer Leidenschaft; die Weise sind und Patrioten!

Durch die Richelieus und Mazarin's kamen Frankreichs Ludwige um ihren Thron, und ihre Völker um ihre Glückseeligkeit; Pitts grosser Geist hielt England einst, daß es nicht sank im Wogensturme der Demokratie — so viel hängt von einem einzigen Manne ab, der an der Spitze der Geschäfte steht.

Hier, Gütiger, schärfe meinen Blick, daß ich unter Millionen den finde, der zu stehen vermag für Millionen, der sein Glück in dem ihrigen sucht, und die Wege kennt, auf denen es zu erreichen ist.

Der kleinste Fleck im Karakter eines solchen Mannes, die kleinste Lücke in der Reihe seiner Kenntnisse ist oft die Ursache mannichfaltiger Verwirrung, giebt oft Anlaß, daß Tausende unglücklich werden.

Liegt Ehrgeiz in seiner Seele, ohne wird er das Glück der Unterthanen opfern um die Seifenblase Ruhm, wird die Ruhe von Millionen auf das Spiel setzen, um einer Formalität willen! wird seine Thätigkeit in dem Kreis der Hofkabale einschränken, und alles übrige aus den Augen verlieren.

Hängt er an der Form irgend einer Religion? — wehe der Aufklärung, wehe dem Ruhme des Fürsten! Religionsedikte werden den Geist des Forschens unterdrükken, den Priester zum Heuchler machen, oder seine Stelle an Dummköpfe einräumen, der Umlauf nüzlicher Wahrheiten wird stocken, und die Seele erkranken, wie der Körper erkrankt, wenn der Umlauf der Säfte gehindert wird. Spätter werden dem Regenten zuschreiben, was Werk seines Günstlings war; die Weisen werden seufzen und sich in sich selbst zurück ziehen, oder ihre Talente dem Auslande anbiethen.

das mit Schadenfreude auf einen Staat hinsieht, der das Mittel vernichtet, wodurch er einst empor stieg.

: Ist sein Blick nicht weit umfassend, oder ist er gar unmittelbar von dem Staube der Schule oder des Schulzimmers, wie vermag er so seine Verhältnisse zu durchdringen, wie, Kräfte und Gegenkräfte zu berechnen, wie, Dinge zu beurtheilen, die nicht für seinen Niveau gemacht sind? Der Anblick von tausend, ihm bisher unbekannten Gegenständen, muß sein Auge blenden, (wer nicht an das Licht gewöhnt ist, kann nicht in die Sonne sehen!) er muß tausend Dinge thöricht finden, weil er ihren Zusammenhang nicht kennt, er wird sie ordnen wollen nach einem Maasstabe, nach dem sie sich nicht ordnen lassen. — So schuf einst Plato seine Republik, aber es war auch nur eine Republik für Bücher.

Ist sein Herz irgend einer Leidenschaft zugänglich, dreimal wehe! Leicht ist die schwache Seite eines Mannes ausgespäht, leicht wird der gröſte Mann durch Leidenschaft bestochen, und der kann nicht über andre herrschen, der sein eigener Sklave ist.

Hat er nicht früh unter Menschen gelebt, ihr Treiben und Thun beobachtet, weiß er nicht bestimmt, wie oft und wie verschieden dieses Chamäleon an den Höfen seine Farben wechselt? so wird er hintergangen werden, und Uebel veranlassen bei der besten Absicht.

Ist sein Geist nicht groß! Er wird erliegen unter der Last. Ist seine Seele nicht stark! sie wird nicht aushalten gegen die Lockungen der Eitelkeit, des Eigennutzes, der Wollust und der Fürstengunst. Er wird mir für Wahrheit Schmeichelei verkaufen, und sich seinen Patriotismus — bezahlen lassen.

Wer mir ſchmeichelt, iſt ein Sklave; wer den Muth hat, mir Wahrheit zu ſagen, der hat auch Muth genug, auszuhalten gegen Mühſeeligkeit und Verführung.

Mein Oheim hatte Männer um ſich, die werth waren ihrer Stelle: Dieſe zu ehren iſt meine groſſe Pflicht. Das Vaterland liebet ſie, und das Ausland neidet mich um ſie. Noch einige, die ihnen gleichen, und ich habe meinen Unterthanen das Beſte gegeben — Erhalter und Beförderer ihrer Glückſeeligkeit.

Bei Unterzeichnung eines Todesurtheils.

Noch ist es unentschieden, ob der Mensch, bei seinem Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft, sich auch des Rechts über sein Leben begiebt, und begeben kann. Freilich kann der Verbrecher die allgemeine Ruhe stören, seine Wirksamkeit kann das Glük seiner Mitbürger untergraben, und hier wird es Pflicht des Regenten dem Unfug zu steuern. Aber kann dies nicht dadurch bewirkt werden, wenn der Uebelthäter gehindert wird, fernerhin schädlich zu werden.

Besserung ist ja ein Hauptzwek aller Strafgesetze, oder sollte es wenigstens seyn. Die Todesstrafe vernichtet diesen Zweck, sie schneidet dem Baum die Wurzeln ab, und keine Kunst vermag mehr, ihm gesunde Schößlinge ein zu

proſen. Der Verbrecher, wenn er Böſewicht iſt — geht aus der Welt mit jener unglücklichen Stimmung, welche eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Laſter zurück läßt, und bringt alſo die ſchrecklichen Folgen ſeiner Handlungen auch in die Ewigkeit mit hinüber: er konnte, wenn man ihn unter andern Umſtände verſezte, ihn einer weiſen Leitung anvertraute, noch gebeſſert werden; aber durch die Todesſtrafe wird dies unmöglich; die Geſetze machen ihn elend für eine Zukunft, über die ſich ihre Macht nicht ausdehnen.

Er wird unbrauchbar für die menſchliche Geſellſchaft, für die er noch immer nüzlich ſeyn könnte. Ein gehenkter Dieb nüzt niemand, ſagt ein Weiſer etwas kauſtiſch, aber nichts deſtoweniger wahr. Beide Zwecke können ſehr gut zugleich erfüllt werden, der Verbrecher kann auſſer Stand geſezt werden zu ſchaden, indeß er gezwungen wird in einem angewie-

senen Kreise nützlich zu seyn, indeß man ihn mit Gegenständen des Guten umringt, welche nach und nach die schädlichen Bilder seiner Phantasie verwischen, seine bösen Fertigkeiten schwächen, den Nerv fürs moralische Schöne wieder spannen, und ihn wieder zum guten Menschen, und brauchbaren Bürger umschaffen. — Der Mensch ist alles, wozu die Umstände ihn machen, und diese zu ordnen, steht in unsrer Macht.

Und wie viele Verbrecher giebt es, die keine Böſewichter sind! Wie mancher lies sich von seinem raschen Temperamente, von Leidenschaft, von dem Drang der Verhältnisse hinreissen zu einer Handlung, der die Seele nur halb gegenwärtig war; wie mancher bedurfte nur der ersten traurigen Erfahrung, nur des ersten peinigenden Selbstgefühls, um inniger zurückzukehren zu Tugend und Rechtschaffenheit! Wäre hier

Todesstrafe nicht gegen den Geist der Gesetze? Wäre nicht selbst jede gelindere öffentliche Strafe zweckwidrig? Würde sie nicht das Hauptressort in der Seele des gefallenen Edlen — das Gefühl der Ehre niederdrücken?

Hier wären die Anstalten, welche fromme Schwärmerei zu einer unnatürlichen Absicht erfand, vielleicht die zweckmäßigsten. Der Aufenthalt eines Klosters, die Entfernung von dem Getümmel der Welt, der Umgang mit guten Menschen würde das kranke Herz heilen: in der Einsamkeit kommt man so leicht zur Selbsterkenntnis, die äussere Eindrücke verlieren sich, der Aufruhr der empörten Sinne wird nach und nach gestillt — die Leidenschaften schweigen — man zieht sich in sich selbst zurück, und kömmt sich selbst näher, was immer der wichtigste Schritt zur Besserung ist.

Freilich haben die Strafgesetze noch eine andere Absicht — ein warnendes Beispiel für andere zu geben. Aber der unglückliche Verbrecher braucht nur eines ruhigen Augenblickes, um zu sich selbst und zur Tugend zurük zu kehren, und der Bösewicht — ist es auch mitten unter den Beispielen von der Strenge der Gesetze. Wer einmal die Stimme der Natur — das sympathetische Gefühl in sich erstickt hat, bei dem sind Herz und Geist in eine gewisse Dumpfheit gehüllt, seine Besinnungskraft ist zerrüttet, jeder Eindruck gleitet nur leicht an seiner Seele vorüber, er handelt instinktmäßig — seine Freiheit ist verlohren. Bösewichter von der Art sind Seelenkranke: sie können vielleicht nicht ganz geheilt werden, ihr Nerv ist durchschnitten — doch auch hier wird es Pflicht, wenigstens zu versuchen, was Zeit, Beschäftigung, bessere Gegenstände und Eindrücke zu thun vermögen.

Es scheint nicht ganz ungegründet, was einige Beobachter sagen, daß bei einem schwachen, durch Luxus entnervten Volke die Todesstrafen durchaus nothwendig seyen, denn Weichlinge kennen kein größeres Uebel, als den Tod, den der rohe, uncultivirte Barbar verachtet, und doch? wenn Furcht die Menschen abhalten kann von Ausschweifungen und Verbrechen warum sollte es die Furcht vor einem mühseeligen Leben, vor Verachtung, Elend und Schande weniger, als die Furcht vor dem Tode? Kommt der Mensch so weit, daß er die Hand ausstreckt, ein Verbrechen zu begehen, so verschlingt entweder in diesem Augenblicke eine herrschende Leidenschaft jede andere Vorstellung in ihm, oder er täuscht sich mit der Hofnung, den Folgen seiner Handlung zu entgehen, oder er hat Muth genug, diese Folgen zu tragen: In jeglichem dieser drei Fälle wird die

Todesstrafe nicht mehr als jede andre Strafe auf seine Vorstellung wirken.

Der Mensch ist von Natur weder gut noch bös; Umstände machen ihn zu Engel oder Teufel — die mehresten stehen auf der Mittellinie zwischen beiden! Wie mancher Richter, der über den Verbrecher kalt und fühllos nach dem Buchstaben des Gesetzes richtet, würde an seiner Stelle — mit demselben Temperamente, mit demselben Ueberschwunge der Leidenschaft eben so gehandelt haben?

Wie oft sind es die ersten Jugendeindrücke, wie oft die Launen unserer Ammen und Hofmeister, die uns in späten Jahren zu unmoralischen Handlungen bestimmen! Wie wenig Freiheit bleibt dem Menschen, wenn man die Beschaffenheit seines Blutes, den unwillkührlich erhaltenen Vorrath von Ideen, die Wirkungen einer weichlichen Erziehung, die Macht der dunklen Vorstellungen und noch hundert andre

Dinge, welche auf die Willensthätigkeit Einfluß haben, in Anschlag bringt!

Wir sind zu weit von der Natur abgewichen, als daß unsre Strafgesetze in den meisten Fällen auch nur gerecht seyn sollten.

Verbesserung der Sitten ist der große Punkt, auf den der Gesetzgeber sein Augenmerk zu richten hat. Lernten wir unsre Bedürfnisse verringern; Körper und Geist stärken durch Arbeitsamkeit und Wahrheit; kehrten wir wieder zurück zu der alten Einfalt und Unverdorbenheit der Sitten, von der Tacitus sagt, daß sie mehr bei unsern Vätern vermochten, als anderwärts die Gesetze; würde der Volkskarakter veredelt — wir könnten aller Strafgesetze entbehren.

Am Morgen.

Ein Tag liegt wieder vor mir — ein unbeschriebenes Blatt, das ich mit guten oder bösen Handlungen bezeichnen kann. Leer wird es nicht bleiben: denn wenn mir auch dieser Tag in Unthätigkeit entschlüpfte, so würd' ich einst darauf lesen: Du hast heute Menschenglück versäumt!

Es ist wenig an dem Leben. Einen Theil vertändeln wir als Kinder. Die Hälfte schwindet im Schlafe vorüber: Manche andre Stunde rauben uns Nothwendigkeit und Konventionen. Was bleibt also für uns selbst, wenn wir nicht mit jeder Minute geitzen? Wie oft hängt an einer einzigen Minute das Glück oder Unglück von Tagen und Jahren!

Ich werfe mich in den Wirbel des Vergnügens, und komme verstimmt zurück

zu meinen Geschäften; ich tändle die Stunden weg, und mit ihnen entflieht manche glückliche Idee zur Beförderung des allgemeinen Wohls, auf die mich Nachdenken und Umsehen in Geschäften geleitet hätte. Jeder meiner Unterthanen darf mir diese verlorne Stunde aprechnen, denn sie gehört ihm durch einen heiligen Vertrag!

Die ganze Natur geht fort in ununterbrochener Thätigkeit! Wenn der Geist einmal schlummerte, der ihre ewigen Kräfte in Bewegung setzt, welche nachtheiligen Folgen würden daraus entstehen! Folgen, die eine verdoppelte Wirksamkeit nicht mehr verbessern könnte. Und ist es anders in dem Triebwerk der Staaten? Wer nicht vorwärts geht, geht zurücke! Wer stehen bleibt auf dem Weg zum Ziele, verliert immer, denn er muß alsdann seine Kräfte überspannen, und dies giebt Erschlaffung — Eine Lehre, die Könige nie vergessen sollten!

Dieſer Tag ſey mir nicht verlohren! Ich will genau meine Zeit abwägen, ſie gehört nicht mir, ſondern meinem Volke. Die Etiquette hat weniger Anſprüche darauf, als der ärmſte meiner Unterthanen. Die rauſchenden Vergnügungen des Hofs gehen mich nichts an; mein Vergnügen liegt in der Erfüllung meiner Pflichten. Die Vorſicht hat mich über Millionen meiner Brüder erhoben; es iſt alſo billig, daß ich ihre Wahl rechtfertige. Wer den Gipfel des Felſen erſteigen will, darf nicht unter den Blumen des Thals weilen: wer nicht Muth hat zu entſagen, der iſt auch nicht werth zu herrſchen.

Die Augenblicke gehen langſamer vorüber, wenn man ſie zu dem Glücke Andere verwendet: man ſieht ihnen nach, ohne Reue, ohne den marternden Wunſch, ſie zurückfordern zu können!

Wer die Zeit mit Thaten bezeichnet, dem gelingt es gewiſſermaßen, ſie in ihrem

Fluge festzuhalten. Süße Erinnerung schwebt um die Denkmale menschlicher Glückseeligkeit.

Am Abend.

Mein Tagewerk ist vollbracht — wie beruhigend ist es, darauf hinzusehen, wie süß ist es, von Wohlthun auszuruhen, wie erquickend ist der Schlummer, der mich bei dem Bewußtseyn überfällt, daß ihn Millionen durch mich auch ruhig genieſſen.

Wie fürchterlich muß der Schlaf eines Tyrannen seyn! Seine Phantasie zeigt ihm die Bilder von Elend und Verzweiflung! Er hört das Jammern der gekränkten Unschuld, deren Blüte er zerstöhrte, hört die Seufzer des Weisen, der im dunklen Kerker schmachtet, das Aechzen

verlaßener Waiſen, die umſonſt Schutz von ihm flehen, das Stöhnen der Sterbenden die auf dem Schlachtfelde für ſeinen Ehrgeitz bluteten: umſonſt wirft er ſich in die Arme der Wolluſt, um die Stimme ſeines Gewiſſens zu betäuben; es iſt nirgends Ruhe für den, der ſie nicht in ſich ſelbſt finden kann — Phantome quälen ihn in Träumen; er erwacht in ſchrecklicher Erſchlaffung.

Wohl mir, daß dies Bild nicht das Meinige iſt!

Ich kann mir, ich kann dir, Allſehender! Rechenſchaft geben von dieſem Tage, ohne zu erröthen, ſo wie ich ſie einſt zu geben hoffe am Ende meiner Laufbahn. Ich kann mich ruhig in die Arme des Schlafs werfen, denn für mich wacht die Liebe meiner Unterthanen.

Mein Beſtreben ſey — am Ende jedes Tags, der noch für mich in dem Buche

des Schicksaals aufgezeichnet ist, sagen zu können: Ich habe ihn gelebt!

Vor der Tafel.

Mäßigkeit sey die Gefährtin meines Lebens, bei jeglichem Genusse.

Der Weise nimmt sparsam die Gaben aus den Händen der Natur, und ist glücklich! Der Schwelger ruft die Kunst zu Hülfe, und darbt mitten im Ueberflusse.

Ich kann den Saft von beiden Indien auf meine Tafel setzen lassen, die Nester von Cochinchina, und den Trank der am Vorgebürge der Hofnung reift: Aber würden sich nicht in die goldenen Pokale die Thränen meiner Unterthanen mischen? Würde ich nicht den Luxus durch schädliches Beispiel befördern?

Wohl gab es Fürsten, die — um den Gaumen von Weichlingen zu befriedigen,

ihren Unterthanen kaum Brod und Wasser übrig liessen; die ihres Landes kraftvolle Jugend — verkauften, und ausländische Gewächse — mit Menschen bezahlten. — Aber von ihnen wendet die Menschheit ihr thänendes Aug weg, und ein schwarzer Strich bezeichnet ihren Namen in der Geschichte.

Der sinnliche Mensch ist nie der Entsagung fähig, die sich Fürsten oft gefallen lassen müssen, wenn sie das Glück der ihrigen am Herzen tragen; er ist nie großer Unternehmungen fähig, und selbst seine Tugenden tragen den Stempel seiner Schwäche.

Ein Volk wird weichlich wenn es seine Könige sind, und ein weichliches Volk ist eine Horde von Sklaven. Darum führte Xerxes einst bei den Babiloniern Ueppigkeit und Weichheit der Sitten ein, um sie ganz zu zernichten: ein nüchternes Volk wäre auch in Ketten frei gewesen.

Auch hierin sey Friedrich II. mein Vorbild! Er der in dem Laufe eines mühevollen Kriegs oft Brod und Wasser mit dem Soldaten theilte, der vielleicht darum nur Herr seiner Leidenschaften war, weil er mäßig lebte!

Auch bin ich ja nicht berechtiget die Schätze meiner Unterthanen zu vergeuden: weiser Gebrauch ist alles, was mir verstattet ist. Und sind sie glücklich, muß der Landmann das Feld nicht für andre bestellen, und selbst darben; hat der Bürger so viel, um den Armen nicht weinend von sich gehen zu lassen; lebt der größte Theil meiner Untergebenen in jener glücklichen Mittelmäßigkeit, die gleich entfernt ist von Ueberfluß und Mangel, die vielleicht am zuträglichsten ist zu der Ruhe des Lebens: O dann werd ich auch beim sparsamsten Male zufrieden seyn.

Bei der Lektür der geheimen Briefe, der Briefe von Mirabeau, ꝛc.

Könige sollten die Stimme des Privatmannes nicht über sich richten lassen? — Sind sie mehr als Menschen? und steht nicht jedem seine Meynung frei über Dinge, die Menschenglück betreffen?

Die Zeiten sind nicht mehr, wo man es für nöthig hielt, einen Nimbus von Unfehlbarkeit um die Throne zu zaubern! Man darf es laut sagen, daß auch Könige Menschen sind, denen bisweilen etwas menschliches unterlauft. Sie gewinnen hierbei; denn der Mensch ist dem Menschen näher, als dem Halbgotte, und ist nachsichtiger gegen seine Fehler.

Sey's, daß mitunter gar seltsame und schiefe Urtheile herauskommen, daß Mirabeaus über Dingen sprechen, die sie nicht verstehen, und Handlungen tadeln, deren

Beziehungen sie nicht einzusehen vermögen: Die Wahrheit gewinnt durch Widerspruch, und keine Lüge kann bestehen, wenn gegentheilige Folgen eintreten.

Wie leicht kann der Schmähungen anhören, den sein Bewußtseyn schützt! Vertheidigung wäre hier gegen seine Würde — er wandelt fort bis zum Ziele, und hinterläßt seine Rechtfertigung in seinen Thaten. Die Apologie der Fürsten ist die Geschichte! Wenn er selbst nicht mehr ist, wenn die Schmeichelei verstummt, und die Scheelsucht ihre Blicke auf andre Gegenstände heftet, denn tritt die Wahrheit hervor, und wiegt Handlungen nach ihrem innern Gehalte, forscht nach dem Zusammenhange der Dinge, und trennt oft das weit, was dem Kurzsichtigen Ursache und Wirkung geschienen hatte. Zwar könnt' ich die öffentliche Stimme unterdrücken, mit einem Federzug die Publizität zernichten! Doch dies hiesse ja gerade bestätigen, was hier

und da misvergnügte, oder kurzsichtige, oder bestochene Tadler sagen. Und würden sie nicht immer im Verborgenen Wege finden, ihre Meynungen auszustreuen? Und kann ich auch über das innere Urtheil gebiethen? Kann ich der Stimme des Herzens zu schweigen befehlen?

Könige müssen sich der öffentlichen Prüfung unterwerfen, denn jeder aus dem Volke hat ein Recht an sie, steht mit ihnen im unmittelbaren Verhältnisse. Und warum sollte auch der Bürger geduldig zusehen, wenn der Fürst schwelgt in den Schätzen des Landes? wenn er dem Vergnügen nachjagt, und die Sorge für das Wohl des Unterthans feilen Miethlingen überläßt? wenn er muthwillig den Vertrag zerbricht, statt der Schützer des Landes zu werden, sein Tyrann wird. Wenn Pfaffen und Maitressen ihn beherrschen, und das Mark seines Landes aufzehren? Der Fürst ist es ja nur, weil der Un-

Lerthan es will! Jene Zeiten sind nicht mehr, wo man Könige als Abkömmlinge höherer Wesen ansah, wo die Schmeichelei sie vergötterte, und Dummheit ihnen den Rücken zum Fußschemel darbot! Sie waren zu sehr Menschen, als daß man sie lange für Götter hätte ansehen können. Unstreitig ist dies Gewinn für uns! Man begreift nun auch, daß wir bei dem besten Willen nicht immer das Beste wirken können, man rechnet uns unsere Tugenden höher an, und übersieht nachsichtsvoll unsere Schwächen. Wir sind gewisser der Liebe unsres Volkes, denn der Mensch schmiegt sich lieber an den Menschen an, als an den Halbgott.

Mensch bin auch ich! O daß ich nie mehr und nie weniger seyn möchte! alle Lästerungen müssen verstummen wenn einst die Geschichte unter meinen Namen schreibt: — Ein Fürst, der Mensch war!

Bei Gelegenheit des einreiſſenden Luxus.

Leider iſt die Aufklärung unſrer Tage nicht viel mehr, als verfeinerte Sinnlichkeit. Wir ſind zu weit von der Natur abgekommen, um weiſe zu ſeyn, um Geſchmack zu finden an Einfalt und Wahrheit. Es vermehren ſich täglich die Bedürfniſſe, und täglich ſteigt auch das Verderbnis der Sitten. Nur das Volk iſt ganz glücklich, das ſich einſchränkt auf ſeinen mütterlichen Boden, das nicht mehr fordert, als die Natur ihm freiwillig darbiethet, daß wie durch eine Scheidewand getrennt lebt von der übrigen Welt.

Der Handelsgeiſt reißt dieſe Scheidewand nieder — durch den Verkehr mit fremden Völkern vermiſchen ſich die Sitten; mit den Produkten des Auslandes werden nicht ſelten auch ſeine Laſter eingeführt;

man lernt Bedürfnisse kennen, deren Befriedigung weich und entnervt macht, und Manchem, der sonst in glücklicher Einfalt und Nüchternheit lebte, seine ganze Zufriedenheit kostet.

Und doch ist bei der wachsenden Bevölkerung dieses allgemeine Treiben und Wirken nothwendig. Sollte indeß nur der Luxus stark genug seyn, das Rad der Thätigkeit im Umschwunge zu erhalten?

Ich erinnere mich, daß der alten Dichter einer bei Gelegenheit, wo seine Landsleute in einer ähnlichen Lage sich befanden, mit wenigen Worten dieses Problem gelöset habe.

„Luxus soll das Geld in Umlauf bringen, sagt er, soll die allgemeine Thätigkeit erhalten? Gut! Unterstüzt den Armen, der darbt; baut die Tempel der Götter, die im Schutte liegen; verschönert Wüsten, befördet nüzliche Unternehmungen!“

In der That — warum wollen wir die Erfindungen der Mode und Verfeinerung als Mittel brauchen, da das Mittel vielleicht ſchlimmer iſt, als das Uebel dem dadurch geſteuert werden ſoll? Erſchlaffung iſt die Folge, und ein weichliches, erſchlafftes Volk wird zuletzt auch ein unthätiges Volk. Wie leicht iſt es, der Geſchäftigkeit der Menge eine andere Richtung anzuweiſen! Wie viel iſt noch zu thun für die Verſchönerung der Erde, für das Wohl ihrer Bewohner! Wie manche Wüſte trauert noch, daß der Fleiß ihr nie ſich näherte, daß kein freundliches Grün ihren Boden deckt! Wie oft ſieht der Wanderer in mancher Gegend umſonſt nach einer Quelle, umſonſt nach einem Baume, der ihn ſchützte vor der Mittagsglut! Wie manches elternloſe Kind irrt umher ohne Ausſicht ohne Unterſtützung — in ihm geht ein nützlicher Bürger zu Grunde, noch glücklich, wenn nicht Verwahrloſung es zum

Bösewicht macht. Noch fehlt es an Zufluchtsörtern für gefallene Mädchen, wo sie sich — getrennt von der Welt und der Verführung — wieder erheben könnten zur Tugend! Noch giebt es keine Stätte für den Unglücklichen, der abgeschieden von Menschen keine Forderungen mehr macht an die Welt und das Glück; der verstimmt ist für alle Freuden des Lebens, und den letzten Rest seiner Tage in stiller Entfernung hintrauern möchte. Kunst und Wissenschaft haben noch mit Nahrungssorgen zu kämpfen; so manche wohlthätige Einrichtung ist noch frommer Wunsch. — Hier lassen sich Millionen anwenden, hier lassen sich die Hände von Millionen beschäftigen — diese Thätigkeit ist edel, denn sie befördert Menschenglück.

Der Luxus zerstöhrt immer! Selbst aus ländlichen Hütten verdrängt er Unschuld und Einfalt der Sitten. Aufklärung baut auf, durch sie will ich jenen zu ver-

drängen ſuchen. Sie wird mein Volk aufwecken aus dem dumpfen Schlafe, in den es Abſpannung der Sinne verſetzte, ſie wird den Bürger nützliche Thätigkeit lehren, nützliche Verwendung ſeiner Schätze. Sie allein kann den Nerv für Größe und Wahrheit ſtählen, kann uns wieder zurückführen auf die Wege der Natur, von denen Verfeinerung ablockt. Sie allein lehrt ein Volk glücklich ſeyn, indem es daſſelbe Nüchternheit und Mäßigkeit lehrt.

Betrachtungen über Aufklärung.

Aufklärung heißt die Einsicht in den wahren Werth der Dinge. Sie ist dem Staate unentbehrlich, der das lautere Glück seiner Bewohner zur Absicht hat. Schon die Geschichte predigt diese Lehre. Was war Deutschland, da man noch vor Roms Bannflüchen zitterte, und vor den Gerippen frommer Schwärmer die Kniee beugte? Deutschlands kernhafte Jugend wanderte aus zu Kreuzzügen, und sengte und plünderte um Gotteswillen, und kam zurück siech und entnervt, in der Begleitung fremder Laster! Mangel an Aufklärung erzeugte das Faustrecht, unter den Ferdinanden die Liga, und reißte Deutschlands Söhne, zu wühlen im Eingeweide des Mutterlandes! Unbegraben lagen die Gebeine des Guten Heinrich IV. weil ein gewinnsüchtiger Priester ihm ge-

flucht hatte, der Sohn zerriß die heiligen Bande der Natur zwischen sich und seinem Vater, weil ein Priester sich setzte an Gottes statt. Wozu brachte Aberglaube und Priesterherrschaft den Spanischen Philipp II? Flandern riß sich von ihm ab, und rächte die Grausamkeit des Henker Alba und seiner Diener, der Inquisitoren; selbst Potosis Minen und die Gruben von Chili erschöpften sich — er machte ein unglückliches Volk, und dafür flucht die Nachwelt seinem Andenken. Was ist Spanien noch jetzt, dieses Land, dem Natur und Glück so freundlich lächelten? Oed liegen seine Ländereien, der Fleiß trauert und flieht vor dem Rauche der Scheiterhaufen; der Garten, der unter dem weisen Olavid zu blühen anfing, ist nun wieder verwildert zur scheußlichen Wüste, und so stellt jedes Land, in dem Barbarei und Aberglaube herrschten, ein trauriges Bild ihrer Folgen — des Elendes und der Verwüstung

bar. Sollt' es noch eine Frage seyn: ob Aufklärung nützlich ist? Wie sicher sitzt der Fürst auf seinem Throne, wenn aufgeklärte Männer ihm zur Seite stehen, wenn der Bürger den Werth seiner Verhältnisse kennt? Wenn der Weise die Stimme laut erheben darf gegen Wahn und Dummheit? Freilich hat die Aufklärung ihre Grenzen. Es giebt wenige Wahrheiten, die allgemein faßlich, und allgemein nützlich sind, und nur solche gehören für den allgemeinen Umlauf. Nicht als ob für gewisse Wahrheiten ein Monopol statt haben könnte und müßte! Aber wozu dem Landmann etwas beibringen was er doch nicht ganz fassen kann, was auf sein Wohl keine Beziehung hat? Jeder Mensch hat seinen angewiesenen Wirkungskreis, wenn er diesen auszufüllen Versteht, wozu soll ihm alles übrige, und warum will man blöde Augen zwingen in ein Licht zu sehen, von dem sie noth-

wendig erblinden müssen? Wie oft grenzen Wahrheit und Irrthum aneinander, und der Schwache verliert sich unmerklich über die Grenze?

Nicht jede Täuschung ist zu verachten, wenn sie nicht auf unsre Glückseeligkeit nachtheiligen Einfluß hat. Es giebt einen Opuschen Betrug in der physischen Natur, der uns sehr wohl thut, warum sollte nicht das nehmliche in der moralischen statt haben?

Der Landmann, der die Sonne mit unbewaffnetem Auge sieht, als ein wohlthätiges Gestirn, das ihm leuchtet, ihn erwärmt, und die Früchte seines Feldes reift, hat unstreitig mehr Vergnügen an ihrem Anblick als der Astronom, dem sie als ein ungeheurer Körper erscheint, und der ihr Wärme und Einfluß abspricht. Fromme Einfalt ist oft die Pflegerin stiller, häußlicher Tugenden.

Es giebt hinwiedet Vorurtheile, an die sich eine Reihe von Wahrheiten anlehnt: nimmt man jene hinweg, so fallen diese zusammen. Hier ist weise Duldung nothwendig, eine Duldung die selbst der große Menschenlehrer empfiehlt, wenn er räth, das Unkraut stehen zu lassen, damit nicht der Waitzen zugleich ausgerissen werde.

Manche Wahrheiten sind zu stark für manche Menschenschulter, und wer von Jugend auf an das Gängelband gewöhnt ist, wird schwerlich stark und gerade gehen lernen im Alter. Dem Lahmen seine Krücken lassen, ist auch Aufklärung.

Klein ist das Gebiethe der Wahrheiten, groß jenes der Wahrscheinlichkeiten und Träume. Soll man hier dem anders denkenden Meynung für Meynung aufdringen?

Schon hieraus ergiebt sich, wie behutsam man bei der Aufklärung zu Werke gehen müsse. Eine übereilte Aufklärung ist oft gefährlicher, als Barbarei, und führt

oft zu jener hin. Wenn man einem Volke seine Irrthümer nimmt, ohne ihm zugleich etwas bessers dafür zu geben, so bleibt ihm gar nichts mehr übrig. Köhlerglaube und Unglaube grenzen dicht aneinander.

Jene Wahrheiten, die allgemein verbreitet werden müssen, sind leicht aufzufinden — es sind die allgemeine Mittel zur Glückseeligkeit. Zum Glücke für die Menschen hat diese der Schöpfer in jedes Menschenherz geschrieben. Religion gehört hierunter: sie bezeichnet die Verhältnisse zu unserm Schöpfer, sie hat Motive zur Erfüllung unserer Pflichten, die tief wirken. Das Schlimmste ist, daß gerade die erste Quelle der menschlichen Glückseeligkeit so sehr getrübt, mit dem Schlamme vieler Jahrhunderte so tief angefüllet ist. Leider ist es einmal so, daß die Mittel, welche Menschenwohl zu befördern, die geschicktesten sind, am leichtesten mißbraucht werden können. Der Polytheismus

hat in Griechenland und Rom das Unheil nicht angerichtet, was die Christliche Schwärmerei seit achtzehnhundert Jahren in allen Welttheilen. Wer erkennt Christus noch in Dominiks Lehren, und in Hildebrands Bannflüchen? Wer findet ihn nur noch in den Systemen der Theologen? Sie wollten mehr wissen, als Christus, darum kommentirten und verdrehten sie seine Lehre, und sie wußten in der That mehr! denn von den dogmatischen Problemen und mystischen Andächteleien findet man nichts bei ihm. Er predigte Liebe, und sie errichteten Scheiterhaufen, er hieß die Pflichten seines Standes erfüllen, und sie zählten davon los, er zeigte den Weg zum Himmel, und sie schlossen den zur Hölle auf — aber er kam auch, um Menschen glücklich zu machen, und sie lehren aus Eigennuß.

Hier aufklären ist vielleicht mehr, als Menschenkräfte vermögen. Zum Glück

ſiegt der Comentar zu Chriſtus Lehre in dem Herzen eines jeden, ſein Pfad iſt der Pfad der Natur und Wahrheit. Wenn die Menſchen nur wieder ſo weit ſind, daß ſie den wahren Werth der Dinge von dem verabredeten, eingebildeten, zu unterſcheiden vermögen, dann werden ſie von ſelbſt Chriſtus einfältige Weißheit wieder finden, werden fühlen den Troſt, den er verheißt, die Beruhigung, die aus ſeinen Grundſätzen fließt — jedes Vorurtheil wird zerſtieben, und hell und unbefleckt wird die Wahrheit in neugebohrnem Glanze ſtrahlen.

Bei Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes.

Die öffentlichen Gottesverehrungen gehören zwar nicht zum Wesentlichen der Religion, aber ihr Einfluß auf den Volkskarakter ist zu beträchtlich, als daß sie nicht alle Aufmerksamkeit verdienen sollten. Hier allein behauptet noch die Redekunst ihre Wirksamkeit auf das menschliche Herz, bringt nüzliche Wahrheiten in Umlauf, und entwickelt den Keim mancher güten Empfindung: Hier dünkt man sich der Gottheit um so viel näher, und fühlt sich besser in ihrer Gegenwart: hier fallen die Unterschiede des Standes und der Erziehung weg, die Menschen denken sich eine Familie die versammelt ist um ihren Vater, ihre Herzen öffnen sich der Liebe und dem Wohlwollen — ein festeres Band knüpft sie zusam-

men, sie kehren zurück mit dieser Stimmung, die sich noch in dem thätigen Leben fort erhält, und jenen schönen Einklang hervorbringt, der die Basis der allgemeinen Glückseeligkeit ausmacht.

Auch dem Fürsten ist es Pflicht, den öffentlichen Gottesverehrungen beizuwohnen — theils um des Beispiels willen, theils auch, weil dies ein Mittel ist, das Zutrauen seines Volkes zu vermehren. Er schließt sich hier näher an an seine Unterthanen, zeigt, daß er seine Abhängigkeit von einem höhern Wesen fühle, daß er die Wichtigkeit seiner Pflichten kenne, daß ihm ihre Ausübung heilig seye.

Freilich hat der öffentliche Gottesdienst das mehreste von seinem Einflusse verlohren. Die Frivolität unserer Tage äussert sich auch darinn, daß sie gegen alles gleichgültig macht, was auf das Wesen oder die Form der Religion irgend eine Beziehung hat. Die Besuchung einer Predigt gehört

unter die alten Moden: der läuft Gefahr lächerlich zu werden, der sie noch mitzumachen wagt. Der kleine Theil, der von diesem Ton nicht angesteckt ist, der sein Herz rein und unverstimmt erhalten hat, der aber dabei etwas heller sieht, läßt sich durch den liturgischen Theaterputz abschrecken, mit dem Eigennutz und Aberglaube die Gottesverehrungen noch allenthalben umhängen. Die ersten wird mein Beispiel leiten, für die letztern wäre Verbesserung des innern und äussern Gottesdienstes hinreichend, sie zum Besuche desselben aufzumuntern, so wie diese Verbesserung überhaupt nothwendig ist, wenn der Zweck der Gottesverehrungen nicht ganz verlohren gehen soll.

Die Menschen sind nur zu sehr geneigt, die Form in der Religion für das Wesentliche derselben zu nehmen: vielleicht, weil der große Hause mehr von sinnlichen Eindrücken abhängt, vielleicht auch, weil

es bequemer ist, zu singen und zu beten, als — rechtschaffen zu handeln. Die Priester finden ihren Vortheil hierbei: dies ist der gerade Weg, um Schwärmer zu bilden, und Schwärmerei ist ein herrliches Gängelband, um Schwachköpfe zu leiten, wie und wohin man will.

Hier muß die Aufklärung mit ihrer wohlthätigen Verbesserung anfangen, denn hier liegt die Hauptquelle des menschlichen Elendes und der menschlichen Glückseligkeit. — So lange man Religion als Gelehrsamkeit behandelt, Christus Lehren verunstaltet mit Wörterkram und Spitzfündigkeiten der Schule, so lange mystische Schwärmerei für religiöses Gefühl gilt, und Glaube an symbolische Bücher für Christenthum: — so lange das Aeussere des Gottesdienstes Prunk ist, der die Sinne täuscht, und den großen Haufen auf unrichtige Vorstellungen von der Sache selbst bringt, so lange — ist das Ganze

mehr schädlich als nützlich. Weise Maasregeln können diesem Uebelstande nach und nach abhelfen. Religion soll nichts anders seyn, als reine Glückseeligkeitslehre! Dies ist Christus Religion vor allen andern: ihr Trost stammt vom Himmel, ihre Grundsätze sind wohlthätig und erwärmend. Wenn die Priester durchdrungen sind von ihrem Geist, von dem Geiste ihres Lehrers, wenn sie nicht mehr zu Problemen des Verstandes machen, was für das Herz gehört, nicht Glauben predigen für Handlung, nicht Spitzfindigkeiten für Tugend: wenn sie als Menschen zu Menschen sprechen, verzicht thun auf ein Richteramt, welches sie so lange usurpirten, wenn sie nicht mehr die nachgemachten Schlüssel zum Himmel und zur Hölle vorzeigen und Hypotheken auf ein Reich ausstellen, das unter die terras incognitas gehört: wenn sie das durch ihr Leben bestätigen, was ihr Mund lehrt: — wenn auch das

Aeuſſere geſchickt iſt, innere Empfindungen zu erregen, und zu unterhalten; mit einem Wort: wenn man lernt Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbethen, dann iſt Gottesverehrung würdig des Schöpfers, würdig aufgeklärter Menſchen, dann iſt ſie, was ſie ſeyn ſoll, Quelle von Zufriedenheit. Sie zu dieſer reinen Höhe zu erheben, ſey mein Beſtreben! dann wird der frivole Weltmann wider willen ſich durchdrungen fühlen von ihrem Werthe, und der Weiſe nicht mehr mit Unmuth und Bedauren die Stätte verlaſſen, die man bis jetzt noch meiſtens mit heiligen Poſſenſpielen entehrt.

Bei Gelegenheit der Verschönerung einiger Gegenden.

Es ist Pflicht eines guten Vates, für das Vergnügen seiner Kinder zu sorgen. Dies thut der Vater der Menschen in seiner Schöpfung! Jedem Geschöpfe hat er seinen Theil von Freuden zugemessen, und den Menschen ohne Unterschied! Für den Armen, wie für den Reichen schmückt sich die Natur, beiden bringt der Baum seine Früchte, beide erfrischt des Abends Kühle, erquickt der Duft der Blume — die Sonne geht auf für Alle, und der Mond scheint durch die Bäume des Landmanns, wie in den Pallast des Königs.

Auch meine Pflicht heischt es, für das Vergnügen meiner Unterthanen ohne Unterschied zu sorgen. Tausende haben keinen eignen Schatten, der sie aufnimmt in der Schwüle des Tages, wo sie wandeln kön-

nen an friedlichen Abenden: ich kann mit geringen Summen Schattengänge aus der Sandwüste rufen, und Lauben pflanzen lassen, und Quellen leiten wo der müde Wanderer sich erfrische, wo der Freund mit dem Freunde ausruhe von dem Geschäfte des Tags, wo Scherz und Geselligkeit wohne, und die Menschen einander näher bringe.

Welch ein süsser Anblick ist es, das Gewühl von tausend frohen Menschen zu sehen, die sich freuen ihres Daseyns, und sich dabei sagen zu können — dieses Vergnügen ist mit mein Werk!

Die Verschönerung öffentlicher Plätze und Gegenden hat noch andre grose Vortheile. Die reine Luft die hier wehet, stärkt Geist und Nerv, und erhöht das Gefühl für die Schönheiten der Natur. Der Mensch, der die Natur liebt, der gern in stillen Schatten wandelt, und auf blühenden Fluren, gern das Gesumm

und Gezwischer hört, und dem Weben im Dorugeniſie zuſieht, und da ahndet den Geiſt des Allſehenden und Allwirkenden — dieſer Menſch hat auch ein Herz, das für Menſchenglück ſchlägt, er liebt Einfalt und Wahrheit. Ueberhaupt macht der Hinblick auf die Natur die Menſchen ſanfter, gefühlvoller, duldſamer; er mildert ihre Sitten und ihre Leidenſchaften, und macht ſie empfänglich für die Vergnügungen der feinern Sinne.

Auch dem Fremden der zum Erſtenmale ein Land betritt, iſt der Anblick der verſchönerten Gegenden ein Beweis, daß da Geſchmack und Freiheit herrſche, ſo wie öde, verwilderte Gegenden ihn auf Deſpotismus und Mangel an Kultur ſchließen laſſen —

Und wie wenig koſten nicht dieſe Vortheile! — Sie koſten mir wohl gar nichts, denn die Schätze des Landes ſind nicht mein Eigenthum! Ich bin verbunden, ſie gut

zu verwenden, und wie könnt' ich dies beſſer, als indem ich dadurch das reelle Vergnügen meiner Unterthanen beförderte.

Betrachtungen über den Krieg.

Auch der gerechteſte Krieg kann nie ſo viel Gutes hervorbringen, als er nothwendig Uebels ſtiftet; auch der gerechteſte Krieg zerſtöhrt die Glückſeeligkeit eines Landes und verderbt die Sitten ſeiner Bewohner.

Wehe dem Volke, deſſen Fürſt vom Eroberungsgeiſte beſeelt iſt! Seine Herrſchaft iſt glänzend von auſſen, drückend von innen! die kraftvolle Jugend des Landes ſtirbt auf dem Schlachtfelde, Städte und Dörfer werden zu Schutthaufen, blühende Fluren zu Wüſten! Jahrhunderte

vermögen nicht, die durch Kriege geschwächte Kraft eines Landes wieder herzustellen — noch blutet Schweden an den Wunden welche der XII Karl ihm schlug, noch stehet Deutschland durch seine Religionskriege um einige Stufen tiefer auf der Leiter der Kultur. Es ist größer, Tausende in Ruhe und Eintracht glücklich erhalten, als Millionen sich unterwerfen, und das Blut von Tausenden verspritzen.

Wehe dem Fürsten, der seine Trophäen auf Gräbern errichtet! Ihn wird das Röcheln der Sterbenden aufwecken in schauerlichen Nächten, Verzweiflung wird ihn ergreiffen, wenn seine letzte Stunde naht, und der Richter über Könige das ihm anvertraute Glück von Millionen von seinen Händen fordert! Selbst der Ruhm wird ihm nicht werden bei der Nachwelt, um dessentwillen er das Schwert ergriff — die Menschheit steht weinend an dem Grabstein eines Eroberers, und die Geschichte

ſchreibet die Namen eines Alexanders, Ludwigs XIV. und Karls XII zu den Namen der Neronen und Donquiſchotten.

Noch unglücklicher iſt jenes Land, deſſen Fürſt — zu feig, oder zu ſchwach, ſelbſt Krieg zu führen, ſeine Unterthanen an fremde Herrſchgier verkauft — Menſchen, die durch einen heiligen Vertrag ihr Glück ſeinen Händen vertrauten, die es berechtigt ſind, ihre Freiheit — nicht als Geſchenk, ſondern als Eigenthum von ihm zu fordern. Es iſt eine Schande für Deutſchland, für deſſen Freiheit neulich ein heiliger Bund errichtet ward, daß noch in unſern Tagen ſeiner Fürſten einer es wagen darf, die Rechte der Menſchheit zu zerreiſſen, das Glück ſeines Volkes für fremdes Geld hinzugeben, und die Söhne ſeines Landes zu verkaufen, wie ſeine Rinder. Warlich der Genius von Deutſchland muß traurend auf ſolche Szenen niederblicken, und der Ausländer findet dadurch ſeinen Vorwurf gerechtfer-

tigt, wenn er uns ſagt: der Deutſche verkauft ſich ſelbſt für Gold.

Freilich giebt es ſo manchen Fall, wo auch der menſchlichſte Fürſt gezwungen iſt, die Waffen zu ergreiffen — die Verfaſſung von Europa iſt ſo beſchaffen, daß die geringſte Veränderung der politiſchen Verhältniſſe für die Ruhe eines Staats gefährlich werden kann. Oft ſchon — ſeit Karl dem Großen träumten Eroberer von einer Univerſalmonarchie — der Umſchwung einer ſo ungeheuren Maſſe würde das Glück der Unterthanen zermalmen. — In ſolchen Fällen iſt es Pflicht für den Schwachen zu ſtehen, ſeine eignen Rechte und die Rechte verbrüderter Völker zu ſchützen.

In ſolchen Fällen ſtellte ſich Friedrich II. an die Spitze ſeines Heers, und darum nennt die Geſchichte ſeinen Namen nicht unter den Eroberern, ſondern unter den Wohlthätern der Menſchheit! Er zerriß die Feſſel, die von Norden und Süden aus

bereitet wurde, und seine Lorbeeren waren nicht befleckt mit dem Blute der Unschuldigen. — So stritt einst Hermann für Vaterland und Freiheit, so Gustav Adolf gegen Ferdinands Despotismus. An ihren Bildern wird nie ein Eroberer weinen, aber dankbar wird der Patriot ihre Asche segnen, und der Weise mit Ehrfurcht weilen an ihren Denkmalen.

Wenn die gekränkten Rechte der Natur und der Menschheit mich fordern, dann — aber nicht eher — will auch ich das Schlachtfeld aufsuchen, nicht um Lorbeern zu brechen, nicht um meine Länder zu erweitern, sondern um Gerechtigkeit zu üben: darum gab der Ewige die Macht in unsre Hände, damit wir sie der Gewalt entgegen stellen und die Wehrlosen schützen sollen.

Freilich ist es immer weiser, durch Politik die Ruhe zu erhalten, als sie durch Kriege herzustellen: denn die Folgen des

lezztern sind zu schrecklich. Es ist nicht allein der Verlust an Menschen, es sind nicht blos die verwüsteten Saaten des Landsmanns, seine rauchenden Wohnungen die den Menschenfreund davon zurückschaudern machen; schrecklicher noch sind die moralischen Uebel, welche ihn begleiten. Was Frankreichs Krieger einst zerstöhrten, ist wieder aufgeblüht; sie selbst drängte Ferdinands *) mächtiger Arm in ihre Grenzen zurück: aber noch schleicht da und dort das Gift ihrer Sitten, noch leiden wir an der Weichlichkeit und Entnervung, die sie zurückliessen, noch pflanzen sich die Laster fort, die sie unserm Blute einprosten. —

Diese Vorstellungen müssen mich leiten, wenn Nothwendigkeit oder Launen mich je reitzen sollten, das Schwert zu ergreifen! Gerne will ich auf den Namen eines Helden verzicht thun, und mich mit dem schönern Titel — eines Vaters meines Volkes begnügen.

*) Von Braunschweig.

Bei Vertheilung einiger Geldsummen in die Provinzen.

Ein König ist reich, wenn sein Volk es ist, und er sollte nie mehr von ihm zur Abgabe nehmen, als er zu seinen Bedürfnissen braucht. Das Uebrige ist ein Schatz, der dem Staate gehört, und verwendet werden muß zum Wohl desselben. Verschwendung ist doppelt schändlich an einem Fürsten, theils wegen des Beispiels, theils und hauptsächlich, weil er das Eigenthum eines Andern (des Staates) verschwendet. Eine Sünde, die sich so manche zu Schulden kommen lassen! — Wie oft werden Tausende hingeworfen an Günstlinge und Maitressen, wie oft sprudelt der Reichthum einer Provinz in den Bechern an der Tafel, oder fliegt auf in einem Feuerwerke — Neue Auflagen beschweren das Land, und der Unterthan hat oft kein Brod und Wasser übrig, um sein mühevolles Daseyn

fortzuſchleppen — und wofür? um das erarbeiten zu können mit ſeinem Schweiße, was am Hofe in ſchwelgeriſcher Ueppigkeit verzehrt wird. Leider hat auch Deutſchland ſeine Beiſpiele! darum wandern Tauſende aus von ihrem mütterlichen Boden, und ſuchen unter einem fremden Himmel Sicherheit des Eigenthums und ruhigen Genus ihres Erwerbes! darum gährt da und dort der Bürgerhaß ſo ſchrecklich auf gegen den Deſpotendruck!

Ich will nicht in dieſe Reihe gehören! Hier ſind Millionen, die ich verwenden könnte zu üppiger Luſt; aber ich will mir damit ein höheres Vergnügen erkaufen — das Glück und die Liebe meiner Unterthanen. Ich will den Landmann unterſtützen, damit er ſeinen eignen Pflug auf das Feld führen kann, will dem Handwerker ſeinen Fleiß erleichtern, und die Armuth herausreiſſen aus der dumpfen Unthätigkeit, worinn ſie ſchmachtet. Dem Weiſen der

denkt und arbeitet für Menschenglück, will ich sein kümmerliches Leben erheitern — und auch mir werden Thränen fliessen, aber süsse Thränen, von Dankbarkeit geweint, die mein Andenken segnen.

Seyn, daß ich mir darum manches versagen muß! Menschenglück wird wolfeil erkauft, wenn man es mit einer handvoll Goldes erkaufen kann, und auch auf hartem Lager schläft's sich süß mit dem Bewußtseyn guter Thaten!

Wie erhebend ist der Anblick einer Menge, in deren Augen Thränen der Freude glänzen, deren froher Zuruf aus den Herzen kommt, die zum Himmel flehen um Seegen für ihren Wohlthäter! Ein solcher Augenblick ist es werth, daß man jedes schnöde sinnliche Vergnügen dafür hingiebt, ist es werth, daß man mit Aufopferung seiner Ruhe und seiner Kräfte — König ist.

Wie wenig müssen Fürsten, die ihre Unterthanen nur durch neue Auflagen an sich erinnern, dieser edlen Wonne fähig seyn? Wie wenig verdienen sie es, zu herrschen über andere, da sie nicht den Willen oder den Muth haben, sie glücklich zu machen!

Wehe ihnen! früh oder spät erwacht die Stimme des Gewissens, früh oder spät regt sich vielleicht in den Unterdrückten das Gefühl ihrer Rechte, sie stehen auf und fordern Rechenschaft von ihren Despoten. Wie elend ist der Fürst, der die Liebe seines Volkes nicht besitzt, dann bezahlt er zu theuer dieses Phantom von Hoheit und Ehre! Er wird seines Lebens nicht froh! Furcht vergällt den Becher, den die Schwelgerei ihm beut, und er sucht umsonst sich selbst zu entfliehen in dem Gewühle der Zerstreuung! Uns selbst können wir nie entfliehen, und wenn alles uns verläßt, bleiben wir uns. Schrecklich, wenn dann dieses Selbst verunstaltet ist,

wenn Körper und Geist siechen, wenn der Nerv fürs Gute und Schöne durchschnitten ist, wenn kein Gott mehr diese Wüste in uns umschaffen kann zum blühenden, fruchttragenden Garten — wenn wir die Hölle in uns selbst finden!

Ueber Günstlinge.

Fürsten haben selten Freunde, und können kaum welche haben, denn Freundschaft setzt Gleichheit des Standes voraus: sie stehen zu hoch, als daß sie den Freund zu sich hinaufziehen könnten, und sind meist zu sehr Fürsten, um sich zu ihm herabzulassen.

Der Freund findet in dem Freunde sein zweites Selbst: aber Fürsten scheinen zu einer ganz andern Gattung zu gehören; ihr Selbst muß sich gewissermassen mit dem Ganzen identificiren, das sie beherrschen:

Freunde leben sich selbst; Fürsten dürfen nur für Andre leben.

Und doch ist der Drang, Jemand zu haben, den man liebt, dem man seine geheimsten Empfindungen vertrauen kann, so sehr Bedürfniß der menschlichen Natur! Das Vergnügen, das man allein geniessen muß, ist nur halbes Vergnügen, und der Kummer drückt zwiefach, wenn ihn freundschaftliche Theilnahme nicht erleichtert.

Fürsten sollten Freunde haben, weil sie oft am unglücklichsten sind!

Zwar haben wir etwas, das ihre Stelle zu ersetzen scheint, aber auch nur scheint: — dies sind die Günstlinge — meist eine verächtliche Menschenklasse, die, wie Schmetterlinge, nur in der Sonnenluft des Hofes ausdauern, sich schmiegen nach unsern Launen und Verdauungen, Schmerz und Freude auf der Zunge tragen, aber nichts im Herzen.

Wehe dem schwachen Fürsten, der an solchen Geschöpfen hängt! Sie werden seine Schwächen ausspähen, ihn in ein Labyrinth von Ausschweifungen leiten, und sich ihm unentbehrlich machen, weil sie den Faden hiezu in der Hand haben. Sie lieben den Fürsten nicht, wie könnten sie sein wahres Wohl am Herzen tragen? Sie kennen nicht den Werth des edlen, freien Mannes, denn sie verdingen sich an fremde Leidenschaften und Grillen. Ist der Fürst im Begriff, eine Ungerechtigkeit zu begehen? sie werden sie als Tugend preisen. Will er sich an den Gesetzen vergreifen? sie werden ihn glauben machen, daß er über die Gesetze sey. Den schlummernden Funken der Leidenschaft werden sie zur Flamme anfachen, und fällt es ihm ein, tugendhaft zu seyn, so ist ihnen auch die Rolle des Heuchlers nicht zu verächtlich. Warum sollten sie auch anders handeln? Ihr höchster Zweck ist — ihr elendes Da-

seyn zu sichern, für sie ist kein unbeschriebenes Blatt in der Geschichte, ihr Name stirbt mit ihrer Existens.

Der Fürst büßt sogar für ihre Vergehungen. Sie kosten ihm die Liebe seines Volkes, und die Nachwelt schreibt das Böse, das sie begiengen, auf seine Rechnung. Und dies mit Recht! Wer schwach genug ist, sich von Andern gängeln zu lassen, der verdient nicht Herrscher zu seyn über Andre; und nur der Schwächling kann sich solchen Händen vertrauen.

Welcher Trost kann es einem Manne seyn, der sich fühlt, Geschöpfe um sich zu sehen, an denen jedes Gepräge abgeschliffen ist, die jeden Karakter haben, und gar keinen; bei denen man, wie bei dem angeschlagenen Saitenspiele, jeden entsprechenden Ton voraus weis?

Statt dieser Pagoden gieb mir, ewige Vorsicht! einen Menschen, der den König nicht braucht, und den Menschen in mir

schätzt; der Muth genug hat, seinem Charakter treu zu bleiben, mir zu widersprechen, und mich zurückzuziehen, wenn ich Gefahr laufe, auf Abwege zu gerathen: einen Menschen, den der Nimbus der Hoheit nicht blendet, und der des Flitters nicht bedarf, mit dem Könige lohnen, weil er innern Werth kennt und besitzt; einen Menschen, der Menschenglück am Herzen trägt, der thätig ist für Andre, ohne einen Beifall zu fordern, als den das eigne Bewußtseyn giebt. Dieser Mensch sey mein Freund, mein Schutzgeist auf dieser schwindlichten Höhe, auf welche die Vorsehung mich gestellt hat — und fern von mir sey das Heer der Schmeichler und Günstlinge!

Bei der Revüe.

Es ist traurig, daß nach der gegenwärtigen Verfassung von Europa so viele tausend nützliche Hände dem Staate entzogen werden müssen, daß so viele Tausende verzehren, ohne etwas zu erwerben. Dieses Uebel ist nothwendig und unabänderlich, so lange die Form der europäischen Verfassung — was der Himmel verhüten wolle! — nicht abgeändert wird. Aber ein zufälliges Uebel, welches hieraus für die Moralität entspringt, könnte vielleicht durch weise Vorkehrung gehoben werden.

Es ist ausgemacht, daß alle Gesetze — ohne eine allgemeine Sittenverbesserung wenig oder gar nichts taugen, und gerade der stehende Soldat ist es, der bei seinem Mangel an Beschäftigung das Verderbnis unter dem grosen Haufen immer mehr verbreiten hilft.

Diese grose Volksmasse besteht, zum Theile wenigstens, aus verwahrlosten Menschen, die, wie die Pflanze und das Thier — mechanisch und nach animalischen Trieben leben. Vaterlandsliebe und Freiheitssinn heben ihre Kräfte nicht mehr über die Schranken der Sinnlichkeit, denn Vaterland und Freiheit haben aufgehört zu seyn. Sie verdingen sich für Sold, und streiten — für die Launen der Könige. Von dergleichen Menschen hätten bei Termopülä nicht dreihundert gestanden gegen die ganze persische Macht, und hätten sich nicht dem gewissen Tode geweiht, damit Sparta frei seye bei schwarzem Brod und schwarzer Brühe.

Diese Menschensumme zu guten Menschen umzuschaffen, ist vielleicht Unmöglichkeit, und geht nur in Republiken an, wo man die stehenden Soldaten entbehren kann: aber sollt' es auch unmöglich seyn, ihnen einen allgemeinen Sinn

für gewisse Volkstugenden beizubringen, und sie so auf der Stufe der Kultur um ein wenig höher zu rücken? Die Beispiele ihrer Obern müßten hierin das meiste thun; Prediger könnten ebenfalls durch zweckmäsige Reden das ihrige beitragen, und auch Belohnungen für gute Handlungen würden nicht unzweckmäsig seyn. Gewisse allgemeine Feierlichkeiten und Feste müßten einen Menschenhaufen, der so sehr am Sinnlichen hängt, entschädigen für die niedrigern Ausschweifungen, und so, wie ihre Seelen die ersten Eindrücke eines edlern Vergnügens empfangen würden, müßte sich nothwendig die Anhänglichkeit an die Reizungen der gröbern Sinne vermindern — ein groser Schritt zur Veredlung des Volkskarakters!

Selbst das Schauspiel könnte hier seinen grosen Nutzen haben. Gute Handlungen machen mehr Wirkung, wenn sie gewissermassen vor unsern Augen sich zu-

tragen, und die Moral dringt tiefer, wenn sie in Gemälden aus dem Leben anschaulich wird. Eben so verlieren Thorheiten und Laster gar sehr, sobald sie ein Gegenstand des öffentlichen Spottes werden. Mancher Mensch will lieber ein Bösewicht als ein Thor scheinen.

Leicht würde es mir seyn, diese Ideen zu realisiren, und so einen Schritt mehr zur Verbreitung der moralischen Kultur und der davon abhängenden moralischen Glückseligkeit zu thun. Tausende, die jetzt sich von Ausschweifungen dahergehen, würden den Werth der edlern Lebensfreuden schätzen lernen: Tausende würden dem Tode fürs Vaterland als ihrer Bestimmung entgegensehen, dem sie jetzt in dumpfer Fühllosigkeit, aus Zwang, sich unterwerfen: Das Vaterland selbst würde nicht mehr erröthen dürfen, die Namen seiner Vertheidiger aufzubewahren,

wenn dieſe nur erſt würdig wären, ein Vaterland zu haben.

Ueber Politik.

Klugheit in der Wahl der Mittel zur Beförderung der innern und äuſſern Glückſeligkeit des Staates iſt Politik. Wahre Politik muß auf Moral gebaut ſeyn, denn ohne dieſe giebt es keine wahre Glückſeligkeit.

Wahre Politik räth nicht zur Erweiterung der Herrſchaft: denn es iſt gewiß, daß die extenſive Größe der Staaten nur Ausdehnung, die intenſive aber Dauer und Feſtigkeit giebt.

Sie räth nicht zu einer allgemeinen Gleichheit der Stände: der Fürſt würde ſonſt zu iſolirt ſtehen, und niemand würd' ihn hindern, wenn es ihm einfallen ſollte, den Deſpoten zu ſpielen.

Sie heißt, das Räderwerk der Regierung so sehr vereinfachen, als möglich, weil eine zusammengesetzte Maschine leichter stockt, und schwerer durchschaut wird; weil ihre Theile nicht rasch genug ineinander greifen, und das Ganze einen zu langsamen Gang geht.

Sie fordert nur wenig Gesetze, aber destomehr allgemeinen moralischen Sinn. — Jene gleichen den Arzneien, die nur für Kranke taugen; dieser der Diätetik, welche die Gesunden gesund erhält.

Wahre Politik ist ferne von Despotismus, denn sie hat das wahre Glück der Völker im Auge: Unterdrückung macht sklavisch; und Sklaverei indolent und unthätig.

Sie kennt keine Religion, als die Ausübung einer vernünftigen Sittenlehre, und keinen Katechismus, als den die Natur in jedes Menschenherz geschrieben hat.

Sie erhält das Volk nicht in Wahn und Dumpfheit des Geistes, denn nur ein aufgeklärtes Volk fühlt ganz den Werth der bürgerlichen Verhältnisse.

Verträge sind ihr heilig, auch wenn sie Uebermacht genug hat, dieselben zu brechen — ihr Grundpfeiler ist Gerechtigkeit.

Sie saugt nicht das Land aus, denn sie weis, daß der Stamm verdorren muß, dessen Wurzeln ausgetrocknet sind.

Sie hüllt ihre Grundsätze in keinen undurchdringlichen Nimbus, weil sie das Licht nicht zu scheuen braucht, und weil sie gerne dem Unterthan Rechenschaft giebt von ihrem Verhalten.

Sie verdrängt den nützlichen Bürger nicht, weil er den Schöpfer in keinem Tempel von Menschenhänden gemacht, anbetet, und schlägt den Weisen nicht in Fesseln, weil er die Wahrheit zu laut verkündigte.

Sie duldet keinen Staat in dem Staate, und trennt den Zweck der Religion nicht von dem der bürgerlichen Verfassung.

Verdienst ehrt und belohnt sie, wenn es auch im Linnenkittel verborgen ist, und straft das Verbrechen, ohne daß Band und Stern oder Anspruch auf ererbte Verdienste es schützen können.

Dies ist die wahre Politik, die unmittelbar darauf hinarbeitet, durch leichte, einfache Mittel den grosen Zweck der bürgerlichen Glückseligkeit zu erreichen.

Ueber politische Toleranz.

Es giebt in der bürgerlichen Gesellschaft gewisse Gebrechen, die eine weise Regierung schonen muß, weil ihre Hinwegräumung ein größres Uebel veranlassen würde, und hierin zeigt sich die politische Duldung.

Der Sittenlosigkeit kann nicht immer unmittelbar gesteuert werden, weil sonst die Sicherheit und Ruhe des häuslichen Lebens darunter leiden würde.

Es sollte einer weisen Regierung viel daran gelegen seyn, den Sinn für Familienglück zu verbreiten, denn eben dadurch wird die Pflege der geselligen Tugenden begünstiget: aber wie ist dies möglich, wenn jede Handlung, jede Empfindung belauscht, und oft zum Gespötte der Menge hervorgezogen wird? Wer kann die Treue des Weibes schützen

gegen Verführung, wenn dem Wüstling jeder andre Weg abgeschnitten wird, seine thierischen Triebe zu befriedigen?

Gesetzgeber, ihr thut nichts, wenn ihr nicht gute Sitten einführt! Ihr könnt die Unschuld gegen Gewalt schützen, aber Verführung ist die stärkste Gewalt, und gegen die besteht kein Gesetz!

Man gönne dem Trieb, der seine Reize verschwelgt in den Armen niedriger Buhlerinnen, gleichwol diese traurige Freiheit; Zwang wird sie nicht tugendhaft machen, und das Laster, das im Finstern schleicht, ist um so schrecklicher in seinen Wirkungen, da man ihm nicht entgegenarbeiten kann.

Eine andre Art von politischer Toleranz ist es, welche streifende Horden aufnimmt in die bürgerlichen Verhältnisse, und dem Vagabunden Heerd und Vaterland giebt. Und warum sollte man dies nicht? Durch ihren Fleis blühen oft die

den Steppen eines Landes auf, und ihre Fehler vermindern ſich in dem Maaſe, als ſie arbeitſam und nützlich werden. So wuchs einſt Rom, von Nomaden bevölkert, und die Beherrſcher der Welt, die Horatier und Scipionen, die Cornelien und Porcien waren Enkel von Räubern und Landſtreichern. Ein wildes Volk läßt ſich durch Weisheit lenken, und hier wird das Vorurtheil oft ein ehrwürdiges Werkzeug. Der weiſe Numa führte auf dieſe Art Religion und Sitten unter einem rohen Haufen ein, und wenn ihm gleich die Himmelstochter Egeria nicht wirklich erſchienen war, ſo wirkte doch der Glaube Zutrauen, und gab ſeinen Vorſchriften Wirkſamkeit.

Duldung iſt in der moraliſchen, wie in der phyſiſchen Welt nothwendig, nur muß die Duldung nicht ſo weit gehen, daß ſie erlaubt, Schierling zu pflanzen ſtatt geſunder Früchte. Wahrheit und Tugend

verbreiten sich nicht so schnell und ungehindert, wie die Lichtstrahlen. Sie müssen vorbereitet werden. Ein Garten, der Blumen tragen soll, muß erst gereinigt werden von seinen Dorngesträuchen, und oft kann man dem verwilderten Stamm selbst gesunde Schößlinge einpropfen. Weisheit heißt Vorurtheile zernichten, Weisheit heißt sie dulden, je nachdem es die Umstände fordern. Das geringe Uebel wird unter ihren Händen zur Wohlthat, weil es Gelegenheit zum höheren Guten giebt.

Ueber die Erziehung meiner Kinder.

Fürſtenkinder, ſagen Einige, ſollten nicht bei Hofe erzogen werden, weil in der Hofluft die Keime guter Empfindungen verdorren, weil ſie zu früh an Pracht und Ueppigkeit gewöhnt, zu wenig bekannt werden mit dem menſchlichen Elende. Etwas wahres liegt hierin allerdings!

Die Entfernung von den Laſtern und Thorheiten der groſſen Welt wäre wohl am füglichſten für die erſten Jahre der Kindheit zu empfehlen, wo der Menſch die erſten Eindrücke von den ihn umgebenden Gegenſtänden unwillkührlich aufnimmt, wo ſich ſeine erſten Gefühle zu entwickeln anfangen, und wo ſeine Kräfte überhaupt ihre erſte Richtung erhalten: denn es iſt ausgemacht, daß die Gegenſtände, die das Kind umringen, den ſtärkſte Einfluß auf ſeine Bildung haben.

Diese Entfernung hat auch für den aufwachsenden Knaben und Jüngling noch manche andre Vortheile. Schon der Knabe gehorcht ungern, wenn er weis, daß er einstens zu befehlen haben wird; er versagt sich ungern, wenn er sieht, wie rasch Tausende neben ihm zum Genusse eilen, er bequemt sich ungern nach Lehren und Grundsätzen, da sich immer Menschen finden, die seinen Neigungen und Launen schmeicheln.

Es ist um die ganze Bildung des Knaben und Jünglings gethan, wenn er die Aufmerksamkeit auf sich selbst verliert: und muß er das nicht da, wo tausend abwechselnde Gegenstände ihn anziehen, und seine Seele betäuben?

Wer nicht gewandelt hat unter Menschen, nicht in der Nähe beobachtet hat ihr Treiben und Thun, wie will der die Menschen kennen? Und wer sollte bekannter

mit ihnen seyn, als derjenige, der gesezt ist, einst über sie zu herrschen?

Nur selten haben Fürsten ein Herz für die Leiden der Menschen, weil sie diese nicht kennen, weil sie nie die Thränen eines Unglücklichen fliessen sehen. Sie verschwenden die Einkünfte des Landes, und drücken ihr Volk mit Abgaben, weil sie nicht wissen, wie schwer es dem Landsmann wird, sein Feld zu bestellen, und dem Handwerker, seinen kümmerlichen Erwerb zu finden. — Wie gut ist es daher, wenn Fürstenkinder schon früh vertraut werden mit dem menschlichen Elende, wenn sie es aufsuchen unter seinen verschiednen Gestalten, in der Dorfhütte, und in der Wohnung des Städers; wenn sie früh das seelige Vergnügen kennen lernen, wohlzuthun, und das Lächeln der Freude auf erblaßte Wangen zurück zurufen! Wie gut, wenn man sie selbst die Bedürfnisse empfinden läßt, zu deren Be-

friedigung Millionen ihr ganzes Leben verwenden; wenn sie die Plagen des Hungers, des Durstes, der Hitze, der Kälte, wenn sie so manche andre Mühseeligkeit des Lebens an sich erdulden müssen!

Dies machte Peter den Großen zum großen Mann! Er riß sich los aus dem Getümmel des Hofes, vergaß der gewohnten Ueppigkeit und Pracht, vergaß, daß er bestimmt war zum Herrscher eines großen Reichs, half mit eigner Hand Schiffe zimmern, führte den Pflug, und nahm vorlieb mit dem kärglichen Male des Soldaten und des Landmanns. So gab er seinem Körper und seinem Geist Stärke, lernte Ungemächlichkeiten ertragen, lernte menschlich fühlen, weil er selbst Mensch gewesen war.

Doch ungeachtet dieser wichtigen Vortheile, welche eine solche Erziehung für Fürstenkinder nothwendig haben muß, möcht' es eben so schädlich seyn, sie

immer in der Entfernung von den Höfen zu halten.

Der ungewohnte Glanz würde zu starke und nachtheilige Eindrücke auf sie machen, wenn sie nun auf einmal in die höhere Region versetzt würden. Wer der reinen, dünnen Luft auf den hohen Bergspitzen nicht gewohnt ist, kann daselbst nicht ausdauren. Das Neue reißt hin, man klebt nur an seiner Aussenseite; und zu starkes Licht auf Dunkelheit ist allemal schädlich.

Wie soll sich der junge Fürst in Sitten finden, die ihm bis jetzt fremd waren? wie soll er sich an Konventionen gewöhnen, die mit seiner bessern Ueberzeugung im Widerspruche stehen? Der Fürst darf, nur zu oft, nicht Mensch seyn, und der Fürst, der so lange nichts war, als Mensch, wird der nicht unterliegen in der Prüfung? Er muß sich so manche unschuldige Freude des Lebens versagen; die Seeligkeiten der Freundschaft und der Liebe sind nur selten

sein Antheil: und wie wird er diesen süssen Empfindungen seine Seele mit einem verschliessen können, wenn er sich ihnen in den Jahren der ersten, raschen Gefühle überlassen hat?

Das Resultat dieser Betrachtungen wäre also — Fürstenkinder müssen fern genug von Höfen erzogen werden, um nicht angesteckt zu werden von ihren Thorheiten und Lastern; aber nicht zu fern, um nicht unbekannt zu bleiben mit Verhältnissen, in die sie sich einst fügen müssen. Vor allem ist ihnen ein Führer nöthig, der die Welt und die Menschen kennt, der sich zu sehr fühlt, um ihren Leidenschaften und Launen zu schmeicheln der die Größe ihrer Bestimmung kennt und Menschenglück am Herzen trägt; dem Meynungen nicht für Grundsätze gelten, der Konventionen und Gewohnheiten verehrt, aber nicht auf Kosten der Wahrheit und Tugend; der im Gewühle der Welt

gelebt hat, ohne die reine Stimmung seines Herzens, ohne die Festigkeit seines Karakters zu verlieren — ein Mann, der würdig wäre, Herrscher zu seyn, denn nur ein solcher ist würdig Herrscher zu bilden.

Die Forderungen sind groß, die an Fürstenerzieher gemacht werden, aber noch giebt es Menschen, die sie zu erfüllen vermögen; noch giebt es Fürsten, die Muth genug haben, solche aufzusuchen unter der Menge, wo sie meistens — zurückgezogen von dem Prunke der Welt — sich selber leben.

Ueber die Freude des Lebens.

Geniessen und entbehren — ist die große Maxime, ohne deren Befolgung dem Sterblichen kein daurendes Glück vergönnet ist. Nicht alle Freuden des Lebens sind für alle Menschen; wer diese geniessen will, muß auf jene verzicht thun. In den Armen der Wollust verliert sich das süsse Bewußtseyn der Unschuld, und an der schwelgerischen Tafel wandelt sich das angenehme Gefühl der Gesundheit in Unmuth und Verdrossenheit. Wer sich niedrigen Ausschweifungen überläßt, verstimmt sich für die reinern Vergnügungen des Geistes!

Fürsten müssen sich manches entsagen, aber auch Entsagen ist schon Seeligkeit, denn es giebt Bewußtseyn innrer Kraft.

Und bei diesem Entsagen — wie groß ist unser Gewinn? Dafür, daß wir mäßig

und nüchtern leben, daß wir unsre Stunden verwenden zum Wohl von Menschen, dafür wird uns ein Theil der Wonne, die nur dem Schöpfer vergönnet ist: wir verschönern Gottes Schöpfung, wir geben dem Menschen das Daseyn zweifach, indem wir ihm den Genuß desselben führen — unsre Wirksamkeit umfaßt beinahe mehr, als endliche Schranken, unsre Freude strahlt wieder in den Augen von Millionen, unser Lob tönt von ihren Lippen — eine kleine Welt dreht sich um uns, und dankt uns ihre Erhaltung.

Wen diese Vorstellung nicht begeistert, wessen Nerv sie nicht spannt zu großen Thaten, der verdient nicht, auf einem Throne zu sitzen.

Und doch, wie manche Fürsten vergessen ihrer Bestimmung, geben um niedrige Vergnügungen ihren Ruhm, das Glück ihres Volkes hin, darben zuletzt im Ueberflusse, wollen über Nationen gebiethen,

und huldigen selbst den Launen einer Maitresse oder eines Günstlings, lassen sich geduldig mit den Sünden ihrer Minister bepacken, und vermissen überall das Vergnügen, weil sie sich selbst vermissen.

Die Beherrscher der Menschen sollten keine Menschen, oder wenigstens große Menschen seyn!

Weg mit Vergnügungen, die ich durch höhere Aufopferungen, die ich mit der Ruhe meines Lebens, mit den Thränen meiner Unterthanen, mit meiner Schande bei der Nachwelt bezahlen muß. So theuer kauft ein Weiser nicht, was vorübergehend ist. Es ist unsinnig, sein ganzes Vermögen für ein paar Blumen hinzugeben, die einige Tage blühen, und welken, indem sie gebrochen werden. Und ist dies nicht des Fall mit den meisten Freuden des Lebens?

Auch auf die reinern Freuden müssen Fürsten oft verzicht thun. Nur selten ist

Familienglück ihr Loos, selten finden sie — einen Freund. Aber wenn keine Gattin den guten Fürsten liebt, so liebt ihn sein Volk; wenn kein Freund weint in seinen Kummer, so weinen dankbare Unterthanen; wenn er wacht in einsamen Nächten, so erquickt ihn der Gedanke, daß Millionen sicher des Schlafs genieſſen durch ihn!

Er kann die Freuden des Wohlthuns im höchsten Maaße empfinden, er kann die Unschuld schützen gegen Unterdrückung, kann Wahrheit verbreiten durch nützliche Anstalten, kann täglich die Thränen von Tausenden troknen, denn er hat die Mittel hierzu in seiner Hand.

Auch für ihn entfaltet die Natur ihre Schönheiten! Zwar haben Fürsten selten Sinn für Natur und Einfalt, weil ihre Herzen selten rein und unverstimmt genug sind! Aber der gute Fürst findet hier eine Quelle von Vergnügen.

Noch mehr — er kann die Natur mit der Kunst vermählen, kann die Sandwüste zum Garten umwandeln, und sich da freuen seiner Schöpfung.

Für ihn sind die Werke der Kunst! Er kann seinen Geist sammeln bei Händels Harmonien, und sein Herz erwärmen unter den erhabenen Menschengestalten eines Raphael und Correggio.

Wenn so manche Große arm sind bei ihrem Ueberflusse, so ist es ihre Schuld. Nur der ist arm, der nicht zu geniessen und zu entbehren versteht.

Fromme Wünsche.

Möcht' ich nie vergessen, warum ich da bin, und das jeder Augenblick meines Lebens geweiht ist zur Beförderung von Menschenglück.

Möchten nie böse Rathgeber meinem Throne sich nahen, und meinen guten Willen durch Arglist täuschen!

Möchten immer Männer um mich seyn, die Muth genug hätten, mir Wahrheit zu sagen, die nicht sich, nicht mir, sondern meinen Unterthanen dienten.

Möchte keine Ungerechtigkeit mir unentdeckt; kein Verbrechen ungeahndet bleiben.

Möchten meine Richter immer Menschen, meine Priester immer Väter ihres Volkes seyn.

Möge nie ein Gesetz mich selbst anklagen, nie ein Unterthan sein zernichtes Glück von meiner Hand fordern.

Mögen Licht und Aufklärung sich in meinen Staaten vorbereiten, nie ein Weiser gedrückt werden um der Wahrheit willen, die er in seinen Schriften verkündigte.

Möchten Eigennutz und Aberglaube sich mir nie in der Maske der Religion oder Staatspolitik nahen, und noch weniger durch vorgespiegelte Gründe mich in meiner bessern Ueberzeugung irre machen.

Möchte das Verdienst nie unter mir verkennt und das schädliche Vorurtheil allgemein vernichtet wrden, daß man durch Herabwürdigung fremder Größe sich selbst erheben könne und müsse.

Möchte Barbarei so fern von meinem Lande seyn als verfeinerte Sinnlichkeit: Möchten Fleiß und Künste blühen, ohne Luxus und Ueppigkeit.

Möchte Bürgerglück mit der Staatsklugheit Hand in Hand gehen, und das Interesse des Unterthans und des Monarchen nie getrennt werden!

Möchte die Vaterlandsliebe nie in dem Herzen meines Volkes verlöschen.

Möchten die Fürsten, die nach mir folgen, stets werth seyn ihrer Unterthanen, die Unterthanen werth ihrer Fürsten!

Möchte Friedrichs Geist immer auf meinem Lande ruhen, und wirksam seyn in unsern Gesetzen.

Bei Lesung der vaterländischen Geschichte.

Keine Geschichte giebt ein so auffallendes Beispiel von dem, was der Mensch vermag, als die Geschichte meines Vaterlandes. Die Abkömmlinge eines kleinen Fürstenhauses stehen jezt in der Reihe der ersten Monarchen der Erde; ein kleines unfruchtbares Land, das einst Tausende nur kärglich nährte, giebt jezt Millionen

ihren Unterhalt. Noch mehr — Friedrich kämpfte sieben Jahre lang gegen die Uebermacht eines ganzen Welttheils, ohne seine Unterthanen zu drücken. Künste und Wissenschaften blühten ungehindert, er kehrte zurück mit Lorbeeren geschmückt, und hinterlies ein wohlhabendes Volk und einen reichen Schatz für die Bedürfnisse des Staats. Und in einem kurzen Zeitraum stieg Preussen zu dieser Höhe, ohne innere Ueberspannung, ohne eine allgemeine Erschlaffung befürchten zu müssen.

Es ist der Mühe werth, die Ursachen hievon aufzusuchen; denn durch eben die Mittel, wodurch das Land stieg, muß es auch erhalten werden auf seiner Stufe.

Ohne die helle, aufgeklärte Denkungsart meiner Vorfahren wäre mein Vaterland unstreitig noch, was es vor hundert Jahren war — eine öde Sandwüste, von der Natur verwahrloßt, von dem Fleiße verlassen. Als Frankreich seine besten

Bürger um des Glaubens willen verbannte, da empfing sie mein großer Anherr mit offnen Armen; er gab ihnen Freiheit des Eigenthums und — was hierunter vorzüglich gehört — Freiheit des Gewissens, und unter dem mildern Einfluße der Freiheit verschönerte sich das Land, es regten sich die Kräfte, deren Wirksamkeit nicht gehemmt wurde, und alles kam zum Blühen und Gedeihen.

Aufklärung pflanzte also den Keim zu Borussiens Größe, und Freiheit brachte die Frucht zum Wachsthum und zur Reife.

Ganz Deutschland trug noch die Fessel der symbolischen Bücher und der römischen Hierarchie, als Friedrich II. den Thron bestieg, noch waren dem deutschen Geiste die Flügel gebunden. — Er gab Gedankenfreiheit, und das ungestalte Chaos formte sich zum

schönen Garten, die Wahrheit sprach lauter, und brachte ihre wohlthätigen Lehren ungehindert in Umlauf, milder wurden die Sitten; veredelt die Karaktere durch richtige Grundsätze. Die Grazien besuchten zum erstenmale das Land, das einst rauh und verwildert jeden abschrecken mußte, dem es nicht Vaterland war; sie kamen an der Hand der Freude, und machten die Bewohner mit den schönern Vergnügungen des Lebens bekannt.

Eine große Lehre für Könige!

Am Bußtage.

Könige haben keinen Richter, als ihr Gewissen — und die Geschichte. Niemand fordert sie zur Rechenschaft, wenn sie eine Unschuld in den Staub treten, wenn sie die Wahrheit unterdrücken, wenn sie ihr Volk elend machen, wenn sie Tausende morden auf dem Schlachtfelde. Hofschranzen nennen diese Handlungen noch obendrein Tugend und gedungene Schmeichler preisen ihre Güte und Weisheit in Lobgedichten; aber die Stimme des Volks macht nur zu oft den Panegyr — zur Satire.

Von jenen Richtern ist der eine bestechlich: — das Gewissen läßt sich einwiegen durch Zerstreuung und Sophismen; nicht so die Geschichte. Diese ist unbestechlich! Sie reißt den Schleier von Handlungen und stellt sie nackt und unverhüllt dem Auge der Nachwelt dar. Sie läßt

sich nicht täuschen, durch das Gepräge, welches Könige ihren Thaten, wie ihren Münzen aufdrücken, sondern prüft den innern Gehalt. Sie stellt den frommen Ludwig in die Reihe schwacher Frömmlinge, und den schwedischen Karl neben die Donquischotten Eroberer. Sie lächelt über den Beinamen, des Großen, den die Eitelkeit der französischen Schriftsteller unter das Bild ihres vierzehnten Louis schrieb, und straft Voltairs Lobrede Lügen. Sie rettete Julians Ehre gegen die Schmähungen der Glaubensschwärmer, und sie wird einst mich retten gegen die Anklagen der Lästerung, wenn ich fortgehe auf der Bahn, die meine Anherrn mir vorgewandelt sind.

Heute werfen sich Tausende in den Staub, um ihrem Schöpfer Rechenschaft zu geben von ihren Handlungen: diese Rechenschaft will ich mir selbst ablegen; die innre Stimme, die in mir spricht, gilt

für Gottes Stimme; sie gielt für die Stimme der Nachwelt. Was ich vor mir selbst verantworten kann, das kann ich auch vor dem Richterstuhle des Ewigen und bei der Nachwelt. Zwar hat die Nachwelt mehr Zeugnisse vor sich: gewisse Folgen unsrer Handlungen zeigen sich erst, wenn wir lange nicht mehr sind; aber mir können doch nur die Folgen zugerechnet werden, die in meiner Absicht lagen, und gute Handlungen sind es auch in ihren Folgen. Ich brauche also nur Gut zu seyn, und mein Urtheil ist gesprochen für immer, ich erwerbe mir dadurch innere Beruhigung, und einen sichern Anspruch auf eine Stelle unter den guten Fürsten in der Geschichte.

Der gute Mensch ist der beßre Fürst: selbst Größe ist nichts ohne Güte.

Güte strebt glücklich zu machen, und bereitet sich dadurch eigne Glückseeligkeit — hierin liegt der ganze Beruf des Fürsten.

Güte kann ausarten, kann Schwäche werden, aber auch dann zerstöhrt sie wenigstens nicht, und ist noch immer verehrungswürdiger, als kalter Eigennuß.

Ich habe mich von jeher bestrebt gütig zu seyn, und Menschenglück zu befördern: ich will es auch für die Zukunft. Dies ist meine Bestimmung! Ich bin Vater meiner Unterthanen, wie der Schöpfer Vater seiner Geschöpfe ist. — Er ist gütig gegen alle, sorgt für den Wurm und den Grashalm, und schaft Leben selbst in die Zerstöhrung. Er sey mein Vorbild! Ich will gütig seyn, auch da wo ich gerecht seyn muß: Güte beschränkt durch Weisheit ist ja Gerechtigkeit.

Zwar ich bin Mensch: Temperament und Leidenschaft können mich hinreissen, können mich vergessen machen meines grossen Zwecks, aber ich habe ja Weise um mich, deren Rath, deren warnender Zuruf mich aufrecht halten wird in Augenblicken der

Schwäche. Ich habe einen Richter meiner Handlungen in mir selbst. Ich will mich vertraut machen mit dem großen Gedanken, daß es Richter über Könige giebt, die unbestechlich sind — Gott und die Nachwelt.

Rückblick auf das vergangene Leben.

Die Hälfte meines Tagewerks ist vollbracht! Nur einen kleinen Theil meines Lebens konnt' ich bis jezt dem Vaterlande weihen: diesen zu übersehen, zu berechnen was ich gethan und nicht gethan habe, ist gewissermaßen Pflicht. Ich will diese Rechenschaft jezt vor mir selbst ablegen, wie ich sie einst vor der Nachwelt und vor dem Richter über Könige ablegen muß.

Groß waren die Erwartungen, die ich erfüllen mußte bei einem Volke, über das

Friedrich II. geherrscht hatte, auf dem sein Geist ruht: ich habe die Vertrauten seines Herzens zu Führern gewählt, und in welche Hände konnt' ich sicherer das Glück meiner Unterthanen geben?

Ich habe die ersten und heiligsten Vorrechte der Menschheit — Denk- und Preßfreiheit meinen Unterthanen zu erhalten gesucht, Sie sind es, durch die der preußische Staat zu der intensiven Stärke gelangte, die ihn den ersten Mächten Europens gleich stellt, sie sind es, die seine Bürger auf eine Stufe der Geisteskultur erhoben, die ausser den Griechen in den schönen Tagen der Perikleſſe und Aſpaſien, kein Volk des Erdbodens je erstieg; sie sind es, die unsrer politischen Wirksamkeit bis jezt so viel Gewicht und Eindruck verschaften.

Das Religions und Censuredikt sind sprechende Beweise hievon.

Ich habe der Republik Holland durch geschwinde und nachdrückliche Entschliessungen die verlohrne Freiheit und Einigkeit wieder geschenkt — sie gerettet von ihrem Untergange. Eine wohlthätige Folge dieser Revolution ist die Wiederherstellung eines großen Systems des politischen Gleichgewichts welches mit dem von Europa, so wesentlich und nothwendig zusammenhängt, und durch ein dreifaches Bündniß befestigt ward.

Ich habe dem deutschen Bunde, dem schönsten und lezten Denkmale Friedrich II. wodurch Deutschlands Freiheit gesichert ward, mehr Festigkeit gegeben, habe enger gezogen dieses Band das die ganze europäische Verfassung umschlingt.

Ich habe der stockenden Maschine des Reichstags die Thätigkeit wieder verliehen, wodurch er für das deutsche Reich so wohlthätig und einzig ist.

Ich habe mich losgerissen aus dem Prunke des Hofs, meine Provinzen selbst zu sehen, mich zuunterrichten von ihrem Zustande, und Fleiß und Industrie zu befördern. Ich habe beträchtliche Summen hingegeben, um die Arbeitsamkeit zu unterstützen, und das Land zu verschönern.

Ich habe für die Verbesserung der Erziehung gesorgt, weil die Beförderung der moralischen und äussern Kultur hier anfangen muß.

Die Justizverfassung kömmt ihrer Vollkommenheit immer näher, und es ist wohl kein Staat, wo der Unterthan sichrer wäre im Genuße seines Eigenthums, als der meinige; wo die Gesetze weiser, und bestimmter wären, und mit einer vernünftigen Freiheit harmonischer zusammenstimmten.

Auch das Vergnügen meines Volks lag mir am Herzen. Ich habe zur Verbreitung des Geschmacks der deutschen Schauspielkunst einen Tempel errichtet,

habe dem Künſtler Vaterland und Heerd gegeben, habe Gegenden verſchönern laſſen, und noch manches andre für das allgemeine Vergnügen gethan.

Die glücklichen Folgen hievon zeigen ſich täglich mehr. Die Auswanderungen hören auf, Fleiß und Handel blühen, der Landmann beſtellet ſein Feld, und genießt die Früchte ſeines Schweißes; öde Ländereien werden angebaut, und Europa ſieht mit Neid und Bewunderung auf ein Land hin, das ſich immer mehr erhebt durch inure Kraft, und der Geſchichte das ſchönſte Beiſpiel zeigt, was Aufklärung vermag.

Die Fürſten ſind Menſchen, und auch ihnen begegnet hier und da etwas menſchliches. Es wird immer Lücken und Mängel in ihren beſten Einrichtungen geben, ihre beſtgemeinten Abſichten können nicht immer die beſten Folgen haben. Doch iſt es genug zu unſrer Rechtfertigung, wenn es uns nicht an Willen und Thätigkeit fehlte,

wenn wir Umstände und Verhältnisse nützten, wie wir konnten, einzelne Fehler duldeten um des größern Guten willen, und nur die Summe der Menschenglückseeligkeit im Ganzen vermehrten. Einzelne Lücken finden sich ja selbst in der Schöpfung; aber wer das Ganze durchschaut, fühlt sich demohngeachtet gezwungen, auszurufen:

Es ist alles gut!

Innhalt.

Ueber meine Bestimmung. Seite 1
Am Sterbetag Friedrich des II. 5
Am Tage der Thronbesteigung. 9
Bei Gelegenheit des Religionsedikts. 12
Bei Herausgabe des Censuredikts. 22
Bei den Gräbern meiner Vorfahren. 28
Beim Anblicke der Natur. 35
Am Stiftungstage des deutschen Bundes. 40
Bei Gelegenheit einiger Entwürfe zur Schulverbesserung. 45
Bei einer Reise in die Provinzen. 53
Bei Gelegenheit der Holländischen Unruhen 58
Bei der Wahl eines Ministers. 68
Bei Unterzeichnung eines Todesurtheils 74
Am Morgen. 82
Am Abend. 85
Vor der Tafel. 87
Bei Gelegenheit der geheimen Briefe, der Briefe von Mirabeau. 90
Bei Gelegenheit des einreissenden Luxus 94
Betrachtungen über Aufklärung. 99
Bei Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes. 105

Bei Gelegenheit der Verschönerung einiger Gegenden. 113
Betrachtungen über den Krieg. 116
Bei Vertheilung einiger Geldsummen in die Provinzen. 112
Ueber Günstlinge. 126
Bei der Revüe. 131
Ueber Politik. 135
Ueber politische Toleranz. 139
Ueber die Erziehung meiner Kinder. 143
Ueber die Freuden des Lebens. 150
Fromme Wünsche. 155
Bei Lesung der vaterländischen Geschichte 157
Am Bußtage. 161
Rückblick auf das vergangene Leben. 165

Die

NACHTWACHEN

des Alexius

Einsiedlers zu Athos.

1790

Erste Liefrung.

—

— Hm! Kaloyer! — Nichts als Kaloyer! Ich bin dazu verdammt, entweder keinen Umgang, oder den elendesten in der Welt zu haben. Und da ziehe ich die Einsamkeit vor. Bei Tage ist's mein Beruf, zu beten, zu singen, zu gähnen, und vor langer Weile

le einzuſchlafen. Des Nachts, wenn ſelbſt die Thiere der Ruhe pflegen, wache ich, weil ich am Tage nicht arbeitete.

Andere Eremiten haben Umgang mit den heiligen Engeln. Dieſe niedlichen Jungen des Himmels kommen leiſes Trittes durch die Schatten der dämmernden Nacht, ihnen Geſellſchaft zu halten. Sie beſprechen ſich mit dem frommen Schnarcher, wenn der Zauberſtab des wohlthätigen Schlafs ſeine Augenlieder berührt hat.

Aber Ich! Wie ganz anderſt fiel mein Loos aus der vom Zufall geſchüttelten Urne des Schikſals. Die

Engeln ſagen mir kein Wort, und ſelbſt die Teufeln verſuchen mich nicht.

Alles vereinigt ſich, meine Einſamkeit vollkommen zu machen. Dies entſcheidet meinen Beruf; zu träumen. — Verzeih', Leſer, der du nicht, wie Ich, auf dem Gipfel des Athos einſam lebſt, wenn dieſe Blätter, die nur für Einſiedler ſind, dort unten im Thal dir in die Hände fallen — um dir Langweile zu machen.

Der Fluch aus Süden und Norden wartet ihrer: dies weis ich. Aber mag er's! Ich habe Nichts zu verlieren: denn längſt bin ich Nichts mehr für

die Welt, und die Welt ist nichts mehr für mich.

Erste Nachtwache.

—

Spinoze

der Dritte.

Steigt dann herab vom hohen Athos, verwaiste, einem Schikſal preisgegebene Blätter. Euch begleite mein Wunſch, daſs ihr hin und wieder Einſiedler finden möchtet.

Spinoza
der Dritte.
Oder
der entſchleierte Aberglaube.

—

Nicht dem Geiſte des Zeitalters, welches ſich — noch zu frühe — aufgeklärt nennt, ſind dieſe Blätter geweiht. Ich kenne die Welt, worin ich lebe, zu gut, als daß ich mir mit dem Beifall des gröſten Theils derer, welche — wo nicht zu denken, doch — zu urtheilen pflegen, thörichterweis ſchmeichlen ſollte.

Den wenigen Edlen, welche in ſtiller Verborgenheit die ſchönſten ihrer Stunden der Erforſchung der Wahrheit weihen, und durch mühſames Streben ſich von den Vorurtheilen der Zeit

— oder

— oder aller Zeiten — losgewunden haben, ist vielleicht dies kleine Geschenk nicht ganz unwillkommen.

Nur diese wünscht der Verfasser zu Lesern und Richtern. Nur ihr Beifall wird der Lohn seiner Arbeit und die Freude seines Herzens sein.

Das Lob seiner Halbbrüder, der Bonzen, der Fakire und Derwische — von allen Farben — verbittet er sich: es möchte ein Zertifikat seiner Insipidität werden.

—

In der Natur kann es nicht mehr als Eine Substanz geben. Wären ihrer zwo oder mehrere, so müßten sie — wenn sie wirklich mehrere sein sollen — in Etwas von einander verschieden sein. Eine Substanz müßte gewisse Beschaffenheiten haben, welche die andere nicht hat. Die Pluralität dieser Substanzen würde also die Verschiedenheit ihrer Beschaffenheiten, so wie die absolute Identität aller ihrer Beschaffenheiten die Einheit der Substanz, in sich schliesen, d. h. die Mehrheit der Substanzen ausschliesen würde.

Denn mehrere Dinge müssen auch verschiede-

ne Dinge seln. Was aber durch keine einzige Beschaffenheit von dem andern verschieden ist, das ist gar nicht von ihm verschieden. Und was gar nicht von einem Dinge, welches wir *A* nennen wollen, verschieden ist, das ist mit *A* Eins und Ebendasselbe.

Wären also zwo Subsianzen in der Natur, so könnten sie nicht einerlei Natur und Eigenschaften haben. Eine müste auser der andern seln, und ohne die andere gedacht werden können. *)

Allein der Begrif der Subsianz ist einig, einfach, unveränderlich. Er enthält nicht Einmal diese, ein Andermal jene Merkmale. Ein Ding, dem nicht alle darin enthaltene, oder etwa andere, Merkmale zukämen, wäre keine Subsianz.

Alle Eigenschaften der Subsianz sind von einander unzertrennlich. Unmöglich könnte also die

---

*) *Eine Subsianz kann nicht in der andern seln. Was in der Subsianz gedacht wird, das sind ihre Accidenzen. Eine Subsianz muss ohne die andere seln, und gedacht werden können.*

die eine mit dieſen, die andere mit andern Eigenſchaften exiſtiren.

In der Natur exiſtiren mannigfaltige Individuen, aber nicht — mehrere Subſtanzen. Alle dieſe Individuen, in ſo fern ſie etwas mit einander gemein, oder einerlei Natur haben, ſind auch, — da ihre Verſchiedenheit blos Differenz der Modifikationen iſt — nur Arten zu ſein (*Modi*) einer und derſelben Subſtanz.

Eine Subſtanz kann nicht von der andern hervorgebracht werden. Denn, wenn z. B. zwo Subſtanzen wären, ſo könnten ſie — da ſie von einander verſchieden ſein ſollen — nicht einerlei Natur und Eigenſchaft haben. Hätten ſie aber nicht einerlei Eigenſchaften, ſo hätten ſie auch nicht einerlei Weſen. Folglich hätte wenigſtens eine von ihnen das Weſen der Subſtanz nicht, d. h. ſie wäre keine Subſtanz.

Subſtanzen, die nicht einerlei Natur und Weſen hätten, hätten Nichts mit einander gemein. Von Dingen, die Nichts mit einander gemein haben, kann Eins nicht die Urſache des Andern ſein; oder Eines kann aus dem Andern nicht erkannt, begriffen oder abgeleitet werden.

Da

Da es nun nicht zwo Subſtanzen von einerlei Natur und Beſchaffenheiten geben kann, und da Subſtanzen, die Nichts mit einander gemein hätten, eine der andern Urſache nicht ſein kann: *) ſo erhellet, daſs eine Subſtanz von der andern nicht hervorgebracht werden kann. Da nun Nichts als die Subſtanz (oder, wenn man durchaus widerſinnig ſein will, die Subſtanzen) und ihre Beſchaffenheiten exiſtiren, und die Subſtanz nicht durch ihre Beſchaffenheiten herfürgebracht ſein kann, ſo folgt, daſs die Subſtanz gar nicht herfürgebracht, alſo — ewig, unabhängig, ſelbſtſtändig, nur in ſich ſelbſt gegründet, mithin nothwendig, und das Erſte oder Vorderſte ſei, was allem Andern zum Grunde liegt.

Ohne Subſtanz giebt es weder Beſchaffenheiten noch Modifikationen, noch Wirkungen. Sie iſt die Baſis aller Möglichkeiten.

Daſein

*) *Eigenſchaften, die ein Ding ſelbſt nicht hat, kann es ja einem andern Ding, oder ſeiner Wirkung, auch nicht mittheilen.*

Daſein gehört zum Weſen der Subſtanz. Exiſtirte keine Subſtanz: ſo exiſtirten auch keine Beſchaffenheiten: folglich exiſtirte Nichts. Alſo könnte auch Nichts wirken, Nichts gewirkt werden.

Die Subſtanz iſt — wie wir geſehen haben — nicht herfürgebracht. Sie iſt der Grund, die Baſis alles Werdens, aller Herfürbringung.

Sie hat alſo ihr Sein nicht von einem andern Ding. Folglich hat ſie ein Sein, welches keiner Urſache bedarf, ein unabhängiges, weſentliches Sein.

Eine Subſtanz, die nicht exiſtirt, iſt eine Subſtanz, die nicht exiſtiren kann, d. h. eine unmögliche Subſtanz, oder eine Subſtanz, die keine iſt.

Denn, exiſtirt ſie nicht, und ſie ſoll doch exiſtiren können, ſo muß ſie von einer andern herfürgebracht werden können. Was aber von einem Andern herfürgebracht iſt, das iſt Wirkung der Subſtanz, nicht ſelbſt Subſtanz. Ich ſchreite nun zum Beweis der Unendlichkeit der Subſtanz.

Wir

Wir haben gezeigt, dafs nur Eine Subſtanz iſt, dafs dieſe nicht hervorgebracht ſein kann, dafs folglich das Daſein, welches ſie nicht von einem andern hat, zu ihrem — nicht auf mehrere Art beſtimmbaren — Weſen gehören muſs. Die Subſtanz nun, welche, als Urgrund alles Möglichen, nothwendig ſein, und vor Allem gedacht werden muſs, muſs entweder endlich oder unendlich ſein.

Wäre ſie endlich, ſo müſste ſie entweder ſich ſelbſt eingeſchränkt haben, welches ungereimt iſt, *) oder ſie hätte ihre Schranken, alſo ihre

*) *Die allgemeine Subſtanz kann eben ſo wenig ihren Realitäten Schranken geſetzt, als ſich ſelbſt hervorgebracht haben. Das Weſen der Subſtanz ſchlieſst keine Verneinung in ſich. Jedes endliche Ding aber wird von andern Dingen, von denen das nemliche gilt — erzeugt, genährt, erhalten. Ein ſolches Ding congruirt offenbar dem Begriffe der Subſtanz nicht. Es beſtehet nicht für ſich, ſondern in andern, und durch andere.*

ihre durchgängige Beſtimmung, (omnimoda determinatio) von einer andern bekommen. Dieſes iſt unmöglich, da, 1. nur Eine Subſtanz exiſtirt, 2. die Subſtanz unabhängig iſt, und alſo den Grund ihres beſtimmten Seins nicht auſer ſich, in einem andern Dinge, haben kann.

Da alſo die Subſtanz weder ſich ſelbſt begrenzt, noch den Grund ihrer beſtimmten Schranken — alſo ihrer beſtimmten Exiſtenz — in einem Auſſendinge haben kann, ſo iſt ſie nicht endlich. Alſo nur, als unendlich, denkbar. Was alſo endlich iſt, iſt nicht, im ſtrengſten Sinne des Wortes, Subſtanz.

Recapitulation des Vorhergehenden. Ausdehnung und Denken.

Wir haben geſehen, daſs, 1. nur Eine Subſtanz iſt, daſs, 2. die Subſtanz nicht hervorgebracht ſein kann, weil jede Hervorbringung ſchon Subſtanz vorausſezt, und daſs, 3. die Exiſtenz alſo zum Weſen der Subſtanz gehören, oder von ihrem vollſtändig gefaſsten Begriffe unzertrennlich ſein muſs. 4. Die Subſtanz iſt unendlich. Denn:

es ist nichts da, was ihrem Wesen, ihrer Realität, Schranken setzen könnte.

Wenn die Unendlichkeit der Substanz einmal erkannt ist, so kann man auch von ihr auf die Einheit der Substanz sicher schliesen. Zwei Unendliche, die wirklich von einander verschieden sein sollen, müsten auser einander sein. Aber wie kann etwas auser dem Unendlichen sein? — Wenn auser ihm noch etwas ist, was zu ihm nicht gehört, so ist es nicht der Inbegriff aller Realität, das grose All.

Man kann sich so wenig zwei unendliche Substanzen, als zwei unendliche Raume, denken. So wie ein unendlicher Raum alle erdenkliche Ausdehnungen und Figuren in sich schliest, so fasset auch Eine unendliche Substanz die Totalität alles Wirklichen in sich.

Aber was für Eigenschaften der Substanz machen für uns ihr Wesen aus? — — Wir kennen Ausdehnung und Denken. Substanz ohne alle Ausdehnung ist für uns gar nicht vorstellbar. Sie wäre nur der leere Begriff eines geometrischen Puncts, eine nichtige Abstraction. Zudem: Ausdehnung läßt sich nicht anderst, als unend-

lich, oder unbegrenzt, denken. Selbst diejenigen, welche die Endlichkeit der Materie und der Welt voraussezen, nehmen doch einen unendlichen leeren Raum, also — eine unendliche Ausdehnung, an. Eine absolute äuserste Grenze aller Ausdehnung läfst sich ohne Widerspruch nicht denken. Man seze die Ausdehnung *A.* als begrenzt, so mufs sie durch Etwas — nicht durch Nichts — begrenzt sein. *) Dieses Etwas mufs die Ausdehnung *B.* sein, welche unmittelbar da anfängt, wo die *A.* aufhört. Denn jedes Ding wird nur von einem andern Dinge derselben Art begrenzt. Dies gehet nun so in's Unendliche fort. Ein Aeuferstes kommt nirgends vor.

Wenn aber Ausdehnung nicht anderst, als unendlich, gedacht werden kann, so ist sie nothwendig eine Eigenschaft der unendlichen Substanz.

Ihre Theilbarkeit stehet uns nicht im Wege. Denn von ihr kann kein Theil, wirklich, und dergestalt, abgesondert werden, dafs er auser der

Welt

*) *Durch Nichts begrenzt sein, heifst so viel, als keine Grenze haben.*

Welt verſezt, und gleichſam zernichtet würde. Durch Zuſammenſezung und Auflöſung einzelner Körper wird die unendliche Ausdehnung weder der Qualität, noch der Quantität nach, verändert. Die Maſſe der Materie nimmt weder ab, noch zu. Von der Ausdehnung, die eine weſentliche Eigenſchaft der Subſtanz iſt, gehen wir zu einer andern, eben ſo weſentlichen, fort. Dieſe iſt das Denken. Nur durch das Denken erkennen wir die Ausdehnung, und das Seyn. Um zu beweiſen, daſs das Denken eine nothwendige Eigenſchaft der Subſtanz ſei, darf nur die Unendlichkeit des Denkens dargethan werden. Ich begnüge mich mit einem Beweiſe a posteriori. Alle Begriffe ſind Modificationen des Denkens, oder das modificirte Denken. Nun iſt — wie Lambert mit Recht ſagt — die Summe der möglichen Begriffe abſolut unendlich, oder, gröſer, als jede Zahl, die ſich angeben läſst. Nur eine unendliche Eigenſchaft iſt unendlicher Modificationen fähig. Wenn das Denken alſo unendlich iſt, ſo muſs es Eigenſchaft der unendlichen Subſtanz ſein.

Kein Denken iſt ohne Ausdehnung. Denn

dieſe — mit ihren mannigfaltigen Modificationen, als, Figur, Bewegung, u. ſ. f. — iſt Object oder Inhalt des Denkens. Das Denken kann nicht blos ſich ſelbſt zum Thema und Gegenſtand haben. Ein Gedanke von einem Gedanken iſt Nichts, wenn dieſer leztere Gedanke wieder Nichts, als bloſen Gedanken, zum Object hat. Selbſt die abſtracte Ideen der Zahlen, beziehen ſich, direct oder indirect, auf Ausdehnung und ihre Modificationen. Sie ſind von der Vielheit coexiſtirender Theile in der Ausdehnung, und der Vielheit ſucceſſiver Bewegungen im Ausgedehnten, abgezogen, oder nur auf dieſe Dinge anwendbar.

Wir haben alſo Ausdehnung — wovon gewiſſe neuere Erzmetaphyſiker ſo verächtlich reden — und Denken, als unendliche Eigenſchaften der Subſtanz erkannt.

Wir haben geſehen, daſs die Exiſtenz nicht etwas zufälliges iſt, ſondern zum Weſen der Subſtanz gehört.

—

So wie die Subſtanz, als der nothwendige Urgrund alles Wirklichen und Möglichen, nicht

zu-

zufälligerweise existirt, so wirkt sie auch nicht zufälligerweise. Ihr Wirken ist so nothwendig, als ihr Sein. Denn es ist von ihrer Natur unzertrennlich.

Ich frage nun: kann von einer absolut nothwendigen Ursache eine zufällige Wirkung herkommen? — — Nimmermehr!

Es ist ein Widerspruch, die Kontingenz der Welt, und zugleich die absolute geometrische Nothwendigkeit des Seins und Wirkens ihrer Ursache, behaupten zu wollen.

In der That machen die Naturkräfte ein unendliches System aus, wo immer ein Rad die Bewegung des andern bestimmen und abändern hilft, wo alles innigst zusammenhängt. Man kann aus der grosen Kette nicht Ein Glied herausnehmen, ohne das Ganze zu zertrennen, ohne die Ordnung und Folge des Ganzen zu ändern — nicht Ein Glied hineinzwängen, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu trennen, und eine neue Welt zu machen.

Hieraus allein läßt sich abnehmen, wie wenig diejenige Glauben verdienen, welche Wunder oder Ereigniße, gegen die Geseze der Natur, ge-

sehen haben wollen, und von uns fodern, dafs wir ihnen diese vorgeblichen Facta, auf ihr ehrliches Gesicht hin, glauben sollen.

Der Gott, den wir bisher als den nothwendigen Urquell der Naturen erkannt haben, ist nicht der einpersönliche Jehovah der Hebräer, zu dessen Bilde der Mensch das Modell, die Hauptzüge, hergegeben hat: nicht der dreipersönliche contradictorische Gott der heutigen Christen, welcher ein viereckigter Zirkel — einfach und dreifach zugleich ist; in welchem Ein untheilbarer Verstand und Wille in drei verschiedenen Personen wohnet, drei persönliche Einheiten, zusammengenommen, Eine untheilbare Einheit, Einen Geist oder Gott bilden. *)

Aber, sagt ihr, der Jehovah der Hebräer — welcher nachher aus einer Person in drei Personen vervielfältigt worden ist, und einen Sohn ge-

---

*) *Dazu kommt noch, dafs die zweite Person von der ersten gezeugt, also nicht selbstständig, und doch — Gott ist; dafs sie Gott und Mensch zugleich, d. h. endlich und unendlich zugleich ist! O he!*

gezeugt hat, der — auch Gott ist, ohne, daß die Juden ihn anerkennen — hat sich doch den Vätern offenbaret, und hierüber gewisse Urkunden abfassen lassen? — Ich sage: Diese Urkunden sind voll von Fabeln und Widersprüchen, Sie tragen also das Gepräge der Falschheit auf der Stirne. Der Schrift zufolge sind nicht nur in einigen Fällen Engel gesehen und gehört worden, sondern sogar Gott selbst soll bisweilen erschienen sein, und geredet haben.

Aber unsere Theologen lehren ja, Gott sei ein reiner Geist, folglich ohne allen Körper. Wenn dem so ist, so kann er weder gesehen noch gehört werden. Unsere Sinne sind nur für körperliche Einwirkungen gemacht, und haben mit ganz geistigen Wesen kein Verhältniss.

Wenn es der Natur eines reinen Geistes widerspricht, mit einem Körper bekleidet zu sein, so hat Gott sich auch nicht auf eine Zeitlang mit einem Körper bekleiden können. Was dem Auge erscheint, hat Figur und Farbe, ist also Körper. Was vom Ohr gehört wird, ist Schall, und also Körper. Rede oder Stimme ist Körper, ihrem Ursprung und ihrer Wirkung nach. Was

tönet, oder ſpricht, iſt körperlich. Wie kann nun Gott, der keine Organe hat, ſprechen? —

Alle jene vorgegebene Geiſtererſcheinungen waren theils vorſezlich zu politiſchen Zwecken erdichtet, theils, blos natürliche Träume, Wirkungen einer erhizten orientaliſchen Einbildungskraft. Ihre objective Realität hat offenbar nicht mehr Beweis für ſich, als die Realität der Swedenborg'ſchen Viſionen, welche gewiſs in der verſtimmten Einbildungskraft dieſes Sehers ihren Grund hatten. Man weis, daſs Swedenborg ſehr oft Geiſter geſehen und gehöret, auch allerlei Nachrichten und Aufſchlüſſe von ihnen bekommen haben will. Verdienen die Swedenborge der alten Welt mehr Glauben, als die Viſionnairs der neuern? —

—

Aber, mir ahnet es, noch könnt ihr euch, liebe Leſer, nicht ganz von dem Wahne eurer Jugend losmachen, an Wunder zu glauben, wodurch, euren Urkunden und alten Sagen zufolge, gewiſſe Propheten und Orakler ſich legitimirt haben ſollen. Je! welchen, auch nur halben.

ben, oder viertels, Beweis habt ihr für dieſe Alfanzereien? —

Keinen, als das Vorgeben einiger unbekannten Scribenten, deren Untrüglichkeit ihr weder erweiſen, noch ohne Beweis vorausſezen könnet! — —

Wenn ihr ein altes, hin und wieder verſtümmeltes, hin und wieder erweislich verfälſchtes, Buch fändet, welches euch erzählt: das Licht ſei eher, als die Sonne, geweſen, Eiſen habe auf der Oberfläche des Waſſers geſchwommen, ein Hexenmeiſter habe Stäbe in Schlangen, und Schlangen in Stäbe, alles Waſſer eines groſen Stromes in Blut, und eine Frau in eine Salzſäule, Staub in Läuſe, verwandelt, ein Eſel habe geredet, einige Prieſter hätten mit ihren Widderhörnern die Mauern einer belagerten Stadt über den Haufen poſaunet, Tode wären wieder lebendig geworden, ein Weiſſager ſei in einem feurigen Wagen, von feurigen Roſſen gezogen, gen Himmel gefahren — — wenn ihr all' dieſe Sächelchen in einer alten Urkunde läſet, würdet ihr dieſe Thorheiten darum glauben, weil — ſie geſchrieben ſtehen? — —

Als vernünftige Menſchen müſstet ihr denken: Weil das Erzählte phyſiſch unmöglich iſt, ſo kann ich dem Erzähler, für deſſen Infallibilität ich ohnehin nicht den Schatten eines Beweiſes habe, durchaus nicht glauben. Denn ſolche wunderbare Ereigniſſe ſtreiten mit allen bekannten Geſezen der Natur. Aber es ſtreitet nicht mit dieſen Geſezen, daſs einige Autoren ſich irren, oder auch wiſſentlich die Unwahrheit ſagen.

Die Proteſtanten glauben nicht, was ſie in ſo vielen Mönchschroniken und Legenden leſen: daſs ein wunderthätiges Muttergottesbild die Augen verdrehet habe, daſs die Statüe eines Heiligen geſchwizt habe, daſs aus einem lebloſen Bild des Gekreuzigten, oder aus einer durch die Zauberformel eines Capuzinors verwandelten Oblate, Blut gefloſſen ſei, daſs — wie ein angeſehener catholiſcher Prälat bezeuget — aus dem Bilde der Gottesgebährerin, zu Eichſtät, das lauterſte Oel ſtetig herausflieſe. Sie glauben dieſe Abentheur ſo wenig, als die Erzählung Virgils, daſs bei Caeſars Tode im ſchweigenden Hayn eine ſchrekliche Stimme gehört worden ſei, daſs man in der Nacht blaſſe Geſpenſter geſehen habe,

daſs

daſs das Vieh geredet, daſs das Elfenbein in den Tempeln geweint, und das Metall geſchwizt habe.

Warum aber hält man alle dieſe Wunderdinge für erdichtet? Weil ſie die gemeine Erfahrung und den ganzen bekannten Lauf der Natur wider ſich haben, den doch das dreuſte Vorgeben einiger Mönche und Poeten nicht aufwiegen kann. Schon Cicero urtheilte über dergleichen Unfacta ſehr richtig.

Wie kann man doch, ſagt er, eine jede Feuchtigkeit, die ſich an ein metallenes Bild, oder an einen lebloſen Cörper, von auſen anſezt, und die etwa mit Schweis oder Blut etwas Aehnlichkeit hat, ſogleich für wahres Blut, oder wahren Schweis, erklären? — Weis man denn nicht, daſs Blut und Schweis Dinge ſind, die nur aus den Säften eines lebendigen thieriſchen Cörpers entſtehen können?

Cicero nahm ſich die Freiheit, den Aberglauben ſeiner Zeit — der noch von vielen für Religion gehalten wurde — zu beſtreiten. Warum ſollten wir uns nicht des nemlichen Rechts bedienen dürfen? —

Der

Der Aberglaube — und dahin gehört der Glaube an mündliche oder schriftliche Orakel, an Wunder, Geistererscheinungen, ovidische Verwandlungen, u. d. m. — ist die Pest der Vernunft, die Schande der Menschheit.

Alle Volksreligionen sind auf Undinge, d. h. auf vorgegebene Offenbarungen und Götterssprüche gegründet. Offenbarung ist ein Wunder, und wird durch Wunder bewiesen. Dieser Beweis enthält einen offenbaren Zirkel.

Eben diese positiven Religionen haben Undinge zum Gegenstand. Sie sezen Götter voraus, welche nur Geschöpfe der Phantasie sein können; launigte, eigensinnige Götter, welche ganz nach Menschenart handeln, erscheinen, befehlen, drohen, verheissen, zürnen, und wieder besänftiget werden, lieben, hassen, billigen, verwerfen, oder gar, zufolge einer eigensinnigen und unerklärbaren Wahl, selig machen und verdammen.

Man hoffet, durch Opfer, durch Bitten und Flehen, die Laune dieser Phantomen bisweilen zu unserm Vortheil verändern und sie uns günstig machen, oder sie zu einer — unsern Wünschen

und

und Neigungen gemäſſen — Direction des Naturlaufes diſponiren zu können.

Man verehret die Götter entweder in der Hoffnung, von ihnen dafür belohnet zu werden, oder aus Furcht vor ihrer eingebildeten Ungnade. Alſo iſt Eigennuz das Ziel oder der Zwek aller Götterverehrung. In der That, wozu ſich mit ihnen abgeben, wenn wir von ihnen keine willkürliche Gaben zu hoffen, keine willkürliche Mishandlungen zu fürchten haben? —

In allen pöbelhaften Religionen liegt, mehr oder weniger, die ungereimte Vorſtellung zum Grunde, daſs wir auf die Götter wirken, und, gewiſſermaſſen, ihren Zuſtand, durch angenehme oder widrige Eindrüke, modificiren könnten. Daher wähnet man, gewiſſe Handlungen wären den Göttern überaus angenehm, andere aber reizten ſie zum Unwillen.

Wie können wir aber auf die Gottheit durch dergleichen Eindrüke wirken, wenn ſie ein unabhängiges, und ohne unſer Zuthun ſeliges Weſen iſt? — — Alle Religionen ſind voll von dergleichen Widerſprüchen. Dies kann man wärlich von der Moral nicht ſagen, welche auf ewige

War-

Warheiten, auf das allgemeine Intereſſe der Menſchheit, gegründet iſt. Ihren heiligen Vorſchriften, welche die Stimme der Vernunft, das unwandelbare Geſez der Natur ſind, kann man nie beharrlich zuwider handeln, ohne ſich ſelbſt, oder andere, unglüklich zu machen, ohne die Folgen ſeiner Thorheit, über kurz oder lang, zu empfinden.

Noch kein Philoſoph hat je behauptet, daſs die Tugend unnüz, und daſs laſterhafte, der Geſellſchaft ſchädliche, Handlungen zuläſſig wären. Wie ungerecht und thöricht iſt es alſo, dieſe redlichen Männer, welche gute Bürger ſind, und überall Gehorſam gegen die Geſeze predigen, ihrer Speculationen wegen zu verfolgen! — Aber freilich — zur Ehre unſrer Zeiten ſei es geſagt! — geſchiehet dieſes nur noch da, wo Beichtväter und Pfaffen, mit oder ohne Kutte, die Souffleurs auf dem politiſchen Theater ſind, und Warheit und Tugend ungeſtraft verläumden können.

—

Ihr wollt nicht blos einen, eurer Einbildungskraft proportionirten, Gott — auch noch einen

einen Belohner und Rächer haben. Ihr traget auf euren Weltvater eine menſchliche Gerechtigkeit über, und laſſet den zureichenden Grund von allem, was iſt, *) wie einen Unſinnigen, über ſeine eigenen Folgen zürnen. Warlich, meine Freunde, eure anthropomorphiſtiſche Theologie iſt klarer Non - Sens! —

Wenn dieſer Gott die lezte Urſache aller Dinge, das Triebrad der ganzen Natur iſt, ſo ſind alle Welterfolge — mithin auch eure eigenen Handlungen! — wenigſtens mittelbare Wirkungen jener allgemeinen Urſache, ohne welche nichts ſein, nichts geſchehen kann. Alle dieſe Erfolge ſind zulezt in der nothwendigen Thätigkeit jener groſen Urſache, jenes erſten Bewegers gegründet, der alles vorhergeſehen, alles aufs beſte geordnet hat. Wie kann in einer Welt, die das Werk der volkommenſten Weisheit iſt, und durch Gottes Einfluſs erhalten und regiert wird, je ein Erfolg entſtehen, der ihm — dem allgemeinen Urheber! — misfällig, oder ſeinen Abſichten zuwider wäre? — Was iſt ſeine

*) *Und alſo auch von allem, was geſchiehet.*

Allmacht anderst, als unwiderstehlich wirkende Kraft? — Wer kann seinen Plan je scheitern machen, oder ihn nur in Einem Punct alteriren?

Ist Er ein homerischer Jupiter, dessen Thron Giganten stürmen können, wenn sie Ossa auf Pelion wälzen? — —

Vergebens blikt euer Auge hinauf in die blauen Tiefen des Himmels, um über jenem eingebildeten Gewölbe seinen Thron zu suchen. Diese Seele der Natur, dies allgemeine Prinzip der Bewegung, ist entweder überall, oder nirgends. Kein begrenzter Raum, keine Gegend des Himmels schliesst es ein. Die Erde ist nicht mehr und nicht weniger sein Siz, als der Aether in fernen Raumen. Warum den Zorn eines Wesens fürchten, welches keine Galle und keine Leidenschaften hat? — — warum den Lohn der Tugend auser der Tugend selbst suchen? — —

Lasst Schwärmer immerhin glauben, Menschen hätten ihren Schöpfer — der nicht leiden kann! — beleidigt! — Gott selbst habe, um Gott zu versöhnen, um sich Satisfaction zu geben, Mensch werden, leiden und sterben müssen. Die Vernunft siehet ein, dass Gott nicht etwas wer-

werden kann, was er zuvor nicht gewesen ist; daſs der Ewige nicht in Geſtalt eines kleinen Knaben von einem Weibe geboren werden, daſs er nicht leiden und ſterben kann.

—

Aber euren bewölkten und vom Aberglauben gefängſteten Geiſt umſchweben, wie Furien des Orkus, alle Schreken der andern Welt. Ihr zittert vor eurem eignen Schatten, vor einem Geſpenſt, welches der Tod heiſst, und eurer bangen Phantaſie in den ſcheuslichſten Geſtalten ſich darſtellt. Erſchrokne Sterbliche! hört die Stimme der Vernunft! von ihr erleuchtet, entſaget endlich jenen Vorurtheilen, welche die Mörder eurer Ruhe ſind! — — Wo waret ihr, eh' eure Mütter euch empfiengen? eh' eure erſte Sonne euch aufgieng? — Lebtet ihr, empfandet ihr ſchon, eh' eure Sinnglieder von der Hand der Natur gebildet wurden? eh' jener Keim ſich entwikelte, worin ihr ohne Bewuſstſein ſchlieſet? Wenn unſre Exiſtenz einen Anfang gehabt hat, ſo muſs ſie ein Ende haben. Ich bin ein Menſch, und nichts weiter. Der Menſch iſt offenbar kein

einfaches geistiges Wesen. Ohne Ausdehnung hätte er keinen Cörper. Ohne Cörper wäre er nicht Mensch. Die Ausdehnung und Bewegung, d. h. der Cörper, ist dem Menschen eben so wesentlich, als die Seele, oder das Denken. Der Cörper ist es eben, der unsere Seele zu einer menschlichen Seele macht. Von den Wirkungen einer vom Cörper geschiedenen Seele können wir uns nicht die geringste Vorstellung machen.

Die Erfahrung beweiset zur Gnüge, dass wir eben so wenig ohne die innern Organe des Kopfes denken, als ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, ohne Nerven empfinden, ohne Magen verdauen, ohne Herz und Eingeweide leben können.

Zu jeder Verrichtung des Menschen — des Thieres — werden gewisse Organe erfodert. Die Verletzung oder Zerstörung derselben macht uns zu denen, von diesen Organen abhangenden, Verrichtungen unfähig. Kann man, ungeachtet der anscheinenden Einfachheit und Untheilbarkeit der Sehkraft, läugnen, dass diese Kraft aus der organischen Structur des Auges resultirt? dass sie

unter-

untergehet, wenn dieser Organismus zerstöret wird? — — Diejenigen, welche unsere Denkkraft den Cörper überleben lassen, könnten mit eben dem Recht die ewige Fortdauer der Sehkraft nach der Zerstörung der Augen; des Gehörs, nach der Zerstörung der Ohren; und des Gefühls, nach der Zertrennung aller Nervenzasern, behaupten. Cörper und Seele sind ein und eben dasselbe Ding, welches, unter der Eigenschaft der Ausdehnung und Bewegung vorgestellt, Cörper, und unter der Eigenschaft des Denkens betrachtet, Seele, heißt.

Niemand kann denken, ohne zu empfinden. Begriffe sind nichts als Resultate aus der Vergleichung sinnlicher Eindrüke. Um Begriffe bilden, um sinnliche Eindrüke mit einander vergleichen zu können, muß man sinnliche Eindrüke, d. h. Empfindungen, haben. Empfindungen sind Rührungen — Affektionen — der Sinne. Um also empfinden zu können, muß man Sinne — Organe — haben. Also einen Cörper. Der Tod beraubt uns aller Sinne. Er zerstört also die physische Sensibilität. Wie kann man, desorganisirt, leiden oder genießen? Güter und

Uebel giebt es nur für Lebende, d. h. im Verhältniss der Dinge zu unserer Sinnlichkeit, welche der Tod aufhebt. Die Ideen der soliden Ausdehnung und Bewegung — in welche sich unsere ganze Kenntniss der Materie auflösen läßt, erlangen wir durch die Sinne des Gesichts und Gefühls. Der Tod raubt uns offenbar diese Sinne. Folglich verschwindet in seinen Schatten die Idee der Materie, welche den Gebrauch jener Sinne voraussezt.

Den Begriff der Immaterialität, und was auf diesen relativ ist, können wir eben so wenig jenseits der Urnen beibehalten. Dieser Begriff ist nur negativ. Jede Verneinung sezt eine Bejahung voraus. Die Idee des immateriellen, wenn sie auf irgend Etwas applicirt werden soll, unterstellt eine Vergleichung dieses Dinges mit der Materie, folglich die Idee der Materie, folglich den Gebrauch der Sinne. Denn, ohne ein Ding, welches immateriell sein soll, mit der Materie zu vergleichen, kann ich nicht entscheiden: es habe die materiellen Beschaffenheiten nicht. Wer ein Ding mit einem andern vergleichen will, der muß von beiden eine Vor-

stel-

stellung haben. Wer etwas für immateriell ausgiebt, der verneinet von ihm nur die materiellen Beschaffenheiten. Wie kann er das aber, ohne von den materiellen Beschaffenheiten eine Idee zu haben? — und wie kann man — nach der Betäubung aller Sinne — eine Idee noch haben, welche den Gebrauch der Sinne supponirt? —

Um die eingebildeten Schreken des Orkus völlig verschwinden zu machen, ist es noch nöthig, zu erwägen: dass man nach der Auflösung der Organe nicht nur nicht empfinden, sondern sich auch ehemals gehabter Empfindungen und ehemaliger Handlungen nicht mehr erinnern kann.

Schlage die Jahrbücher der Arzneikunst, die Werke der Physiologen, die Sammlung der Beobachtungen auf, welche die Söhne des Hippocrates aufgezeichnet haben! — Ueberall werdet ihr durch Facta bewiesen finden, dass das Gedächtniss corperlich, dass es eine Modification des Hirns ist, dass seine Stärke oder Schwäche von der guten oder schlechten Beschaffenheit des Hirns abhängt.

Ein wenig Blut, welches aufs Hirn drükt,

löschet der Seele göttliches Licht aus. Ein von Winden aufgetriebener Darm, ein Klumpen Koth im Unterleibe, macht den größten Geist zum Dummkopf.

Der Lethe der Alten, dessen Wasser das Andenken der Vergangenheit auslöschet, die Ideen vertilgt, die auf den vorigen Zustand sich beziehen, ist keine bloße Fabel.

An seinen stillen friedlichen Ufern schwindet bis auf die kleinste Sylbe jener räthselhafte Traum weg, den wir Erdenleben nennen. Schon diesseits können körperliche Ursachen, welche das Hirn efficiren, das Gedächtniß zerstören, und uns das Bewußtseyn, die Erinnerung des Vergangenen, rauben.

Das Denken ist nur eine Art zu seyn des Menschen. Wie können seine Begriffe ihn überleben? — — Kann die Uhr, wenn sie zerbrochen ist, noch fortfahren, die Zeit zu messen, und die Stunden zu zeigen? — Wird die Harmonie länger dauern, als die Leier? Das Bild im Spiegel länger, als der Spiegel? — —

Lasset uns die Meinungen der Klügsten unter den Alten hören. Ovid läßt den Pythagoras sagen:

sagen: O Volk! von kalter Todesfurcht erstarret! was fürchtest du den Styx, die Finsternisse, und leere Namen ohne Sache? — Den Stoff der Poeten, die Gefahren einer erträumten Welt? —

Timaeus von Lokris gestehet, daß die Lehre von der Unterwelt nur für den Pöbel, aber für die Vernunft eine Fabel sei. Aristoteles läugnet ausdrücklich Belohnungen und Strafen jenseits des Styx. Cicero spricht, nach seiner Gewohnheit, sehr zweifelhaft von der Unsterblichkeit der Seele. Mehr als einmal aber behandelt er die Lehre von der Hölle und ihren Furien als ein Mährchen, und siehet den Tod als das Ende aller Dinge für den Menschen an. Seneka lehrt ein Nichtsein, Nichtempfinden, nach dem Tode. Er sagt wörtlich: der Tod ist Nichtsein. Ich werde nach dem Tode sein, was ich vor dem Anfang meines Lebens gewesen bin. Als wir noch nicht gezeugt waren, haben wir keine Uebel empfunden. An die Marcia schrieb eben dieser Philosoph: Du mußt erwägen, daß kein Uebel den Todten afficirt. Was die Unterwelt uns schrecklich macht, ist eine Fabel. Der Tode siehet die Finsterniß nicht, die ihn umgiebt.

giebt. Er weis nichts von seinem Kerker. Es giebt keine Pech- und Schwefelseen, kein Tribunal und keine Henker daselbst. Dies sind Erdichtungen der Poeten, nichtige Schrekbilder. Der Tod — fährt Seneka fort — ist das Ende aller Schmerzen. Ueber seine Grenze hinaus erstreken sich unsere Uebel nicht. Er bringt uns in jenen ruhigen Zustand zurük, worin wir uns, vor unserm Eintritt in dieses Leben, eine Ewigkeit hindurch befunden haben. — — Seneka, der Tragiker, erklärt eben sowol die Seele für sterblich. Arrian läßt den weisen und tugendhaften Epiktet sagen: es giebt keine Hölle, keinen Acheron, keinen Cocytus. — Der weiseste und gerechteste unter den Kaisern — Antonin, der Philosoph! — sagt: wenn im Tode die Empfindung aufhöret, so werden wir von allem Schmerz und Elend befreiet. Bekommen wir aber einen ganz andern Leib, andere Sinne, nach der Beraubung der jezigen, so werden wir in Geschöpfe von einer ganz andern Art verwandelt. Das heißt: wir dauern nicht als eben dieselben Personen fort. — — Eben dieser philosophische Kaiser sagt: der Tod sei nichts,

als

als die Auflöfung des Thieres in seine Elemente. — —

Können nach dieser Auflöfung gewiſſe Fähigkeiten des Thieres — z. B. ſein Vermögen zu empfinden — fortdauern? Dies hieſe, die Sehkraft das Auge überleben, und das Gefühl länger dauern laſſen, als die Nerven!

Man hat, um die Möglichkeit einigermaſſen begreiflich machen zu können, wie eine vom Cörper geſchiedene Seele noch denken, Schmerz und Vergnügen empfinden kann, die Auferſtehung der Toden erdacht. Man ſah ein, die Seele allein ſei doch nicht der Menſch; ihre Fortdauer nicht die Fortdauer des Menſchen. Der Zuſtand der Seele nach der Auflöſung ihrer Organe könne mit menſchlichen Verhältniſſen doch nichts gemein haben. Daher die Vorausſezung, daſs Gott, man weis nicht, wenn? — für jede Seele einen neuen, dem vorigen ähnlichen, Leib bilden, und die Seele mit dieſem Subſtituten ihres ehemaligen Cörpers wieder vereinigen werde.

Aber nicht zu gedenken, daſs dieſe Vorausſezung gar keinen Beweis für ſich hat, ſo iſt es klar,

klar, dafs ein aus elementarischen Theilen noch so künstlich zusammengesezter Leib nicht für die Ewigkeit taugt; dafs es in der Natur kein *Perpetuum mobile* giebt; dafs auch die festesten, härtesten Cörper — den Demant nicht ausgenommen — endlich in Staub zerfallen, oder in Dunst verfliegen. Sollte aber meine Seele nach Verlauf von Millionen Jahren einen neuen Leib von ganz anderm Stoffe, und ganz anderer Zusammensezung — einen Leib, der von meinem jezigen durchaus verschieden wäre, beleben, so wäre sie meine Seele nicht mehr. Sie wäre die Seele einer ganz andern Creatur geworden, die keinen menschlichen Leib hat, und also auch kein Mensch ist, oder heissen kann.

Unmöglich kann ein und dasselbe Ding zweimal existiren. Aus seinen Elementen bildet die Natur was neues. Aber ist dieses Neue auch wirklich das vorige Ding? — — Wir wollen uns nicht damit aufhalten, Chimären zu widerlegen, welche die gesunde Vernunft beleidigen, und alle menschliche Warscheinlichkeit wider sich haben! — — Nur bemerken wir noch, dafs aus dem Lande der Seelen nie ein Verstor-

storbener in diese Oberwelt zurükgekommen ist, um uns von dorther Nachrichten zu überbringen. Wir können daher alle Relationen von Streifereien und Entdekungsreisen in die Geisterwelt als apocryphisch ansehen. Der Unwissenheit und Einbildungskraft der ältesten Welt haben die Nymphen und Faunen, Najaden und Tritonen, die Coelicolen, die Furien und die erscheinenden Schatten der Verstorbenen, ihr fabelhaftes Dasein zu danken.

Ohne menschliche Organisation ist es nicht möglich, menschlich zu empfinden, menschlich zu denken. Unsere Organisation aber ist offenbar nicht für die Ewigkeit gemacht.

Warum nun mit thörichten Hofnungen sich schmeicheln? warum mit grundlosen Besorgnissen sich quälen? — — —

—

Die Furcht vor dem Nichtsein ist Furcht vor einem Uebel, welches wir nie empfinden werden. Kann ich in der stillen Wohnung der Toden — wohin kein Strai des Lichts, aber auch keine Sorge, keine Furie der Verfolgung drin-

gen

gen wird — die Länge der Ewigkeit fühlen, und mit Ungeduld die Stunden, Tage und Jahre zählen, die über meinem Staube hingleiten? — Warum einen Zuſtand fürchten, der vom Schmerz und Langerweile frei iſt! Iſt traumloſer Schlaf — dieſe Sehnſucht der Leidenden — auch ein Uebel? — — Shakeſpears Hamlet hätte nicht nöthig gehabt

— — — *Träume, die im Todesſchlaf*
Uns ſchrecken — — —

zu befürchten. Träumen heiſst leben. Wer träumet und fühlt, iſt nicht todt. Träume hängen vom regen Spiel innerer Organe ab.

Wenn das Leben kein Gut iſt, ſo würde auch ſeine ewige Fortſezung — die Unſterblichkeit! — kein Gut ſein. Tauſend Uebel ſind von unſerer zeitrechtlichen Exiſtenz — welche dem Streit der Elemente preisgegeben iſt — unzertrennlich. Der Tode hat keine Bedürfniſſe mehr. Er ſehnet ſich nicht nach dem Leben, weil dieſe Sehnſucht die Idee des Lebens vorausſezt, und die Idee des Lebens, wirkliches Leben, unterſtellet. Iſt man unglüklich, wenn man nicht hat, was man nicht begehret? — —

Kann der Tode es empfinden, daſs er todt iſt? — und kann dasjenige für uns ein Uebel ſein, was wir nie empfinden? — — —

Genuſs des Vergnügens iſt nur Bedürfniſs für den Lebenden, nicht für den Todten.

Der Tod iſt alſo kein Uebel. Er iſt traumloſer Schlaf, von dem man nie erwachet. Wer dieſen ſchläft, wie kann d e r elend ſein?

Fühlt er, voll Ungeduld, der Ewigkeiten Länge?
Sieht er die Finſternifs? iſt ihm ſein Haus zu enge?

—

Wenn wir auf den Zuſammenhang und die Folgen in der Reihe aller Dinge Achtung geben, ſo bemerken wir, daſs keine Bewegung geſchiehet, ohne, daſs eine andere vorhergegangen iſt, und eine dritte darauf folget.

Eine abſolut - erſte Bewegung läſst ſich ohne offenbaren Widerſpruch nicht annehmen. Ihr müſste abſolute Ruhe unmittelbar vorhergegangen ſein. Dieſe iſt ein Unding. Der Uebergang der Materie von ihr zur erſten Bewegung würde ei-

nen

nen ungeheuren Sprung enthalten, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem allgemeinen Zusammenhang gegründet sein kann. Tendenz zur Bewegung scheint wirklich der Materie wesentlich zu sein. Man kann die Ursache der Bewegung nicht in einem hyperphysischen, unbeweglichen Wesen suchen, weil man sonst dem Saze widersprechen würde: ein Ding kann eine Eigenschaft, die es selbst nicht hat, auch nicht einem andern mittheilen. Alle Argumente gegen die Möglichkeit einer anfangslosen Succession sind vergeblich. Jede Reihe, wenn sie nicht zulezt aus Nichts entspringen soll, muss eine unendliche sein. Aus Nichts Etwas ist ein viereckigter Zirkel, die gröste Beleidigung für die Vernunft.

Die gröften Philosophen gestehen jezt ziemlich allgemein, dass die vorgeblichen Gründe gegen die Ewigkeit der Materie und der Bewegung eben sowol die Ewigkeit des Geistes, oder des Denkwesens, erschüttern würden.

Denken ohne alle Succession ist für uns gar nichts. Eine anfangslose Succession von Bewegungen in der Materie ist aber nicht schwerer zu begrei-

begreifen, als eine anfangslose Succeſſion der Gedanken und Handlungen in einem Geiſte.

Wie könnte auch der Geiſt — der, wie man vorausſezt, mit der Materie nichts gemein hat — die Materie hervorgebracht haben? — Von zwei Dingen, die nichts mit einander gemein haben, kann eins nicht die Urſache und nicht der Erklärungsgrund des andern ſein.

Clarke und Wolff beweiſen die Exiſtenz eines auſerweltlichen Gottes aus der Zufälligkeit der Welt. Dieſer Beweis beruhet auf falſchen Prämiſſen. Die Welt kann nicht zufällig ſein, wenn ſie ohne Urheber für ſich beſtehet. Sie kann nicht zufällig ſein, wenn ſie die Wirkung einer äuſern abſolut-nothwendigen, unveränderlichen Urſache iſt. Denn dieſe Urſache wirkt nicht zufälligerweiſe. Von ihrem vollſtändig gefaſsten Begriff iſt der Begriff ihrer Wirkung unzertrennlich.

Ich bitte die Conſequenzen- und Kezermacher, die Gegenfüsler und Verläumder der Philoſo-

losophie, welche aus löblichem Eifer, sonst auch heilige Hirnwuth genannt, so gerne die Philosophie vertilgen, und die Philosophen auf dem Roste braten möchten — — ich bitte sie, mich, wo möglich, recht zu verstehen, und nicht etwa Atheist! Atheist! zu schreien. Ich mögte ihnen gar zu gern eine Sottise ersparen. Kein Mensch in der Welt ist vom Dasein Gottes mehr überzeugt, als — ich. Ich bemühe mich sogar, die nothwendige Existenz der unendlichen Substanz zu erweisen. Nur den Gott der Phantasie und des Aberglaubens bestreite ich; welcher gewiss nicht der Gott der Natur und der Vernunft ist. Muss derjenige ein Atheist heissen, welcher das goldene Kalb, um welches dumme Hebräer zu Aarons Zeiten gedankenlos tanzten, nicht anbetet? — *Beccaria* hat ganz Recht, wenn er sagt: *Fecero un gran bene all' umanità quei primi errori, che popolarono la terra di falsi dii, e che crearono un universo invisibile regolatore del nostro. Furono benefattori degli uomini quegli,*

quegli, che ofarono forprendergli, e ſtrascinarono agli altari la docile ignoranza.

Allein, wenn der Menſchenverſtand nach und nach ſich aufgeklärt hat, wenn man die Menſchen über ihr wahres Intereſſe, über die wahren Gründe und Quellen ihrer Pflichten, über das Verhältniſs ihrer Handlungen zu ihrem Endzwek — der Glükſeligkeit, in gehörig abgemeſſenen Stufen, erleuchtet hat, wenn man den Unterricht, und die noch immer ſo elende Erziehung der Jugend verbeſſert, wenn man weiſe, d. h. ihrem Zwek entſprechende, Geſeze gegeben hat, und die Uebertreter dieſer Geſeze mit allem Nachdruk zu ſtrafen weis — — ſollten denn jene Popanzen noch nöthig ſein, wodurch man rohe kindiſche Völker ſchreken muſste?

Ich ſchlieſe mit einer Stelle des Marcheſe *Beccaria*:

„*L'uſo immenſo degli errori utili ai pochi potenti, contro le verità utili ai molti deboli, l'avvicinamento, ed il fermento delle paſſioni, che ſi deſtano in quell' occaſione, fanno infiniti mali alla miſera umanita.*

„ *La voce di un Filosofo è troppo debole contro i tumulti e le grida di tanti, che son guidati dalla cieca consuetudine, ma i pochi saggi, che sono sparsi sulla faccia della terra, mi faranno eco nell' intimo de' loro cuori.* "

Zwote Nachtwache.

—

Theorie

der

Mirakel

—

Die Offenbarung iſt ein Wunder, und wird durch Wunder bewieſen. Wenn es alſo keine Wunder giebt: ſo giebt es auch keine Revelationen, und keine Beweiſe für die göttliche Sendung gewiſſer Lehrer. Ich liefere meinen Beitrag zu Beſtreitung der Thaumaturgien, der Fa-

—

teln, der Legenden. Wer durchaus Mirakel und Prodigien glauben will, behält immer das Recht dazu.

Theo-

Theorie
der Mirakel.

Von Wundern und Geheimniſſen.

Die ſtärkſten Beſtreiter der Mirakel ſind, auſer Hobbes und Spinoza, *) Rouſſeau, Hume, Bolingbroke, Voltaire. Ich will das Weſentliche ihrer Philoſophie über dieſen Gegenſtand auf wenige Blätter concentriren, und hin und wieder eigene Zuſäze hinzufügen.

*) *Spinoza beſtreitet die Wunder beſonders im* Traſtat. theol. polit. *Nach den Grundſäzen ſeiner Ethik ſind Wunder abſolut-unmöglich. Denn er behauptet die Nezeſſität der Naturgeze, welche die Möglichkeit ihrer Suſpenſion ausſchlieſt.*

Ein Mirakel iſt, nach der urſprünglichen Bedeutung des Wortes, eine Sache, worüber man ſich wundert.

Die Verwunderung iſt eine Tochter der Unwiſſenheit. Je unwiſſender man iſt, je mehr Dinge giebt es, worüber man ſich wundert, d. h. die auſer dem engen Kreiſe unſerer gewönlichen Erfahrungen, und der daraus abgezogenen Begriffe, liegen.

Man wundert ſich über eine Erſcheinung, welche mit denen, die wir bisher wahrgenommen haben, keine Analogie zu haben ſcheint. Man wundert ſich über eine Sache, wenn man ſie eine unerwartete, oder von ihren bisher bemerkten Aeuſerungen verſchiedene Wirkung, hervorbringen ſiehet, u. ſ. f.

Wenn iemand in einem Lande, wo niemand Eis geſehen hat, künſtliches Eis macht; wenn iemand an einem Orte, wo man den Brantewein nicht kennet, Brantewein, den er für Waſſer ausgiebt, anzündet, und dieſes brennende Waſſer trinkt, ſo paſſirt er bei den Hottentotten dieſer Gegend für einen Wunderthäter.

Wenn man mit unwiſſendem Pöbel zu thun

hat,

hat, ſo darf man nur ein wenig Experimentalphiſik wiſſen, oder ein mittelmäſiger Taſchenſpieler — nicht eben ein Philadelphia — ſein, um für einen Thaumaturgen zu gelten. Wir haben Grund, zu vermuthen, daſs die Thaumaturgen der alten und neuern Welt nichts als mehr oder minder habile Charlatans geweſen ſind.

Hr. d' Alembert hat einen treflichen Grundſaz, der uns bei Prüfung angeblicher Wunderdinge ſehr gute Dienſte leiſten kann:

Quand une religion, ou quelque ſecte, que ce puiſſe être, vante les prodiges, opérés en ſa faveur, et qu'on ne peut expliquer ces prodiges d'une maniére naturelle, il n'y à qu'un parti à prendre, celui de nier les faits. In der That iſt dieſes ein Schritt, den in einem ſolchen Falle die geſunde Vernunft zu thun befiehlt. Die angeblichen Wunder, womit eine Sekte prahlt, laſſen ſich entweder zu natürlichen Begebenheiten erklären, oder — man muſs ſie läugnen.

Warum? weil die Exiſtenz einiger Lügner

und

und Träumer unendlich weniger unwahrſcheinlich iſt, als die Exiſtenz eines Mirakels.

Daſs die Menſchen lügen, und oft falſch ſehen, das iſt's, woran wir nie zweifeln können. Daſs ſie bisweilen Wunder thun, iſt bei weitem ſo gewiſs nicht.

Ein Doktor der Theologie ruft hier aus: nicht der Menſch, ſondern Gott thut die Wunder.

Der Doktor vergiſst, daſs wir dieſes Weſen nur aus ſeinen Hervorbringungen in dem ordentlichen Laufe der Natur kennen. Zu dieſem Laufe, oder zu dieſer Ordnung der Natur, ſuchen wir eine Urſache, einen beſtimmenden Grund, auf.

Dieſen Urgrund der Naturgeſeze nennen wir Gott.

Wir können aber nicht umhin, uns dieſes Etwas als unveränderlich zu denken. Ein willkürlichhandelndes Weſen iſt der nicht, welcher die Geſeze der Natur feſtgeſtellet hat.

Wenn eine Sonnenfinſterniſs ſich während des Vollmonds ereignet, wenn ein Toder, mit dem Kopf unter dem Arm, zwei Meilen weit marſchirt, ſo nennen wir das ein Mirakel.

Nach

Nach Voltaire iſt ein Mirakel eine Violation der ewigen göttlichen Geſeze.

Dieſe Geſeze, ſagen die Philoſophen, ſind mathematiſch, und unwandelbar. Wenn dieſes richtig iſt, ſo iſt ein Mirakel ein formeller Widerſpruch.

Das unendlich weiſe Weſen macht keine Geſeze, um ſie zu violiren. Wenn es ſeine Maſchine derangirt, ſo geſchiehet es nur, um ſie beſſer gehen zu machen. Gott aber hat die unermeſsliche Weltmaſchine aufs beste gemacht. Hätte er vorhergeſehen, daſs irgend eine Unvollkommenheit aus der Natur ſeines Werks reſultirt, ſo würde er gleich vom Anfang ihr abgeholfen haben. Gott thut nichts ohne zureichenden Grund. Was für einen Grund könnte er haben, ſeine Geſeze zu ſuſpendiren, welche Geſeze der vollkommenſten Weisheit ſind?

Um der Menſchen willen ſollten Wunder geſchehen ſein? — Das ganze ſterbliche Geſchlecht iſt nur ein Punkt in der Unermeſslichkeit der Weſen. Soll der Unendliche das zu den gröſten Zweken berechnete ewige Spiel der Triebfedern

der

der groſen Maſchine hemmen um der Wünſche, und Bedürfniſſe einiger Würmer willen, die auf dieſem kleinen Kothhaufen kriechen?

Seine Wohlthaten ſind in ſeinen Geſezen. Er hat alles vorhergeſehen, alles angeordnet. Alle Dinge folgen nothwendig den Geſezen, die er, ein für allemal, der Natur eingedrükt hat.

Die Theologen ſagen: Preiſet immerhin die Unveränderlichkeit des höchſten Weſens, die Ewigkeit ſeiner Geſeze, die Harmonie und den Zuſammenhang zahlloſer Welten. Unſere kleine Kugel iſt voll von Wundern. Alle Geſchichten zeugen dafür. Haben nicht die Töchter des Oberprieſter Anius alles, was ſie wollten, in Korn, Wein oder Oel verwandelt? — Iſt nicht Merkurs Tochter, Athalide, mehr als einmal wieder lebendig geworden? — Hat nicht Aeſculap, für deſſen Wunderkuren ſo viel Denkmäler zeugen, den Hippolyt vom Tode erwekt? — Kehrte nicht Heres in die Oberwelt zurük, nachdem ſie vierzehn Tage im Orkus reſidirt hatte? Wurden nicht Romulus und Remus von einem Gott gezeugt, der ſich mit einer Veſtalinn encanail-

nalliirt hatte? *) — Fiel nicht das Palladium vom Himmel in die Stadt Troja? — Wurde die Kabane des Philemons und der Baucis nicht in einen prächtigen Tempel, das Haar der Berenice nicht in ein Syſtem von Sternen, verwandelt? — Der Kopf des Orpheus ſprach Orakel noch nach ſeinem Tode. Die Mauern von Theben baueten ſich ſelbſt, bei'm Klang der Flöte, in Gegenwart der Griechen.

Könnet ihr läugnen, daſs — zumal in den Zeiten, da man noch nicht recht leſen und ſchreiben konnte — unzählige Wunder und Sottiſen geſchehen ſind? — Alle dieſe wunderbaren Fakta, liebe Dokteren! ſind bei alle dem für einen Philoſophen, der nie etwas ähnliches geſehen hat, herzlich ſchwer zu glauben. Denn er

iſt

*) *Man hat mehr als ein Beiſpiel, daſs Mädchen, die man für Veſtalinnen hielt, ihrem Vorgeben nach, ohne männlichen Beiſchlaf, blos durch Ueberſchattung und Einwirkung unbekannter Kräfte, ſchwanger geworden ſind. Wer kann auch einem Gotte ſo was abſchlagen?*

ist von der Richtigkeit seiner Grundsätze mehr versichert, als von der Warhaftigkeit des Zeugnisses alter Fabelhänse. Seine Sinne können leichter getäuschet werden, als seine Vernunft. In manchen Fällen kann er sich eher auf das Urtheil dieser leztern, als auf das Zeugnis von jenen verlassen.

Wir wollen die Definition hören, welche **Bülfinger** und **Reimarus** vom Wunder geben.

Ersterer sagt: *Miraculum est effectus, qui nullas vires, sui sufficientes, in Natura agnoscit.*

Lezterer sagt: *Wunder sind übernatürliche Wirkungen Gottes, welche zwar in der Welt geschehen, aber so, dass die Kräfte der Welt, oder die Natur, gar nichts dazu thun, sondern blos leiden, und wobei die Wirkung Gottes den Tendenzen und Regeln der thätigen Naturkräfte entgegenläuft.*

O lemine! — Wenn diese Erklärung richtig ist, so läßet sich **nie** ein Wunder beweisen.

Sollte das, was **in** der Natur geschiehet, nicht auch **durch** die Natur geschehen? — Können wir bei irgend einem Erfolge, den wir wahr-

wahrnehmen, von dem Unvermögen der Natur, ihn zu bewirken, überzeugt sein?

Zudem! — Wunder, die in der Zeit, und an einem Orte geschehen, sind keine immanente, sondern transitorische Handlungen, dergleichen der ewigen, unveränderlichen, auserzeitlichen Ursache der Dinge nicht zugeschrieben werden können.

Von einigen besondern Mirakeln.

Philostrat erzählt uns, dass Appollonius von Thyana Todte wieder lebendig gemacht, und endlich gar sich selbst vom Tode erwekt habe.

Philostrat war, so viel wir wissen, ein ehrlicher Kauz. Wenigstens hat man keinen Beweis vom Gegentheil. Muss ich ihm aber — auf sein ehrliches Gesicht — die Mirakel glauben, die er seinem Helden zuschreibt? —

Als Mensch hat er sich irren können. Wenn er nun wundervolle, d. h. höchstunwarscheinliche, Begebenheiten erzählt, so muss ich vermuthen, dass er — sich wirklich geirret hat. Diese Vermuthung ist auf die Wahrnehmung des

einförmigen und beständigen Naturlaufes, und auf die Wahrnehmung der Lügenhaftigkeit der Menschen, gegründet. Sie hat eine so überwiegende Wahrscheinlichkeit, dafs sie — wenigstens für moralische Gewifsheit gelten kann.

Das Zeugnis Philostrat's kann natürliche Facta beweisen. Aber hat es auch noch Beweiskraft, wenn er Mirakel erzählt? —

Ist es eher zu glauben, dafs ein Mensch von den Todten auferstanden, oder durch die Luft nach dem Monde geritten ist, als, dafs zehn andere Menschen sich geirret haben? — —

Pharao's Zauberer verwandelten ihre Stäbe in Schlangen. Aber Aarons Stab fras sie auf.

Könnet ihr dies sichtbildische, alte Weibermährchen, der gesunden Vernunft zum Troze, noch immer glauben? — Ein todter Steken, ein Rohr oder Holz, enthält die Elemente nicht, die zur Bildung einer wirklichen Schlange erfodert werden. Diese entstehet nur aus einem Schlangen-Ei, oder durch die Begattung von ihres Gleichen.

Können, ohne Zerrüttung der ganzen Natur, die Elemente zweyer ungleichartigen Dinge, eins

in

in das andere, verwandelt werden? Kann aus einer Eichel, oder einem Apfelkern, ein Zitronenbaum hervorgebracht werden? *) Sand, reine Erde, reines Waſſer, haben noch nie in eine andere Art von Dingen verändert werden können. Es giebt primitive, unauflösliche Theile, Elemente, deren jedes ſeine eigene, invariable Natur hat. Es iſt unmöglich, ſagt Voltaire, die Unveränderlichkeit der Arten zu begreifen, wenn man nicht unwandelbare Elemente ſupponirt.

Eben ſo läſst ſich die Verwandlung des Nils in Blut, des Staubes in Läuſe, des Eſels in ein vernünftigredendes Thier, nicht glauben.

Iſt denn alles flüſſige, welches roth ausſiehet, auch wirklich wahres Blut? — Dieſes kann es nur in dem thieriſchen Körper, aus ſei-

*) *Pour que les parties primitives de sel se changent en parties primitives d'or, il faut deux choses, anéantir ces élémens de sel, et créer des élémens de l'or.* — Voltaire.

nen Säften, aus der Nahrung, die er genieſet, entſtehen.

Aus einem Erdſtäubchen wird zuverläſſig ſo wenig ein Floh, als ein Elephant. Jene Inſekten erfodern zu ihrer Exiſtenz Beſtandtheile, die im Sandkorn, oder im Erdſtäubchen, nicht ſtekken.

Vergebens beruft man ſich auf die Allmacht des höchſten Weſens. Dieſes Weſen konnte — wie man vorausſezt — den Geiſt und die Materie hervorbringen. Kann es aber darum auch einen Geiſt in Materie — einen Körper in einen Geiſt verwandeln? — Man geſtehet, dies ſei unmöglich. Nicht jeder Stoff taugt zur Bildung eines jeden Dinges.

Die Allmacht bringt, nach Geſezen, die gar nicht arbitrair zu ſein ſcheinen, alle Dinge nur aus ihren, beſonders zu dieſem Zwek organiſirten, Saamen hervor. Wunder gehören zu den unglaublichen, unerweislichen Dingen, und von Verwandlungen darf nur der Poet, nicht der Philoſoph, reden. Nur in der poetiſchen Welt wird Waſſer in Wein, werden

Men-

Menschen in Salzsäulen, Schwäne, Schwalben, Lorbeerbäume, u. dgl. verwandelt.

In der wirklichen Welt schreiten alle Dinge, nach gegebenen, unveränderlichen Gesetzen, fort. Nie wird dem Gesez der Kontinuität (Stetigkeit) zuwider gehandelt. Ein Wunder, ein plözlicher Uebergang eines Dinges aus einem Zustande in den entgegengesezten, würde dieses Gesez vernichten, und den Zusammenhang der Welt lädiren.

Gott selbst kann die natürlichen Wirkungen der Materie nicht hemmen, ohne die Ursache dieser Wirkungen — die Materie selbst — zu vernichten.

Kann sich ein Atom von seinem Wirbel losreissen? kann er sich von dem Glob trennen, und im schnellen Fluge einem andern Weltkörper zueilen, um dessen Masse zu vermehren?

Wenn dieses unmöglich ist, wenn jeder Erdkörper an sein System, an seinen Mittel- und Schwerpunct durch unauflösliche Bande gefesselt ist, so sind Himmelfahrten, Luftreisen von der Erde nach dem Saturn oder Sirius, unmöglich. Jede Erzählung von dergleichen Abentheu-

ern iſt nothwendig ein Feenmährchen. Der Erde darf nichts, was zu ihrer Individuität gehört, entriſſen werden. Bei dem Verluſt der kleinſten Subſtanz würde ſie durch die verringerte Schwere in etwas aus ihrer Laufbahn verrükt. Sie könnte gegen andere Weltkörper ſich nicht im Gleichgewicht erhalten, und ſo müſste ſie unvermeidlich ſich ihrer Zerſtörung nahen.

Auch aus den entfernteſten Wirbeln ſenkt ſich endlich das verwehete Sandſtäubchen, nach langem Irren, in der Erde mütterlichen Schoos zurük.

In der Welt — folglich auch wohl hier auf Erden — muſs, nach Weltens Metaphyſik, immer einerlei bewegende Kraft erhalten werden. Alſo darf derſelben Kraftmaſſe auf keine Weiſe verringert werden.

Dieſes geſchähe aber unſtreitig, wenn irgend eine Kraft dem Glob einen Menſchenkörper gewaltſam entführte, und ihn durch die Wüſten des Raumes bis zu einem fernen Planeten oder Fixſtern fortriſs. Der Mathematiker kann es uns ſagen, welche Folgen — die ſich durch unſer ganzes Planetengebäude erſtrekten — eine ſolche Suſpenſion

des

des Geſetzes der Schwere für den Glob hätte haben müſſen.

Der Graf Algarotti ſagt: „*Wäre im planetariſchen Syſtem nur die, den Mittelpunct fliehende Kraft* (vis centrifuga), *ſo würde längſt die Welt aufgelöſet, und in den unermeslichen Raum zerſtreuet worden ſein. Hörte die anziehende Kraft* (vis centripeta) *zu wirken auf, ſo wäre die Zerſtreuung des Theils des Globs nothwendig. Exiſtirte dieſe auch dem Mittelpunct ſtrebende Kraft allein, ſo würde alles in eine ſehr kleine Maſſe zuſammengehen. Durch den Streit jener beiden Kräfte drehen die Planeten ſich regelmäſſig um die Sonne. Durch dies iſt das ganze Syſtem in einem vollkommenen Gleichgewicht um den gemeinſchaftlichen Mittelpunct der Schwere.*“ — —

Der groſe Mesküngler, Pater Boskowich, ſagt: „*Die Schwere iſt es, welche die Bewegungen der Planeten und Cometen verewigt, und die Theile dieſer Kugeln zuſammenkittet. Sie hält das Meer in ſeinen Schranken, macht die Ströme fliesen, den Regen auf die Erde fallen, und giebt uns durch die Oſcillationen des Pendels das Maas der flüchtigen Zeiten. Wenn ſie plötzlich zu wirken aufhörte, was*

Erde aus [illegible] werden? — Ein Mensch könnte einen andern Menschen durch Einen Hauch seines Mundes von der Oberfläche der Erde weg in die Tiefen des Raumes hinwehen, aus welchen er nie zurückkommen würde." — — —

Wunder alſo, wodurch ſolche allgemeine und nothwendige Naturgeſetze ſuſpendirt oder violirt werden, ſind in keinem Falle zu glauben. Sie verbreiten Unordnung durch alle Sphären, bis zum Throne Jupiters.

Im Buche Joſua finden wir, daß einmal der Lauf der Sonne und des Mondes wunderthätigerweiſe gehemmt worden iſt. Nun konnte der Mond ſeinen Lauf, den er in einem Monat um die Erde vollendet, nicht unterbrechen, ohne daß die Erde ihren jährlichen Lauf unterbrach. Haben aber Mond und Erde Halt! gemacht, ſo war es unvermeidlich, daß die korreſpondirenden Puncte aller Planeten während dieſer Zeit verändert wurden. Da ſie ſich aber nach Ablauf einiger Stunden wieder in ihrer vorigen Lage fanden, ſo mußte auch der Lauf aller Planeten ſuſpendirt worden ſeyn. Welche nachtheilige Fol-

gen

wo hätte dieses Mirakel für das ganze Planetensystem haben müssen! —

Von Geheimnissen.

—

Gott ist das einfachste Wesen. Aber gleichwol lassen ihn die Doctoren aus drei verschiedenen Personen bestehen.

Ein einfacher Geist — und zugleich dreifach! — Welch ein Widerspruch! — Lasst uns, um ihn etwas fühlbarer zu machen, von Grundsätzen ausgehen, welche ihrer Natur nach unläugbar sind.

Alles, was ist, ist entweder Substanz oder Accidenz. was weder Substanz noch Accidens ist, ist Nichts. Die Personen der Gottheit sind also entweder Substanzen oder Accidenzien.

Erster Fall: Sie sind Substanzen. —

Ist eine jede dieser Substanzen unendlich, so haben wir drei unendliche Substanzen, d. i. drei Götter.

Ist jede dieser Substanzen endlich, so ist keine von ihnen Gott — so können drei Endliche

zusammengenommen, keine Unendliche, keinen Gott, bilden.

Ist nur Eine von ihnen unendlich, so ist auch diese Allein Gott.

Zweiter Fall: Die Personen der Gottheit sind Accidenzien.

Die *Accidenzien* können nicht ausser den Substanzen wirklich sein. Diese Accidenzien wären also entweder nur in Einer Substanz, oder in mehrern Substanzen, wirklich.

Sind sie nur in Einer Substanz wirklich, welche, wegen ihrer vorausgesetzten Einfachheit, auch nur Einen Verstand und Einen Willen hat, so ist hier nur Ein Subject des Denkens und des Bewusstseins — also nur Eine Person, welche Gott ist, nicht Mehrere. Sind aber die Accidenzien in mehrern Substanzen wirklich, so erhalten wir wieder mehr als Ein Subject göttlicher Eigenschaften, mehr als Einen Gott.

Sind die Personen der Gottheit weder Substanzen, noch Accidenzien, so sind sie — Nichts.

Die zweite Person in Gott soll ein Sohn Gottes, ein Gottmensch, sein. In dem Begriffe liegt ein Widerspruch. Gott soll einen Sohn haben,

der

der auch Gott ist. Gott zeugt Gott; zeugt doch nicht sich selber, und es ist doch nur Ein Gott.

In der Idee eines Sohnes Gottes liegt es schon, dass er eine von Gott erzeugte, also, nicht selbstständige Person ist. Wer nicht selbstständig (*Ens a se*) ist, der ist nicht Gott, dessen Character Selbstständigkeit ist. Der Schluss des Willowatius bleibt richtig:

Filius Dei aut est a se, aut est ab alio. Si est ab alio, non est Deus altissimus. Nam huic repugnat, esse ab alio. Si est a se, non est filius. Nam certe, quatenus est filius, a patre, ergo ab alio est.

Auch im Begriffe eines Gottmenschen liegt eine Contradiction. Ein Gottmensch wäre: eine Person, welche endlich und unendlich zugleich ist; welche widersprechende Naturen und Eigenschaften in sich vereinigt. Spinoza pflegte diese Idee mit der von einem viereckigten Zirkel zu parallelisiren. Und dem ist sie auch sehr ähnlich. Kann ein Mensch zugleich ein Stein, oder ein Pferd, oder eine Kiste sein? — Kann ein Mensch zugleich ewiger Gott? ein Geschöpf

zugleich der Schöpfer aller Dinge? Gott zugleich eine Kreatur seyn? — —

Müßte eine Person, welche Gott und Mensch zugleich ist, nicht auch einen **doppelten** Verstand, und **zwei** Willen haben? Einen unendlichen Verstand, als Gott? und einen endlichen Verstand, als Mensch? — Widerspricht aber diese Pluralität der Vorstellungskräfte und der Willen nicht **offenbar der Einheit der Person**? — —

Wo mehr als Ein Verstand, und mehr als Ein Wille ist, da ist auch mehr als Ein **Subject** des Verstandes und Willens. Und wo mehrere Subjecte des Verstandes und Willens sind, da sind mehrere Personen. **Denn Person ist nichts, als ein einzelnes intelligentes Subject.**

Kann Gott je eine Natur annehmen, welche von der seinigen verschieden ist? — Kann der Zirkel, seiner Zirkelnatur unbeschadet, zugleich ein Viereck seyn? Kann ein, der Voraussetzung nach, einfacher Geist, seiner Einfachheit unbeschadet, zugleich aus **drei** Personen, d. h. aus drei intelligenten Subjecten, bestehen? — — —

Credat Iudæus Apella. Hor.

Beschluß.

Beschlus.

Bei genauer Erwägung ergiebt sich soviel, daſs Wunder solche Handlungen oder Wirkungen sind, welche das Maas der, unserer Art zugemessenen, Kräfte nicht blos zu übersteigen scheinen, sondern wirklich übersteigen. Denn eine Handlung, welche den natürlichen Kräften irgend eines Menschen proportionirt ist, und von ihm also verrichtet werden konnte, kann nie ein Wunder heiſsen.

Indeſs möchte es scheinen, als ob es genug gewesen wäre, in obiger Erklärung des Wunders zu sagen: es sei eine Handlung, welche die natürliche Kräfte desjenigen Menschen übersteigt, den man dabei handeln siehet.

Allein einestheils ist es uns unmöglich, von dem individuellen Kräftenmaas irgend eines Menschen — der nie Gegenstand unserer Beobachtung war, und den wir nur aus unzuverläſsigen ältern Nachrichten kennen — eine so exacte Kenntnis zu haben, daſs wir ihn dieser oder jener Handlung, welche sonst das Kräftenmaas

unse-

unſerer ganzen Art nicht offenbar überſteigt, unfähig erklären dürften.

Anderntheils müſsten wir, wenn ſonſt glaubwürdige Zeugen uns von einem ehemaligen Menſchen eine ſolche, das Kräftenmaas der ganzen Art nicht überſteigende, Handlung erzählten, eben darum glauben, daſs dieſe Handlung den Kräften jenes Menſchen proportionirt, und alſo kein Wunder geweſen ſei. — Es bleibt alſo immer rathſam, die Erklärung des Wunders ſo abzufaſſen, wie wir oben gethan haben. Nicht, als gäben wir dieſe für eine vollſtändige Definition aus! — Denn es giebt in der Natur Wirkungen, welche das Kräftenmaas aller Menſchen weit überſteigen, ohne darum Wunder zu ſein. z. B. Die aus mechaniſchen Urſachen erklärbare Bildung eines Globs, eines Planeten, die Bewegung der Erde um die Sonne, welche wir nicht hervorbringen können, und die dennoch kein Wunder iſt. — — Es ſcheint mir im Begriff eines Wunders zu liegen, daſs es Wirkung einer übermenſchlichen intelligenten Urſache iſt, und daſs dieſe Wirkung, wenn ſie hier auf Erden

den erfolgt, einige Beziehung auf unsere Angelegenheiten und Schicksalchen haben müsse. — Wir sezen also nun voraus, Wunder sei eine das Maas aller menschlichen Kräfte übersteigende, als Mittel, irgend einem Zwek untergeordnete, und also von einer intelligenten Ursache herrührende Wirkung.

Das Maas der unsrer Art zugemessenen Kräfte ist unstreitig ein Maximum, welches wir aber nur durch Annäherung beiläufig, wiewol ziemlich genau, bestimmen können. Wenn wir sezen: ein gewisser Mensch könne eine Last von 150. Pfund heben, so ist nicht abzusehen, warum ein anderer Mensch nicht ein Gewicht von 151, oder 152. Pfund sollte heben können? — Gleichwol ist es evident, dass man nicht sagen kann: et sic in infinitum! — Es muss also hier ein Maximum geben. Es ist klar, dass kein Mensch durch seine eigene Kraft, ohne Maschinen, 100,000. Pf. tragen kann. Jenes Maximum der bewegenden Kräfte des Menschen hält also

zwi-

zwiſchen die 130, und die 100,000. Pfund, und gewis jener kleinern Gröſſe näher, als der lezztern.

So überſteigt es das Vermögen eines Menſchen nicht, einen Menſchen, der in tiefer Ohnmacht liegt, zu erweken. Aber alle Menſchen in der Welt können keinen Todten wieder lebendig machen.

Wenn alſo uns eine ſolche Auferwekung erzählt wird, können wir ſie — glauben? —

Als Wirkung menſchlicher Kraft — nimmer! — Denn hier fehlt Proportion zwiſchen der Urſache und ihrer Wirkung.

Aber die Schwierigkeit iſt: ob wir ſie nicht, als Wirkung göttlicher Kraft, glauben können? — —

Ja, wäre das Factum nur erſt unläugbar gewiſs! wäre es nur erſt inconteſtabel, daſs irgend

ein

ein wirklich Todter wieder lebendig geworden ist! — denn — müßten wir zu Gottes Kraft flüchten, um Grund von dieser Wirkung angeben zu können. Aber wenn — ich bitte, dies zu merken! — wenn die Existenz einer wunderthätigen Kraft uns nicht schon aus andern, selbst beobachteten und unläugbaren, Aeußerungen verifizirt ist, so ist diese Kraft nicht erkannt, sondern erdichtet. Wir erkennen die Kräfte nur aus ihren Wirkungen: eine Kraft, die sich nie geäußert hat, ist für uns nicht da.

Der Referent des Wunders erzählt uns Fabeln, zu denen wir keine Kraft kennen, welche sie hätte hervorbringen können. Es sind also Dinge, an deren Möglichkeit wir wenigstens zweifeln dürfen. Dahingegen können wir nicht zweifeln, daß Erzähler öfters Unwahrheiten sagen, daß sie sich öfters irren, daß viele Menschen zwar se-

hen, aber nicht beobachten können.

Dritte Nachtwache.

—

Natur der Dinge

Wie: wenn die gaukelnden Zephyrn dieſe Blätter bis auf das Pult eines kritiſchen Schülers im fernen Germanien verwehen? — Ha! kritiſcher Schüler: du wirſt deine Tinte verſprützen, um mir zu beweiſen, daſs ich die meinige übel angewandt habe; ich aber — ich hülle mich in die Nacht meiner Zelle, um der Natur der Dinge nachzudenken.

Warum liefst du, was für Deinesgleichen nicht geschrieben ward.

Natur der Dinge.

Nichts kann ſinnreicher und zugleich wahrſcheinlicher ſein, als Büffons erhabene Ideen von der Natur der Dinge. Leſet in ſeiner Introduction zur Naturgeſchichte der Mineralien das Kapitel von den „Elementen“ „Die Mächte der Natur, ſagt er, laſſen ſich, ſo weit wir ſie kennen, auf zwei primitive Kräfte reduciren, die, welche die Schwere verurſacht, und die, welche die Wärme hervorbringt. Die Kraft des Stoſes iſt ihnen ſubordinirt.

Die Attraction iſt eine allgemeine, beſtändige, fortdauernde Wirkung. Der Stoß, der in den meiſten Körpern einzeln iſt, und weder beſtändig noch fortdauernd, hängt von

der Attraction ab, wie eine besondre Wirkung von einer allgemeinen. Wenn aller Stoſs aufgehoben wäre, ſo würde die Anziehung doch ſubſiſtiren und wirken. Wenn aber die Anziehung ceſſirte, ſo müſste der Stoſs ſeine Exiſtenz verlieren. Dieſe weſentliche Differenz ſubordinirt in jeder rohen und paſſiven Materie den Stoſs der Attraction." — Aber der Stoſs, der zu ſeiner Exiſtenz die Hülfe der Anziehung erfodert, hängt noch unmittelbarer von der Kraft ab, welche die Wärme hervorbringt.

Der anziehenden Kraft allein kann man alle Wirkungen der *matière brute* — und eben dieſer Kraft, mit der Wärme verbunden, alle Phänomene der lebenden Materie zuſchreiben.

Laſst uns bei dieſen groſen Gegenſtänden der Natur einen Augenblik weilen! Sie ſind der Betrachtung jedes denkenden Weſens werth. Der Grat Algarotti ſagt in ſeinen Dialogen über die Optik: „Die Attraction, weit entfernt, eine okkulte Qualität zu ſein, iſt eine ſehr evidente Eigenſchaft der Materie, und von ihr hängt die demonſtrative Erklärung einer unend-

unendlichen Menge von Naturwirkungen ab. Man muß sie nicht mit jenen Wörtern vermengen, womit man keinen Begrif verband, und welche subalterne Philosophen erfunden haben, um von diesem und jenem Phänomen einen chimärischen Grund anzugeben. Sie ist **ein allgemeines Prinzip**, dem alles gehorcht, vom kleinsten Sandkorn bis zu den unermeßlichen Körpern der Planeten. Ein Prinzip, dessen Gesetze man bestimmt, dessen Wirkungen man bis ins kleinste Detail berechnet.

Newton, auf exacte Beobachtungen und tiefe Geometrie gestützt, sah sich genöthigt, die Kraft der Attraction als eine primitive Eigenschaft der Materie zu erkennen.

Büffon — ein eben so grosser Geometer, und größerer Naturforscher, als Newton, läßt, wie wir gesehen haben, die Impulsion von der Anziehung abhangen.

Der brittische Philosoph hingegen hatte irgendwo gesagt, daß die Attraction vielleicht eine Wirkung des Stoßes sein könne, ein Effect der Impulsion einer sehr subtilen in dem Weltraum verbreiteten Materie. Sein Ernst war dies

nimmer. Algarotti, sein liebenswürdiger Ausleger, erinnert mit Recht: Newton hätte den Vorurtheilen seiner Zeit nicht völlig vor den Kopf stoßen wollen; er habe es gemacht, wie gewisse Autoren, welche, um der Wahrheit mehr Eingang zu verschaffen, und dem Geschmak des Publik's zu schmeicheln, der Geschichte einige fabelhafte Episoden geschikt einweben.

Der Graf von Büffon begreift unter dem Namen der *matière vive* nicht blos alle Wesen, welche leben oder vegetiren, sondern auch noch alle belebte organische Partikeln, die in den Trümmern aufgelöster organisirter Körper zerstreuet sind. Nicht minder die Materie des Lichts, des Feuers, der Wärme, kurz, alle Materie, die uns durch sich selbst wirksam *(active par elle-même)* zu seyn scheint.

Diese lebende Materie strebt allzeit von dem Mittelpunct nach der Circumferenz, anstatt, daß die *matière brute* von der Circumferenz nach dem Mittelpunct strebt. Das heißt: Eine expansive Kraft beseelt die lebende Materie. Ei-

ner

per anziehenden Kraft gehorcht die unbelebte.

Die Directionen dieſer beiden Kräfte zwar ſind ſich diametral entgegengeſezt. Aber ſie balanciren ſich ewig, ohne je ſich zu zerſtören, und aus der Kombination dieſer ſtets activen Kräfte reſultiren alle Phänomene des Univerſum.

Vielleicht iſt es möglich, nach Büffons Theorie, auch noch die expanſive Kraft, dieſe Seele der lebenden Materie, auf die der Attraction zurükzuführen, ſo daſs alle Kräfte der Materie von Einer einzigen urſprünglichen Kraft abhangen würden.

Dieſe Büffoniſche Idee iſt der erhabenen Simplicität des Plans in der That würdig, nach welchem die ewige Natur wirkt. Könnte ſich, fragt der Graf, jene Anziehung nicht in Zurükſtoſung verwandeln, ſo oft Körper ſich einander nahe genug kommen, um ein Reiben, oder einen gegenſeitigen Stoſs zu empfinden?

P. Boskowich, der Raguſaner, hat, daſs dieſes wirklich der Fall ſei, in ſeiner vortreflichen *Theoria philoſophiae naturalis, reducta ad unicam legem virium in natura exiſtentium*, nicht

ohne

ohne allen Erfolg zu beweiſen geſucht. Er beweiſst die Nothwendigkeit einer repulſiven Kraft in der Natur, und daſs ſie nichts anders ſei, als die anziehende Kraft ſelbſt, welche in den kleinſten Entfernungen (*in minimis diſtantiis*) zurükſtoſend wird. *Lex autem virium eſt ejusmodi, ut in minimis diſtantiis ſint repulſivae, nulla autem diſtantia mutentur in attractivas.* Boscowich. Kant lehrt mit gutem Grunde: daſs ſich nur dieſe bewegende Kraft in der Materie denken laſſe, daſs alle Bewegungen in der Natur auf die anziehende und zurükſtoſende Kraft reducirt werden können. *)

Alle Erfahrungen beweiſen, daſs die Schwere nicht von dem Umfang der Oberfläche der Körper abhängt. Sie durchdringt vielmehr die Subſtanz der Körper, und wirkt auf jeden Theil der Materie.

Die Urſache der Schwere, ſagt Algarotti, iſt keine von aufen herein wirkende Kraft. Sie

*) *ſiehe Kant's metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft. p.* 35.

Sie ist eine Kraft, die in's Innere der Körper dringt; sie kommt von der Erde, welche die Körper nach ihrem Mittelpunct ziehet. Sie — die Attraction — ist es, die die Bewegungen des Saturns regulirt, so wie sie uns einen Apfel vor die Füse fallen macht.

Für die anziehende und zurükstosende Kraft zeugen Himmel und Erde. Denn an beiden ekklatiren diese Kräfte durch Wirkungen, die dem aufmerksamen Beobachter in die Augen fallen. Wenn aber — wie nicht geläugnet werden mag — auf die Kombination dieser Kräfte die Erhaltung und Harmonie der Welt gegründet ist, wie kann man denn die Himmelfahrten vorgegebener Propheten glauben? Die Unmöglichkeit eines solchen Facti ist vollkommen mathematisch erwiesen. Die Himmelfahrt Mohammeds auf dem Rüken Alboraks ist doch wohl Bewegung?

Alle Bewegungen in der materiellen Natur können auf attractive und repulsive Kraft zurükgeführt werden. Also — auch diese.

Aber

Aber wie? — sollte die anziehende Kraft unsers Globs irgend einem zu ihm gehörigen Körper erlauben, sich von ihm loszureissen, und mit schnellem Flug fernen Weltkörpern zuzueilen, um deren Masse zu vermehren?

Sollte irgend eine anziehende Kraft aus der ungemessenen Ferne so stark auf einen einzelnen Theil unsers Globs wirken können, daß sie ihm einige seiner Atomen entführte, sogar, ohne auf die den wegfliehenden zunächstliegende verhältnismäßig zu wirken, und — weil hier die Differenz der Distanz als unendlich klein, beinah' Null, angesehen werden kann — sie zur Nachfolge zu bringen? — Woher kam auf einmal jene ungeheure Kraft, welche den ihr entgegenarbeitenden Zug der Erde überwältigte, so plözlich, so augenbliklich wirkte, und eben so plözlich wieder verschwand? — Gieng sie aus dem Nichts hervor, um augenbliklich wieder in ihr voriges Nichts zurükzufallen? — Hätte sie durch ihre Wirkung, welche einen Menschenkörper von der Erde weg in die grenzenlosen Tiefen des Raumes riss, nicht nothwendig den Gang der Sphären turbiren, und die Unord-

nung

nung bis zum Throne Jupiters verbreiten müſſen? — Hätte dieſer kleine Glob, auf welchen die Wirkung traf, nicht an den Folgen dieſer Unordnung Theil nehmen, und aus ſeiner Stelle geriſſen, aller ſeiner Bürger beraubt werden müſſen? —

So hätte der Himmel, der durch ein Mirakel die Bewohner der Erde überzeugen wollte, ſie mit ſamt ihrer Wohnung durch die Folgen dieſes Mirakels zerſtört. Die Allmacht ſelbſt kann diejenigen natürlichen Wirkungen nicht verhindern, die aus den primitiven Eigenſchaften der Materie reſultiren. Sie kann dieſe bedingt-nothwendigen Wirkungen nicht hemmen, ohne ihre Urſache — die Materie — zu zernichten.

Um noch einmal auf jenes alkoraniſche Mirakel zurükzukommen: Tauſend Zeugen würden mir vergebens ein ſolches Factum atteſtiren, dem die mathematiſche Phyſik ſo laut widerſpricht! — Wenn ein bezeugtes Factum an ſich unmöglich iſt, wenn es den ewigen Geſezen der Natur widerſpricht, denn iſt es nothwendig, daſs die Zeugen gelogen, oder ſich

geir-

geirret haben. Von der phyſiſchen Unmöglichkeit eines Facti kann man allemal auf die Falſchheit der Zeugniſſe ſchlieſen, wenigſtens ſo lange man nicht im Stande ſein wird, einzuſehen: es ſei ebenfals phyſiſch unmöglich, daſs Menſchen lügen, oder ſich irren können. Wäre eine Lüge, eine Sinnentäuſchung, eben ſo wohl ein Wunder, als der Ritt Mohammeds in den Himmel, oder die Himmelfahrt des Elias, ſo würden wir alsdenn die Wahl haben, welches Wunder wir glauben, und welches wir verwerfen wollen. So aber kann man nicht die Einförmigkeit und Beſtändigkeit der Geſeze der Natur, nicht die Lügenhaftigkeit der Geſchichtſchreiber, nicht die Illuſionen der Sinne und der Einbildungskraft — wohl aber die Exiſtenz der Mirakel bezweifeln, welche die allgemeine Erfahrung wider ſich, und nichts, als das ungültige Zeugniſs einiger Idioten für ſich haben. *)

Nicht

*) *C'eſt un groſſier ſophiſme, d'employer la preuve morale à conſtater des faits naturelle-*

Nicht einmal der Erde darf, was zu ihrer Individuität gehört, entriſſen werden. Bei jedem Verluſt, durch die verringerte Schwere aus ihrer Laufbahn verrükt, weil ſie ſich gegen andere Weltkörper nicht mehr im Gleichgewicht erhalten könnte, müſste ſie unvermeidlich ſich ihrer Zerſtörung nahen. Auch aus den entfernteſten Wirbeln ſinkt ſich endlich das verwehete Sandſtäubchen, nach langem Herumſchweifen, durch die Kraft der Schwere gezogen, in der Erde mütterlichen Schoos zurük, deren Kraftmaſſe nicht verringert werden darf, welches doch bei dem Verluſt der geringſten Subſtanz unvermeidlich wäre.

Man

---

vellement impoſſibles, puiſqu' alors le principe même de la crédibilité, fondé ſur la poſſibilité naturelle, eſt en defaut. Les preuves morales ſuffiſantes pour conſtater les faits, qui ſont dans l'ordre commun de la nature, ne ſuffiſent plus pour conſtater des faits d'un autre ordre, et purement ſurnaturels. Rouſſeau.

Man wird es dem Philoſophen verzeihen, wenn er — von der erhabenen Simplicität der Geſetze entzükt, auf welche die Exiſtenz und Ordnung der phyſiſchen Welt gegründet iſt — *) nebenher einen verachtenden Blik auf Fabeln wirft, die sein Geiſt nur deswegen verſchmähet, weil er durch die Demonſtration ihre Ungereimtheit erkannt hat. Mit Vergnügen kehrt ein Schüler der Büffon's, d'Alembert's, Diderot's, Condorçet's, von den Erdichtungen der Menſchen, die er beſtreitet, zu den Wahrheiten der Natur zurük.

Die expanſive Kraft iſt alſo keine beſondere, der anziehenden entgegengeſezte, Kraft, ſondern ein Effekt, der aus dieſer derivirt, und jedesmal ſich äußert, wenn die Körper ſich gegenſeitig ſtoßen oder reiben.

Das

---

*) *C'eſt l'ordre inaltérable de la Nature, qui montre le mieux l'Etre ſuprême. S'il arrivoit beaucoup d'exceptions, je ne ſaurois plus qu'en penſer?* Rouſſeau.

Das Feuer, das subtilste der Elemente, hat auch die meiste expansive Kraft.

Diese expansive Kraft scheint nur die Reaktion der attractiven Kraft zu sein; eine Reaktion, welche jedesmal geschiehet, wenn die primitiven Molekulen der Materie — die sich immer gegenseitig ziehen — zur Berührung kommen. Alsdenn wird es nothwendig, dafs sie zurukgestosen werden.

Wärme, Licht und Feuer — diese grosen Wirkungen der expansiven Kraft, werden jedesmal hervorgebracht, wenn durch Natur oder Kunst die Körper in sehr kleine Theile zertrennet werden, die in entgegengesezten Richtungen aneinander treffen.

Jede Materie kann Licht, Wärme, Feuer, werden. Es scheint, es werde dazu nur requirirt, dafs ihre Partikeln sich im Stande einer so grosen Trennung und Auflösung befinden, welche ihnen erlaubt, ohne Hinderniss, der ganzen Kraft zu folgen, welche sie gegeneinander ziehet.

Die Impulſion hängt von der Attraction ab; die expanſive Kraft iſt nichts, als die anziehende Kraft, in ſo fern dieſe negativ geworden iſt. Licht, Wärme und Feuer ſind nur Arten zu ſeln (*manieres d'etre*) der Materie. Es giebt nur Eine Kraft, nur Eine Materie, deren Molekulen ſtets ſtreben, ſich — nach Maasgabe der Umſtände — entweder anzuziehen, oder zurükzuſtoſen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Szenen
aus
Fausts Leben
von Schr.

Weh, wer von dem sich loszureissen wagt,
Woran selbst die Natur sein Glück gebunden!

Offenbach
gedruckt und verlegt bei Weiß und Brede.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An Göthe

O zürne nicht, daß ich mit Dir
Nach einem Ziel zu laufen wage,
Der ich nach keinem Kranz des Sieges trage!
Vom Lorbeer, den Du nimmst, genügt ein
Blättchen mir.

Vorrede.

Die Legende von Faust hat einige unserer besten Köpfe zur Bearbeitung gereizt. Aber mich dünkt, man habe gerade den Gesichtspunct dabei übersehen, der nicht nur der lehrreichste, sondern auch der anziehendste für ästhetische Darstellung wäre. Ich habe diesen Gesichtspunct in den nachfolgenden Szenen mehr anzugeben als auszuführen gesucht, daß nämlich

„Der Mensch nicht gemacht ist für den Umgang mit höhern Wesen, und

daß er es nicht ungestraft wagen dürfte, aus dem Kreise der Menschheit heraus zu treten. "

Diese Idee scheint mir so fruchtbar und fähig einer schönen Darstellung, daß ich wünscht', eine geübtere Hand, als die Meinige, möchte sie weiter ausbilden. Ich begnüge mich gerne mit dem kleinern Verdienste, die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben.

Schr.

Auf einem Kirchhofe.

[redacted] Wagner.

Wagner. Was machst du hier bei den Todten?

Faust. Ich sinne nach, über den Menschen und über das Räthsel seines Lebens.

Wagner. Der Kluge läßt dem Thoren die Räthsel, und genießt.

Faust. Genießt? O sprich, wo rieselt die Quelle, die meinen glühenden Durst zu löschen vermöchte? Warum bleibt mitten im Genusse mein Herz so leer?

Wagner. Deine Schuld! Warum übertreibst du deine Forderungen an den Menschen und das Leben? Du willst Veilchen im Herbste. Ich bin zufrieden; im April welche zu finden.

Faust. Der Mensch ist ein zweideutiges Wesen! Er ahndet und träumt Welten, und muß sich mit einem Fleckchen Erde begnügen. Er möchte Flügel haben, und ist schon fremd und verlassen, wenn ihn seine Füße nur über die Grenze seines Vaterlandes tragen.

Wagner. Du bist der ewige Grillenfänger. Und das ist eben dein Unglück. Du lebst und webst immer in dem Labyrinth der Träume, und Träume können dir freilich keine Befriedigung gewähren.

Faust. Räthst du mir nicht, mich um ein Amt zu bewerben?

Wagner. Warum nicht? Du hast eine empfehlende Figur, bist bei Weibern wohl gelitten, und so kann es dir an unserm Hofe nicht fehlen. Doch Scherz beiseite! Thätigkeit könnte dir zuträglicher seyn, als alles Philosophiren.

Faust. Die Thätigkeit einer Schnecke? denn vielmehr erlauben eure sogenannten Verhältnisse nicht.

Wagner. Das Reich der Wissenschaften ist ein weiter, freier Spielraum für deinen Geist.

Faust. Sieh jenes Grabmal. Eine goldne Inschrift, die schon halb verwittert ist, verkündet die Unsterblichkeit des Mannes, der da begraben liegt. Weiß du, wer der Mann war?

Wagner. Ein Gelehrter.

Faust. Wolgesprochen, ein Gelehrter! Er kannte die Geschlechter der Schwämme und Würmer; er wußte sogar, daß die Schierlingspflanze tödtet, und das Löffelkraut den Scorbut heilt. Siehe, das weiß das Thier auch. Oder warum gieng es jene vorüber, und bückte bei dieser stehen?

Wagner. So spricht Faust, der sonst so hohe Begriffe vom Menschen hatte, und von der Menschen Kraft?

Faust. So sprech' ich, weil ich so hohe Begriffe hatte von diesem Mittelding zwischen Engel und Affen. Wir brüsten uns mit unsrer Vernunft, und doch führt sie uns hundertmal bei der Nase herum, indessen das Thier von seinem Instinkt jedesmal sicher geleitet wird.

Wagner. Rechnest du es für nichts, daß wir unsre Kräfte frei brauchen und üben können?

Faust. Frei, wähnen wir, weil unser blödes Auge den fein gesponnenen Faden nicht bemerkt,

wenn das Schickſal uns, wie der Knabe den Schmetterling, nach Laune flattern läßt.

Wagner. Ich nehme die Dinge, wie ſie mir erſcheinen, und begnüge mich damit; breche die Blume, ohne mich ſtören zu laſſen von dem Gedanken, daß ſie ihr Leben von der Verweſung borge, ohne bisweilen Gutes, weil ich Freude darinn finde, und hüte mich vor Verbrechen, weil ich die Reue fürchte. Siehe, das iſt das A. B. C. meiner Lebensphiloſophie, und wenn es mitunter dunkel um mich her wird, ſo tröſt' ich mich damit, daß es jenſeits lichter ſeyn werde.

Fauſt. Jenſeits? Giebt es ein Leben jenſeits?

Wagner. Es giebt ein Geiſterleben.

Fauſt. Haben es dieſe Todten dir geſagt? Auf meine Frage blieben ſie ſtumm.

Wagner. Freund! Du haſt Kummer auf deinem Herzen. Vertraue dich mir!

Fauſt. Kannſt du mich mir ſelbſt wiedergeben?

Wagner. Sieh, der Abend iſt ſo ſchön, die Sonne blickt ſo freundlich durch die Aeſte der Linden; Wohlgerüche ſteigen aus Blumen und Pflan-

gen um uns auf. Hat die ſanfte Stimme der Natur keinen Trak für Dein Herz?

Fauſt. Die Sonne mag noch ſo rein am Himmel glänzen, auf der trüben Quelle ſchwimmt ihr Abbild trüb und entſtellt. — Die Blumen düften lieblich, ſagſt du? Es iſt Staub unſrer Brüder aus dem ſie aufkeimten! Dieſer Staub hat gefühlt wie wir! — Unter jenem Hügel ſchlummert ein ſchönes, frommes Mädchen. Die himmliſche Flamme, die ihren Buſen zu Empfindungen der Andacht und des Wohlwollens belebte, entfaltet jezt die Blätter einer gemeinen Feldblume, die zu ihrem Haupte ſproßt. Das iſt der Menſch!

Wagner. Und wenn auch dies Erdenleben die Grenze unſers Daſeins wäre, wenn die Erde ihre Kinder nur zeugte, um ſie wieder zu verſchlingen, es wäre noch immer der Mühe werth, Menſch zu ſeyn. Haben wir nicht Liebe und Freundſchaft?

Fauſt. Liebe? Ich hatt' ein Mädchen: Vom erſten Tage, wo ich ſie zum erſtenmal erblickt hatte, fieng ein neues Leben in mir an. Ich vergaß die Welt bei ihrem Lächeln, ich hätte den Himmel nicht um ihren Beſiz eingetauſcht. Ich

war glücklich, oder träumt' es zu ſeyn. Das Mädchen gab ſich mir ganz hin. Aber der höchſte Genuß gewährte mir nicht das, was ich in ihrem erſten Liebeverheißenden Lächeln gefunden hatte. Ich kann ſie nicht mehr lieben. Ich wollt', ich ſtrebe darnach, aber ich kann nicht mehr. Warum kann ich nicht mehr? Sieh, das ſind die Freuden der Liebe! Wer regiert die Ebbe und Fluth unſrer Empfindungen?

Wagner. Es giebt häusliches Glück.

Fauſt. Wo? In den Bauernhütten, wo das Herz dem Menſchen keine großen Forderungen macht; wo die Armen in ihrer Eingeſchränktheit ſich glücklich wähnen, weil ſie die Gebirge, die ihre Felder begrenzen, für die Grenze der Erde halten, weil ſie glauben und hoffen können.

Wagner. Aber Freundſchaft?

Fauſt. Du haſt Recht. Freundſchaft iſt dem Menſchen viel! Du wareſt mir oft viel! Und doch. — Ich darf dir es ſagen! — und doch in Stunden, wo Meere in mir wogen, und Stürme brauſen, was vermag da deine ſanfte Stimme? Freundſchaft iſt ſüß in Stunden der Abſpannung oder der Ruhe, ſie legt unſerm Haupt'

ein weiches Kiſſen unter. Doch ſie kann höchſtens mit mir weinen, ſich höchſtens mit mir freuen! Allein dieſes unruhige Streben und Sehnen will nicht eingelullt, es will befriedigt ſeyn. — Du kannſt das Kind in den Schlaf ſingen, und das iſt dankenswerth. Aber wird es darum nicht wieder aufwachen?

Wagner. Geh' in die Welt!

Fauſt. Das will ich.

Wagner. Wenn du da und dort der Menſchen Thun und Treiben geſehen haſt, wenn neue Geſtalten ſich deiner Seele eingedrückt haben, dann wird zwar das Sehnen deines Herzens nicht ganz ſchweigen, aber es wird leichter zu befriedigen ſeyn. Du wirſt die ruhigen Freuden des Lebens mehr ſchätzen lernen. In der Fremde wirſt du dich ergriffen fühlen von der Sehnſucht nach deinem Mutterlande, nach den Ufern des Rheins, wo wir als Knaben hüpften, nach den Geſpielen deiner Kindheit. Des Jünglings Herz iſt ein gährender Moſt. Je mehr er brauſt, je herber ſein Geſchmack iſt, deſto edler wird der Wein.

Fauſt. Das arme Mädchen thut mir leid.

Wagner. Weiß ſie, daß du ſie nicht mehr liebſt?

Faust. Ich kann keine Empfindungen lügen. Mein erster Kuß nach jener unglücklichen Umarmung sagt' es ihr.

Wagner. Ich will sie bereden, in ein Kloster zu gehen.

Faust. Warum kann ich sie nicht mehr lieben?

Wagner. Weil du sie nicht mehr achten kannst.

Faust. In ein Kloster soll sie? Ich habe das Glück des armen Mädchens getreten. Wenn sie einsam kniet in ihrer Zelle, allein mit ihrem Kummer, in der Fülle der Jugend — mit allen Ansprüchen auf ein glückliches Leben — — Nimm dies Bild aus meiner Fantasie weg! — Du kannst es nicht! Fühle, hier hat auch die Freundschaft keinen Trost.

Wagner. Wünsche nicht, dieses Bild verwischen zu können. Der erste Fall wird dich vor dem zweiten schüzzen. Reue ist der Schuzengel unsrer Tugend.

Faust. Das Mädchen war auch tugendhaft! Warum wachte kein Engel über sie?

Wagner. Daß sie es war, bleibt ihr Gewinn. Sie fühlt, was sie verlor, und dies Gefühl leitet auch zum Himmel.

Faust. Zum Himmel? Wieder ein Wort, ein Traum des Menschen. Kann der Mensch, auch wenn er unsterblich ist, je mehr werden, als Mensch? Sieh, wir treffen uns schon wieder auf einem Widerspruch an, in dem Wesen, worinn alles Widerspruch ist. Wir wünschen Entwicklung unsrer Kräfte, wollen uns gern ausbreiten über Welten, und doch sind wir eitel genug, unser Selbst, unser eingeschränktes Selbst nicht ablegen zu wollen. Das heranwachsende Mädchen bittet seine Mutter, es in die große Gesellschaft einzuführen, und will doch seine Puppe nicht weggeben, an der es in heimlichen Stunden seine Freude hat.

Wagner. Ich habe auch Stunden, wo sich ähnliche Vorstellungen in mir regen, aber ein Spaziergang durch Wald und Feld, ein Glas Rüdesheimer, oder wenn das nicht hilft, eine gute Handlung zerstreuen sie.

Faust. Danke der Mutter Natur für die glückliche Mischung deines Temperaments, das dich nie aus dem gebahnten Wege treibt! Und doch — möcht' ich meinen unruhigen Geist nicht für deine immer gleiche Gemüthsart hingeben.

Wagner. Noch einmal! Geh' in Welt, und so bald als möglich. Zwar dein Vater wird gegen diesen Entschluß Schwierigkeiten haben?

Faust. Das wird er nicht. Er ist so gut, daß er keine Bitte verweigern kann. — Doch es wird Abend. Laß uns nach Hause gehn.

Stube in einer Bürgerwohnung.

Wagner. Thereſe.

Wagner. Hätten ſie nicht Luſt, in ein Kloſter zu gehen?

Thereſe. Nein.

Wagner. Warum nicht?

Thereſe. Ich bin gern in der Welt, ſehe gern das offene Feld und den blauen Himmel über mir. Im Kloſter iſts ſo enge und düſter.

Wagner. Sie lieben doch die Stille?

Thereſe. Wenn auch! Sehen ſie, wenn ich unter Gottes freiem Himmel wandle, wo die Vögel um mich ſingen; und die Mükken ſummſen, da kann ich zu Gott beten, mit der Hoffnung,

daß er mir meinen Fehltritt verzeihen werde. Das könnt' ich im Kloſter nicht. In der Kirche ſchweben mir immer Gedanken von Hölle und Ewigkeit vor, da dünkt mir Gott nur Richter; in der Natur erſcheint er mir als Vater. Die ſteinernen Heiligen im Kloſter machen mich ſchaudern: Ich küßte neulich ein ſteinernes Marienbild, da fuhr mirs kalt durchs Herz. — Und mein Kind?

Wagner. Das will ich zu meiner Schweſter bringen.

Thereſe. Das iſt dankenswerth. Aber —

Wagner. Sie wird für das kleine Geſchöpf ſorgen.

Thereſe. Das glaub' ich gern. — Aber wird ſie es auch lieben können? Unter meinem Herzen hat es gelegen, ſein Lächeln, ſeine Klagen ſind nur dem Mutterherzen verſtändlich.

Wagner. Meine Schweſter iſt ein gutes Weib.

Thereſe. Mutter kann ſie einem fremden Kinde nicht ſeyn. Und ſoll das arme Kind ſo früh elternlos werden? Es hat keinen Vater!

Wagner. Sie ſind noch in ſeinem Herzen. Ehemals liebt' er ſie mit dem verzehrenden Feuer

des Jünglings; wenn das Toben ſeines Geiſtes ſich gelegt hat, wird er mit der ſanften Wärme eines Gatten an ihnen und an ſeinem Kinde hangen.

Thereſe. Wird er das? Nun ich will mit dieſer Hoffnung ruhig leben.

Wagner. Armes Mädchen!

Thereſe. Ich bin nicht arm. Ich hab' ja Hoffnung! Und wie viele Menſchen haben die nicht einmal! Ich hab' ein Kind! Ich werde die Züge ſeines Vaters in ihm ausſpähen, in ſeinem Lächeln das Lächeln des Geliebten zu ſehen wähnen, ich werd' es ſo zwiefach lieben, und mich zwiefach geliebt zu ſeyn träumen.

Wagner. Gutes Mädchen! Ich will ſie mit Ihrem Kinde zu meiner Schweſter bringen, ſie wird auch ihre Schweſter ſeyn. Verlaſſen ſie dieſe armſelige Wohnung!

Thereſe. Ihre Schweſter mag ſchöner wohnen, aber ich tauſche dieſes armſelige Stübchen nicht mit ihr. Hier ſtand, hier ſaß er tauſendmal! Hier ward ich gebohren und erzogen. Hier bin ich umringt von Bildern der Kindheit, von Bildern glücklicher Liebe! Die Zimmer eines Fürſten würden mir öd und einſam gegen dieſes dunkle Stübchen ſeyn.

Wagner. (wie vor.) Ich könnte meinen Freund um dieſen Engel beneiden!

Thereſe. Wenn ich ſo allein in der Dämmerung daſitze, ſtell' ich mir ganz lebhaft vor, als käm' er die Treppe herauf, und ſtürzte zur Thüre herein. Ich breite meine Arme nach ihm aus, und drükke dann ſchnell mein Kind an meinen Buſen, um mich nicht ganz getäuſcht zu fühlen. Ach es iſt traurig, ſeine Arme umſonſt ausſtrekken, und ſie leer zurükziehen müſſen.

Wagner. Kann ich denn gar nichts für ſie thun?

Thereſe. Beſuchen ſie mich bisweilen, ich wage nicht zu ſagen: oft, und ſprechen ſie mit mir von ihm!

Wagner. Das will ich. (Druckt ihre Hand) Gute Nacht.

In der Karthauſe.

Fauſt. Ein Karthäuſermönch.

Fauſt. Dieſe Zelle iſt klein.

Mönch. Raum genug zum Nachdenken über mich ſelbſt.

Fauſt. Dieſes Gärtchen mißt kaum zehn Schritt im Umfange.

Mönch. Und doch blühen da einige Roſen. Der Frühling läßt meine kleine Mühe ſelten unbelohnt.

Fauſt. Kaum ein Fleckchen vom blauen Himmel können Sie über ſich ſehen.

Mönch. Die Sonne wärmt mich, der Mond ſcheint durch die gemalten Scheiben meiner Zelle. Wozu brauch' ich ſie ſelbſt zu ſehen, die mir Wärme und Licht geben?

Fauſt. Sie haben wenig auf der Welt.

Mönch. Wer hat mehr?

Fauſt. Und ſie ſcheinen zufrieden in ihrer Abgeſchiedenheit?

Mönch. Warum nicht? Ich war ein feuriger Jüngling. In meinem Busen klopfte manches unruhige Verlangen, und es blieb unbefriedigt in der Befriedigung. Da zog ich mich in diese Zelle zurück, wo keine meiner Hoffnungen mich täuschen, kann sie ruhen in der Hand eines gütigen Vaters.

Faust. Ich hab' oft gehört, die frommen Mönche hätten Erscheinungen von höhern Wesen.

Mönch. Gott braucht nicht zu erscheinen, er ist allenthalben, und spricht zu einem jeden, der ihn verstehen will.

Faust. Aber seine Diener, die Geister.

Mönch. Wozu bedarf der Mensch ihrer? Was können sie ihm geben für seine Wünsche?

Faust. Gewißheit in den wichtigsten Momenten seines Forschens.

Mönch. Warum Gewißheit? Ich glaub' und vertraue auf Gott.

Faust. Aber wer nicht glauben kann?

Mönch. Der kann doch Gutes wirken, und das giebt auch Seelenruhe.

Faust. Wenn es kein Leben jenseits gäbe, und sie hätten umsonst die Freuden des Gegenwärtigen für eine Zelle vertauscht!

Mönch. Ich zweifle nicht. Aber geſezt auch! ſo hätt' ich bei dem Tauſche nicht verloren. Die Augenblicke des höchſten Genuſſes in der Welt, ſind zugleich die Augenblicke der Ermattung. Dann hält ſich der Menſch an die Erinnerung, an Träume. Träume hab' ich auch. Freundliche Geſtalten beſuchen meine Zelle, und ſie ſind mir angenehmer, als die Schatten abgeſchiedener Freuden dem Weltmanne ſeyn können. Hoffnung iſt erquickender, als Erinnerung.

Fauſt. Ehrwürdiger Vater! ihren Segen!

Mönch. Segnen kann nur Gott. Doch wenn ſie meine Worte faſſen können; ſo ſind auch dieſe Segen: — Lerne dir ſelbſt genügen!

Zimmer in Fauſts Wohnung.

Fauſt. Deſſen Vater.

Der Alte. Reiſen willſt du? Ich habe nichts dagegen. Morgen mit Tages Anbruch magſt du hinziehen.

Fauſt. Morgen ſchon?

Der Alte. Das Leben iſt kurz! Meiner Tage ſind nur wenige noch; und ich wollte gerne, daß du mich ſterben ſäheſt.

Fauſt. Das wollten Sie?

Der Alte. Ja, denn ich habe tugendhaft gelebt. Du ſollſt mich ſehen, dem Tod als Freund die Hand bieten.

Fauſt. Wenn ich Sie nicht mehr fände bei meiner Zurückkunft!

Der Alte. Die Sehnſucht nach dir wird dem glimmenden Tacht meines Lebens Nahrung mittheilen. — Ich habe nur eine Forderung an dich: bleibe der Tugend getreu!

Fauſt. Ich will es.

Der Alte. Wodich dein Weg hinführen mag; ſei gerecht gegen die Menſchen! Stoße keinen

zurück, der deiner bedarf! Dränge dich nicht zu einem jeden, der dir die Hand reicht. Suche nicht dich in Andern, und miß nicht alle mit einerlei Maaßstab.

Faust. Ich will Ihre Lehren heilig bewahren!

Der Alte. Sey täglich einige Stunden mit dir allein. Du mußt dein liebster Gesellschafter seyn. Wenn dir dein eigner Umgang zur Last würde, dann wärst du auf dem Wege zum Thoren oder zum Bösewicht.

Faust. Es sind goldne Lehren!

Der Alte. Bewahre sie, aber nicht wie der Geizige seinen Reichthum, sondern wie der gute Sohn den langersparten Reisepfenning, den ihm die gute Mutter in die Hand drückt. — Erinnere dich oft an das Haus deines Vaters, an die Szenen deiner Kindheit, an deine Jugendfreunde. So lange dir diese Bilder Vergnügen machen, sind dein Herz und deine Einbildungskraft noch unbefleckt.

(Faust ergreift die Hand seines Vaters, und benezt sie mit seinen Thränen.)

Der Alte. Und nun nichts mehr vom Scheiden, bis die Stunde da ist. — Hier sind zwo Flaschen Hochheimer. Es ist ein Landsmann, dem du Ehre machen mußt! Eine wollen wir diesen Abend leeren, die andre soll aufbewahret werden, auf den Tag deiner Zurückkunft!

Faust. Ich habe noch von meinem Freunde Abschied zu nehmen.

Der Alte. Er soll den Abend mit uns zubringen. Aber das bitte ich mir aus, kein Lebewol komm' über eure Lippen. Eine Thrän' und ein Händedruck, und damit gut.

Auf dem Postwagen.

Faust. Ein Reisender.

Faust. Darf ich fragen, wo Ihre Reise hingeht?

Reisender. Nach Leipzig zur Messe.

Faust. Sie sind vermuthlich Kaufmann?

Reisender. Ich bin ein Gelehrter. So etwas von einem Dichter.

Faust Homer reiste nicht nach der Messe.

Reisender. Aber er gieng zu Fuße, und sang seine Lieder vor den Thüren ab. Wir können doch noch den Postwagen bezalen, und könnten vielleicht gar Extrapost fahren, wenn die Nachdrucker nicht wären.

Faust. Darf ich wissen, was Sie schon geschrieben haben?

Reisender Gar Mancherlei. Der Zweck meiner Schriften geht dahin, eine heitre Schmetterlingsphilosophie unter den Menschen zu verbreiten, und die Ammen und Grosmuttervorurtheile, dieses giftige Unkraut, aus dem Garten des Leben

auszurotten. Mein neueſtes Produkt iſt eine Biegraphie meines nun warſcheinlich verſtorbenen Weibes.

Fauſt. Sie ſind alſo noch nicht gewiß, ob ſie wirklich todt iſt?

Reiſender. Ich verließ ſie, als Freund Hain ihr ſchon die Hand gebothen hatte, um dem Publicum meinen Verluſt ganz warm zu erzälen.

Fauſt. Ein ſeltnes Beiſpiel ehelicher Liebe!

Reiſender. In Deutſchland weiß man dergleichen Genieszüge nicht zu ſchäzzen. Darum bin ich auch feſt entſchloſſen, mein undankbares Vaterland zu verlaſſen, und mit dem Gelde, welches mir einige Gemälde in Hogarths Manier abwerfen, nach den friedlichen Pelew-Inſeln zu wandern. Nur dort wohnen Freiheit und Glückſeligkeit. Dort kennt der Menſch keine andre Geſezze, als die auch den Orang-Utang binden: das heiſt, die Geſezze der Natur. Darum fort aus einem Lande,

(mit theatraliſchem Ausdrucke)

„ Das nichts mir Theures hat,
als meines Hannchens Grab! „

Ein Mädchen ſteigt auf den Poſtwagen.

Reiſender. Wohin, mein ſchönes Kind?

Mädchen. Zu meiner Tante nach Leipzig.

Reiſender. Und ſo allein vertraust du dich dem Poſtwagen?

Mädchen. Warum nicht? Man hat mich gelehrt von den Menſchen mehr Gutes als Böſes zu denken.

Reiſender. Du biſt ein allerliebſtes Kind! (Küßt ſie)

Das Mädchen ſieht betroffen und erröthend vor ſich hin.)

Reiſender. Gutes Kind! Es ſcheint, die Vorurtheile deiner Amme kleben dir noch an. Warum macht dich ein Kuß ſchon erröthen?

Fauſt. Das Mädchen muß Ihre Schriften noch nicht geleſen haben.

Reiſender. (Zu Fauſt) Das Mädchen iſt ſchön! Wollen wir uns in die Beute theilen?

Fauſt. Unter einer Bedingung! Wenn Sie mir verſprechen, dies Abentheuer in einem Anha-

ge zu der Biographie Ihrer Gattinn zu erzälen.

Reiſender. Ein gutes Bonmot!

Fauſt. Das werden Sie doch nicht übel nehmen? Ein ſchöner Geiſt lebt ja von Bonmot's.

Reiſender. Sie werden bitter. Vergeſſen ſie nicht, daß Sie es mit einem Dichter zu thun haben, der den Geiſt des Ariſtophanes aus dem Grabe beſchwören kann.

Fauſt. Und Sie ſind nicht bange, daß er erſcheinen möchte?

Reiſender. Warhaftig, nein! Er würde mich als ſeinen Meiſter grüßen.

(Das Mädchen zieht ein Buch hervor)

Reiſender. Du betheſt wol gar ſchönes Mädchen?

Mädchen. Es iſt heute Sonntag.

Reiſender. (In einem Kalender nachſehend) In meinem Kalender iſt heute Petron! Erlauben Sie, daß ich dem Andenken dieſes Weiſen ein Viertelſtündchen weihe.

(Er ſteigt aus dem Poſtwagen und kömmt auf der Straße mit einem Bauernmädchen Tete a Tete, muß aber den Kampfplatz mit einer Ohrfeige verlaſſen.)

Fauſt. Sie haben dem Schatten des Petron ein Sühnopfer bringen wollen. Er mag Eines für das Andre hinnehmen.

In einem Gaſthauſe

Fauſt, ſein Reiſegefährte, eine Dame, und ein Magiſter ſizen zu Tiſche.

Fauſt. Es leben die Pelew Bewohner! (Er trinkt.)

Reiſender. Das trink' ich mit!

Magiſter. Was iſt das für ein Völkchen?

Reiſender. Ein Völkchen, wie es ein Dichter nur träumen mag, ohne Prieſter, ohne Gerichtshöfe, ohne Ehepakten.

Magiſter. Da iſt nichts für unſer eins zu thun.

Die Dame. Und ihre Kleidung?

Reiſender. (Mit poetiſchem Ausdruke) Zeigt mehr, als ſie verhüllt.

Die Dame. Das iſt ja gegen alle Modeſtie!

Faust. Machen Sie sich darum keinen schlimmern Begriff von den dortigen Damen. Sie leben im Stande der unverdorbenen Natur, und da bedarf es keines Feigenblatts.

Magister. Für einen aufgeklärten Europäer wäre die Versuchung zu groß.

Faust. Freilich fallen da auch die falschen Haare die künstlichen Busen und Zähne und hundert Erfindungen der feinen Welt weg.

Magister. Ich hätte doch fast Lust, dahin zu ziehen. Federn und Papir wird man doch daselbst finden?

Reisender. Wozu?

Magister. Zum Schreiben.

Reisender. Da liest Niemand.

Magister. Ich muß mich wenigstens selbst lesen.

Reisender. Sie könnten sich also entschliessen, mit mir zu ziehen?

Magister. Warum nicht? In Deutschland ist für mich nicht viel mehr zu thun.

Faust. Darf ich fragen, was Ihr Gewerbe war?

Magiſter. Mein Gewerbe war — Alles. Ich ſchriftſtellerte, warb Leute für geheime Geſellſchaften, recenſirte, gab Unterricht in der Religion und im Schachſpiel, und legte endlich, um gute Sitten zu befördern, ein Bordell an.

Reiſender. Sie ſind mein Mann!

Fauſt. Meine Herren, ihr Vorhaben entzückt mich! Sie haben vermuthlich gehört, daß die engliſche Regierung eine Kolonie von Verbrechern in Botany-Bay anſiedelt. Sie liefern das Gegenſtück dazu, eine Kolonie von Philoſophen auf den Pelew-Inſeln. Vielleicht wird einſt das undankbare Europa ſeine Helden und Staatsmänner aus der Südſee holen müſſen.

Reiſender. Sehr wahrſcheinlich.

Fauſt. Allerdings. Waren nicht ſelbſt die Katonen und Porcien Nachkömmlinge des Lumpengeſindels, welches unter Romulus Rom bevölkerte?

Die Dame. In der That, die Idee iſt ſo reizend, daß ich ſelbſt Luſt hätte, mein Scherflein zu der neuen Pflanzung beizutragen.

Reiſender. Ich nehme die Reiſekoſten über mich.

Faust Nur eins, schöne Dame! muß ich ihnen noch bemerklich machen. Die guten wilden Mädchen geben ihre Reize für einen eisernen Nagel hin.

Die Dame. Sie erschrecken mich! Für einen eisernen Nagel! Das ist das unaufgeklärteste Volk unter der Sonne. — Gott befohlen, meine Herrn! Ich gehe nach Berlin.

Faust allein.

Diese Geschöpfe — sind auch Menschen! Und dies wäre die beste Welt, wo der angebaute Garten nur mit Unkraut' wuchert! — — Und an solche Auswürflinge sollt' ich nicht anschließen?

Eben so gerne wollt ich mit dem Lappen in seiner räucherichten Hütte sizzen, und seinen Thrankrug ihm leeren helfen, als mit diesen Affen und Kazen Gemeinschaft haben. —

Ich will meinen Weg zu Fuße fortsezzen, und am Abend mein Lager in der Hütte eines

Landmannes aufſchlagen, Da werd' ich doch ungeſtört träumen können.

Auf der Landſtraſſe.

Fauſt. Ein junger Mann

(letzterer im Frack, mit abgeſchnittenen Haaren und rundem Hute.)

Der jungen Mann. Ihre Phyſiognomie kündigt einen neugierigen Reiſenden an, und da wir einen Weg haben, ſo laſſen Sie uns Geſellſchaft machen.

Fauſt. Sie verſtehen ſich alſo auf Geſichtskunde.

Der junge Mann. Lavater legte mir ſeine Hand auf —

Fauſt. Und ſein Geiſt kam über Sie!

Der junge Mann. Doch treibe ich das Studium der Phyſiognomik nur ſo nebenbei. Ich bin eigentlich Lehrer an einem Erziehungsinſtitut.

Fauſt. Ihre Reiſe iſt alſo eine pädagogiſche?

Der junge Mann. Einigermaßen. Denn ich ſuche Jünglinge für unſer Inſtitut.

Fauſt. Es iſt vermuthlich noch im Werden?

Der junge Mann. Der Plan iſt ſeit mehreren Jahren entworfen. Sie reiſen vermuthlich als Menſchenbeobachter?

Fauſt. Die Menſchen kennt man, wenn man ſich kennt. Ich reiſe — um die Schönheiten der Natur zu beobachten.

Der junge Mann. Natur, ja, das iſt die wahre Göttinn! Und Zufriedenheit giebt ſie allein.

Fauſt. Kennen Sie ihren Weg?

Der junge Mann Ob ich ihn kenne? Ich bin ihrer geweihten Prieſter einer. Meine Zöglinge werd' ich in ihr Heiligtum führen. Ich leg' jede Nacht das Buch des Mannes der Natur, ich meine den Emil, unter mein Kopfkiſſen, wie der Eroberer Perſiens den Rapſoden Homäros.

Fauſt. Sie würden der Natur noch näher ſeyn, wenn ſie ſtatt des Emils ſich ein Bund Stroh unterlegten.

Sie haben Recht! Verfeinerung ist das Gift der Sitten. Unsre Bücklinge, unser Haarpuder, das Wickeln unsrer Kinder, das Buchstabiren, die Schnürbrüste unserer Mädchen, die mehr Unheil angerichtet haben, als die Erbsünde, das alles zeigt von einem entnervten überverfeinerten Volke. Rousseau sagt wahr: die Wissenschaften haben unser Unglück gemacht.

Faust. In ihren Augen müssen also die Bewohner des Feuerlandes die glücklichsten Menschen seyn?

Der junge Mann. Sie sind es auch, denn sie haben die wenigsten Bedürfnisse.

Faust. Meines Bedünkens kömmt es nicht auf die Summe der Bedürfnisse, sondern auf die Art derselben an. Wie arm ist der, dem Geist und Herz keine Forderungen machen! Man erzält von einem griechischen Weisen, er habe sich in das Meer gestürzt, weil er die Gesezze der Ebbe und Fluth nicht erforschen können. Dieses Märchen ist die schönste Lobrede auf diesen Mann.

Der junge Mann. Wie weit werden Sie diesen Abend noch gehen?

Faust. Bis zur nächsten Station.

Der junge Mann. Dahin will ich auch noch. Der Wirth daselbst hat treflichen Champagner; und hübsche Töchter, die mehr geben, als sie in die Rechnung bringen.

Faust. Nur fürcht' ich, es werd' uns ein Gewitter über den Kopf kommen.

Stube in einer Bauernhütte. Gewitter.

Ein Greis. Ein junges Weib. Ein Kind in der Wiege.

Greis. Das Gewitter kömmt näher! Mich dauern die armen Leute, die sich iezt auf der Straße befinden.

Das Weib. Der Kleine schläft ruhig! — Ich muß ihm doch ein Tuch überdecken, die Fliegen plagen ihn so sehr.

(Faust und der junge Mann treten ein.)

Faust. Guten Leute! Wollt Ihr uns nicht ein Obdach geben, bis das Gewitter vorüber seyn wird?

Greis. Gerne. Und auch ein Nachtlager, wenn Ihr vorliebnehmen wollt. Das nächste Dorf erreicht Ihr doch schwerlich mehr vor Nacht.

Der junge Mann. Können wir ein Nachtessen haben?

Das Weib. Was das Haus vermag. Käse, Butter und Brod. (Sie geht ab.)

Der junge Mann. Es ist ein abscheulicher Geruch hier!

Faust. Der sollte Sie zu einem Lobliet' auf die Natur begeistern!

Der junge Mann. Ihr seyd schon alt, Vater?

Der Greis. Siebenzig Jahr.

Der junge Mann. Und gesund?

Der Greis. Bei uns geht es vor der Sonne auf das Feld; unsre Mittagstafel besteht aus einer Schüssel. Arbeit und ein gutes Gewissen erhalten den Menschen gesund und munter.

Der junge Mann. (Zu Faustin) Wie ist es möglich, daß diese Menschen in dieser durch

ſchliche Ausdünstungen geſchwängerten Luft, bei dieſer Unreinlichkeit ein ſo hohes männliches Alter erreichen können?

Faust. Sie wiſſen nichts von Ratten, Champagner und hübſchen Mädchen, die ſich in die Rechnung bringen laſſen.

Das Weib bringt Schwarzbrot und Butter Gott ſegne es!

Faust. Wir danken!

Der junge Mann. Das Brod iſt nicht zu verdauen.

Der Greis. Wir danken Gott dafür, und es ſchmeckt uns gut.

Der junge Mann. Liebe Frau! Ihr möchtet euer Kind?

Das Weib. Warum nicht?

Der junge Mann. Es wird ſcheu und lichtſcheu werden. Jeſſelos muß der Körper ſeyn! Seht nur eure Bäume an! Sie wachſen ſchlank, ohne Wickelband und Schnürbruſt.

Das Weib. Der Apfelbaum vor jenem Fenſter trug auch keine Schnürbruſt, und iſt krumm und verwachſen. Ich bin gerade, und doch gewickelt worden

Der Greis. Wir Bauersleute halten mit der Natur gute Freundschaft, und drum schenkt sie uns im Hause und auf dem Felde gedeihen.

Der Mann kömmt. Guten Abend!

Das Weib. Du bleibst lange!

Der Mann. Wir müssen Morgen um drei Uhr hinaus, es wird ein schöner Tag auf das Gewitter werden.

Das Weib. In der Küche steht deine Suppe. Fort, damit du zu Bette kömmst.

Der Mann. Der Kleine schläft?

Das Weib. Laß ihn! Er wird uns schon rufen, wenn er uns braucht.

(Der Mann und das Weib gehen ab)

Faust. Sehen Sie, das ist Natur, die Sie nicht kennen. Arbeit und Mäßigkeit ist ihre erste Lehre. Die Natur in euren Büchern ist so gut Künstelei, als das, was ihr durch sie verdrängen wollt. Natur, ruft jeder alte Knabe, und setzt sich auf sein Steckenpferd, Natur, lispelt jedes empfindsame Mädchen, wenn sie einen albernen Roman durchblättert hat, und wünscht sich mit ihrem Auserwählten in eine Strohhütte, wo sie in der ersten Viertelstunde Vapeurs und Ohnmacht

bekommen würde. Könnt ihr mit Brod und Wasser vorlieb nehmen? Genügt euch ein grobes Tuch um die Lenden? Werdet ihr auf dem hölzernen Stuhle nicht eure Sofas, und auf dem Stroh, leger nicht eure Federbetten vermissen? — Die ächte Natur braucht wenig! Eure Natur hat eben so viele Bedürfnisse, als Kunst und Verfeinerung, sie macht eben so große Prätensionen, als jene, nur weiß sie die Maske der Bescheidenheit und Genügsamkeit vorzuhängen. Natur! ruft ihr, und habe nicht den Muth, im Regen einen Spaziergang zu machen! Ich kenn' eine große Lobrednerinn des Landlebens, die sogar einen Hymnus auf die Nachtigal gedichtet hat, und die doch, als sie kurz darauf einen Gugut hörte, emphatisch ausrief: Hören sie die sanfte Filomele! Wie göttlich!

Der junge Mann. Sie übertreiben. In wie vielen Stücken sind wir der Natur nicht wirklich näher getreten?

Faust. In solchen freilich, wo uns die Maximen der alten Dame, Ehrbarkeit, lästig waren. O ich kenne manchen, sogenannten Naturfohn, der wie der alte Cyniker, sich auf öffentlichem

Markte begatten würde, aber der Cyniker wohnt auch in einer Tonne, und verlangte nichts von dem mächtigen Könige, als daß er ihm aus der Sonne gehen möchte.

Der junge Mann. (Gähnend) Kann ich ein Bett haben?

Greis. Frisches Stroh.

Faust. Sie brauchen den Emil heute nicht unter den Kopf zu schieben.

(Es wird eine Streu zurecht gemacht, worauf beide sich legen)

Der junge Mann. Heiliger Plutarch!

Faust. Heilige Natur!

Der junge Mann. O weh, da gicht es Wanzen.

Faust. Es sind Naturkinder!

Der junge Mann. Auch Mäuse, Mäuse! (er springt auf) Ich habe eine wahre Antipathie gegen diese Thiere.

Faust. Auch Naturkinder!

Der junge Mann. Was fang' ich an?

Faust. Machen Sie eine Elegie, oder Widerlegen Sie den Emil.

In einer deutschen Stadt, wo eine gelehrte Gesellschaft sich befindet.

Zimmer des Präsidenten.

Der Präsident. Der Secretair.

Präsident. Keine Kandidaten im Vorschlag?

Secretair. Drei; der von Eronsberg.

Präsident. Seine Verdienste?

Secretair. Er hat zwei Orden. Sein Stern wird auf unser Institut einen neuen Glanz werfen.

Präsident. Ah so! Schimmer ist uns zuträglicher, als Licht. Hat er nichts geschrieben?

Secretair. Eine Abhandlung über das Alter seines Geschlechts. Zwar soll sein Secretair der Verfasser seyn —

Präſident. Thut nichts zur Sache. Und der Zweite?

Secretair. Ich der Verfaſſer der Masken.

Präſident. Der Mensch hatte die Stirne, eine Satire auf uns zu machen.

Secretair. Wir geben ihm das Diplom, damit er künftig ſchweige.

Präſident. Gut. Und der Dritte?

Secretair. Der hieſige Archivar. Er wünſcht das Diplom noch vor der Meſſe zu erhalten, um ſich auf dem Titel ſeines neuen Werks als Mitglied unſrer gelehrten Geſellſchaft nennen zu können. Ich höre, die Verleger bezalen den Verfaſſern jeden Titel vor ihrem Namen mit einem Thaler baar.

Präſident. Iſt der Mann brauchbar?

Secretair. Er hat dreißig Ducaten eingeſchickt.

Präſident. Wir ſezzen ſie als Preis aus. Ein guter Kopf gewinnt ſie, oder man theilt ſie nach Befund der Umſtände unter zwei, und ſie werden uns mit Papir und Feder zugethan.

Secretair. Eine Preisfrage? Worüber?

Präſident. Allenfalls — über den Einfluß des Haarpuders auf Phyſiognomik. Auffallende Preisfragen machen Glück, wie auffallende Büchertitel.

Secretair. Auch iſt ein fremder Gelehrter hier, der unſrer Sitzung beizuwohnen wünſcht.

Präſident. Da ſoll' ich eine Rede halten?

Secretair. Habe ſchon eine in Petto.

Präſident. Es wäre doch beſſer, wenn Sie ſie hielten, und etwas einmiſchten von meinen geringen Verdienſten. — Sie verſtehen mich! Es iſt nicht um meinetwillen, aber die Geſellſchaft gewinnt dadurch an Renommee.

Secretair. Nicht gut.

Verſammlungsſaal.

Fauſt. Der Secretair.

Fauſt. Gelehrte Geſellſchaften könnten viel Gutes ſtiften, wenn ſie ihre Kräfte nicht vereinzelten, wenn ſie weniger auf den Ruhm ſähen, als auf die Erforſchung der Wahrheit; wenn ſie gemeinſchaftlich prüften, gemeinſchaftlich arbeiteten, die Schlacken vom Golde zu ſondern.

Secretair. Die mehreſten Mitglieder ſind durch andre Geſchäfte zu ſehr abgehalten. Eine gelehrte Geſellſchaft gehört zu einem wohleingerichteten Staate, wie Folianten in eine Bibliothek.

Fauſt. Wenn man ſie auch nicht lieſt, ſo fallen ſie doch ins Auge.

Die Geſellſchaft verſammelt ſich nach und nach. Metaphorcomplimente. Man ſetzt ſich. Der Secretair beſteigt den Rednerſtul, und beginnt eine Rede zu leſen. Allmählich gähnen die Zuhörer, und ſchlummern ein, bis auf den Redner und Fauſt.

Fauſt. Die ehrwürdige Verſammlung hat ſich vermuthlich vorgenommen, Mercier's philoſophiſchen Traum gemeinſchaftlich fortzuträumen? Ich möchte ſie um alles nicht ſtören!

(Er geht leiſe ab.)

Hügel an der Küste.

Faust.

Was ist es, das mich hierher bannt, und meine Sehnsucht hinzieht über die blauen Fluthen? Und doch fühl' ich nirgends so lebhaft, als hier, meine Eingeschränktheit!

Ich strecke meine Arme aus! Nach was? Natur! fast mögt' ich sagen, du habest den Menschen am Schlechtesten bedacht unter deinen schönsten Kindern. Der Seerabe hat Flügel, und schwebt stolz dahin über die Wasserwelt. Ihre Wogen mögen sich empören, er schwebt ruhig über dem Sturme. Der Mensch mit all seiner Kunst kann seinen Blick nicht schweifen lassen ins Unermeßliche; und wenn er sich einem Schiffe vertraut, so trennt ihn nur eine dünne Wand von dem Tode. Er muß seine angewiesene Bahn halten, und allenthalben stellen sich ihm Untiefen und Korallenfelsen und tausend Hindernisse in tausenderlei Gestalten entgegen.

Ich wünsche mich zu fernen Nationen hin! Aber bis ich daselbst anlange, ist meine Kraft vielleicht gelähmt, ist mein ganzes Selbst vielleicht verändert. Ach Flügel! Flügel!

Eine Hütte abseits der See.

Faust. Ein Bauer.

Faust. Ihr wohnt hier sehr angenehm.

Der Bauer. Wie man's nimmt.

Faust. Täglich habt Ihr das schönste Schauspiel vor Augen — die Sonne, wie sie aus der See hervorkömmt, und wieder da untertaucht.

Der Bauer. Unsereins hat nicht viel Zeit, darauf zu sehen.

Faust. Ihr braucht ja Morgens und Abends nur einige Augenblicke ans Fenster zu treten.

Der Bauer. Das ist wohl war. Aber wir haben das Alles von Jugendauf so gesehen, und wenn man des Tages Last getragen hat, macht

man ſich mehr aus einer warmen Suppe, als aus Sonnen-Auf- und Untergang.

Fauſt. Und wenn der Sturm die Waſſen empört — es muß ein erhabener Anblick ſeyn!

Der Bauer. Da denk' ich immer an die armen Leute, die in Gefar ſeyn mögen, und bitte für ihre Rettung.

Fauſt. Ihr habt doch einen Tag in der Woche frei?

Der Bauer. Ja, den Sonntag.

Fauſt. Und wenn ihr denn ſo daſteht, und hinausſeht in die blaue Ferne, wo das Meer von Gebirgen begrenzt zu ſeyn ſcheint, denkt ihr gar nichts dabei?

Der Bauer. Hm! Bisweilen fällt mir doch ein, daß ich die Schuhe haben möchte, die hier im Waſſer begraben liegen.

Fauſt. Dieſe Wohnung iſt euer Eigenthum?

Der Bauer. Ich habe ſie von meinem Vater geerbt.

Fauſt. Habt Ihr zu leben?

Der Bauer. Wir werden ſatt.

Fauſt. Ihr ſeid verheurathet?

Der Bauer. Ich hab' eine Frau und drei Kinder.

Faust. Was sollen Euch also die Schätze? Ihr habt ein Obdach gegen Wind und Regen, Ihr habt Nahrung und Kleidung. Für Geld könnt Ihr weder eine Stunde ruhigen Schlafs, noch ein ruhiges Gemüth Euch kaufen.

Der Bauer. (schüttelt den Kopf) Der Herr ist wohl ein Gelehrter!

(Er geht weg)

Faust allein.

Dies ist auch ein Mensch! Und in seiner Seele regt sich nicht das unruhige Streben nach Ausbreitung. Er blickt kalt auf diese Wasserwelt, und seine Seele bleibt leer. Und doch — er ist vielleicht glücklich in seiner Eingeschränktheit. Sein Kornfeld giebt ihm, was er braucht. — Was er braucht? Und giebt das der Schöpfer nicht jedem seiner Geschöpfe? Hätt' er diesen Durst in die Seelen besserer Art gelegt zu ihrer Qual? Nein der den Reiz zum Durst einpflanzt, läßt auch aus

Felsen Wasser quellen. Es muß einen Weg geben, dies Sehnen zu befriedigen. Wenn der thierische Mensch auf der untersten Stufe der Kultur mit dem Orang-Utang zusammengrenzt, so muß er auf der höchsten Sprosse den Geistern seine Hand bieten können. Es muß einen Weg ins Geisterreich geben! — —

* * *

Zufällig machte Faust die Bekanntschaft eines würdigen Mannes, der Mitglied eines verdienstvollen Ordens war, aber nicht in ein mystisches Dunkel sich hüllte, wie so viele seiner Brüder thun, die dies für zuträglich halten, weil sie aus Erfahrung wissen, daß große und kleine Kinder im Dunkeln gewöhnlich ein gewisses, ehrfurchtvolles Grauen empfinden. Dieser Mann, der seine Verbindungen dazu genützt hatte, seine Gesinnungen zu veredeln, und mit dem reinen, wohlthätigen Feuer seines Busens seine Zöglinge zu erwärmen, suchte den unruhigen Geist seines neuen Freundes auf nützliche Thätigkeit zu lenken. Faust hatte bis jezt die Menschen nur in ihren armseligen Künsten und Spielen beobachtet,

und selbst Theil daran genommen; er hatte einen Theil der Lebensfreuden genossen, wie der Knabe sich an der Blume vergnügt, indem er ihre Blätter zerpflückt. Kein Wunder, daß eine Leere in ihm entstand, und ein Sehnen, dessen Befriedigung er nicht mehr auf den gewönlichen Wegen zu finden hoffen konnte, und daß er sich einzig selbst hätte gewähren können. Der ehrliche Alte faßt ihn bald von dieser Seite, aber seine Worte waren in einen Sturm gesprochen. Hier ist ihre wichtigste und lezte Unterredung.

Fauſt. Ein Eingeweihter.

Fauſt. Bei Euch hoff' ich Wahrheit zu finden und Aufſchlüſſe über ſo manche Räthſel.

Eingeweihter. Suche nicht mehr, als du zu finden nöthig haſt.

Fauſt. In eurem Orden war der menſchliche Geiſt ſeit Jahrhunderten thätig.

Eingeweihter. Er war es auch auſſer demſelben.

Fauſt. Aber hier vereinigten ſich die Strahlen in einem Brennpunkte.

Eingeweihter. Wähnſt du, wir hätten einen Talismann, der ſie zuſammen zu faſſen vermöchte?

Fauſt. Du willſt mich prüfen?

Eingeweihter. Ich will dich vor Reue bewahren, und daß du nicht ſagen mögeſt, wir hätten dich hintergangen.

Fauſt. Sonderbar.

Eingeweihter. Misverſtehe mich nicht! Das Gelübde der Natur iſt älter, als das Gelübde des

des Ordens. Ich darf dir nicht geben, was du nicht brauchen kannst. Es giebt Menschen, die mit Hieroglyphen spielen müssen, aber für Geister die dem Gängelbande der Phantasie entwachsen sind, taugen diese optischen Spielereien nicht. Sie begnügen sich damit nicht. Ich darf dir nicht mehr versprechen, als ich leisten kann. Ich darf deine Erwartungen nicht betrügen.

Faust. Eure gerühmte Weisheit wär' also nichts, als eine buntbemalte Tonne für den Haufen?

Eingeweihter. Sage das nicht. Manche Warheit retteten wir aus dem Strome der Zeit. Als es ein Verbrechen war, die schöne, grosse Idee eines einzigen höchsten Wesens laut zu bekennen, da erhielt sie sich in unsern Hieroglyphen. Aber wozu frägt der das Orakel, dem ein weissagender Genius zur Seite steht?

Faust. Ihr könnt mir keine Aufschlüsse geben über mich selbst?

Eingeweihter. Ueber dich selbst mußt du dich selbst um Rath fragen.

Faust. Ueber meine Fortdauer jenseits?

Eingeweihter. Wähnst du, eine Menschenhand könne das Siegel der Geisterwelt lösen? Kennst du die Innschrift, die am Tempel der Isis stand? Ich bin, die war und seyn wird. Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.

Faust. Kein Sterblicher? — Menschen machten diese Innschrift. Ein Mensch durchläuft seine Bahn früher als der andre. Es muß einen Weg ins Geisterreich geben.

Eingeweihter. Den giebt es.

Faust. Ich lasse diese Hand nicht mehr! Sie muß mich auf diesen Weg leiten. Ich habe die Freuden des Lebens gekostet, und sie alle schaal und unbefriedigend gefunden. Ich habe nach Wahrheit geforscht, und nur Zweifel erblickt. Ich habe die Weisen gehört und gelesen, und nur Räthsel erhalten.

Eingeweihter. Es giebt einen Weg ins Geisterreich. Der Mensch, wenn er die Schlakken der Menschlichkeit abgeschüttelt hat, schließt sich an den Geist an. Sey ein guter, edler Mensch, hasche nicht nach Träumen, schwärme nicht in Ideenwelten, sey Mensch, ohne mehr seyn zu wollen; genieße, entbehre, wirke, dulde

als Mensch, dann stehst du am Eingang' in das Reich der Geister.

Faust. Werd' ich ihnen meine Hand bieten können.

Eingeweihter. Diese Hand ist Fleisch und Bein. Du behälst Sinne und Blut.

Faust. Ich verstehe. Also nichts kann ich bei Euch finden?

Eingeweihter. Was du in dir selbst finden kannst. Mehr schwerlich. — Doch noch etwas! Freundes Hand, die dich hält, wenn du strauchelst, Freundes Worte, die dir Trost zusprechen und Muth in Leiden und Gefahr. Freundes Kuß nach einer guten That.

Faust. Das ist zu wenig für mein Herz.

Eingeweihter. Geh und kehre nach Jahren wieder. Der Labetrunk, den du jetzt ausschlägst am Morgen, im Gefühle deiner Kräfte, wird dir willkommen seyn nach der Wallfarth eines schwülen Tages.

Faust. Keinen Weg ins Geisterreich?

Eingeweihter. Keinen ausser jenem, den ich dir zeigte.

Faust. Die Welt ist mir zu enge.

Eingeweihter. Es werden Stürme kommen, wo dir eine Hütte genügen würde.

Faust. Freundschaft und Liebe der Menschen sind mir nichts mehr.

Eingeweihter. Weil du dir selbst nichts mehr bist.

Faust. Ach Flügel! Flügel!

Eingeweihter. Lerne deine Füße brauchen! Wer zu schnell eilt, sieht so manches nicht, was auf seinem Wege liegt. Lerne deine Augen brauchen! Lerne brauchen, was du hast, und du wirst nicht mehr wünschen, was ein weises Geschick dir versagt.

Faust. Kann ich diesem Sturme gebieten?

Eingeweihter. Nicht durch ein Machtwort! aber ihm entgegen arbeiten kannst du, und in der Arbeit deine Kräfte fühlen und brauchen lernen.

Faust. Ich habe meine Bahn zu frühe durcheilt!

Eingeweihter. Bei Nacht und Nebel, wie mancher Reisende ein Land. Es mißfällt ihm, weil er in der Finsterniß nichts sehen konnte, oder

weil er zuviel sah, und nicht weiß, was er gesehen hat.

Faust. Ich will an den Ganges wallfarthen.

Eingeweihter. Und was dort suchen?

Faust. Was ich hier nicht finden kann.

Eingeweihter. Hier wachsen Eichen, dort wirst du Palmen sehen. Kein Unterschied für den, dem es um Schatten zu thun ist.

Faust. Die Braminen sind im Rufe geheimer Weisheit.

Eingeweihter. Der Ruf sagt gewöhnlich zu viel oder zu wenig von den Menschen.

Faust. Und wenn nun der lezte Fall hier statt hätte?

Eingeweihter. Schlimm für dich! Dann würdest du mehr finden, als du zu finden wünschest, mehr vielleicht, als du tragen könntest.

Faust. Besser, erliegen in Arbeit, als in feiger Ruhe.

Eingeweihter. Arbeit, das ist es. Sieh, der Jüngling in der Fülle seiner Jugendkräfte steht da, und will Berge versetzen und Welten umspannen. Laß ihn die Last eines Taglöhners theilen, und der Halbgott wird am Abend entkräftet

dem Schlummer in die Arme ſinken. Nichts täuſcht mehr, als das Gefühl eigener Kraft, bevor man ſie verſucht hat.

Fauſt. Ich ſoll meine Kraft brauchen, wozu? Ich ſoll ringen, und kenne den Preis nicht!

Eingeweihter. Muß es denn eben ein Preis ſeyn? Man ringt, um ſeine Kräfte zu prüfen, um ſie zu üben und durch Uebung zu erhöhen.

Fauſt. Aber es muß doch ein Ziel ſeyn, wornach ich laufen ſoll, wenn ich auch gleich den Kranz am Ziele verſchmähe.

Eingeweihter. Sey nützlich!

Fauſt. Haben Sie des Menſchen Thun und Streben beobachtet? Er hängt an ſeiner Exiſtenz, wie die Schnecke an ihrem Hauſe, ſchlüpft über Tage und Monathe weg, um einen Augenblick zu erhaſchen, den er doch nicht feſthalten kann, und preiſt ſich glücklich, wenn ihn irgend ein Großer zur Marionette brauchen will. Weg mit dieſen Drathpuppen, die ihre Achtung um ein Bonmot verkaufen, und ihr Bewußtſeyn um einen Titel.

Eingeweihter. Ich wiederhol' es, sey nüzlich!

Faust. Was ich den Menschen geben könnte, würd' ihnen wenig frommen. Diese kränkelnden Geschöpfe verlangen sorfältige Pflege, und ich bin kein guter Krankenwärter.

Eingeweihter. Kennst du dich selbst?

Faust. Wer darf sagen, daß er sich kenne. Wir sind heute nicht, was wir gestern waren.

Eingeweihter. So solltest du wenigstens daraus Duldung deiner Brüder lernen.

Faust. Ich geb' ihnen aus dem Wege. Was können sie mehr verlangen?

Eingeweihter. Deine Hülfe, wenn sie ihrer bedürfen.

Faust. Ich habe schon gesagt, daß ich mir selbst nichts seyn kann. Und darum — will ich an den Ganges wallfarthen. Leben Sie wohl!

Eingeweihter. Meine Wünsche begleiten dich!

Ländliche Gegend am Ganges. Ein Hain im Hintergrund.

Ein Mädchen schöpft Waſſer an einer Quelle. Fauſt.

Fauſt. Gutes Mädchen! Ich bin müd' und durſtig. Willſt du mir wohl einen Trunk Waſſers geben?

Das Mädchen. Gerne, Fremdling! — Hier iſt auch eine Kokosnuß.

Fauſt. Brama lohne dirs! Aber werd' ich hier irgendwo eine Hütte finden, wo ich übernachten kann?

Das Mädchen. Ich will dich in die Hütte meines Vaters führen, und meine Matte für dich ausbreiten, und ſie mit wohlriechenden Kräutern beſtreuen.

Fauſt. Ich kann dir deine Güte nicht lohnen.

Das Mädchen. Wir geben auch unſre Gaſtfreundſchaft nicht um Lohn. Würdeſt du

mich nicht auch in deine Hütte aufnehmen, wenn ich in dein Land käme.

Fauſt. O gerne!

Das Mädchen. Aber wir plaudern und du biſt müde. Laß uns nach jenem Wäldchen gehn, da iſt meines Vaters Hütte.

(Sie gehen.)

Fauſt. Ich will dir deinen Waſſerkrug tragen.

Das Mädchen. Das wäre ſchön! Du biſt müde, und ich munter und flink. — Warte! Ich will dieſes Geſträuch halten, damit dich die Ranken nichts ins Geſichte ſchlagen.

Fauſt. Haſt du noch Eltern?

Das Mädchen. Einen Vater.

Fauſt. Was treibt dein Vater für ein Gewerbe?

Das Mädchen. Er iſt ein Bramine, und giebt denen guten Rath, die ihn darum fragen.

Fauſt. Einen ſolchen Mann ſuch' ich.

Das Mädchen. Du kömmſt wohl aus einem fernen Lande?

Fauſt. Ich brauchte über ein Jahr um die Reiſe zu machen.

Das Mädchen. Du betheſt alſo nicht zu der Sonne?

Fauſt. Mein Gott iſt auch in der Sonne. Aber er iſt auch hier in dem Strauche.

Das Mädchen. Du haſt recht, denn ſieh, auf den Blättern des Strauchs glänzt ein Abendſtral. — Dort ſteht unſre Hütte. — Sieh unter jenem Palmbaum meinen Vater! Er bethet. Wir wollen ihn nicht ſtören.

Fauſt. Wir wollen auch bethen!

Das Mädchen. Das wollen wir, guter Fremdling!

Faust. Der Bramine. Das Mädchen.

Das Mädchen. Vater! dieser Fremdling sucht ein Nachtlager bei uns.

Bramine. Deine Hand! — Brama sey mit uns! — Idli! Bereite ein Nachtmal und ein Lager.

Idli. So gut mir es haben.

(Sie hüpft ab.)

Faust. Ehrwürdiger Greis! deine Güte überrascht mich!

Bramine. Du must viel Böses unter den Menschen erfahren haben.

Faust. Böses und Gutes. Aber ich komme aus einem Lande, wo die Menschen von der Offenheit und Einfalt der unverdorbenen Naturmenschen weit abgewichen sind.

Bramine. Und warum reisest du?

Faust. Um Wahrheit zu suchen.

Bramine. Wahrheit ist allenthalben, wie die Sonne.

Fauſt. Man kennt ſie nicht allenthalben.

Bramine. Wer ſie mit reinem Herzen ſucht, denn kömmt ſie entgegen. Ihr habt Gelehrte?

Fauſt. Die geben ihre Hirngeſpinſte für das Bild der himmliſchen Göttinn aus.

Bramine. Ihr habt Tempel und Prieſter?

Fauſt. Unſre Prieſter haben die Tempel gepachtet, und dulden keine Götter darinn, die nicht das Werk ihrer Hände ſind.

Bramine. Ihre Abſicht kann gut ſeyn. Ein ſteinernes Bild wärmt das Herz des rohen Naturmenſchen zu frommen Gefühlen: die Vorſtellung eines allwaltenden Geiſtes läßt es kalt und leer.

Fauſt. Unſre Prieſter haben den Sinn ihrer Hieroglyphen verlohren, und ſtreiten ſich darüber ſeit Jahrhunderten.

Bramine. Sie wollen alſo einen neuen Sinn erfinden, ſtatt daß ſie neue Bilder hätten erfinden müſſen.

Fauſt. Ich preiſe mein gutes Geſchick, das mich zu dir führte.

Bramine. Zu mir? Was ich dir geben kann, hätteſt du in jeder andern Hütte eben ſo gut gefunden, ein Nachtmal, und eine Matte zum Lager.

Fauſt. Der Durſt meines Geiſtes iſt brennender, als der meines Gaumens. Ich ſuche Wahrheit bei dir!

Bramine. Haſt du die Sonne nie geſehen?

Fauſt. Deine Frage iſt Scherz!

Bramine. Das iſt ſie nicht. Du haſt ſie wohl geſehen, wie ſie aufgeht und alles erwärmt und erquickt, wie jedes Leben in ihrem Strale ſich freut, wie ihr Aug' alles durchblickt, wie ſie immer dieſelbe bleibt, ſie mag ſich bergen in Gewitterwolken, oder wandeln am wolkenloſen Frühlingshimmel. Haſt du das alles beobachtet?

Fauſt. Sehr oft.

Bramine. Zu dieſer Sonne bethen die Völker am Ganges. Gleicht der Gott, zu dem du bethest, nicht dem Unſrigen?

Fauſt. Es iſt derſelbe.

Bramine. Und wenn die Königinn des Tags untergeht am Abend, was denkſt du dabei?

Fauſt. Daß ſie wiederkehren werde am nächſten Morgen.

Bramine. Das denken wir auch, wenn das Grab einen von uns aufnimmt in ſeinen dunkeln Schoos.

Fauſt. Wird es je Morgen im Grabe? Lebt einer, der dieſen zweiten Tag geſehen hat?

Bramine. Alle die lebten, leben.

Fauſt. Habt ihr Gewißheit hierüber?

Bramine. Wir hätten ſie, wenn ſie uns frommte.

Fauſt. Warum ſollt' ein guter Vater ſeinen Kindern den ſüßeſten Troſt verſagen?

Bramine. Warum? Das weiß der gute Vater alleine, denn wo bliebe ſonſt das Dunkel? Aber hör' eine Geſchichte: Ein reicher Mann hat einen Sohn. Vor dieſem verbirgt er ſeinen Wohlſtand, und erzieht ihn als einen armen Knaben; er läßt ihn baarfuß gehen und ein wollenes Gewand tragen. Da der Sohn herangewachſen iſt, giebt ihm der Vater einen Knotenſtab, und ſagt: Zieh' in die Welt, und kehre beſſer und weiſer zurück. Der Sohn geht. Noth lehrt ihn

seine Kräfte brauchen; er erfährt viel, duldet viel, entbehrt viel. Er wird stark und weise. So kehrt er zurück, und nun öffnet ihm der Vater seine Arme und Schätze; denn nun versteht er die Kunst zu leben und zu genießen. Ist der Vater nicht klug? Ist sein Zweck nicht weise?

Faust. Du zeigst mir Möglichkeiten.

Bramine. Was ist der schönste Genuß des Lebens ohne Hofnung und Furcht, die ihm vorhergehen?

Idli kömmt aus der Hütte. Wollt Ihr nicht hereintreten? Die Abendluft ist kühl. Das Nachtmal wartet Euer.

(Sie gehen hinein.)

Morgen. Platz vor der Hütte des Braminen.

Fauſt. Idli.

Idli. Du haſt dein Lager frühe verlaſſen. War dein Schlaf unruhig?

Fauſt. Er war es.

Idli. Das thut mir leid. Ich habe dir doch unſre beſte Matte gegeben, und ſie mit den lieblichſten Kräutern beſtreut.

Fauſt. Ich bin hier in einer fremden Welt, alles iſt mir ſo neu!

Idli. Ich kann mir wohl vorſtellen, daß ich in deinem Lande auch nicht ruhig ſchlafen würde. Aber erzähle mir etwas von deinem Lande! Ich höre das ſehr gerne. Da gehen wohl die Mädchen nicht ſo gekleidet wie ich?

Fauſt. Ihre Kleidung verhüllt den ganzen Körper, und iſt doch weniger ſittſam.

Idli. Das muß unbequem ſeyn. Da kann

man ſich nicht regen noch wenden, man kann nicht hüpfen und ſpringen.

Fauſt. Das thun auch unſre Mädchen nicht. Sie halten es für ungeziemend.

Idli. Für ungeziemend? Darf man denn bei euch nicht froh ſeyn?

Fauſt. Ja, aber man darf ſeine Freude nicht ſo ganz äuſſern.

Idli. Das muß eine langweilige Art von Freude ſeyn. Und womit beſchäftigen ſich eure Mädchen?

Fauſt. Sie ſtehen auf gegen Mittag.

Idli. Ich halt' es nicht mit ihnen. Wenn ich einmal den ſchönen Morgen verſchlafe, ſo iſt mir der ganze Tag verdorben.

Fauſt. Sie putzen ſich [illegible] einige Stunden.

Idli. Das laß ich noch gelten.

Fauſt. Nehmen Beſuche an von ihren Liebhabern.

Idli. Hat denn eine mehr als einen Liebhaber?

Fauſt. Da hat man ſie zu Dutzenden.

Idli. Da muß die Liebe kurze Mahlzeiten geben.

Fauſt. Ihre Unterhaltung in Geſellſchaften beſteht darin, ein warmes Getränke trinken, zu gähnen und zu verleumden.

Idli. Da müſſen ſie immer ein Waſchbecken bei der Hand haben, um ſich gleich wieder rein zu waſchen.

Fauſt. Wie ſo?

Idli Ei waſcht man ſich denn bei euch nicht, wenn man Böſes gethan hat?

Fauſt. Unſre Braminen ſegnen uns die Sünden weg.

Idli. Eure Braminen? Hat ſie Brama bei euch dazu beſtellt? Uns hört er ſelbſt, wenn wir zu ihm rufen, und ſieht auf uns herab, wenn wir uns rein waſchen.

Fauſt. Waſcheſt du dich auch bisweilen?

Idli. Jedesmal, wenn ich etwas auf dem Herzen habe. Dann fühl' ich mich im Augenblicke wieder erleichtert. — Doch ich muß ſehen, ob mein Vater ſchon erwacht iſt!

(Sie hüpft ab.)

Faust allein.

Irrthum iſt allenthalben das Loos der Menſchheit! Unbegreiflich! — Wir werden gebohren als Kinder, und ſterben als ſolche! — Wahrheit, himmliſche Göttinn! warum ahnden wir dich, wenn es uns nicht vergönnt iſt, dich zu ſehen.

Wie tief unten auf der Leiter der Weſen muß der Menſch ſtehen, wenn ihn, wie das Kind, nur Flitter und Spielwerk glücklich machen können!

Bramine. Fauſt.

Fauſt. Du biſt ein Mann, der nicht den Kern über der Schale vergißt, und doch läſſeſt du deine Tochter, wie der groſse Hauſe, mit der Puppe des Vorurtheils ſpielen.

Bramine. Meine Tochter iſt ein Kind, wie andere Kinder. Die Puppe macht ihr Freude, darum geb' ich ſie ihr.

Fauſt. Ich verſtehe dich nicht.

Bramine. Warheit, die der nüchterne Verſtand nur faſſen und brauchen kann, iſt nicht für den groſsen Haufen, am wenigſten für das Weib. Darum giebt man ihr klüger das Feuer in einem Gefäſse, weil es ihre zarte Hand nicht blos faſſen könnte.

Fauſt. Warheit iſt für alle Menſchen.

Bramine. Warheit iſt es immer, wenn du ſo willſt. Oder iſt die Arznei nicht mehr Arznei, wenn man ſie, um dem Kinde ſie mit guter Art beizubringen, mit Zucker verſezt? Warheit iſt

in der Empfindung des Mädchens, das zur Sonne betet, wie in der dringen, wenn du den unsichtbaren Weltgeist dir verdeutst. Wahrheit ist in ihrer Reue, wenn sie sich von Sünden rein wascht. Wahrheit in ihrem Glauben an die Belohnung des künftigen Lebens. Nur hat sie ein Bild, ein Zeichen, welches ihrer Empfindung zu Hülfe kömmt.

Faust. Aber die Menschen nehmen gewöhnlich das Zeichen für die Sache.

Bramine. Die Wirkung bleibt dieselbe. Glaube mir, die meisten Menschen haben Kindersinn, und müssen als Kinder behandelt werden. Sie gewinnen dabei. Solchen Menschen werden die reinsten, schuldlosesten Menschenfreuden zu Theil. Und blicken wir nicht selbst mit Vergnügen in die Tage unsrer Kindheit zurück? Waren wir nicht wenigstens so lange glücklich, als uns der gegenwärtige Augenblick genügte?

Faust. So wenig ist der Mensch! So viele tausende begnügen sich mit der Puppe, die ihnen andre Menschen geben! Und wir, die wir ins Innere dieses Spiels sehen, wo finden wir Beruhigung?

Bramine. In dem Gedanken, daß Gottes Vorsicht über uns walte.

Faust. Du bist einer der Weisen, du weißt mehr, als die gewöhnlichen Menschen.

Bramine. Die Weisesten wissen am Wenigsten.

Faust. Kennst du die Welt, der wir entwandt sind?

Bramine. Ich mag sie noch nicht kennen.

Faust. Aber du weißt den Weg dahin?

Bramine. Ich weiß ihn. Aber ich will ihn nicht gehen. Der Mensch soll nicht aus dem Kreise der Menschheit herausschreiten, so lang' er Anspruch auf Menschenglück macht.

Faust. Dieser Kreis ist mir zu enge; meine Ansprüch' auf Menschenglück sind dahingegeben. Zeige mir den Weg ins Geisterreich.

Bramine. Du weißt nicht, was du verlangst.

Faust. Zeige mir ihn. Sieh', ich stand auf dem Punkte, den Schlüssel dazu aus der Hand der Ewigkeit zu entwenden, und diese Hülle von meinen Augen abzuwerfen. Zeige mir den Weg!

Bramine. Glaubst du an Gott?

Faust. Er ist, denn ich bin.

Bramine. Laß dir diesen Glauben genügen!

Faust. Er giebt meinem Herzen zu wenig Trost.

Bramine. Hast du einen Freund?

Faust. Ja.

Bramine. Kehre in seine Arme zurück.

Faust. Freundschaft, Glaube an Menschenglück, alles ist nichts mehr für mich!

Bramine. Armer Mensch!

Faust. Ich bin arm, darum will ich mein Glück in einer neuen Welt versuchen. Tausende meiner Landsleute verließen ihr Vaterland und vertrauten sich dem blinden Meere, um eine Handvoll Goldes zu erbeuten. Ist der Zweck, warum ich mich in eine neue Welt wagen will, nicht edler?

Bramine. Nun wohl! Vielleicht bringt dich die Prüfung von deinem Entschlusse zurück! Ich werde dich vor Sonnenuntergang in eine Höhle führen, da bleibst du bis Mitternacht, ohne einige Nahrung zu dir zu nehmen. Aber dein Herz muß rein seyn, wie deine Absicht.

Faust. Ich liebe die Tugend: aber doch strauchelt' ich bisweilen, wenn der Weg zu schroff war.

Bramine. Wer war Mensch, und strauchelte nie? Ein reines Herz giebt auch die Reue.

Faust. So ist das Meinige rein. Aber belehre mich, was ich ferner zu thun habe.

Bramine. Wenn die Stunde der Mitternacht da ist, sprichst du einige geheimnißvolle Worte, die ich dir vertrauen werde, und das übrige wirst du dann erfahren.

Faust. Wohl. Ich bin bereit, dir in die Höle zu folgen.

Felsenhöle. Mitternacht.

Fauſt ſpricht die geheimnißvollen Worte. Ein Dämmerlicht erhellt die Höle, und ein ſüßer Duft verbreitet ſich darinn.

Eine Stimme. Wen ruft mich?

Fauſt. Ein Menſch, der aus dem Kreiſe der Menſchheit heraustreten will, weil er da nicht findet, was er ſucht.

Die Stimme. Du wagſt viel! Hat dein Herz keine Forderungen mehr an die Menſchen?

Fauſt. Keine.

Die Stimme. Bedenke! Du bleibſt Menſch, und mußt doch Verzicht thun auf die Leiden und Freuden der Menſchheit, wenn du den furchtbaren Bund mit Geiſtern knüpfen willſt.

Fauſt. Das iſt bedenklich! Doch was erhalt' ich von euch für dieſes Opfer?

Die Stimme. Was ein Menſch von Geiſtern empfangen kann.

Fauſt. Wie wenig oder wie viel iſt dies? Habt ihr Wahrheit, die der Menſch nicht hat?

Die Stimme. Die haben wir.

Fauſt. Ich bin Euer.

Die Stimme. Noch kannſt du zurücktreten.

Fauſt. Das Wort iſt geſprochen. Ich bin Euer.

Die Stimme. Du kannſt zurücktreten, bis deine Prüfung vorüber iſt.

Fauſt. Meine Prüfung? Worin beſteht dieſe?

Die Stimme. Die Vergehungen deines bisherigen Lebens kannſt du tilgen durch Reue, aber in unſerm Bunde darf kein Laſter mehr dein Herz beflecken.

Fauſt. Ich bleib' ja Menſch. Des Laſters kann ich fliehen, aber nicht jede Schwäche.

Die Stimme. Schwächen kleben auch Geiſtern an. Nur Einer iſt vollkommen.

Fauſt. Ich unterwerfe mich der Prüfung.

Die Stimme. Verlaß dieſe Höle, wenn der Morgen anbricht, und wandle den Weg zur Rechten. Er wird dich nach drei Tagen wieder in dieſe Höle zurückführen.

Faust. Ist dies die ganze Prüfung?

Die Stimme. Sie ist kurz aber mühevoll. Genieße nichts, als reines Quellwasser. Gönne dem Schlafe nur wenige Stunden der Nacht. Fliehe jedes Vergnügen. Kümmere dich um nichts, was dir auch aufstoßen mag; nimm an nichts Teil, es mag gut oder böse seyn. Sei nur gleichgültiger Zuschauer von allem, was dir begegnen mag. Uebertrittst du dieser Bedingungen eine, so hast du den Rückweg in diese Höle auf ewig verloren.

Faust. Ich will zeigen, daß ich werth bin eurer Gemeinschaft.

* * *

Der Morgen dämmerte, und Faust verließ die Höle. Zwischen Akaziengebüschen und wilden Rosen auf denen die Colibri's sich wiegten, zog sich ein schmaler Fußsteig hin. Hier wandelt' er entschlossen, aber doch mit klopfendem Busen. Nicht lange, da wurde die Gegend felsigt und öde. Die Sonne brannte seine Scheitel, seine Lippe war dürr, und rings keine wohlthätige

Quelle, die ihm Erfrischung dargebothen hätte, kein kühlender Schatten. Doch er gedachte seines Zwecks, und neue Kraft belebt' ihn. Gegen Abend gelangt' er in ein reizendes Thal, wo eine Hütte unter Kokosblumen stand. Die Bäume neigten ihre mit Früchten beladenen Aeste zu ihm herab, und schon streckt' er die Hand darnach aus; aber schnell gedachte er seines Gelübdes, und zog sie zurück. Er klopft' an der Hütte — Niemand war zu Hause. Einige zahme Gazellen weideten auf einer benachbarten Wiese. — Aber er sah und hörte nirgends eine Quelle.

Endlich näherte sich etwas — Ein allerliebstes Mädchen wards, das mit einem Körbchen am Arme hinter dem Hause hervorhüpfte. Wie freute sich der müde Pilger, ein menschliches Gesicht zu sehen!

Faust. Gutes Mädchen! Willst du mir ein Obdach geben?

Das Mädchen. Gerne, Fremdling! Folge mir in meine Hütte.

(Sie treten hinein.)

Das Mädchen. Du bist wohl müde? Hier

ſind Kokosnüſſe, und ſogleich will ich dir auch Feigen und Datteln auftiſchen.

Fauſt. Danke, ſchönes Mädchen! Nur um einen Trunk friſchen Waſſers bitt' ich.

Das Mädchen. Das ſollſt du ſogleich haben.

Sie hüpfte fort und kam in wenig Augenblicken mit einem Krug Waſſers zurück.

Fauſt. Kann ich dieſe Nacht über hier bleiben?

Das Mädchen. Das kannſt du. Aber meine Hütte hat nur dieſes Stübchen.

Fauſt. Die Verſuchung wird ſtärker! — Haſt du denn keine Eltern?

Das Mädchen. Ach, die ſind längſt geſtorben.

Fauſt. Und du lebſt ſo allein in dieſer Wildniß?

Das Mädchen. Ganz allein. Und du biſt ſeit lange der erſte Reiſende, der hier vorüberkommt.

Fauſt. Aber wie vertreibſt du dir die Zeit?

Das Mädchen. Ich pflanze Blumen und Sträuche, hüte meine Gazellen, und habe mich

im kühlen Strome, und ſchlafe, wenn mich die Langeweile plagt.

Fauſt. Warum gehſt du nicht lieber unter Menſchen?

Das Mädchen. Ich wollte wohl gerne, daß Menſchen um mich wären. Zwar ſprech' ich auch mit meinen Bäumen und Gazellen, aber die können mir nicht antworten. Wollteſt du nicht bei mir bleiben, ſchöner Fremdling?

Fauſt. Ich kann nicht. Ein wichtiges Geſchäft treibt mich von hier.

Das Mädchen. Du haſt eine ganz andere Geſichtsfarbe, als mein Vater hatte, und ſo lange weiche Haare. Sie ſpielt mit ſeinen Haaren. Auch dein Geſicht iſt ſo zart! Sie ſtreichelt ſeine Wangen. Warum wirſt du ſo rot?

Fauſt. Ich — — gutes Mädchen! Ich bin müde und ſchläfrig.

Das Mädchen. Biſt du? — Hier iſt meine Matte! Ich will meine ſchönſten Thierhäute darüber ſpreiten. — —

Fauſt. Das Gewitter wird drohend. Muth, Fauſt, Muth!

Das Mädchen. So! — Nun überlasse dich dem Schlummer. Ich will mich neben dir sezzen, und dir die Mücken abwehren.

Fauſt wirft ſich auf die Matte, und ſtellt ſich, als ob er ſchliefe.

Das Mädchen wehrt ihm die Mücken. — Ob er ſchläft? — Ich möchte ſeine ſchönen, rothen Lippen wohl küſſen, aber ich fürcht' ihn aufzuwecken. Sie küßt ihn.

Fauſt ſeufzt.

Das Mädchen. Es war eine Fliege, lieber Fremdling, die ſich auf deine Lippe ſezte — — Er ſchläft wieder. Sie küßt ihn noch einmal. Wenn er doch bei mir bliebe! Mir würde die Zeit nicht mehr lang werden. — Sie legt ihre Hand an ſein Herz. Wie ſein Herz pocht! — Das meinige pocht nicht minder! — Sie legt ihr Geſicht an ſeine Bruſt.

Fauſt ſpringt auf. Nur Flucht kann mich retten. Er entflieht.

Das Mädchen. Ach, wohin willſt du? Die Schlangen werden dich ſtechen! Du wirſt dich vom rechten Wege verirren! — Er hört mich nicht! Ach!

* * *

Fauſt nahm ſein Nachtlager unter einer Thränenweide, an einer Quelle, und der Schlummer ſchloß ihn freundlich und ſanft in ſeine Arme. Kaum wurde der Morgen wach, ſo erwacht' auch er wieder, und ſezte ſeinen Weg weiter fort. Gegen Mittag kam er an eine armſelige Hütte. Er trat hinein, und fand ſie unbewohnt. Auf einem ſteinernen Tiſche, den die Zeit ſchon mit grauem Mooſe beſtreuet hatte, ſtand ein Waſſerkrug, und daneben ein Körbchen, mit unſchäzbaren Juwelen angefüllt. Unter dem Fenſter der Hütte ſprudelt' eine ſüße Quelle. Fauſt füllte den Krug und trank, und beſah die Steine gleichgültig.

„Mit dieſem Schazze könnt ich einer der „Reichſten in meinem Vaterlande ſeyn. Aber „was iſt dieſer Staub gegen Wardeit! — „Nein! wenn der warme, klopfende Buſen eines unverdorbenen Mädchens mich meinem „Gelübde nicht untreu machen konnte, ſo ſollens dieſe kalten Steine noch weniger. Liebe „hätt' auch in einer Hütte ihren Werth. Aber

„ wenn dieſe Diamanten welchen haben ſollten, ſo
„ müßt' ich mich erſt unter Thoren miſchen, die
„ ſie bewunderten. Nein! wenn Lieb' und Freund-
„ ſchaft mir nicht genügen, ſo kann es dieſer
„ Tand noch weniger. —

„ Dieſe Prüfung iſt leicht zu beſtehen. "

* * *

Am Morgen des dritten Tages fand er auf ſeinem Wege ein junges Weib, welches Kräuter und Blumen pflückte, und harmlos dazu ein Liedchen trillerte.

Fauſt. Brama ſegne dich, du ſuchſt Blumen zum Kranze?

Das Weib. Zum Spiele für meinen Kleinen. Er ſchläft dort hinter dem Fels am Akazienſtrauche.

* * *

Fauſt ſetzte ſeinen Weg fort. Hinter dem Fels fand er den holden Knaben in den Armen eines ſanften Schlummers. Aber in eben dem Augenblicke kam eine Schlang' auf den Schlafenden zu.

Mit einem Schlage ſeines Wanderſtabes hätte ſie Fauſt lähmen, und das ſchuldloſe Kind retten können, und ſchon hob ſich ſein Arm; aber eine unſichtbare Macht ſchien ihn zu feſſeln, und der holde Säugling lag in ſeinem Blute.

Bang und düſter, wie ein Menſch, der einen Mord auf der Seele hat, irrt' er fort, und warf ſich bald entkräftet an einem melancholiſchen Wacholdergeſträuche nieder. Jezt zum erſtenmale hält ihm die Reue den Spiegel vor, und der Gedanke, ſeinem Vorhaben zu entſagen, regt ſich in ihm. Aber da ſchwebt die Vorſtellung in ſeine Seele: Du wirſt am Ziele deiner Wanderung erfahren, warum der Säugling nicht gerettet werden ſollte! Und er ſezt ſeinen Weg mit neuer Entſchloſſenheit fort.

Am Abend kömmt er an eine Felſenwand, wo der Pfad ſich durch eine Höle fortſchlängelt. Schauer ergreift ihn am Eingange. Eine Stimme ruft:

Freund, kehre zurück!

Fauſt. Was iſt das? Hört' ich nicht meines Wagners Stimme?

Eine andre Stimme. Geliebter, kehre zurück!

Faust. Therese! Ist es ein Betrug meiner Sinne?

Dritte Stimme. Sohn, kehre zurück!

Faust. Mein Vater! — Es ist kein Trug! Ich hörte würklich euern warnenden Zuruf meine Geliebten!

Und was will ich thun? Die heiligen Bande zerreissen, die die Natur zwischen mir und ihnen gewebt hat! Doch zerreißt sie die Natur nicht selbst! Früh oder spät müssen wir eintreten in die Geisterwelt, und dann verschwinden die süßesten Verhältnisse dieses Erdenlebens. — Und kann ich den Meinigen geben, was sie von mir fordern? Sie wollen Liebe und Freundschaft. Diese Empfindungen sind nicht mehr in meiner Seele! — Und wenn mir die Natur einen andern Weg vorzeichnete, den sie nicht gehen können, ist es meine Schuld? Muß ich nicht dem Winke ihrer ältern, heiligern Macht gehorchen? — Fort! Ein paar Schritte noch, und ich bin am Ziele.

* * *

Er tritt in den Felſenſpalt und ein heiliges Grauen wandelt vor ihm her. Mit einem male findet er ſich in der Höle, die er vor drei Tagen verlaſſen hatte, und die das Ziel ſeiner Prüfung war. Ein neuer Schauer durchläuft ihn, als er bemerkt, wo er iſt. Urplötzlich helt ein ſanftes Licht die finſtre Höle, und eine Stimme ruft:

„Deine Prüfung iſt vollendet. Du biſt aufgenommen in unſern Bund. In welcher Geſtalt ſoll ich dir erſcheinen?“

Fauſt. Erſcheine, wie du biſt, nicht in verborgter Geſtalt.

Die Stimme. Mein Körper iſt aus ätheriſchem Stoffe gewebt. Siehſt du mich?

Fauſt. Nein.

Die Stimme. Und ich ſtehe vor dir. Fühlſt du mich?

Fauſt. Es iſt wie das Wehen eines Maienlüftchens, was mich berührt.

Die Stimme. Soll ich ſo unſichtbar dir zur Seite gehen?

Fauſt. Nimm die Geſtalt eines Jünglings an, mit mir von gleichem Alter. So wird mein Herz ſich näher an dich ſchlieſſen.

Ein Jüngling ſteht vor ihm.

Der Jüngling. Deine Hand, Bruder!

Fauſt zögert.

Der Jüngling. Deine Hand! Ich bin dein Freund.

Fauſt. Iſt es kein Traum? Stehſt du würklich vor mir! Halt' ich würklich deine Hand in der meinigen!

Der Jüngling. Nun ſprich, was ſoll ich dir?

Fauſt. Führe mich in die Verſammlung deiner Brüder.

Der Jüngling. Das kann ich nicht. Meine Brüder ſind in ihren Dienſten.

Fauſt. Zu welcher Gattung Geiſter gehöreſt du?

Der Jüngling. Zu den Schuzgeiſtern der Menſchen. Ich bin dein Schuzgeiſt.

Fauſt. Und dein Name?

Der Jüngling. Nenne mich Helim.

Fauſt. Alſo bitten wir Menſchen doch Dämonen zur Seite?

Helim. Wir ſind eure Führer von der Wiege an.

Fauſt. Du warſt mir immer zur Seite?

Helim. Immer, ſeit du als Menſch empfindeſt.

Fauſt. Was iſt euer Geſchäft bei uns?

Helim. Muth zu erregen in dem Lebensmüden, Glauben in dem Zweifler.

Fauſt. Und wie ahndet' ich deine Gegenwart!

Helim. Du ahndeteſt ſie gewiß, aber unſre Stimme iſt leiſe, wie unſre Berührung. Erinnerſt du dich des Abend, wo du mit deinem Mädchen in der Gartenlaube ſaßeſt, und wo ihr ſo nahe wart eurem Falle?

Fauſt. Wohl erinner' ich mich. Ein Vogel, der in demſelben Augenblicke durch die Laube flatterte, brach' uns zur Beſonnenheit zurück, und rettete damals unſre Unſchuld.

Helim. Ich ſcheuchte den Vogel mit unſichtbarer Hand aus ſeinem Lager auf.

Fauſt. Du? Und warum reichteſt du uns nicht auch zum zweitenmale deine Hand?

Helim. Wir ſtehen unter dem Willen des Schickſals, und dürfen nur leis' eingreifen in die Räder der ſittlichen Welt.

Fauſt. Wurdeſt du, als Geiſt geſchaffen? Und iſt es deine immerwährende Beſtimmung, Menſchen zu leiten?

Helim. Ich war, was du biſt. Wenn der Menſch ſeine Laufbahn geendigt hat, ſo wird er Schutzgeiſt des Geſchlechts, dem er vorhin als Mitglied angehörte.

Fauſt. Sonderbar! Alſo einerlei Schickſal wartet auf den Tugendhaften, wie auf den Böſewicht?

Helim. Kurzſichtiger Sterblicher! Legt denn der Menſch mit ſeinem Körper ſein Selbſt ab? Bleibt ihm nicht ſein Bewußtſeyn? In dem Gange zu unſrer Beſtimmung liegen Himmel und Hölle. Wenn es das Loos des guten Geiſtes iſt, einen edlen Menſchen zu führen die ſchöne Bahn, die er mit Thaten bezeichnet, wenn er einen Socrates zum Märtirer Tode geleitet, und Zeuge

iſt von den ſtillen Tugenden eines Addiſon, giebt es eine höhere Seligkeit?

Fauſt. Und der Böſewicht? —

Helim. Ein Jüngling hatt' ein Mädchen um ſeine Unſchuld betrogen, und ſie dann der Reu' und dem Elend überlaſſen. Das Mädchen giebt der Welt den Zeugen ihres Falls und ſtirbt. Der Jüngling ſtirbt. Sein Kind iſt elternlos, preiß gegeben dem Mangel und der Schande. Er wandelt als Dämon ihm zur Seite, und ſieht, wie es betrogen wird um die fröhlichen Träume ſeiner Kindheit, wie es andre Kinder ausſchlieſſen von ihren Spielen, wie es nirgends Liebe, hier und da Mitleid, ſonſt allenthalben Kälte und Hohn findet. Er iſt Zeuge ſeiner verwahrloſten Erziehung, ſieht, wie es, ausgeſtoßen von beſſern Menſchen, ſich anſchließt an Verwahrloſene, die ihm vollends die Achtung gegen ſich ſelbſt und ach, auch ſeine Tugend rauben. Er erblickt es nun gebrandmarkt vom Laſter, hört, wie es die ſonſt theuren Nahmen des Vaters und der Mutter nur unter Verwünſchung nennt; er muß ihm folgen durch die empörenden Szenen eines ſchändlichen Lebens, und ſtehen an ſeinem Sterbelager, wenn es ſeine

Seele aushaucht aus dem verpesteten Körper. Ist dies nicht Hölle?

Faust. Gott ist gerecht!

Helim. Er ist es, auch wenn wir es nicht einsehen.

Faust. Kannst du mich zu den abgeschiedenen Geistern der Vorwelt führen?

Helim. Ich kenn' ihren Aufenthalt nicht.

Faust. Kannst du mich das unbegreifliche Wesen kennen lehren, das über uns waltet?

Helim. Gott kennt sich allein.

Faust. Also auch bei euch erhalt' ich keine Antworten auf meine Fragen?

Helim. Keine, wenn du mehr fragst, als wir wissen. Oder hälst du uns für allmächtig und allwissend?

Faust. Hast du auch keinen Spiegel, der mir die Zukunft zeigen könnte?

Helim. Auch in den Spiegel der Zukunft blickt nur der Allsehende.

Faust. So lehre mich in den Herzen der Menschen lesen!

Helim. In ihren Gesichtern will ich dich ihre geheimen Gesinnungen ausspähen lehren. In den Tiefen der Seele liest nur der Allesforschende.

Faust. Was ist es dann, was ich bei euch finde?

Helim. Ich kann dir manchen Faden zeigen in dem Zusammenhange menschlicher Begebenheiten, der dem Auge des Menschen verborgen bleibt. Ich kann dich gute und böse Menschen leichter unterscheiden lehren. Ich kann deinen Blick schärfen ins Räderwerk der physischen Natur, in den Bau der Pflanzen und Thiere und — in dein eigenes Herz.

Faust. So bringe mich unter Menschen zurück.

Helim. Hier sind zwei Wanderstäbe. Und hier ist ein Saft von Kräutern, der unsre müden Körper wunderbar erquicken wird.

Faust. Wie? Kannst du mich nicht im Nu durch die Lüfte dahin bringen, wo ich seyn möchte?

Helim Bevor ich diesen schweren Körper angenommen hatte, konnt' ich schneller als der Kranich die Lüfte durcheilen. Aber mit diesen

Körper geht es nicht, denn wir ſind an die Geſetze der Körperwelt gebunden.

Fauſt. Alſo die Reiſe zu Fuße!

Helim. Noch eins. Unſre Nahrung müſſen das Feld und der Baum geben. Wir dürfen nichts aus dem Thierreiche genießen.

Fauſt. Dieſe Entſagung koſtet mir nicht viel.

Helim. Wohin wollen wir zuerſt unſern Weg nehmen?

Fauſt. Laß uns nach der Hütte des Brahminen gehen, der mich nach dieſer Höle brachte.

Helim. Es ſey!

Hütte des Braminen.

Fauſt. Helim. Idli.

Fauſt. Warum ſo traurig, Idli?

Idli. Ach, guter Fremdling! Mein Vater iſt todt. Idli iſt jezt eine Waiſe.

Fauſt. Dein Vater todt? Seit wann?

Idli. Seit zwei Tagen.

Fauſt. Und wie ſtarb er?

Idli. Ich fand ihn Morgens todt auf ſeiner Matte ausgeſtreckt.

Fauſt. Sei getroſt, Idli, dein Vater iſt glücklich. Er entſchlummerte bei dir, und erwachte bei Brama.

Idli. Ach, er wäre doch glücklicher, wenn Idli bei ihm wäre! — Wollt Ihr euch nicht niederlaſſen? Ich will euch ein Mittagmal auftiſchen, ſo gut es mein Heerd jezt vermag.

Fauſt. Nur um einige Früchte bitten wir, und um einen Trunk kühlen Waſſers.

(Idli geht ab.)

Fauſt. Wie iſt das, Helim? Ich bin ungerührt bei den Thränen dieſes guten Mädchens! Der redliche Greis iſt todt. Ich hab' auf unſerm Wege von ungefähr einen Schmetterling zertreten, und ich finde keinen Unterſchied dazwiſchen. Sie haben beide das Geſez der Natur erfüllt.

Helim. Du ſiehſt heller.

Fauſt. Ich habe keine Thränen mehr für die Leiden der Menſchheit.

Helim. Aber Wohlwollen haſt du noch; nicht für das einzelne Geſchöpf, ſondern für die Gattung. Freut dich die Güte dieſes Mädchens nicht?

Fauſt. Ja. Aber vor wenig Tagen hätte ſie mich an dieſem Mädchen gefreut; jezt freut es mich blos, ſolche Güte unter Menſchen zu finden.

Helim. Das iſt Geiſterleben und Geiſtergefühl?

Fauſt. Ich wünſchte doch, das gute Mädchen glücklich zu ſehen.

Helim. Sie wird es werden.

Fauſt. Kannſt du in ihre Zukunft ſehen?

Helim. Güte und Warheit führen ihren Lohn mit sich.

Faust. Kannst du mir sagen, warum diese holde Blume hier in einer unbesuchten Wüste blüht, wo ihr Duft keinen Wandrer erquickt? wo niemand sie schüzt vor dem Sturme?

Helim. Ist denn die Blume nur darum da, daß jemand ihres Wohlgeruchs sich freue? Die Natur hat ihre milde Hand über sie ausgestreckt, und wird sie nicht vergehen lassen.

* * *

Nachdem sie ihr sparsames Mittagmal eingenommen hatten, setzten sie ihren Weg weiter fort, unbekümmert, wohin er sie führen würde. Unterwegs retteten sie ein junges Mädchen aus den Händen einiger Räuber. Der Vater des Mädchens lag in seinem Blute, und seine lezten Worte enthielten eine Bitte an die beiden Wandrer, seine Tochter nach der nächsten Stadt zu begleiten, wo er eine Schwester wohnen hatte. Das Mädchen war schön und unverdorben. Sie kamen im Hause ihrer Verwandtin an, und warden

gastfreundschaftlich aufgenommen. Fauſt und Helim ließen ſich bald auf ihr Schlafzimmer bringen, wo folgende Unterredung zwiſchen ihnen begann.

Fauſt. Wir haben ein Mädchen gerettet. Ich fühle, daß es noch ein Vergnügen giebt, woran mein Herz Theil nehmen kann.

Helim. Gerettet, meinſt du? Laſeſt du nichts in dem Geſichte der Alten?

Fauſt. Das Lächeln auf ihren Lippen ſchien mir erborgt zu ſeyn, und heimliche Tücke damit zu verbergen.

Helim. Du haſt dich nicht betrogen. Sie iſt eine Kupplerinn, und wird das Kind ihres eignen Bruders zum Schlachtopfer fremder Luſt verkaufen.

Fauſt. Warum ließen wir ſie nicht unter den Händen der Räuber. Dort hätte ſie nur ihr Leben verlohren. Hier wird ſie ihre Tugend einbüßen.

Helim. Ihre Tugend kann ſie nur ſelbſt verkaufen.

Fauſt. Wir wollen ſie retten. Sie ſoll dieſe Nacht noch mit uns entfliehen.

Helim. Wir dürfen dem Schickſale nicht eingreifen.

Fauſt. Warum muß dieſes arme Mädchen elend werden?

Helim. Das weis Gott!

Fauſt. Ja, ich ſehe heller. Aber dieſe Helle grenzt an ein ſchreckliches Dunkel.

Helim. Bethe an und verſtumme.

Fauſt. Ich finde, daß ich noch immer Menſch bin.

* * *

Nach mancherlei Abenthevern langten Fauſt und ſein Gefährthe in Europa an. Die erſten Neuigkeiten, die ihnen da entgegen kamen, waren die Nachrichten von den großen Begebenheiten in Frankreich. Fauſten ſchlug das Herz hoch. Sieg der Freiheit! rief er im Taumel der Freude.

Helim. Deine Freud' iſt ein wenig voreilig.

Fauſt. Meinſt du, ſie werden ſich die Ketten zum zweitenmale anlegen laſſen?

Helim. Ich fürcht' es.

Fauſt. Ha und umſonſt wären Ströme Bluts gefloſſen? Hätte die gerechteſte Sache nichts vor der ungerechteſten voraus vor dem Richterſtuhle des Schickſals?

Helim. Alles.

Fauſt. Ich verſtehe dich nicht. Oder iſt die Vorſehung gerecht, welche die gerechten Forderungen ihrer Kinder der Bosheit Preis giebt?

Helim. Beth' an und verſtumme.

Fauſt. Ich kann nicht, hier kann ich nicht anbethen.

Helim. Armes Mittelding zwiſchen Geiſt und Menſch!

Fauſt. Soll gar nichts bleiben von dem großen Werke?

Helim. Doch; das Beiſpiel. Bei dieſem Anlaſſe lernten die Menſchen wieder ihre Kräfte fühlen und brauchen, und ſpäte Jahrhunderte werden es durch ſie lernen, und die Deſpoten ſpäter Jahrhunderte an dieſen Gemälden menſchlicher empfinden.

Fauſt. Das iſt etwas. Die Menſchheit geht aber auf dieſem Wege nicht vorwärts!

Helim. Sie geht vorwärts. Sieh' ein Schiff: Der Sturm ſchleudert es oft meilenweit von ſeiner Bahn ab, treibt es gegen Sandbänk' und Riffe, aber es wird zulezt doch den gewünſchten Port erreichen.

Fauſt. Jezt kann ich anbethen und ſchweigen.

* * *

Sie kamen nach Deutſchland. An den Grenzen des erſten Fürſtenthums welches ſie betraten, erblickten ſie ein Zollhaus, über deſſen Eingange mit groſſen Buchſtaben geſchrieben ſtand:

Hier ſind fremde Waaren und fremde Meinungen einzuführen verbothen.

Unſre Reiſende laſen und ſtaunten und laſen wieder, als ihnen ein Zollbedienter entgegen kam.

Der Zollbediente. Meine Herrn, Ihre Koffers!

Helim. Wir ſind reiſende Philoſophen. Omnia nobiscum portamus!

Zollbedienter. So müſſen ſie wenigſtens Ihre Taſchen viſitiren laſſen.

Helim. Recht gern. Sie werden weder von fremden Waaren noch von fremden Meinungen etwas darin finden.

Der Zollbediente. (nachdem er ihre Tasche durchsucht) Philosophen sind Sie? Aus welcher Schule?

Helim. Das Motto unsrer Schule heißt: Nullius in verba.

Der Zollbediente. Belieben Sie mir das zu verdeutschen.

Helim. Wer ein gesundes Auge hat, bediene sich keiner Brille, und wer gesunde Beine hat, keiner Krükke!

Der Zollbediente. Diese Philosophie scheint mir so ziemlich natürlich.

Faust. Muß denn jeder Reisende hier am Schlagbaume sein Glaubensbekenntniß ablegen?

Der Zollbediente. Allerdings.

Faust. Und welchen Zweck glaubt man durch eine solche Einrichtung zu erreichen?

Der Zollbediente. Allen Unglauben und alle schädlichen Meinungen von der Grenze zu entfernen.

Fauſt. Lieſt man denn in dieſem Lande nicht?

Der Zollbediente. Nichts, was die Zenſur nicht paſſirt wäre.

Fauſt. Und denken die Leute nicht?

Der Zollbediente. Denken? Das befürchten wir nicht. Die Reichen geben ſich damit nicht ab, und die Armen können den Impot nicht bezahlen, der darauf gelegt iſt.

Fauſt. Ein Impot auf das Denken? o heiliger Lucian!

Helim. Aber es kommen doch viele Fremde in dieſes Land. Glaubt man jedem auf ſein Wort? Oder glauben die Herren würklich, daß die Natur in ihrer Laune jeglichem Menſchen ſeine Kundſchaft an die Naſe gehängt habe?

Der Zollbediente. Reiſende, die verdächtig ſind, müſſen in dem zu dieſer Abſicht erbauten philoſophiſchen Peſthauſe die Quarantäne halten. Schriftſtellern wird gegen eine Taxe ein Zeichen von Blech angehängt, woran die Polizei erkennen kann, daß auf ſolche Menſchen ein wachſames Auge zu haben ſey.

Faust. In meinem Vaterlande bezeichnet man auf diese Art die Hunde.

Der Zolldiente. Hunde und Schriftsteller — der Unterschied ist oft nicht groß. Und ich möchte meiner Treu oft lieber von einem Hunde, als von einem Schriftsteller gebissen werden. — Doch meine Herrn! Es steht ihnen frei, unser Land zu betreten.

* * *

Faust. O mein armes Vaterland! Mögen deine Weisen nur nach Hutens Grabe wallfarthen, und um Erlösung beten.

Helim. Diese Wallfarthen werden nicht nöthig seyn. Der Despotismus hat nur ein Mittel seine Herrschaft fest zu gründen: — Er muß der Henker des ganzen Menschengeschlechts werden, und dann seinen eisernen Zepter über Leichname schwingen.

* * *

Sie kamen in die nahgelegene Residenz; und traten in einem Kaffeehause ab. Ein Männchen,

das mehr Fleiſch als Geiſt im Beſitze zu haben ſchien, und gemächlich eine Taſſe Thee hinunter ſchlurfte, erregt' ihre Aufmerkſamkeit. Das Männchen hatt', eine Zeitung neben ſich liegen, und rief einmal über das andre: Groß! Landesväterlich!

Fauſt. Darf ich fragen, was dieſe Zeitung Großes, Landesväterliches berichtet?

Das Männchen. Unſer Fürſt hat einen neuen Beweis geliefert, daß er ſeinen Unterthanen den Schlaf gönne, indeß er ſelbſt wacht. Man rühme Heinrich den Vierten nicht mehr. Er ſucht' es zwar dahin zu bringen, daß jeder ſeiner Bauern des Sonntags ein Huhn im Topfe hatte; aber unſer Fürſt —

Fauſt. Nun — hat er ſeinen Unterthanen die Hälfte der Abgaben abgenommen?

Helim. Hat er das Verdienſt für immer gegen den Druck des Mangels geſchüzt?

Das Männchen. Er hat mehr gethan. Er hat — ein chineſiſches Orcheſter errichtet, und den Mitgliedern fürſtlichen Gehalt ausgeworfen. Meine Unterthanen ſollen ſingen und tanzen, ſagt'

er, und ich will aus eigner Kasse die Unkosten bezahlen. — Wer thut es ihm nach?

Selim. Vorgethan hat es ihm schon mancher. Als Xerxes die Babilonier überwunden hatte, durften sie sich nicht mehr in Waffen üben sie mußten faltenreiche Kleider tragen, sich mit wohlriechenden Salben bestreichen; tanzen, und — Bordelle besuchen.

Faust. Dieses Land hat vermuthlich alle Anstalten zur Beförderung des allgemeinen Wohls im Ueberflusse?

Das Männchen. Wir haben schöne Anstalten, das ist nicht zu leugnen.

Faust. Das Verdienst ist wohl für immer vor Mangel gesichert? Der Landmann besuchte nicht seine harte Brodrinde mit den Thränen, die ihm der Druck auspreßt? Der Volkslehrer hat nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen? Das Talent wird ermuntert? und dem elternlosen Knaben ersezt das Vaterland seinen Verlust?

Das Männchen. Freilich fehlt uns noch Manches —

Faust. Wer ist jener Mann, der uns zu behorchen scheint?

Das Männchen. Das iſt ein groſser Mann! Er ſchreibt ein Journal, worinn das ganze Heer von Philoſophen und Ungläubigen an den Pranger geſtellt und mit Koth beworfen wird. — Bewundern Sie auch hierin den tiefen Blick unſers Fürſten. Er ſieht ein, daß der unruhige Geiſt unſrer Zeit in den geheimen Geſellſchaften ſeinen Aufenthalt habe, und von da aus die Welt beunruhige; darum iſt es ein fein angelegter Plan, dieſe zu zerſtören. Der Mann, den Sie hier ſehen, wird durch ſein Blatt erſt das Volk gegen die im Finſtern ſchleichende Brut aufregen; denn ſie geradezu angreifen, wäre gegen alle geſunde Politik. Auch iſt der Vorſchlag gemacht worden, auf ein dreiſig Jahr alle Schulen zu verſchlieſſen, die Drukerpreſſen zu zerſtören und die ſogenannten aufgeklärten Köpfe in Regimenter zu ordnen, und nach America zu verkaufen. — Doch meine Herrn, meine Geſchäfte rufen mich. Ihr Diener!

Fauſt. Die Thoren! Sie bedenken nicht, daß im Menſchen etwas liegt, was all ihrer Bemühungen ſpottet. Mit Menſchenarmen wagen ſie's, dem Rade der Zeit ſich entgegen zu werfen.

Der belebende Frühling soll nicht mehr die Keime im Schooße der Erde entfalten, nicht mehr das Insect aus dem Winterschlafe wecken? Mit einem: Das ist unser Wille! wollen sie die Natur meistern?

Helim. Auch dieser Kampf zwischen Licht und Finsterniß ist nothwendig. Was der Mensch erringen mußte mit Anstrengung und Aufopferung, das bewahrt er theurer, und läßt es sich nie mehr entreißen.

* * *

Sie hielten sich nicht länger in einem Staat auf, wo die Regierung die öffentliche Meinung, wie ihre Münze, stempelt, und erreichten noch am nehmlichen Tage die Grenze. Des andern Tags gelangten sie in die benachbarte Residenz eines kleinen Fürsten, wo sie sich einige Zeit unter Menschen groß und klein umhertrieben. Ich weiß nicht, wie es kam, daß bald ein Gerücht von Fremden umherlief, als hab' er den Stein der Weisen im Besitze. Der Fürst, der lange nach diesem Stein gesucht hatte, ohngeachtet die Weitläuge seiner Residenz sich ins Ohr sagten, daß er

besser gethan haben würde, klugen Rath zu suchen, ließ unsern Halbgeist rufen, und ernannt' ihn, seiner Einwendungen ungeachtet, zum Kammerpräsidenten. Helim, der das Glück gehabt hatte, den Beifall der fürstlichen Maitresse zu finden, erhielt an eben dem Tage das Patent als geheimer Referendar. Faust war doppelt unglücklich in seiner neuen Lage. Er hatte den besten Willen Gutes zu wirken, und es würd' ihm auch nur Spielwerk gewesen seyn, da er die ganze innere Maschienerie dieses Marionettentheaters durchschaute, die hölzernen Puppen zu lenken, wie es ihm gut deuchte; allein er durfte von seiner geheimen Kenntniß keinen Gebrauch machen. Er war ein doppeltes Wesen geworden, aber eines erlag unter dem Drucke des andern. Der Mensch war nicht stark genug zu tragen, was der Geist sah. Es war am Morgen des dritten Tags nach seiner Erhöhung, als Helim in sein Zimmer trat.

Helim. Wie gefällst du dir in deinem neuen Kleide?

Faust. Welches Schicksal uns diesen kleinen Sultan in den Weg geworfen haben mag!

Helim. Es hätt' ihm leicht etwas noch Schlimmers in den Weg werfen können, als uns!

Faust. Schwerlich! Was frommt es ihm und uns, daß wir alle diese Hofschranzen, die ihn um seine Einkünfte, und um seinen Verstand prellen, in naturalibus vor unsern Augen sehen. Dürfen wir sie ihm doch nicht so zeigen!

Helim. Wozu auch, ihm seine Blöße zeigen, da er nichts hat, womit er sie decken könnte.

Er geht zu einem Tische, worauf allerlei Papiere liegen.

Uh — Ein Dichter hat dich schon in einer sardischen Ode besungen.

Faust. Der Mensch dauerte mich beinahe. Es schien mir, als ob ihn die lyrische Muse zum Hahnrey gemacht hätte, und er versicherte mich, daß ihm seine Unsterblichkeit um ein Spottgeld feil wäre. Ich weiß' ihn erst mit einem Bonmot abspeisen, aber der arme Teufel sah aus, als ob er nichts Gesalzenes mehr verdauen könne.

Helim. Ein Project von einem Patrioten.

Faust. Der Mann war kürzlich noch Kosmopolit gewesen, hatt' aber seine Rechnung nicht dabei gefunden. Er meint, einen Patrioten könn-

ten seine Landsleute ehrenhalber doch nicht Hungers sterben lassen.

Helim. Bittschrift eines Gelehrten um Aufhebung der Zensur.

Faust. Er will den lieben Gott zum Censor haben. Er fürchtet die Polizei in dieser Welt mehr, als in jener.

Helim. Ein Mann, der dem Staate große Dienste geleistet hat, bittet um einen Jahrgehalt.

Faust. Er führte Seiner Durchlaucht einige Mädchen zu.

Helim. Ein Verdienst, das in den Augen manches kleinen Sultans unendlich ist.

Faust. Ich höre, der Beichvater hat sich die Lieferung übernommen.

Helim. Es ist ein Philosoph. Seit dieser Gezücht die Pfaffen von ihren Stellen verdrängt hat, ist es um vieles schlimmer geworden. Diese segneten die Sünden weg; jene statuiren gar keine mehr.

Faust. Und mit diesen Menschen soll ich das Wohl eines Landes befördern? Sie entheiligen die schönsten Zwecke durch niedrige Nebenabsichten, und haben keine Energie als wo

ihr Eigennutz oder ihr Dünkel ins Spiel gezogen werden.

Das sind Menschen! Und doch — so tief kann das ganze Geschlecht nicht gesunken seyn. Kannst du mir einige zeigen, die nicht so weit von ihrer Bestimmung abgeirret sind?

Helm. Du sollst Menschen sehen.

Fischerhütte.

Ein Fischer sitzt auf einer Rasenbank, und besinnt an seinem Netze. Er singt:

Mein Hüttchen ist nur klein!
Doch scheinen Sonn und Mond hinein.
Die Schwalbe nistet gern bei mir,
Denn kein Gezänke stört sie hier.

Mein Gärtchen ist nur klein!
Doch kehrt auch da der Frühling ein,
Und läßt gedeihn, was früh und spät
Mein liebes Weibchen pflanzt und sät.

Mein Kahn iſt leicht und klein!
Doch bringt er Brod und Butter ein.
Dazu lieb Weibchens froh Geſicht —
So viel hat mancher König nicht.

Mein Glück dünkt euch nur klein!
O lernten ihr genügſam ſeyn!
Bei Arbeit, Liebe und Geſang
Wird uns das Leben nicht zu lang.

Fauſt. Helim. Der Fiſcher.

Fauſt. Was macht ihr, guter Freund?

Der Fiſcher. Ich beſſre mein Netz aus.

Fauſt. Ihr ſcheint ſehr zufrieden mit eurer Lage?

Der Fiſcher. Warum nicht. Ich habe, was ich brauche, und Unſereins braucht wenig.

Fauſt. Aber euer Gewerb' iſt doch gefährlich.

Der Fiſcher. Vor der See kann man ſich beſſer in Acht nehmen, als vor den Menſchen;

Fauſt. Sie kann eure Hütte wegſpülen.

Der Fiſcher. Dann bau' ich eine andre. Der Schaden iſt eben nicht groß.

Fauſt. Habt ihr ein Weib?

Der Fiſcher. Ja.

Fauſt. Und Kinder?

Der Fiſcher. Einen Jungen. Er kann ſchon den Namen ſeines Vaters ſtammeln.

Fauſt. Ihr ſeyd alſo glücklich in eurer Lage?

Der Fiſcher. Glücklich? Ja, denn ich bin zufrieden. Der Tag geht bei der Arbeit hin. Mein gutes Weib und mein Kind erwarten mich am Abend. Sie lieben mich, ich liebe ſie; da trägt man leicht das Ungemach des Lebens, und ein froher Tag macht uns zehn ſaure vergeſſen. — Seht, da kömmt meine Röſe!

Röſe einen Knaben auf dem Arm. Der Kleine iſt hungrig.

Der Fiſcher küßt ihn. Sehen Sie — dieſes Kind hat die Augen ſeiner Mutter, und ſoll wohl auch ihr Herz erben.

Fauſt giebt ihm Geld. Hier, guter Mann! Damit könnt ihr euch eine andre Hütte bauen, wenn die See dieſe wegſpült.

Der Fiſcher. Gottesloh̃n! Es ſoll aufgehoben ſeyn für meinen Kleinen, und ſein erſtes Gebeth ſoll für ſeine Wohlthäter ſeyn.

Fauſt. Helim. Sie ſitzen von der Vorderthüre hinweg.

Fauſt. Es giebt doch glückliche Menſchen.

Helim. Dieſe ſind es, und die, gleich ihnen, ſich begnügen mit dem, was die Natur bald mehr, bald weniger ſparſam, giebt.

Fauſt. Ach, in meinem Herzen erwacht eine Sehnſucht, wie ich ſie lange nicht gefühlt habe. — Wie ſchön die Sonne dort untergeht!

Helim. Es iſt eine angenehme Täuſchung für das menſchliche Auge.

Fauſt. Täuſchung? — Ja! Deine Hand bleibt kalt, wenn ich ſie drücke. Du biſt ein Geiſt, und dir macht dein Herz keine Forderungen. Ich fang' an, zu fühlen, daß ich noch Menſch bin; und werde keine Befriedigung mehr finden für dieſes Gefühl. — Laß uns noch einige Heimath ziehen!

Helim. Unterdrücke dieſen Wunſch!

Fauſt. Dort ſind Menſchen, die mich lieben. Ich muß irgend ein Weſen um mich haben,

das mich lieben kann, das durch andre Bande, als die der Geisterwelt an mich gefesselt ist.

Helim. Wir wollen nach irgend einer Insel, wo du neue Menschen und neue Sitten beobachten kannst.

Faust. Machen Farb' und Kleidung einen Unterschied in dem Menschen?

Helim. Farb' und Kleidung nicht, aber Boden und Klima. Ob es gleich unter unsern Landsleuten Philosophen giebt, die behaupten, es könne keinen kupferfarbigen Socrates und keinen olivenfarbigen Professor der Weisheit geben.

Faust. Der Menschen Thun und Treiben geht allenthalben auf einen Zweck, und der ist — Lebensgenuß. Der Wilde durchraucht sein Leben in Tabak, und der Europäer durchtanzt und durchspielt es. Laß uns nach meiner Heimath wandern. Dort find' ich einen Freund, eine Geliebte und einen Vater.

Helim. Armer, betrogener Sterblicher!

Faust. Noch eins: wenn wir meiner Vaterstadt nahe sind, so lege deinen Körper ab, und gehe mir unsichtbar zur Seite.

Gegend unweit M.

Faust. Helim unsichtbar.

Faust. Dort funkeln die Thürme meiner Vaterstadt. — Dort fließt der Rhein hin, an dessen Ufern ich die glücklichen Tage meiner Kindheit verlebte. In diesen Rebenhügeln hört' ich oft das Lied der Winzer. — Tage der Kindheit, goldne Maitage meines Lebens, wo ich in die Zukunft blickte, wie nach der blauen Ferne, mit einem leicht ahndenden Herzen, wo ich genügsam war und harmlos. Tage meiner Jugend, wo ich lebt' in den ersten Gefühlen der Lieb' und der Freundschaft — ihr schwebt jezt wieder vor meiner Seele. Aber ihr seyd nur Schatten vergangener Zeit, weniger als Träume, denn auch in Träumen empfindet das Herz oft Beruhigung und Wonne! Aber ich blicke nach euch zurück, wie der Gefangene aus seinem Kerker in die schöne Natur blickt — er möchte hinausschweben in die weite, freie Schöpfung, aber indem er seine

Arme ausstrecken will, fühlt er sie von der gespannten Kette zurückgehalten. — —

Haus meines Vaters, ich bin die so nahe. Er sitzt jetzt vielleicht einsam in seinem Lehnstul und sein Gedanke bin ich! — Kleines, dunkles Stübchen, wo meine Thereſe wohnt, das mir die Lieb' oft zum Himmel machte — wie nahe verwandt bin ich euch, und wie fremd seyd ihr mir! — O daß ich den Vorhang nicht aufgehoben hätte, der die Geisterwelt vor mir verbarg. Das schreckliche Gebild der Fabelwelt ist an mir zur Wirklichkeit geworden: die Quelle versiegt, wenn ich aus ihr schöpfen will, um meinen lechzenden Gaumen zu befeuchten, und der Baum zieht seine fruchtreichen Aeste zurück, wenn ich meine Hand darnach ausstrecke.

Zimmer in Faust's Wohnung.

Faust. Dessen Vater.

Faust. Mein Vater!

Der Alte. Bist du es wirklich? — Du bist lange weggeblieben. Aber ich sehe dich noch einmal wieder — nun mag der Tod mein Auge schließen! Ich drücke dich an mein Herz — nun mag es aufhören zu schlagen.

Faust. Vater!

Der Alte. O erzähle mir! Du hast viel in der Welt erfahren. Auch viel gelitten? Hast du armer Junge!

Faust. Ich habe viel erfahren und viel gelitten.

Der Alte. Laß uns auf einen Augenblick in dieses Nebenzimmer treten!

Sie gehen in ein Nebenzimmer.

Der Alte. Hier wurdest du geboren! Hier hielt ich dich zum erstenmal' auf meinen Armen, und schmeckte zum erstenmale Vaterwonne! Hier, wo du die Augen aufschlugst ins Leben, schloß

ſie deine Mutter. — Sohn! Kömmſt du tugendhaft zurück?

Fauſt. Ja, Vater, das darf ich ſagen, ich komme tugendhaft zurück.

Der Alte. Nun iſt alles gut. — Aber gelitten magſt du viel haben! Du ſcheinſt ſo kalt und trübſinnig? Tugendhaft kömmſt du zurück, aber mit einem zerriſſenen Herzen, nicht wahr? O könnt' ich das Meinige dir austauſchen! In meinem Herzen wohnt jezt Zufriedenheit, ſeit ich dich wieder ſehe. Ich wollte mit deinem zerriſſenen Herzen mich heute noch in den Sarg legen.

Fauſt. Dieſe engelreine Güte — ſie iſt ſelten unter dem Monde zu finden.

Der Alte. Danke Gott, daß du in deiner väterlichen Hütte etwas gefunden haſt, was dich mit den Mühſeligkeiten des Lebens ausſöhnt.

Fauſt. Und Millionen meiner Brüder darben. Sind ihre Anſprüch' auf Glückſeligkeit weniger gerecht?

Der Alte. Die Natur bezahlt alle Anſprüche, die ihre Kinder gerecht an ſie machen können.

Fauſt. Wer es immer ſo zu treffen wüßte!

Aber wir ſind oft Kinder, und begehren wie Kinder —

Der Alte. Und da thut die gute Mutter klug daran, dem Kinde zu verſagen, was es kindiſch begehrt.

Fauſt. Und dieſes Verſagen ſchmerzt ſo ſehr!

Der Alte. Und auch dieſer Schmerz iſt ſo wohlthätig! Thränen erquicken oft das Herz, wie ein Gewitterregen dürres Land, und ohne ſie würde mancher ſchöne, gute Sprößling hinwelken. — Doch von was anderm. Deute mirs nicht übel, daß ich mit den wenig Augenblicken meines Lebens geize, und ſie ſtill genießen möchte. Wenn die Freude dem Greis ſich nähert, ſo geſchieht es mit leiſem Tritt' und ohne viele Worte. — Du ſollſt jezt noch einen Landsmann bewillkommen.

Fauſt. Wen meinen Sie?

Der Alte. Sollſt ihn ſogleich ſehen.

Der Alte geht ab.

Fauſt. Helim unſichtbar.

Fauſt. Helim!

Helim. Was verlangſt du?

Fauſt. Ich muß von meiner ſchrecklichen Lage, mit irgend wem reden, wenn er mich auch gleich nicht verſtehen kann. Auch das hab' ich noch vom Menſchen, daß ich meinen Gram nicht in mich zu ſchließen vermag.

Helim. Verſtehen werd' ich dich, aber empfinden kann ich nicht mit dir.

Fauſt. Sieh', als ich meinen Vater erblickte, glaubt' ich den Himmel offen zu ſehen, es zog mich zu ihm hin mit unſichtbarer Hand, und doch — ſein Händedruck ließ mich kalt, und als ich ihn umarmte, ſchien ſich ein fremdes Weſen zwiſchen mich und ihn zu drängen.

Helim. Du empfindeſt doch Achtung für ihn?

Fauſt. Achtung freilich, weil die Tugend einen Heiligenſchein um ſein ehrwürdiges Haupt zaubert, und auch Dankbarkeit, denn ich ſeh' in ihm meinen Wohlthäter.

Helim. Dein Herz verlangt mehr!

Fauſt. Und was es verlangt, liegt ihm ſo nahe, und doch ſo fern!

Helim. Das war es eben, was du hingabſt, als du in unſern Kreis dich wagteſt.

Fauſt. Hätt' ichs nicht gethan!

Helim. Klage nicht! Dulde und vollende.

Der Alte kömmt mit einer Flaſche Wein's zurück.

Der Alte. Siehe, hier iſt auch Philoſophie aus der Tonne, und ich wette darauf, ſie ſoll uns beſſer bekommen, als die des alten Cynikers.

Fauſt. Gut, daß ſie ſo heiter ſind! Heiterkeit iſt mildes Oel in die Lampe des Lebens.

Der Alte. Du haſt recht. Heiterkeit iſt Lebensöl, aber die Weisheit muß es bereiten.

Fauſt. Wer iſt immer weiſe?

Der Alte. Niemand, oder er wäre wenigſtens mein Mann nicht. Das deſipere in loco gehört auch unter meine Hausphiloſophie. Nur den Becher nicht zu ſehr gerüttelt, ſonſt überläuft er. Will man ſich einmal ſo recht mit Kindersinne freuen, ſo weiſe man der Amme Weisheit unterdeſſen ein Nebenzimmerchen an, wo ſie, wenns Noth iſt, gleich bei der Hand ſeyn kann, aber man ſchicke ſie ja nicht auſſer dem Hauſe.

Faust. Das alles läst sich recht gut sagen und hören.

Der Alte. Freilich, in meinen Jahren könnt' jeder ehrbare Bürger, der geraden Menschensinn hat, Vorlesungen über Lebensphilosophie halten. Und wirklich geht es mir auch, wie manchem hochgelehrten Professor. Ich verliehre meine Materie in der Vorlesung, die ich darüber halte. — Wir vergessen unsern Hochheimer. Laß uns ihn kosten. Vaterlandsluft und Vaterlandswein erfrischen Muth und Blut.

Faust. Ich muß mich vom Wein' enthalten.

Der Alte. Will es dein Arzt so? Ja dann mußt du freilich gehorchen. Es thut mir leid! Ein Glas Wein würde dich erheitert haben. — Nun erzähle mir etwas von dem, was du gesehen hast. Wie weit kamst du?

Faust. Bis zum Ganges.

Der Alte. Und wie fandest du die Menschen?

Faust. Wie hier und allenthalben, eigennützig und selbstsüchtig, und die Besten unter ihnen behängt mit Thorheiten und Vorurtheilen.

Der Alte. Das ist jezt Mode von, über

Thorheiten und Vorurtheile zu ſchimpfen; Handwerksneid der Philoſophen gegen die Theologen.

Fauſt. Ich gehöre nicht unter diejenigen, welche ſo lächerlich ſind zu verlangen, der Frühling ſolle nur den Keim der Roſe und nicht auch der Diſtel beleben. Beide haben ihren Zweck: Die eine pflückt der Menſch, die andre der Eſel. Aber kann man gleichgültig ſeyn, wenn Leute mit Kragen und Brillen dem Armen, der ihnen aufs Wort glaubt, predigen: die Diſtel der Roſe vorzuziehen?

Der Alte. Aber welche Lehre iſt ohne Vorurtheile, welcher Wein ohne Hefen?

Fauſt. Es giebt ehrwürdige Vorurtheile, das zeigt die Religion der Griechen. — Der reine Theismus iſt nicht für den groſsen Haufen. Die Griechen hatten Untergötter, wir haben Heilige. Aber welche Verſchiedenheit! Göttern, die menſchlich fühlten, vertraute der Menſch gerne. Sie kannten ſelbſt Leiden und Freuden; darum floh der Leidende zu ihnen mit Hoffnung, und der Fröhliche ließ ſie Theil nehmen an ſeinem Vergnügen und dieſe Theilnahme warf um die Freude ſelbſt einen Schimmer von Würde

und Anmuth. Unſre Heiligen verachteten den ſchönen Zweck der Natur, weinten über die Gaben Gottes, und nannten es Größe, die ſüßeſten Empfindungen im Keime zu zertreten. Sie ſchufen ſich eine würkliche Hölle, um einer eingebildeten zu entgehen, und vernichteten einen würklichen Himmel, um einen erträumten zu erlangen. Der Volksglaube der Griechen gab dem Geiſt Energie, oder brachte wenigſtens den Menſchen zum Gefühle ſeiner Kraft; unſer Volksglaube drückt nieder, ſtatt zu erheben, macht kalt, ſtatt zu erwärmen, und bindet ſeinen Bekennern die Füße, wenn jener ihnen Flügel anſezte.

Der Alte. Deine lange Rede mein Sohn, hätteſt du für irgend ein Journal ſparen können; denn meine Worte ſagten eben daſſelbe hätteſt du es nur darin finden wollen.

Fauſt. Ich weiß, Sie meinen es gut mit den Menſchen.

Der Alte. Laß uns von etwas anderm ſprechen. Oder — du haſt noch einen Freund hier. Meinſt du nicht, daß ihm deine Zurückkunft einen angenehmen Abend machen werde?

Fauſt. Ich will ihn aufſuchen.

Wagners Wohnzimmer.

Fauſt. Wagner.

Wagner. Nun haſt du's in der Fremde beſſer gefunden, als bei uns?

Fauſt. Nein, wahrlich.

Wagner. Sagt' ich es doch! Es geht kein Land über den Himmelsſtrich, wo man zum erſtenmale bei ſeines gleichen fühlte, das bin ich, und bei Bäumen und Pflanzen, das bin ich nicht.

Fauſt. Es iſt wahr, die Heimath zieht uns immer an.

Wagner. Und wem ſeine Heimath nichts iſt, dem können auch Freundſchaft und Liebe nichts ſeyn. — Es lebe das Vaterland! Er trinkt. Und das trinkſt du nicht mit?

Fauſt. Ich habe mich ſeit einiger Zeit vom Weine entwöhnt.

Wagner. Hatteſt du nichts Schlimmers

an dir, wovon du dich — statt dieser milden Gottesgabe — hättest entwöhnen können? —

Faust. Auf meinen Wanderungen hätt' ich ohnehin auf reinen unverfälschten Wein Verzicht thun müssen.

Wagner. Leider verfälschen die Menschen alles, was ihnen unter die Hände kömmt. Zum Beispiel, die großen Herrn das Silber, die Theologen die Religion, und die Gelehrten den Menschensinn.

Faust. Du hast unterdessen auch heller sehen lernen?

Wagner. Das ich nicht wüßte. Du weißt, ich behelfe mich ohne Brille, ob sie gleich bei unsern hiesigen Gelehrten wohlfeil zu haben sind. — Aber du scheinst mir so trübsinnig? So hättest du nicht zurück kommen sollen.

Faust. Seitdem wir getrennt waren, sind so mancherlei Bilder durch meine Seele gegangen, ich habe so viel gesehen und erfahren, daß ich nun ein großes Theil ruhiger und kälter geworden bin.

Wagner. Du haſt dich vom Wein' entwöhnt, und ſo iſt es billig, daß ich dich mit etwas andern bewirthe. Laß uns zuſammen gehen.

Fauſt. Wohin?

Wagner. Folge mir nur getroſt.

(Sie gehen ab.)

Unterwegs.

Fauſt. Aber wohin wirſt du mich bringen?

Wagner. Es bedarf eines ſtarken Schlags, um das Leben deines Buſens wieder aufzuregen.

Fauſt. Dieſen electriſchen Schlag — wer könnt' ihn geben?

Wagner. Die Liebe. Laß uns in dieſes Haus treten.

Fauſt. Wer wohnt hier?

Wagner. Meine Schweſter.

Stube einer Bürgerwohnung.

Fauſt. Wagner. Ein Knabe von fünf Jahren.

Wagner. Karl, wo iſt deine Mutter?

Der Knabe. Mutter iſt in der Kirche; ſie wird bald zurückkommen.

Wagner. Gefällt dir dieſer Junge nicht?

Fauſt. Es iſt ein offener Knabe. Gehört er deiner Schweſter?

Wagner. Er iſt — dein Sohn!

Fauſt. Mein Sohn?

Wagner. Dein und Thereſens Sohn.

Der Knabe. Biſt du mein Vater?

Fauſt. Ich weiß nicht, ob du mir's danken wirſt, daß ich dir das Leben gab.

Wagner. Spricht die Natur nicht ſtärker zu deinem Herzen? Iſt ihr reiner Quell in dir auch getrübt?

Fauſt. Vaterfreuden — giebt es welche? — Ja, denn ich hab' auch einen Vater, und der freute ſich meines Wiederkommens.

Wagner. Armer Freund! Könnt' ich dir nur auf eine halbe Stunde mein gesundes Herz leihen, damit du die süße Wonne empfinden könntest, das Pfand deiner Liebe auf deinen Armen zu halten.

Faust. Ich seh' in ihm nur einen Erdbürger; ein neues Glied in der Kette, woran auch wir neue Glieder sind, deren erstes ein unsichtbares Wesen in seiner Hand hält, und deren letztes wir vielleicht mit unsern Füßen treten.

Wagner. Arme Thereſe!

Faust. Wo ist sie? Gedenkt sie meiner noch?

Wagner. Sie hängt noch an dir mit der Treue einer Gattinn, mit der ersten Liebe eines unverdorbenen Mädchens.

Faust. Laß mich sie sehen. Ich werde meine Schuld auf ihrem Gesichte lesen. Aber auch ihre Vergebung. Doch nein, laß mich sie nicht sehen.

Wagner. Du sollst sie sehen.

Faust. Der Kleine spielt so harmlos und vergnügt mit seinen bleiernen Soldaten. Möchte die Zeit nie kommen, gutes Kind, wo du dich nach deines gleichen sehnen wirst!

Thereſe tritt herein.

Wagner. Hier bringe ich Ihnen einen alten Freund. Vor ſich. Ich will dieſe Scene nicht ſtören. Er geht unbemerkt ab.

Thereſe. Fauſt.

Thereſe ſtürzt in ſeine Arme. Hab' ich dich wieder!

Fauſt. Gutes Mädchen! Ich habe dir übel gelohnt!

Thereſe. Es iſt alles gut, ich habe dich ja wieder.

Fauſt. Du magſt viel gelitten haben?

Thereſe. Stille davon! Sie führt den Knaben zu ihm. Dieſer Knabe macht auch Anſpruch auf deine Liebe!

Fauſt. O Gott!

Thereſe. Sey unbeſorgt. Auſſer deinem Freunde weiß niemand, daß du ſein Vater biſt.

Fauſt. Thereſe, du biſt ein höheres Weſen, und ich — ein gemeiner Menſch!

Thereſe. Rechne mir das nicht ſo hoch an. Wer ſchont nicht gern das, was er liebt.

Fauſt. Du ſollſt meine Gattinn ſeyn. Dieſes unſchuldige Geſchöpf ſoll nicht vaterlos der Welt zum Spotte dienen.

Thereſe. Darum wär' es blos? — Ach, du kehrſt zurück, wie du giengſt, ohne dein Herz!

Fauſt. Du ziehſt meine ganze Seele nach dir.

Thereſe. Aber dieſe Seele iſt liebeleer! O daß es die Meinige auch wäre! Doch nein, wie arm iſt der Menſch, der nichts liebt! — Als du verreiſt warſt, wollte mich dein Freund ſogleich hieher zu ſeiner Schweſter bringen. Aber ich hätte mein enges, dunkles Stübchen nicht für einen Pallaſt vertauſcht. In jenem Stübchen, wo mich alles an die Auftritt' unſrer erſten Liebe erinnerte, drückte mich deine Entfernung minder ſchwer. Da wurde die Vergangenheit oft lebendig um mich. Das Haus brannt' ab. — Das war faſt härter als dein Abſchied. Meine wenigen Habſeligkeiten verbrannten mit; ich war nur beſorgt geweſen, deine Brief' und einige Bücher von dir zu retten. Dies alles ſoll keine Rechnung ſeyn, die ich dir mache, Liebe rechnet nicht vor; ich wollte nur damit ſagen, daß ich meinen

traurigen Zustand doch nicht um einen gleichgültigen geben möchte.

Faust. O das Licht, das ich fand wird zur Höllenflamme!

Therese. Du liebst nicht anderwärts?

Faust. Ich liebe nicht anderwärts — ich kann nicht mehr lieben. Ein schreckliches Schicksal waltet über mir.

Therese. Ich will auch deine Gattinn nicht seyn! Aber dieses arme Kind hat keinen Namen, und die Menschen sehen darauf. Laß die Menschen glauben, wir wären getraut, und leb' übrigens nach deinem Wohlgefallen. Der Lieb' ist der Name nichts, aber diesem Kinde bahnt er einen sanftern Weg.

Faust. Priesterhand soll uns vereinigen.

Therese. Es könnte dich gereuen.

Faust. Du verkennst mich.

Therese. Es sey! Wenn du auch keine Liebe geben kannst, so wird es dir doch wohlthun, welche zu empfangen. Haben dich die Menschen betrogen, so will ich suchen, dich mit ihnen aus-

zuſöhnen; ich will künftig nur für dich leben, ſo wie ich lange ſchon nur durch dich lebe.

Fauſt. Das iſt Himmel und Hölle zugleich.

Thereſe. Du biſt krank! Giebt es irgend ein Mittel für deine Geneſung? Ich will es erkaufen mit allem was mir theuer iſt. Thut der Himmel Wunder? Ich will bethen Tag und Nacht.

Fauſt. Es giebt kein Mittel, mich zu retten. Aber beruhige dich! Es giebt ein Leben nach dieſem, wo die Räthſel des gegenwärtigen uns gelöſt werden.

Thereſe. So wollen wir ſchweigen, dulden und hoffen.

Fauſt. Das wollen wir.

Thereſe. Und unſer Kind? —

Fauſt. Oeffne früh ſein Herz den Leiden und Freuden der Menſchen; laß ihn früh entbehren; damit er ſich begnügen lerne. Störe nicht die Träume ſeiner Jugend, aber zeige ihm das menſchliche Elend in ſeinen mancherlei Geſtalten. Er habe Kindesſinn zur Freude, und Mannskraft zum Schmerz. Vor allen Dingen lehr' ihn

die Würde der Menschheit fühlen, und die Erhabenheit seiner Bestimmung, und daß Menschengröß' und Menschenglück nicht im zufälligen Schimmer, sondern in edlen Gesinnungen und weiser Thätigkeit liegen. Mag er dann eine Bahn wählen, welch' er will — sie wird ihn sanfter zum Ziele führen, als mich die Meinige.

Thereſe. Du weißt, ich verstehe mich nicht auf die künstliche Erziehung. Bewahren will ich ihn vor dem Bösen, und das übrige der Natur überlassen.

Fauſt. Die thut auch mehr, als alle Kunst. Büchererziehung ist nur für Büchermenschen. Aber es kömmt sehr viel darauf an, was für Gegenstände den Knaben und den Jüngling umringen, denn diese spiegeln sich in seiner Seele, und lassen ihre Gestalten in diesem Spiegel zurück.

Thereſe. Willst du den Abend mit mir vorlieb nehmen?

Fauſt. Mein Vater erwartet mich. — Gute Nacht! Morgen bist du mein Weib.

Thereſe blickt ihn lange wehmüthig an. Gute Nacht!

Am andern Morgen. Ländliche Gegend.

Faust wirft sich unter einer Buche nieder.

Die Erde ist doch schön! Allenthalben Fülle und Gedeihen auf dieser weiten Landschaft. Der Fleiß des Landmanns grünt und blüht, fröhliche Heerden brüllen — aus stillen Hütten steigt der Rauch auf. — Neues Leben regt sich in den Pflanzen und in den Thieren — Der Vogel singt sein Morgenlied der, und sucht Nahrung für seine kleine Familie, die er unterdessen der Sorge der Mutter anvertraut hat; die Ameise geht an ihr Tagewerk — Diese Geschöpfe sind glücklich, denn sie bleiben ihrer Bestimmung treu! Auch ich könnte glücklich seyn, wär' ich meiner Bestimmung treu geblieben! O daß ich mit dem armen Taglöhner tauschen dürfte, in dessen Hütte Sturm und Regen dringen. Er hat doch eine Aussicht auf den Abend, eine Hofnung auf den Morgen. Er kenn seinem Weib' und Kinde Liebe mit Liebe vergelten.

Ich habe, was Menſchen ſelten auf der Erde finden, einen guten Vater, ein treues Mädchen, einen biedern Freund aber mein Loos iſt das Loos des Unglücklichen, der ſich müde nach Vergnügen gejagt hat, wenn er es erreicht, ſo vermag ſein entnervter Arm nicht es feſtzuhalten. — —

O ſtille, ſtille Herz, mit deinem Begehren, das nimmer befriedigt werden darf. Weg von mir, ihr freundlichen Geſtalten, täuſcht den Unglücklichen nicht. Wenn ich meine Arme nach euch ausſtrecke; werdet ihr in ein Luftgebild zerfließen.

O über den Thoren, dem es nicht genügte Menſch zu ſeyn! O nur eine Stunde gieb mir zurück, eiſernes Schickſal, nur eine Stunde der Freude und des Leidens, und dann in der Umarmung der Mehrigen zerreiſſe den Faden meines Lebens!

Helim. Fauſt!

Fauſt. Was willſt du? Haſt du Troſt für mich?

Helim. Vor wenig Augenblicken ſtarb dein Vater.

Fauſt. Wie ſtarb er?

Helim. Er ſchlummerte ſanft, da raſt' ihn ein Steckfluß hin.

Fauſt. Seinen Kindern giebt der Himmel ihr Glück im Schlafe. Wohl ihm!

Helim. Weg mit leeren Wünſchen! Handeln und dulden ziemt dem Manne.

Fauſt. So ſchrecklich fiel nie einem Menſchen ſein Loos, wie mir. Warum mußte das Schickſal, das ſo viele thörichte Wünſche der Menſchen unerhört läßt, warum mußt' es dem Meinigen Erfüllung gewähren?

Helim. Du verlangteſt diſſe Erfüllung.

Fauſt. Wenn das Kind ein gefährliches Spielzeug verlangt, wird es ihm der weiſe und gute Vater geben?

Helim. Vielleicht.

Fauſt. Wenn das Kind unglücklich wird?

Helim. Wer kann ſagen, das iſt Glück oder das iſt Unglück? Mancher Weg zur Beſtimmung geht zwiſchen Roſen hin, mancher zwiſchen Dornen. Mühſeligkeiten und Gefahren wecken unſern Muth, und lehren uns unſre Kräfte brauchen und üben.

Faust. Und so mancher auf dem Rosenwege vertändelt sein Leben in wohllüstiger Ruhe.

Helim. Und weint zuletzt über die verlohrne Zeit und über die Nichtigkeit irrdischer Freuden. Thränen der Reue sind ein wohlthätiger Thau auf dürres Land.

Faust. Ich will nach Haus', um die Leiche meines Vaters anzuordnen.

Wagners Wohnzimmer.

Faust. Wagner.

Wagner. Armer Freund, ich fühle deinen Verlust!

Faust. Er schlummerte sanft hinüber! — Alles wird geboren um zu sterben, und stirbt, um wieder aufzuleben.

Wagner. Du warst nicht bei seinem Tode gegenwärtig?

Faust. Es war sein Wunsch, daß ich ihn sterben sehen möchte. — Das Sterbebett eines Vaters mag eine lehrreiche Schule seyn.

Wagner. Ich hätte sehr gewünscht, daß du zugegen gewesen wärest; nicht um zu lernen, sondern weil ich gewiß bin, daß diese Scene deine Seele aus ihrem Todesschlaf aufgeschreckt und ins Leben zurückgebracht haben würde.

Faust. Wähnst du, dieses Herz seye kalt und leer? Es ist ein Aschenhaufe, unter dem verzehrende Gluten lodern.

Wagner. Freund! Hast du ein Verbrechen auf deiner Seele? — Vertraue dich mir! Ich will dir meine Hand nicht entziehen. Der Gesalbte bedarf des Freundes Hand mehr, als der, welcher siehet.

Faust. Kein Verbrechen klebt an mir.

Wagner. O so werden auch wieder Friede und Freude in diese Brust zurückkehren. Siehe den Apfelbaum in meinem Garten. Der Sturm hat seine Blätter abgeschüttelt, aber wenn kein Wurm im Innern nagt, so wird er im Frühlinge neue Blätter und Blüthen treiben.

Faust. Dieser belebende Frühling erscheint für mich nie wieder. Entwurzlt einen gesunden Baum aus seinem mütterlichen Boden, und er muß verdorren mit all seiner Kraft.

Wagner. Du bist mir ein Räthsel!

Faust. Ach und ich darf dir dieses Räthsel nicht lösen!

Wagner. Bindet ein Eid deine Zunge?

Faust. O das Siegel der Geisterwelt ist stärker, als Eide.

Wagner. Du bist krank. Es sind fieberhafte Träume, die dich quälen.

Faust. O daß es Träume wären! Bist du nicht mein Freund?

Wagner. Daß du das fragen kannst.

Faust. Fern von dir zog es mich nach dir hin. Ich sah dich wieder, aber du warst für mich nicht mehr der, den ich verlassen hatte. Ich erkannt' in dir nur noch das Bild eines Mannes, der mir einst werth gewesen war.

Wagner. Ich bin unverändert.

Faust. Das weiß ich. Und es würde der Wohlthaten größte für mich seyn, an deinem Busen meinen Kummer ausweinen zu können, zurückrufen zu können die goldnen Tage unsrer Kindheit, wo die Freud' um uns blühte, wie die Blume des Thals, ohne andre Pflege, als die der Natur.

Wagner. Ich begreife das nicht.

Faust. Thereſe iſt das liebvollſte Geſchöpf; ſie würde Zufriedenheit in eine Hütte bringen. Sie iſt Mutter meines Kindes. Ich drücke ſie beid' an mein klopfendes Herz, und in dieſem Augenblicke ſind es fremde Geſtalten für mich. Ich könnte ſo reich ſeyn, und bin ſo arm!

Wagner. Dein Zuſtand muß ſchrecklich ſeyn, aber er iſt wie ein Räthſel.

Faust. Wohl dir, daß dein Auge nicht in dieſes ſchreckliche Dunkel zu dringen vermag.

Wagner. Und wärſt du verlohren ohne Rettung?

Faust. Für dieſes Leben, ja. Sorge für Thereſen und für mein Kind.

Wagner. Ich will es, als ob ſie mein Weib und Kind wären.

Faust. Ich habe Vermögen; laß es den Knaben nicht wiſſen. Wer mit Wenigem ſich begnügen kann, braucht ſein Ohr nicht zu verſtopfen vor der Verlockung des Reichthums und des Ehrgeizes.

Wagner. Und ſein Unterricht?

Faust. Prüfe ſein Talent, und lehr' ihn

nützlich seyn! Mag er dann einst den Pinsel oder die Feder, den Degen oder die Harke führen, wenn er nur die Tugenden des Privatlebens ausübt, so wird ihn auch dieser Weg zur häuslichen Glückseligkeit leiten.

Wagner. Deine Worte scheinen das Vermächtniß eines Sterbenden zu seyn. Du thust mir bange. Du gehst mit schweren Gedanken um!

Faust. Hältst du mich für so übrigt oder so feige, daß du mähnen darfst, ich würd' eine Kette abwerfen, die es leichter ist zu zerbrechen, als zu tragen? Die Hand des Schicksals liegt schwer auf mir, aber ich habe Muth auszuharren.

Wagner. Und Therese?

Faust. Wird mein Weib. Sie soll' es heute schon seyn. Nun muß es wegen dem Tode meines Vaters noch verschoben werden.

Wagner. Das ist redlich, und darum geb ich dich noch nicht ganz für das Leben, und das Leben noch nicht ganz für dich verlohren.

Faust. Wär' ich nie auf den Einfall gerathen zu reisen! Ach die Welt und die Menschen gleichen sich allenthalben! Warum begnügt' ich mich nicht mit meinem väterlichen Boden!

Wagner. Ich will deines Vaters Verdienst über mich nehmen. Du bist jetzt nicht aufgelegt, das zu befördern.

Faust. Ich bin sehr in deiner Schuld.

Wagner. Du weißt, meine guten Wünsche sind etwas eigennützig. Also nichts davon.

Faust. Ich will noch einen Spaziergang durchs Feld machen.

Zwei Tage nachher.

Nachmittag.

Faust. Therese.

Faust. Was machst du hier, Therese?

Therese. Ich besuchte deines Vaters Grab.

Faust. Er war ein guter Mann.

Therese. Willst du mich nicht nach Hause begleiten?

Faust. Ich möcht' auch gern ein Viertelstündchen hier hinbringen.

Therese. Es wird dich zu stark angreifen.

Fauſt. Das wird es nicht. Warum ſollte der Menſch ſchaudern vor ſeinem letzten Schlummer? Die Erd' iſt unſre Mutter, wir ruhen in ihren Armen. Einer geht früher ſchlafen, und macht auch früher wieder auf. Wohl ihm!

Thereſe. Werd' ich dich heute noch bei mir ſehen?

Fauſt. Ja. Was macht der kleine Karl?

Thereſe. Mein Bruder hat ihn zu einem Spaziergange mitgenommen.

Fauſt. Ich werde dir bald folgen.

Thereſe. Weile nicht zu lange hier. Es ſteigt ein Gewitter auf. Sie drückt ſeine Hand, und entfernt ſich.

Fauſt geht an das Grab ſeines Vaters.

Hier ſchläfſt du? — Nein, nur deine Hülle modert hier. Dein Geiſt ſchwebt vielleicht um mich. — Helim!

Helim. Was verlangſt du?

Fauſt. Kannſt du mir ſagen, wo jetzt der Geiſt meines Vaters verweilt?

Helim. Er iſt ſchon der Schutzgeiſt eines Menſchen.

Faust. Das mich auch meine Bestimmung sey!

Helim. Nicht Bestimmung, nur Gang zur Bestimmung.

Faust. Und dieser Gang — wohin führet er?

Helim. In den Schoos der Gottheit.

Faust. Hier ist meines Vaters Grab! Er war ein guter Mann. Warum wünscht sich der Redliche einen Freund der an seinem Grabe weine?

Helim. Der Mensch lebt mehr in andern Menschen, als in sich selbst.

Faust. Das ist es. Vergieb mir, Vater, ich kann deinem Andenken keine Thränen weihen! Ich habe keine Thräne mehr.

Helim. Dein Vater fordert sie jezt nicht mehr. Auch von seinem Auge ist nun der Schleier gefallen.

Faust. Aber ein Freund, eine Geliebte, ein Sohn leben noch in mir. Nein, sie wollen nur in mir leben, ich leb' in ihnen. Ach, und von ihren Augen ist der Schleier nicht gefallen!

Helim. Muth! Vielleicht ist deine Bahn bald vollendet.

Faust. Ich wünsch' es, und doch regt sich

etwas in mir gegen diesen Wunsch. Ich lasse Freunde zurück, die um mich weinen werden! Es fällt mir schwer von den Freuden des Lebens zu scheiden, ob sie gleich für mich verblüht sind. So blickt der Unglückliche mit thränendem Auge nach der Brandstätte seiner friedlichen Wohnung zurück, und trennt sich mit Mühe von den Ruinen, über welchen das Bild glücklicher Tage schwebt.

Helm. Deine Freunde bleiben in der Hand der Vorsehung.

Faust. Meine Therese! Mit mir verblühen dir alle Freuden des Lebens. Mein Sohn! Du hast keinen Vater, der dir seine Hand reicht' auf der rauhen Bahn des Jünglingsalters!

Helm. Hörst du den Donner über deinem Haupte?

Faust. Möchte sein Stral uns alle zugleich treffen!

Helm. Vernimm ein Wort des Trostes von mir: Du wirst deines Sohnes Schutzgeist werden.

Faust. Nun scheid' ich ruhiger vom Leben.

Ein Wetterstral fährt nieder, und tödtet ihn.

Rh. W. Deutsche . p. 562

Die Harfe

Operette

von

Wilhelm Schreiber

Offenbach
gedruckt bei Weiß und Brede
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Th. und Fr. Jobert

in Baaden

Nicht um den Kranz der lyrischen Kamene
Zu werben, trat ich in die Bahn,
Wo Orfeus Glück den ersten Preiß gewann,
Und die, durch rauhe, seelenlose Töne,
So mancher Dichterling entweiht,
Der wie ein Faun in Foibos Leyer schreit:
Wenn gute Mädchen, tief in Euerm Busen
Sich etwas bei Komodas Liebe regt,
Und wenn Hidallans Opfer Euer Herz bewegt,
Dann nehme, wer da will, den Kranz der Musen!

Vorrede.

Ich entwarf die gegenwärtige Operette, weil mir das Sujet gefiel, und weil wir so wenige erträgliche deutsche Singspiele besitzen, ohngeachtet diese Gattung immer mehr einheimisch auf unseren Bühnen wird. Man deute mir diese Aeusserung nicht als eigenliebig, denn es gehört in der That wenig dazu, etwas Beßres in diesem Fache zu liefern, als die Herren Eberl und Konsorten. — Herr Walther in Mainz, der unter Deutschlands vorzügliche Künstler gehört, ob er gleich, wie dies im

lichen Vaterlande bisweilen der Fall seyn soll, nicht nach Verdienst bekannt ist, hat diese Operette gesetzt, und die Theaterdirectionen, die den Propheten auch in seinem Vaterlande etwas gelten lassen, können sich deshalb an den Komponisten wenden.

Halle im Dezember 1792.

Schreiber.

Der Horst.

Personen.

Komoda.

Daura, ihre Gespielin.

Kleſſamor.

Hidallan, ein Barde.

Kleſſamors Knappe.

Mädchen der Komoda.

Seeräuber.

Die Scene iſt auf einer Inſel in Schottland.

Erster Akt.

Gegend an der See. Felsen und Bäume umher.

Erste Szene.

Daura und die **Mädchen der Komoda.**

(Einige hüpfen umher, andere pflücken Blumen oder sie binden sie in Sträuße.

Chor.

Schwestern, hier im Grünen
Laßt uns fröhlich seyn!
Schwestern, hier im Grünen
Tanzen wir den Reih'n.

Wo die Nachtigallen klagen,
Wo im Holz die Finken schlagen,
Wo die Tauben Nester bauen,
Hier, auf schäferlichen Auen,

Laßt uns Blumen pflücken,
Unser Haar zu schmücken,
Bald verwelken sie!
Laßt uns Kränze winden,
Jetzo oder nie!

Komoda. (Nähert sich in einiger Entfernung.)

Daura.

Komoda kömmt gegangen,
Freundliche Winde,
Säuselt gelinde
Kühlet ihre Wangen!
Laßt uns Blumen pflücken,
Ihren Weg zu schmücken!
Blumen, eure Düfte
Hauchet in die Lüfte,
Wo Komoda geht
Vögel, laßt der Schönen
Süße Lieder tönen,
Wo sie sinnend stille steht.

Komoda tritt auf.

Chor der Mädchen.

Tanzt um sie den Reihen
Werft ihr Blumen zu!
Sieh, wie diese Blumen blühen!
Sieh, wie diese Rosen glühen!
Aber reizender bist du.

(Sie schließen einen Kreis um sie, und tanzen.)

Komoda. Meine Daura! meine guten Mädchen, ihr liebt mich so sehr! Ich kann es euch nicht verzeihen.

Ein Mädchen. Wer sollte Euch nicht gut seyn? Man kann nicht anders, wenn man Euch nur so anblickt.

Komoda. Du bist eine kleine Schmeichlerin! — Aber du, Daura, bist so stille?

Daura. Ich weiß nicht — ich bin recht gern unter Gottes schönem Frühlingshimmel, aber meine Freude ist doch nicht, wie sie seyn sollte.

(Während dieser Unterredung zerstreuen sich die Mädchen gegen das Ufer hin.)

Komoda. Fehlt dir etwas?

Daura. Mir fehlt etwas und fehlt nichts. Ich will, und weiß nicht, was ich will.

Komoda. Fast geht es mir auch so —

Daura. Ach!

Komoda. Ach!

Daura. Fräulein, wie alt seyd Ihr?

Komoda. Achtzehn Jahr.

Daura. So alt bin ich auch. Ich

glaube, da muß es liegen.

Komoda. Närrisches Mädchen.

Daura. Indessen — Ihr habt einen Ritter, oder wenigstens kostet es Euch nur ein Wörtchen, nur einen Blik, ihn zu haben. Aber ich —

Komoda. Meinst du den Alessamer?

Daura. Errathen. Ihr habt ihn gut im Gedächtniße.

Komoda. Sehr natürlich, weil wir auf diesem Eilande, wie auf einer wüsten Insel, leben, und er fast unser einziger Nachbar ist.

Daura. Gefällt er Euch nicht?

Komoda. Ja und Nein.

Daura. Er ist ein tapfrer Ritter. Euer Vater schätzt ihn.

Komoda. Er ist tapfer, er ist bieder — ich weiß das auch zu schätzen. Aber er ist auch rauh, wie die See an einem Herbsttage.

Daura. Euer Vater wünscht, Euch verheirathet zu sehen.

Komoda. Mein guter Vater! Er thut so viel für mein Vergnügen. Daß ich dich, meine Daura, und diese guten Mädchen zu meinen Gesellinnen habe, verdank ich ihm. Er fürchtete immer, die Einsamkeit möchte mir lästig werden. Ach! warum muß er seine alten Tage freudenleer hinbringen?

Daura. Und doch seh ich ihn nie traurig. Meine Wunden brennen, sagt er oft im Schmerze, aber ich habe sie mit Ehren erhalten! — und wenn er dann auf die Geschichte seiner Fehden und Wunden kömmt, so vergißt er allen Schmerz darüber.

Komoda. Ihr guten Götter, nur einige Tropfen aus der Gesundheitsfülle gießt in den Becher seines Lebens, und nehmt sie dafür aus dem Weinkrug.

Daura. Wenn es nun Euerm Vater Freude machte, den Alessamor zu heirathen?

Komoda. So würd' ich es thun. Aufrichtig, Daura, so ganz abgeneigt bin

ich dem Ritter nicht. Ich gewöhne mich immer mehr an sein rauhes Wesen.

Daura. Das ist gut. Gewohnheit macht das Häßliche schön, und das Schöne häßlich.

Romoda. Aber wo sind meine Mädchen? Rufe sie herher! Wir wollen ein kleines Spiel zusammen spielen.

Daura. Im Nu!

(Sie geht ab.)

Zweite Szene.

Romoda allein.

(Sie setzt sich nachsinnend auf ein Schemel. Nach einer langen Pause.)

Freudiges Leben
Summen und Weben
Klingt um mich her!
Aber deine Wonne
Freundliche Sonne,
Läßt mein Herz so leer.
Ueber das blaue Meer
Möcht ich schweben dahin,
Wie die Kraniche ziehn.

Ach woher
Diese warmen Thränen,
Und das tiefe Sehnen?
Ach woher
Dieses Herz so leer?

Dritte Szene

Romoda. Daura und die Mädchen der Romoda kommen fliehend vom Ufer her. Hinter ihnen Seeräuber.

Romoda. Ach was ist das.

Daura. Rettet Euch! Hülfe! Ach!

Die Mädchen. Hülfe! Hülfe!

(Die Räuber fallen he an.)

Ein Räuber. Schreit nicht so laut es möchte euerm Singen schaden.

Die Mädchen.

Ach habt Erbarmen!

Romoda.

Ach schonet mein!

Die Räuber.

In unsern Armen
Sollt ihr vor Schaden sicher sein.

Die Mädchen. (zu Romoda zeigend.)

Rühret euch diese Schönheit nicht?

Die Räuber.

Eine Rose, die man bricht.

Komoda. (zu dem Räuber, der sie hält.)

Hab' Erbarmen!
Schone mein'

Erster Räuber.

In meinen Armen
Sollst du dich des Lebens freun.

Komoda. Verlangt ihr Gold? Mein Vater wird euch geben, so viel er dessen hat; er wird euch sein Alles geben, nur laßt mich frei.

Erster Räuber. Du bist uns mehr werth als Gold. Das findet sich wohl öfter, als solche Mädchen.

Daura. Schleppt mich, schleppt uns alle fort, nur laßt unsre Gebieterin frei.

Zweiter Räuber. Ihr kommt ohnehin mit.

Komoda. Um meines armen alten Vaters Willen laßt mich los. Dort in jener Burg liegt er seit vielen Jahren an seinen Wunden nieder. — Er hat keine Freude auf der Erde, als mich. Er hat

niemand, der ihn liebt und mit Liebe pflegt als seine Tochter.

Erster Räuber. Eine Pflege von so schönen Händen und Trost von so schönen Lippen kann auch mir gut kommen.

Daura. Fordert Lösegeld, so viel ihr wollt, und laßt uns! Was wollt ihr mit uns Mädchen anfangen?

Zweiter Räuber. Sieh da! du bist wohl noch so ganz unschuldig!

Erster Räuber. Fort, fort, was soll das Zaudern! Traget sie weg ins Schiff! Wir haben guten Wind.

(Hidallan erscheinet auf einer Felsenspitze mit einer Harfe in der Hand.)

Die Räuber (wollen die Mädchen mit Gewalt forttragen.)

Die Mädchen. Ach Götter, Hülfe!

Komoda. Ach mein Vater!

Hidallan (schlägt seine Harfe an — die Räuber lassen ihre Beute fahren, und bleiben wie versteinert stehen.)

Erster Räuber. Was ist das?

Einige Räuber. Ein Zauberer!

Komoda. Welche Töne! O ist ein Gott zu unserer Rettung vom Himmel gestiegen!

Erster Räuber. Das ist wahre Zauberei. Greift die Mädchen an!

Zweiter Räuber. Ich kann nicht.

Dritter Räuber. Meine Hand ist wie gelähmt.

Vierter Räuber. Ich könnt' in diesem Augenblike meinem ärgsten Feinde nichts zu Leide thun.

Erster Räuber. Da kömmt der Zauberer — laßt uns fliehen!

(Sie fliehen.)

Hidallan von der andern Seite.

Vierte Szene.

Hidallan. Komoda. Daura. Die Mädchen der Komoda.

Hidallan. Erholt euch, liebe Mädchen! Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Eure Feinde werden nicht wiederkehren.

Komoda. Wer bist du, der du uns rettest?

Hidallan. Ihr seyd vor mir wohl auch bange? Seyd ruhig! Obgleich in meiner Harfe ein wenig Zauberei verborgen liegt, so klebt doch mir nichts davon an. — Ich heisse Hidallan, bin ein Barde aus Schottland, und komme hieher, um auf dieser Insel die Gräber der alten Helden zu besuchen.

Komoda. Noch ist mirs wie ein Traum. —

Daura. Ach die häßlichen Kerls!

Erstes Mädchen. Pfui! der mich hielt, hatte einen so langen Bart! Ich war immer bange, er würde mich küssen.

Zweites Mädchen. Und der Meine hatte schielende Augen.

Drittes Mädchen. Und der Meinige hatte keinen Zahn mehr im Mund.

Die Mädchen alle. O die häßlichen Kerls!

Hidallan. Ihr habt doch, trotz eu-

ter Angst, die Gestalten dieser Seeräuber gut ins Auge gefaßt.

Daura. Wir Mädchen sind immer Mädchen! Aber Herr Zauberer, erzählt uns doch, wie es eigentlich mit unsrer Befreiung zusammenhängt. Diese Harfe ist also eine Zauberharfe?

(Die Mädchen drängen sich um die Harfe.)

Hidallan. Nicht so nahe! Ihr laufst sonst Gefahr, so häßlich zu werden, wie eure Räuber.

(Die Mädchen fliehen auseinander.)

Hidallan. (Zu Romola, die in Gedanken geht.) Ihr mögt immer bleiben. Von eurem Anblik würd' auch der größte Zauberer bezaubert werden. Doch ich will eure Neugierde stillen, meine lieben neugierigen Geschöpfe! Ein alter blinder Barde auf dem Gebirge von Hochland war der Besizer dieser Harfe, die noch aus Fingals Zeiten herstammt. Ich war als Knabe der Führer dieses Barden, und liebt' und pflegt' ihn, wie einen Vater. Als er sein Ende herannahen fühlte, sprach er zu mir:

Wenn du mich begraben hast, so geh nach der geheimen Felsenhöle, an deren Eingang wir oft ruhten, und wo ein heiliger Schauer jeden überfällt, der sich ihr nähert. In der Höle wirst du mein Vermächtniß finden. Er starb, und ich begrub ihn, und gieng weinend nach der Felsenhöle; da fand ich diese Harfe, von der mir durch die Sage schon viel bekannt war; und plözlich ertönte eine Stimme:

Diese Harf vermach ich Dir!
Friede quillt aus ihren Tönen!
Feinde mußen sich versöhnen,
Und die sich zum Tode hassen,
Sich mit Brüderliebe umfassen,
Lispelt nur ein Ton aus ihr.

Daura. Also wenn ihr die Saiten dieser Harfe nur berührt, so schwindet aller Groll, und jede böse Absicht aus der Brust der Zuhörer?

Hidallan. So ists!

Daura. Darum liessen uns auch die Räuber so behende los! — O spielt uns doch ein kleines Zauberstukchen.

Die Mädchen. Ja, spielt, spielt!

Hidallan. Nicht doch! Ihr würdet alle in mich verliebt werden, und da ich euch nicht alle wieder lieben könnte, so würde groſes Unheil daraus entſtehen.

Komoda. Kommt, edler Barde, folgt mir jezt in die Burg meines Vaters! O wie wird der gute Greis ſich freuen, den Retter ſeiner Tochter zu ſehen.

Hidallan. Wie iſt eures Vaters Name?

Komoda. Trenmor.

Hidallan. Ich kenne dieſen Namen aus den Schlachtgeſängen der Barden. Ich kenne dieſen Mann, und ehr' ihn.

Komoda. Ihr werdet müde ſeyn von der Reiſe!

Dort in jenen Schatten
Kannſt du dich erquiken!

Hidallan.

O aus dieſen Bliken
Strömet Labſal für den Matten!

Komoda.

Meinen Dank. —

Hidallan.

Keinen Dank!

Komoda.

Mit den besten Gaben
Lohn mein Vater dich!

Hidallan.

Dich gerettet haben
Ist schon Lohn für mich.

(alle ab.)

Fünfte Szene.

Kleſſamor. Sein Knappe.

Kleſſamor. Ich bin es müde, mich länger auf der Jagd herumzutreiben.

Der Knappe. Ich war es schon längst müde.

Kleſſamor. Wir wollen — ach ich weiß selbst nicht was ich will.

Der Knappe. Von mir weiß ich es sehr gut, wenn es nur nach meinem Willen ginge!

Kleſſamor. Und was wolltest du denn?

Der Knappe. Meine Wünsche sind sehr bescheiden. Sie schränken sich dies-

mal auf eine Schöpsenkeule und einige Flaschen Weins ein.

Kleffamor. Schöpsenkeule sind deine Sache. Du scheinst in die Familie zu gehören.

Der Knappe. Da wär ich wenigstens aus einer sehr alten Familie. Aber sagt was Ihr wollt, Ritter! Der Magen ist der beste Theil am Menschen.

Kleffamor. (Nach einer Pause.) Ich bin ganz übelgelaunt, und weiß nicht warum! Mache mir Spaß, damit ich aufgeheitert werde.

Der Knappe. Ach Herr, der bestellte Spaß fällt sehr unpäßlich aus. Aber ich will Euch wohl sagen, wo Euch üble Laune fehlt.

Kleffamor. Und wo?

Der Knappe. (Auf sein Herz deutend.) Hier! — Fräulein Komoda hat ein paar schöne Augen.

Kleffamor. Du könntest recht haben. — Verliebt also wär ich? ha, ha, ha! Ich muß über mich selbst lachen.

Der Knappe. Ich will mit lachen, vielleicht lachen wir das Uebel weg. Ha, ha, ha!

Kleffamor. Ich will das Mädchen zur Frau nehmen, und so ists am Ende.

Der Knappe. Mit der Liebe? O ja. Die Heirath ist ein treffliches Mittel dagegen. Aber Herr, laßt Euch rathen!

Kleffamor. Nun so laß deine Weisheit hören.

Der Knappe. Traut den Weibern nicht! Die besten haben ihre Lauben und Tükke.

Kleffamor. Weißt du das aus Erfahrung?

Der Knappe. Leider! Manche hat mich bei der Nase herumgeführt.

Kleffamor. Wie kam denn die Liebe in deinen Magen? denn vom Herzen kann bei dir die Rede nicht seyn.

Der Knappe. Poz Schlicker schlaker, in den Magen kam sie mir nicht, denn Essen und Trinken vergaß ich nicht darüber. Ich glaube, die Langeweweile war Schuld.

daß ich mich zweimal verliebte. Aber ach. —

Traut den Mädchen nicht,
Was ihr Mund auch spricht!
Laßt sie girren und kosen!
Schlangen lauschen unter Rosen.
Mit zärtlichen Bliken,
Mit süßem Geschwätze
Laßt ihr euch berükken
Und zappelt dann in ihrem Neze.

Klessamor. Du bist ein Affe.

Der Knappe. Da kömmt die Gespielin Eurer Gebietherin.

Sechste Szene.

Die Vorigen. Daura. Ohne die beiden zu bemerken sammelt sie die Blumen umher in ein Körbchen, und singt:

Ein Mädchen pflükte Veilchen,
Und sang ein Lied dazu.
Ein Wandrer sah ein Weilchen
Der Blumenlese zu.
„ Wie du, du süße Kleine,
„ Gefiel kein Mädchen mir.
„ Sprich, wärest du wohl die Meine
„ Für diesen Demant hier? “

„Ich danke für die Ehre!
„Du bist ein armer Wicht;
„Und nimm von mir die Lehre:
„Die Liebe kauft man nicht.“

Der Knappe. Allerliebst!

Daura. Ah!

Der Knappe. Noch einmal, mein Liebchen!

Daura. Das war nicht artig, mich so zu erschrecken.

Der Knappe. Ich will dirs mit einem Kuß abbitten.

Daura. Sieh da! ich sollt' also gestraft werden!

Kleffamor. Wo ist deine Gebieterin?

Daura. Zu Hause bei unserm Gast.

Kleffamor. Ihr habt einen Gast?

Daura. Ja, und darum sammle ich diese Blumen, um seine Harfe zu kränzen.

Kleffamor. Einen Harfner also?

Daura. Einen Barden aus Schottland mit einer Zauberharfe.

Kleffamor. Wie? Hidallan?

Daura. Kennt Ihr ihn?

Kleffamor. Ich habe von ihm und seiner Wunderharfe gehört. Ist er noch jung?

Daura. Jung und schön. — Ihr weiß's roth, Ritter?

Kleffamor. Du bist eine Närrin!

Daura. Er scheint meinem Fräulein nicht zu mißfallen.

Kleffamor. So? hm!

Der Knappe. Herr, meine Prophezeihung! Ich kenne die Weiber!

Daura. Was wolltest du kennen, du Bierkonne!

Der Knappe. Die besten unter euch taugen nichts. Ihr habt viel von der Schlange.

Daura. Und du hast viel vom Faulthiere.

Kleffamor. Komoda hat ihn also sehr liebr.— aufgenommen? Und ihr Vater wohl auch?

Daura. Allerdings. Er rettet' ihr ja das Leben.

[illegible]

Franziska. Ich will mich für [illegible] und [illegible] mit [illegible] Herrn [illegible]

Franz. Ich bitte Dich, [illegible] nicht so [illegible]

Franziska. Es ist an uns Frauen [illegible]

Franz. [illegible] Ihr [illegible] — Nehmen wir [illegible] Ehrlichkeit und [illegible] Herz und [illegible] ich [illegible] mir [illegible] mehr [illegible] Ihr [illegible] — es war [illegible] nur [illegible] [illegible] [illegible]

diesen Dank schon abtragen, und gern abtragen.

Daura. Ritter, nehmt euch in Acht. Es ist ein böser Geist, der aus euch spricht.

Klessamor. Ich liebe dein Fräulein, und glaub' ihrer Hand nicht unwerth zu seyn.

Daura. Ihr seyd ein tapferer Ritter, wer bezweifelt das?

Klessamor. Wer eine benarbte Brust zeigen kann, verdient auch die Liebe eines edles Weibes. Ein milchbärtiger Knabe muß sich keinem Manne gegenüber stellen.

Schönheit ist des Tapfern Preis!
Liebe muß den Sieger lohnen.

Daura.

Euch gebührt ein Lorbeerreis!
Liebe muß mit Liebe wohnen.

Der Knappe. Da kömmt der ganze Zug.

Klessamor. Ha! (Er zieht sein Schwerdt halb aus der Scheide, und stößt es schnell wieder hinein.

Himmel und Hölle, daß der Bursche kein Schwerdt trägt!

Siebente Szene.

Die Vorigen. Komoda. Hidallan. Mädchen der Komoda.

Komoda. Willkommen, Kleffamor! Ich hab Euch lange nicht gesehn.

Kleffamor. Dünkt Euch das wirklich lange, Fräulein? oder erinnert ihr Euch nicht mehr daran, daß ich noch vor zwei Tagen in Eurer Burg war?

Komoda. Glaubt Ihr, Komoda habe ein so kurzes Gedächtnis für ihre Freunde?

Kleffamor. Und wer ist dieser Ehrenmann?

Komoda. Ein Barde, wie Ihr seht, der mir das Leben rettete. Sein Name ist Hidallan.

Kleffamor. Ah der Mann mit der Zauberharfe. Ihr seyd ein glücklicher Mann! Ihr könnt mit eurer Harfe Weiberherzen fangen, wie ein Vogelsteller mit der Lokpfeife die Vögel.

Hidallan. Ritter, dieser Arm kann auch ein Schwerdt führen.

Klessamor. Ei das glaub Euch ein Anderer! Ein hölzernes Schwerdt allenfalls!

Hidallan. Warum beleidigt Ihr mich durch Eure spitzen Reden? Ziemt das dem Manne und dem Ritter? Es kostete mich wenig — nur meine Harfe zu holen, und sie anzuschlagen, und aller Groll gegen mich müßt' aus Eurer Brust schwinden. Aber ich verschmähe dies Mittel! Sprecht, Mann gegen Mann! warum beleidigt Ihr mich?

Klessamor. Ich will dies Mädchen zum Weib nehmen.

Hidallan. So? glaubt Ihr, ich steh Euch im Wege?

Komoda. Um der Götter Willen, Klessamor! Ich schätzt' Euch bisher. Macht, daß ich es ferner könne.

Klessamor. Ja, Komoda, ich will Dich zum Weibe nehmen. Verschmähst Du meine Hand?

Komoda. Ich — laßt mir Zeit zum Bedenken.

Klessamor. Dieses Männchen freilich ist nicht sonnenverbrannt, sein Haar ist weich und lockt. —

Hidallan. Ja, ich liebe das Mädchen, die ich heute zum erstenmal sehe. Ihr sagt ichs nicht, aber Ihr fordert mich dazu auf.

Klessamor. Nun Komoda, willst Du wohl zwischen der Harf' und dem Schilde wählen?

Komoda. Männer, ist das Sitte, so um ein Mädchen zu freien? Kommt meine Freundinnen!

(Sie will abgehen. Klessamor hält sie.)

Klessamor. Ich habe Dich beleidigt Komoda! Vergieb, denn wahrlich ich liebe Dich, ob ich es gleich nicht mit zierlichen Worten sagen kann. Der Schild war meine Wiege, und Schlachtenlieder und Schwerdtgeklirre mein Wiegengesang. Alles an mir ist stürmisch und rauh, und so ist auch meine Liebe. — Euch Hidallan, bin ich Genugthuung schuldig.

Hidallan. Ihr liebt Komoda, und ich — weiß von keiner Beleidigung.

Komoda. Versöhnt Euch! Ich schätze Euch beide; und wenn Ihr, wie Ihr sagt, beide mich liebt, so betrübt mich nicht durch feindselige Gesinnungen gegen einander.

Hidallan.

Laß uns Freunde seyn!
Mag Komoda wählen,
Zu wem ihr Herz sich neigt.

Komoda.

Von Euch beiden will ich Einen wählen.
Eh das Jahr entweicht,
aber Ihr müßt Freunde seyn.

Kleffamor.

Ha, wir sollen Freunde seyn?

Der Knappe. (Zu Daura.)

Dich will ich wählen,
Eh der Tag entweicht.

Daura.

Magst wo anders wählen,
Hier wird nichts gereicht.

Hidallan.

Laß uns Freunde seyn!

Klessamor.

Kannst Du Wunden zählen?
Hast Du in Schlachten gefochten?
Vom Arm des Feindes umflochten,
Nicht Muthlos gebebt?
Hat der Schwerdter klirren,
Hat der Speere schwirren
Mehr noch Deinen Muth belebt!
Gut, nimm, zum Unterpfand
Der Freundschaft, meine Hand.

Komoda. Daura. Die Mädchen.
Klessamor. Der Knappe.

Hidallan.

Durch die Töne meiner Saiten
Hab ich den Hader oft gestillt.
Wenn Schwerdter klirrten,
Und Speere schwirrten,
Und meine Harfe erklang,
Da sanken die Speere,
Da sanken die Heere,
Und ihren Groll bezwang
Die süße Melodie,
Und ausgesöhnt schieden sie.

Der Knappe.

Ach guter Herr,
Ein Zauberer!
Ach, ich entflieh.

Daura.

Den Held verläßt sein Muth doch nie.

Kleffamor.

Noch kann ich Dein Freund nicht seyn.

Komoda. Daura. Die Mädchen. Der Knappe.

Noch kann er sein Freund nicht seyn?

Hidallan.

Noch kannst du mein Freund nicht seyn'
So sey's der Zeit denn überlassen.

Komoda.

Laßt mich Eure Hände fassen!
Wer von Euch die Probe giebt,
Daß er mich am wärmsten liebt,
Dessen will ich seyn.
Höret mein Versprechen,
Gönner! die den Meineid rächen,
Dessen will ich seyn.

Kleffamor.

Nun gut, ich geb' es ein.

Hidallan.

Ich geb's mit Freuden ein.

Der Knappe. (Zu Daura.)

Wer von uns die Probe giebt,
Daß er am wärmsten liebt,
Der soll des Andern seyn.
Ehrer, hier mein Versprechen!

Daura.

O du hast nicht Noth zu brechen.

Klessamor. (Zu Hidallan.)

Noch gelobe mir,
Nicht durch Zaubermelodien
Für Dich das Mädchen zu entglühen,
Und frei von Grolle scheiden wir.

Hidallan.

Du denkst sehr edel nicht von mir.
Doch ich gelob es Dir.

Der Knappe. (Zu Hidallan.)

Leihe Deine Harfe mir,
Durch ihre Zaubermelodien
Für mich das Mädchen zu entglühen.

Daura.

Herr Zaubrer, das verbitt' ich mir.

Der Knappe.

Noch flieht mich die Hoffnung nicht.

Daura.

Sie flieht von Thoren ewig nicht.

Hidallan. Klessamor.

Nun Götter, schicket uns Gefahr,
Die Treue zu bewähren!

Der Knappe.

Wollt Ihr mir was beſcheeren,
So ſey es ferne von Gefahr!

Komoda. Die Mädchen.

Götter, auf Euern Altären
Bringen wir Opfer des Dankes dar.

Zweiter Akt.

Wegend wie im vorigen Akt.

Erſte Szene.

Romeda allein. Sie irrt nachdenkend umher. Nach einer langen Pauſe ſpricht ſie unwillkührlich mit einem dumpfen Seufzer den Namen **Hidallan** — dann ſich plötzlich beſinnend.

Wie komm' ich auf dieſen Namen? Ach, ich fühle, er ſteht in meinem Herzen! — O daß er warm und treu liebte! Aber die Männer lieben immer Speer' und Schwerter und Schlachtgeſänge mehr als uns. Wir dienen ihnen nur bisweilen als Spielzeug, zur Erholung, und eines Spielzeugs wird man leicht müde.

Treue Liebe, wie kennt man dich?
Thränen, deine Klagen
Um den Garten, ſagen:
Treue Liebe kenn' nur ich.

Täubchen hier im Schatten,
Liebte einer mich
Treu, wie du den Gatten,
O wie glücklich wär' ich mich!

Hidallan. (Hinter den Kulissen verborgen.)
Einer liebet dich
Treu, wie hier im Schatten
Das Täubchen seinen Gatten,
Einer liebet dich.

Komoda. Ist das nicht Hidallan?

Hidallan. Und die Mädchen der Komoda.

Wir alle lieben Dich
Treu, wie hier im Schatten
Das Täubchen seinen Gatten
Wir lieben alle Dich.

Komoda. Ah meine Gespielinnen!

Zweite Szene.

Komoda. Hidallan. Daura, und die Mädchen der Komoda, welche Hidallans Harfe tragen.

Daura. Wir haben Euch überrascht!

Komoda. Das habt ihr wirklich!

Hidallan. Verzeiht, Freulein. Eure Mädchen liessen nicht ab, bis ich mit ihnen gieng, Euch aufzusuchen.

Daura. Und nicht zu vergessen, was Ihr uns versprochen habt, Herr Harfner!

Die Mädchen. Ja, ja! Darum haben wir die Harfe mitgebracht.

Komoda. Nun Hidallan, wollt Ihr uns ein Märchen zum Besten geben?

Hidallan. Gerne, wenn Ihr dergleichen gerne hört.

Hidallan (setzt sich auf ein Felsenstück, und singt zur Harfe. Die Mädchen lagern sich um ihn.)

Die Nacht bricht ein, der Sturmwind heult!
Wer ins, die dort um [illegible],
[illegible] am [illegible] weilt,
Im weissen Flachsgewande?

Was suchst du, Mädchen, an dem Meer
Mit bangem Händeringen?
Kommt etwa dort dein Jungling her?
Soll [illegible] Schiff ihn bringen?

„Ihr Winde [illegible] ein Wölkchen nur,
„Laßt [illegible] dem [illegible],
„Ihr, [illegible] schwur
„Im heiligen Altaren!“

Der Sturm hört ihre Bitte nicht,
Kein Gott sieht ihre Thräne!
Der Mond mit zweifelhaftem Lichte
Hellt schaurriger die Szene.

Ein Leichnam treibt ans Ufer hin. —
Es schwinden ihre Sinnen!
Der Jüngling ists, sie fällt auf ihn,
Die See spült sie von hinnen.

Komoda. Das arme Mädchen!

Daura. Ich liebe die traurigen Märchen nicht; man erlebt wohl selbst dergleichen. Aber Herr Harfner! wie wär's, wenn Ihr dort hinter den Felsen Euch stelltet, und einen Wechselgesang anstimmtet? Wir wollen Euch antworten. — Aber ja nichts Trauriges!

Hidallan. Also ein Liedchen, das die Mädchen gerne hören, sobald sie nur wissen, daß man die Lippen nicht bloß zum sprechen habe?

Daura. Ei sich doch, wie artig!

Hidallan (geht hinter den Fels.)

Komoda. Du plagst auch den guten Mann allzusehr!

Daura. Was kann sich ein braver Sänger mehr wünschen, als einen Kreis von jungen, hübschen Mädchen zu Zuhörerinnen?

Hidallan.

Ueber Meeresfluthen
Findet Liebe die Bahn!
Durch Eis und Gluten
Dringt sie hinan.

(Die Mädchen wiederholen jede Strofe.)

Auf die Felsenspitze
Macht sich Liebe die Bahn,
Zu des Adlers Sitze
Schwingt sie sich hinan.

Das Mädchen hier im Strauche
Gehorcht ihr,
Der Leu läßt ab vom Raube,
Und folget ihr.

Ueberall ist ihre Bahn!
Was da kreucht und webet,
Was zum Leben strebet,
Ist ihr unterthan.

Daura. Schön, schön! Nun sollt Ihr auch bekränzt werden!

Komoda (nimmt die zurückgebliebene Harfe, winkt ihren Mädchen einen Wink zu schweigen, und schleicht ans Ufer, wo sie in einen hinter dem Gebüsche verborgenen Kahn tritt.)

Hidallan (hervorkommend.) Nun meinen Dank, schöne Mädchen!

Daura. Ihr sollt bekränzt werden!

Hidallan. Ein Kuß von Euern Rosenlippen wäre mir lieber als alle Kränze der Welt!

Daura. Sieh doch, wie unbescheiden, seit wann geben denn die Mädchen dergleichen? Man läßt sich wohl bisweilen ein Mäulchen nehmen, wenn es mit guter Art geschieht!

Hidallan. Nun denn! (Er versucht, sie zu küssen.)

Daura. (Es abwehrend.) Nicht doch, Herr Harfner. Ihr müßt mir zuvor ein Stückchen auf der Zauberharfe spielen!

Hidallan. Wo ist meine Harfe? Wo ist Komoda? Ah die Tose hat mich wohl mit der Harfe verstekt!

Komoda.

Wo bin ich? Wenn du mich finden?

Hidallan.

Gewiß, ich finde dich!

Komoda (indem sie mit dem Nachen vom Lande stößt.

Nun hasche, hasche mich!

Hidallan.

Nächste will ich werden,
Um dich zur Strafe zu binden.

Komoda.

Wie schön, wie schön, wie schön,
Vom freundlichen Himmel umgeben,
Ueber die Bächen zu schweben!

Hidallan.

Wie schön, wie schön, wie schön,
So mit Dir durchs Leben
Auf dem Nachen der Liebe zu schweben!

Komoda. Lebt wohl, Hidallan! Ich entführ' Eure Hasse.

Hidallan. Sie bleibt nicht in Euern Händen, sie kennt ihren Herrn.

Komoda. O wir Mädchen wissen unsere Beute fest zu halten.

Hidallan. Aber nehmt Euch in Acht, es erhebt sich ein Landwind! — Sucht wieder an's Ufer zu kommen, der Wind wird stärker.

Daura. O weh, sie ist zu schwach, den Nachen zu lenken.

Hidallan. Ist kein Nachen mehr am Ufer, daß ich ihr zu Hülfe eilen konnte?

Daura. Weit und breit keiner!

Romoda (die vom Winde immer tiefer in die See getrieben wird.)

Ach helft! rettet mich!

Hidallan. Der Wind wird heftiger! Getrost Romoda, ich komme. (Er wirft sein Oberkleid ab, und springt in die See.)

Daura. O ihr Götter, wendet alles Unglück von uns ab! —

Erstes Mädchen. Der Wind treibt sie immer weiter vom Ufer ab — er wird sie schwerlich mehr erreichen!

Zweites Mädchen. Und der Sturm erhebt sich! Nun ist keine Hoffnung mehr.

(Der Sturm wird heftiger, man hört den fernen Donner. Die Mädchen laufen durcheinander, und drücken ihre Angst in einzelnen Ausrufungen aus.)

Dritte Szene.

Die Vorigen. Kleſſamor. Ein Knappe.

Kleſſamor. Was iſt vorgefallen? Wo iſt Eure Gebieterin?

Daura. Auf der See, allein in einem Nachen! Ach vielleicht ſchon von den Wellen verſchlungen! Ach Vater! wir ſind in Verzweiflung!

Kleſſamor. Auf der See und allein?

Daura. Ach wir ahneten keine Gefahr!

Es war ein ſtilles Frühlingswetter,
Ruhig lagen Land und Meer,
Ein Lüftchen bewegte kaum die Blätter,
Und ſpielte unter den Blumen umher:
Da gleitete ihr Kahn
So friedlich auf der Wogenbahn.
Schnell erhob ſich der Orkan,
Winde heulten,
Stürme brauſten,
Das Ruder entſank ihrer Hand!
Der Himmel mit Nacht umzogen,
Immer höher ſchlugen die Wogen,
Und Komoda verſchwand.

Erstes Mädchen. Lidallan war eben hier; er sprang in die See um ihr zu Hülfe zu eilen, aber schwerlich wird er sie erreicht haben, und wenn auch! was kann er helfen?

Klessamor. Vielleicht hat der Sturm sie ans gegenüber liegende Eiland geworfen! Ich will nach, hier unten liegt ein Fischerboot.

Der Knappe. Ach Herr! Ihr wollt Euch der Lebensgefahr aussetzen!

Klessamor.

Risch in den Kahn
Durch die Wogenbahn,
Komoda zu befrei'n,
Mögen die Stürme brausen,
Ich will die Meuhr mit ihr theilen,
Ich will ihr Retter seyn!

(Er geht ab.)

Vierte Szene.

Die Vorigen. Ohne Klessamor.

Daura. Und du begleitest deinen Herrn nicht?

Der Knappe. Nein.

Daura. Du biſt ein feigherziger Haaſe.

Der Knappe.

Mich den Wellen preis zu geben
Möcht' ich wohl ein Pinſel ſeyn!
Vor der Liebe geht das Leben,
Und das Eſſen vor dem Trinken.
Ohne Liebe kann man leben,
Nach dem Tode bringt ſie gar nichts ein.

Daura. Ach der arme alte Vater!

Erſtes Mädchen. Unſre gute, gute Komoda!

Zweites Mädchen. Könnten wir nur etwas für ſie thun!

Drittes Mädchen. Der Sturm fängt an, ſich zu legen. Noch dürfen wir hoffen.

Daura. Laßt uns zu den Göttern beten! Vielleicht hören ſie unſre Bitte, und werden gerührt durch unſre Thränen.

Die Mädchen (knieend.)

Ihr Götter, rettet ſie!
Ihr könnt den Stürmen wehren.
Laßt ſie auf ihre Fluren wiederkehren,
Und in ihr ſtilles Thal.

Vergönnt dem grauen Vater noch einmal,
Sie an sein Herz zu drükken!
O rettet, rettet sie!
Wir wollen eure Tempel schmükken,
Und danken spät und früh.
O rettet, rettet sie!

(Während diesem hat sich der Sturm gelegt, nur wallt die See noch ungestüm.)

Daura. Die Götter hören uns! Der Sturm legt sich, die Sonne blikt schon wieder durch das zerrissene Gewölk.

Erstes Mädchen. Aber entdekken kann man nichts auf der See!

Zweites Mädchen. Vielleicht könnte man dort von den Felsen etwas entdekken! Willst du dich wohl da hinauf bemühen, du Weinschlauch?

Der Knappe. Das laß ich noch gelten! Da wagt man wenigstens den Hals nicht. (Er besteigt die Felsen.)

Daura. Du bist die Blume der Knappen! — Nun was siehst du?

Der Knappe. Meiner Treu, wenn mich mein Auge nicht belügt, so seh ich

drüben auf dem Eilande ſich etwas bewegen.

Daura. O ſo wären ſie gerettet!

Erſtes Mädchen. Ich dächte, wir ſchifften hinüber. Mir fällt eben ein, daß unter der Burg noch ein Nachen liegt.

Daura. Aber wir können ihn nicht leiten. He, du tapfer Knappe! willſt du uns wohl nach dem Eilande rudern? Die See iſt jezt wieder ruhig genug für deinen Muth.

Der Knappe. (Indem er die Felſen herabſteigt.) Ich habe keine große Luſt zu dieſer Spazierfarth! Der Sturm könnte wieder kommen! Es geht ohnehin ſo ganz natürlich nicht zu. Der Herr Hidallan iſt ein Zauberer, und da könnt' es ihm einfallen, mit uns jenes wüſte Eiland zu bevölkern, und uns ſamt und ſonders in Bäume zu verwandeln.

Daura. Auch gut! So wirſt du doch zu etwas nüzze.

Der Knappe. Ich danke für die Ehre.

Daura. Auf, Schweſtern, er ſoll uns wohl folgen müſſen.

(Sie ziehen ihn mit ſich fort.)

Der Knappe. O weh! Das iſt noch ſchlimmer, als wenn ich in die Hände des Zauberers gefallen wäre. — Laßt mich nur los, ich will euch ja gerne hinüberrudern.

Daura. O du armer Held!

Die Mädchen. Fort, du Fleiſchthurm, wir wollen dich untertauchen.

(alle gehen ab.)

Fünfte Szene.

Wüſte Inſel von nakten Felſen umgeben. In einer Felſenhöle lodern noch Ueberreſte von Feuer.

Komoda. (Sizt auf einer Mosbank, an einen Fels gelehnt, und ſchlummert. Haar und Gewand ſind in Unordnung. Neben ihr ſteht, voll ängſtlicher Beſorgnis Hidallan.

Hidallan. Komoda! — Sie ſchlummert! O daß dieſer Schlummer ihr ein erquikkender Balſam wäre!

Weg, ihr Mükken, weg ſie nicht,
Klaffert dort im Abendlicht!
Stille, Lüftchen, ſtille!
Schweig, du kleine Grille,
Störe den Schlummer der Holden nicht.
Schlummre Komoda, beim Erwachen
Werden Meer und Himmel dir lachen.

Aber wehe, wie blaß ſie iſt! Ihre Hand kalt — kaum regt ſich noch das Leben in ihrer Bruſt! O die Näſſe und der Froſt werden ſie tödten! Ach und das Eiland iſt öd und unbewohnt! Nicht einmal eine Fiſcherhütte kann ich entdekken. — Ha dort glühen noch Ueberreſte von Feuer — aber nirgends einige armſelige Reiſer, um es zu unterhalten! Nirgs kein Baum, kein Strauch, und ſie ſtirbt, Götter, ſie ſtirbt! —

Ha meine Harfe! — Sie iſt mein Alles, mein Glük und Reichthum — aber Komoda ſtirbt! Was iſt mir ohne ſie die Erde!

(Er zertrümmert die Harfe, und zündet damit ein Feuer an.)

Götter, laßt das Leben nicht
Aus diesem Busen fliehen!
Laßt die süße Rose nicht;
In der Knospe schon verblühen!
Götter, die das Leben
Auch dem Würmchen geben
Hieher wendet euern Blik,
Und erhaltet euer Meisterstük!

Sie schlägt die Augen wieder auf! — Komoda!

Komoda. (Mit schwacher Stimme.) Hidallan!

Hidallan. Ihr seid gerettet! O nun ist mir das Leben wieder werth!

Komoda. Ich fühle mich besser, nur noch kalt und ermattet! Aber was seh ich? Die Trümmer eurer Harfe?

Hidallan. Dieses wohlthätige Feuer erwärmt' euer Leben.

Komoda.
Dir dank ich mein Leben!

Hidallan.
Gerne hätt' ich für dich
Das meine gegeben!

Komoda.

Lebe künftig, o lebe für mich!

Hidallan. Komoda, du mein! Ich neide keinen der seligen Götter!

Komoda. Wirst du immer so warm mich lieben?

Hidallan. Meine Lieb ist eins mit meinem Wesen; sie kann nur mit mir selbst aufhören.

Komoda. Die Liebe ist ein Kind; sie ist zu schwach, euch Männer fest zu halten.

Hidallan. Sie ist ein Kind, aber dieses Kind hat Riesenkräfte. Ein Blik aus diesen holden Augen fesselt auf Jahrhunderte.

Komoda. Dieses Auge wird bald seinen Glanz verlieren. Mit der Jugend flieht das Bischen Schönheit.

Hidallan. Laß sie fliehen, o es sind nicht die paar Tropfen Feuchtigkeit mehr, die dieses Auge vor hunderten so bezaubernd machen: es ist eine Seele in diesen Augen! Güte und Einfalt verlieren ihre Reize nie und nimmer.

Komoda. Du schmeichelst mir!

Hidallan. Nicht doch! Dann hätt' ich deine runde, weisse Hand, oder deine blonden Locken gelobt.

Komoda. (Sich über ihn neigend.) Hidallan!

Hidallan. (Nach einer langen Pause.) Komoda, du hast einen Vater!

Komoda. Einen guten Vater, der seiner Tochter Zufriedenheit will, und — laß es mich immer sagen! der eignes Verdienst genug besitzt, um fremdes schäzzen zu können.

(Hidallan will sprechen, sie hält ihm den Mund zu)

Nichts weiter davon! Komoda ist dein, so wahr du ihr Leben gerettet hast!

Hidallan. Aber wir plaudern, und der Abend naht heran, und vielleicht müßten wir die Nacht auf diesem Eilande zubringen. — Ich will dort die Felsen erklettern; vielleicht daß man mich vom gegenseitigen Ufer bemerkt! Vielleicht auch entdeck' ich hinter den Felsen einige Früchte

zum Abendmal, denn der Hunger wird ſich wohl auch zur gehörigen Zeit einſtellen.

Komoda. Wenn ich mich nicht zu ſchwach fühlte, ſo wollt ich dich begleiten.

Hidallan. Bleib' in Ruhe! Du biſt hier ſicher, und ich kehre bald zurück.

Komoda. Aber ja bald! hörſt du?

(Hidallan geht ab.)

Sechſte Szene.

Komoda allein.

Liebe, neues Leben
Lockſt du in mir,
Selbſt die Felſen hier
Sind von Glanz umgeben.
Süße Schauer beben
Durch die Seele mir.
Liebe, ſüßes Leben,
Was die Götter geben,
Aller Seegen kömmt von dir.

Siebente Szene.

Komoda. Kleſſamor.

Komoda. Ach — Kleſſamor, Ihr hier?

Kleſſamor. Ich wollte dich retten, aber ich komme zu ſpät.

Komoda. Der gute Wille gilt ſo viel als die That.

Kleſſamor. Der Barde kommt mir ſtets bei dir zuvor!

Komoda. Kleſſamor, ein edler Mann iſt auch gerecht gegen ſeine Feinde, und Hidallan iſt wahrlich euer Feind nicht.

Kleſſamor. Sage mir eine männliche That von ihm, und ich werd' ihn achten.

Komoda. Er ſprang in die Wellen, um mich zu retten.

Hidallan. Das hätten deine Doggen auch gethan.

Komoda. Er that noch mehr.

Kleſſamor. Er trug dich in ſeinen Armen ans Ufer?

Komoda.

Sein Alles opfert' er mir!

Kleſſamor.

Sein Alles opfert' er dir?

Komoda.

Die Harfe, die wenn ſie ertönte,
Feinde mitten im Treffen verſöhnte,
Die opfert' er mir!

Kleſſamor.

Die opfert' er dir?

Komoda.

Sieh, ihre Trümmer lodern hier!

Hidallan kömmt.

In jenem Felſenthal
Fand ich dieſe Beeren!
Ein ärmlich Abendmal,
Doch werden ſie dem Hunger wehren.

Komoda.

Hidallan, o wie dank ich dir?

Hidallan.

Durch deine Liebe danke mir!

Kleſſamor.

Gemach, du ſiehſt, auch ich bin hier,

Hidallan.

Vergieb! beim Anblik dieſer Süßen
Vergaß ich meinen Freund zu grüßen!

Kleſſamor.

Du biſt mein Freund! Du biſt ein edler Mann'
Kein Held, erobert er auch Welten,
Hat mehr als du gethan.
Komoda mag es dir vergelten!

Komoda.

Hidallan, ja ich will vergelten!

Hidallan.

Du, Holde, bist mir mehr, als Welten!

Kleſſamor.

Ihr verdienet euer Glück!

Hidallan und Komoda.

Auch du verdienſt der Liebe Glück!

Kleſſamor.

Die Narbe feſſelt keinen Mädchenblik!
Und ich verſteh von Liebe nicht zu ſchwäzzen!

Komoda.

Auch Mädchen wiſſen Männerwerth zu ſchäzzen!
Du wirſt ein Weib — dein würdig — finden,
Dann will ich ihr den Brautkranz winden.

Kleſſamor.

Werd' ich ein Mädchen dir gleich finden,
Dann ſollſt du ihr den Brautkranz winden.

Die Mädchen der Komoda (hinter den Felſen.)

Komoda, wo biſt du?

Komoda.

Ha meine Mädchen! ſie folgten mir.

Hidallan. Kleſſamor. Komoda.

Den Fels heran, ihr findet uns hier!

Der Knappe.

Mein Herr, wo ſeid Ihr?

Kleſſamor.

Du auch, mein tapfrer Knappe, hier?

Die Mädchen (indem ſie hervorkommen.)

Den Göttern dank' die Dich gerettet!

Der Knappe.

Ich hätte mein Leben verwettet,
Ein Seekalbheb'Euch zum Frühſtück genommen!

Kleſſamor.

Drum biſt du tapfer nachgeſchwommen,
Um mich an dem Unthier zu rächen.

Der Knappe.

Um Euch an dem Unthier zu rächen,
Trotzt' ich dem Orkan!

Daura.

Mit wahrer Heldenruh
Sah er dem Sturm vom Ufer zu,
Da zerrten wir ihn den Kahn.

Der Knappe.

Hört ſie nicht an,
Verſchmähte Liebe ſpricht aus ihr.

Daura.

Ha, ha, du biſt ein drolligt Thier!

Alle.

Nun fort von hier!
Meer und Himmel lachen,
Hinab in den tanzenden Nachen!
Fort, fort von hier!

Hidallan und Komoda.

Vom nahen Eilande ſchweben
Friſche Wohlgerüche her;
Wie jetzt auf ſtillem Meer
Sei unſre Fahrt durchs Leben.

Alle.

Wie jetzt auf ſtillem Meer
Sei unſre Fahrt durchs Leben.

Reise
meines Vetters
auf
seinem Zimmer.

[Schweizer, Aloys Wi

Lachen und Weinen haben ihre Zeit, wie Sonnenschein und Regen.

Mein Vetter.

Mit 2 Kupfern.

Bremen,
bei Friedrich Wilmans. 1797.

Ta. 3080

Herrn

Hofrath Schiller

in Jena

gewidmet.

Vorbericht.

Diese Reise ist, wie schon der Titel sagt, von meinem Vetter. Wird sie gut aufgenommen, so soll es mich für ihn freuen; findet er aber Tadler, so mag er sich selbst mit ihnen abfinden.

Ich habe ihm lange angelegen, sich zu seinem Opus eine Vorrede bei irgend

einem berühmten Manne, womit das liebe Vaterland so reichlich gesegnet ist, zu beseelen; allein er wollte nicht daran. Eine solche Vorrede, sagte er, ist ein Pasquill an das Publikum, und mir ist alle Bettelei verhaßt. Ist etwas Gutes an meinem Büchlein, so wird es sich selbst empfehlen: wo nicht — currat cum cæteris!

Du bist sehr bescheiden, lieber Vetter, entgegnet' ich. Freilich wird man dir vorwerfen, du seyest bei diesem oder jenem Meister in die Schule gegangen.

Hm! versetzte er, es ist keine Schande, einen Schulmeister gehabt zu haben, wenn man es nur nicht bei seinem ABC bewenden läßt. Zwar gibt es Farbenreiber, die ganz pathetisch aufrufen: Ich bin auch ein Mahler! und wieder kenne ich andere Narren, die — wenn einmal ein rechtlicher Mann in der Nachtmütze vor dem Publikum erscheint und gut aufgenommen wird, sich sogleich ohne Hosen präsentiren und auf doppelten Applaus rechnen, weil sie die Originalität noch weiter zu treiben den Muth hatten; aber solchen Affen wird man mich hoffentlich nicht beizählen.

Vorrede.

So weit mein Vetter. Ich glaubte meiner Obliegenheit als Vorredner am besten Genüge zu thun, wenn ich sein eigenes Bekenntniß über diesen Gegenstand wörtlich mittheilte — und hiermit Gott befohlen!

Schrieb in meiner Gartenlaube im Sommer 1794.

— br.

Reise.

I.

„Schon wieder eine Reise!“

Ja, lieber Leser! Willst du mein Begleiter seyn? Ich werde dich weder zu den Trümmern von Palmyra, noch zu den Pyramiden oder Spitzsäulen, wie unsere Sprachbereicherer sie nennen, noch nach Mecca, zu dem Grabe des Propheten, noch nach Kaufbeuren zu dem Sarge der heiligen Waldpurgis führen: sondern auf mein kleines, stilles Zimmer. Du kannst bei mir seyn, wie zu Hause! Ich liebe das Ma-

rienerttenspiel der sogenannten guten Lebensart nicht; alte deutsche Geradheit ist meine Sache.

„Also eine Reise auf dem Zimmer?"

Ja. Findest du diesen Einfall so sonderbar? Man hat bei dieser Art von Reise manche Bequemlichkeit; kann in der Nachtmütze und im Schlafrocke bleiben, und wird weder durch Schlagbäume, noch durch Zollvisitatoren, noch durch Gesicht- und Zeichendeuter aufgehalten; darf nicht vor der doppelten Kreide der Gastwirthe bangen, noch vor den hundert und abermal hundert andern Gefahren, denen ein armer Wanderer, der über Land geht, oder fährt, oder reitet, ausgesetzt zu seyn pflegt.

Zu einer Reise über Land hätt' ich auch diesmal weder Zeit noch Lust, und doch wollt ich eine Reise schreiben, weil — weil —

Ach, es frommt nicht, in allen Dingen offenherzig zu seyn!

Ich war lange um den Titel meiner Reise verlegen. — Flug durchs Zimmer. Aber wer fliegt in einem Zimmer? Und überhaupt mag ich die Menschen nicht, die sich Flügel ansetzen. Wem die Natur welche gegeben hat, der mag sie brauchen und sich zur Sonne erheben, wenn sein Auge das Licht vertragen kann; ich meines Theils will bescheiden an der Erde bleiben und ihm nachschauen. In der Höhe würde mir bald der Athem ausgehen, und ich zwar den Sternen näher seyn, aber um so entfernter von den Blumen des Thals und ihrem Wohlgeruche.

Ach, das Leben ist so kurz, und wenn man es vollends durchfliegt!

Und doch gibt es Augenblicke, wo auch ich mir Flügel wünsche, wo ich mich in die Höhe recke, um empor, empor zu kom-

men! Aber die Erde hält ihre Kinder zu fest, und laßt sie nicht aus den Händen.

Reisetabletten? Das klingt nicht.

Reisestationen? Schon besser; aber für eine Zimmerreise ist das Wort zu vornehm.

Also — **Reise auf dem Zimmer** schlechtweg.

Ich bin ohnehin kein Freund von Feiertagskleidern, wo der Rock den Herrn spielt und der darin steckt, den Knecht. Auch möcht ich um alles nicht meinem Leser mehr erwarten lassen, als ich ihm zeigen kann. Wer eine Tafel a la Sardanapalus oder Lucullus, oder im Geschmacke des reichen Mannes aufstellen kann, der thut wohl, die Gäste durch einen Trompetenstoß benachrichtigen zu lassen, daß —

aufgetragen sey; aber zu einer Schüssel mit Erbsen und Speck oder pythagoräischen Bohnen führt man den guten Freund an der Hand hinzu, und bittet ihn, vorlieb zu nehmen.

Und so, lieber Leser, will ich es auch mit dir halten.

II.

Mein Großvaterstuhl.

Nicolai hat eine Beschreibung und Zeichnung seines Reisewagens gegeben; ich, der ich meine Reise — wo nicht ganz, doch größtentheils, in meinem Großvaterstuhl zu machen denke, muß meine Leser doch auch mit demselben in nähere Bekanntschaft bringen.

Es ist ein altes Familienstück, und ich halte ihn so sehr in Ehren, als irgend jemand seinen Stammbaum. Freilich ist

er nicht mehr nach der Mode und der Ueberzug hat ein wenig gelitten; aber es ruht sich ganz bequem darin nach der Arbeit, bequemer, als auf einem Throne; auch steht er fester, als in unsern Tagen mancher Thron stehen mag. Mein Großvater pflegte die Abendstunden in diesem Sorgenstuhle zuzubringen, und fiel darin in seinen letzten Schlummer. Glücklich, wer unter den Seinigen in seinem Großvaterstuhl entschlummert! Zwar ein Tod unter Gottes freiem Himmel ist auch nicht zu verachten — man sieht da gleich den Weg vor sich, den man zu gehen hat, und sinkt der Mutter Erde ohne weiteres in die Arme. Gustav Adolph starb einen solchen Tod, und Winkelried, der sich dreißig Lanzen in die Brust grub — auch Potemkin, der Mächtige, verließ seinen Wagen, um so zu sterben. Aber ich weiß nicht, ob er auch zu den Sternen aufblickte. Im Großvaterstuhl

auf seinem Zimmer wär' es ihm freilich zu eng gewesen. Wo hätten da die Dreißigtausende neben ihm Platz finden sollen, die vor Ocsakow fielen!

In meinem Großvaterstuhl wurde nie ein Gedanke von schauerlicher Größe ausgebrütet. Mein Großvater dachte in den Abendfeierstunden höchstens daran, was er des andern Tags auf seinen Feldern vornehmen wollte. Von ihm erbte ihn mein Onkel, ein gutmüthiger Hagestolz — ich werde meinen Lesern mehr von ihm sagen, wenn er uns wieder auf unsrer Reise begegnen wird. Dieser Großvaterstuhl, der mir statt des Reisewagens dienen soll, in welchem mir oft schon mein Freund, der Schlaf, die Augen sanft zudrückte, wäre es wohl werth, daß ein Dichter ihn durch ein Lied verewigte. Unglücklicherweise besitze ich nichts von der Gabe der Musen; weder Melpomene noch Thalia wiegten mich,

wenn meine Mutter dazu nicht Zeit hatte, und kein Bienenſchwarm ſetzte ſich auf meine Lippen, was meine Amme auch eher für ein ſchlimmes, als für ein gutes Zeichen gehalten haben würde, denn ſie war ſo unpoetiſch, daß ſie zuverläßig einen Löffel voll Brei einem ganzen Humpen voll Ambroſia vorgezogen hätte. Auch kann ich es ſehr wohl zufrieden ſeyn, daß mich die Töchter Kronions mit ihrem zweideutigen Pathengeſchenke verſchonten; indem ein kluger Mann, der ſich auf das Rechnen verſteht, kürzlich ſehr ökonomiſch bewieſen hat, daß es vortheilhafter ſey, einen Acker mit Bohnen oder Linſen, als mit Roſen, zu bepflanzen. Der kluge Mann hat ſo unrecht nicht. Bohnen und Linſen finden auf jedem Markt ihre Käufer, aber Roſenwaſſer kauft nur, wer überflüßiges Geld hat.

Und doch möcht ich meinen Großvaterſtuhl gern beſungen haben!

Ich bin nicht reich genug, einen Preis auf das vorzüglichste Hohelied auszusetzen, und schwerlich wird mir eine Akademie aus der Noth helfen, auch der Gegenstand unsern Pegasusreitern kaum der Mühe werth scheinen. Haben sie es doch nicht einmahl der Mühe werth gefunden, den Märtyrertod Leopolds des Guelfen zu honoriren, ob man ihnen gleich eine goldene Prämie dafür both. Die Herren ließen ihre Leiern ruhig an der Wand hängen, und nur ein Paar Versemänner griffen nach dem Dudelsack und stimmten einen Trauer- und Ehrensang an für die Gebühr, wobei freilich alle Musen weinten über die Prostitution, die ihnen widerfuhr.

Mit der Ode oder dem Hymnus auf meinen Großvaterstuhl werd' ichs also dahin gestellt seyn lassen müssen. Doch eben fällt mir ein, daß ich einen dienstbaren Geist in meinem Hause habe, der alles in allem ist,

und auch, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, einen Schluck aus der Musenquelle gethan hat. Dieser Ehrenmann, der mir schon manchmal bei Hochzeiten und Kindtaufschmäusen aus der Verlegenheit half, und der den Pegasus ohne Sattel und Sporen reitet, wird mir wohl den Gefallen thun, und einen Gegenstand besingen, der bei ihm ebenfalls in Ehren steht. Der gute Mann ist es überdies werth, daß ihn meine Leser auf dieser Zimmerreise kennen lernen; er mag also auftreten.

III.

Freund Thomas.

Dieser Freund Thomas ist ebenfalls ein Erbstück von meinem Großvater — ein guter Schlag von Mensch! Seine Physiognomie hat, ob er gleich Verse macht, gar nichts exaltirtes, und jedes Menschenkind von schlichtem Sinn und geradem Wesen könnte in seine Familie gehören. Als Knabe hütete er auf einem Meierhofe meines Großvaters die Kühe, und las auf der Weide, wie Duval, nur daß er es nicht bis zum Vertrauten

eines Kaisers brachte. Man wollte ihn studiren lassen, aber es wollte ihm nicht in den Kopf, daß er künftig einen bessern Rock tragen sollte, als sein Vater, ein Taglöhner, einen getragen hatte, darum blieb er Hirt, und wurde aus dem Hirten ein dienstbarer Hausgeist, und zuletzt der Familie so ganz einverleibt, daß man ihn nicht mehr hätte herausreißen können, ohne eine unausfüllbare Lücke zu machen. Bei ihm wurden alle häuslichen Geheimnisse niedergelegt, und nirgends hätten sie besser verwahrt werden können. Einmal in seinem Leben war er verliebt. Die Tochter des Schulmeisters stahl sich in sein Herz; aber das Mädchen hatte sich mit einem Andern zu weit eingelassen, und ihr Kränzchen verloren. Dieser Andere war ein Schurke und leugnete, mit dem Mädchen Umgang gehabt zu haben. Freund Thomas erklärte mit seiner gewohnten Treuherzigkeit — wenn der Bube zu

leugnen fortfahren sollte, so möchte sie nur ihn als Vater angeben; denn einen Vater, meinte er, müsse das Kind doch haben. Der Himmel legte sich unterdessen ins Mittel, und nahm Mutter und Kind zu sich, und Freund Thomas that bei sich das Gelübde, von nun an keinem Mädchen wieder in die Augen zu blicken.

Uebrigens ist er ein Mensch, wie es viele — geben sollte; gleich altem Silber, ein wenig plump, aber ohne Zusatz. Sein Herz ist so lauter und einfältig, daß selbst Herr Melchior, orthodoxen Andenkens, nichts von der Schlange darin entdeckt haben würde. Alle Menschen gehören in seine Sippschaft, sie mögen weiß oder schwarz, kupfer- oder olivenfarbig seyn, und er macht keinem das Erbe der Mutter Natur streitig. Wenn ihm von ungefähr der alte Diogenes mit seiner Laterne begegnete, er würde sie ihm ohne weiteres in Stücke schlagen, aber ehrlich und baar

bezahlen. Für den besagten Großvaterstuhl hegt er eine besondere Ehrfurcht, weil mein Großvater darin verschied, oder nach seinem Ausdrucke — heimging. Er borgte diesen Ausdruck von den Herrenhuthern, an denen ihm vorzüglich gefällt, daß sie ihre Friedhöfe mit Bäumen bepflanzen, und den Hingang eines Bruders oder einer Schwester nicht durch das traurige Geläut einer Todtenglocke, sondern durch sanftes Flötenspiel kund machen. — Einmal, und das einzigemal in seinem Leben, kam er betrunken nach Hause — es war an dem Geburtstage meines Onkels — und im Taumel sank er in den Großvaterstuhl nnd schlief in selbigem ein. Bekümmert warf er sich beim Erwachen vor dem Stuhle nieder, und bat den Geist meines Großvaters um Verzeihung, daß er dieses Plätzchen entweiht habe. Er thut keinem Thierchen was zu Leide, und verscheucht keine Fliege von ihrer Stelle,

wenn sie nicht etwa seinem Nachbar auf dem Glatzkopfe, oder meinem schlafenden Fritz an dem Munde sitzt.

So viel von Freund Thomas, und nun erlaube mir, lieber Leser, daß ich ihn selbst auftreten lasse.

„He, Thomas!"

Hier ist er schon — ein wenig mit Staub bedeckt, denn er kommt von der Arbeit.

„Thomas, wolltest du mir wohl ein Lied, oder dergleichen etwas Poetisches machen?"

„Herr, es ist Sünde, daß Sie mich darum von der Arbeit wegrufen. Ich war eben daran, die Bäume von den Raupen zu säubern."

„Aber ein Lied auf meinen Großvaterstuhl ist doch auch keine Kleinigkeit."

„Das ist was anders."

Er nimmt die Mütze ab, als ob er betete.

„Thomas, rufst du die Muse an?“

„Ich denke an Ihren Großvater, wie er hier saß, und lächelte und starb.“

„Um so besser, diese Erinnerung wird dich begeistern.“

Freund Thomas nach einigem Nachsinnen:

Wie selig ist der Mann,
Der in dem anererbten Lehnstuhl sitzen
Und sorgenfrei sein Pfeifchen schmauchen kann,
Indessen andre bei der Arbeit schwitzen.

„Ei, Thomas, wo geräthst du hin? Das wird ja ein Lob des Müßiggangs.“

„Sie haben Recht. Ich trage diese Strophe schon lange im Kopfe herum, und weiß sie nirgends hin zu passen.“

„Und da glaubtest du, sie könne eine Franse an meinen Großvaterstuhl abgeben?“

„Ei bewahre! Ein solcher Stuhl bedarf keiner Fransen. — Einen Augenblick Geduld, es wird besser kommen. — Nur

noch eine Frage: Soll ich das Gedicht in Ihrem Namen machen?"

„In meiner Seele, Thomas."

Zwar ist dein dichtes grünes Kleid verschlissen,
Die Zeit hat manchen Fleck daran gerissen:
Doch der ist warlich keines Freundes werth,
Der ihn nicht auch, bedeckt mit Lumpen, ehrt.

Dich hat kein frecher Gaukler je entweihet,
Der uns den sechsten Wundersinn verleihet,
Und die fünf übrigen dagegen raubt,
Und selig preißt, wer blind ist, aber — glaubt. *)

Sanft ruhete in deinem weichen Schooße,
Zufrieden mit dem ihm beschiednen Loose,
Gesund an Seel' und Leib, ein Biedermann,
Der manchen Traum zum Wohl der Menschheit spann.

Du bist geweiht durch seine letzte Stunde!
Ich sah sein Lächeln auf dem blassen Munde,
Er lächelte den Todesboten an —
O selig, selig, wer so lächeln kann!

*) Es ist mir unbekannt, bei welcher Gelegenheit Freund Thomas die Bekanntschaft des nun zur Ruhe gegangenen Magnetismus machte.
Anm. d. Vetters.

In deinem Arm, wo ich oft Grillen fange
Und sein gedenke, wenn ich mehr verlange,
Als ich bedarf, um froh und frei zu seyn,
Hier wiegt auch mich der Schlafesbruder ein.

Dann soll ein deutscher Biedermann dich erben,
Der werth ist, in der Seinen Kreis zu sterben,
Sein Brod im Schweiß des Angesichts gewinnt,
Und nie in dir auf eine Thorheit sinnt.

„Bravo, Thomas! Ich bin zwar kein Kenner, und weiß nicht, ob deine Herzensergießung als poetisches Machwerk etwas taugt; aber du hast mir aus meiner Seele vorgesungen."

Doch, lieber Leser, es ist Zeit, daß wir den Großvaterstuhl verlassen und die Reise beginnen, sonst möchte sie länger werden, als eine Reise um die Welt.

IV.

Mein Bild.

Das erste, was uns hier an der Wand linker Hand aufstößt, ist mein Porträt. Ich würde dich, lieber Leser, geradezu vorbeifahren, aber du bist vielleicht neugierig, mich kennen zu lernen.

Mittelmäßige Größe — schlanker Wuchs — ein länglichtrundes Gesicht — blonde Haare, blaue Augen — nach Herrn Meiners ein unwiderlegbarer Beweis, daß ich ächten deutschen Stammes bin, und das

Blut meiner Altvordern sich weder mit wendischem noch slavischem vermischt habe. Was diesem Beweis die Krone aufsetzt, ist — daß sich in meinem väterlichen Hause keine Ofenbank befand, denn Bänke um die Oefen sind, wie belobter Philosoph versichert, die untrüglichsten Abzeichen einer undeutschen Vermischung. Von meiner Nase kann ich nicht viel sagen; sie gehört nicht unter die kleinen, hat aber mit der des Präsidenten Lärs beim Vetter Asmus nicht die mindeste Aehnlichkeit. Ziemlich festgewurzelt mag sie seyn, was maßen sie durch manchen Stoß, den sie schon erleiden mußte, noch um kein Haar aus ihrer Lage gerückt wurde, und Herr Hans Kaspar würde sonach in dieser Nase sonder Zweifel Genie wittern. Mondstrahl habe ich keinen im Gesicht, und auch nichts von Sturm und Drang. Das Lächeln auf meinen Lippen ist rein und unverfälscht, wie es

aus einer Seele kommt, in welcher kein Trug wohnt.

Hier, Leser, hast du einige Züge von meinem Bilde. Soll ich dir nun auch noch etwas von meinem eigentlichen Selbst sagen?

Ich bin — wie wir alle — ein Gefäß von Erde, worin etwas Himmelsglut aufbewahrt ist.

Ich ehre in jedem Menschen das Zeichen seiner höhern Abkunft, er mag einen berühmten oder unberühmten Vater haben, sich in Seide oder in Lumpen kleiden.

Ich liebe das Licht, bin aber darum doch der Dämmerung nicht abhold. Sie thut dem Traurigen so wohl, und dem, der einsam wandelt, um mit sich selbst Umgang zu pflegen.

Mein Großvater war ein Schweizer, und etwas Schweizersinn wurde auch mir aus seinem Nachlasse zum Erbtheil. — So

sehr

ſehe ich die Ruhe in meinem Großvaterſtuhl lieber, ſo würde ich ihn doch willig verlaſſen, wenn meines Nachbars Haus in Brand ſtünde, oder auch nur ſein Eſel in den Brunnen gefallen wäre.

Kosmopolitism — Weltbürgergeiſt — du biſt eine ſchöne Sache, aber meine Arme ſind zu klein, die ganze Erde zu umſpannen.

Ich leugne nicht, daß ich gerne träume, und oft in einſamen Stunden, gleich der Spinne, ein Gewebe um mich her ziehe, doch nicht in der Abſicht, Menſchen darin zu fangen. Es mag Weisheit ſeyn, ſich in die Zeit zu ſchicken, aber nur der Schwächling geht immer an ihrer Leine.

Zum Schluſſe noch ein Stück aus dem Glaubensbekenntniſſe meines Freundes Thomas, welches auch das meinige iſt. Er entwarf es als Gegenſtück zu Vater Gleims — Stand des Menſchen.

Ich freue mich, wie du, daß ich
Das Haupt als Mensch erhoben,
Und ohne Flügel dennoch kann
Schwer zum Himmel schweben.

Nicht, weil den Menschen hoher Sinn
Zur kühnen That begeistert,
Nicht weil er Bär und Fuchs und Leu
Durch Muth und Schlauheit weistert;

Nicht, weil er sich auf schmalem Bret
Dem blinden Meer vertrauet,
Und seinen Weg durch Felsen bahnt,
Und in die Wolken bauet.

Ich freue mich, daß ich als Mensch
Der Gottheit Zeichen trage,
Und lesen und enträthseln kann
So manche hohe Frage;

Daß ich das schöne Abendroth
Und Sonn und Mond kann schauen,
Und wenn das Schicksal alles nimmt,
Auf etwas in mir trauen;

Daß ich das Lied des Dichters und
Der Nachtigall verstehe,
Und sich mein Auge trübt, wenn ich
Ein Würmchen leiden sehe;

Daß ich ein Herz für Freude hab,
Und Thränen für den Kummer,
Und daß die Arbeit mir behagt
Nach einem leichten Schlummer;

Und daß ich Muth besitze, nie
Vor Götzen mich zu neigen,
Und, muß es seyn, wie Vater Huß
Den Holzstoß zu besteigen.

V.

Etwas von Halbgöttern.

Dort ist das Bildniß meines Weibchens, und zwischen diesem und dem meinigen ein leerer Nagel, woran ein Gemälde des Herkules hing. Wie er dahin kam, weiß ich nicht. Freund Thomas machte mich zuerst auf diesen Uebelstand aufmerksam. Es sey nicht schicklich, meinte er, daß zwischen Mann und Weib noch etwas inne stehe. Ich konnte seiner Meinung meine Beistim-

muna nicht verſagen, und nähm den Halbgott von der Wand weg.

Bei einigem Nachdenken fand ich, daß ich auch noch in andrer Hinſicht Urſache hätte, mich über die Entfernung dieſes Nachbars zu freuen. Ein Alltagsmenſch thut immer wohl, ſich in beſcheidener Entfernung von einem Halbgotte zu halten; nicht, weil er in der Nähe eines ſolchen zu ſehr in Schatten zu ſtehen kommt, ſondern weil es das Anſehen hat, als paſſe er eine gute Gelegenheit ab, ſich ihm aufzuhucken, oder ihm einen Zipfel von der Löwen- oder Tygerhaut zu entwenden. Ein Spatz auf der Keule des Herkules bleibt doch immer nur ein Spatz.

Ueberhaupt bin ich den Halbgöttern nicht hold. Sie brauchen zu viel Raum; und wenn es ihnen vollends einfällt, Berge auf Berge zu thürmen, wehe dann den armen Thalbewohnern in ihren Strohhütten!

Eben jener Herkules schüttelte freilich Löwen bei der Mähne, zerriß Lindwürmer und stieg in den Orkus, um den Schatten seines Gastfreundes wieder herauf an das Sonnenlicht zu führen: aber — er löste auch in einer Nacht funfzig Jungfrauen den Gürtel, und trieb sonst noch mancherlei, was keinem Halbgotte zusteht.

Es gibt auch Viertelsgötter, Bastarde der Halbgötter, und mit solchen ist uns Erdenkindern noch weniger gedient, als mit ihren Vätern. Statt mit Ungeheuern zu ringen, treten diese nieder, was ihnen in den Weg kommt, bloß um ein wenig Ehrfurcht in der Welt zu machen. Man könnt' es ihnen verzeihen, wenn ihnen selbst nur der Schlaf zu Theil würde, den sie uns andern rauben. Solche Viertelsgötter waren Alexander — nicht der Hufschmid, über den sich ein alter Cicero beklagt, noch der sechste Pontifex Maximus dieses Nahmens, von

dem geschrieben steht, daß er die Schlüsselgewalt verkauft habe — mit Recht, weil er sie doch baar bezahlt hatte — sondern Alexander der Mazedonier, der eine Kreuzfahrt durch die Welt machte, und Karl der Zwölfte, der den königlichen Einfall hatte, sein Land durch einen Stiefel regieren zu lassen, während er, in hohem Geniedrang, Rußlands Steppen durchzog. Kaligula machte doch noch sein Pferd zum Bürgermeister.

Nein! die Kinder des Zeus, die, wie ihr Vater, bei jeglichem Anlaß ohne weitres nach dem Blitze greifen, und das nachgepfuschte Geschlecht des Prometheus taugen nicht zur Gesellschaft für uns, die wir aus den Gebeinen unsrer Mutter Erde hervorgegangen sind. Freilich haben wir noch zu viel von der Erde in uns, und können auch darum nicht fliegen; aber weinen können

wir und lächeln, und hoffen und lieben, und wenn auch keine Keule, doch einen Knotenstab fest halten, um uns, wenn es Noth ist, darauf zu stützen.

Auch vermögen wir Kinder einer sterblichen Mutter uns denn doch in einem Punkt zu den Söhnen der Unsterblichen hinanzuschwingen und wie Heroen — zu sterben. Oder wars weniger, wenn Woltemade sich den brüllenden Wogen Preis gibt, um Menschen zu befreien, als wenn Häraklés in das Schattenreich hinabsteigt? Wenn Thrasea sich die Adern öffnen läßt, und den blutenden Arm zum Himmel empor hebt mit den Worten: Jupitern dem Befreier; wenn Desille sich mit der Brust vor die Mündung einer Kanone legt, und Huß und der Gott im Strohhalm erkennende Vanini den flammenden Scheiterhaufen um der Wahrheit willen besteigen; als

wenn der Alzide auf dem Oeta sich seinen Opferaltar erbaut, und Simson die Säulen eines Gewölbes zusammen rüttelt, um sich und seine Feinde unter den einstürzenden Trümmern zu begraben?

VI.

Mein Weibchen.

Siehe da ein ächtes deutsches Weib — an Sinnesart, meine ich; denn was ihre Abstammung anbelangt, so fürchte ich fast, daß sich einige Wenden in ihre Familie geschlichen haben müssen, indem sie ihren Busen sorgsam zu bedecken pflegt, eine Gewohnheit, die nach der scharfsinnigen Bemerkung eines vielgewanderten Philosophen nur den wendischen Dirnen eigen war, und sich von ihnen auf ihre Töchter vererbte.

Das Bild meiner Gabriele möchtest du auch haben, lieber Leser? Ich kann leider nicht sagen: ich bin auch ein Mahler! sonst würd' ich dir sie zeichnen, wie sie lebt und webt.

Es ist kein griechisches Profil — die Stirne etwas eingeschnitten; das Gesicht hat einige Sommersprossen, aber darüber ist ein Zauber verbreitet, den nur Unschuld und Herzensgüte geben können. Dies ist kein Auge einer Spartanerin, das trocken bleiben würde beim Anblick des einzigen im Vordertreffen gefallenen Sohnes: es hat sich im Weinen geübt, und blickt doch freundlich umher nach dem Schönen und Guten auf der Erde; diese Wange blühend von Gesundheit, dieser Mund, auf dem das Lächeln einer Huldin schwebt, und dem Bösen den Verlust des Himmels fühlbar macht — ach, das ist alles so viel als nichts gesagt!

Wenn du sie sähest, wie sie dort im Nebenzimmer sitzt, ihren Säugling an der Brust, sich liebevoll über ihn neigt, und dann zum Himmel schaut und dann auf mich — ich hätte nicht nöthig, dir, Leser, noch ein Wort über sie zu sagen.

Hier ist eine häusliche Szene, die neulich zwischen uns vorfiel — du wirst sie darin sehen ohne Hülle.

Ich. Du stehst seit einigen Tagen immer so früh auf?

Sie. Ich arbeite.

Ich. Im kalten Zimmer?

Sie. Es ist so kalt noch nicht.

Ich. Es greift dich doch immer an, und du brauchst dein Brod eben nicht im Schweiße deines Angesichts zu essen.

Sie. Ich weiß mich zu schonen — auch wird mir diese Arbeit nicht sauer.

Ich. Es soll wohl etwas für mich werden? Wie du roth wirst! — Du bist

verrathen, ich habe dich belauscht. Es waren Manschetten, woran du stickteſt, aber du weißt ja, daß ich dergleichen Flitterſtaat nicht liebe.

Sie. Liebes Männchen, dieſe Manſchetten — ſind nicht für dich beſtimmt.

Ich. Alſo wohl gar für einen Liebhaber? — Weibchen, Weibchen! es fängt mich gewaltig zu jucken an.

Ich rieb mir die Stirne. —

Du kennſt doch, ſtotterte ſie mit niedergeſchlagenen Augen, die Familie des verſtorbenen Raths Olmer?

Ich. Die Wittwe mit ſechs unerzogenen Kindern?

Sie. Eben die. Sie leiden an allem Mangel, und da — —

Ich. Und da ſtickteſt du die Manſchetten, um ſie zu verkaufen, und mit dem Gelde die armen Waiſen zu unterſtützen.

Sie. Ja.

Sie sprach dieses Ja mit der Demuth einer Sünderin, die ein Vergehen bekennt. Ich schloß sie in meine Arme.

Aber, sagte ich, sie noch immer im Arme haltend, aber warum diese verstohlne Arbeit? Du weißt ja, daß ich hier und da einige Thaler für einen Dürftigen erübrige.

Sie. Ich hätte dann weniger Vergnügen dabei genossen. Wie wenig ist eine Wohlthat werth, wobei man nur den Beutel zu ziehen braucht. Zu dem —

Ich. Nun?

Sie. Du gibst immer mehr, als wir entbehren können.

Ich. Siehe da, wie eigennützig deine guten Werke sind!

Sie. Du magst Recht haben. Ich bin leider! nicht so gut, als ich sein sollte.

Ich wollte, Leser, du hättest diesen Auftritt, oder einen ähnlichen gesehen, dann

könntest du meine Beschreibung ins Feuer werfen. So etwas bildet der Pinsel noch besser nach, als die Sprache.

Wie ich zu diesem Weibchen kam? — Hier ist die Geschichte meiner Gabriele; du wirst sie für einen Roman halten.

VII.

Abentheuer meiner Gabriele.

Gabriele iſt die Tochter eines Bergraths im —ſchen. Sie war acht und ihr Bruder Hieronymus ſechs Jahr alt, als ihre Eltern faſt zu gleicher Zeit ſtarben. Die beiden Geſchwiſter kamen nun unter die Vormundſchaft eines filzigen Alten, der eine ſeltene Bekanntſchaft mit alten Thalern und Piſtolen hatte. Kurze Zeit hernach kam der Bruder des Bergraths aus Italien, wo er, wie er Jedermann im Vertrauen zu erzählen pfleg-

pflegte, eine bedeutende Rolle spielte. Mehrere Kardinäle brauchten ihn in geheimen Angelegenheiten, und der heilige Vater selbst hatte ihn aus höchst eigener Bewegung, zur Belohnung seiner besondern Verdienste, zum Pantoffelritter ernannt; weswegen er auch in seinem Wappen einen Pantoffel führte, und einen kleinen goldenen oder vergoldeten Pantoffel an einem violetfarbigen Bande im Knopfloche trug. Dieser Pantoffelritter nun hat sich die beiden Kinder seines Bruders von ihrem Vormund aus, um sie mit sich nach Italien zu nehmen, und ihnen dort eine anständige Erziehung geben zu lassen. Gabriele, sagte er, hat ein Gesicht, das in die älteste römische Familie passen wird, und aus Vetter Jeronimo soll sich wohl ein Herzog schnitzeln lassen. Der Vormund machte anfangs Schwierigkeiten, und wollte seine Mündel nicht ziehen lassen; da sich aber Signor Antonio erklärte, daß

das Vermögen der Kinder unterdessen in seinen Händen bleiben solle, so ward er ganz nachgiebig, schenkte Jedem einen blanken Gulden auf den Weg, und wünschte ihnen den Segen des Himmels nach.

Gabriele und ihr Bruder waren in dem Hause ihres Vormunds ein wenig hart gehalten worden, und sonach mußte ihnen eine jede Veränderung ihres Zustandes willkommen seyn. Der Herr Onkel machte ihnen überdies eine so reitzende Schilderung von dem Schlaraffenleben in Rom, daß sie sich Flügel wünschten, um nur recht bald in dieser Feenstadt anzulangen.

Meine Gattin erinnert sich noch immer mit Vergnügen dieser Reise. Die Fruchtbäume mit Reben behangen, die Feigen- und Mandelbäume auf freiem Felde, die Ochsen mit Blumen bekränzt, die prächtigen Ueberreste der alten Kunst — überhaupt fast alles, was sie auf diesem Wege sah, war

ihr so neu als interessant, und so jung und unwissend sie auch damals war, so machten diese Gegenstände doch einen tiefen, bleibenden Eindruck auf sie. Der Pantoffelritter sprach unterwegs viel von dem klassischen Boden, auf dem sie nun wandelten; Gabriele glaubte, diese Benennung rühre von einer natürlichen Eigenschaft desselben her, wie man Mergelboden, Lehmboden u. s. w. zu sagen pflegt: und Hieronymus dachte dabei an die Klasse der ABCschüler, die er einigemal besucht hatte. Wohlbehalten langten sie endlich in Rom an und stiegen in der Wohnung ihres Onkels ab. Diese bestand aus zwei dunkeln Kämmerchen im vierten Stocke, die für einen Ritter vom heiligen Pantoffelorden ziemlich dürftig aussahen. Er besorgte die Küche selbst, weil, wie er sagte, die Italiener nicht für deutsche Mägen zu kochen verstünden. Ihre mehresten Mahlzeiten bestanden aber in Kastanien,

Feigen und Brod, wobei Signor Antonio jedesmal viel von den alten Römern sprach, und ihre Mäßigkeit zu den Sternen erhob. Cäsar, rief er oft gleichsam begeistert aus, Cäsar würde nicht die Erde unterjocht haben, wenn er Rostbeef und Kalpasteten gegessen hätte, aber er begnügte sich mit Cichorien und Bohnen, und gab seine Lorbeern seinem Koche nicht zum Ragout preis. — Uebrigens war es nicht sowohl Mäßigkeit, als Geiz, was ihn zum Lobredner kurzer Mahlzeiten machte. In seiner mit sieben Schlössern verwahrten Truhe harrte manche goldene Madonna, mancher geharnischte Mann auf den Tag der Erlösung. Fast täglich erhielt er Besuche von ehrwürdigen Matronen, die mit ihren Töchtern oder Nichten kamen, und sich sein Fürwort bei diesem und jenem bepurpurten Sohn der Kirche erbaten — und keine dieser Klientinnen erschien mit leeren Händen. Gabriele zweifelte nun

nicht mehr, daß ihr Herr Onkel ein Mann von großem Einfluß seyn müsse, und Jeronimo träumte wachend und schlafend von seinem Herzogthume.

Nachdem die beiden Geschwister in Rom etwas eingewohnt waren, mußte Gabriele auf der Laute, im Singen und Zeichnen, und Jeronimo im Singen Unterricht nehmen. Der Knabe fragte ganz naiv: ob denn ein Herzog auch singen müsse? Dadurch, bedeutete ihn der Ritter, sollst du Herzog werden. Dann wirst du, wie ein Kardinal, mit Sechsen fahren, essen, trinken und schlafen können nach Herzenslust. Die beiden Geschwister hatten nach kurzer Zeit die italiänische Sprache so ziemlich inne, und machten auch in der Musik ziemliche Fortschritte. Gabriele erhielt von ihrem Onkel bisweilen italiänische Dichter zum Lesen und dadurch bekam ihre Fantasie eine etwas romantische, oder wenn man lieber will, poe-

tische Richtung, so daß sie noch jetzt manchmal im gemeinen Leben, wo man doch nur schlichte Prose brauchen soll, sich in die poetische Region versteigt.

Ein Jahr verstrich so hin. Eines Morgens hieß der Ritter den guten Jeronimo früher als gewöhnlich aufstehen und sich ankleiden. Während er dis that, beschrieb ihm Signor Antonio sein künftiges Herzogthum so ausführlich, als mancher Reisebeschreiber ein Land, welches er nie gesehen hat. Hierauf ließ er sich mit ihm in einer Senfte nach dem Hause eines Knabenverschneiders tragen, wo der Kleine sich mit der Geduld eines Märtyrers der schmerzhaften Operation unterwarf. Ach, er ahnete nicht, daß ihm kein Herzogthum ersetzen könne, was er jetzt verlor. Jeronimo blieb bis zu seiner Genesung in dieser Menschenmetze. Gabriele fragte ihren Onkel bei seiner Zurückkunft, wo ihr Bruder geblieben sei? Er

bereitet sich zu seinem Glücke vor, erwiederte der Unmensch.

Inzwischen siegte die gute Natur des Knaben; er wurde glücklich wieder hergestellt. Ach, sagte der Arme, als er seine Schwester zum erstenmale wieder sah, ich habe viel ausgestanden, aber ich werde jetzt singen können wie ein Engel, und der Herzog kann mir nicht mehr entgehen. Gabriele fragte ihn mit theilnehmender Unschuld, was man denn mit ihm vorgenommen habe? Allein Bruder Jeronimo wußte sich selbst nicht deutlich darüber zu erklären. Er wurde jetzt einem berühmten Singmeister übergeben, bei dem er sich in seiner theuer bezahlten Kunst wirklich zum Bewundern vervollkommnete.

Mehrere Jahre verflossen — Gabriele war nun siebzehn und ihr Bruder funfzehn.

Eines Tags kam er ganz betrübt zu ihr. — Was ist dir widerfahren, Bruder, fragte sie mit zärtlicher Besorgniß?

Ach, fieng er an, wenn ich doch nie hätte Herzog werden wollen!

Warum wolltest du kein Herzog werden? Ein Herzog ist ein Mann, der alles kann.

Ein Herzog ist ein Mann, der nichts kann, fiel Jeronimo voll Ingrimm ein. — Ach das Singen, das Singen, fuhr er mit tiefer Betümmerniß fort — wenn die Menschen doch gesungen haben wollen, so könnten sie sich ja von den Vögeln etwas vorleiern lassen.

Aber so sag' mir, was dir begegnet ist?

Da sah ich neulich in der Kirche ein Mädchen, schön und liebreitzend, wie Raphaels Madonna —

Und du wurdest dem Mädchen gut?

Meine ganze Seele flog ihr zu; ich redete auch mit ihr: ihre Worte klangen wie Harmonikatöne —

Und sie verschmähte deine Liebe?

Liebe? Kann ich denn lieben?

Du sprichst sonderbares Zeug. — Mir fällt eben ein, daß ich noch einen guten Bissen für dich habe. Der Onkel kam auf den Mittag nicht zu Tische, und da stellte ich den Braten für dich zurück.

Mit diesen Worten eilte Gabriele in die Küche, holte einen fetten gebratnen Kapaun und setze ihn ihrem Bruder vor.

Ha, rief Jeronimo voll Wuth, du spottest noch deines elenden Bruders!

Ich verstehe dich nicht. Gott weiß, ich würde alles thun, um dich glücklich zu sehen.

Sie weinte, und ihre Thränen besänftigten den aufgebrachten Jeronimo.

Vergieb, Schwester, sagte er; ich weiß, daß du mein Unglück nicht kennst.

Hierauf nahm er den Kapaun bei den Füßen, und setzte mit verbissener Wuth hinzu:

Sieh, Schwester, solch ein Herzog werde ich seyn.

Mit diesen Worten warf er den abdisirten Hahn auf den Boden und eilte von dannen. Gabriele fürchtete, er möchte irre geworden seyn. Sie erzählte den Vorgang ihrem Onkel bei seiner Nachhausekunft, und dieser lösete ihr mit Lachen das Räthsel. Sie war, ohne zu wissen warum, dem Manne nie recht gut gewesen, der immer so zweideutig lächelte, aber jetzt wandte sich ihr ganzes Herz von ihm. Bald bekam sie neue Ursache, ihn zu verabscheuen.

Eines Morgens gab er ihr einen niedlichen Blumenstrauß und befahl ihr, denselben

den seiner Eminenz dem Herrn Kardinal — schi zu überbringen. Gabriele fühlte freilich, daß dies kein schicklicher Auftrag für ein junges Mädchen sey; da sie aber in ihrer Einfalt und Unerfahrenheit nicht das mindeste von den schändlichen Absichten ihres Onkels ahnete, und überdies in dem Wahne stand, daß derselbe von dem Kardinal in wichtigen Angelegenheiten gebraucht werde, und ein Mann, der Pabst werden könne, wenigstens ein Stück von einem Heiligen seyn müßte, so entschloß sie sich zu diesem Gange.

Mit einer Unruhe, die sie sich nicht zu erklären wußte, betrat Gabriele den Pallast Seiner Eminenz. Ein Bedienter empfing sie, und führte sie mit einem geheimnißvollen Lächeln in einen Saal, der mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückt war.

Verziehen Sie hier einen Augenblick, Signora, sagte der Bediente zu ihr; Seine Eminenz haben noch einige Geschäfte, die aber in wenig Augenblicken abgethan seyn werden. Ich will Sie unterdessen melden.

Gabriele betrachtete flüchtig die Herrlichkeiten umher. — So viel Prunk, und besonders einige Gemählde, die in dem Saal hingen, erregten bei ihr doch einige Zweifel über die Heiligkeit des Mannes, der Pabst werden konnte. Immer schwerer hob sich ihr Busen, wie bei einem herannahenden Gewitter. Jetzt kam ein junger Mann von edler Bildung aus einem anstoßenden Kabinet; er hielt einige Papiere in der Hand, und ging quer durch den Saal. Aufmerksam betrachtete er Gabrielen, näherte sich ihr, ergriff theilnehmend ihre Hand und flüsterte:

Armes Mädchen, wenn du noch etwas zu verlieren hast, so fliehe!

Sagts und entfernte sich hastig. Gabriele stand da, wie vom Blitze getroffen — schon wollte sie sich die Warnung des Unbekannten zu Nutze machen und zurückgehen aber in demselben Augenblick öffnete sich das Kabinet wieder, und der Herr Kardinal kam zum Vorschein — ein Mann von mittlern Jahren, mit einem doppelten Kinn, wie es keinem Heiligen zusteht, kleinen funkelnden Augen und einer fast kahlen Scheitel. Eine Weile betrachtete er Gabrielen aufmerksam und mit Kenneraugen — hierauf winkte er sie lächelnd zu sich.

Sie stand wie eingewurzelt. Endlich faßte sie sich etwas. — Mein Onkel schickt Euer Eminenz diese Blumen, stotterte sie.

Willst du mir sie denn nicht geben? fragte der Purpurträger lächelnd.

Zitternd ging Gabriele auf ihn zu und reichte den Strauß ihm dar. Er legte ihn bei Seite und ergriff ihre Hand — sie fuhr zurück, als ob sie eine Schlange berührt hätte. Der Sünder wurde dreister; dies gab Gabrielen wieder Fassung und Muth — mit starker Hand stieß sie den hochwürdigen Herrn zurück, daß er gar unsanft zu Boden sank.

O weh, mein H—! brüllte er; aber Gabriele hörte nicht auf sein Nothgeschrei; mit drei Schritten war sie aus dem Zimmer und die Treppe hinab. Der Bediente, der sie gemeldet hatte, stand unter der Thüre. Die Verwirrung des Mädchens fiel ihm auf, und er ahnete die Ursache ihrer Hast. Schnell warf er die Thüre zu, und die Arme schien ohne Rettung verloren. Doch der Himmel verläßt die Seinen nie, sagt ein alter Denkspruch, dessen Richtigkeit auch hier bewährt wurde. Der nähmliche junge Mann, der

Gabrielen gewarnt hatte, kam mit Hut und Stock aus einem Nebenzimmer, öffnete die Thür, ging hierauf wieder zurück, als ob er etwas vergessen hätte, und diesen Augenblick nützte Gabriele und entwischte.

Als sie zu Hause kam, konnte sie sich nicht enthalten, ihrem Onkel einige verdiente Vorwürfe zu machen; dieser spielte den Heuchler, betheuerte, daß er den Kardinal für einen frommen, gottseligen Herrn gehalten habe, und die seiner Nichte zugefügte Beleidigung höchlich rächen wolle. Gabriele, zu wenig mit Verstellungskunst und Ränken bekannt, ließ sich leicht von der Unschuld des Pantoffelritters überreden, und bat ihn zuletzt noch des gehegten Verdachts wegen um Verzeihung. Aber sie fand bald Ursache, ihre Leichtgläubigkeit zu bereuen.

Ihrem Hause gegenüber wohnte seit einigen Wochen ein junger Engländer, Nahmens Wilson, der die Mahlerei als Liebha-

der trieb, und nach Rom gekommen war, um dort, in der Heimath der Kunst, seiner Lieblingsbeschäftigung ganz zu leben. Eines Tags gab der Ritter seiner Nichte ein altes Gemälde. Trag es dem Herrn Wilson hinüber, sagte er; er hat mir versprochen, die Farben dieses Gemäldes aufzufrischen. Gabriele zauderte — sie dachte an den Kardinal. Signor Antonio wiederholte seinen Befehl im ernsten Tone, und drohte, sie im Falle der Weigerung aus dem Hause zu stossen. Das arme Mädchen wußte keinen Ausweg — mit klopfendem Herzen gieng sie zu dem Mahler. Ich befand mich eben bei ihm, als sie hereintrat. Wir hatten die Reise von Venedig bis Rom zusammen gemacht, und da er ein — zwar etwas wilder und ausschweifender aber im Grunde edelmüthiger Junge war, der mit seltener Wärme alles Schöne liebte und aufsuchte, so setzte ich meine Bekanntschaft mit ihm in Rom

fort. — Gabrielens Eintritt überraſchte mich. Ich hatte ſchönere Mädchengeſichter geſehen, aber in keinem dieſen Liebreiz, dieſe Unſchuld, dieſe holde Schüchternheit.

Ah ſiehe da, meine ſchöne Nachbarin, rief der Engländer, als er ſie erblickte, und legte ſeinen Milton weg, aus dem er mir eben die Schilderung des erſten Menſchenpaares vorgeleſen hatte. — Sollte dis nicht ein herrliches Modell zu einer Eva geben? ſagte er zu mir. — Ich weiß nicht, was ich ihm darauf erwiederte, denn noch immer ſtand ich verſunken in dem Anblick Gabrielens.

Sie liſpelte den Auftrag ihres Onkels hervor, legte das Gemälde auf einen Tiſch und wollte ſich entfernen. Wilſon hielt ſie beim Arm.

Nicht doch, ſchönes Mädchen, dein Onkel wird dir wohl geſagt haben, daß du

mir zu einer Eva sitzen sollst? Oder scheuest du die Gegenwart meines Freundes?

Ich scheue keines Menschen Gegenwart.

Nun so komm, laß mich dich sehen, wie Adam seine Erwählte sah.

Gabriele machte Miene zu entfliehen; er verschloß die Thür und zog den Schlüssel ab.

Sie entfärbte sich, und man bemerkte ein Zittern in ihren Knieen.

Ich verhielt mich noch als bloßer Zuschauer; ich wollte sehen, wie weit der Muth des Mädchens gehen würde.

Oder willst du dich lieber im Nebenzimmer entkleiden? fragte Wilson jetzt, der das Betragen Gabrielens noch immer als Ziererei ansah.

Sie faltete die Hände und schaute weinend zum Himmel, als ob sie dort oben

Stärke und Rettung suchte. Dies erschutterte mich.

Ich sagte zu Wilson in deutscher Sprache — denn ich hielt sie bis dahin für eine Italienerin — es sey unedel, Gewalt gegen ein wehrloses Geschöpf brauchen zu wollen.

Gott, rief sie, von dem Ton meiner Worte mit Hoffnung belebt, wenn Sie ein Deutscher sind, so darf ich vielleicht bei Ihnen Schutz gegen diesen Bösewicht hoffen! Sie näherte sich mir mit zweifelhaftem Vertrauen.

Ich bin ein Deutscher, sagte ich, und Sie — vielleicht meine Landsmännin?

Niedersachsen ist mein Vaterland. Elternlos kam ich hieher zu einem nichtswürdigen Oheim, der mich nun schon zum zweitenmahle der Schande preis geben möchte.

Ich drang jetzt in den Engländer, und schilderte ihm lebhaft das Schändliche des

Vergnügens, wenn er ferner auf seinem Vorsatze beharren würde.

Ich habe dem Schurken zwanzig Guineen vorausbezahlt, sagte er; und was ists denn nun weiter, wenn sie sich mir nackt zeigt? Wenn sie noch nicht vom verbotenen Baume gegessen hat, so betarf sie ja keines Feigenblatts, und ich schwöre, sie nicht zu berühren, und meinen Augen keinen unheiligen Blick auf sie zu erlauben.

Gabrielens Thränen strömten häufiger und mehrten meinen Zorn. Ich stieß einige Drohungen aus.

Wohlan, sagte der Engländer mehr mißmuthig als aufgebracht, ich bin just in der Laune, mich zu boxen. Besiegst du mich, so soll das Mädchen ruhig abziehen — nur behalte ich mir für meine zwanzig Guineen noch eine kleine Rache an dem Pantoffelritter vor.

Bei kälterem Blute hätte ich diese für einen Deutschen seltsame Aufforderung schwerlich angenommen, aber mein Gegner ließ mir nicht lange Zeit zum Ueberlegen. Er drang auf mich ein — ich empfing ihn mit einem Stoß auf die Brust so tüchtig, daß er zu Boden taumelte. Im Nu raffte er sich aber wieder auf und bot mir traulich die Hand, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre, mit den Worten:

Ich habe meinen Mann gefunden, wo ich ihn nicht gesucht hätte. Zum Henker, du hast eine Faust von Eisen! Wenn dir deine Landsleute alle gleichen, so wunderts mich nicht mehr, daß die alten Römer aus euren Eichwäldern nur Beulen nach Hause brachten. Aber umsonst sollst du nicht Sieger seyn. Ich trinke diesen Abend einen Punsch bei dir.

Dieses so edle als sonderbare Benehmen schnte mich ganz mit meinem Mann

ens — auch Gabrielens Antlitz erheiterte sich ein wenig. Wilson bat sie, uns ihre Geschichte zum besten zu geben. Sie that es in wenig Worten, und fesselte mich dadurch noch mehr an sie.

Ich werde Ihrem Herrn Oheim die Beine ein wenig entzwei schlagen, rief der Engländer, nachdem sie geendigt hatte.

Würde mein Zustand dadurch verbessert werden? sagte sie.

Aber was wollen Sie denn beginnen?

Noch hab' ich keinen Entschluß fassen können.

Der Engländer zog rasch seine Börse hervor — Hier nehmen Sie, und kehren Sie nach Deutschland zurück, wo es keine Pantoffelritter gibt.

Ich ehre Ihren Edelmuth, aber Ihr Geschenk — kann ich nicht annehmen.

Zum Henker, Sie sind auch gar zu delikat! Auf was gründen Sie denn Ihre Hoffnungen?

Auf den, der die Unschuld nie verläßt.

Das ist recht fromm und recht hübsch, aber es wird schwerlich ein Engel kommen, der Sie auf seinen Flügeln über die Alpen trägt.

Wilsens Spötterei mißfiel mir. Die ruhige Zuversicht eines frommen, trugloſen Herzens anzutaſten, ſcheint mir eine wahre Grauſamkeit. Gabriele ließ ſich aber in ihrem Glauben nicht irre machen. Sie bat mich, ſie zu ihrem Bruder zu bringen, wo ſie ſich die Sache beſſer überlegen wolle. Ich begleitete ſie dahin — Jeronimo war erfreut, in mir einen Landsmann zu ſehen, aber dieſe Freude ſchien ſchnell durch ein ſchmerzhaftes Gefühl zernichtet zu werden. Eine brennende Röthe überzog ſeine blaſſe Wange,

er schämte sich, wie er mir nachher gestand, einem Manne ins Auge zu blicken. Da ich von seinem Unglück noch nichts wußte — Gabriele hatte in ihrer flüchtigen Erzählung diesen Punkt nicht berührt, — so deutete ich ich seine Verlegenheit ganz falsch, glaubte Mißtrauen darin zu bemerken und empfahl mich. Gabrielens Auge schien mich zu bitten, doch ja wieder zu kommen — wer kann einer solchen Einladung widerstehen! Um sieben Uhr des andern Morgens stand ich schon wieder vor Jeronimo's Wohnung, allein wie erstaunt' ich, als der Eigenthümer des Hauses mir sagte, daß der Signor noch am vorigen Abend mit seiner Schwester nach Loretto abgegangen sey, um der Madonna ein altes Gelübde zu entrichten.

Ich ward mißmuthig und aufgebracht. — Sie hätte warlich nicht Noth gehabt, ihre Flucht vor mir zu verheimlichen, sagt ich zu mir selbst: vielmehr würd' ich ihr das

bei mir Rath und That an die Hand gegangen seyn. Und doch, fuhr ich fort, indem ich den Zeigefinger an die Nase legte, — eine Gebehrde, die ich, durch ein Einschiebsel gesagt, einem berühmten Hamletspieler in dem Selbstgespräche über Seyn und Nichtseyn absah — und doch kann ich ihr dieses Heimlichthun nicht so ganz verargen. Kannte sie mich denn? Hatte sie Hans Kaspars Brille auf der Nase, um auf meiner Stirne lesen zu können, was in meiner Seele geschrieben steht? Zwar in dem Blicke, den sie mir gestern beim Wegsehen zuwarf, war nichts von Mißtrauen, aber vielleicht daß ihrem Bruder einige Bedenklichkeiten gegen mich aufstiegen, und der Verdacht ist ansteckend. Vielleicht auch, daß ein neuer Vorfall sie zur schnellen Abreise nöthigte! —

Dieser Monolog war noch nicht zu Ende, als mir Wilson begegnete, mich still-

schweigend beim Arme nahm, und mich vor das nächste Thor hinaus zerrte, ohne daß ich auf hundert meiner Fragen eine Antwort von ihm erhalten konnte. Als wir uns im Freien fanden, ergriff er meine Hand und sagte:

Der Pantoffelritter hat dich als Entführer seiner Nichte angeklagt, der Kardinal, dessen spanische Liebeserklärung Gabriele so unsanft beantwortete, ist mit im Spiel. — Nur schnelle Flucht kann dich von Excommunication und Aqua Toffana retten. Eine Viertelstunde von hier hält mein Bursche ein Pferd für dich in Bereitschaft. — Hier hast du eine Ritterzehrung. — In Deutschland sehen wir uns wieder.

Mit diesen Worten steckte er mir einen mit Geld gespickten Beutel in die Tasche, und eilte davon. Ich stand einige Augenblicke unentschlossen, aber bald kam mir die Aqua Toffana in den Sinn, und schnell

kehrt ich der Siebenhügelstadt den Rücken. An dem bestimmten Ort fand ich den Bedienten des Engländers mit einem raschen Fuchse meiner warten; ich setzte mich auf, und kam glücklich über die Grenze des Kirchenstaats. Unterwegs hatte ich Zeit genug, über mein Abentheuer erbauliche Betrachtungen anzustellen. Gabrielens Schicksal beunruhigte mich nicht wenig. Was mußte aus ihr werden, wenn sie wieder in die Hände ihres niederträchtigen Oheims fiel, zwanzigmal stand ich auf dem Punkt, nach Rom zurück zu kehren, ohne zu wissen, was ich eigentlich dort wollte; nur der Gedanke an die Gefängnisse der heiligen Inquisition brachte mich jedesmal wieder auf andere Gesinnungen.

In der Schweiz fand ich für meinen Mißmuth Zerstreuung. Lange war es mein Wunsch gewesen, dieses Volk zu sehen, das seine Freiheit so männlich errang, und selbst

gegen seine Unterdrücker noch Edelmuth bewies. Mit Ehrfurcht besuchte ich die Stellen, geweiht durch Vaterlandsliebe, durch das Blut der Freiheit und des Despotismus. Gabrielens Bild war nicht aus meiner Seele verschwunden, aber es wurde durch so manche neue, große Naturscene, durch so manche Erinnerung an Begebenheiten der Vorwelt etwas in Schatten gesetzt. Nur auf dem Felsen von Meillerie, wo St. Preux's und Julien's Geister um mich schwebten, wie um Ossian die Schatten seiner gefallenen Waffenbrüder, da erwachte meine Liebe in all ihrer Stärke. Ich streckte meine Arme aus nach ihr, die Seen und Gebürge von mir trennten. Mein Herz zerschmolz in nie gefühlter Wehmuth; ich hätte daselbst mir eine Klause bauen und mein Leben versiegwartisiren mögen. Aber mein Genius zeigte mir die moosbedeckten Steine auf den Gräbern der längstentschla-

senen Helvetier, die ihrem Vaterlande Freiheit gaben, und Schaamröthe färbte meine Wange. Du hast auch eine Mutter, die deiner bedarf, rief ich mir selbst zu — wärs auch noch so wenig, was du für sie thun kannst! In diesen trüben Zeiten ist es schon viel, wenn man von dem heiligen Feuer, welches auszulöschen tausend Hände bezahlt und bemüht sind, nur einen glimmenden Brand in Sicherheit bringt, und ihn bewahrt in heiliger Stille, damit glücklichere Enkel die noch übrigen Funken wieder zur Flamme anschüren können. Von diesem Gedanken beseelt besucht ich Tells Kapelle, das Beinhaus zu Murten, und die heilige Eiche, in deren Schatten der Rhätische Bund geschlossen ward, und betete an jenen Stellen mit mehr Andacht, als ich in dem Hause zu Loretto oder in der Kirche zu Einsiedeln gethan haben würde.

O gewiß, wenn es einen Platz giebt, den Gott selbst weihte, so ist es da, wo eine große That zum Wohl der Menschheit geschah! — —

Ich kam endlich nach Zürich. An einem linden Abend ging ich daselbst auf dem schattigten Spaziergange, wo Geßners Denkmahl steht. Ein Fremder gesellte sich zu mir — es war ein Reisender pro honorario. Wir kamen bald in ein Gespräch, denn diese Menschengattung weiß überall anzufangen und nirgends aufzuhören.

Ich erfuhr von ihm, daß er ein Romanenschreiber sey. Einige Kunstrichter, sagte er unter andern, hätten die von ihm aufgestellten Karaktere unwahrscheinlich gefunden, und er reise daher, um zu erfahren, ob solche Menschen, wie er sie geschildert habe, wirklich nirgends unter dem Monde zu finden seyen.

Sie machen also erst Porträts, sagt ich, und alsdann suchen Sie Gesichter, denen selbige allenfalls gleichen möchten. Ich muß gestehen, der Einfall ist originell.

Hm! erwiederte er mit dem Lächeln der Selbstgefälligkeit — meine Werke sind reich an originellen Zügen. Würden Sie, zum Beispiel, glauben, daß — wenn Vater Horazens Werke verloren gehen sollten, man selbige aus meinen dreizehn Romanen wieder ganz zusammensetzen könnte? Sie erstaunen — halten es für unmöglich? Sehen Sie, jeder meiner Romane ist in Bücher, und jedes Buch in Kapitel abgetheilt — jedem Buch und Kapitel steht ein Motto aus dem Horaz vor, so — daß wer meine opera in chronologischer Ordnung hinter einander lieset, auch sämtliche Poeme des komischen Sängers, wie sie in jeder Ausgabe auf einander folgen, zu lesen bekommt.

Da müßten Ihre Motto's oft passen, wie die Faust zum Auge.

Er. Ein Motto ist ein Aushängeschild — man kann darauf setzen, was man will einen König, ein Einhorn, einen Stern, je nachdem man für das eine oder andere mehr eingenommen ist, oder besser zu sagen, mehr Kunden herbei zu locken hoffen kann. Ob ich nun über eine Rittergeschichte schreibe — urceus exit! — oder:

— — Si dura morabitur alvus,
mytilus et viles pelleut obstantia conchas.

Die Leserin sieht, daß es eine fremde Sprache ist, und bewundert die Gelehrsamkeit des Autors, und der Verleger, der den Horaz noch von der Schule her dem Nahmen nach kennt, zahlt wenigstens zwei gute Groschen mehr für den Bogen.

Ich. Um wieder auf die Absicht Ihrer Wanderung zu kommen — haben Sie schon eini-

einige Kopien von ihren Originalmenschen gefunden?

Er. Gestern in einem Bierhause. — Das Wirthsmädchen glich einem altdeutschen Fräulein auf ein Haar, und einige Häscher die sich bei dem begeisternden Gerstentrank von ihren Thaten unterhielten, waren meinen Rittern so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Wahrlich, nicht in Antikensälen muß sich der Künstler bilden, sondern in Kneipschenken, bei Saufgelagen, wo die Menschheit in Naturalibus sich zeigt, wo die Leidenschaften kein Mäntelchen umhaben, und jeder spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Während dieses Zweigesprächs kamen zwei Savoyarden mit Murmelthierchen hinter uns her. Mein Reisender pro honorario bemerkte sie zuerst, und da er in ihnen wieder ein Paar seiner Originalcharaktere zu finden hoffte, redete er sie an.

Diese Gesichter hatt' ich schon irgendwo gesehen — sie nannten mich bei meinem Namen, und jetzt erst erkannt' ich in ihnen Gabrielen und ihren Bruder.

Unsre Ueberraschung war beiderseits gleich groß — ich bestürmte sie mit einer Menge Fragen, und achtete doch nicht auf die Beantwortung derselben.

Das Männchen, das den Horaz zu Motto's verbrauchte, stand wie elektrisirt von diesem Auftritte. Schön, prächtig! rief es einmal um das andere, zog seine Schreibtafel hervor, und machte auf der Stelle den Plan zu einer Novelle.

Ich nahm Gabrielen und ihren Bruder mit mir nach dem Gasthofe, wo ich denn die Geschichte ihrer Flucht im Zusammenhange hörte.

Gabriele hatte den Entschluß gefaßt, um die Nachstellungen ihrer Feinde zu täuschen, in ein Kloster zu gehen. Jeronimo,

der Italien, seinen Oheim und sein Herzogthum in Partibus verwünschte, widerrieth ihr diesen Schritt. Im Kloster bist du um nichts gebessert, sagte er. Die Kardinäle haben lange Hände — konnten sie die Schlüssel zum Himmel nachmachen, warum nicht auch die zu einer Klosterthüre? Du bist jung, gefühlvoll; wer soll zwischen finstern Mauern mit dir weinen? Die steinernen Heiligen haben keine Herzen, und deine Mitschwestern werden zu fromm oder zu ausgelebt seyn, um deinen Kummer zu verstehen. Laß uns nach Deutschland zurückkehren. Trägt unser Vaterland auch keine Feigen und Mandeln, so bringt es doch Obst und Trauben hervor, und was die Hauptsache ist, man legt dort keinen so hohen Werth auf das Singen.

Gabriele hatte gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden. Sie gaben daher bei ihrem Hauswirthe eine Wallfahrt nach Lo-

retto vor, legten Pilgerkleider an, und verließen so Rom.

Ich wollte Sie von unserem Vorhaben benachrichtigen, unterbrach Gabriele ihren Bruder, der bis jetzt das Wort gehabt hatte, allein Jeronimo meinte, es führe zu nichts, und unsere Abreise könnte dadurch verzögert werden.

Ich muß Ihnen nur gestehen, fiel Jeronimo ein, daß ich einiges Mißtrauen in Sie setzte.

Und warum? fragt' ich.

Er. Ich sahe Sie einigemahl aus dem Hause des Kardinals Russo kommen.

Ich. Ich hatte einen Einschluß aus Deutschland an seinen Sekretär, der ein Deutscher ist, abzugeben, und mußte drei oder viermahl gehen, bis ich ihn zu Hause traf.

Er. In Rom war mir alles verdächtig. Ihr wollt' ich Ihnen mein Theuerstes anvertrauen.

Ich. Ist denn der Kardinal Russo auch so schlimm?

Er. Er liebt die schönen Männer. Der Kardinal Braschi *) war ehemals sein Alcibiades, was ihm auch den Purpur eintrug.

Gabrielen gefiel die Wendung des Gesprächs nicht, sie nahm daher den Faden der Erzählung wieder auf. In einem Dorfe, einige Stunden von Rom, trafen die beiden Pilger ein Paar junge Savoyarden an, die mit ihren Murmelthierchen umherzogen. Sie glaubten, daß sie in dieser Verkleidung sicherer nach Deutschland kommen würden, kauften jenen ihre Murmelthiere ab, vertauschten ihr Pilgergewand mit einem run-

*) Jetzt Pius VI.

den Hut, einer kurzen Jacke und langen Beinkleidern, und zogen in kurzen Tagereisen durch Piemont, und über den großen St. Bernhard durch die Schweiz. Ich glaube, daß wir öfter in Gefahr waren, schloß das Mädchen seine Erzählung, aber unser guter Engel führte uns an den Abgründen sicher vorüber, und verbarg sie uns mit seinen Fittigen, damit wir nicht in Verzweiflung fallen möchten.

Ich machte ihnen jetzt den Vorschlag, ihre Verkleidung abzulegen, indem sie nun doch keine weitere Gefahr zu befürchten hätten, und erbot mich zugleich, sie nach ihrer Vaterstadt zu begleiten, was sie denn recht sehr zufrieden waren.

Gabriele wurde mir durch das Beisammensevn auf der Reise täglich interessanter. Der Mann zeigt sich in großen Dingen, das Weib in Kleinigkeiten. — Doch nichts mehr

von Lobe, weil es in meinem Munde parteiisch klingen muß.

Glücklich langten wir in ihrer Vaterstadt an. Der Herr Vormund erschrak nicht wenig über die Erscheinung seiner beiden Mündel — er konnte sich erst gar nicht mehr auf sie besinnen. Eine kleine Drohung mit der Obrigkeit, mit der er sich nicht allzugut stehen mochte, kam seinem Gedächtnisse noch zu rechter Zeit zu Hülfe, und er war so ehrlich, den beiden Geschwistern ihr väterliches Erbe — nach Abzug verschiedener Gebühren und Auslagen, mit der Versicherung, daß es die ganze Zeit bei ihm als todtes Kapital gelegen und nichts abgeworfen hätte, bis auf den letzten Heller auszuzahlen.

Ich hatte nun Gabrielen ein halbes Jahr hindurch täglich gesehen. Wir liebten uns, ohne je ein Wörtchen von Liebe mit einander gesprochen zu haben. Eines Mor-

gens machten wir zusammen einen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe, wo wir uns in einem Bauernhause Obst und Brod zum Frühstücke geben liessen. Die Bäuerin, ein junges, munteres Weib, das für schön gelten konnte, ging ab und zu; in einer Ecke saß ein bejahrter Mann mit einer offenen, treuherzigen Miene, und schaukelte ein Kind, das in einer Wiege lag. Gabriele betrachtete das kleine holde Geschöpf eine Weile mit Wohlgefallen, nahm es, als es zu weinen anfing, auf die Arme, trällerte und schäkerte mit demselben, bis es sich zufrieden gab, und ihr zulächelte. Dem alten Manne ging das Herz darüber auf, er wurde ganz vertraut mit uns, und erzählte uns folgendes:

Dieses Kind, sagte er, hätte eigentlich nicht da seyn sollen, aber es ist recht gut, daß es nun doch da ist. Meine Schwiegertochter, die Sie eben gesehen haben, ist

ein liebes, gutes Weib. Sie diente bei mir als Magd. Meinem Sohne stach sie in die Augen, aber da er wußte, daß ich ihm ein anderes wohlhabendes Mädchen aus einem benachbarten Dorfe zur Frau ersehen hatte, so verstellte er sich, so gut und so lange es gehen mochte. Die zweite Dienstmagd steckte mir einst im Vertrauen, daß Marie — so heißt meine Sohnsfrau — sich des Nachts gewöhnlich aus dem Hause fortschleiche, und des Morgens schon auf dem Felde und an der Arbeit sey, wenn die andern hinkämen. Diese Nachricht ging mir im Kopfe herum, und ich beschloß, der Sache näher auf die Spur zu gehen. Ich lauerte ihr eines Abends auf, und folgte ihr in einiger Entfernung nach. Es war Mondschein und sehr helle. Sie nahm ihren Weg zwischen zwei Kornfeldern durch zu einem Hügel, an dessen Fuß ein wilder Apfelbaum von niedrigem Gesträuch umgeben stand. Ich näherte

mich ihr immer mehr, um alles bemerken zu können. Wie groß war mein Erstaunen, als sie zwischen dem Gestrüppe ein sorgfältig eingewickeltes Kind hervor nahm, selbiges küßte, mit ihren Thränen benetzte und ihm die Brust reichte mit den Worten: Komm, trink und wärme dich! Hast lange genug fasten müssen, armes Würmchen! Gott, rechne ihm den Fehler seiner Mutter nicht zu, und nimm deinen Engel nicht von ihm, der es bisher bewacht hat. — Sie können denken, was hierbei in mir vorging. Ich versteckte mich in dem Korn, mit dem Vorsatze, zu warten, bis sie das Kind gesäugt hätte, und zurückgehen würde, aber ich wartete umsonst. Sie saß bis zur Morgendämmerung, um doch die wenigen Stunden Mutter zu seyn, wo sie es seyn durfte. — Endlich als der Tag zu grauen und die Vögel zu zwitschern anfingen, verrichtete sie ihr Gebet, wickelte das Kind wieder sorgfältig

ein, legte es an den vorigen Platz, und entfernte sich schluchzend. Ich ging jetzt zu dem Baume, wo der kleine Engel so ruhig schlief, als läg' er noch der Brust seiner Mutter. Als es lichter wurde, und ich die Züge des Kleinen unterscheiden konnte, hatte ich keine Mühe mehr, seinen Vater zu errathen. Er glich ganz meinem Sohne. Jetzt erinnerte ich mich auch an verschiedene Kleinigkeiten, die mir über das heimliche Verständniß der beiden Leutchen die Augen hätten öffnen müssen, wenn ich achtsamer gewesen wäre. Was sollt' ich thun? Der Mensch denkt, und Gott lenkt, sagt das Sprichwort. Das Kind war da — sollt' ich es elternlos machen? Die arme Mutter hatte genug gebüßt. Da ich vermuthen konnte, daß meine Leute alle auf dem Felde seyn würden, nahm ich das Kind auf den Arm und brachte es ungesehen nach Hause. Ich holte eine alte Wiege vom Boden, trug ein Bettchen zusam-

men, und legte meinen lieben Fündling hinein. Mein Sohn und Marie waren die ersten, welche gegen Mittag heim kamen. Sie stutzten beim Anblick einer Wiege. Seht da, was mir der liebe Gott beschеert hat, sagt' ich. Marie, betrachte einmal den kleinen Buben, und sag mir, ob man ihm nicht gut seyn muß. — Sie ward roth und blaß — Thränen strömten über ihre Wangen — mein Sohn ergriff sie bei der Hand, sie stürzten zu meinen Füßen, und flehten um Vergebung — mein Herz hatte ihnen schon vergeben. Ich hatte mir vorgenommen, ihnen eine kleine Strafpredigt zu halten, aber alle Worte, die sich mir darboten, schienen mir zu streng für diesen Augenblick — ich segnete sie, und ließ sie des andern Tags zum Prediger gehen. —

Diese Erzählung rührte uns außerordentlich. In Gabrielens Augen zitterten

Thränen. Sie drückte den Knaben an ihr Herz, als hätte sie seinetwegen Vergebung zu fordern gehabt und erhalten — ich schüttelte dem redlichen Greise die Hand — sprechen konnt' und wollt' ich nicht: solche Handlungen werden entweiht durch Lobsprüche.

Auf dem Rückwege gingen wir eine Strecke schweigend neben einander hin. Ein jedes überließ sich seinen Empfindungen. Nie noch hatt' ich das häusliche Glück in so reizender Gestalt gesehen. Wir kamen in ein kleines Gehölz, wo Finken schlugen und Hänflinge zwitscherten. Ich war meiner Gefühle nicht mehr mächtig, umschlang sie und rief: Gabriele, mein Weib! — Sie legte ihr glühendes Gesicht auf meine Schulter — ich bog mich zu ihr herab, unsere Wangen brannten an einander — wir waren eingesegnet ohne Priesterworte, Mein

und Dein, war alles, was wir ſagten. Kein Schwur der Treue, er ſetzt die Möglichkeit des Gegentheils voraus, und o wie fern war dieſe von unſern Herzen. —

Leſer, der du das Ceremoniel ehrſt, weil es eine Stütze der Ordnung und der Sittlichkeit iſt, oder wenigſtens ſeyn kann, um deine Achtung nicht zu verlieren, gebe ich dir die Verſicherung, daß ich mit Gabrielen wirklich getraut bin. — Der arme Jeronimo, unſer Glück hätte ihn für ſein Unglück entſchädigen können, wenn das letztere von anderer Art geweſen wäre. Er fechte hin in kurzer Zeit. Seine letzte Bitte war: Wir möchten ſein Grab mit Neſſeln bepflanzen. Ich wollte, meines ihm gegenen Worts ungeachtet, einen Roſenſtock darauf ſetzen, aber Gabriele war dagegen.

Ich fürchte, die Ruhe des Todten zu ſtören, wenn wir ſeine Bitte unerfüllt laſ-

ſen, ſagte ſie, und er hat der Ruhe ſo nöthig. — —

So viel, lieber Leſer, von meinem Weibchen. Biſt du ein Hageſtolz, ſo möge mein Beiſpiel dich bekehren! Haſt du aber unglücklich geliebt, oder was noch ſchlimmer iſt, unglücklich gewählt — dann tröſte dich mit unſerm armen Jeronimo!

VIII.

Freund Amor.

Sein Platz ist oben mir und meinem Weibchen. —

Da lauert er am Strauch, mit dem trügerischen Lächeln, das des Unheils schon so viel angerichtet hat, mit dem Blick der Schadenfreude, der doch mehr Muthwille als Bosheit anzeigt. — Ein Nymphchen schleicht sich zu ihm hin — sie scheint im Sinne zu haben, ihm die Pfeile zu entwenden und zu zerbrechen.

Ha-

Haben dieſe Pfeile dir Schmerz verurſacht, gutes Mädchen? Weißt du nicht, daß die Biene, die einen ſo ſcharfen Stachel hat, auch Honig giebt? Ach, und der Schmerz der Liebe iſt ſo ſüß!

Unbeſorgt ſteht indeß der kleine Bube da, und möchte einen der Schmetterlinge haſchen, die vor ihm her gaukeln.

Gefallt dir der bunte Schimmer ihrer Flügel, kleiner Trotzkopf? Beluſtige dich immerhin daran, aber betaſte ſie nicht! Du wirſt ſonſt die ganze Herrlichkeit verwiſchen.

Es iſt damit, wie mit den Bildern der Phantaſie — ſie ſchwinden hin, ſobald man ſie feſt halten will.

Oder wollteſt du gar jenen armen Thierchen die Flügel entreißen?

Ach, könnt' ich dir die deinigen — nicht entreißen, aber ſtutzen, damit du nur noch flattern, nicht mehr fliegen könnteſt!

Wie schön, ruft ein Dichter aus, wie schön wäre das Leben, wenn ich Chloen immer lieben, und immer von ihr geliebt werden würde!

Wie schön, wenn Amor nur noch flattern, und nicht mehr fliegen könnte! Alter Glatzkopf mit der Krücke, dann hätteſt du auch Hoffnung, ihn noch einmahl wieder einzuholen.

IX.

Eine Episode.

Herein! — Ah — Herr Barbier Schnipps! Wenn du es nicht als einen Schnitzer gegen den Wohlstand ansehen willst, lieber Leser, so will ich mir in deiner Gegenwart den Bart abnehmen lassen. Meine Gabriele klagt ohnehin schon seit zwei Tagen darüber, und will mich nicht mehr küssen.

Außerdem ist Herr Schnipps ein drolligter Kauz. Sein Leben war reich an Abentheuern, und vielleicht läßt er sich be-

reden, uns einige derſelben zum beſten zu geben.

Wie gehts, Herr Schnipps?

Sonnenſchein und Regen untereinander, wie's der liebe Gott ſchickt.

Die Zeiten werden immer beſſer.

Mir recht! Wenn nur die goldne Zeit nicht auf einmal kommt.

Warum, Herr Schnipps?

Weil ſonſt wenigſtens die Hälfte des Menſchengeſchlechts verhungern müßte.

Ich ſehe das nicht ein.

Nicht? Die eine Hälfte der Menſchen lebt von den Thorheiten der andern Hälfte. Und aufrichtig zu reden, in einem goldenen Zeitalter zu leben müßte ſo langweilig ſeyn, als in dem Himmel der Theologen unter lauter vollendeten Gerechten zu ſitzen, die beſtändig einer den Nimbus des andern begaffen, und den Mund nicht öffnen, als zu einem Te Deum laudamus.

In gewisser Beziehung mag Er Recht haben. Das Paradies des Vater Adams ist eigentlich die unterste Sprosse auf der Leiter der Menschheit. —

A propos! ich höre, Sie schreiben ein Buch?

So etwas dergleichen. Hätt' Er nicht Lust, ein Stück aus Seiner Lebensgeschichte dazu herzugeben?

Meine Biographie steht Ihnen zu Diensten. Es kommen zwar weder Schlachten, noch geographische Entdeckungen darin vor, doch mag sie immer so unterhaltend seyn, als einige Kapitel aus dem Eulenspiegel, oder die Hahnengefechte in den Lebensbeschreibungen berühmter Philologen.

Nun, laß Er hören! Ich will unterdessen ein Paar Pfeifen für uns stopfen.

„Ich erblickte das Licht der Welt in der Stadt, wo die heiligen drei Könige, die eilftausend Jungfrauen der Sankt Ursula

und der berühmte Duns Scotus friedlich neben einander schlafen. Ein Domherr und eine Nähterin hatten sich die Mühe genommen, mich auf die Welt zu setzen, wofür ich ihnen recht sehr verbunden bin, denn ich lebe gern, ob sie gleich im Augenblicke meines Werdens nicht an mich gedacht haben mögen. Mein eigentlicher Nahme war Schnapps, aber nicht einmahl ein ehrlicher Nahme ist mehr vor den Dichtern sicher. Einer aus dieser Bilde erlaubte sich den Spas, einen Barbier Schnapps auf das Theater zu bringen, und da er diesen meinen Nahmensvetter eben nicht die ehrlichste Rolle spielen ließ, so sah ich mich nothgedrungen, den Herrn Schnapps in Monsieur Schnipps umzuandern."

Ein Buchstabe macht oft viel in einem Nahmen. —

„Sehr viel. Ich kenne einige Parvenü's, oder Glückskinder, die sich einen Vokal

hinten anſetzten, um zu zeigen, daß ihre Mütter ſie nicht gemein, ſondern hoch oder wohl gebohren hätten. Mein Nahme hatte übrigens auf meinen weitern Lebensgang keinen Einfluß. Ich wuchs auf, wurde in die Schule geſchickt, lernte zur Noth leſen und ſchreiben, ein wenig Latein, eben ſo viel Catechismusreligion, und hatte täglich meine Portion Schläge weg. Mit dreizehn Jahren kam ich zu einem Barbier, der Wunder wirkte, wie der heilige Liborius in Paderborn, auf deſſen Statüe geſchrieben ſteht:

Ja, wer ſelbſt taub noch hören kann,
Den macht geſund der heil'ge Mann.

Uebrigens war der Herr Patron ſehr fromm, und hielt viel auf Hausandachten. Jeden Abend mußten wir eine Litanei abbeten, worin es ſtatt des gewöhnlichen:

Vor Krieg, Hunger und Waſſersnoth
Bewahr uns, lieber Herre Gott!

hieß:

> Beinbrüch' und Quetschungen bescheer
> Zu meinem Jammer und deiner Ehr!

Er besaß auch ein Arkanum gegen die Liebesseuche, weswegen die geistlichen Herren in Kölln häufig bei ihm einsprachen. Auf einen dieser tonsurirten und bebänderten Herren, den Gott Priapus beschenkt hatte, gab mir mein muthwilliger Genius ein Epigramm ein, und ich war unbesonnen genug, selbiges einigen meiner Mitbrüder im Aesculap vorzulesen. Seine Hochwürden nahmen diese poetische Licenz sehr übel auf, und ich erhielt, trotz meiner Verwandschaft mit dem Domkapitel — ein Consilium abeundi. Mir verschlug das nichts, denn ich fühlte längst in mir einen unbeschreiblichen Drang, die Welt zu sehen. Lachend packte ich mein Reisebündel, und hatte in einer Stunde schon die Stadt im Rücken. Wie ich mich fortbringen wollte, dis war meine kleinste

Sorge. Der liebe Gott, ſagte ich zu mir ſelbſt, ernährt ſo manchen Taugenichts, er wird doch auch einen Burſchen, der es mit allen Menſchen redlich meint, nicht ſitzen laſſen. Im ſchlimmſten Falle hab' ich ja mein Barbiermeſſer, und Bärte gibts in der lieben Chriſtenheit allenthalben zu ſcheeren, auch beſaß ich eine alte Zither, auf der mich mein Oheim, der Küſter bei den eilftauſend Jungfrauen, klimpern gelehrt hatte."

So mancherlei Künſte hätt' ich nicht bei Ihm geſucht.

„Der liebe Gott vertheilt ſeine Gaben wunderbar — mancher Heilige hat ein Armeſündergeſicht, und mancher Beſenbinder eine prophetiſche Naſe. — Mein erſter Weg ging nach München. Vielleicht machſt du dort dein Glück, dacht' ich bei mir. Willſt dem Pater Frank deine Sünden beichten, und ſeinen Segen verlangen. Ich erhielt Zutritt zu ihm, und brachte mein Geiſtesan-

liegen vor. Er besah mich von oben bis unten, und schien zu sagen: Ein Hofbeichtvater gibt sich mit gemeinen Sündern nicht ab. Mein Sohn, fing er nach einigem Stillschweigen an, mit Seiner Beichte kann ich mich für diesmal nicht befassen. Hier hat Er ein Ignatiusbild — es ist Ablaß darauf. Bete Er täglich zu diesem Heiligen. Er wird Ihm schon guten Rath geben. Er machte mir hierauf ein Kreuz auf die Stirne, und hieß mich im Frieden weiter ziehen."

Ich verließ München voll Aerger über meine fehlgeschlagene Hoffnung, und pilgerte weiter gegen Wien. Eines Nachmittags — es war ziemlich schwül und ein Gewitter im Anzuge — bemerkt' ich nicht weit von der Straße einen Meierhof. Laß sehen, dacht' ich, ob du dir hier nicht ein Pilgermahl erklimpern kannst. In diesem Vorsatze ging ich auf das Haus zu, nahm meine Zither hervor, räusperte mich, und wollte eben

meinen Singsang anstimmen, als sich in dem Hause ein Nothgeschrei erhob. Ich stürmte hinein, und sah — ein junges, von Gesundheit strotzendes Mädchen in den Klauen eines rüstigen Kapuziners. Ich ahnete sogleich den Zusammenhang, warf Bündel und Zither von mir, und schleuderte den Unhold in eine Ecke. Der Schreck ließ das arme Mädchen nicht zu Worten kommen. Inzwischen rafft der Mönch sich auf und wollte sich empfehlen, aber ich packte ihn fest. Nicht von der Stelle, sagt' ich; der hochwürdige Herr sollen vorerst ihr Mea Culpa beten. Da er gemästet von den Sünden reicher Bauern, und mir also an Kräften überlegen war, so hätte ich wahrscheinlich den Kürzern gezogen, wäre nicht glücklicherweise der Hofhund dazu gekommen. He da, Sultan! rief das Mädchen, das sich nun wieder in etwas erholt hatte, halte mir den Pater, bis der Vater nach Hause kommt.

Der Sultan, welcher — vermuthlich der Schuten wegen, die der Braunrock manchmal aus dem Hause trug — einen geheimen Groll auf ihn haben mochte, wies ihm die Zähne so entschlossen, daß jener sich demüthig aufs Bitten legte. Das gute Mädchen hatte Erbarmen mit seiner Angst, und wollte ihn in Frieden abziehen lassen, allein ich protestirte dagegen, indem ich mein Barbiermesser hervorzog und den Ehrenmann bedeutete, wie er sich von mir, zur gebührenden Strafe, seines Barts entledigen lassen müßte. Er flehete, betheuerte, daß Gott einen solchen Frevel gewiß an mir rächen würde, und dergleichen mehr, allein ich beharrte auf meinem Vorsatze, und machte dies zur Bedingung seines freien Abzugs. Nothgedrungen gab er sich endlich darein — ich setzte mich auf einen Stuhl, ließ ihn zwischen meine Füße sitzen, hielt ihn mit den Knieen fest, und scheerte ihn so kahl, als

ob nie ein Härchen an seinem Kinn gestanden hätte. Den Bart wickelte ich in ein Tuch, und steckte ihn als eine Seltenheit zu mir. Der Mönch entfernte sich hierauf unter hundert Verwünschungen. — Das Mädchen dankte mir in der ungekünstelten Sprache der Natur, daß ich sie gerettet hätte, holte herbei, was das Haus vermochte, und drang in mich, die Zurückkunft ihres Vaters abzuwarten, wozu ich mich leicht bereden ließ. Ich bat sie, mir Aufschluß über den Vorfall zu geben, und sie erzählte mir — der ehrwürdige Herr habe bisweilen in ihrem Hause eingesprochen, und auch heute ein Gläschen für seinen Durst verlangt. Ihr Vater sey mit dem Gesinde auf einem etwas abgelegenen Acker, und diesen Umstand habe sich der Mann Gottes zu Nutze machen wollen."

„Der Meier kam bald darauf zurück, und Gretchen — so hieß das Mädchen —

klagte ihm mit weinenden Augen das erlittene Ungemach. Der ehrliche Landmann fing Feuer und schwur, den Buben zu züchtigen. Da aber der erste Sturm sich gelegt hatte, und er erfuhr, welche Rache ich bereits an den armen Sünder genommen hätte, so gab er sich zufrieden, lachte herzlich über den Schwank, zwang mich freundschaftlich, einige Tage bei ihm zuzubringen, und beschenkte mich beim Abschiede reichlich."

Und Gretchen?

„Mit ihr hätt' ich wohl mein Nestchen bauen mögen, auch schien sie nicht ungeneigt, dem Dank ihres Vaters auch den ihrigen beizufügen, allein es wäre höchst thöricht von mir gewesen, wenn ich in meiner damahligen Lage so angenehmen Hoffnungen hätte Raum geben wollen. Die weite Welt war meine Heimath, mein Vater hatte mir nicht einmahl einen Nahmen hinterlassen, und wenn Pohlen noch zwanzigmal getheilt

würde, so durft' ich nicht hoffen, auch nur einen Acker davon zu erhalten."

„Die ersten Tage in Wien bracht' ich damit zu, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, so viel ein armer Prinz vom Berge Libanon, der zu Fuße geht, und für zwölf Kreuzer speißt, davon zu sehen bekommen kann. Eines Morgens, da ich eben sorglos eine Straße herauf schlenderte, winkte mir eine Dame aus einem Fenster. Hm! dacht' ich, dein Glück fängt bei den Weibern an, und folgte der Einladung. Eine Treppe hoch, in einem eleganten Zimmer fand ich die Donna, die mich mit einem Bst! beehrt hatte, nebst noch einem jungen Frauenzimmer, ihrer Tochter, wie ich nachher erfuhr. Die beiden Damen maaßen mich mit Kennerangen — besonders schienen meine Waden großen Eindruck auf sie zu machen. Sie führten mich hierauf zu einem Kanapee, setzten sich neben mich, und

ließen mich über die eigentliche Absicht, warum sie mich gerufen hatten, nicht lange in Ungewißheit. Ich war nicht so keusch, als Joseph, aber doch nicht weniger delikat. — Die Verleugnung aller Weiblichkeit in diesen Weibern empörte mich dergestalt, daß ich ihnen mit bitterem Gelächter einen etwas saunischen Rath ertheilte und mich empfahl. Voll Verdruß über dieses erste Abentheuer in der Kaiserstadt ging ich nach dem Augarten, wo ich mich in einer der einsamsten Gegenden auf einer Bank niederließ und dem Strome meiner Gedanken folgte. Von ohngefähr griff ich in meine Westentasche und zog das Ignatiusbild hervor, welches Pater Frank mir geschenkt hatte. Meine Blicke hefteten sich, wie mechanisch, darauf, und ich bemerkte nicht, daß ein Mann von mittleren Jahren, einfach gekleidet, mit einem Jesuitengesicht sich mir näherte, und mich beobachtete. Ich erschrak, als ich ihn ge-

gewahr wurde, und wollte mein Bild verbergen. Nicht doch, mein Kind, sagte er, und nahm mich bei der Hand. Ich bin keiner von denen, die über das Heilige lachen, dieser hier — er deutete auf mein Bild — ist zwar vielen ein Aergerniß, aber auch vielen eine leuchtende Säule, die vor ihnen her wandelt in stockfinstern Nächten. — Die salbungsvolle Anrede des Mannes und der Mondstrahl in seinem Gesicht öffneten ihm mein Herz; ich erzählte ihm ein Etwas aus meiner Geschichte, wobei ich freilich mein Gutes nicht erhob, aber auch nicht in Schatten stellte. Der Herr Erprofessor — bei diesem Nahmen will ich meinen Unbekannten künftig nennen — mochte an mir einige zu seinen Absichten brauchbare Talente bemerken, er nahm mich mit sich nach Hause, suchte meine Meinungen über dies und jenes auszuforschen, und schien sehr mit mir zufrieden zu seyn. Wirklich war ich, um mit

dem Sprichworte zu reden, nicht auf den Kopf gefallen, und meine Orthodoxie befand sich damals noch in unversehrtem Zustande, denn ob ich gleich die Kniffe und Ränke der schwarzen Herren ein wenig kannte, so hätt' ich mich demungeachtet auf das Athanasianische Symbolum hängen und verbrennen lassen."

„Der Herr Exprofessor lud mich auf den folgenden Tag wieder zu sich ein, und wurde jetzt schon vertrauter. Er sprach von bösen Zeiten, von meinen Aussichten in die Zukunft, und daß es Sünde wäre, das Pfund zu vergraben, welches mir der Himmel verliehen hätte. Ich antwortete, daß ich es nirgends mit Vortheil unterzubringen wisse. Ueberlassen Sie sich ganz meiner Leitung, erwiederte er. Es wartet ein großer Wirkungskreis auf Sie. Die Menschen haben Sie verstoßen, damit Sie der Menschheit dienen sollten — ich sehe hierin deutlich

den Finger der Vorsehung. — Er las mir hierauf verschiedene Stellen aus einem Journale vor, und gab mir Erläuterungen über das, was mir noch dunkel und unverständlich war. Bei unserer nächsten Zusammenkunft machte er mich näher mit seinem Plane bekannt. Sie reisen einstweilen, um die Absichten derer zu befördern, die Sie nicht kennen, aber einst kennen werden. Unter der Erde ist unser Sitz; über der Erde unser Wirkungskreis. Niemand ist noch in die Werkstätte der Natur gedrungen, aber ihre Erscheinungen sehen wir täglich. Die ungünstigsten Zeiten sind uns die günstigsten geworden. Die Großen gingen an der Leine unsrer Gegner, aber schon haben wir manchem darunter ein Bein untergeschlagen, und bald werden Könige und Fürsten uns wieder ihr Mea Culpa stammeln. Die Genies an Höfen, die sind es, auf welche wir noch hauptsächlich Jagd machen müssen."

„Freilich, entgegnete ich, haben die Genies, wie mir mein Oheim, der Küſter bei den eilftauſend Jungfrauen, ſagte, ſchon allerlei Unfug in der Welt angerichtet.“

„Ach ja, fuhr er fort. Man ſollte ein Edict geben, ſie alle gleich nach der Geburt zu erſticken.“

„Giebt es gewiſſe Zeichen, fragt' ich in aller Geiſtesdemuth, woran eine wohlunterrichtete Hebamme ſie erkennen mag?“

„Allerdings, verſetzte er. Ein Genie treibt ſeine Hokuspokus ſchon auf dem Schooße der Mutter, iſt unbändig, möchte den lieben Mond mit den Händchen greifen, zappelt wie ein Aal, wenn man es wickeln will, und ſchlägt um ſich, wenn es ein Gängelband zu Geſicht bekommt.“

Ich. Warum wohl der liebe Gott ſolche Petermännchen erſchaffen mag! Vielleicht hat er ſeine Luſt an ihren Burzelbäumen?

Er. Hm! läßt er doch auch Molche und Eidexen ſich vermehren. Es iſt Ungeziefer, das ausgerottet werden muß.

Ich. Wenn es wieder eine Sündfluth gäbe, und ich wäre Vater Noah, gewiß würd' ich keines dieſer unreinen Thiere in meinen Kaſten aufnehmen, damit die ganze Art untergienge.

Er. Wir müſſen ſuchen, ihnen Kappzäume überzuwerfen.

Ich. Das iſt ein gefährliches Stück Arbeit.

Er. Nicht ſo gefährlich. Sie ſind in der Klemme, und fangen an, ſich ins Verborgene zu flüchten. — Sie, mein lieber Novize, machen fürs Erſte eine Reiſe nach Niederſachſen zu meinem Vetter, einem berühmten Wurmdoktor, der wird Ihnen die nöthigen Addreſſen geben, wodurch Sie an den Höfen Zutritt erhalten werden.

Ich. Und die Nahmen der Genies, welche mir zu Gesicht kommen, merke ich auf?

Er. Ihre Nahmen, und was Sie sonst von ihren Heimlichkeiten erschleichen können. Jeder von ihnen hat seine Jünger, und an diese hängen Sie sich.

Ich. Das scheint mir doch nicht so ganz ehrlich.

Er. Omnia ad majorem Dei gloriam, mein Sohn! Merken Sie sich das. Können Sie Verse machen?

Ich. Zur Noth. Aber sie mögen leicht noch schlechter ausfallen, als die in Ihrer Monatsschrift.

Er. Thut nichts. Ein poetisches Sträuschen, einem solchen Herrn zur gelegenen Zeit überreicht, öffnet oft den Eingang zu seinen Geheimnissen.

Ich. Aber die Genies machen selbst Verse, wie mir mein Oheim, der Küster,

ſagte; und ſonach werden ſie ſich wenig um fremde Reimereien bekümmern.

Er. Es kützelt doch immer.

„Ich verſprach, mir die Sache ad notam zu nehmen. Er ertheilte mir hierauf noch einige Vorſichtsregeln, verſah mich mit Reiſegeld und Briefen, und entließ mich mit ſeinem Seegen.“

„Vor meiner Abreiſe aus Wien frühſtückte ich noch bei den Herren **Hofſtätter** und **Haſchka**. Der erſtere ſchrieb mir in mein Stammbuch:

Seyd liſtig, wie die Schlangen, und einfältig, wie die Tauben.

und der letztere:

Achte nicht das Geſchrei faſelnder Wichtlinge,
Wandle muthig dem Ziele zu!
Rufen Knaben dir auch, wie dem Propheten einſt,
Laut ein ſpöttiſches „Kahlkopf“ zu,
Oder zeiget dir gar einer den bloßen Steiß —
Wink', die Bären gehorchen dir.

„Ich nahm nun meinen Weg wieder nach Baiern zurück, wo es freilich nicht viel für mich zu thun gab, denn hier waren den Genies bereits die Zähne ausgebrochen. Bei der Mauthe begegnete mir ein verwünschter Streich, wodurch beinahe mein ganzer schöner Plan vereitelt worden wäre. Kurz zuvor hatte Pater Frank einen Israeliten bekehrt, und dieser im ersten Glaubenseifer seinen Bart einem Marienbilde zum Opfer dargebracht. Dieses ex voto war vermuthlich durch einen Spasvogel entwendet worden. Man durchsuchte mich bei dem Mauthamte, und in meiner Tasche fand sich der fatale Kapuzinerbart, den ich noch immer bei mir trug. Ich ward ohne weiteres in Verhaft genommen, und wahrscheinlich wartete das Zuchthaus meiner. Dadurch wäre freilich meine ganze Sendung ins Stocken gerathen, oder ich hätte, statt der Genies an Höfen, meinem Meister die Knie genies in

Zuchthäusern aufzeichnen müssen. Glücklicherweise wurde der quäſtionirte Bart dem Hofbeichtvater des Nachts an die Thüre genagelt, daraus ersah man meine Unschuld, und ließ mich laufen."

„Sie werden sich wundern, daß ich auf meinem Rückfluge durch Baiern mich Gretchens und ihres Vaters nicht mehr erinnerte. Wohl dacht' ich ihrer, und eilte mit geflügelten Schritten auf ihre einsame Wohnung zu — allein weg waren sie. Sie hatten, wie ich später erfuhr, einen kranken, geächteten Illuminaten einige Tage bei sich beherberget, und der ehrliche Meier, der von Illuminatism so wenig wußte, als mein Oheim, der Küster, von Kant, sollte auf drei Monat ins Zuchthaus wandern. Er kaufte die Strafe mit Geld ab, nahm sein Vermögen zusammen und verließ ein Land, in welchem die heilige Pflicht der

Gastfreundschaft zum Verbrechen gemacht wird."

Von München ging ich nach Regensburg, wohin ich an den * empfohlen war. — Ein klapperdürres, stülpnasigtes Männchen, aber voll Leben und Feuer. 's geht alles treflich, sagte er bei der ersten Unterredung. Ich habe dieser Tage hier eine Schrift in Umlauf gebracht, die außerordentliche Sensation erregt. Der Verfasser — einer der Unsrigen — gibt darin, nach glaubwürdigen Berechnungen, das Vermögen des Freimaurerordens auf 1731,884,242 Thlr. an. Zugleich macht er diejenigen Mitglieder nahmhaft, welche die Kassenverwaltung unter sich haben, und durch Tortur leicht zum Geständniß gebracht werden könnten. Denn so standhaft, wie Kaiser Guatimozin, werden sie schwerlich seyn."

„Ich dachte damals Freimaurer und Illuminaten nie anders, als in Gesellschaft

mit Giftmischern und Volksaufwieglern, und sonach konnt' ich nicht umhin, den hier vorgeschlagenen Maasregeln gegen so gefährliche Menschen meinen ganzen Beifall zu geben. Nur wollt' es mir nicht in den Kopf, daß es bloß auf ihre Reichthümer angesehen seyn sollte."

„In Würzburg und Fulda entdeckt' ich mehrere von den berufenen Sonntagskindern, aber es war nicht an sie zu kommen. Ich nahm daher meinen Weg geradezu über Kassel, wo der Genius des Schweigens einen Tempel hat, und Göttingen nach Hannover. In Göttingen machte ich die interessante Bekanntschaft eines großen Geistes, der in einem kurzen Zeitraum Markis, Graf, Gesandter und noch allerlei geworden war. Freilich führte er seine Titel wie manches Frauenzimmer den einer Jungfer beim Aufgebot von der Kanzel, das heißt, seine Ansprüche darauf waren etwas zweideutig: bei

den Buchhändlern, in deren Sold er stand, waren sie indessen vollgültig, und wenn ihm auch sein Marquisat nichts abwarf, so trugen ihm doch seine meist gestohlnen Sächelchen ein erkleckliches Honorar ein, um wie ein Genie leben zu können. Das schien mir ein Mann für meinen Meister; ich machte ihm Vorschläge, allein er wies sie von sich mit der Erklärung, daß ihn sein Genius wieder nach Spanien winke, wo man das Talent besser zu schätzen wisse, als in Deutschland, und daß er sich vielleicht seinen Landsleuten noch einmal als Düc und Grand von Spanien zeigen werde."

„Seyn Sie nicht ungerecht gegen Ihre Landsleute, sagt ich; einer der ersten deutschen Dichter hat Sie noch neulich besungen."

„Mich? fragte er erstaunt."

„Oder deutete Bürger nicht auf Sie, als er sang:

So hoch, als er, stieg noch kein dichtendes Genie,
Zum Domherrn, Envoyé, Gesandten und Marquis:
Bald wird er, fährt er fort, so rühmlich sich zu zeigen,
Was irgend Ehre heißt, durch Dichtkunst übersteigen.

kaum hatte ich diese ominösen Verse hergesagt, als er die Stirne runzelte und mir den Rücken kehrte."

„Bist in Göttingen, dachte ich, willst doch auch ein Kollegium hören und für einige Groschen Weisheit mit auf den Weg nehmen. In dieser löblichen Absicht besucht' ich den ersten besten Hörsaal, wo ein gelahrter Mann sich sehr große Mühe gab, zu beweisen, daß ein Hottentott oder Neufoundländer weder Professor an der Georgia Augusta werden, noch eine Theorie der schönen Künste schreiben könne, wasmaßen alle die braunen und gelben und schwarzen Geschöpfe,

die man fälschlich mit dem Namen Mensch belege, Bastarde der Natur seyen, die, ich weiß nicht wer, dem lieben Gott nachgepfuscht habe. Es saß unter seinen Zuhörern ein naseweiser Junge, der sagte, daß die gedachten Stiefkinder des guten Herrgotts doch auch aufrecht giengen, und nach dem Himmel, ihrer Heimath, blickten. Aber der gelehrte Mann, welcher der Natur in ihren Katalogum geguckt hatte, führte ihn schön ab. Wenn ein Pavian vom Baume purzelt, erwiederte er, und dabei auf den Rücken zu liegen kommt, so blickt er auch nach dem Himmel, der darum nicht die Heimath der Paviane ist. — Gut gegeben, sagt' ich zu mir selbst; das hätte mein Oheim, der Küster bei den eilftausend Jungfrauen, ein Argumentum ad hominem genannt. Kannst jetzt gleich an den Meister nach Wien schreiben, daß er keine Jünger nach Asia und Afrika und in die Südsee zu senden

brauche, weil unter jenen Quasimenschen unmöglich ein Genie gedeihen könne."

„Mit dieser Menschenkunde bereichert zog ich meine Straße weiter bis in die Stadt, wo der Herr Wurmdoctor seine Bude hielt."

„Ich traf meinen Mann in einem Schlafrocke, mit einem Ordensbande darüber, welches ich demüthig küßte. Er maß mich mit einem großen Blick. — Der Meister A. grüßt den Meister B., fing ich an, und sendet mich, seinen Jünger, um Ihre Weisung zu erhalten zu einem Kreuzzuge gegen die Söhne der Erde, die Berge auf Berge thürmen, und den Himmel zu ersteigen drohen, wofern nicht die Brüder des schwarzen Bundes, welche an dem I. H. S. kennbar sind, dem frevelhaften Beginnen ein Ziel setzen. — Bei diesen Worten erheiterte sich die Stirne des Doktors, er sah lächelnd auf sein Ordensband, und dann auf mich,

und gab mir das Losungswort, welches ich beantwortete."

„Ach, fing er nach einer langen Pause an, wir haben einen harten Stand. Ich, der ich gewürdigt ward, so manchem Sohn des Himmels den Puls zu fühlen, muß mich verstecken vor dem Gezisch witzelnder Knaben, vor deren unheiligen Händen kein Nimbus und kein Ordensband sicher ist, und die sich nicht entblöden würden, den Ochsen des Evangelisten Lukas beim Horn zu fassen, und dem Elias einen Zipfel vom Mantel zu schneiden. Aber sie sollen — sed motos praestat componere fluctus. — Kommen Sie, lieber Freund! ich werde Ihnen Ihren Weg vorzeichnen."

„Bei diesen Worten führte er mich in ein Kabinet, welches mit den Denkmälern seiner Wunderkuren prangte. Ausgerissene Zähne, Würmer in Spiritus aufbewahrt, eine dürre Melone, welche ihm der Bürgermeister

meiſter von Zwoll zum Geſchenk gemacht hatte, und dergleichen Herrlichkeiten mehr ergötzten meine Neugierde. Nachdem ich mich eine Weile umgeſehen hatte, fieng er an: Ach! hätt' ich die Genies hier zur Section, oder dürft' ich ihnen wenigſtens die Zähne ausbrechen, die Luſt zu Sarkasmen ſollte ihnen vergehen. Er ertheilte mir hierauf eine geheime Inſtruction, gab mir zum Abſchied noch einmal ſein Ordenskreuz zu küſſen, und ſo zog ich weiter nach der Reſidenzſtadt P., wo ich an einen Freund des Doctors, den Geheimſchreiber Z. empfohlen war. Dieſer, ein metaphyſiſcher Kopf, ſchwitzte eben über einem grundgelehrten Werke, worin er ſonnenklar zu beweiſen ſuchte, daß jeder Menſch dem Stocke ſeines Treibers folgen müſſe von rechtswegen, und ſo ihm dieſer zurufe, du ſollſt nicht ſehen und nicht hören, ſey er gehalten, ſich die Augen zu verbinden und die Ohren zu ver-

ſtopfen. Ferner bewies er, daß alles in der Welt bleiben müſſe, wie es von jeher war, und daß folglich da, wo die Jungferſchaften um einen eiſernen Nagel feil geboten werden, keine Keuſchheitskommiſſion je Platz greifen dürfe, indem dadurch die Töchter der Natur in dem Beſitzſtande eines durch Herkommen geheiligten Rechts geſtört würden. Ha, rief er aus, als ich ihm mein ehrfurchtsvolles Erſtaunen über ſeine Gelehrſamkeit bezeigte, das iſt noch nichts. Sie haben doch auch von der franzöſiſchen Revolution gehört und geleſen? Sehen Sie, hier in dieſen zwei Bändchen habe ich bewieſen, daß es den zwölfhundert Geſetzgebern Frankreichs an Menſchenverſtand gebricht; ich, der Geheimſchreiber Omega, habe ihnen den Staar geſtochen und gezeigt, welch erbärmliche Pfuſcher in der Regierungskunſt ihre Mirabeau's, Sieye's, Mounier's, Lally Tollendal's u. ſ. w. ſind, wie ſelbſt ihr Mably, ihr

gepriesener Montesquieu, ihr vergötterter Jean Jaques nicht das ABC von der grossen Kunst verstehen, ein Volk im Lehnstuhl zu beherrschen. — Ja, fuhr er fort, hätten sie mich und Mäster Burke um Rath gefragt, sie wären nie dahin gekommen, sich das Brod in die Suppe vorschneiden lassen zu müssen. Da schwatzen sie von Menschenzweck und Menschenrechten, und können nicht begreifen, daß des Menschen einzigster Zweck ist, Steuern zu bezahlen, und sein einziges Recht — seine Schuldigkeit thun zu dürfen. Alle Vernunft taugt in der Politik so wenig, als in der Religion; der Mensch bedarf keiner Flügel, sondern eiserner Kugeln an die Füße, dies haben mir lange Erfahrungen in meiner Kanzleistube bestätigt."

„In diesem Tone giengs noch einige Stunden fort, bis die Lunge des gelehrten Mannes erschöpft war. Er führte mich hierauf in eine Schenke, wo wir mit einigen

andern der Unſrigen ſpeißten. Es war noch ein fremder Bruder aus E. dabei, ein gewandter Mann, von dem ich ſchon in Regensburg gehört hatte, der auf den Zehen ging, und mit halben Worten ſprach. Er hatte kürzlich dem verſtorbenen Bode einen Strohkranz aufs Grab geſteckt. Hm, flüſterte er, als dieſer Sache erwähnt wurde, ſein Witz thut uns nichts mehr. Gott gebe ihnen allen einen ſanften Schlummer!" —

„In Hamburg war wenig für mich zu thun. Es herrſcht zu viel Freiheitsſchwindel hier, ſagte mir ein Bruder, den ich von ohngefähr daſelbſt traf. Ich gebe mir alle Mühe, aber was kann einer gegen viele? Neulich kam mir, als Cenſor, eine Grabſchrift auf den Freiheitsprediger Forſter zur Hand, die in eine der hieſigen Zeitungen eingerückt werden ſollte. Es wurde darin mit dürren Worten geſagt, Forſter ſey an der Hand der Freiheit dem Himmel, ihrer

Heimath, zugeschwebt. Ist dies nicht eine förmliche Jakobinerapotheose? Ich strich dieses fatale Produkt des all um sich greifenden Maratismus, aber was geschieht? Einige Wochen darauf erscheint es in Altona, dem wahren deutschen Jakobinerneste, wo sich unser Bruder Schirach nur durch ein kleines Wunder erhalten kann. So weit ist es schon gekommen, daß man diesen wackern Kämpen für unser Reich, diesen Mann, der unter den zwölf kleinen Propheten der dreizehnte zu werden verdiente, als Jakobiner zu verschreien sucht! Schirach ein Jakobiner! Diese Stütze der politischen und kirchlichen Hierarchie, dieser untrügliche Seher in die Zukunft, der Visionen hat, wie Sanct Anton und Pater Holzhauser — doch ich verliere den Athem, so oft ich an diesen Gegenstand komme. Ach wir Censoren sind am meisten in der Klemme! Kollega Wenk in Leipzig wird Ihnen, wenn Sie

zu ihm kommen, auch ein Liedchen davon ſingen."

„Nachdenkend über dieſe Herzenserleichterung wanderte ich nach Altona, um den großen politiſchen Seher von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und ein Handbriefchen von dem Meiſter in Wien an ihn abzugeben. Ich fand ihn beſchäftigt, Briefe aus Petersburg und Konſtantinopel zu ſchreiben. Nachdem wir uns erkannt hatten, wurde er ganz vertraut und unterhielt mich eine Weile von ſeinen Verdienſten. Ich habe manchen Nahmen der Unſterblichkeit übergeben, ſagte er unter andern, und theile mit derſelben Hand Lorbeern und Strohkränze aus, Ruhm und Schande. Der Kaiſer von China läßt gegenwärtig mein Journal überſetzen. Wie Noſtradamus beſitze ich den Geiſt der Weiſſagung, aber leider leben wir in einem ungläubigen Zeitalter. Beſonders iſt Altona das Neſt, wo-

hin ſich alle geächteten Jünger der Propaganda flüchten; hier ſchreiben ſie ungeſcheut, was ich mit dem ganzen Aufwand meiner prophetiſchen Beredſamkeit nicht wieder gut machen kann. Ach die däniſche Regierung! Es ließe ſich viel hierüber ſagen, wenn ich nicht einen Titel von ihr hätte. Inzwiſchen nur den Muth nicht verloren. Die Zeit arbeitet für uns. Das Schreckensſyſtem war gut berechnet — wir müſſen es nach unſerer Art anwenden. Wenn man erſt wieder an Geſpenſter glaubt, ſo wird man auch die Macht, ſie zu beſchwören, wieder anerkennen. Unſere Brüder mehren ſich täglich, und die Rache hat uns einige mächtige Kumpen zugeführt. Herr Doctor Kratſius, der für einen geheimen Loyoliten galt, arbeitet an einer Verbindung, deren Früchte ſich bald zeigen werden. Die Zeitſchrift des Meiſters in Wien wird ſich freilich nicht mehr lange halten können, dies verſchlägt uns aber

nichts. Wenn ein Blatt untergeht, so laſſen wir zehn neue dafür erſcheinen. Ich kann Ihnen noch nicht mehr entdecken, denn noch iſt nicht alles reif.“

„So ohngefähr ergoß ſich der Mann vom Dreifuß gegen mich. Er rieth mir hierauf, meine Reiſeroute etwas abzuändern, und über Berlin, Dresden, Leipzig und Eiſenach, und von da in die Rheingegenden zurück zu gehen. Ich ließ mir dieſen Vorſchlag gefallen und langte in dem Augenblick in der Königsſtadt an, wo Friedrichs Nachfolger die Conſiſtorialräthe Teller, Gedicke und Zöllner mit dem Exil bedrohte. Die Herren vom geiſtlichen Inquiſitionstribunal, an welche ich eine Charte hatte, empfiengen mich ſehr freundlich, und luden mich ein, auf den Abend einer Geiſtercitation beizuwohnen, welches ich aber durch die Verſicherung ablehnte, daß ich eine natürliche An-

tipathie gegen alle Weſen aus andern Welten hätte."

„Doch ich ermüde Sie mit einem Einerlei von Gemälden. Alle dieſe Herren dachten, ſprachen und handelten in einem und demſelben Geiſte. Ich fand ſie in Sachſen wie in Preußen, an der Elbe wie an der Donau — hämiſch, jüdiſch und affenartig. Nur ein Paar dieſer Ritter vom Fiſcherringe erlauben Sie mir Ihnen noch vorzuführen. — In Leipzig war ich an Herrn Magiſter Kydius empfohlen. Er hatte von Jugend auf die Manier, ſich dem erſten beſten Genie an den Rockzipfel zu hängen, um auf dieſe Art in den Tempel des Nachruhms einzuſchleichen. Einige dieſer Männer merkten den Spaß, ſchleppten ihn eine Weile mit ſich fort, bis ihm der Schwindel kam, und er am Wege ſitzen bleiben mußte. Zuletzt hatte er ſich in die Politik geworfen, und beurtheilte Staatsverfaſſungen, wie hiebevor Theaterſtücke. Er

erzählte mir im Vertrauen, Franklins Geist sey ihm einmal erschienen, und habe seinen sechsten Sinn aufgeschlossen. Dies, setzte er hinzu, ist nun der dritte Unsterbliche, der mich seiner Erscheinung würdigt. Shakespear weihte mich zum Dichter, Aristot zum Kritiker, und der große Amerikaner hielt mir eine Vorlesung über die Neufränkischen Menschenrechte. Hätten Payne und Forster nur eine Periode davon hören können, die armen Wichte würden nicht so ins Gelag hinein gekannegießert haben!"

„Nach einigen ähnlichen Tiraden, wobei mich der Schlaf anwandelte, beurlaubte ich mich von dem dreimal geweihten Mann, besuchte noch einige andre Brüder, die, wie die Heren im Mackbeth — in nächtlicher Verborgenheit ein Ding ohne Nahmen bereiteten. Allmählig giengen mir denn doch die Augen auf; ich bekam kleine Gewissensanfälle, und fieng an zu zweifeln, ob man,

ad majorem dei gloriam, seinem Nachbarn ein Bein unterschlagen dürfte. — Aus Sachsen kehrte ich durch Westphalen an den Rhein zurück. In Köln beichtete ich dem ehrwürdigen Pater Hahn meine Sünden, und trug ihm meine Gewissensscrupel vor, die er umsonst mit der Kasuistik Busenbaums niederzuschlagen bemüht war."

„Ich pilgerte längs dem Rhein hinauf, und kam nach Neuwied, wo ich den Kasperl der deutschen Litteratur, den vielgelesenen Verfasser der politischen Todtengespräche kennen lernte. Es war mehr Neugier, die mich zu ihm trieb, als Eifer für die Sache des Ordens. Er hatte kürzlich von dem Meister in Wien Briefe erhalten, die er aber nie zu beantworten pflegte. Man lacht hier und da über mich, sagte er unter andern, sehr naiv, und ich lache über die Narren, die meine Blätter so gierig verschlingen, und mir jährlich funfzehntausend Gulden zu lösen

geben. Ich bin von manchen Wahrheiten, die der Zeitgeist in Umlauf brachte, überzeugt, aber — sie tragen nichts ein. Der Meister in Wien ist seinem Unternehmen nicht gewachsen — die Menschen wollen Pasquinaden, keine Kantroverspredigten. Er wird sich lungensüchtig schreien, und vielleicht im Hospital sterben."

„Dieses Geständniß war wenigstens so offenherzig als die Beichte des offenen Sünders. Ich verließ den Ehrenmann, nicht sehr erbaut von seinem Glaubensbekenntnisse, und sah mich in der Stadt um, wo mich das Ohngefähr einem Mann zuführte, der mir die vermummten Obern des Obscurantenbundes in ihrem wahren Lichte zeigte. Ich erschrak bei der Schilderung des Uebels, welches ich in aller Geistesinfalt anrichten konnte, und schämte mich zugleich, ein verächtliches Werkzeug in solchen Händen gewesen zu seyn. Ich kann mich hierüber nicht näher erklären

— aber bald wird die Zeit den Schleier zerreißen, der noch so manches birgt, was im Finstern gemunkelt wird.“

„Mit Empfehlungen meines neuen Freundes versehen gieng ich nach Mainz. In dem Gasthofe, wo ich logirte, fand ich durch einen sonderbaren Zufall den ehelichen Tochter aus Baiern, dessen Tochter ich aus den Händen des fanatischen Kapuziners gerettet hatte. Er war, des Illuminatism verdächtig, eingezogen worden, weil er einen vertriebenen Illuminaten bei sich beherbergt hatte. Seine Tochter flog nach München, um ihres Vaters Loslassung zu erbitten, welches ihr auch gelungen seyn würde, wenn Gretchen gewollt hätte, wie gewisse Herren wollten. Nach einem langwierigen Gefängnisse kam er endlich wieder auf freien Fuß, doch mußte er vorher schwören, nie wieder einem Aufklärer einen Trunk Was-

sers zu reichen. Er, der von Aufklärung so wenig wußte, als ich von dem Mann im Monde, hätte zehen solcher Eide abgelegt: aber kaum sah er sich in Freiheit, so machte er seine Güter unter der Hand zu Gelde, und floh aus einem Lande, wo man nicht einmal eine der ersten Pflichten der Menschlichkeit ungestraft ausüben darf."

„Aber wohin jetzt? fragte ich ihn."

„Wohin? antwortete er, — ins Land, wo man so erst die Bastille niedergerissen hat, und den Pflug höher zu achten anfängt, als ein Ludwigskreuz."

„Während dieser Unterredung kam Gretchen herein. Wir grüßten uns als alte Bekannte. Beim Nachtessen und einer Flasche Niernsteiner wurde die Unterredung vertrauter, und ich ließ mich leicht bereden, mit diesen guten Menschen nach dem neuen

Eldorado zu wandern. Wie es uns dort ergieng, und warum wir wieder nach Deutschland zurückkehrten — dies alles läßt sich nur an einem langen Winterabend erzählen."

„Also bis dahin."

X.

Blick aus meinem Fenſter.

Lieber Leſer, willſt du dich ein wenig an der ſchönen Ausſicht ergötzen, die ich aus meinem Fenſter habe? Die Gegend hat den ſanften Karakter einer Geßnerſchen Landſchaft. Hier gleich unten die grasreichen Wieſen von einem Waldbache durchſchnitten, der — was freilich nicht zur Ausſicht gehört, aber für einen Appius mehr Reiz hätte, als der Golf von Neapel und der Niederwald im Rheingau, treffliche Forellen und Krebſe hat;

hat; — weiter hin der Hügel mit dem Eichenwäldchen — im Hintergrunde Tannenhaine von kreiſchenden Raubvögeln bewohnt, und nackte Felsgebirge. Dort der Thurm einer alten Ritterburg, die wir aus dem andern Fenſter ganz ſehen werden, denn hier hindert uns jener verwünſchte Nußbaum, welcher mich überhaupt hindert, die ganze Gegend mit einem Blick zu überfliegen. Doch warum verwünſche ich einen Baum, der vielleicht eine arme Familie mit dem Oel ſeiner Früchte nährt? Aber ſo ſind die Menſchen, überall Selbſtſucht, und oft ſogar in der Selbſtverleugnung! — Ich kenne unter andern einen ſonſt ganz wackern Mann, der öfters gegen mich den Wunſch äußerte, daß doch die Gegend um ſein Gut ein Paar Stunden in die Runde — einige Städchen und Dörfer mit inbegriffen, von einem unterirdiſchen See verſchlungen werden möchte, damit er das

Vergnügen haben könnte, auf einer Insel zu wohnen.

Du lächelst, Leser? oder das Blut schießt dir in die Wange? — Die Hand aufs Herz! Ich will deine Beichte nicht hören, nur ein wenig duldsamer möcht' ich dich machen.

Aber da bin ich schon wieder von meinem Fenster weg, und von der reizenden Aussicht, die mich oft stundenlang beschäftigt.

Die drei geistlichen Kurfürsten wohnen freilich noch reizender, aber nicht Jedermann kann Kurfürst seyn. Auch mögen sie schwerlich so harmlos und zufrieden aus ihren Schlössern auf die gesegneten Rheinfluren hinausschauen, als ich in die hier umliegende Gegend, obgleich dort auf dem Schieferfelsen für sie ein köstlicher Nektar

wächst, und dieſe Wälder mir nichts geben als Schatten und Holz für meinen Kamin.

Warlich, ich würde meinen Knotenſtock um keinen Krummſtab vertauſchen, und den aus den Haaren meiner Gabriele geflochtenen Ring nicht um den koſtbarſten Diamant.

Zufriedenheit, du wohnſt zwar überall, nicht nur bei dem, der ſein Schiffchen ans Ufer gezogen und ſich in eine Hütte gerettet hat, ſondern auch zwiſchen Aktenſtößen beim Geſchäftsmanne, der, wenn er ſich auch durch Sonnette unſterblich machen könnte, doch lieber zum Beſten ſeines leidenden Bruders der Chikane die Larve vom Geſicht reißt. Aber nie würdigſt du den eines Lächelns, der ſein kleines Selbſt nur zum Zweck hat, indem er andern dient, der ſich erſt zum Fußſchemel brauchen läßt, um deſto

ſicherer auf die Schultern ſeines Nachbars zu kommen.

Doch — ich bin wie ein Irrwiſch, der immer vom geraden Wege abhüpft, und die neckt, welche ihm folgen.

XI.

Die Emigrantenfamilie.

Dort am Hügel blinkt zwiſchen Geſträuch und Bäumen das hellrothe Ziegeldach einer kleinen Meierei hervor. Der Beſitzer iſt ein alter ehrlicher Bauersmann, bei dem ich manchmahl an warmen Sommertagen eine zukehren pflege, um mich mit Obſt oder Milch zu erfriſchen. Vor einigen Wochen machte ich ebenfalls einen Spaziergang dahin. Bei meinem Eintritt in die Wohnſtube ſah ich ein Buch auf dem Tiſch. Ich ſchlug

es auf, wie ich denn die üble Gewohnheit habe, kein Buch unberührt zu lassen, und war sehr verwundert, Pascals Gedanken in der Ursprache zu finden.

Der Meyer bemerkte mein Erstaunen. Meine Familie, sagte er, hat sich, seitdem Sie nicht mehr bei mir waren, vermehrt. Ein alter ausgewanderter Offizier wohnt bei mir mit seinen beiden Töchtern.

Sonderbar, erwiedert' ich. Ihr schient doch sonst diesen Menschen nicht gar zu hold.

Wie sich nun die Sachen fügen können, versetzte er. Sie wissen, daß ich den siebenjährigen Krieg mitmachte. In der Schlacht bei Bergen wurde ich schwer verwundet und lag unter einem Haufen von Todten, die so eben in eine Grube geschartt werden sollten. — Werft diesen Hollunken nur immer mit

hinein, sprach ein brutaler Kerl, der dabei stand: wir haben genug an unsern eigenen Blessirten zu kuriren. Dies würde auch geschehen und ich eines schrecklichen Todes gestorben seyn, wenn nicht zufällig ein junger verwundeter Offizier, auf einige Soldaten gestützt, daher gekommen wäre. Er hörte meine Wehklage, und erfuhr, was vorging. Indem er mich genauer ins Auge faßte, erkannte er in mir denjenigen, welcher ihm ein Paar tüchtige Säbelhiebe beigebracht hatte. — Du bist ein wackerer Bursche, sagte er, ich werde dich auf meine Kosten verpflegen lassen. Er gab hierauf Befehl, mich in das Spital zu bringen, wo er mir's an nichts fehlen ließ. — Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich vor einigen Tagen einen Mann in der Uniform meines edelmüthigen Feindes zu mir eintreten sah. Der Anblick dieser Uniform löschte sogleich allen Groll aus, den ich gegen das Völklein

der Ausgewanderten hege. Sie sind vom Regiment Elsaß, sagt' ich — lebt der Graf von M. noch? — Er sah mich mit großen Augen an. Ich bin es selbst, entgegnete er, und komme, bei Euch einen Aufenthalt für mich und meine beiden Töchter zu suchen. Kanntet Ihr mich ehemals? Ich erinnerte ihn an jenen Vorfall — sein Gesicht erheiterte sich, er drückte mir die Hand und sagte: Dieses rothe Band war der Lohn für jene Wunden, die ich von Euch erhielt, und es ist das Einzige, was mir mein Vaterland übrig ließ. — Sie können leicht denken, daß ich den Erretter meines Lebens mit tausend Freuden bei mir aufnahm, und daß ich für ihn thun werde, was in meinen Kräften steht. Machen Sie des braven Mannes Bekanntschaft; ich habe von seinen Schicksalen nur hier und da ein Stückchen erfahren, aber auch dieses Wenige schon hat mir eben nicht weichen Graukopf Thränen gekostet.

Meiner täglichen Vorstellungen ungeachtet arbeitet er wie ein Bauersmann, und so auch seine Töchter.

Die Erzählung des ehrlichen Meiers erregte meine Theilnahme und meine Neugierde. Dieser Fremdling schien mir von etwas besserem Schrot und Korn, als seine irrenden Kreuzbrüder, und ich beschloß daher, seine Zurückkehr von der Wiese, wo er mit der Heuernte beschäftigt war, abzuwarten.

Nach ohngefähr einer Stunde, die ich mir mit Lesen im Pascal vertrieb, kam er mit seinen Töchtern. Sie waren alle wie Bauersleute gekleidet, nur trug der Vater im Knopfloche seines schwarzen Zwillichrocks sein Ludwigskreuz. Ein Witzling hätte bei diesem Anblick gelächelt — ich wurde davon gerührt, denn der Mann sah nicht darnach

aus, als ob er auf ein armseliges Spielwerk der Eitelkeit einigen Werth setzte. Ich suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, welches er anfänglich mehr zu vermeiden als zu suchen schien. Bald riß ihn das Interesse einiger Ideen hin, und wir schlossen uns näher an einander. Ein einfacher Karakter von scharfen Umrissen; strenge Begriffe von Ehre — geübte Blicke, die nur bisweilen ein Wölkchen alten Vorurtheils trübte; ein Ansatz von Menschenscheu, den ein angebornes Wohlwollen hinderte, in Menschenhaß überzugehen — so beurtheilt' ich meinen Mann in der ersten Stunde, und so fand ich ihn durchweg in allem, was ich von ihm sah und hörte.

Seine beiden Töchter mochten zwischen siebenzehn und zwanzig Jahren seyn. Die Natur hatte sie nicht stiefmütterlich behandelt. Die ältere, eine kaum entblühte Ro-

se, aber schon vom Wurm angefressen. Finstre Melancholie beschattete ihr Antlitz, und ihre Lippen verzogen sich bisweilen zu einem wilden Lächeln. Die jüngere hingegen war lebensfroh und wenig bekümmert um das, was sie verloren hatte, wenn sie nicht durch einen Blick auf ihren Vater daran erinnert wurde. Sogar schien sie sich in ihrer ländlichen Tracht zu gefallen.

Nach einigen Besuchen, die ich bei dieser Familie ablegte, erzählte mir der Alte seine Geschichte wie folgt:

„Ich war achtzehn Jahr alt, als der siebenjahrige Krieg ausbrach. Könige sollten keine Epigramme machen, wenigstens hätte sich König Fritz die Feindschaft Frankreichs ersparen können, wenn er ein Bonmot auf die Mätresse oder Nebengeliebte, wer dies Wort lieber mag, unterdrückt hätte. Ruhm-

ſucht war damals meine einzige Leidenſchaft. Du gehſt in den Krieg, dacht' ich, holſt dir einige Bleſſuren und ein rothes Band, und kehrſt dann auf deine Güter zurück. Mein Wunſch wurde erfüllt. Die Säbelhiebe dieſes ehrlichen Alten verurſachten mir eine Lähmung im Arm — ich war unfähig, länger zu dienen, erhielt meinen Abſchied als Hauptmann und das Ludwigskreuz, welches Sie noch an mir ſehen. Ich lege es nicht ab, weil es mein theuer bezahltes Eigenthum iſt, und zugleich auch für mich ein memento mori gegen gewiſſe Anfälle von Eitelkeit. Mein Vater ſtarb; ich übernahm ſeinen Namen und ſeine Güter, verheurathete mich, las, botaniſirte, philoſophirte, ſah fleißig auf meinen Feldern und Wieſen nach, und erzog meine Kinder, deren ich drei habe. Die Geburt des letztern koſtete meiner Gattin das Leben. — Die Revolution brach aus. Ich hatte meine Unterthanen nie ge-

drückt, ihnen manche Erleichterung verschafft, und trug mich sogar mit dem Gedanken, das Joch des Feudalsystems von ihrem Nacken zu nehmen — da standen sie auf und zerbrachen es selbst."

„In der That mißgönnte ich ihnen ihre Freiheit nicht, nur wär's mir freilich lieb gewesen, wenn sie solche als Geschenk von meiner Hand hätten annehmen wollen. Verzeihen Sie mir dieses Geständniß meiner Schwäche, wer in Vorurtheilen groß geworden ist, den stechen sie von Zeit zu Zeit noch immer, wie längst verharschte Wunden."

„Ich sah inzwischen bald, daß die Revolution nicht mehr von dem Geiste des Zeitalters, sondern von dem unreinen Dämon einer Faction geleitet, und so von Hand zu Hand gehen und über Frankreich alles Unheil einer gänzlichen Anarchie bringen wür-

de. Den Degen führen konnt' und wollt' ich nicht, darum bezog ich mit meinen Töchtern ein einsames Landhaus, und lebte daselbst in tiefster Stille. Mein Sohn wanderte aus und ließ sich unter die Koblenzer Armee aufnehmen. Ich hatte hieran keinen Antheil, ob ich gleich im Herzen billigte, was er that. So lang' es unentschieden blieb, wofür sich die Mehrheit der Nation erklären werde, so lange begieng er kein Verbrechen gegen sein Vaterland. Hätt' ich damals gewußt, daß es den Herren bloß um ihre Feste zu Chantilly und Klein-Trianon und um ihre offene Rechnung im rothen Buche zu thun sey, ich würde meinen wackern Armand eher durchbohrt, als ihm Erlaubniß gegeben haben, die Rotte jener unseligen Kreuzfahrer zu vermehren."

„In unsrer Nachbarschaft auf dem Lande lebte ein junger Mann von gutem Hause,

ein wenig rauh, aber voll Ehrgefühls, Muth und Vaterlandsliebe. In der Einsamkeit waren die Griechen und Römer sein Umgang gewesen; sein hochfliegender Geist strebte ihnen nach, und er sprang hoch auf vor Entzücken, als die Revolution ihm einen Weg zu jenen Unsterblichen öffnete. Er liebte meine Aline, die älteste meiner Töchter, sie ihn ebenfalls, und ich würde auch, der Verschiedenheit unsrer Meinungen ungeachtet, keinen Anstand gefunden haben, ihre Hände zu vereinigen. Nur Schwächlinge sind mir verächtlich — wer mit festem Schritt einem Ziel entgegen wandelt, es stehe hoch oder tief, und dabei nie aus dem Gleise der Ehre tritt, ist mir achtungswerth, welches auch sein politisches oder kirchliches Glaubensbekenntniß seyn mag. Renault, so hieß der junge Mann, gieng als Anführer eines Bataillons von Freiwilligen zur Rheinarmee ab, und die nähere Verbindung der

beiden Liebenden wurde bis zu seiner Zurückkunft ausgesetzt."

„Unterdessen wurde die Lage in den Provinzen mit jedem Tage schrecklicher. Der Zerstörungsgeist des Volks, welches die Freiheit nun eben so wenig zu tragen vermochte, als vorher den Despotism, durchbrach alle Schranken — allenthalben erblickte man verödete Fluren, zerstörte Schlösser; auch die meinigen giengen im Rauch auf, und ich selbst wurde als Vater eines Emigranten angeklagt, und gewann kaum noch so viel Zeit, mit meinen Töchtern über die Grenze zu entkommen."

„Wir nahmen unsern Weg nach Deutschland, wo wir ohne widrigen Zufall anlangten und uns in einem Dorf an der Heerstraße einwohnten. Von da aus schrieb ich an meinen Sohn, dessen Korps kaum eine

Tag-

Tagreise weit entfernt stand, aber ach! er erhielt ihn nicht. — Wir sollten uns hienieden nicht mehr sehen."

„Um diese Zeit brachen die Deutschen über den Rhein, Vauban's berühmte Linien wurden fast ohne Schwertschlag genommen und mehrere Gefangene von der in Unordnung fliehenden französischen Armee eingebracht. Zwei Tage nach diesem Vorfalle stand ich von ohngefähr mit meinen Töchtern am Fenster unsrer ländlichen Wohnung, als eben ein Wagen mit blessirten Nationalgarden die Straße daher gefahren kam. Ein Gemisch widerstreitender Empfindungen bemeisterte sich meiner bei dem Anblick dieser unglücklichen Opfer einer in Schwärmerei ausgearteten Freiheitsliebe, und ich zog mich von dem Fenster zurück, um — ich weiß nicht ob ihnen oder mir, das Erröthen zu ersparen, wenn wir uns etwa als Landsleute er-

kennen ſollten. Kaum hatte ich mich gegen die Thüre gedreht, als meine älteſte Tochter einen lauten Schrei ausſtieß. Ich ſprang auf ſie zu und fand ſie ohnmächtig in den Armen ihrer Schweſter.“

„Indem wir noch beſchäftigt waren, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, öffnete ſich die Thüre unſeres Stübchens, und herein trat — Renault, der Verlobte meiner Aline. Er trug den rechten Arm in einer Binde, und ein ſchwermüthiger Ernſt verdunkelte ſein ſonſt heiteres, offenes Geſicht. Niemand von uns konnte ein Wort hervorbringen — es war die bange Schwüle eines heranna-henden Gewitters, die eines jeden Bruſt be-klemmte. Renaults furchtbare Blicke ver-weilten bald auf mir, bald auf Alinen, die ſich inzwiſchen wieder etwas erholt hatte. Sie ſtreckte die Arme nach ihm aus. — Un-glückliche, rief er, du weißt nicht, daß dei-

nes Bruders Blut an meinen Händen klebt. Die Wirkung dieser Worte läßt sich leichter denken, als beschreiben. Ich stand da, wie eine Bildsäule — Aline hieng leblos in meinen Armen — ihre Schwester allein hatte Thränen für ihren Schmerz."

„Hören Sie mich einen Augenblick, hub Renault wieder an; ich stieß im Gefecht auf Ihren Sohn, auf den Bruder meiner Aline, und — konnte ihn retten —"

„Ungeheuer, rief ich, du konntest ihn retten —"

„Ja, unterbrach er mich, aber nur für die Guillotine, denn er führte ja die Waffen gegen sein Vaterland. Er selbst bat mich, ihm den Tod zu geben. Ach, er dachte nicht daran, welches Opfer er von mir forderte. Aline, ich darf dir die Hand nicht reichen, woran das Blut deines Armand klebt. Mein

dunkles Schicksal wollte, daß ich allem entsagen sollte, außer meinem Vaterlande. Ich habe geblutet für dasselbe, ich werde vielleicht noch für dasselbe sterben. — Dieser Gedanke macht mich stark genug, mein Unglück zu tragen als Mann. Ihr haßt mich jetzt, ihr flucht mir, aber ihr könnet doch unmöglich gering von mir denken. Lebt wohl! Eine bessere Welt wird uns wieder mit einander aussöhnen."

„Mit diesen Worten entfernte er sich, und ließ uns in einem schrecklichen Zustande zurück. Erlassen Sie mir die Erinnerung daran. Ich bin ruhiger geworden, und kann mich wenigstens zerstreuen. Der stumme Gram meiner Aline wird nach und nach in sanftere Schwermuth übergehen, und meine Theodote hat zu viel französisches Blut, und ist zu

jung, um lange dem Kummer nachzuhängen."

So weit die Geschichte dieser Familie. Der ehrliche Meier, bei dem sie wohnen, hat keine Kinder, und will ihnen sein Gut als Eigenthum vermachen.

XII.

Kosciusko.

Wie dieser, der letzten Pohlen einer, mit meinem Emigranten zusammen komme? — Du sollst es sogleich hören, lieber Leser!

Ich war neulich wieder in der Meierei. Sehen Sie, rief mir der Graf beim Eintritt entgegen, sehen Sie, daß ich kein verhärteter Aristokrat bin, und jedes große Beginnen ehre, wenn es nicht von Knaben oder Schurken unternommen wird. Denn auf-

richtig! Aus der Hand eines Katilina möcht' ich so wenig Freiheit, als aus der Hand eines Calonne einen Wechsel annehmen.

Bei diesen Worten reichte er mir ein beschriebenes Blatt hin, welches ein aus dem Pohlnischen übersetztes Gedicht auf den Mann enthielt, der, wie Brutus, seinem Vaterlande Freiheit geben wollte, aber gleich dem Römer umsonst ankämpfte wider das unerbittliche Verhängniß, in dessen Büchern nun einmal das alte Reich der Piasten ausgestrichen war.

Hier eine Nachbildung der französischen Uebersetzung, eine Kopie der Kopie.

An Kosciusko.

Du kämpftest männlich für dein Vaterland,
Des Sieges werth, ob das Verhängniß gleich
Es anders in die ehrnen Tafeln grub.
Nicht jenem falschen, nächtlichen Phantom,
Das Bürgerblut zu seinem Opfer heischt,
Und mit der Fackel, statt zu leuchten, sengt,
Dem Frankreichs Ohnehosen Tausende
Von ihren Brüdern würgten, weihtest Du
Dein Schwert und Deinen starken Ritterarm.
Dich rief Dein Volk, Dich rief Dein Vaterland,
Zu schützen die Gesetze, die es sich
Nicht in dem Rausche toller Leidenschaft,
Nein, mit Besonnenheit und Würde gab;
Und wo die Pflicht gebeut, da darf der Mann
Nicht rechnen. Wie wird der Erfolg wohl seyn?
Vermag sein Arm auch nicht des Schicksals Rad
Im Lauf zu halten, dennoch muß er stehn,
Und ob ihn gleich das Rad darnieder rollt.
Sein Tod ist ihm und seinem Volk Gewinn.
Auf der geweihten Stelle, wo er fiel,
Wird einst der Enkel weiten andachtsvoll,
Und lernen, was der Mensch vermag, wenn er
Des Gottes Stimme hört, der in ihm wohnt,
Und daß es etwas giebt, was selbst den Tod
Uns wünschenswerther als das Leben macht.

Zwar ward auch dieser Tod Dir nicht gewährt,
Doch rächen wird die Nachwelt Deine Schmach.
Denn unbestechlich ist ihr Richterspruch.
Trag' immer Ketten dem Verbrecher gleich,
Sie ehren mehr Dich, als ein Ordensband.
Der freie Mann ist auch im Kerker frei,
Und Sclave mancher, der den Purpur trägt.

XIII.

Eine Epiſode.

Man pocht an der Thür. — Herein! — Wer ſeyd Ihr, guter Freund?

„Ein Krüppel, wie Sie ſehen.“

Das heißt, ihr habt ein geſundes und ein hölzernes Bein.

„Und damit gehts ſehr langſam durch die Welt, beſonders wenn einem viele Reuter und Equipagen in den Weg kommen.“

Wie traf euch dieſes Unglück?

„Durch die Schuld meiner Thorheit.“

Ihr habt euer Lehrgeld wenigſtens nicht umſonſt ausgegeben.

„Sie meinen, weil ich nun doch einſehe, daß ich ein Thor war? Hinter drein iſt jeder Affe klüger, und am Ende hilft mir dieſe Klugheit nie wieder zu meinem verlohrnen Bein.“

Ich will Euch einen guten Rath geben. Klugheit habt Ihr gelernt in der Schule des Unglücks, lernt jetzt Weisheit von Euch ſelbſt.

„Was ſoll ſie mir frommen?“

Sie wird euch lehren, wie ein Mann ſein Schickſal trägt.

„Ich wollte ein Allmoſen von Ihnen verlangen; dieſer Rath iſt wohl eben ſo viel werth. Danke ſchönſtens.“

Bleibt, Alter! Guten Rath geb' ich nie an Allmoſens Statt — und wie könnt' ich auch, da ich nie wiſſen kann, ob er dem wirklich gut iſt, dem ich ihn ertheile? — Hättet Ihr nicht Luſt, mir Eure Geſchichte zu erzählen? — Hier iſt ein Stuhl; ſetzt Euch!

„Meine Geſchichte haben Sie wahrſcheinlich oft geſehen und gehört. Ich war ein junger Wildfang, reich und mein eigner Herr. Einige Jahre lang gings bei mir im Saus und Braus. Ich hatte eine Menge Freunde, ſo lange der Champagner auf meinem Tiſche ſchäumte, aber auch nicht einen einzigen Bekannten mehr, da nun die Flaſchen leer waren, und niemand mehr crediriren wollte. Ich machte hierauf allerlei Projekte; bald wollt' ich ein Klauſner werden, bald nach Amerika wandern und mein Heil als Landbauer verſuchen."

Vielleicht war dieser Einfall der beste.

„Auch hätt' ich ihn wahrscheinlich ausgeführt, da begegnete mir von ohngefähr ein Bauersmann. Ich warf einen Blick auf seine braunen, schwielenvollen Hände, und dann auf die meinigen. Nein, sprach ich zu mir selbst, zum Graben taugst du nicht, zu Betteln schämst du dich! In England, wo es keine Schande bringt, sich hängen zu lassen, gäb' es einen Ausweg, aber im rohen Deutschlande kann ein ehrlicher Kerl nicht einmal an der Landstraße liegen, ohne sich und seine Familie bis auf Kindeskinder hinaus zu prostituiren. — Während ich so erbauliche Betrachtungen anstellte, es war auf einem Spatziergange, kam ein Offizier auf mich zu, in welchem ich einen meiner ehemaligen Schulfreunde erkannte. Ich entdeckte ihm meine Lage, er beredete mich, Dienste unter seinem Freikorps zu nehmen, und machte mir so blen-

dende Hoffnungen, daß ich mit Freuden mein Bischen Freiheit für sechs Kreuzer des Tags und ein Stück Kommisbrod hingab. Wir zogen bald ins Feld; ich hielt mich brav, zündete unter andern einmahl ein beträchtliches feindliches Magazin an, und mein Hauptmann — erhielt dafür das kleine Kreutz. Ein andermahl rettet' ich durch meine Wachsamkeit einen Posten, der beinahe schon von dem Feinde umgangen war, und ein bartloses Mutterſöhnchen von funfzehn Jahren, welches aber wenigstens doppelt so viel Ahnen zählte, wurde dieser That wegen vom Kadet zum Lieutenant befördert. Ich ließ einige zu laute Worte über diese Ungerechtigkeit fallen, wurde verhaftet und erhielt funfzig Stockprügel. Dafür traf aber auch meine erste Kugel den Laffen, der dieſe Schändlichkeit veranlaßt hatte. — Was ſoll ich Sie mit Alltagsgeſchichten langweilen? Ich deſertirte zwei oder dreimahl,

ſchlug mich, ohne wiſſen warum, in zehn bis zwölf Treffen, half da und dort einem Taugenichts zu einem Band oder Lorbeerblättchen, verlor ein Bein, weil mein Obriſter ein Gläschen zu viel getrunken hatte, und im heroiſchen Taumel ein Blockhaus mit leichten Truppen angreifen ließ, und erhielt zum Lohn einen Laufzettel, worin beurkundet war, daß ich — kein Hollunke ſey, und mit meinem hölzernen Bein ziehen könne, wohin ich wolle. Zum Glück hab' ich leichtes Blut, und nehme die Sachen nicht mehr ſo ernſthaft, wie in meinen jüngern Jahren. Gelebt hab' ich, und den Tod fürchte ich nicht, denn ich habe ſeit lange Bekanntſchaft mit ihm gemacht."

Guter Mann, wenn ich reich wäre —

„Ich ſeh's Ihnen am Auge an, was Sie alsdann thun würden. Gott ſegne Sie für Ihren guten Willen."

Hier nehmt!

„Ein andermahl. In solchen Augenblicken giebt man gewöhnlich mehr, als man vor Weib und Kind verantworten kann. — Ein andermahl!"

XIV.

Mein Schreibepult.

Also weiter auf meiner Himmelsreise! —

Hier zwischen beiden Fenstern steht mein Schreibepult, dem ich mich nicht selten mit einer gewissen Bangigkeit nähere. Denn wenn es wahr ist, was irgendwo — ich glaube gar in einem heiligen Buche — so schreiben steht, daß nämlich wir in der Stunde unserer Erdengeburt von jedwedem unnützen Worte werden Rechenschaft geben

müssen, so sieht es wahrlich sehr übel mit uns armen Schriftstellern, besonders mit denen, welche gern plaudern, wie mir denn diese Menschlichkeit auch manchmal begegnet. — Ob zu den unnützen Worten auch die Gedankenstriche gehören, oder ob diese vielmehr eine eigene Art von Sünde ausmachen, hierüber konnt' ich noch in keinem Kasuisten Aufschluß finden. Wehe dann denen, die Striche statt der Gedanken machen, und den Leser, welcher sich damit nicht begnügen läßt, zwingen, über der Lektüre — selbst zum Autor zu werden!

Aber ich verliere meine Materie, indem ich darüber spreche. Hätt' ich doch jetzt die schönste Veranlassung, dem Erfinder der Schreibkunst eine von Gelehrsamkeit strotzende Lobrede zu halten, oder sein Gebein, wo es auch immer liegen mag, durch die Muse des Herrn Thomas kanonisiren zu

laſſen! Allein wer ſagt mir, wie der ehrliche Mann hieß? Am Ende könnten ſich noch ein Paar Philologen darüber balgen, ob mein Panegyr eigentlich dem grauen Cajus, oder dem weiſen Sempronius gebühre, und ich hätte das Aergerniß — allenfalls auch die blauen Augen — auf meiner Seele. Alſo nichts davon.

Aber von meiner Schreibfeder darf ich ein Wörtchen ſagen. Sie hat ſchon manche meiner trüben Stunden erheitern helfen, und iſt gleich willig, ein Briefchen an Chloen, oder ein Epigramm auf meinen filzigen Nachbar Ypſilon, oder gar eine algebraiſche Formel niederzuſchreiben. Die Gans, aus deren Flügel ſie kam, war eine der ſtattlichſten aus dem alten Geſchlechte, welches durch ſein Geſchnatter einſt das Kapitol rettete, und, wie Bürger ſagt, ſelbiges nun durch ſeine Kiele umzuſtoßen droht. Als ſie, löſ-

lich gebraten, mit einer Kastanienfülle auf meinen Tisch gebracht wurde, da staunten alle Anwesenden, und ich selbst knöpfte mir ganz sachte die Weste auf. Mein Gevatter, ein wohlbeleibter Oeconomierath, dessen Magen so trefflich ist, daß er bereits zwei Landgüter verdaut hat, zog sich durch die Leber dieses kapitolinischen Abkömmlings eine Indigestion zu.

Wer mich dieses Sprungs wegen von meiner Schreibfeder auf die Gans tadeln wollte, der weiß wohl nicht, daß es unter allen Panegyristen und Biographen herkömmlich ist, zuerst das Lob der Großväter und Großmütter der Helden anzustimmen, die man unter die Sterne versetzen will, und dann erst das ihrige.

Um denn doch wieder auf meine Schreibfeder zu kommen, so muß ich ihr zum Ruhm

nachsagen, daß sie unter die treuesten Freunde gehört. Was ich ihr anvertraue, verschweigt sie redlicher, als Herr Winnkopp in Mainz die Nahmen seiner Korrespondenten. Auch giebt sie mir manchmal zu ganz ernsthaften Betrachtungen Anlaß.

In der That! wie unbedeutend ist ein solcher Kiel, und aus ihm fließen oft Ruhm und Schmach — Wohl und Weh für Tausende — Messiaden und Ritterromane, Religionsedicte und Kritiken der Offenbarung. Freilich thut der Kiel eigentlich nichts dabei, denn man schrieb mit andern Werkzeugen, noch bevor man ahnete, daß man auch auf Gänseflügeln sich zur Unsterblichkeit hinaufschwingen könne; allein es liegt nun einmal in unserer Natur, auch das todte Werkzeug, mittelst welchem etwas mehr als Alltägliches gethan oder hervorgebracht wurde, mit einigem Interesse zu betrachten. Ich wenigstens

fühlte ein mit Ehrfurcht gemischtes Grauen, als ich im Museo zu Kassel den Degen Karls XII. in die Hand nahm, und ich glaube nicht, daß es einen Menschen giebt, wenn er nicht zur Schildkrötenrace gehört, der kalt und gleichmüthig den Dolch begaffen könnte, womit Brutus sich in Freiheit setzte. Dieser Dolch könnte allenfalls aus einerlei Stück Eisen mit meinem Tischmesser gemacht seyn, und doch erregt das letztere nie eine Idee in mir, als etwa die des Schneidens, falls nemlich ein fetter Braten vor mir steht.

Dich, meine liebe Schreibfeder, wird zwar die Nachwelt nicht so merkwürdig finden, als ein Fragment von Shakespear's Bettlade, oder ein Blättchen von dem Maulbeerbaum, den dieser Liebling der Natur pflanzte, aber ich werde dich darum nichts desto weniger in Ehren halten. Ist einst mein Fritz herangewachsen, und weiß dich zu brauchen, so werd' ich ihm sagen:

Ich übergebe dir diese Schreibfeder mit eben der Empfindung, wie der alte Krieger seinem Sohn das Schwert übergiebt. Vertheidige damit die Rechte deiner Brüder, aber erniedrige sie nicht zu Pasquinaden und Gemälden in Petrons Geschmack. Noch weniger verkaufe sie einem Großen zu Lob oder Tadel. Justus Lipsius weihte die seinige der Mutter Gottes — ich hoffe, du werdest diese einst ohne Herzklopfen auf dem Altare der Wahrheit niederlegen können.

XV.

Die Tobackspfeife.

Neben der Feder die Tobackspfeife!

Warum nicht? In einer Gelehrtenwirthschaft sieht es immer ein wenig bunt aus. —

Der Jesuit Balda besang die Tobackspflanze in einem eignen Poem, und auch ich würde längst schon mein Pfeifchen mit einem Liede verewigt haben, wenn Lieder, für die Ewigkeit gemacht, Jedermanns

Sache wären. An Stoff sollte es mir nicht fehlen, obgleich Herr Salzmann das Rauchen unter die neun und neunzig bösen Dinge zählt, welche aus der Büchse der Pandora in die Welt gestoben sind.

Ich meines Theils, der ich freilich das menschliche Elend noch in keiner Gallerie beisammen gesehen habe, ergötze mich immer, wenn ich des Abends einen Landmann vor seiner Hausthür erblicke, der sein Pfeifchen schmaucht. Und wie oft hat eine Pfeife Toback mir die Grillen verscheucht! Wie behaglich läßt sichs dabei denken und — träumen!

Träumen, sagst du, weiser Mann, der gewohnt ist, alles nach Senkblei und Winkelmaaß zu prüfen?

Miß du nur immer, und laß mir meine Träume! Ich kann sie unmöglich aufgeben,

denn es sind nicht Kinder einer irren oder verwöhnten Phantasie, sondern das Werk meines höher strebenden und ahnenden Geistes. —

Eine Pfeife Toback bringt die Menschen näher zusammen. Der Wilde reicht sein Pfeifchen dem Fremdling dar, den er zum erstenmahl erblickt, und der Bund des Friedens ist zwischen ihnen geschlossen.

Selbst die Musen, ob sie gleich Frauenzimmer sind, rümpfen doch die Nasen nicht über einen armen Dichter, der ihnen, statt des zu kostbaren Weihrauchs, einige Tobacksblätter anzündet.

Unsre eleganten Damen sind weniger gefällig. Ich hörte neulich ein Gespräch über diesen Punct zwischen zwei solchen — ich weiß nicht ob wohl- oder hochgebohrnen — Jüngferchen. Es galt einem verdienstvollen jungen Manne, den sie in der Baumpflanzung *)

*) Eine Promenade in *.

angetroffen hatten, wie er zu seinem Kaffee ein Pfeifchen schmauchte.

Fi donc! der Mensch hat nicht die mindeste Education, sagte Dämchen A.

Er ist ein Gelehrter, und die haben gewöhnlich plumpe Sitten, erwiederte Nachbarin B.

„Das kommt vom Bücherlesen."

Und vom Büchermachen. Dieser da ist ein Schriftsteller.

„Das könnte man ihm noch verzeihen, wenn er nur die häßliche Gewohnheit des Wilden nicht an sich hätte."

Gute Mädchen! der Himmel lasse euch bald eine sogenannte gute Parthie machen, damit es euren Nasen nicht an Lavendel- und Ambraduft gebreche.

XVI.

Der Strom der Vergessenheit.

Hier über meinem Pult hängt eine Zeichnung. — Es ist ein Schatten, der aus der heiligen Lethe trinkt.

Warum leerst du so gierig die Schaale der Vergessenheit? War dir dein Erdenleben so wenig werth?

Nein, ich will nichts vergessen, weder des Guten, noch des Bösen. An beiden ist das Menschenleben reich, und wohl dem, der hat genießen und dulden lernen.

Noch einmal — ich will nichts vergessen, will nicht einen Theil meines Selbstes hingeben, nicht umsonst gelebt haben.

Was frommte es dem Wanderer, mit so vieler Mühe, durch so viele Gefahren die halbe Welt durchpilgert zu haben, wenn er bei der Zurückkehr an seinen Heerd sich nicht mehr dessen erinnern dürfte, was er Schönes sah, was ihm Merkwürdiges widerfuhr?

Sollt' ich dein vergessen, friedliche Hütte meiner Väter, wo ich geboren wurde und meiner Kindheit goldene Tage verlebte? Vergessen aller Freuden, die mir Unschuld und Natur gewährten? — Sollt' ich euch vergessen, ihr Stunden der Freundschaft und der Liebe? Vergessen, wie manchen schweren Kampf mit mir selbst ich zu kämpfen hatte? Wie leicht ich entglühte, wenn von Erniedrigung anderer Menschen die

Rede war, und wie leichtsinnig ich oft meine eigene Würde verleugnete, einem Thoren gleich, der fremde Bildnisse rein hält, indessen das seinige dicht mit Spinngeweben überzogen ist?

Nein, ich will nichts vergessen!

Oder führen die Seeligen des Schattenreichs ein bloßes Schlaraffenleben? Schöpfen sie aus dem dunkeln Strome, damit kein finsteres Andenken ihnen ihren Nectar verbittere? Ist es dort ihr einziges Geschäft, zu promeniren, zu tanzen und zu verdauen? O dann paßt niemand besser für das Elysium, als ein Domherr und ein Finanzpächter. Jener braucht nichts zu vergessen, als sein — domine, labia mea aperies! und seine Laus Deo; und dieser — sein Einmahleins. Aber ihr, Keppler und Galiläi, die ihr euer Leben dem Dienste der Wahrheit weihtet — wofür

hättet ihr Nächte durchwacht? Wofür Hunger und Frost erduldet und Ketten getragen? Ein Trunk aus der schwarzen Schaale, und ihr seyd, was jener vom Fette seiner Bauern triefende Junker und jener Reichsprälat mit der leuchtenden Nase bei ihren Lebzeiten waren.

Homers Götter hatten wenigstens Leidenschaften, konnten Kummer und Freude fühlen; aber wir — sollen den ewigen Frieden, an welchen der in dem Herrn entschlafene Abt St. Pierre sich so lange zerarbeitete, in uns und um uns haben!

Wenn dieser Dichtertraum Wahrheit zum Grunde hat, so — zürnt nicht über meinen menschlichen Wunsch, ihr Unsterblichen, — so behaltet euer Elysium, und laßt mir ein Winkelchen auf eurer Erde, meinetwegen auf einer der Südsee-Inseln,

nur ein wenig fern von dem philoſophiſchen Zepter der großen Katharina II. und ſeiner ſchwarzen Majeſtät von Marocco. Ich werde alsdann wenigſtens mein Feld ſelber bauen können, und vom Frühlinge Blumen und vom Herbſte Trauben zu erwarten haben.

XVII.

Mein Onkel.

Hier hängt sein Bild, dem Bilde meines nun auch entschlafenen Freundes Arbogast gegenüber. —

Er war ein Mann von ächtem Schrot und Korn; ein gutherziger Murrkopf — redlich und gerade, nur daß ihm die Sucht der meisten Alten anklebte, bey jeder Gelegenheit an der Welt und dem Menschenvölklein schulmeistern zu wollen. Ich will dir, lie-

der Leſer, einige Fragmente ſeiner Abendgeſpräche mittheilen. Manches darunter war eine Lection für mich und meine Schweſter, ob er gleich immer im Allgemeinen ſprach.

Ja, ich bin ein Hageſtolz! — Was habt ihr dagegen, ihr Witzlinge, und ihr, politiſche Rechenmeiſter?

Hätt' ich ein Mädchen gefunden, wie es welche giebt, ſchlichten Sinnes, einfach und wahr in ihrem Thun und Seyn, die ich, und die mich verſtanden hätte, ich würde nicht kinderlos da in meinem Lehnſtuhl ſitzen, und aus Langweile Fliegen todt klappen.

Meine Forderungen waren gewiß nicht übertrieben. Ich bin nicht Sir Karl Grandiſon, und kein Liebhaber von engelgleichen Weibern. Aber da führte mir mein Unſtern

lauter Zwittergeschöpfe in den Weg, an denen alles- erborgt war, und nichts sie selbst. —

Dreimal war ich wirklich verliebt. —

Das erstemahl in ein Gänschen. Ihre Dummheit hielt ich für natürliche Schüchternheit. Die Vögelchen im Walde, dacht' ich, werden erst kirre, wenn sie unter Menschen kommen. Auch hatt' ich bei einem Dichter gelesen, daß manche junge Mädchen ihre Seelen erst mit dem ersten Kusse erhalten. Ich wollte nun die Probe an meiner Doris machen, aber umsonst! Der Marmor unter Pygmalions Hand wurde erwärmt, aber Prometheus selbst hätte diese Bildsäule nicht beleben können.

Meine zweite Liebschaft war eine Dame, die manchmal sehr liebenswürdig seyn konnte. Ihr Witz bezauberte mich noch mehr, als ihre Schönheit. Hinterdrein fand ich frei-

lich, daß es immer ihre neueste Lectüre war, womit sie pruntte, so wie ihr jedesmahliger Anzug das Modejournal entbehrlich machte. Doch solche Bagatellen entschuldigt ein verliebter Liebhaber gar leicht.

Das Dämchen schien mir auch gar nicht abhold. Unsre Blicke fiengen an, sich zu verstehen, und bald kams zum heimlichen Briefwechsel, worin wir uns unter Schäkern und Bonmots die zärtlichsten Dinge sagten. Es war Amor, der mit den Nymphen Versteckens spielt.

Endlich erhielt ich Zutritt in ihr Haus, und nun schien mein Glück ausgemacht. Eines Nachmittags fand ich sie im größten Puß auf ihrem Lotterbettlein, sonst Kanapee genannt, sitzen; neben ihr Joly, ein dicker, runder Mops mit einer wahren Mönchsphysionomie. Ich schob das Thier, das

zwiſchen uns eine Art von Scheidewand machte, etwas unſanft weg, welches ſie ſehr übel zu nehmen ſchien. Nun wollte ich mein Verſehen wieder gut machen und die Beſtie auf ihren Platz heben. Unglücklicherweiſe bückte ſie ſich zu gleicher Zeit in der nähmlichen Abſicht — unſere Köpfe ſtießen zuſammen, und eine ihrer Locken, ſchön wie die Locke Belindens, war verwiſcht! — Sie ſprang glühend auf und vor den Spiegel — ich eilte ihr nach, um meine Ungeſchicklichkeit zu entſchuldigen, aber wie ein Unglück ſelten allein zu kommen pflegt, ſo mußt' es auch hier geſchehen, daß ich über den ſchwarzköpfigten Mops ſtolperte, der in ein entſetzliches Geheul ausbrach. Meine Angebetete warf mir einen Blick zu, der, was ſchwerlich ein Mädchen glauben wird, der mich auf der Stelle heilte. Ich hatte jetzt die Viper unter den Roſen geſehen. —

Zum drittenmahl verliebt' ich mich aus — Laune. Ich hörte viel von einem jungen Frauenzimmer sprechen, das mehr Geist haben sollte, als die ganze Akademie der Arkadier, und mehr Kälte, als die abgelebteste Klostervorsteherin. Diesen weiblichen Sonderling mußt du kennen lernen, dacht' ich, und bald bot sich hierzu eine schickliche Gelegenheit dar. Ich fand in ihr ein Mädchen, die mit jener griechischen Dichterin, der Erinna, wo ich nicht irre, sagen konnte:

Nähen und Spinnen kann ich nicht, aber den Spinnrocken besingen.

Philosophie war ihr eigentliches Steckenpferd. Sie raisonnirte wie Kant, freigeisterte wie Voltäre, und redete wie Jean Jaques.

Das Ding gefiel mir anfangs der Neuheit wegen. Wir wurden näher bekannt, und sie schien in einem gewissen Punkt —

wenigstens mir gegenüber — noch immer Weib zu seyn. Wahrscheinlich wären wir auch ein Paar geworden, und hätten aller Welt zur Erbauung, eine gelehrte Wirthschaft zusammen geführet, wenn nicht mein guter Geist mich in Zeiten beim Ohr gezupft hätte. Ich war eines Tages bei ihr zum Frühstück. Schaalen und Theezeug — alles war äußerst unreinlich; inzwischen las sie mir, während ich meine Tasse mit Ekel ausschlürfte, ein recht artiges Gedicht zum Lobe der Reinlichkeit vor. — Wir verhandelten hierauf noch sehr ernsthafte Dinge, bekrittelten Montesquieu und Wieland, radotirten über Erziehung und Stallfütterung, bis die Glocke zwölfe schlug. Sie bat mich, mit einer Mittagssuppe bei ihr vorlieb zu nehmen. Es war ein ächtphilosophisches Gastmahl — die Speisen theils roh, theils angebrannt. Ich trug eine Indigestion davon, und nahm mir fest vor, nie ein Mädchen zu freien, das

die Kante und Leibnitze besser kennt, als die Töpfe in ihrer Küche.

So waren die Weiber alle, die mir in den Weg kamen. Fühlt ihrs nun, warum ich ein Hagestolz blieb?

Genies — Genieſtreiche! Mit dieſer Schellenkappe will man alles entſchuldigen. Gerade als ob die Natur einige Menſchen blos in der Absicht in die Welt geſetzt hätte, um Bocksſprünge zu machen. Wär' es dieſen Herren bei ihrem Hokuspokus nur darum zu thun, den großen Haufen zu beluſtigen, ſo möcht' es noch hingehen; aber daß ſie ihren Nachbarn zwiſchen die Beine ſchlüpfen, Biedermännern zu Hörnern und Nachkommen verhelfen, und überall die liebe nackte Natur predigen. Lobe das, wer kann — ich nicht.

Genies! Dichterlinge! — Ein solches Ding ist auch der Hahn im Hühnerhofe; er kräht dem jungen Tage sein Liedchen vor, hält sich sein Serail und balzt sich mit seines Gleichen. Inzwischen hat man ein treffliches Mittel erfunden, daß sich diese Gattung nicht zu sehr vermehre. —

Man macht Kapaunen daraus.

Bleib mir mit den Menschen und Büchern weg, die alles reformiren wollen. Wenn ein ehrlicher Mann nur einen Schweinstall baut, der nicht nach ihrer Idee ist, so schreien sie gleich in die Welt: der Kerl hat keinen Geschmack, keine Lektüre!

Sie selber besitzen gewöhnlich nicht ein Fleckchen zu einem Koben, und da liegt meist ihr Reformatorsberuf!

Es ist freilich nicht alles, wie es seyn könnte und seyn sollte, aber was habt ihr denn schon besser gemacht, ihr Weltverbesserer?

Der Spießbürger, welcher sein Brot mit seiner Hände Arbeit gewinnt, und seine Kinder erzieht, so gut ers versteht, ist mir ehrwürdiger, als der heimathlose Kosmopolit, der über alles schreibt, was just bei der modischen Lesewelt an der Tagesordnung ist, und sich um so weiser dünkt, je weniger er noch gesehen und erfahren hat. — Habt ihr den Menschen beobachtet in seinem mannigfachen Thun und Treiben? In seinem Ameisengewimmel und in seinem Sonnenflügen? In seinem stäten Kampfe mit eigenem und fremden Wahn, mit Riesen und Schatten? Haltet ihr die Wahrheit in der Hand verschlossen, daß ihr nur einen Finger zu öffnen braucht, um davon, so viel ihr

für gut haltet, unter die Lichtbedürftigen kommen zu lassen?

Ihr kommt mir vor wie Aerzte, die erst von der Schule kommen, und nun alles nach dem Lehrbuche heilen wollen. Dieselbe Krankheit ist in verschiedenen Subjecten selten dieselbe. Auch verträgt ein Körper mehr, der andre weniger starke Mittel.

O ihr gutmüthigen Philanthropen! Euer goldenes Zeitalter, welches Augusts Tischpoet, Monsignor Virgil, schon als ganz nahe verkündigte, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht angebrochen, und wird nie anbrechen, denn ihr wollt gegen alle Natur Apricosen und Holzbirnen auf einen Stamm pfropfen.

Daß ihr träumt, dagegen kann niemand etwas sagen, aber daß ihr uns bereden wollt, die Männlein und Weiblein in

eurer Laterna magica seyen von Fleisch und Bein, wie wir aus der Ribbe des Weibes Geschaffene — das verdient ein Lächeln oder auch ein Achselzucken.

Ihr wollt die Erde zum Paradies machen? Das verlorne Paradies könnt ihr wenigstens noch finden, wenn ihr anders Lust habt, mit Herrn Le Vaillant zu den Hottentotten und Kaffern zu schiffen. Ihr dürft nicht fürchten, daß euch ein Cherub den Zugang mit dem flammenden Schwerte verwehre! Nur die Holländer könntens allenfalls.

Ich spotte nicht, und will euer Glaubensbekenntniß nicht antasten, wenn es euch ein Ernst damit ist. Freilich soll es welche unter euch geben, die auf jedes Evangelium schwören würden, wenn sie selbiges nur zuerst von den Dächern predigen dürften. —

Noch einmal, ich ſpotte nicht. Mein Scherz war ſehr ernſthaft gemeint. Wollt' ich ſpotten, ſo hätt' ich meinen Sermon mit dem Text angefangen.

Schickt ſie nach Jericho, bis ihnen die Bärte gewachſen ſind!

Schriftſtellern — wer kann das nicht? Das Drollichſte hierbei iſt, daß jeder Knabe, der ein Buch zuſammenſtoppelt, andere Knaben findet, die ihn leſen und bewundern.

Ein Thor hat immer einen größern noch
Zur Seite, der ihm lauten Beifall klatſcht.

Ihr ſeht, ich kann auch citiren! — Giebt es wohl einen Gegenſtand, über welchen nicht bereits einige Ballen Papier beklecksſt worden wären? Und um wie viel wei-

ter ſind wir gekommen? — Die Dichter ſind Laffen, verhunzen Gottes ſchöne Natur, wie ein Mädchen, das ſich ſchminkt. Brauch' ich mir's von ihnen vorleiern zu laſſen, daß die Nachtigal ſchöner ſingt, als der Gukuk? Oder daß es ein Gaudium iſt, im Frühling durch Feld und Wald zu ſtreifen? — Die Philoſophen ſpielen mit Kartenhäuschen, und einer wirft dem andern ſeines übern Haufen. — Die Naturforſcher wiſſen, daß der Schröter Hörner habe, und der Eſel lange Ohren, ohne ihre eigene Stirne und Ohren je zu befühlen. — Die Journaliſten ſind eine Art von Trödler; ſie ſammeln Lappen aller Farben, und rufen in allen Ekken: Wer brauchen kann, der kaufe — wohlfeil! wohlfeil!

Moderne Philoſophie und antikes Chriſtenthum — das ſind auch ein Paar eurer ſchwarzgeräucherten Götzen!

Gerade das, was am Chriſtianism die Spuren des Zeitalters trägt, iſt nicht mehr für uns. Der Prediger dieſer Lehre mußte, wenn er Eingang finden wollte, auf die Geiſtesarmuth des Volkes, unter welchem er auftrat, Rückſicht nehmen. Darum ſagte er auch einsmahls zu ſeinen Schülern: Ihr könnt noch nicht alles tragen!

Oder verſteht ihr unter altem Chriſtenthum den bloßen reinen Deism?

Chriſtus mag ein Deiſt geweſen ſeyn; Spinoza und Mahomed waren es vielleicht auch, aber jeder in einem andern Sinne.

Ihr ſchreibt bändereiche Biographien eines Mannes, von dem ihr nicht einmahl

wißt, wo und wie er erzogen wurde, woher er seinen Unterricht schöpfte, u. s. w. — Doctor Bahrdt wußte freilich dies alles, und seine Nachrichten hierüber sind in der That von eben der Zuverläßigkeit, wie seine Autobiographie.

Wenn ich im Christianism Trost finden soll, so gebt mir Christus Lehre, wie sie dem Menschenherzen nothwendig ist, es mag schlagen, in welcher Brust und unter welchem Himmelsstrich es will. Kommentirt sie nicht. Der hohe, einfältige Sinn, der in mancher Bibelstelle liegt, bedarf keiner exegetischen Blendlaterne, um gefunden, keiner rhetorischen Einfassung, um gefühlt zu werden.

Eure moderne Philosophie halte ich in Ehren, wie alles, wovon ich nicht viel verstehe. Das bisherige Resultat eurer Nacht-

wa-

wachen iſt indeß ziemlich alt. Es heißt: Unſer Wiſſen iſt Stückwerk!

Oder wie ein philoſophiſcher Glatzkopf es ausdrückt?

Ich weiß nun wenigſtens, daß ich nichts weiß.

So weit mein Onkel. Man mag ſeine Meinungen ſeltſam finden, aber er war nichts deſto weniger ein guter Mann, und — wie der ehrliche Asmus von ſeinem Vater ſagt:

Mir war er mehr!

XVIII.

Der Spiegel.

Ehrbare Matronen, die ſich nicht gern an das verlorne Paradies erinnern, und mürriſche Sittenlehrer, die lieber Dornen als Roſen brechen, finden es gewöhnlich ſehr anſtößig, wenn junge, lebensfrohe Leutchen ſich in einem Spiegel begucken. Sogar erzählte mir ein frommer Mann, der bei vollen Geldkiſten einen ziemlich kahl gebürſteten Rock trug, wie der Gott ſey bei uns einmahl einen eiteln jungen Menſchen aus

einem Spiegel ausgeprägt habe. — Die-
ser schauerlichen Legende ungeachtet, muß
ich gestehen, daß ich den Spiegeln über-
haupt ganz und gar nicht gram bin.
Hätt' ich herangewachsene Söhn' und Töch-
ter, so würd' ich an jede Wand ihres
Zimmers einen Spiegel hängen, und ih-
nen sagen:

„Schaut hinein und freut euch eurer
menschlichen Bildung und des Strahles der
Unschuld, der in eurem Auge glänzt. Steigt
aber ein unreiner Gedanke in eurer Seele
auf und trübt euren Blick und färbt eure
Wange, dann tretet ebenfalls vor den Spie-
gel hin, und bebt, daß die Sünde euch ent-
stelle, und ihr eure eignen Blicke nicht mehr
ertragen könnt!"

Glaubt ihr nicht, meine Herren Mora-
listen, daß dieser väterliche Rath wirksamer

seyn möchte, als die derbste Bußpredigt mit Citaten aus heiligen und unheiligen Vätern durchspickt?

Ich habe manchmahl diese Erfahrung an mir selbst gemacht. Wenn der leidige Dämon Hypochondrie mich quälte, und mir die liebsten Menschen lästig waren, oder wenn ich in einem Anfall von Swiftischer Laune im Begriffe stand, meinen mit den Narren und Affen dieser Unterwelt geschlossenen ewigen Frieden zu brechen, oder wenn nur mein Blut heißer wurde, als es dem sechsten Gebote nach seyn sollte, dann und wir gewöhnlich ein Blick in den Spiegel die Herrschaft über mich selbst zurück.

Darum — was auch hoffter Schriftgelehrte und grämliche Matronen sagen mögen — da, lieber Spiegel, bist und

bleibst mir das, was der Todtenkopf dem der Welt abgeschiedenen Klausner, oder das Memento mori dem Karthäusermönch.

XIX.

Freund Arbogast.

Auch er ist nicht mehr, der gute, liebe Sonderling! — Einen Sonderling nannten ihn die Menschen, weil er lieber Wasser, als unbezahlten Wein trank, und die Wahrheit auch denen sagte, die eben nicht dadurch erbaut wurden. Hier ist die Geschichte seiner Kreuzzüge — Querzüge finden sich in seinem Leben nicht.

Seine Eltern waren ihm selbst unbekannt. Er wurde als Wickelkind vor der

Kirchthüre des Dorfes Y. ausgesetzt. Der Pfarrer des Orts nahm den kleinen Fündling in sein Haus und erzog ihn. Dieser Pfarrer hatte eine Nichte bei sich, ein hübsches Mädchen von zwanzig und etlichen Jahren, mit welcher er in freundvetterlicher Eintracht lebte, und die dem kleinen Arbogast ganz zugethan war. Der Schulmeister des Dorfes äußerte einsmahls im Vertrauen gegen seinen Gevatter, den Schultheiß, daß der Herr Pastor an dem Kindlein ohne Namen nicht mehr und nicht weniger thue, als seine Schuldigkeit, wasmaaßen — hier legte er mit bedeutender Miene den Zeigefinger auf den Mund, und ließ das übrige errathen.

Dem sey wie ihm wolle; Arbogast war nun einmal auf der Welt, und einem so wohlgestalten, kerngesunden Jungen konnte man es schon verzeihen, daß er sich durch

ein Nebenthürchen hereingeschlichen hatte. Sein sogenannter Pflegevater war ein Mann von eigenem Zuschnitt, der den Kleinen nach seiner Art erzog, das heißt, ihn größtentheils der Obsorge der Mutter Natur überließ.

„Was man in den Menschen hineinträgt," pflegte er zu sagen, „das ist etwas Fremdes und gedeiht nicht. Diese Pflanze bedarf nicht der künstlichen Wärme eines Treibhauses; unter freiem Himmel kommt sie am besten fort." — Darum erzählte er seinem Zöglinge — statt des Katechismus, den er bei all seiner Toleranz auf den obersten Boden verbannt hatte — lehrreiche Auftritte aus der Geschichte und aus dem täglichen Leben, und socratisirte mit ihm über die Sittlichkeit derselben. Zugleich gewöhnte er ihn, überall die Wahrheit zu sagen, was dem von Natur offenen, treuherzigen Arbe-

gast eben nicht schwer wurde. Als er ohngefähr zehn Jahr alt war, übertraf ihn keiner der übrigen Buben des Dorfs im Laufen und Ringen, keiner erkletterte so furchtlos die höchsten Bäume, aber auch keiner haßte so sehr alle Tücke und Hinterlist. Wenn sich ein Trupp zusammen balgte, so nahm er sich immer der Unterdrückten an, und wenn es auch gleich der schwächere Theil war. Oft kam er tüchtig zerbläut nach Hause, und wenn er dann mit naiver Offenherzigkeit seine Abentheuer erzählte, so lobte der Pfarrer seinen Muth, nannte ihn einen wackern Jungen, und beschenkte ihn wohl auch mit einigen Kleinigkeiten, die Arbogast sogleich wieder an seine Kameraden vertheilte. —

Nur einen Zug aus seinen Knabenjahren!

Eines Tags schlenderte er an einem Pachthofe vorüber, wo ein armes Weib mit

zwei halbnackten Kindern ſtand, und um ein Allmoſen flehte. Des Pachters Sohn, ein dreizehnjähriger Bube, der ſeinem filzigen, herzloſen Vater auf ein Haar glich, reichte der Unglücklichen ein Stück verſchimmeltes Brod aus dem Fenſter.

Warum giebſt du ihr nicht genießbares Brod? fragte Arbogaſt — ihr ſeyd ja reich.

's iſt gut genug für das Lumpenpack, verſetzte der kleine Filz, und ſchlug das Fenſter zu.

Arbogaſt nahm der Frau das Brod ab, ſchenkte ihr einen Groſchen, ſeinen ganzen Reichthum, und ging in die Stube des Pachters. Der Bube war allein zu Hauſe.

Willſt du mir wohl den Gefallen thun, dies verſchimmelte Brod zu eſſen? redete er ihn an.

Der Bube. Daß ich ein Narr wäre! Das frißt mein Hund nicht.

Arbogaſt. Und doch ſollte die arme Frau mit zwei ausgehungerten Kindern ſich damit begnugen?

Der Bube. Was geht das dich an?

Arbogaſt. Iß dieſes Brod, ſag' ich!

Der Burſche machte Einwendungen, war wechſelsweiſe grob und höflich, bat und lärmte, aber Arbogaſt hielt ihm die wohlbekannte Fauſt vor, und ſo blieb dem jungen Sünder nichts übrig, als dem Recht des Stärkern nachzugeben, und ſeinem Gaumen Gewalt anzuthun. —

Arbogaſts Jugendjahre waren reich an ſolchen Eulenſpiegelſtreichen. Im ganzen Dorfe galt er für einen verwahrloſten Jungen, und im ganzen Dorfe hatte keiner ſo viel ſchlichten Sinn und ein ſo feines Gefühl für Recht und Unrecht.

Nachdem er sein dreizehntes Jahr zurückgelegt hatte, kam er zu einem benachbarten Pfarrer, der nicht geringe historische und Sprachkenntnisse besaß, und ein Mann von Geschmack war. Hier lernte Arbogast in kurzer Zeit seine Muttersprache schreiben, und nach Verlauf von einigen Jahren las er die besten Schriftsteller des Alterthums in der Ursprache und spielte ziemlich fertig das Klavier. So bildete sich sein Geschmack, ohne daß sein einfacher Sinn und die natürliche Kraft seiner Gefühle dabei verloren hätte.

Unter abwechselnden ländlichen und literarischen Beschäftigungen erreichte er das achtzehnte Jahr, und sollte jetzt die Akademie beziehen, da erkrankte sein Pflegevater und starb. Hoch betrübt über den Verlust dieses braven Mannes wanderte Arbogast nach Y., wo er den Tag nach dessen Beer-

digung ankam. Die Nichte ſtellte ihm einen Beutel mit Geld und einen Brief an den Juſtizpräſidenten in O. zu, den der Pfarrer wenige Stunden vor ſeinem Hinſcheiden noch mit zitternder Hand geſchrieben hatte, und worin er Arbogaſten ſeinem ehemaligen Univerſitätsfreunde beſtens empfahl. Dies, ſagte ſie, iſt alles, was dein Pflegvater noch für dich thun konnte. Er war zu wohlthätig, um Reichthümer zu ſammeln. Schreib mir bald und oft — vielleicht kann ich dich doch in Kleinigkeiten unterſtützen. Thränen unterbrachen ihre Rede — ſie ſtreckte vom Drang der Empfindung überwältigt, ihre Arme aus, um ihn an ihr Herz zu drücken, ließ ſie aber ſchnell wieder ſinken, verhüllte ihr Geſicht und entfernte ſich.

Arbogaſt packte ſeinen Mantelſack und pilgerte noch den nehmlichen Abend nach einem benachbarten Städtchen, wo er ſich des

andern Tags auf den Postwagen setzte und nach O. abfuhr. Auf der letzten Station traf er in dem Posthause eine Dame, die ohngefähr dreißig Sommer zählen mochte, mit zwei Kindern zwischen sechs und acht Jahren. Sie war Wittwe, kam vom Lande und wollte nach O. zurück. In der Stube stand ein Klavier — Arbogast, der sich wenig um die Gesellschaft kümmerte, setzte sich daran und phantasirte eine Weile. Die Kinder der Dame drängten sich an ihn, und das jüngste, ein blauaugigtes Mädchen, bat ihn, ihr Lieblingsstückchen, ein Opernliedchen, welches sie ihm nannte, zu spielen. Arbogast that es mit der ihm eigenen Bereitwilligkeit. Die Dame hatte ihn gleich beim Eintritt ins Auge gefaßt. Er war ein schöner, schlanker Junge, dem Gesundheit die Wangen röthete, und Geist aus den schwarzen Augen blitzte. Sein zutrauliches Wesen gegen die Kinder gewann ihm vollends ihre

Zuneigung. Sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und da sie die Absicht seiner Reise erfuhr, so bot sie ihm ihr Haus und ihren Tisch an — unter der Bedingung, daß er ihren Kindern im Lesen, Schreiben und Klavier Unterricht ertheilen sollte. Arbogast fand sich willig hierzu. Die Dame nahm ihn in ihren Wagen, und fand in den Gesprächen, die sie mit ihm unterhielt, daß sie nicht Ursache hätte, ihre Wahl zu bereuen. Bei ihrer Ankunft in O. ließ sie ihm ein artiges Zimmer einräumen, und sorgte zuvorkommend für seine kleinen Bedürfnisse. — Sie haben nicht nöthig, die Akademie zu besuchen, sagte sie zu ihm; wozu soll einem Manne von Geist der gelehrte Wirrwarr? Sie besitzen Geschmack, Sprachkenntnisse, und da Sie auf dem Lande erzogen sind, so werden Sie auch etwas von der Landwirthschaft verstehen?

„Wohl verſteh' ich etwas davon. Aber wie werde ich, ohne ein Brodſtudium getrieben zu haben, mein Fortkommen in der Welt finden?"

Dafür laſſen Sie mich ſorgen, erwiederte die Dame. Sobald meine Kinder Ihrem Unterricht entwachſen ſind, werde ich Ihnen die Aufſicht über meine Güter anvertrauen.

Arbogaſt dankte in ſeinem Herzen der Vorſehung, die ſo väterlich für ihn ſorgte. Er theilte ſeine Zeit gewiſſenhaft zwiſchen dem Unterricht ſeiner Zöglinge und ſeinem eigenen, den er aus den beſten Schriftſtellern ſchöpfte. Die Dame beſaß eine hübſche Büchersammlung, und er mußte ihr in den Abendſtunden vorleſen. Einige Monate gingen ſo hin. Arbogaſt ſtieg durch ſeinen Geradſinn und natürlichen Witz und beſon-

ders durch seine gute Art, mit Kindern umzugehen, immer höher in der Gunst der Dame. Hätte er sie ganz verstehen wollen und — verstehen können, so würde er seine Rechnung noch besser bei ihr gefunden haben. — Eines Tags zeigte sie ihm ein Gedicht von ihrer eigenen Mache. Schöngeisterei war ihre schwächste Seite, und sie glaubte fest, eine Muse habe an ihrer Wiege gesungen, und die Felsenspringerin Sappho, wie ein weibliches Genie sie nennt, würde sich's einst zur Ehre rechnen, ihren Kranz mit ihr zu theilen.

Sehen Sie hier ein poetisches Blümchen, sagte sie; ich will das Ding in einen unserer Musenalmanache rücken lassen; aber vorher möcht' ich doch Ihr Urtheil darüber hören.

Arbogast nahm das Blatt und las:

Der Frühling.

Sieh, der Himmel ist so blau,
und so bunt die Blumenau;
Rosen blühn und Schlüsselblumen,
Vögel singen, Bienen summen.

Sie lassen hier Rosen und Schlüsselblumen neben einander blühen, sagte er, und doch hat der liebe Gott sie durch drei volle Monate getrennt.

Ei was, versetzte sie mit finsterm Blick, das ist poetische Freiheit.

„Die poetische Freiheit darf aber der Natur nicht vorgreifen."

Das könnte man zur Noth ändern, ob ich gleich die Rosen nicht gern aus meinem Liede weglassen möchte. —

Arbogast las weiter:

Liebe feiert nun ihr Fest,
Täubchen bauen sich ein Nest,
fröhlich singen Schäferinnen,
und die Echo antwortet ihnen.

Schäferinnen und Ihnen ist hart gereimt, fing Arbogast an, und Ech' statt Echo ist noch härter. Horaz würde sich eine solche Elision nie erlaubt haben.

Mit Ihrem Horaz! fiel die Dame zornig ein. Er schrieb lateinisch und ich deutsch. Aber ich sehe schon, die alten Graubarte haben Ihren Geschmack engbrüstig gemacht. Ich habe mich in Ihnen sehr geirrt.

Sie schien hierbei noch auf etwas anders zu deuten, als auf das fatale Gedicht. Arbogast stand ganz verdutzt da. Sie riß ihm das Papier aus der Hand und entfernte sich.

Hm! sagte er endlich und schüttelte den Kopf; was kann ich dafür, daß ihre Verse schlecht sind? Meinetwegen möchte sie den Apoll und seine Musen im poetischen Wettstreite übertreffen, aber von mir kann sie

doch nicht verlangen, daß ich mich zum Midas recenſire.

Eben hatte er dieſes Selbſtgeſpräch geendigt, als ein Bedienter hereintrat, und ihm ein Briefchen von der gnädigen Frau überreichte. Es war folgenden Inhalts:

„Da Sie der Mann nicht ſind, der die Sprache der Götter verſteht, und folglich auch das Talent nicht beſitzt, ſelbige meinen Kindern beizubringen, ſo müſſen Sie anderwärts ein Unterkommen ſuchen. Die beiliegende Anweiſung auf zwanzig Ducaten an einen hieſigen Kaufmann ſey Ihnen ein Beweis meiner Großmuth.“

Arbogaſt traute ſeinen Augen nicht, und las das Billet noch einmal. Während dieſem trat der Kriegsrath von Gunſt ins Zimmer — ein Freund vom Hauſe, der für einen Philoſophen galt, weil er das Sonderbare liebte.

Gewiß unangenehme Nachrichten von Hause? fing er an, da er Arbogasten so verlegen mit einem Brief in der Hand erblickte.

Nichts weniger, entgegnete dieser. Die Frau von P. giebt mir den Abschied, weil ich ihre Verse tadelte.

Der Kriegsrath. Warum mußten Sie auch ihr Steckenpferd angreifen.

Arbogast. Sie verlangte mein Urtheil zu hören.

Der Kriegsrath. Ihr Lob verlangte sie, nicht Ihr Urtheil. Aber was wollen Sie nun beginnen?

Arbogast. Ich habe noch ein Empfehlungsschreiben an den Justizpräsidenten in der Tasche, und von diesem will ich jetzt Gebrauch machen.

Der Kriegsrath. Ich kenne den Mann. Er gehört zur empfindsamen Gattung. Sie werden ihm schwerlich, und er wird Ihnen noch weniger zusagen. Lassen Sie Ihre Sachen nach meinem Hause schaffen, und bleiben bei mir, bis sich eine Aussicht für Sie öffnet.

Arbogast nahm das Anerbieten an, und zog bei dem Kriegsrath ein, wo er die ersten Monate ziemlich vergnügt zubrachte.

Herr von Gunst besaß eine auserlesene Bibliothek, die aber nur zum Gebrauch seiner Freunde bestimmt war. Ich selbst, sagte er bei jeder Gelegenheit, bin ein Feind alles Bücherwesens: die Natur ist mein Buch, und eine Zeile in diesem hat größern Werth, als zwanzig Folianten von unsern Schulweisen. — Seine Gäste speisten auf Silber, er selbst aber bediente sich irdener Tel-

ler und eines hölzernen Bechers — ein Zug, den er vielleicht dem vollendeten Vernunftmenschen Attila (wie Herr Feßler den Hunnenkönig nennt) abgeborgt haben mochte. Arbogast bemerkte bald, daß der Herr Kriegsrath den durchlöcherten Mantel des Diogenes aufgefunden und umgehängt habe.

Er hatte eine einzige Tochter — Elise mit Nahmen. Das Mädchen war schön, lebhaft, geistreich, aber auch unbesonnen und eitel. Arbogast machte Eindruck auf sie, aber sie wollt' es sich selbst nicht gestehen. Sie suchte ihn bei jeder Gelegenheit ein wenig zu necken, doch dieser wußte sich immer so geschickt zu wenden, daß die Pfeile auf sie zurückfuhren. Hätte Elise auf dem Lande in irgend einem unbesuchten Dörfchen gelebt, so würde sie ihrem Herzen schwerlich Gewalt angethan haben, allein sie fürchtete das Zi-

ſcheln und Hohnreden ihrer modiſchen Geſpielinnen über eine Wahl, wogegen die liebe Konvenienz ſo viel einzuwenden hatte. Da ſie indeß nicht gewohnt war, ſich ſelbſt zur Rechenſchaft zu ziehen, und auch nicht Muthes genug beſaß, einer Neigung entgegen zu arbeiten, deren ihre Eitelkeit ſich ſchämte, ſo glomm das Feuer unter der Aſche fort, und wurde immer ſtärker angefacht durch Arbogaſts anſcheinende Gleichgültigkeit.

Sollt' ich dieſes Marmorbild nicht beleben können? dachte das Mädchen bei ſich. — Ich will ſeine Kälte an ihm ſtrafen! Er ſoll mich lieben — ohne Erhörung zu finden.

Sie änderte von nun an ihr Betragen gänzlich. Sonſt hatte ſie den größten Theil des Morgens am Putztiſche zugebracht und mit jedem neuen Hefte des Modejournals

ihren Anzug geändert; jetzt kleidete sie sich einfach und häuslich. Eine Rose an der Brust, eine Perlenschnur um's braune Haar war ihr ganzer Schmuck. Sie sang Arbogasts Lieblingslieder, las ernsthafte Bücher, verfertigte Auszüge daraus und theilte sie Arbogasten zur Durchsicht mit. Seltner besuchte sie lärmende Gesellschaften, urtheilte mit Bescheidenheit, ließ ihren Witz nicht mehr auf fremde Kosten spielen, und versagte sich sogar den Besuch des Theaters, wenn sie von dem sittlichen Werthe des Stücks nicht vorher unterrichtet war.

Es konnte nicht fehlen; Arbogasts Ruhe mußte durch diese Taschenspielerkünste gefährdet werden. Bei seiner beschränkten Menschenkenntniß kam ihm kein Zweifel über die schnelle Sinnesänderung Elisens; und wenn er auch den Zwang bemerkte, den ihr so manche Entsagung kostete, so sah er dar-

in Seelenstärke und Selbstüberwindung. Von Tag zu Tage ward ihm ihre Gesellschaft unentbehrlicher, und wenn sie, wie von ohngefähr, ihn berührte, oder gleichsam im Selbstvergessen ihre Hand zutraulich auf seine Schulter legte, oder beim Spatzierengehen im Garten ganz unbefangen seinen Arm nahm, so wurde es ihm ganz sonderbar zu Muthe. — Er liebte zum erstenmale in seinem Leben, aber ohne es selbst noch recht zu wissen, und diese Liebe wirkte in seinem Zustande so etwas Behagliches, dergleichen er bis dahin nie gefühlt hatte. Alle seine Empfindungen erhielten einen höhern Schwung — sein Gang war rascher, jede seiner Bewegungen lebhafter. Er kleidete sich mit mehr Sorgfalt, und seine Gespräche hatten in Elisens Gegenwart mehr Feuer und Interesse. Die Heldin freute sich heimlich ihres Triumphs, und spielte mit seinem arglosen Herzen.

Ich finde, daß Sie doch auch anfangen, den Spiegel hier und da zu Rathe zu ziehen, ſagte ſie eines Tages zu ihm.

Arbogaſt erröthete, als ob er, wer weiß welche Blöße gegeben hätte.

Nun ich hoffe noch immer, Sie ein wenig nach der Welt und für die Welt abzurichten, ſetzte ſie lächelnd hinzu, und nahm ihn ſchäkernd bei der Hand.

Ein geheimes Feuer zuckte durch ſeine Fingerſpitzen. Er ſah ſie an mit einem Blick, in welchem ſeine ganze Seele lag.

Sie hüpfte von ihm weg zu ihrem Kanarienvogel, tändelte mit dem Thierchen, trällerte eine Arie und eilte zum Zimmer hinaus.

Mein armer Freund ſah nicht mehr — Liebe hatte einen Schleier über ſein ſonſt ſo helles Auge geworfen. Aber ein kleiner

Vorfall störte ihn bald in seinem süßen Wahn.

Eines Abends war eine Gesellschaft von jungen Frauenzimmern bei Elisen. Man ging im Garten hin und her, lachte, schäkerte und war guter Dinge. Elise hatte ein Paar Zwillingsrosen am Busen stecken, die ihr beim Herumhüpfen entfielen. Hastig hob Arbogast die Blumen auf und betrachtete sie als ein Geschenk, das ihm der Zufall von der Liebe verschafft hatte. Elise schien anfangs nicht darauf zu achten, aber eine Weile nachher sagte sie etwas schnippisch zu ihm —

Geben Sie mir meine Rosen zurück.

„Es sind ihrer zwo — ich will mit Ihnen theilen."

Sie verzog spöttisch den Mund, riß ihm beide aus der Hand und zerpflückte sie.

Dies war ein Wetterstrahl für Arbogasten. Ihm ward, als ob sie leichtsinnig sein Herz zernichtete. — So lange die Gesellschaft da blieb, würdigte sie ihn keines Wortes, keines Blickes mehr.

Er ging auf sein Zimmer und warf sich voll Unmuth in seinen Armstuhl. Bin ich nicht ein Thor, sagte er; ich liebe ein Weib, das mich zu seinem Spielball macht, und mich durch seine Launen zu Tode ärgern würde! — Er faßte nun den Vorsatz, in Zukunft weiser zu seyn, — als ob man mit zwanzig Jahren und einem verliebten Herzen weise seyn könnte!

Den andern Morgen brachte Elise mit einem Blick, mit einem Lächeln die Geschichte des vorigen Tags bei ihm in Vergessenheit. Der Kriegsrath ging um diese Zeit auf das Land, wohin ihm seine Tochter und Arbo-

gast folgten. Sie schien dort wieder die Alte zu seyn, aber mitunter erlaubte sie sich doch Neckereien und Unarten, die Arbogasten jedesmal an die zerpflückten Rosen und — seinen Vorsatz erinnerten. Eines Abends lustwandelten sie zusammen am Ufer eines Weihers — Elise ließ, wie von ohngefähr, einen Handschuh hineinfallen.

Ach mein Handschuh! rief sie.

„Der ist verloren. Der Wind hat ihn schon zu weit vom Ufer weggetrieben."

Sie könnten mir ihn wohl herausholen.

„Wenn ich ein Pudel wäre!"

Sie können ja schwimmen.

„Verlohnt sich's wohl der Mühe, eines Handschuhs wegen auch nur den Schnupfen zu bekommen?"

Wär' ich ein Mann, ich würde mir so etwas von einem Frauenzimmer nicht zweimal sagen lassen.

Arbogast ergrimmte. Er warf seinen Rock von sich, sprang ins Wasser, fing den Handschuh auf, und kam glücklich damit ans Ufer.

Elise lachte. Wie Sie triefen, armer Ritter, sagte sie.

Mit strafendem Blick warf er ihr den Handschuh vor die Füße, und eilte nach dem Wohnhause zurück, ohne auf ihr Nachrufen zu achten. Seine Liebe war verlöscht, aber sein Herz auch zerrissen.

Unglücklicherweise kam der Kriegsrath zu ihm auf sein Zimmer in einer Laune, die mit der seinigen sehr contrastirte. Er machte sich über seinen Nachbar, einen Oeconomierath, lustig, gegen den so eben der Konkursproceß erkannt worden war.

Arbogast ertrug den lahmen Witz seines Gönners eine Weile, dann rief er ungeduldig aus:

Es giebt noch viele Narren, die sich weise dünken!

Der Herr Kriegsrath war nicht leicht aufzubringen, so lange man seine Philosophie bei Ehren ließ, aber von dieser Seite kannte er keinen Spaß. Er wurde roth und blau, wie ein Philologe, der vom Sylbenkampf zum Faustkampf übergeht, blies ganze Wolken aus seiner Pfeife, ging einigemale mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, ergriff endlich meinen armen Freund beim Arm, führte ihn zum Hause hinaus, und ließ ihm seinen Koffer nach auf die Straße bringen.

Es war ein warmer Sommerabend. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, setzte

ſich mein armer Freund auf ſeinen Koffer und fing einen Monolog an.

Ich ſehe wohl, ſagte er, die Menſchen ſind alle vom böſen Geiſt der Eigenliebe beſeſſen. Man kann ihnen alles ungeſtraft ſagen, nur ausgenommen die Wahrheit. Ich ſchicke mich nicht in die Welt. Beſaß' ich einen Acker und einen Pflug, ſo wollt' ich — Aber vor allen Dingen muß ich mich um ein Nachtquartier umſehen.

Zum guten Glücke fuhr ein Kärrner aus der Stadt vorbei, der ihn und ſeine Sachen auflud und wohlbehalten in der Reſidenz abſetzte.

Des andern Morgens beſchloß er, ſeinen Brief an den Präſidenten abzugeben. Er ließ ſich ſeine Wohnung zeigen. Gleich beim Eingang ſtieß ihm ein Abentheuer von übler Vorbedeutung auf. Ein Lümmel von

Kammerdiener — wenn es erlaubt iſt, meinem Herrn Kollegen Cramer in Meiningen einen Kraftausdruck abzuborgen — führte ein ſchönes junges Mädchen, welches dürftig gekleidet war, die Treppe herab. Das Mädchen weinte und flehte. Ich muß, ich muß ihn ſprechen, rief ſie mit einem Tone, der den Pater Aquinas Joſt gerührt haben würde. Umſonſt. Dieſer Kerl ſchien ohne Herz zur Welt gekommen zu ſeyn. Er drohte, die Arme zu mißhandeln, wofern ſie ſich nicht ſogleich entfernen würde. Arbogaſt war nicht gemacht, bei einer ſolchen Szene kalter Zuſchauer zu bleiben. — Er packte den Kammerdiener ein wenig unſanft bei der Bruſt und ſchüttelte ihn ſo derb, daß dieſer ein Zetergeſchrei erhob. Das ganze Haus ſtrömte herbei und auch der Präſident — ein hagres, abgelebtes Männchen von mittlern Jahren. Arbogaſt wurde zur Rede geſetzt.

Ich nahm mich der leidenden Unschuld an, sagte er.

Dieses Mädchen ist eine leichtfertige Dirne, schrie der Kammerdiener.

Herr Präsident, erwiederte Arbogast, schauen Sie nur dem Mädchen in die Augen, und dann dem Burschen!

Diese Naivetät gefiel dem Präsidenten. Er nahm Arbogasten und das Mädchen mit sich auf sein Zimmer, und ließ sich den Vorgang erzählen.

Das Mädchen war seine natürliche Tochter. Ihre Mutter — zu edelstolz, um von dem Allmosen ihres Verführes zu leben, hatte sich und ihr Kind mit ihrer Handarbeit redlich, obgleich dürftig ernährt, bis ein bösartiges Fieber sie dem Tode nahe brachte. Besorgt für die Unschuld ihrer Tochter, schrieb sie an den Präsidenten und beschwor ihn, sich ihres und seines Kindes

nur in so weit anzunehmen, daß sie nicht die Beute des Lasters würde. Sie befahl ihrer Tochter, diesen Brief nach ihrem Tode dem Präsidenten selbst zu überreichen, und verschied bald nachher. Luise, so hieß das Mädchen, hatte es schon einigemale versucht, den Auftrag ihrer sterbenden Mutter zu vollziehen, aber der Kammerdiener, der nicht wußte, wie nahe sie dem Präsidenten angehöre, hatte ihr Anträge gethan, die von ihr mit gebührender Verachtung abgewiesen worden waren. Daher kam sein Betragen gegen die Unglückliche.

Der Präsident las den Brief, und schien tief erschüttert durch den Inhalt desselben, der Luisen selbst ein Geheimniß war. Mein Kind, sagte er nach einigem Nachdenken, du hast deine Mutter verloren; ich kenne eine brave Frau, eine Predigerswittwe, die eine Stunde von hier auf dem Lan-

de lebt, und die deinen Verluſt in etwas erſetzen wird. Für deine Bedürfniſſe will ich ſorgen. Geh jetzt und packe deine Sachen zuſammen — in einer Stunde wird ein Wagen kommen, um dich an den Ort deiner Beſtimmung zu bringen.

Das Mädchen nahm ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen des Dankes. — Der Präſident — um ſeine Rührung zu verbergen, führte ſie an die Thüre, wo ſie noch einen Blick auf Arbogaſten warf, dem es ganz warm um's Herz ward. Da giebts doch noch Menſchen! dachte er. Aber der Herr Präſident war auch der Freund meines Pflegevaters.

Nachdem Luiſe ſich entfernt hatte, überreichte er dem Präſidenten ſeinen Brief, den dieſer nicht ohne Thränen las, die freilich noch großentheils auf Rechnung des vorher-

gegangenen Auftrittes kamen. — Also mein Freund ist auch todt! sagte er. Ich hörte lange nichts von ihm. Doch — das Datum dieses Schreibens ist schon sehr alt? —

Arbogast erzählte nun seine Abentheuer nach der Reihe mit der ihm eigenen Offenherzigkeit. Der Präsident erheiterte sich zusehends bei dieser Erzählung und lachte ein paarmahle herzlich. — Er gefällt mir, fing er an, nachdem mein Freund geendigt hatte; Er soll bei mir bleiben und mir immer — die Wahrheit sagen. An andrer Arbeit werd' ich's auch nicht fehlen lassen.

So will ich mein Amt gleich antreten, sagte Arbogast. Ihr Kammerdiener ist ein Schurke.

Der Präsident. Ich weiß es. Aber ich habe mich einmahl an ihn gewöhnt.

Arbogast. Da Sie sich an die Wahrheit gewöhnen wollen, so werden Sie's auch an die Ehrlichkeit.

Der Präsident. Bravo! Ich werde mit's überlegen.

Arbogast war bald eingewohnt im Hause des Präsidenten, der ihm noch und noch sein ganzes Zutrauen schenkte, und sich selbst in seinen Lieblingsmeinungen von ihm widersprechen ließ. Eines Tags übernahm er Arbogasten ein Manuskript über die Abschaffung der Todesstrafen. Es ist mir von einem Dritten zugeschickt worden, sagte er; die Ideen des Verfassers sind ganz die meinigen; ich wünschte aber doch, daß Sie bei Stellen, wo Sie anderer Meinung sind, Ihre Glossen an den Rand schrieben.

Arbogast war gleich in der Hauptsache anderer Meinung, und ganz für die Todes-

haltung der Todesstrafen. Der Verfasser jenes Manuscripts führte die Stelle von Voltaire an — Ein gehenkter Dieb nützt Niemandem; — darunter schrieb mein Freund:

„Aber ein lebender Dieb schadet hundert ehrlichen Leuten. Man sieht es der Philosophie unserer Kraftgenies an, daß sie zu Nervenschwäche leitet. Galgen und Rad sind ihr ein Gräuel — außer auf dem Theater, und sie substituirt dafür das philanthropische Schiffziehen. Sinkt den Vagabunden in Arbeitshäuser, nach ehe seine unsäre Lebensart ihn zum Verbrechen führt; kontrahirt eine Mastgänger, damit sie nicht der anderen Unschuld nachstellen können; aber läßt keinen Menschen leben, der sich selbst verachten muß, und den die Welt verachtet, denn es kann nichts aus ihm werden, als ein größerer Schurke, oder ein

Selbstmörder. Oder wollt ihr ein Reich von Schurken stiften, wie die Engländer auf Botani-Bay? Auch dabei kommt nichts heraus. Denkt an die alten Römer! Aus Diebsgesindel wurden sie Eroberer."

Diese Note warf ihn auf einmal aus der Gunst des Präsidenten. Der Aufsatz war von ihm selbst, und es ärgerte ihm nicht wenig, daß ihn Arbogast unter die Philosophen von starkem Geist und schwachen Nerven gezählt hatte. Er gab ihm mit dürren Worten zu verstehen, daß er sich um irgend ein Aemtchen umsehen möge.

Ich bin einmal dazu bestimmt, erwiderte Arbogast, es mit allen Menschen zu verderben. Gut, ich will fortan die Wahrheit für mich behalten, und jeden seyn lassen, was er seyn will und kann. —

Auf einem Dörfchen, eine Stunde von hier, ist ein Schulmeisterdienst vacant; Herr Präsident, verheissen Sie mir dazu!

Er soll den Dienst haben, versetzte der Präsident ganz trocken, und wirklich erhielt Freund Ariegast schon den andern Tag das Decret seiner Annahme. Er säumte auch nicht länger in der Residenz, sondern eilte nach dem Orte seiner Bestimmung, und schulmeisterte so zufrieden, wie weiland König Dionys. Er war in eben dem Dorfe, wo Luise, die natürliche Tochter des Präsidenten, wohnte. Die beiden guten Menschen erneuerten bald ihre Bekanntschaft, woraus denn nach und nach Freundschaft und zuletzt noch etwas mehr wurde. Sie gaben sich die Hände, und verlebten als Mann und Weib ein glückliches Jahr. — Nur ein Jahr; aber wie viel ist dies für die Liebe!

Er fühlte auch noch die Vaterfreude! Sie gebahr ihm einen Sohn — er sah noch ihr Lächeln, als sie ihn zum erstenmal auf den Armen hielt — er sah ihren Blick zum Himmel, der Dank und Liebe war — er genoß noch einige Monate lang, was das Süßeste des Lebens ausmacht.

Der Frühling hat schon zum drittenmahle die Stätte seiner Ruhe bekränzt.

Hier schläft Vetter Arbogast, sagt' ich neulich zu meinem Fritz, als wir an seinem Grabe vorüberglengen.

O wie wird er sich über die schönen Blumen freuen, wenn er aufwacht, erwiederte der Kleine.

Werde wie er! sagt' ich, und drückte ihn an mein Herz. —

XX.

Eine Mönchschronik.

Ich mag gern an den Ruinen alter Burgen verweilen und in die unphilanthropischen Zeiten unserer Väter zurückschauen, die ihren eigenen Weg zwischen Wildheit und gesellschaftlicher Cultur hingiengen, und bald als Helden, bald als Kinder sich zeigten. Sie machten sich wenig aus Blumen, aber eben so wenig aus Dornen, und kannten keine Furcht, außer wenn sich ihnen manchmal ein Gespenst im Priestergewand,

mit Dolch und Kreuz bewaffnet — unter dem Namen Religion entgegen stellte. Dann vertauschte nicht selten der trotzige Ritter sein Schwert gegen einen Rosenkranz, aber nie gegen Pflug oder Grabscheid. Was die Menschheit an sie zu fordern hatte, glaubten sie der Gottheit mit Judenzins zurückzahlen zu müssen. Liebe konnte bisweilen ihre Herzen auf der Oberfläche erweichen, aber nicht schmelzen, wie der Thau den Fels befeuchtet und dann wieder vertrocknet. Wahre Liebe will Kindersinn, gänzliches Hingeben. In ihrem Nektar sind einige Tropfen aus der Lethe gemischt. Rauhe Hände verwischen den Purpurstaub auf Amors Schmetterlingsflügeln. Sie ist eine Lerche in ihrem Nest, aber ein Adler, wenn sie über demselben schwebt, um es zu schützen. — In der Nordluft eines rauhen Zeitalters spinnt sie sich ein, und wird zur leblosen, unscheinbaren Puppe, bis mildere

Lüftchen sie veredeln und aus der Schaale hervorlocken.

Leser, du wähnst vielleicht, dieses Fragment einer erbaulichen Betrachtung sey ein alter Ladenhüter aus meiner Brieftasche, den ich sonst nirgendwo an Mann zu bringen gewußt hatte, als hier? Du irrest! Jene Landschaft zeigt die Ruinen des Schlosses Calw in Schwaben — ihr Anblick veranlaßte mich zu vorstehender Betrachtung.

Ein Mönch, Felix Schmidt mit Nahmen, erzählt in seiner lateinischen Chronik ein Geschichtchen aus der Geschichte dieses Schlosses, welches ich dir mittheilen will.

Unter Kaiser Konrad dem Salier hauste hier Ritter Diebold, ein trotziger, übermüthiger Geselle, der seine Lust an Rebellionen hatte, und die Ruhe als seine Erbfeindin haßte. Der Kaiser hielt ziemlich streng auf Gerechtigkeit, und besonders

ſuchte er den Räubereien der Edlen Einhalt zu thun. So lange Konrad in Deutſchland blieb, hielt ſich auch Herr Diebold ſtill auf ſeiner Burg; aber kaum war jener nach Italien gezogen, ſo ſtürzte er flugs, wie der Habicht, aus ſeinem Felſenneſt, warf Reiſende nieder, plünderte Kirchen und Klöſter, und ließ ſogar — ein unerhörter Frevel in jenen Zeiten — aus einem reichen Gewand, welches er irgendwo einer Madonna ausgezogen, Kinderhäubchen machen. Umſonſt waren die Vorſtellungen ſeiner Freunde, umſonſt die Drohungen der Aebte, umſonſt die Thränen ſeiner Hausfrau Gieſela, die, um mit dem Naturſehn Shakespear zu reden, ſehr viel von der Milch der Menſchlichkeit in ihrer Bruſt hatte; Ritter Diebold ging ſeinen Gang keck und übermüthig fort, zog des mit Helm und Sporen beliehenen Raubgeſindels noch mehr an ſich, und trieb es zuletzt ſo arg, daß die Klagen bis nach

Rom zu den Ohren des Kaisers gelangten. Konrad ergrimmte darob, wie billig, und schwor, dem Gezücht übern Hals zu kommen, wie ein Wetter, und ihnen wenigstens Krallen und Schnäbel abzuhacken, damit die Raublust sie verlassen müßte. Wirklich brach er auch mit einem kleinen Heer nach Schwaben auf. Herr Diebold erfuhr dies nicht sobald, als sein Uebermuth sank, und kleinliche Furcht sich seiner bemeisterte. Er verbarg sich auf sein Gemach, nahm bloß Wasser und Brod zu sich, als ob seine Schuld durch Selbstbestrafung gemindert würde, und sah sich schon als Geächteten in unwirthbaren Wildnissen umherirren, von Hunger und Menschen verfolgt. In diesem Zustande überraschte ihn seine treue Giesela. — Bei ihrem Anblicke bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen.

Ich möchte dir gerne Trost zusprechen, sagte sie sanft, nahm seine Hän-

de in die ihrigen und drückte ſie an ihre Bruſt.

Du? entgegnete er mit dem Ton des kleinen Glaubens, der in kleinen Seelen wohnt.

Giſela. Es iſt jetzt nicht Zeit, vom Vergangenen zu reden — laß uns einzig auf die Zukunft denken.

Diebold. O die wird ſchrecklich ſeyn! Ich werde als ein Geächteter umherirren, unſre Burg wird zerſtört werden, und dir nichts übrig bleiben, als unſer Töchterlein auf den Arm zu nehmen und das Mitleid anzuflehen.

Gieſela. Du haſt noch Freunde.

Diebold. Mitſchuldige, willſt du ſagen? Deine Anverwandten werden dich vielleicht bei ſich aufnehmen, aber ſchwerlich einen Mann, über deſſen Scheitel das Schwert der Vergeltung ſchwebt.

Giesela. So laß uns fliehen und irgend einen Winkel aufſuchen, wo wir fern von Menſchen im Verborgenen leben können.

Diebold. Wovon leben? Von den Eicheln des Waldes und den Wurzeln der Erde?

Giesela. Haben wir doch Hände! Können wir doch arbeiten und unſern Unterhalt gewinnen!

Diebold. Und du wollteſt dieſes Schickſal mit mir theilen?

Giesela. Ich habe gelobt, dir treu zu bleiben bis in den Tod; dieſe Treue will ich jetzt an dir beweiſen.

O ich Sünder bin nicht werth, dich Engel zu beſitzen, rief Herr Diebold, der ſich durch den Adel ſeines Weibes aus ſeiner Erniedrigung erhoben fühlte. Er warf ſich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee; ſie rich-

tete ihn auf, drückte ihn an ihre Brust und sagte unter Thränen: Ich hoffe, das Unglück soll dich mir und der Tugend zurückbringen. Hierauf machten sie einen Entwurf zu ihrer Flucht, die sie auch selbige Nacht noch ins Werk setzten.

Gegen Mitternacht steckte der Ritter einige Kostbarkeiten zu sich, nahm sein Töchterlein auf den Arm und verließ, von seiner treuen Gattin begleitet, seine väterliche Burg. Der Mond leuchtete den Flüchtlingen auf ihrem einsamen Wege.

Nach ohngefähr einer halben Stunde erreichten sie einen Hügel, von wo sie das Schloß Kalw zum letztenmahle sehen konnten. Unwillkührlich blieb Herr Diebold stehen und schaute zurück nach dem geliebten Aufenthalte, den er nun verlassen sollte auf immer. Mit brennenden Thränen im Auge

rief er: Lebe wohl, theure Burg meiner Väter, wo sie haußten in ungestörtem Glücke. Ach! umsonst hoffte ich zu altern unter deinem Dache, und dich einst meinen Kindern und Enkeln zu hinterlassen! Bald wirst du nur ein öder Steinhaufe seyn, bei dessen Anblick der Wanderer mein Gedächtniß verwünscht.

Bei diesen Worten stellte er die kleine Agnes zur Erde, warf sich auf die Knieen nieder, faltete die Hände gen Himmel und flehte, sein unschuldiges Kind nicht büßen zu lassen die Verbrechen des Vaters.

Frau Giesela suchte, so sehr sie auch selbst durch diesen Auftritt erschüttert war, ihm Muth einzusprechen. Menschen, die an ein eisernes Fatum glauben, und solche, die überall ein unmittelbares Theilnehmen der Vorsehung erblicken, fassen sich beide

leicht; aber bei jenen wird die Fassung Trotz, bei diesen ist sie demüthiges Hingeben. Dies letztere war auch mit unserm Ritter der Fall. Er sah in seinem Unglück die züchtigende Hand des Himmels, unter die er sich sclavisch schmiegen zu müssen wähnte. Auf Giselens Zuspruch raffte er sich auf, und sie setzten ihren Weg still und jedes in sich gekehrt fort. Bei Tagesanbruch waren sie schon ziemlich weit von ihrer Burg entfernt, und gelangten in einen finstern Wald, in dessen Schatten sie sich an einer Quelle lagerten, um ein Stündchen auszuruhen. Nachdem sie sich in etwas erquickt und gestärkt hatten, schlugen sie einen wenig betretenen Fußsteig ein, der sie gegen Mittag an das Ufer der Nagold brachte, die sich hier durch ein anmuthiges Thal schlängelte. Sie wanderten noch eine ziemliche Strecke längs dem Flusse hin, und kamen mit Sonnenuntergang an eine Hütte, die an einen Garten

und ein umhägtes Feld ſtieß. Ein bejahrter Mann ſaß vor der Hütte auf einer Raſenbank und ſchien in ernſtes Nachſinnen vertieft. Als er die Pilgrimme gewahrte, ſtand er auf, ging ihnen entgegen und bot ihnen eine Nachtherberge unter ſeinem Dache an. Beim Abendmahl, welches aus Obſt, Käſe und Brod beſtand, erzählte der treuherzige Wirth gar mancherlei aus ſeinem vergangenen Leben, wie er ein lockerer Kämpe geweſen, manchen luſtigen Schwank ausgeübt, ſich hierauf in die Tochter eines Fiſchers, der dieſe Hutte bewohnte, verliebt und ſie geehlicht habe. Sie ſtarb vor einem halben Jahre, ſetzte er hinzu, und meine Söhne zogen nach Paläſtina, wo der eine ertrank und der andere in der Sclaverei ſeufzt. Dahin will ich nun auch pilgern und ihn zu löſen ſuchen.

Habt Ihr das nöthige Geld? fragte der Ritter.

Der Alte. Ich will bei frommen Christen sammeln, was mir noch fehlt.

Diebold. So Ihr doch nach Palästina pilgern wollt, überlaßt mir Eure Hütte. Ich will sie Euch ehrlich bezahlen.

Der Alte. Herzlich gern. Freilich ist's eine kleine Wirthschaft; ein Morgen Landes, ein Gärtchen, einiges Ackergeräthe und drei Ziegen machen meine ganze Habe aus.

Diebold. Seyd Ihr's zufrieden, wenn ich Euch fünfzig Goldgülden dafür bezahle?

Der Alte. Herr, dafür könnt Ihr ja eine ganze Meierei kaufen.

Diebold. Diese stille, einsame Wohnung sagt mir zu, und das Geld braucht Ihr, um Euren Sohn zu lösen. Betet für mich am Grabe des Erlösers.

Somit war der Handel geschlossen. Des andern Morgens trat der Alte seine Pilgrimfahrt nach dem gelobten Lande an, und der Ritter und seine Gattin suchten sich in ihre neue Wirthschaft einzurichten. Willig griff Diebold nach dem Grabscheid und arbeitete im Schweiße seines Angesichts, ob es ihm gleich ziemlich sauer wurde, und je härter sein Tagewerk war, desto leichter wurde ihm das Herz. Frau Giesela besorgte den Garten und den kleinen Heerd, und sie gewöhnten sich nach und nach ganz an ihr stilles Idyllenleben. Nach etlichen Monden genaß sie von einem gesunden, wohlgestalten Knäblein, welches Diebold selbst taufte, und ihm den Namen Heinrich beilegte.

Unterdessen war Kaiser Konrad im Fluge nach Schwaben gekommen, und hatte die Burg Kalw zu seinem Aufenthalte gewählt. Er ließ durch seine Reisigen mehrere Raub-

neſter zerſtören, und ſprach eine ſchwere Acht aus über die Verächter der Geſetze. Streng und unerbittlich ließ er ſogar die zurückgebliebenen Kinder der Geflüchteten hinrichten, denn er glaubte, daß die ganze Art nichts tauge. Eines Tags beluſtigte er ſich mit der Jagd. Indem er einen raſchen Sechszehnender verfolgte, verirrte er ſich im dicken Walde vom Weg und ſeinem Gefolge. Auf ein wiederholtes Zeichen mit dem Hüfthorn geſellten ſich zwei ſeiner Knechte zu ihm, die aber der Gegend eben ſo wenig kundig waren, als er. Endlich gelangten ſie an das Ufer der Nagold und zu der Hütte des Ritters, wo ſie anklopften und um ein Nachtlager baten. Diebold hieß die Fremdlinge willkommen, ging hinaus und zündete ein Licht an; aber wie erſchrak er, als er damit in die Stube kam und den Kaiſer erkannte! Er hielt ſich nun für verloren, und glaubte, daß Konrad ſeinen Auf-

enthalt erfahren habe und gekommen sey, ihn aufzuheben. In diesem Argwohn ward er bestärkt, als jener sich für einen Ritter aus dem Gefolge des Kaisers ausgab, der vom rechten Wege abgekommen sey. Er benützte daher den Augenblick, wo seine Gäste bei Tische saßen, entfloh in den Wald und verbarg sich daselbst in einer Felsenhöhle. Der Kaiser, welcher müde und schläfrig war, merkte nicht auf die Abwesenheit seines Wirths, sondern legte sich auf ein ziemlich schlechtes Lager, welches Frau Giesela für ihn zubereitet hatte, und seine Begleiter streckten sich auf eine Bank hinter dem Tische. Nicht lange genoß Konrad des erquickenden Schlafs; der kleine Heinrich, der bei seiner Mutter im Nebengemache lag, wimmerte die ganze Nacht hindurch, und wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Konrad ärgerte sich darob nicht wenig; er wälzte sich unruhig auf seinem harten Lager und ver-

wünſchte hundertmahl ſein Abentheuer. Gegen Morgen ſank er endlich in einen leichten Schlummer. — Da erſchien ihm im Traum eine fremde Geſtalt, die ihm zurief: Kaiſer, mildere deinen Zorn gegen das Knäblein, welches deine Ruhe ſtört. Es wird einſt dein Eidam werden und einen Fürſtenſtuhl beſteigen. Konrad erwachte aus dieſem Traum voll ängſtlicher Beſorgniß. Da er abergläubiſch war, ſo wähnte er eine wirkliche Erſcheinung gehabt zu haben.

Ha! murmelte er bei ſich, dieſer Bettlersſohn mein Eidam und vielleicht mein Nachfolger auf dem Kaiſerthrone, von dem mich ſeine Hand herabſtößt? — Grimmig ſprang er auf und befahl ſeinen Knechten, das Kind hinwegzutragen und im Walde zu ermorden. Dieſe, welche die Strenge ihres Gebieters kannten, gehorchten ohne Widerrede. Sie nahmen den Kleinen von der

Seite seiner schlafenden Mutter weg, und trugen ihn eine Strecke weit von der Hütte. Eben stieg der Morgen herauf, und die Vögel sangen in den Zweigen. Das Knäblein lächelte seine Mörder an und streckte seine Händchen nach dem blinkenden Schwert aus, welches der eine aus der Scheide zog, um es zu durchbohren. Das Lächeln des Kindes rührte ihre Herzen.

Warum, sagte der eine, wollen wir unsere Hände mit unschuldigem Blute beflecken?

Wohl wahr, entgegnete der andere; aber der Zorn des Kaisers wird uns treffen.

„Besser, Gott zum Freunde haben, als die Menschen."

Mir fällt etwas ein, fing der eine wieder an; hier herum giebt es Hasen und anderes Gewild die Menge: wir tödten eines dieser Thiere, und zeigen dem Kaiser das

blutige Schwert, wenn er unſern Worten nicht glauben will. Das Knäblein legen wir hier an den Weg — der liebe Gott mag für den Wurm ſorgen.

Sie thaten, wie ſie geſagt hatten. Am Wege ſtand eine Tanne; die unterſten Zweige derſelben flochten ſie zuſammen, legten das Kind darauf und entfernten ſich.

Als Frau Gieſela erwachte, ſah ſie ſich nach ihrem Säugling um, und erſchrak heftig, da ſie ihn nicht fand. Sie ſtand auf, ging in die Stube und ſah auch ihre Gäſte nicht mehr. Sollten dieſe meinen Heinrich geſtohlen haben? dachte ſie. Aber was könnt' ihnen mit einem armen Kinde gedient ſeyn? Oder war vielleicht mein Mann hier und nahm den Knaben mit ſich aus Furcht vor dem Kaiſer? — Indem ſie ſo nach Wahrſcheinlichkeit und Hoffnung ſuchte, ſprengte

einer der Knechte daher, sein Wehrgehäng zu holen, welches er absichtlich zurückgelassen hatte. Gutes Weib, sagte er, bangt nicht für Euer Söhnlein! Einige hundert Schritte von hier unter der großen Tanne am Wege werdet Ihr es wohlbehalten finden. Mit diesen Worten entfernte er sich, ohne ihr zum Fragen Zeit zu lassen. Hastig eilte sie nach der bezeichneten Stelle, fand aber ihr Kind nicht daselbst. Ein Reuter trabte eben waldein. — Sollte er es geraubt haben? dachte sie. Aber wozu dieses Spiel mit einem armen Kinde? — So jammerte sie und ängstigte sich und gieng tiefer in den Wald, weil der Reuterknecht vielleicht einen andern Platz gemeint haben konnte. Als sie an eine mit Gestripp bewachsene Felsengruppe kam, hörte sie ein Bst! sah um sich und erblickte ihren Gatten, der den Kopf aus einer Spalte hervorstreckte. Sie erzählte ihm den Vorgang. Son-

derbar! sagte Diebold. Da sah ich eben den Herzog von Schwaben vorüberreiten, der hatte ein Kind unter seinem Mantel, wie ich an dem Gewimmer des Kleinen abnehmen konnte. Sollt' es unser Heinrich seyn? Die beiden Gatten erschöpften sich in Muthmaßungen, blieben aber immer im Gewirr neuer Zweifel hängen. Endlich beschloß der Ritter, sich verkleidet an das Hoflager des Herzogs zu begeben und Kundschaft einzuziehen. Er verschaffte sich das Gewand eines Pilgrims, band einen falschen Bart vor und wanderte so nach dem Hoflager. Dort vernahm er die Mähr, daß die Herzogin nach langer Unfruchtbarkeit vom Himmel mit einem Erben beschenkt worden sey. Bald hatt' er Gelegenheit, den jungen Herzog zu sehen, und erkannte in ihm beim ersten Blick seinen Heinrich. Er freute sich der Fügung des Himmels, der bei seinem Kleinen Vaterstelle vertreten zu wollen schien,

und kehrte getröstet nach seiner Einsiedelei zurück. Frau Giesela empfing die Bothschaft als Mutter. — Die Schaale war voll Wermuth und nur der Rand mit Honig bestrichen. Ihr Heinrich, meinte sie, müsse es wohl fühlen, daß das Lächeln der Herzogin kein Mutterlächeln sey. Doch ergab sie sich in den Willen der Vorsehung.

Diese hatte sich auch des kleinen Heinrichs augenscheinlich angenommen. In der nehmlichen Stunde, wo er von den Knechten des Kaisers ausgesetzt wurde, ritt Herzog Herrmann von Schwaben an dem Baum vorüber — seine Gefahrten waren eine Strecke voraus. Er hörte das Geschrei des Kindes, stieg vom Pferde und war höchlich erfreut über diesen Fund, da er in einer loser Ehe lebte, und sich längst schon einen Erben gewünscht hatte. Er betrachtete das Kind als ein Geschenk des Himmels,

nahm

nahm es unter seinen Mantel, sprengte nach Hause und trug es, ohne von jemanden bemerkt zu werden, in das Gemach seiner Gemahlin; dann rief er sie herbei und sagte lächelnd — Sieh, meine gute Benigna, was ich dir hier mitbringe. Bei diesen Worten nahm er das Knäblein von dem Ruhebette und reichte es ihr dar. Der Kleine schmiegte sich an ihre Brust, als wollte er um Nahrung anklopfen. Der Herzog erzählte ihr, wie er ihn gefunden, und daß er ihn für seinen Sohn ausgeben und als solchen erziehen lassen wolle. Das war Frau Benigna herzlich zufrieden. Sie stellte sich schwanger, spielte eine Niederkunft, und obgleich mancher am Hofe nicht an diese Mähr glaubte, so wagte es keiner, seine Zweifel laut werden zu lassen. Zufällig gab man dem Kleinen zum zweitenmahl den Namen Heinrich. Er wuchs bald heran zum schönen, blühenden Knaben, und wurde dem

Hofkaplan, Pater Bichspalter, zum Unterricht anvertraut. Zu diesem sagte der Herzog: Lehrt meinen Heinrich auf Dornen schlafen; auf Rosen wird er es schon von selbst lernen.

Ich versteh' Euch, gnädiger Herr, erwiederte der wackere Kaplan. Wir Menschen gehören dem Himmel und der Erde zugleich an; beide ziehen uns an, und die Hauptsache ist, das Gleichgewicht halten zu lernen.

Der Saame, den der brave Mann ausstreute, fiel in herrliches Land. Der hoffnungsvolle Knabe wurde zum liebenswürdigen Jüngling. Er mochte sein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben, als sein Lehrer nach Speier ging, wo er einen Platz im Dom erhielt. Heinrich begleitete ihn dahin, und zog von Speier nach Aachen, wo Kai-

ſer Konrad ſeinen eilfjährigen Sohn zum König der Deutſchen krönen ließ. Hier legte Heinrich bei einem Turnier die erſten Proben ſeiner körperlichen Stärke und Gewandheit ab. Agnes, Kaiſer Konrads einzige Tochter, ein ſchönes, liebreizendes Mädchen von dreizehn Jahren, theilte den Dank aus. Heinrich näherte ſich ihr ehrerbietig, um ein Paar güldene Sporen aus ihren Händen zu empfangen. Eine ſüße Unruhe ſchlich ſich in des Fräuleins Bruſt beim Anblick des ſchönen Jünglings. — Heinrich ſah in ihr blaues Auge, und ließ darüber die Sporen aus den Händen fallen. —

Heinrich folgte hierauf dem Kaiſer nach Italien, wo er täglich Gelegenheit fand, durch Tapferkeit und gefällige Sitten ſich die Gewogenheit deſſelben zu erwerben, beſonders da er ihm einmahl das Leben rettete. Konrad war nicht undankbar, und es

kam ihm sogar der Gedanke, ihn mit der Hand seiner Tochter zu belohnen. Aber in dem nehmlichen Augenblick schwebte ihm, wie von einem hinterlistigen Dämon erregt, jenes nächtliche Gesicht in Diebolds Hütte wieder vor. — Eines Bettlers Sohn sollte ja meine Tochter haben, sagte er bei sich, und wenn das Gerücht nicht lügt, so ist dieser Heinrich ein untergeschobenes Kind des Herzogs! — Wer weiß — —

Hier warf er sich auf einen Stuhl und verlor sich in dusteres Nachsinnen. Nach einer Weile sprang er auf, rief einige Leute, und erkundigte sich nach den beiden Knechten, die ihn damals begleitet hatten. Der eine war im Lager und wurde herbeigeholt, und gestand auch ohne Umschweife, daß er jenen mörderischen Befehl nicht vollzogen habe. Daß ich es nicht that, setzte er hinzu, soll mich einst mit Zuversicht beleben in meiner letzten Stunde.

Der Kaiser befahl ihm, mit verbissenem Grimm, sich zu entfernen, und brütete über schwarzen Anschlägen. Ja, rief er endlich, und wenn zehn böse Geister mit im Spiele sind, so will ich ihre Künste zu Schanden machen.

Um jedoch keinen Argwohn gegen sich zu erregen, schrieb er ein Briefchen an seine Gemahlin, worin er ihr unter Androhung seines ganzen Zornes gebot, den Ueberbringer in aller Stille in die andere Welt fördern zu lassen. Dieses Schreiben übergab er Heinrichen, der noch in selbiger Nacht damit nach Achen abreiste, wo die Kaiserin ihren Hof hatte. Er kam glücklich bis Speier; dort trat er bei seinem alten Lehrer, dem Domsänger Bichspalter ab. Diesen trieb die Neugierde, zu erfahren, was wohl in dem kaiserlichen Handbriefchen enthalten seyn möchte. Nachdem sein Gast sich

zur Ruhe begeben hatte, öffnete er geſchickt das Siegel des Briefes, aber wie ſchrecklich wurde er überraſcht, da er den Inhalt las! Er wußte, daß ſich ſein Zögling keines Verbrechens ſchuldig gemacht habe, und ahnete ein Geheimniß der Bosheit. Böſes verhüten, dachte er, iſt — wenigſtens keine Sünde; mein Heinrich hat dem Kaiſer das Leben gerettet, und ſo kann dieſer ihm nichts Schlimmeres thun, als ihm — ja was denn nun? — als ihm ſeine Tochter zur Frau geben. — Dieſer Einfall ſchien ihm Eingebung eines guten Engels; er kratzte ſogleich mit einem ſcharfen Meſſer die fatalen Worte aus dem Briefe weg, und ſchrieb an deren Stelle: Du ſollſt ihm ſogleich unſere Tochter antrauen laſſen. Hierauf ſtellte er das Siegel wieder her und legte das Papier an ſeinen vorigen Platz.

Heinrich machte ſich des andern Tags frühe auf den Weg, und langte am Abend

des zweiten Tags spät in Achen an. Da er glaubte, daß sein Brief Dinge von großer Wichtigkeit enthalte, so ging er ohne Verzug nach der Burg und verlangte geheimes Gehör bei der Kaiserin, welches ihm auch ohne weiteres bewilligt wurde. Sie war nicht wenig durch den sonderbaren Befehl des Kaisers überrascht; aber gewohnt, unbedingt zu gehorchen, rief sie eine Kammerfrau, und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Diese entfernte sich sogleich wieder. Ist Euch der Inhalt des Briefes bekannt? fragte sie hierauf Heinrichen. — Dieser verneinte es. Dis sieht meinem Gemahl ähnlich, versetzte sie lächelnd. Doch er konnte nicht weniger für den Erretter seines Lebens thun. Heinrich wußte nicht, wo das hinauswollte; seine Gedanken schwebten auch nicht lange auf dieser zweifelhaften Fährte, sondern um einen liebern Gegenstand. Das Bild der schönen Kaiserstochter war ihm bis nach Italien

gefolgt, und sein Herz pochte ihr um so stärker entgegen, je näher er ihr war. Die Thüre öffnete sich und — Fräulein Agnes trat herein im leichten Nachtgewand, mit allem Zauberreiz der verschämten Unschuld. Sie schmiegte sich traulich an ihre Mutter, und waate nur halbe Blicke auf den Fremden. Heinrich stand wie in Flammen.

Dies, mein Kind, sagte die Kaiserin, ist der Ritter, dem du beim letzten Turnier den Dank reichtest, und der den Sabelhieb auffing, welcher dem Leben deines Vaters drohte.

Agnes wollte reden, aber ihre Worte erstarben in ein leises Flüstern.

Jetzt trat auch der Kaplan herein. Die Kaiserin las den Brief ihres Gemahls. Wer kann diese Szene ausmahlen? — Nur noch so viel davon:

Heinrich und Agnes wurden auf der Stelle getraut, und nie goß die Liebe höhere Seligkeit über ein erwähltes Paar aus. — Konrad zog freilich die Stirne mächtig in Falten, als er die Geſchichte erfuhr; allein der Anblick ſeines eigenen Briefs, in welchem die Veränderung ſo täuſchend gemacht war, daß er glaubte, ein höheres Weſen müſſe hier ſeine Hand im Spiele haben, ſänftigte bald ſeinen Groll, und er gab ſeinen Vaterſegen zu dem Bündniſſe.

Kurz vor ſeinem Hinſcheiden entdeckte Herzog Herrmann ſeinem vermeinten Sohne das Geheimniß ſeiner Herkunft. Dieſer wollte doch auch die Wiege ſeiner Kindheit ſehen; er beſuchte die Gegend, wo er gefunden worden war. In ſeiner väterlichen Hütte hauſete ein alter Einſiedler — es war Diebold, Heinrichs Vater. Seine Mutter und Schweſter lebten längſt nicht mehr. Umſonſt ſuchte

Heinrich seinen Vater zu bereden, mit ihm in die Welt zurückzukehren — er berief sich auf ein Gelübde, seine noch übrigen Tage bei dem Grabe seiner treuen Gisela zuzubringen. Er folgte ihr auch kurze Zeit nach dem ersten Wiedersehen seines Sohnes, und Heinrich ließ auf der Stelle das Kloster Hirschau errichten, welches noch heut zu Tage steht.

So weit meine Chronik.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu dem Hochhause der Grafen von Blumenberg stehen. Die Zuneigung von seinem jungen Weibe ging ihm eben nicht sehr nahe, denn er saß lieber zu Pferde, als daheim auf weichem Feuerbettlein, und holte sich lieber mit Reisigen im Großen, als mit Zwanzig der Schenke heraus. Daraus wäre der Ehrenmann auch ruhig von seinem Weibchen geschieden, hätte er nicht zufälligermaß einen Blick in den Spiegel geworfen. Auf einmal blitzt ihm der böse Geist ein, daß seine heute Schöne niemals genug für ein Paar der stattlichsten Hörner sey, und daß sein tiefster, benachbarter Gefühl wohl schwerlich bei Jena Bertha in theurem Andenken bleiben werde. Er gieng gedankenvoll auf und ab, rieb sich die Schöne und kam auf ein Mittel, sich der Treue seiner Gattin zu versichern. Endlich glaubte er einen gefunden zu haben. Er besaß einen schlangenförmigen goldenen Ring, den Jena

Bertha noch nicht gesehen hatte. Diesen überreichte er ihr beim Abschied mit den Worten:

Siehe hier das Unterpfand deiner Treue. Dieser Ring hat die seltene Eigenschaft, zu verschwinden, sobald du von dem Pfade der ehelichen Treue weichen willst. Finde ich ihn bei meiner Rückkehr nicht mehr an deinem Finger, so — Hier warf er ihr einen drohenden Blick zu, und entfernte sich.

Frau Bertha war freilich in ihrem Eh- und Wehstande nicht sehr glücklich. Sie fühlte in sich eine Leere, die der alte Bodo nicht auszufüllen vermochte. Aber nach dem räumigen Platz zu Hörnern auf seiner breiten Stirne hatte sie sich doch noch nie umgesehen, denn sie war züchtig und ehrbar. Um so tiefer kränkte sie das Mißtrauen ihres Eheherrn. Unwillig steckte sie den Ring

an, ohne jedoch zu glauben, daß er verschwinden würde, wenn sie — — ihr Herz empörte sich bei diesem Gedanken.

Eines Nachmittags saß sie auf dem Söller und arbeitete. Der Ring war ihr etwas zu weit und hinderte sie, darum nahm sie ihn ab, und legte ihn auf das eiserne Gelinder. Ein Rabe, den ein Edelknabe groß gezogen und dem Frau Bertha die Freiheit wieder gegeben hatte, kam eben auf den Söller geflogen, denn er besuchte noch bisweilen seine alte Wohnung. Er sah den glänzenden Ring, packte ihn mit dem Schnabel und flog davon. Frau Bertha gewahrte den Raub erst, da es zu spät war. Sie rief ihre Leute herbei, und befahl ihnen, dem Diebe mit Armbrüsten nachzureiten, und ihm seine Beute wieder abzujagen. Umsonst! Niemand wußte, welchen Weg er genommen hatte.

Frau Bertha gerieth darob in große Verlegenheit. Sie mußte alles von dem Zorn ihres Gemahls befürchten, wenn sie den fatalen Ring nicht mehr vorzeigen konnte. Einsam saß sie so in ihrem Gemach, versunken in Betrachtungen über ihr trauriges Schicksal, und verwünschte hundertmal die Stunde, in der sie Herrn Bodo das Jawort am Altare gegeben hatte, als man einen jungen Ritter aus der Nachbarschaft bei ihr meldete. Er war ein weitläuftiger Vetter ihres Mannes, der hier und da auf der Burg einsprach. Leb war ihr seine Erscheinung, um doch jemanden zu haben, dem sie ihren Kummer vertrauen konnte. Nicht sobald fragte er um die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit, als sie ihm den ganzen Vorfall unter Thränen erzählte.

Da kann ich vielleicht Rath schaffen, schöne Baase, fing der Ritter lächelnd

an; ich verſtehe mich ein wenig auf Zauberei.

Ach, verſetzte Frau Bertha, die Sache iſt zu ernſthaft für einen Scherz. Ihr kennt den Zorn meines Gatten nicht.

Der Ritter. Und wenn ich Euch nun den Ring wieder verſchaffte?

Bertha. So würdet Ihr auf meinen beſten Dank rechnen können.

Der Ritter. Auf Euren beſten Dank? Ich nehme Euch beim Wort. Herr Bodo verdient eine kleine Züchtigung für ſeinen Argwohn.

Bertha. Erſt ſagt mir, ob Ihr von dem Ringe Kunde habt?

Der Ritter. Ich ſage eins, zwei, drei — und er iſt an meinem Finger.

Bertha. Hättet Ihr mich wirklich nicht zum Beſten?

Der Ritter. Wirklich nicht.

Bertha. Nun ſo laßt mich Euer Kunſtſtück ſehen.

Der Ritter. So weit ſind wir noch nicht. Meine Zauberei gelingt nur in den Armen eines ſchönen Weibes.

Bertha. Ihr ſeyd unartig.

Der Ritter. Man vergißt ſich ſo leicht bei Euch.

In dieſem Tone gings noch eine Weile fort. Hätte Herr Bodo kein Mißtrauen blicken laſſen, ſo würde die ſchöne Bertha ſchwerlich ein ſolches Geſpräch geduldet haben. Ihr Stolz war beleidigt, und die Gelegenheit zur Rache — lockend genug.

Der junge Ritter erhielt endlich das Verſprechen eines Kuſſes, wenn er den Ring wenigſtens zur Anſicht herbeiſchaffen würde. Er machte einige Hokuspokus, und — er

log in seiner Hand. Wer war froher als Frau Bertha! Hastig wollte sie den Ring zu sich nehmen, aber der Ritter wußte ihn geschickt in seine Tasche zu spielen. Jetzt forderte er seinen Lohn. Frau Bertha erröthete, zürnte, gab nach, und bot ihm endlich die Wange. Ein Kuß flog auf ihren Mund. Stumm und verwirrt saß sie da — der Ritter nützte den günstigen Augenblick. Sie forderte den Ring. — Er ist wieder verschwunden, sagte er, und nur in Euren Armen kann ich ihn zum zweitenmahl erhalten. — Endlich gab er ihn, und sie — gab nach, was Sie nicht hatte vorgeben wollen.

Armer Bodo, hättest du nicht in den Spiegel geschaut!

Mit der Zauberkunst des Ritters war es übrigens sehr natürlich zugegangen. Der Rabe hatte den Ring fallen lassen, und er ihn gefunden. —

Leſer, du findeſt dieſe Sage ein wenig unmoraliſch? und doch enthält ſie eine wichtige Lehre für alte Männer und junge Weiber!

Frau Bertha's Geiſt ſoll noch jetzt auf der Burg ſpuken, und nur durch ein junges Weib, das ſeinem alten Manne treu iſt, erlöſt werden können.

XXII.

Die Geiſterbeſchwörung.

Neben der Burg ſteht ein kleines Bauernhaus. Ein ehrlicher Landmann, Nahmens Kaſpar, hat dort zwiſchen den Ruinen Reben und Fruchtbäume gepflanzt, und befindet ſich ganz wohl in der Nachbarſchaft der Burggeiſter.

Vor einiger Zeit wollte ein rüſtiger Dominikaner den Geiſt der guten Bertha erlöſen.

Euch iſt es vorbehalten, ſagte der Mann Gottes zu Kaſparn, einer armen Seele, die ſchon ſeit Jahrhunderten auf Befreiung harrt, in den Himmel zu verhelfen. Sobald der Geiſt ſich wieder hören läßt, ſo ſchickt Eure Frau hinaus, und wenn dieſe dann thut, wie ihr die Erſcheinung ſagen wird, ſo iſt das große Werk vollendet, und Ihr habt eine Freundin im Himmel, auf die Ihr und Eure ganze Nachkommenſchaft zählen könnt.

Kaſpar hatte ein junges, friſches Weib, und er bemerkte wohl, daß die Blicke des Paters nach verbotener Frucht ſchielten. Dies erregte bei ihm Argwohn. Er ſtand Abends auf der Lauer, und erblickte wirklich einmal den ehrwürdigen Sohn der Kirche, wie er mit leiſen Tritten den Berg herauf kam und ſich hinter dem alten Gemäuer des Schloſſes verbarg.

Wart, dich will ich beſchwören und erlöſen, ſagte er, ging in ſeine Hütte, hüllte ſich in ein weißes Tuch, und ſchlich ſich auf der andern Seite in die Ruinen. Gegen Mitternacht fing der Mönch laut und immer lauter zu ächzen an. Kaſpar trat hervor. —

Wer ſtört mich in meiner Ruhe? fragte er mit dumpfem Tone.

Der Dominikaner ſchrak zuſammen und krümmte ſich zur Erde.

„Biſt du ein Geweihter der Kirche, ſo tritt hervor und erlöſe mich; biſt du aber ein Weltkind, ſo werd' ich dir ohne weiteres den Hals brechen."

Der geweihte Mann bekreuzte ſich und murmelte unter Angſtſchweiß einige Beſchwörungen. Umſonſt! Die Erſcheinung näherte ſich ihm und befahl ihm zu reden.

Ich bin ein Prieſter, antwortete er, aber demungeachtet ein ſündiger Menſch. Ach, der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch ſchwach, ſehr ſchwach!

„Das macht, weil du zu viel Fleiſch haſt, erwiederte das Ungethüm. Die Kehle darf ich dir nicht umdrehen, weil du ein Geſalbter des Herrn biſt; aber geſtraft mußt du werden, weil du aus böſer Abſicht hierher kamſt. Auf, nimm mich auf deinen Rücken, und trage mich bis an die Pforte deines Kloſters.“

Der Mönch ſah wohl, daß hier keine Einwendungen zu machen ſeyen. Er befahl ſich in den Schutz des heiligen Dominikus und des noch heiligern Roſenkranzes, und lud ſeinen Reiter geduldig auf den breiten Rücken. Vergnügt ließ es Kaſpar im ſachten Schritt gehen, aber auf der Ebene ſpornte

er den Kuttenmann so tüchtig, daß dieser aus Leibeskräften im Trott zu laufen anfing.

Athemlos und im Schweiß gebadet erreichte er endlich das Kloster. Kaspar sprang ab, warf sein weißes Tuch über ihn, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Seit dieser Begebenheit hat sich keiner der frommen Männer mehr beikommen lassen, Frau Bertha's Geist zu beschwören. Sie meiden die Wohnung des ehrlichen Kaspars, und dieser kann seine Schinken und seinen Wein verzehren, und sein Weibchen küssen, ohne den bettelnden Derwischen den Zehenten davon entrichten zu müssen.

XXIII.

Der Knotenſtock.

Für einen Mäkler hat er freilich nicht ſo viel Werth, als ein ſpaniſches Rohr mit einem goldenen Knopfe, aber mir thut er beſſere Dienſte. Ehemals trieb er Blüten und Dornen, jetzt iſt er mein Begleiter und meine Stütze auf Promenaden und Wanderungen.

Die jungen Herrchen mit ihren Stöckchen von Bambus, oder Fiſchbein, oder

Stahl, oder was ſonſt an der Tagesordnung der Mode iſt, machen mich und meinen Knotenſtock bisweilen zur Zielſcheibe ihres Witzes. Liebe Herren, ich will euch ein Geſchichtchen erzählen, welches — kein Mährchen iſt.

Ich hatte einen Freund, der an Sonn- wie an Werkeltagen im groben Frießrock ging und die dickbeſohlten Schuhe mit Riemen gebunden hatte. Ein Quidam raunte mir einſt ins Ohr: Wie können Sie doch an der Seite dieſes ungekämmten Murrkopfes in honetter Geſellſchaft erſcheinen?

Guter Freund, erwiedert' ich dem Herrchen im engliſchen Frack — mit modernen Stiefeln und knappanliegenden Beinkleidern — guter Freund! dieſer Mann im Frießrock würde mir nach ins Waſſer ſpringen, wenn ich unglücklicherweiſe hineinfal-

len sollte, und mich mit Gefahr seines Lebens zu retten suchen — Sie aber würden in einem ähnlichen Fall keinen Fuß naß machen, aus Besoraniß, den Schnupfen davon zu tragen, oder Ihre schönen Stahlknöpfe zu verderben.

Dasselbe ist's mit meinem Knotenstock und einem modischen Spazierstöckchen. Wenn ich wo an einen Sumpf komme, oder auf einem Wege über schroffe Anhöhen kann ich mich immer auf ihn verlassen, und einmahl sogar rettete mich ein Blick auf diesen soliden Freund von einem grimmigen Eisenfresser. Laßt Euch das erzählen.

Ich hatte Bekanntschaft mit einem jungen, talentvollen Mädchen, ohne dabei an Lieben oder Liebeln zu denken. Auf einer Promenade in mein Lieblingswäldchen traf

ich sie mit mehrern jungen Personen bei einer Milch im Grünen sitzen. Ich grüßte sie freundlich, wie Bekannte zu thun pflegen, und fing an — mehr aus Zerstreuung, als absichtlich — Englisch mit ihr zu reden. Dies wurmte einem jungen Laffen, der in sie verliebt zu seyn glaubte; er stand trotzig auf und schlug an seinen Galanteriedegen, als wollte er sagen — Herr, ich werde Sie für Ihre Unart ein wenig an Nase und Ohren beschneiden. Um nicht gegen die gute Lebensart zu verstoßen, mußte ich diese Herausforderung beantworten. Ich warf einen Blick auf meinen Knotenstock und dann auf das Friedensgewehr meines milchbärtigen Gegners, wobei ich mich freilich eines kleinen Lächelns nicht erwehren konnte. Diese Pantomime brachte meinen Mann aus der Fassung — er zog vom Leder, hieb — einige Zweige von den umherstehenden Bäumen, krällerte eine Melodie, und lehnte sich hier-

auf — in einiger Entfernung von der Gesellschaft an eine Eiche, und schien zu delibriren, ob er sich erhängen, erstechen, oder — ein Glas Limonade trinken sollte.

Sehen Sie, meine Herrchen, die Sie meinen Knotenstock so albern finden, daß man sich nicht bloß darauf stützen, sondern ihn bei Gelegenheit auch als eine Fliegenklappe wider die Gecken und Affen brauchen kann.

XXIV.

Das Steckenpferd.

Mein kleiner Flachskopf hat hier sein Steckenpferd mit einem Strumpfband seiner Mutter an meinen Knotenstock festgebunden.

Wir lächeln über unsere Kinder, die auf einer Haselgerte um uns herumgalloppiren, und ihr die Namen Goldfuchs, Rothschimmel u. s. w. beilegen; und wir großen Kinder haben jeder sein Joujou, und prostitui-

ren uns noch oft damit vor dem gesammten Publicum — manche gar auf Pränumeration oder Subscription!

Wie klug und weise wir uns aber auch immer dünken mögen, so kommen doch Tage — oder Stunden wenigstens — wo wir uns zu den Steckenpferden unsrer Kinderjahre zurücksehnen. Dieses Gefühl scheint im Menschen, der das Zeichen seiner Humanität an sich trägt, einheimisch zu seyn. Je öfter und lebendiger dieser Wunsch in uns erwacht, desto weiter müssen die Verhältnisse, in denen wir leben, von der Natur abstehen, oder desto mehr müssen wir schon unter dem Druck dieser Verhältnisse von unserm bessern Selbst eingebußt haben.

Unschuld, Unschuld, du köstliches Eigenthum der Kinderzeit, du bist's, die uns so mächtig anzieht in der Heiterkeit unserer

Kleinen, in ihren fröhlichen Spielen! Wer einmal dich verlohren hat, und ungerührt dreimal den Hahn krähen hört, der versuche es, ob er den Blick eines schuldlosen Kindes aushalten könne! — Wen ein Lächeln der Unschuld nicht mehr bekehrt, den bekehrt auch keine Bußpredigt und kein Zuchthaus.

Ihr sollt werden wie diese Kleinen! sagt ein Weiser, der unsern Weisen längst ein Aergerniß geworden ist, weil sie mit dem klügelnden Verstande durchgrübeln, was er zu dem Herzen gesprochen hat, und sich zanken über die Schale, ob sie gleich gestehen müssen, daß der Kern vortreflich sey.

Thoren! so werft die Schaale weg, oder laßt sie denen, die sie brauchen können, und genießt dankbar den Kern.

Fast bin ich zu ernsthaft für mein Thema geworden; aber Freund Yorik, den ihr alle kennt,

kennt, sagt sehr ernsthafte Dinge in seinen Predigten für Esel — warum sollt' ich nicht auch bei Gelegenheit eines Steckenpferdes dem Moralisten ein wenig ins Amt greifen dürfen?

Freilich bin ich nicht Yorik, dem man auch dann noch gern zuhört, wenn er — nach Johnsons sarcastischem Ausdrucke — mit der Kinderklapper spielt. Doch man vergiebt ja leicht ein uninteressantes Wort über eine interessante Sache.

Ja! Spötter mögen meine Schwäche belächeln und bewitzeln — es ist mein tägliches Morgengebet zum Himmel, mir Kindersinn zu geben für allen Genuß dieses Lebens, und Mannskraft für alle seine Leiden.

Könnt' ich ganz werden wie die Kleinen, könnten wir ablegen, was Thorheit und Lei-

denſchaft in uns zurücklaſſen, wie, der Sage nach, die Schlange im Lenz ihre Haut abſtreift.

Aber ach! weder das Waſſer aus dem Ganges, noch aus dem Jordan wäſcht den Menſchen rein, wenn er einmal ſein weißes Kleid befleckt hat!

XXV.

Das Tischgen.

Es ist klein, aber räumig genug für mich und Weib und Kind — und allenfalls noch für einen Freund, der mit einem Gericht gernegesehen vorlieb nimmt.

Mein Nachbar, der Justizrath, hat eine ansehnlichere Tafel, aber ihm jagt die liebe Gerechtigkeit Truthühner und Schnepfen, Hasen und Rehe in die Küche; ich muß mich mit braunem Kohl und einem

Pfannekuchen begnügen, und danke Gott, daß ich mich von meinen zwei irdenen Schüſſeln nie zu den zwanzig oder dreißig ſilbernen Platten der Dame Juſtitia hinüber ſehne.

Ach, man müß einen guten Magen haben, um ſo viel verdauen zu können, als dieſe Matrone. Der meinige iſt ziemlich ſchwach.

Ehemals ſaß ich auch mit bebänderten Herren und beſternten Damen zur Tafel, hatte einen Laufer oder Lakaien hinter mir ſtehen, und durfte nur winken, wenn ich ein Glas Rüdesheimer, oder Champagner, oder engliſches Oehl verlangte. Auch dafür danke ich Gott, daß kein Sklave mehr hinter meinem Stuhl ſteht und kein ahnenreicher Geck neben mir ſitzt.

Gewöhnlich war dort auch die liebe lange Weile zu Gast, oder wenn sie aufstand, so nahm die noch leidigere Medisance, zu deutsch — Lästersucht, ihren Platz ein. Wie oft gähnt' ich, gegen allen Wohlstand, ein gnädiges Fräulein an, das mich mit einer gänschenhaften Frage zur Rede bringen wollte; wie oft zog ich unwillig das schäumende Kelchglas von den Lippen zurück, wenn just eine hochadeliche Betise belacht oder beklatscht wurde!

Wahrlich, ich danke Gott, daß ich hier mit Weib und Kind an einem Tischgen von Tannenholz, mit Wachstuch überzogen, sitze, wo die Genügsamkeit uns bedient, und ich zu einer Tasse Kaffee ungestört mein Pfeifchen schmauchen kann, indes mir mein Fritz ein Märchen erzählt, oder von seinem Steckenpferde vorplaudert!

Wüßten die Menſchen, wie wenig dazu gehört, froh und geſund zu ſeyn, ſie wendeten nicht ſo viel darauf, unzufrieden und ſiech zu werden.

XXVI.

Der leere Rahmen.

Er enthielt das Bild eines meiner Jugendfreunde, den die Natur mit den herrlichsten Anlagen ausgestattet hatte. Warum mußte er in die Hände von Thoren fallen, die seinem Geist eine ganz falsche Richtung gaben! —

Vor drei oder vierhundert Jahren hätt' er leben müssen, da wär' er mit den Götzen und Sickingen ausgezogen gegen übermüthi-

ge Ritter, oder mit dem edlen Hutten gegen Aberglauben und Despotismus.

Sein unruhiger Geist trieb ihn mit siebenzehn **Jahren nach Spanien**, wo er sich dem wackern Olavid zum **Kolonisten für die** Sierra Morena anbieten wollte; aber er fand den Philosophen im Gefängnisse — angeklagt durch einen deutschen Kapuziner und gerichtet durch die Inquisition. — Nach diesem fehlgeschlagenen Versuche nahm er Dienste auf einem Schiffe, fiel in die Hände **eines türkischen Seeräubers**, und trieb eine Zeitlang dasselbe Handwerk. Er gieng hierauf nach Rom, um, wie er sagte, die Schatten der großen Römer auf ihren Grabhügeln zu beschwören, und — gerieth unter die Banditen.

Es war zu Anfang der französischen Revolution. Unter andern Flüchtlingen hielt

ſich daſelbſt ein ausgewanderter Adelicher mit ſeiner einzigen Tochter auf. Ein Prälat ſah und liebte das Mädchen, wie nämlich Prälaten zu lieben pflegen. Ich weiß nicht, wie er die Bekanntſchaft meines Freundes gemacht hatte; aber er mußte ihn nur wenig kennen, denn er ſollte ihm als Kuppler dienen. — Mein Freund — laßt mich ihn immer ſo nennen, denn der Tod hat einen Schleier geworfen über ſeine Verbrechen — mein Freund liebte das Mädchen ebenfalls. Er vollzog den Auftrag des Abts, um ſie zu prüfen — fand ſie, wie er wünſchen konnte, und hinterbrachte dem hochwürdigen Herrn, daß hier keine Roſen für ihn zu pflücken ſeyen.

Der Abt machte hierauf ſelbſt einen Verſuch, und als dieſer mißlang, ſo gab er meinem Freunde den Auftrag, Vater und Tochter aus dem Wege zu räumen.

Mein Freund unterrichtet die beiden von der ihnen drohenden Gefahr, und flüchtet

mit ihnen nach Sicilien. Dort findet Angelika — so hieß die junge Französin — einen jungen Mahler, den sie schon in Frankreich gekannt und geliebt hatte. Eifersucht entglüht in dem Busen meines Freundes — er macht mit dem jungen Mahler eine Wanderung auf den Aetna, umklammert ihn und stürzt sich mit ihm in den Krater.

Ihr Führer, ein alter Hirt aus der Gegend, brachte die Nachricht von diesem Vorfalle zurück — Angelika wurde wahnsinnig. — — *)

*) Die ausführliche Geschichte meines Freundes wird nächstens unter der Aufschrift: Die Banditen in Rom, erscheinen.

XXVII.

Der Kamin.

Dichter haben ihre Jahrszeit, wie die Singvögel. Miltons poetiſche Ader floß nie reichlicher, als im Herbſte, und ich kenne einen andern, den die Muſe nur in ſtillen Winternächten beim Kaminfeuer beſuchte. Ich habe — die lyriſche Unordnung in meinem Zimmer abgerechnet — nichts Poetiſches in mir und an mir, aber demungeachtet wandelt mich bisweilen etwas an wie Begeiſterung, wenn ich vor meinem Kamin

ſitze und dem Wechſelſpiele der kniſternden Flammen zuſehe.

Woher mag es kommen, daß Menſchen, die ſich ſonſt nicht, wie das blinde Pferd in der Mühle, in einem leeren Kreis herumdrehen können, doch ſtundenlang mit Vergnügen in den Sturz eines Waldbachs oder in ein loderndes Feuer ſchauen?

Es iſt dies überall ſo, wo wir dich in deiner Wirkſamkeit erblicken, heilige, allwaltende Natur!

Unſer Geiſt arbeitet mit den Sturme, ſchwebt dahin mit der Welle, zerſtört in den Flammen; aber wenn die Elemente ſich erheben in ihrer Rieſenkraft, bebt er ohnmächtig in ſich ſelbſt zurück, und verliert den Glauben an ſeine Unzerſtörbarkeit. —

Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, was mir jemand ſagte, daß die Menſchen geſelli-

ger ſind, wo ſie um ein Kamin, als wo ſie beim warmen Ofen ſitzen; aber das weiß ich, daß ich mein Kaminfeuer nicht um alles miſſen würde. Was hätt' ein armer Einſiedler in den langen Winterabenden, an einem Ort, wo es weder litterariſche Klubbs, weder Spieltiſche noch Läſterkränzchen giebt, für einen Schutz gegen die Langeweile, wenn er nicht, wie der Seidenwurm, ſich in ſich ſelbſt einſpinnen könnte, und dies läßt ſich mit ſo viel Behagen am lodernden Kamin, während der Sturm draußen heult, und das Wetterfähnlein auf dem Dach umhertreibt. Da beſchwöre ich, wie Thomſon, die Schatten der großen Männer des Alterthums, oder ich winke mit dem magiſchen Stabe, den eine gute Fee jedem Menſchen zum Wiegengebinde verleiht, die Vergangenheit herbei, die mit den friſchbewahrten Blumen meiner Kinderjahre einen lieblichen Duft um mich verbreitet.

Gegenwart, du bist das eigentliche Du-
sean des Menschen, aber wie arm wären
wir, wenn wir an diese geschmiedet wären,
wie Prometheus an seinen Fels — wie der
gelähmte Adler an das mit schroffen Wän-
den umgebene Thal!

Nur die Liebe hängt am Moment, wie
der Schmetterling im Busen der Rose, und
denkt nicht des Sturms, der über ihr
schwebt, und sie in die nahe Welle schleudern
wird. Aber die Liebe kommt nur einmahl
im Leben, wie die Nachtigallen nur im
Frühlinge singen. Auf den Lenz folgen noch
drei Jahreszeiten, wenn's einem so gut wird,
den Herbst und Winter des Lebens zu er-
reichen. — —

XXVIII.

Ovid.

Was hat Sie nur neben Ihrer ungemeinen Gabe über den Ovid. Sie hält ihn eigentlich für Ihren Lieblingsdichter.

Ich gestehe es Ihnen, daß ich mich nie recht in ihn finden kann, und Ihnen ohne Hehl sage, daß ich selbst bekenne, daß ich Ihnen selten Dank weiß, daß sie mich mehr gelesen mich zum Lieblingsdichter machen, als Ihre Absicht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

den Geistel zu fähren, so wird' ich wenigstens die Hauptscenen desselben herausgeben — wie die Nymphen dich im Schlummer fanden, und die die Flügel stutzen wollten; wie du jungen Nachtigallen auf einem Pfeil Nahrung reichst; wie ein Vogelsteller dich, als einen seltenen Vogel, im Käfige herumträgt u. s. w.

Hier ist noch ein Liedchen auf dich von Freund Thomas. Leih ihm dafür einen deiner Pfeile, er wird kein Unheil damit anrichten. Er hat ein Paar Gesamtücken, die sich nicht paaren wollen, und die Freude, diese kleinen Geschöpfe zu vereinigen, wäre ihm wohl zu gönnen. —

Liebe.

Was wer hernieden wäre Licht kann,
Was ihr wurd für Blumen gönnen,
Wie ging ihr ihn das Paradies verlieren,
Und Wonne hat er ein Dorn kann.

Wenn ihm ein Gärtchen Kohl und Rosen giebt,
Wird er mit keinem Wunsch das Glück beschweren:
Es könnte höchstens seine Sorgen mehren.
Wer viel von außen braucht, hat nie geliebt.

Ein Heiligthum ist ihm sein kleines Haus.
Wo Liebchens Kuß ihn zu der Arbeit wecket;
Wenn freundlich sie das kleine Tischgen decket,
So sind auch Brod und Linsen ihm ein Schmaus.

In ihren Armen wiegt er sich zur Ruh,
Indessen um sein Dach die Stürme heulen,
Und schaut, wie Könige die Erde theilen,
Aus seinem Winkelchen gelassen zu.

XXIX.

Der Pudel.

Noch ein Besuch? — Es ist nur mein Pudel. — Er ist wenig erfahren in Künsten, aber treu, daß man auf ihn zählen kann in der Noth.

Sein erster Herr war ein Unglücklicher. Er liebte ein Mädchen und sie liebte ihn. Aber sie wurde durch die Argusaugen einer reichen und strengen Tante bewacht. Ein Fluß trennte ihre Wohnungen, und der Pudel wurde zum Briefträger ausersehn. Auch verrichtete er dieses Geschäft pünctlich. Jeglichen Abend schwamm er, wie Leander zu seiner Hero, über den Fluß, mit einem Briefchen hinter seinem Halsband, und wer sich

ihm außer der Geliebten seines Herrn nähern wollte, dem wies er die Zähne.

Heloise mag noch so viel zum Lobe der edlen Briefkunst sagen, die Liebe lebt nicht von bloßen Worten. Ihr Abälard konnte nichts mehr, als — schreiben, aber unser Pärchen stand noch in der ersten frischen Jugendblüthe. Sie verabredeten eine nächtliche Zusammenkunft. Ein Nachen trug den Jüngling um die Stunde der Geister über den Fluß, wo die Einzige (jede wahrhaft Geliebte ist eine Einzige, so wie jeder Mann von eignem Schrot und Korn ein Einziger) sein schon harrte. Er sank in ihre umschlingende Arme, und der grauende Morgen weckte sie erst aus dem süßen Rausch. Sie stieg mit ihm in den Nachen, um einen Moment länger bei ihm zu seyn. — Noch eine Umarmung, aber ach, die letzte ihres Lebens! Der Nachen schlug über, die Wellen rauschten über ihnen zusammen. — Glücklich, wer

so stirbt, aber der Pudel, welcher seinen Herrn begleitet hatte, zog ihn mit unbarmherziger Treue ans Ufer. —

Am Morgen des zweiten Tags nach dieser Begebenheit hört' ich ein Gewinsel vor meiner Thüre. Ich gieng hinaus und fand den Pudel an den Ring der Thüre festgebunden. In seinem Halsband trug er einen Zettel folgenden Inhalts:

„Du wirst die Schreckensgeschichte vernommen haben. Ich vermache dir meinen Pudel — halte ihn als einen Freund! Mein Platz ist im Irrenhause."

Wirklich brach einige Stunden darauf der Wahnsinn bei ihm aus, und — er liegt auf der Kette! — —

Mein Freund ist nicht mehr, und ich ersuche daher Herrn Spieß, ihn von der Liste seiner Tollhauscandidaten wegzulassen.

XXX.

Die Thüre.

Hier wären wir also am Ende meiner Zimmerreise.

Eine Thüre ist ein Loch, zu dem man aus und eingeht. Ich weiß nicht, ob diese Definition schul- und baugerecht ist; doch kommt es jetzt auf einen Schnitzer gegen die Logik nicht an. Ich wollte bloß bei dieser Gelegenheit sagen, wen ich zu dieser meiner Thüre gern und nicht gern eintreten sehe.

Wer sind Sie, meine Herren?

„Ein abgebrannter Poet!“

Vermuthlich ist Ihnen ein Manuscript verbrannt. Nehmen Sie Platz an meinem Tischgen, wenn Sie mit Kohl und einem Gläschen Landwein vorlieb nehmen wollen.

„Ein literarischer Musterchartenreiter.“

Kaufe nichts.

„Ein vacirender Gelehrter. Hier ist mein Stammbuch.“

Da muß ich mich wohl einschreiben. Der Herr sitzt vielleicht nächstens in einem Tribunal.

„Ein neugieriger Reisender.“

Die Thüre zu. Das Publikum braucht nicht zu erfahren, daß mein Schlafrock am Ermel geflickt ist.

„Rath Ypsilon, der Mitarbeiter sucht.“

Taglöhner in seinen Weinberg! — Bin nicht zu Hause.

„Gevatter Mauß und Vetter Asmus.“

Herein, herein! Feuer in den Kamin, und nun die Thüre abgeschlossen.

40. a.

W. Deutsche. p. 564.

DIE MAHLEREY

VON

A. SCHREIBER.

DORTMUND 1804,

bey den Gebrüdern Mallinckrodt

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die

Mahlerei.

Vorrede.

Es war anfangs meine Absicht, das lateinische Poëm des Marsy, über die Mahlerei, zu übersetzen, oder vielmehr — frei nachzubilden; da aber während der Arbeit meine eignen Ideen zu reichlich strömten, und ich mich von dem Gegenstande zu mächtig ergriffen fühlte: so verliefs ich den Faden des französischen Dichters, und ging meinen eigenen Gang.

Dafs ich mich hauptsächlich nur auf den ästhetischen oder geistigen Theil der Kunst beschränkte, wird man mir wohl nicht zum Fehler anrechnen: denn für's erste ist gerade dieser Theil der Kunst der vorzüglichere, so wie, leider! auch der am meisten vernachläfsigte, und, zweitens, ist er auch empfänglicher für poëtische Darstellung, als der mechanische. Wer vom didactischen Dichter

die Ausführlichkeit eines Lehrbuchs, oder die strenge wissenschaftliche Form eines Systems verlangt, der macht ungefähr dieselbe unbillige Forderung, wie derjenige, welcher dem epischen Dichter oder dem Geschichtmahler die Fesseln historischer Treue auflegen will.

Ich mifskenne die Mängel meines Versuchs nicht; auch sollte er nicht mehr als ein Versuch in einer Dichtart seyn,

worin wir — gegen andere Nationen, besonders gegen die Britten — noch so ziemlich arm sind. Die Kritik gönne mir daher immerhin mein Plätzchen! — Mit Vergnügen werde ich es dem Bessern raumen, der nach mir kommen wird.

S.

Erster Gesang.

Die schöne Kunst, die Liebe uns erfand,
Die Mahlerei ist meiner Muse Lied.

Dir, Gerning, weiht die Freundschaft dieses Blatt!
Dich brachte früh ein günstiges Gestirn
In's Vaterland der Künste und des Ruhms.
Was Buonarottis hoher Geist, und was
Die liebevolle Seele Raphaels
In Stunden der Begeisterung ersann,
Umschwebte dort des Jünglings truncknen Blick,
Und zog dich an, wie am Gemüthe, dem
Die Erde nicht genügt, der Himmel zieht.
O winke mir Ermunterung auf der Bahn,
Die vor mir noch kein deutscher Sänger ging!

Der kalte Himmel meines Vaterlands
Hat zwar mit rauhem, winterlichem Hauch
Die Blüthen meines Frühlings abgestreift:
Doch regt ein neues Leben sich in mir,
Indem ich an der Piërinnen Hand
Eintrete in das Heiligthum der Kunst;
Der Frühling, der hier unverwelklich blüht,
Weht mich wie Luft aus Edens Garten an.

Du, der den Gott in seinem Busen fühlt,
Und hohe Kraft zu bilden in der Hand,
O junger Künstler, leihe mir dein Ohr!
Steil ist der Weg, den du zu wandeln hast,
Mit Blumen streut ihn meine Muse dir,
Und mildert durch der Leyer süfsen Ton
Den Ernst der Lehren, die sie dir ertheilt.

Bevor du mit der kunstbegabten Hand
Die ersten Striche auf der Leinwand ziehst,
Sey ausgebildet schon in dir dein Werk;
Es mufs vollendet stehn vor deinem Geist,
Sonst bringt die Hand nur eitle Spielerei,
Nur eine bunte Schattenwelt hervor.
Vor allem prüfe sorgsam deinen Stoff!
Auch widerstrebend läfst er manchmal sich
Bezwingen von dem Arm des Genius.
Doch darin liegt's! Die Gegenstände sind

Verschieden, und so ist's auch das Talent.
Ein grofser Geist strebt grofsen Dingen nach,
Ein leichter leichten; zu der Sonnenbahn
Hebt kühnen Flugs der Adler sich empor,
Der Hänfling singt im niedrigen Gebüsch.

Der eine wagt an der Geschichte Hand
Sich in das Schlachtfeld, mahlt Getümmel uns
Und Leichen, brennende Ruinen und
Den Tod in mancher gräfslichen Gestalt;
Die Gattin, die, von ihrem Hause fern,
Bei'm blut'gen Leichnam ihres Gatten sitzt,
In unnennbarem Jammer seine Hand
Verzweifelnd an die kalte Lippe drückt,
Und was sie sieht, noch nicht für möglich hält,
Indefs ein holdes Kind auf ihrem Schoos,
Nichts ahnend von der Mutter stummen Schmerz
Und seinem eigenen Verluste, froh
Und mit der Unschuld Lächeln um sich schaut.

Ein andrer zeigt uns eine Hirtenflur,
Wo Schaafe weiden an des Baches Rand,
Und am bebüschten Fels die Ziege hängt;
Die Tänze der Dryaden, die ein Faun
Mit spitzen Ohren im Gesträuch belauscht,
Und muntre Knaben, welche einen Bock
Muthwillig bei dem langen Barte ziehn.

Ein Dritter bildet mit Prometheus Kunst
Das Angesicht der Menschen glücklich nach,
Verdoppelt Müttern das geliebte Kind,
Führt von den Schatten mit dem Zauberstab
Der Gattin den erblafsten Mann zurück,
Und täuscht, ihr Auge täuschend, auch ihr Herz.

Der mahlt des Tempels stolzen Säulengang,
Und alle Pracht der schwesterlichen Kunst;
Die weite See, wo, wie im Morgenduft,
Das ferne Ufer vor dem Blick verschwimmt;
Die Nacht des Sturms mit seinen Schrecknissen,
Wenn Blitze zucken durch die schwere Luft,
Und rettungslos das Schiff am Fels zerschellt.

Der zeigt, wie Callot oder Teniers,
Des niedern Lebens fröhliche Gestalt;
Bald gibt er uns ein altes Mütterchen,
In deren Stirn der Runzeln manche schon
Die Zeit gekerbt, — mit ihrem Höcker sitzt
Sie auf der Truhe, einer Parze gleich,
Und lächelt aus dem zahnelosen Mund,
Als höhnte sie der bunten Gaffer Schwarm:
Bald führt er uns zum strohbedeckten Dach
Des Landmanns, wo mit zweifelhaftem Sieg
Die Helle kämpfen und die Finsternifs.
Ein Alter raucht beim braunen Gerstensaft

Sein Pfeifchen, und gedenkt vergangener Zeit,
Indefs die Mutter einem bunten Kreis
Von Enkeln Obst und ander's Naschwerk reicht.

Noch bilden andre nur des Baumes Frucht,
Des Weinstocks Beeren mit den Blättern nach;
Gewild und Vögel, oder Hausgeräth.
In Kleinigkeiten offenbart sich auch
Die Hand der Kunst, und jedem ist sein Preis.
Wozu dich nun der Gott, der in dir wohnt,
Auch treiben mag, — bleib' der Natur getreu,
Doch sey ihr Sklave nicht, herrsch' über sie!
Sehr wenig ist's, zu mahlen die Natur,
Wenn Anmuth nicht im Bilde sie umgiebt,
Wenn sie nicht liebend unser Herz ergreift.
Sie gebe dir den Stoff, das Werk sey dein.
Wer ein Gebilde treu und ängstlich formt,
Der zeigt uns zwar gelungne Aehnlichkeit,
Doch er verfehlt den höchsten Zweck der Kunst.
Verschönernd bildet sie ein Ideal,
Das, wie vom Guten, so vom Schönen auch
In Weihestunden vor der Seele schwebt.
O das Gemeine lohnt der Farbe nicht,
Die du vergeudest! — Spielwerk war die Kunst,
Bis Angelo, von hoher Kraft beseelt,
Den Genius in stiller Mitternacht
Auf Gräbern der Entschlafenen beschwor.

Mit Staunen hing des edlen Jünglings Blick
An den Gestalten der Unsterblichen,
Gebildet aus dem harten Marmorblock,
Und vom lebend'gen Odem angeweht.
So tadellos schafft niemals die Natur,
So reich begabt sie nie das Einzelne;
Sie sorgt nur für das ganze grofse All.
Die heitre Ruhe auf der Götter Stirn,
Von keiner Sehnsucht, keinem Gram getrübt,
Die schöne Blüthe ew'ger Jugendkraft,
Die weder Zeit noch Leidenschaft zerwühlt:
Die Weiche, die den harten Stein verbirgt,
Und aller Theile reinstes Ebenmaafs —
Dies alles sieht er hier zum erstenmal,
Und findet seinen Traum in Wirklichkeit.
Ihm folge, junger Künstler, wenn du mehr
Als Zeitungsruhm, und täglich Brod verlangst.

Von den Antiken geh' zum Vatikan,
Wo Raphael, noch immer unerreicht,
Die Meisterwerke seines Pinsels schuf.
Ich beuge mich vor dir, Unsterblicher!
Wer spricht, wie du, zu Herz und Phantasie?
Wer haucht, wie du, ein himmlisches Gebild
So leicht und schwebend auf den nassen Kalk?
Wer gibt dem Leben diesen tiefen Sinn,
Und wer der Wahrheit diese Grazie?

Nicht durch der Farben buntes Zauberspiel,
Durch höh're Schönheit fesselst du den Blick.
Es steht der Seher wunderbar bewegt
Vor den Gestalten deiner Schöpferhand;
Sie regen sich mit jeglichem Moment
Lebendiger vor dem gefangnen Blick.
Er sieht in ihnen Bilder seines Geist's,
Das Seyn und Wirken einer schönern Welt,
Die uns in Stunden hoher Ahnungen,
Wie fernes Land dem Schiffenden, erscheint.
Ein Götterleben wird ihm hier zu Theil.
Es ist nicht mehr des Künstlers Schöpfung, die
Ihn an sich zieht, es ist sein eigen Werk;
Wohin er geht, er trägt es mit sich fort.

Auch zu den Füfsen Gumo's führ' ich dich,
Des Sohns der Anmuth. Seine Wiege schon
Bestreuete der Charitinnen Hand
Mit Blüthen aus den Gärten des Olymps.
Sieh seine Engel, schöne Knaben, wie
Die Mythe uns den Gott der Liebe mahlt:
In holdem Liebreiz scherzen lächelnd sie
Ein frohes Daseyn unter Blumen weg.

Dem Jüngling gleich, der für die süsse Braut
Von allen Rosen seines Gartens nur
Die schönste wählt, die noch kein Mehlthau traf,

Von deren Blättern keines noch der Strahl
Des Tags verletzte, oder Menschenhand:
So halte du das Tadelfreye nur,
O junger Künstler! deines Pinsels werth.

Mifskenne nicht die Grenze deiner Kunst.
Du willst die Gottheit mahlen; aber wo,
Verwegener! nimmst du das Urbild her?
Für Menschen gibt's kein Uebermenschliches.
Das höchste, was die Kunst bezeichnen kann,
Ist Menschenwürde, rein und unentweiht,
So wie ihr Bild in unsrer Seele strahlt.
Sieh Raphaels Madonna, und in ihr
Vereint die Mutter und die Jungfrau; sieh
Den Knaben, von der Sünde unberührt,
Im schönen Leben ew'ger Heiterkeit
Und Unschuld! Wähnst du, dafs es Dichtung sey,
Ein himmlisches Gesicht, das hier der Sohn
Der Phantasie auf Leinwand übertrug?
O nein! er fand das Urbild in sich selbst!
In jedem Menschen liegt es. Wär' es nicht
Von Menschen zu erreichen, o es wär'
Auch zu ersinnen nicht von Menschen Kunst.

Reich ist an Thaten die Geschichte, doch
Des Reichthums Anblick täusche ja dich nicht.
So mancher Stoff verschmäht es, von der Kunst

Ein neues, schön'res Daseyn zu empfahn.
Wenn in dem Uebermaafse seiner Kraft
Der starke Rubens kühnlich sich vermifst,
Das Weltgericht mit seinen Schrecken uns
Vor's Aug' zu bringen, so bewundern wir
Den Künstler; doch vergeudet bleibt die Kunst.
Ich seh' in seines Richters Flammenblick
Den Ueberwinder der Titanenschaar,
Der Blitze schleudert auf ein schwach Geschlecht.
Im Sturme weh'n die Locken seines Haupts;
Zernichtung droht sein aufgehobner Arm,
Doch ach! Zernichtung giebt er nicht einmahl.
Die Mutter fleht ihn um Erbarmen an,
Doch das Erbarmen hatte seine Zeit;
Sie ist vorüber, und auf ewig schliefst
Der Unerbittliche der Hölle Thor.
Umstrickt von eines Teufels Tygerarm,
Hebt ein verzweifelnd Weib die Händ' empor;
Umsonst! ein Engel, dessen wilder Blick
Verderben sprüht, stöfst in den Abgrund sie.
Ist dies der Geist der Liebe, der das All
An seinem Herzen trägt, und auch dem Wurm
Ein weiches Bett im Moos des Baumes giebt?
Sind dies die holden sanften Genien,
Geschaffen zu der Menschen Trost und Schutz?
So furchtbar bildete das Alterthum

Nicht seine Götter. Wenn der Geyer auch
Prometheus immer wachsend Herz zernagt,
So kommt für ihn doch der Erlösungs-Tag —
Und Jupiter hemmt nicht des Pfeiles Flug,
Der einst den Diener seiner Rache trifft.

Zwar ist, das Schreckliche zu bilden, nicht
Der Kunst verfagt. So mahlt uns Raphael
Die Pest auf Fittigen der Mitternacht.
Getroffen von dem scharfen Pfeile liegt
Die junge Mutter, leblos, bleich und kalt
Am Boden, während in der starren Bruft
Ein Säugling noch die letzte Nahrung sucht.
Das Grauen auch hat seinen Reitz für's Herz,
Nur sey entfernt, was Ekel uns erregt.

Nie folge der Geschichte knechtisch nach,
Und bilde sie nach deiner Absicht aus.
Du bist Erzähler, wie's der Dichter ist;
Jedoch auf einen einzigen Moment
Beschränkt — ist ungleich schwerer deine Wahl.
Dein Bild enthalte einen klaren Sinn,
Und spreche deutlich den Beschauer an.
Wenn mir ein Cicerone sagen muss,
Was mir dein Pinsel sagen sollte, so
Ist's nicht viel besser, als die Inschrift, die
Auf einem Zettel aus dem Munde schwebt.

Du mahlst die Gattin des Tarquinius,
Wie sie die scheuen Rosse mit der Hand,
Woran das Blut des grauen Vaters klebt,
Nun auch noch über seine Leiche treibt:
Doch wie bedeutest du, o Künstler! mich,
Dafs diese Furie die Tochter sey,
Die so des Vaters blut'ge Manen hohnt?
Und konntest Du's, ich wendete den Blick
Voll Abscheu von dem Ungeheuer weg,
Das von dem Menschen nur das Antlitz hat.

Wie soll ich dich, o Vater Zeus, im Ochsen,
Im Ziegenfüfsler finden, oder Schwan?
Der Adler mit den Donnerkeilen ist
Doch immer ein erbärmlicher Behelf,
Und drolligt ist's, wenn ich am Ochsen nur
Den Schutzpatron der Mahler kennen kann.

Das Eine läfst sich auf verschiedne Art
Darstellen, und es gibt der Wege viel
Zu wirken auf der Menschen Herz und Sinn;
Doch einer führt dahin am sichertsten,
Und den zu finden spare keine Müh'.
Du kannst mir Hektor'n zeigen, der als Held
Sich ungeduldig von der Gattin trennt,
Und mit der Seele schon im Treffen ist;

Doch lieber seh' ich ihn, wie er gesitzt
Und ungewiß an ihrem Halse hängt:
Wie er die Hände nach dem Kinde mocht,
Und unsern Blicke die Mutter lächelt, da
Das Knäblein vor dem Fuchsbusch erschrickt.

Nie überlade allzusehr dein Bild,
Und nichts sey bloß des Raumes wegen da.
Einfalt und Klarheit zieh'n die Seele an,
Der reine Blick des Sehers fällt auf
Den Helden des Gedichtes, und zu dem
[illegible]
Ihm gieb das schönste Licht! Die übrigen
Sind nur um dieses Einen willen da.
Es mag ein klug erfundner Kunstgriff seyn,
Wenn Cäsar sich sein Haupt verhüllen muß,
Doch sehen wollt' ich ja, wie Cäsar stirbt,
Und such' und finde seine Mörder aus.
Ein anders ist es, wenn Tiberius
Hinweg sich wendet von des Bruders Tod.
Sein menschlich Herz verschaudert bey der That,
Der dies als Pflicht das Vaterland gebeut.

Sey wahr im Ausdruck, aber nicht gemein.
Im letzten Kampfe schwebet Anmuth auch
Um deine Lippen, o Cleopatra!
Sehen mag dein Arm das schwarze Gift vom Bahn

Karthagos trauernden Ruinen tut,
So sey es auch der Starke, dessen Blick
Vernichtend, wie des Himmels Wetterstrahl,
Den Schwen traf, der ihn zu morden kam.

Die Einheit fordert nicht Einförmigkeit,
Die zur Gefährtin lange Weile hat.
Die Zug von Faunen kommt vom Walde her,
Und trifft von ohngefähr im hohen Gras
Den hübschen Cyclopen schlafend an:
Der eine hohe voll Angst den Fuß zur Flucht,
Der andere lacht; ein dritter schleicht hinan,
Und mahlt den rechte Stirn und Wangen roth.
Das Mannschlache ist Gesetz der Kunst,
Nur daß sie es mit weiser Hand verknüpft.

Nur selten wage an den Cyclus dich,
Ein jedes Kunstwerk muß ein Ganzes seyn,
In sich vollendet und in jedem Theil;
Die Fehle der Faden, zu verbinden, von
Nothwendig in der Zeit gewesen erscheint.
Wenn mag ich erkennen, daß das Kind,
Das hier verlohren auf dem Fels erkennet,
Eins ist mit jenem Fahrer meines Volks,
Der Wasser aus dem holden Felsen ruft?

Erhebſt du zum Charackterbilde dich,
So wandle treuer der Geschichte nach;
Denn ungern nur erblickt die Phantasie
Ein Wesen, das ihr lieb geworden ist,
Verändert an Gesinnung und Gestalt.
Nur durch des Ausdrucks Wahrheit kannſt du hier
Das Auge fesseln, wo die Handlung fehlt.
Unendlich viel sind der Schattirungen,
Wodurch selbst Charaktere einer Art
Sich unterscheiden. Wie der Dichter oft
Im Schauspiel, suche du auch durch Kontrast
Das Leben des Gemähldes zu erhohn.
Dein Vorbild sey die Schule von Athen!
Sieh diese Gruppen, all' in einerlei
Beschäftigung, und wie verschieden doch!
In stillem Ernst, den Blick in sich gekehrt,
Sieht Aristoteles; zum Himmel schwebt
Die Seele Plato's, dem Begeisterung
Das Angesicht verklärt; — wie aufmerksam
Lauscht seiner Schüler Chor um Archimed!
Diogenes sitzt einsam und allein,
Wie einer, der der Menschen nicht bedarf,
Und in der Ferne ihres Treibens lacht;
Indeſs, bekränzt mit Weinlaub, Epikur
Statt aller Dornen der Metaphysik,
Mit leichtem Raub des Lebens Blumen pflückt.
Ha! Welche reiche Mannichfaltigkeit

In diesen Köpfen! Wie das alles lebt
Vor unserm Blick! Auf jeglichem Gesicht
Malt sich der inn're Sinn, die Regsamkeit
Des Geistes, der in seinem Element
Schafft und vernichtet, und allmächtig thront.

Das Portrait auch ist oft Charakterbild;
Sieh jenen Mönch von Rubens Meisterhand!
Nein, dieser Mann ward für die Kutte nicht
Gebohren; diesen hellen, freyen Blick
Erwirbt man nicht im klösterlichen Zwang.
Der hohe Geist, der aus den Zügen strahlt,
Berufte einer Welt zum Wirkungskreis;
Und wie er jetzt den Todtenschädel wägt,
So wog er einst das Loos der Völker ab.
Wenn dich Beruf zu dieser Gattung führt,
So strebe ja nicht blos nach Aehnlichkeit:
Sie ist nur ein Gelingen, kein Verdienst.
Vermagst du nicht den Geist zu haschen, der
Oft flüchtig und in Augenblicken nur
Sich auf der stillen Oberfläche zeigt:
So bringst du nie ein bleibend Werk hervor.
Doch kommst du in den Fall, wie Reinecke
Beym Fabeldichter — und er trifft sich oft! —
Dass das Gehirn der buntesten Larve fehlt,
Dann mische deine Farbe mit Geduld,
Und tröste dich mit dem belungnen Preis.

Ein fremdes Feld ist die Allegorie,
Wo selten nur dem Künstler Rosen blüh'n,
Zum bloßen Zeichen wird in ihr das Bild;
Die Kunst begiebt sich ihres Herrscherrechts,
Und frohnt in ihrem eigenen Gebiet.
Mag deine Dichtung noch so lieblich seyn,
Es reißt den Schleier der Verstand entzwei,
Und nimmt sein nacktes Eigenthum zurück.
So bricht die Rose der Botaniker
Nicht, ihres Wohlgeruches sich zu freun
Und ihrer Schönheit; er zergliedert sie,
Und sondert sorgsam ihre Theilchen ab.

O junger Künstler, dem bei der Geburt
Die Muse lächelte, die Bahn ist steil,
Und fern das Ziel, wo dir der Lorbeer winkt!
Drum gürte dich mit Muth, und frohne nie
Dem Geist der Zeit, wenn er nicht auch der Geist
Der Wahrheit ist! Nie buhle um die Gunst
Der Menge! Du mußt selbst dein Richter seyn.
Früh nähre mit den Blüthen Latiums
Und Griechenlandes deine Phantasie,
Hier oder nirgends bildet sich dein Sinn
Für's Große und Erhabne; mächtig wirst
Du dich ergriffen fühlen von dem Lied
Des Maoniden, wirst mit Diomed
Dich stürzen in's Gefecht, durchwaten des

Skamanders Flut, und zähneknirschen, wenn
Mit greisem Haare Priamus umsonst
Vom wilden Sieger, eisern, wie sein Helm,
Die blut'ge Leiche seines Sohns erfleht.
Dies sind der Weihe heil'ge Stunden, nur
In solchen wage dich ans grofse Werk;
Dann grinzt umsonst der bleiche Neid dich an,
Du darfst nicht das Gericht der Nachwelt scheun.

Nie hohne frech die heil'ge Grazie
Der Sittlichkeit! Das höchste Schöne ist
In einem Antlitz, das kein Laster trübt.
Verschmähe nicht mit Werken deiner Kunst
Der Gottheit Tempel zu verherrlichen.
Hier hast du einen weiten Wirkungskreis;
Hier, wo das Herz der rohen Menge sich
Beim hohen, feyerlichen Orgelton
Und dem Gepräng' des Gottesdienstes, gern
Der Andacht öffnet; hier umgeben sie
Die Wesen deiner Hand, wie himmlische
Gestalten, rufen ihnen freundlich zu.
Verwundert lernt der Mensch, es sey der Schlamm,
An dem er klebt, doch seine Heimath nicht;
Und er, dem man von seiner Wiege an
Die Tugend nur im Trauerflor gezeigt,
Gewinnt das Gute in dem Schönen lieb.

Du, keuscher Guido, hast den Pinsel nie
Zum frechen Dienst der Lüsternheit entweiht.
Du hebst das Herz zu edlerem Gefühl,
Den Geist zu schönern Hoffnungen empor!
Noch seh' ich deine Jungfrau, wie sie aus
Des Grabes Nacht empor zum Himmel schwebt.
Vollendung strahlt in ihrem Angesicht,
Und Wonne eines nahen, bessern Seyns.
Dies ist kein überirrdisch Wesen, nein
Ein Weib, das liebte, litt und duldete,
Der wir uns itzt noch mit Vertrauen nah'n,
Denn sie gehörte auch der Erde an.
Sie hat die grob're Hülle abgelegt,
Doch nicht die sanfte, holde Weiblichkeit.
Von Engeln, schön, wie sie nur Guido sah,
Emporgetragen, geht sie in das Haus
Des guten Vaters; eine Welt voll Licht
Eröfnet sich, und strömt auf sie herab.
Doch auch verherrlicht denkt sie derer noch,
Die sie zurück auf rauhen Pfaden liefs.
Vertraulich schmiegen die Unsterblichen
Sich an sie an. — Ach, Flügel, Flügel her,
Ihr nachzuschweben in die Wohnungen
Des Friedens, wo dem Herzen Ruhe wird!

Vor meinem Blick schwebt auch dein herrliches Gebilde, Raphael! der du den Preis

Für alle Zeiten schon, als Jüngling nahmst.
Da sitzt er an dem kühlen Felsenquell
Der edle Jüngling, der mit hohem Muth
In einer öden, nackten Wüste sich
Zum Kampf bereitet mit dem Wahn der Zeit.
Um seine Stirne schweben himmlische
Gedanken — Bilder einer bessern Welt.
Er fand in sich, was sein Geschlecht verlor,
Die angeflammte Würde der Natur,
Und retten will er es vom Sclavenjoch,
Und bieten für das Lösegeld sein Blut:
Ihn täuschte nie des Lebens Gauckelspiel;
Und mehr verlangt er von der Erde nicht,
Als was die Nothdurft eines Tags erheischt.
Der wilde Honig, welcher aus dem Stamm
Der Eiche treufelt, und des Waldes Frucht
Sind seine Nahrung, und er lebt schon itzt
In Zeiten, welche später oder früh
Der Menschheit blühen müfsen, wenn sie nicht
Sich ohne Zweck im Kreise drehen soll.
Bereiten will er dem, der kommen mufs,
Den Weg, und wecken aus dem starren Schlaf
Die Zeitgenossen, ihnen vor das Aug'
Den Spiegel halten, dafs sie ihre Schmach
Erblicken. Mag sich dann auch gegen ihn
Ihr Unmuth wenden, und das marternde
Gefühl der schimpflichen Erniedrigung!

Mag er als Opfer fallen! Leer ihr verhallt
Die Stimme nicht, die aus der Wüste ruft.
Losmachen kann sich von der Wahrheit nicht
Der Mensch, der einmal ihr in's Antlitz sah.

O, Heil dem Künstler, dem es nicht genügt,
Nur nachzubilden das Vergängliche;
Der dem, was nicht von dieser Erde kömmt,
Gestalt und Leben giebt, den flüchtigen
Erscheinungen den Sinn von dem, was ist
Und bleibt in jedem Wechsel, unterlegt;
Der um des Geistes zarte Bildungen
Der Schönheit und der Anmuth Schleier wirft!
Er schaut — ein Gott — auf seine Schöpfung hin,
Und ruft zufrieden: Es ist alles gut!

Zweiter Gesang.

Der Künstler, Grasino! ist es von Natur.
Wer nicht als Kind an ihren Brüsten trank,
Wem nicht die Aoniden lächelten,
O, der vergeudet Oel und Müh umsonst.
Als Raphael, ein zarter Säugling noch,
Im Schlummer auf dem Schoofs der Mutter lag,
Erfüllte das Gemach ein himmlisch Licht,
Und holde Genien umschwebten ihn.
Das Knäblein streckte seine Hände aus
Nach der Erscheinung, und die Mutter rief
Erstaunet und bewegt: Unsterbliche,
Ich weihe meinen Erstling eurem Dienst!
Der Knabe wuchs heran; ihn freute nicht
Der kleinen Schulgefährten lärmend Spiel;
Im grünen Busch beim Lied der Nachtigall,
Am Blumenufer eines Wiesenbachs

Und unter Trümmern der vergangnen Macht
Und Gröfse weilt er sinnend; vor ihm liegt
Noch dämmernd eine unbekannte Welt,
Und Geisterstimmen tönen in sein Ohr.
So wird er mit dem Schönen früh vertraut,
Und im Gefühle schöpferischer Kraft
Ist er schon Bildner, eh' die zarte Hand
Kreid' oder Feder noch zu brauchen weifs.

Ja, Freund, des Künstlers Amme ist Natur!
Doch nur ein milder Himmel bildet ihn.
Im rauhen Norden, wo der Frühlingshauch
Das Leben spät vom Winterschlafe weckt,
Und schwere Luft den Menschen niederdrückt,
Da öffnet sich das Herz dem Schönen nicht;
Da schafft der Künstler zwar Gestalten, doch
Sie zu beseelen fehlt der Sonne Glut,
Die einst Prometheus kühne Hand geraubt.

O hätte Dürer mit dem zarten Sinn
Für Wahrheit und für Innigkeit, der uns
In manchem seiner Bilder tief ergreift,
Hätt' er die sanfte Luft Hesperiens
Geathmet, und den schönern Himmel, und
Die schön're Erde mit den herrlichen
Gestalten hoher Schöpferhand gesehn,

Er hätte dann erreicht, was Kunst vermag,
Die das gemeine Menschliche verschmäht.

O Künstler, welches Land dich auch gebahr,
Zur zweiten Heimath wähle Welschland dir.
Hat auch der Sieger bei Millesimo
Und Lodis Brücke manches Meisterwerck
Mit klugem Raub dem Mutterland entführt:
Nicht nehmen konnt er dir, Italien,
Was dir Verhängniſs und Natur verlieh.
Noch lacht der Himmel heiter über dir,
Noch fächelt deine Luft, durchwürzet von
Dem Wohlgeruch der Pomeranzenblüthe,
Erquickend das Gesicht des Wanderers;
Noch schwellet Fruchtbarkeit des Bodens Schoos.
Der Pflanzen weit verbreitetes Geschlecht
Schieſst üppig auf in mancherlei Gestalt;
Die Pinie mit ihrem grünen Dach
Giebt milden Schatten, deine Sonne reift
Auf freiem Feld des Mandelbaumes Frucht,
Die süſse Feige, und wohllüstig schlingt
Die Rebe um den Oelbaum ihren Arm.
Dies ist der Boden noch, wo Cäsar starb,
Den Decius mit seinem Blut geweiht.
Hier schwang Virginius den Rächerstahl,
Hier führte Cincinnatus seinen Pflug.

Um ihre moosbewachsnen Hügel schwebt
Der Geist der Vorzeit, und vom Kapitol
Tönt noch die Stimme der Unsterblichkeit.
Noch ragt die Peterskirche stolz empor
Mit ihrem Dom, noch hat der Vatikan
Die göttlichen Gebilde Raphaels.
Der Odem, der hier aus den Gräbern weht,
Ist Odem der Begeisterung, und weckt
Im Busen hohe schöpferische Kraft.
So mancher Künstler, der einst hier gewallt,
Fühlt auch nach Jahren noch von süfsem Weh
Das Herz bewegt, wenn er der Tage denkt,
Die er in diesem Paradies verlebt.
So mancher, der hier wunderbare Kraft
In sich verspürte, schläft entmuthet itzt,
Im kalten Nebel seines Vaterlands,
Auf welken Blüthen seiner Jugend ein.

Auch du, o Landschaftmahler, dem ich ietzt
Die Hand als Führer biete, findeſt hier
Das Urbild einer schöneren Natur.
Grofs ist dein Feld! Der Himmel und das Meer,
Des Waldes Nacht, der Berge kahles Haupt,
Die kleine Hütte von Gebüsch umpflanzt,
Und die Ruine alter Herrlichkeit:
Der sanfte Strahl des Morgens, und die Nacht
Mit Sturm und Ungewittern sind dein Werk.

Vor allem prüfe dich, was deinem Sinn
Und deiner Neigung angemessen ist.
Hier bildet die Natur das Schreckliche,
Wie es der kühne Pinsel Ross's mahlt;
Dort zeigt sie uns der sanften Anmuth Reitz,
Den unnachahmlich Lorrain schilderte.
Bald sieht sie uns durch stille Einfalt an,
Und bald durch Gröfse, und Erhabenheit.
Dein liebster langer Umgang sey nur sie!
Dich schrecke nicht die kalte Winternacht,
Wenn heller die Gestirne funkeln, dich
Die Mühe nicht auf schroffem Felsenpfad.
Geh, wenn Aurorens Hand dem jungen Tag
Die ersten Rosen auf die Wiege streut,
Und wenn die Flur im Mittagsbrande lechzt,
Hinaus, und sieh' mit aufmerksamen Blick,
Wie Licht und Schatten wechseln, hier ein Strahl
Durch dichtverschlungne Zweige schlüpfet, und
Am Moos des Stammes spielet, dort der Bach
Im Abendgolde seine Wellen rollt.

Nur das versuche darzustellen, was
Dein Innerstes mit Allgewalt ergreift.
Geführt von seinem mächt'gen Genius
Stand Vernet, noch ein Jüngling, tagelang
Am blauen Meer, wo der erstaunte Blick
Sich in dem Unermefslichen verliert;

Wo die Empfindung des Erhabenen
Die Seele schwellt, und die Allgegenwart
Des Unerschaffenen den Geist ergreift.
Begeistert von den Schrecknissen des Sturms,
Der himmelan den Schaum der Wogen peitscht,
Indem der Blitz aus dem geborstnen Schoofs
Der von Verderben schwangern Wolke bricht,
Besteigt er einen leichten Nachen, um
Das grofse Schauspiel näher anzusehn,
Und ruft, indefs der kühne Schiffer hebt,
Dem dreifach Erz die rauhe Brust umgibt,
Verloren in Entzückungen: wie schön!
Und Thränen glänzen in dem trunknen Blick.
Wer mahlte auch, wie er, die Wasserwelt,
Bald still und heiter, wie am Schöpfungstag,
Bald in der Elemente wildem Kampf,
Zernichtung drauend, wie beim Weltgericht!

Es hat die Landschaft auch ihr Ideal.
Dem Künstler wird es selten nur so gut,
In der Natur ein schon vollendet Bild
Zu finden, das er übertragen kann.
Da ist ein Baum, um dessen grauen Stamm
Sich mahlerisch der dunkle Epheu schlingt.
Jedoch verworren ist des Hauptes Haar.
Ein anderer, von unscheinbarem Wuchs,
Zeigt schongeworfne Blättermassen dir.

Du findest oft in einem Stein am Weg
Das Bild zu einem kühnen Felsenstück,
Und kannst, nachdem du ihn zu drehen weifst,
Des Lichtes und des Schattens Wechselspiel
Mit allen Abstufungen daran sehn.
So machte Gessner es, und zauberte
Die stillen Haine und den Reitz der Flur,
Die er vorher in Liedern uns gemahlt,
Nun mit dem Crayon auch auf das Papier.

Nie setz' auf gutes Glück da einen Baum,
Dort einen Tempel zwischen Felsen hin;
Es mache dein Gebild ein Ganzes aus.
Drück ihm den Stempel des Charakters auf,
Womit die Hand der schaffenden Natur
Ein jedes Werk bezeichnet. Sieh, so schwebt
Ein stiller Reitz um Geler's Gegenden;
Nicht düster sind die Haine, die er mahlt,
Noch Schwermuth athmend: freundlich laden sie
Den Wanderer in ihre Schatten ein,
Wo Vögel bauen, und der junge Hirt
Auf der Schallmey ein frölich Liedchen bläst,
In sanften Fernen zeigt er uns ein Land,
Wo unter einem heitern Himmel, froh
Und heiter, ein genügsam Völkchen lebt.

Mit wilder Kühnheit führt uns Rosa hin
In öde Wüsten, wo der nackte Fels
Dem kahlen Reislein kaum sein Daseyn gönnt,
Der Adler seinen blut'gen Raub verzehrt,
Und auf der Tanne halbverwittertem,
Geborstnem Stamme, still und düster, wie
Die Gegend, die noch nie den Frühling sah,
Ein Menschenhasser oder Räuber sitzt.

Durch Ernst und Grösse zieht uns Dughet an,
Und rühret unser Herz, indem er Sinn
Dem Unbeseelten und Bedeutung giebt.
So mahlt er uns auf einer Hirtenflur
Der Jünglinge und Mädchen froh Gewühl;
Sie hupfen leicht und scherzend, Hand in Hand
Geschlungen, auf dem weichen Rasen hin.
Doch sieh, ein Grabmahl hemmt den raschen Tanz,
Und dunkler Ernst umwolkt den heitern Blick,
Der an des Trauermahles Aufschrift hängt.
Sie heißt: Auch ich war in Arkadien!

Flieh' die Manier, das Kind der Afterkunst!
Wie der Buchstabe, tödtet sie den Geist.
Wer nicht die schönen Formen der Natur
In ihrer Reinheit aufzufassen weiss,
Wer nicht mehr Mahler mit dem Auge ist
Als mit der Fingerspitze, der will uns

In Zeichen rühren, die wir nicht versteh'n.
Doch aus dem Stoff, den die Natur dir borgt,
Ein Bild zu schaffen, darin liegt die Kunst
Und ihr Geheimnifs. Mit dem Reichthum weifs
Der junge Künstler oft nicht hauszuhalten,
Verwickelt sich in manche Kleinigkeit.
Ein Ganzes schön in herrschende Partheien
Zu ordnen, einen jeden Gegenstand
Mit Wahrheit, in dem eigenthümlichen
Charakter darzustellen, Harmonie
Zu bringen in das Mannichfaltige:
Dies lerne nicht von der Natur allein,
Studiere auch die Meister deiner Kunst.

Jedoch nicht alle sind in allem grofs.
Der eine ist es in dem Baumschlag nur,
Wie Wynnmoo; ein andrer in der Luft.
Ein dritter mahlt die Felsen meisterlich,
Doch seine Hügel sind mit Sammt bedeckt,
Und seine Wellen Wetterwolken gleich.
Auch hierin treibe nicht Abgötterei
Mit grofsen Namen, und das Schöne sey
Dir schön, wo du es immer finden magst.
Was Hakert, Klengel, Reinhart bildeten,
Trägt minder nicht den Stempel achter Kunst,
Weil noch die Zeit an ihren Werken nicht
Genagt, und einen Theil zernichtet hat.

Nie zeig' uns unbelebte Massen nur.
Die Birke zittre in dem Morgenwind;
Es traufle Kühlung von dem Blätterdach
Des Wallnufsbaumes, und es sehne sich
Im Mittagsbrand der Seher an den Quell,
Der murmelnd vom umbüschten Felsen stürzt.
Der Geist der Vorzeit schwebe schauerlich
Um die Runne der zerstörten Burg.
So steh' ich oft vor Wooller's Einsamkeit,
Und lagre mich im Schattendunkel, wo
Zwey fromme Klausner mit gebleichtem Haar
Des Lohns sich freuen, der auf Prüfung folgt.
Hier fühl' ich hohen Frieden mich umweh'n,
Vernehme Stimmen einer andern Welt,
Und in sich selber kehrt mein Geist zurück.

Oft führt mich Gessners kunstbegabte Hand
In frohe Gegenden, wo die Natur
Für wenig Mühe ihre Schätze giebt,
Und wo das stille Glück der Häuslichkeit
Bei Sitteneinfalt unterm Strohdach wohnt.
Ich finde den Idyllendichter auch
Im Mahler wieder, und es wird mein Herz
Vom einen, wie vom andern süfs bewegt.

Es sey die Luft mit deinem Bilde stets
In Harmonie, durchsichtig, rein und leicht,

Wenn du mir eine heitre Gegend zeigst,
Wo Ruhe wohnt und milder Ueberfluſs;
Doch überm Thal, wo in des Waldbachs Sturz
Die von dem Blitz getroffne Tanne hängt,
Erhebe drohend ein Gewitter sich.
Verbinde sanft die Schatten mit dem Licht;
Die weite Ferne laſs vor meinem Blick
In Duft verschwimmen, und der Vorgrund sey
Bald mit dem Stamme eines alten Baums,
Bald mit Gebüsch und Kräutern ausgeschmückt.

Abwechselnd stets, wie die Natur es ist,
Zeig' mir die Landschaft itzt vom holden Strahl
Des Morgens angelächelt, itzt im Brand
Des Mittags lechzend, itzt vom Abendhauch
Betrischt, im goldnen Schein, der mahlerisch
Vom grauen Felsen in das Thal zerfliest;
Itzt in des Frühlings erstem sanftem Grün,
Itzt mit des Herbstes buntem Farbenschmuck.

Oft führen Künstler in der Landschaft auch
Historische Personen vor uns auf:
Doch selten nur gewinnt ihr Werk dabey.
Wenn du den edlen Cincinnatus mir
Auf seinem kleinen Meierhofe zeigst,
So acht' ich wenig auf die Landschaft mehr;
Mein Blick hängt an dem biedern Romer nur,

Der mit dem Arme, der die Volsker schlug,
Nun an den Pflug die trägen Stiere spannt,
Und selbst das Erbe seiner Väter baut.
Es schwinden alle Reitze der Natur
Beim Anblick eines grofsen Mannes hier;
Die Nebensache wird zur Hauptidee,
Und aus der Landschaft ein historisch Bild,
Wo jene nur zum Hintergrunde dient.
Doch selten nur sey menschenleer dein Bild:
Stets aber wähle die Figuren so,
Wie sie sich schicken für den Gegenstand.
Dem Fischer baue seine Hütte nicht
Am Wiesenbächlein, sondern an dem See,
Wo er am Ufer mit der Angel sitzt,
Und lächelnd seine Beute zappeln sieht.
Den Hirten banne nicht in Wüsteneien,
Wo keine Nahrung für die Heerde grünt;
Der Landmann ruhe nicht am Morgen schon,
Wo ihn das Feld zur Tages Arbeit ruft:
Und wenn von dem geliebten Jüngling sich
Laidion ein Küfschen nehmen läfst,
So sey es im verschwiegenen Gebüsch.

Die ländlichen Beschäftigungen sind
Gar mancherlei, und reicher Stoff für dich.
Da waten Heerden in dem hohen Gras,
Indefs der Hirt auf einem Baume sitzt;

Und nach dem Neste mit den Eiern sieht.
Von Weidenruthen flicht ein andrer dort
Für die Geliebte, die ihn schlau belauscht,
Ein Körbchen, und freut sich im voraus schon
Des süssen Lohnes, der ihm werden soll.
Ein muntrer Knabe steigt hier auf den Zaun,
Und bricht die reifen Birnen von dem Ast;
Ein anderer steht auf der Lauer, dafs
Des Gartens Eigenthümer nicht vielleicht
Sie überrasche bei dem kleinen Raub. —
Dort eilt ein Schnittermädchen auf das Feld,
So frisch und heiter, wie der junge Tag,
Die Sichel in der Hand, und singt ein Lied.
Am Brunnen füllt die Hirtin ihren Krug,
Und beut ihn freundlich einem Wanderer,
Den Müdigkeit und Staub und Hitze drückt.

Die Jagd, der Fischfang sind ein reiches Feld;
Selbst in des Waldes tiefer Finsternifs
Baut, neben einer gothischen Kapelle,
Manchmal ein frommer Eremit sich an,
Und in der öden Wintergegend fällt
Ein Bauer Holz, indessen neben ihm
Das Feuer hell von dürren Reisern flammt.

Wie der Idyllen-Dichter zeige mir
Bisweilen auch das Glück der Häuslichkeit,

Es ist so selten auf der Erde, dafs
Das Auge gern bei seinem Bilde weilt.
Wenn du des Landmanns stille Wohnung mahlst,
So sitze unterm Baume vor der Thür
Die junge Mutter, die auf ihrem Schoos
Den holden Erstling ihrer Liebe wiegt,
Der Kleine reiche einem jungen Lamm
Sufslächelnd eine Hand voll Kräuter dar.

Den Pflüger, der beim stillen Abendroth
Heim zu der Hütte kehrt, umringe froh
Der Kreis von Kindern, hänge sich an ihn,
Und suche schalkhaft seine Taschen aus.

Das muntre Weibchen setz' am Mittag,
Im Schatten eines alten Apfelbaums,
Die kleine Mahlzeit auf den Rasen hin,
Und würze sie mit süfser Freundlichkeit
Dem Manne, der vom Joch die Stiere löst,
Und ihnen jetzt nach Arbeit Ruhe gönnt.

Es sehe lächelnd der gelebte Greis
Den Enkel auf dem Arm der Tochter an,'
Der ihm die Runzeln an der Wange streichelt.
So, Künstler, legst du einen schönern Sinn
In dem Gemählde; das Anziehendste
Bleibt für den Menschen immer doch der Mensch.

Nur lafs dich selbst aus deinem Bilde weg!
Was soll der Mann mit seinem Täfelchen,
Der in so vielen Blättern mir erscheint?
Ich will ja nicht den Künstler sehen — er
Verschwinde ganz im Werke seiner Hand.

Der Künstler bildet für sich selber nur,
Nicht für die Mitwelt noch die Folgezeit.
Frei, abgezogen von dem Gauckelspiel
Des Lebens, das den Namen nicht verdient,
Und in der Seele ungetrübte Ruh',
Umgiebt er sich mit seiner eignen Welt,
Wo nie den heitern, spiegelreinen Sinn
Der wilde Hauch der Leidenschaft empört,
Wo kein Bedürfnifs ihn an Müh' und Noth
Erinnert, die der Erde Erbtheil sind.
Wie einst Narcissus in dem Quell sein Bild
Mit immer neuem Wohlgefallen sah,
So steht vor seiner Schöpfung, eins mit ihr,
Der Künstler; seine bess're Natur,
Von jedem niedrigen Verlangen frei,
Und jeder Sehnsucht nach Vergänglichem,
Hat er in sie gelegt; Begeisterung
Reicht ihm die Schale der Vergessenheit,
Damit er würdig werde im Olymp

Des Nectartrankes aus der Göttin Hand,
Auf deren Wangen ew'ge Jugend blüht.

ANMERKUNGEN.

Zum ersten Gesang.

Vers 1.

Die schöne Kunst, die Liebe einst erfand

Es ist über den Ursprung der bildenden Kunst mancherlei gefabelt worden. Wäre die Sache auch in's Reine zu bringen, so würde die Erörterung dieser historischen Frage doch schwerlich je für die Kunst selbst ein hohes Interesse gewinnen. Der Dichter hält sich am liebsten an die Sage von dem korinthischen Mädchen, welche Plinius im 35sten Buche erzählt:

„Die Tochter des Dibutades, eines Töpfers „zu Korinth, war in einen jungen Menschen

„verliebt; und traurig über dessen Abreise,
„zeichnete sie bei einem Lichte sein Profil nach
„dem Schatten mit Kohle an die Wand. Nach
„diesem Schattenrisse machte der Vater einen
„Abdruck aus Thon, härtete ihn im Feuer,
„und stellte ihn unter dem übrigen Töpferge-
„schirr auf. Dieser Abdruck soll im Nymphäum,
„bis zur Zerstörung Korinths durch den Mum-
„mius, aufbewahrt worden seyn."

Hayley, in seiner Episteł über die Mahlerei, hat sie in folgenden Versen erzählt: (*Epistle I. v. 126. etc.*)

Inspir'd by thee (oh love) the soft corinthian maid
Her graceful lover's sleeping form portayd:
Her bothing heart his near departure knew,
Yet long'd to keep his image in her view:
Pleas'd she beheld the steady shadow fall,
By the clear lampupon the ewen wall:
The line she trac'd with fond precision true,
And, drawing doated on the form she drew:
Nor, as she glow'd with no forbidden fire,
His kindred fancy, still to nature just,
Copied her line, and form'd the mimic bust.

Thus from thy power, inspiring love, we trace,
The modell d'image, and the pencil'd face.

Vers 13.

Die vor mir noch kein deutscher Sänger ging.

Dem Verfasser wenigstens ist kein deutscher Dichter bekannt, der die Mahlerei besungen hätte. Die Franzosen haben mehrere Poëme über diesen Gegenstand, z. B. Düfresnoy de arte graphica; Marsy de pictura; (von beiden hat Klotz 1770 eine Ausgabe besorgt) Watelet, der Freund Gesners, der ihm auch einen Heft seiner radirten Blätter widmete, l'art de peindre; Lemiere, ebenso. — Ueber die aus Italien nach Frankreich gebrachten Kunstwerke hat Lavalée ein kleines Gedicht herausgegeben. Unter den Britten bemerke ich nur den schon oben angeführten Hayley, von dem man auch ein ähnliches neueres Werk über die Bildhauerei hat.

Vers 36.

Auch wiederstrebend läßt er manchmal sich etc.

Der Begriff des Wiederstrebenden möchte sich im allgemeinen schwerlich so ganz genau bestimmen lassen. Goethe in den Propyläen (B. I. S. 22.) nennt diejenigen Gegenstände widerstrebend, welche, den ersten Forderungen der Kunst zuwider, sich nicht selbst aussprechen. Aber man sieht wohl, daſs hier noch sehr viel auf dem Künstler selbst ankomme, auf die ihm in höherm oder mindern Grade beywohnende schöpferische Kraft, die oft auch das Gemeine zu veredeln, das Gleichgültige interessant zu machen, und dem Nichtssagenden und Unbestimmten Klarheit und Bedeutung zu geben weiſs. Raphaels Incendio del borgo kann hier zum Beyspiel dienen; nur daſs freylich der Künstler die — ihm wahrscheinlich aufgegebene — mystische Beziehung sich in den rein menschlichen Motiven verlieren lieſs.

Vers 48.

Die Gattin, die von ihrem Hause fern etc.

Der Verf. hatte bei dieser Stelle den bekannten Kupferstich von Heath — the death of soldier —

vor Augen. Dieses Bild könnte eigentlich eine Ballade heissen, und ist, als solche, eben so glücklich erfunden, als gut erzählt.

Vers 69.

Und täuscht, ihr Auge täuschend, auch ihr Herz.

Folgende schöne Stelle aus einer Epistel, die einem Frauenzimmer an ihren abwesenden Gatten in den Mund gelegt ist, verdient hier angeführt zu werden.

Sola tuas vultus referens Raphaelis imago
Picta manu, curas allevat usque meas:
Huic ego delicias facio, arrisuque jocoque
Allequor; et tanquam reddere verba queat,
Assensu nutuque mihi sæpe illa videtur
Dicere velle aliquid, et tua verba loqui.
Agnoscit, balboque patrem puer ore salutat;
Hoc solor, longos decipioque dies.

Figur [illegible].

[illegible]

Was auch einige Figuranten in der Theorie gegen die [illegible] Gattungsbücher überhaupt sagen mögen, so wird man sie doch immer als angenehme Spiele des Pinsels gelten lassen, und dann einen — wiewohl untergeordneten Werth zugestehen müssen.

Figur [illegible].

[illegible]

Der Grundsatz von der Nachahmung der Natur ist lange [illegible] worden, und mag es vielleicht noch hier und da werden. Wie die [illegible], dem kann der Zweck der Kunst nicht [illegible], also durch [illegible] Schönheit zu täuschen, und dann wurde [illegible] des Preis als vor Raphael und Mozart [illegible]. Aber nicht einmal die Nachahmung der [illegible] Natur, sondern eine mit Verstand gemachte Auswahl des Schönsten ist das Grundgesetz der bildenden Künstler, welchen wir in den Antiken mit Bewunde-

Und der alte Lorenzen
  Wollte bei euch, bald vergessen,
Der an seinen Kriegen Thaten
  Jung des Fürsten Stolz gemessen.

Zwar ein Sinn, der hoch und herrlich
  An der Kinder Himmel hinlieb,
Blasen Sinn Bewunderung
  Dann seinen Sohn verdunkelt.

Dieser starke, in wilden Thaten,
  Die Natur zu entwickeln,
Jener bilder, stumpf Landsend,
  Was sie bin, das ausgesprochen.

Nicht des Sohnes dahinab, noch er
  Noch zu trunken Volk und andern
Lindern von Thaten, der Schwere,
  Ein bejahrter Pilger, wandern.

Seine Frau, die alte Königin,
  Sind des Vaters der Mutter,
Kalt den Sinn auch Lust zu schaffen,
  Noch zu ehren die Schuld zu.

Zur Vollbringung der Entwürfe
Scheint ihn neuer Muth zu stärken,
Aber bald hört man ihn klagen
Ueber angefangnen Werken:

Sieh, mein Leben ist am Ziele,
Und die Kunst noch kaum begonnen,
Haben gleich die guten Parzen
Lang den Faden ausgesponnen;

Weit in unentdeckte Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das Nächste zu vollenden
Fühl ich meine Hand erkranken.

Und er musste wider Willen
Hin sich strecken auf sein Lager;
Würdig schön in siechem Alter,
Weiß von Bart und still und hager.

Als der König das vernommen,
Fällt es ihn mit bangen Schmerzen,
Denn er hielt ihn als ein Kleinod
Seinem Reich und seinem Herzen.

Eilig wie zu seinem Vater
Tritt er in das Kranken Zimmer;
Kommen sieht ihn Leonardo
Mit des Aug's erloschenem Schimmer.

Und er will empor sich richten,
Seinen jungen Freund zu segnen,
Dessen Arme, dessen Hände
Liebreich stützend ihm begegnen.

Heiter leuchtet noch sein Antlitz,
Schon erblasst wie einem Todten:
Aber hell im Mund ertönten
Ist des Greises sein letzter Odem.

Lange harrt der König schweigend,
Ob er nicht erwachen werde. —
Ruh' der kunstbegabten Seele!
Und dem Leib sey leicht die Erde!

Keine Weisheit, keine Tugend
Kann das herbe Schicksal wenden.
Wen der Tod ihm stiefte, wird es
Je ein gnäd'ger Sohn vollenden?

Darum, weil dies Leben dauert,
Laßt den Heldentrieb entbrennen!
Wie dein ernster Spruch mich lehrte
Was ich soll, das will ich können.

* * *

Nachstehendes Distichon eines italienischen Dichters bezeichnet den Umfang von Buonarotts Talenten.

Quis pinxit melius? quis struxit, duxit in aere?
Marmora quis sculpsit doctius, aut cecinit?

Vers 153.

Wo Raphael, noch immer unerreicht etc.

Raphael Sanzio von Urbino wurde geboren 1483, und starb 1520. Es wäre überflüssig, hier noch etwas mehr von diesem grossen Manne zu sagen, dessen Name in aller Mund ist, und dessen Werke — so lange die Hand der Zeit sie schonen wird, die Bewunderung aller gebildeten Menschen, die das Glück haben, sie zu sehen, ausmachen werden. Seine Schönheiten

haben Mengs und Göthe auf eine [illegible] dert, welche dem Kunstfreunde und K[illegible] die lehrreichste Unterhaltung gewähren. Wer Sinn für das Schöne hat, und sich doch den Anblick der Werke dieses seltenen Genius nicht verschaffen kann, der mag sie einigermaaſsen aus den Kupferstichen von Marc Anton, Doricny, Edelink, Volzato, Morghen, Strange und Berwic kennen lernen. Sein erstes Werk (eine Himmelfahrt der Jungfrau, die er als zwanzigjähriger Jüngling mahlte,) und sein Meisterstück, die Verklärung — hängen ietzt beide in Paris neben einander, und zeigen dem Beschauer die groſse Bahn, die er in dem kurzen Lebensraum von siebenzehn Jahren durchflogen hat.

Vers 155.

Auch zu den Füssen Guidos fuhr ich dich —

Guido Reni wurde 1575 zu Bologna gebohren, und starb 1642. Marsy schildert seine Vorzüge in einem lieblichen Bilde, welches ein Albano mahlen sollte:

te, Guido venustus,
Te charitum sequitur chorus omnis, et omnis amorum.
Pars succos terere et patulis infundere conchis,
Pars offere tibi calamos, pars ducere dextram.

Wenn ein gewisser deutscher Künstler, der sich häufig das Richteramt in Sachen des Kunstgeschmackes anmafset, die Frage aufwirft: wo denn in Guidos gepriesenen Köpfen, die mit halbgeöfnetem Munde aufwärts blicken, die Schönheit stecke, so mufs man unser Vaterland bedauern, welches solche Kunstrichter hat.

Vers 173.

Für Menschen giebt's kein Uebermenschliches

Vielleicht war es grade das Streben über diese Grenze hinaus, was die Abbildungen der Gottheit den neuern Künstlern so oft mifslingen machte. Man setze mir die Antiken nicht entgegen: sie bestätigen vielmehr meine Meynung. Apollo und die übrigen erhabenen Göttergestalten erscheinen noch immer als Menschen, und wir sind nur darum geneigt, sie höher zu stellen,

weil wir die Vollendung, die der Mensch mühsam und allmählich erringen muſs, an ihnen als Eigenthum ihrer Natur betrachten, als etwas Unverlierbares, welches aber auch den Zweck unsers edelsten Strebens ausmacht. Das Göttliche in ihnen ist und bleibt Eines mit dem Göttlichen in uns selbst.

Vers 177.

Sieh Raphaels Madonna etc.

Die in der That nicht leichte Aufgabe, jungfräuliche Würde mit dem Ausdruck mütterlicher Liebe zu paaren, ist durch diesen Künstler glücklich gelöst worden. Zwar hat sich der Ritter von Azara, indem er Mengs mit Raphael vergleicht, folgendes Urtheil entschlüpfen lassen:

„Die weltberühmte Madonna della Seggiola —
„stellt sie wohl etwas anders vor, als eine Bäue-
„rin, die einem schönen Kinde die Brust giebt?"

— Wahrscheinlich blendete ihn aber hier die Vorliebe für seinen Freund, der es übrigens nicht Noth hatte, sein eigenthümliches Verdienst

durch Schmälerung des fremden geltend zu machen.

Vers 190.

So mancher Stoff verschmäht es etc.

Die Lehre von der Wahl des Gegenstandes ist für den Geschichtmahler eine der wichtigsten, und der ganze Erfolg seines Werkes hängt davon ab. Ein Gemählde mufs sich selbst aussprechen; es mufs uns, ohne Beihülfe einer Erklärung, deutlich und verständlich seyn, was vor unsern Augen vorgeht. So manche schöne, grofse Situazion, die uns beim Geschichtschreiber und Dichter hinreisst, läfst uns beim Mahler kalt und untheilnehmend, weil wir den Zusammenhang entweder gar nicht begreifen, oder doch nur mühsam errathen können.

Wie wenige sellst unter den Gemählden, welche in Absicht der Ausführung Meisterwerke heissen können, sind glücklich gedacht, und lassen den Beschauer über ihren Inhalt nicht in Zweifel? Doch mufs man auch hierin nicht zu weit gehen, und die Grenze nicht zu eng abstecken, wie dies einer unsrer neuern Ae-

sthetiker in Beurtheilung der Nacht der Correggio gethan hat, wo er gar nicht finden kann, was der Mahler eigentlich vorstellen wollte! Doch, da der nehmliche Kunstrichter so wegwerfend über Domenichino abspricht, und dem N. Poussin kein andres Verdienst läfst, als das eines glücklichen Ausdrucks des Gemeinen und gutgewählter Hintergründe, und da überhaupt seine ganze Kunstkenntnifs auf Kupferstiche sich zu gründen scheint, so erweckt diefs keine hohe Idee von seinem Berufe zum Kunstrichteramte. Traurig ist's freilich, dafs solche Leute bey jeder Gelegenheit das Wort nehmen, und — wenn sie auch kein anderes Unheil anrichten, uns doch immer in den Augen der Ausländer herabsetzen.

Vers 192.

Wenn in dem Uebermaafse seiner Kraft etc.

Das Gemählde, von welchem hier die Rede ist, befindet sich bekanntlich in der düsseldorfer Gallerie, und ist von Cornelius Fischer, und neuerlich wieder vom Professor Hefs in Herrn Mohns Taschenbuche in Kupfer gebracht

worden. Auch die Kunst M. Angelos ist an diesem Gegenstande gescheitert. Füsli macht bei dieser Gelegenheit die richtige Bemerkung: es mufste bei dieser Szene die Zerstörung aller Verhältnisse in der Natur, der höchste Streit aller Elemente durcheinander, erolfnete Feuerschlünde von unten, verzehrende Feuerströme von oben, höchstes glänzendes Licht neben der tiefsten Dunkelheit, grofse Schaaren von sich selbst leuchtender menschlicher Formen, oder — und noch gröfsere Schaaren fester Körper mit einer Menge anderer idealischer, ätherischer Bilder unter dem Horizonte gedacht werden. — Aber auch angenommen, dafs die Kunst dieses alles zu leisten vermöchte, es würde der Gegenstand doch nie die Einbildungskraft wohlgefällig anregen können.

Vers 216.

So forchtbar bildete das Alterthum etc.

Unstreitig ist die griechische Mythe der Kunst weit zuträglicher, als die biblische Vorstellung von der Gottheit. Jene geht nicht über das Ideal der Menschheit in ihrer Vollendung hin-

aus; diese hingegen dringt uns einen Begriff auf, dem entweder in seiner sinnlichen Bezeichnung die Phantasie keine Wahrheit abgewinnen kann, oder der sich, geläutert, gar nicht sinnlich bezeichnen läfst. Es war gewifs eine unüberdachte Forderung, welche Klopstock einst an Angelika machte, Zeichnungen zu seinem Messias zu verfertigen, in denen das Ideal der Antike noch höher gerückt wäre; Engel ohne das symbolische Attribut der Flügel zu bilden u. s. w.

Vers 295.

So mahlt uns Raphael die Eva etc.

Mass. Antox hat dieses Bild gestochen, und N. Poussin die angeführte Idee daraus zu seiner Behandlung desselben Gegenstandes entlehnt. Aber indem Raphael den Mann, welcher das Kind von der Brust seiner todten Mutter wegnimmt, sich die Nase zuhalten läfst, und dadurch einen schon in Fäulnifs übergehenden, und die Luft mit Gestank erfüllenden Körper bezeichnet, hat er, meines Erachtens, die Gränze der Kunst überschritten, und erregt nicht blos Schrecken und Mitleid, sondern auch Abscheu und Ekel.

Vers 242 — 257.

Du mahlst die Gattin des Tarquinius etc.

Dieser in mancher Rücksicht unglückliche Gegenstand ist von mehrern Künstlern behandelt worden. Simonet hat ihn nach einer Zeichnung Moreaus des jüngern in Kupfer gebracht. — M. Angelo, Correggio, Titas und andere mehr haben die Verwandlungen des Zeus gemahlt, und den Zauber ihrer Kunst an dieses undankbare Süjet verschwendet. Der Vorwurf, den man ihnen hierbei machen kann, trifft zum Theil auch die Heiligen-Bilder, in wiefern der Künstler ihnen hauptsächlich nur den Ausdruck der Empfindung giebt, statt sie zu Charakter-Bildern zu erheben.

Vers 263.

Du kannst mir Hector'n zeigen etc.

Dieses Süjet ist oft behandelt, und noch neuerlich vom Herausgeber der Propyläen zum Gegenstande einer Preis-Aufgabe gemacht worden. Das Urtheil über die bei dieser Gelegenheit eingegangenen Concurrenz-Stücke in der angeführten Zeitschrift sollte von jedem Künstler, dem es mit dem Fortschreiten in seiner Kunst ein

Ernst ist, gelesen und beherzigt worden. Auch wäre zu wünschen, dafs die gekrönte Zeichnung des Herrn Nahl durch den Grabstichel vervielfältiget würde.

Vers 279.

Es mag ein klug erfundener Kunstgriff seyn etc.

B. Rode hat diese Idee in seinem Gemählde vom Tode des Cäsars angebracht; eigenthümlich ist sie aber einem alten Künstler beim Opfer der Iphigenia, wo sie auch passender ist.

Vers 288.

Im letzten Kampfe schwebet Anmuth noch um deine Lippen, o Kleopatra etc.

Der Verfasser hatte die Kleopatra von Guido im Sinne, die wahrscheinlich mit ihrem Besitzer Hope von Harlem nach England gewandert ist. Forster (den ich übrigens nicht immer zum Gewährsmanne anführen möchte, weil er bald zu viel, bald zu wenig sieht —) Forster sagt mit Recht von diesem Bilde:

„Wie reich ist für die Empfindung und den Verstand diese schöne, einzelne Figur, die — stehend oder wankend — ihren rechten Arm auf einem Kissen ruhen, und das göttliche Haupt voll Leiden und Liebe zurücksinken läfst! Ihr Auge bricht von einem brennendern Schmerz, als dem des Schlangenbisses an ihrer Brust. Sie steht da in vollendetem Ebenmafse, in unverbesserlichen Umrissen, ein Wesen höherer Art. Eine andre Stellung konnte sie nicht wählen, diese reine, zwanglose Grazie, diese einfach wahre Natur ist edel und schön zugleich. Sie ist ganz unverhüllt, ein wenig marmorn von Substanz und Farbe; doch was ist Farbe gegen Form, und was ist Bekleidung gegen Blofse, wenn diese Form sie heiligt? — „Ans. v. Niederrhein, Flandern, 2. B. S. 191.

Vers 518.

Sie herrschte in der Schule Galileens etc.

Man kann sich über diesen Punkt nicht stärker ausdrucken, als ein französischer Schriftsteller bei Gelegenheit der nach Paris überbrach-

ten italiänischen Kunstwerke gethan hat. Die Stelle verdient hier angeführt zu werden.

„In Frankreich, sagt der Verf., dachten unsre Väter nicht an die Kunst, bis zu der Zeit, wo die italiänischen Schulen entartet waren, und grade aus diesen Schulen nahmen sie ihre ersten Meister. Man verwundre sich daher nicht, wenn unsre Schule früher Fehler aufzuweisen hatte, als Schönheiten. Uebrigens wurde die Mahlerei in Frankreich am meisten cultivirt, als man daselbst am weitesten von dem guten Geschmack entfernt war. Die Künste waren, ohne Zwischenraum, von der Barbarei zum Verderbniss übergangen. In dem so gepriesenen Jahrhunderte Ludwigs XIV. trat das Gigantesque an die Stelle des Gothischen. Man hatte Lucane in der Mahlerei, ohne einen Virgil gehabt zu haben."

„In einer Epoche, wie diese, mufste ein Lebrün jede Begünstigung, jede Auszeichnung geniefsen, indefs ein Lesueur fast unbekannt [illegible], und Poussin sich genöthigt sah, nach Italien auszuwandern, um dort für seine Liebe zur Einfalt und Wahrheit zu büssen. — Die-

ser Lebrün, mehr Schauspieler als Mahler, hat unsrer Schule den meisten Nachtheil zugefügt. Wie viele Nachahmer zählte er nicht? Wenn unsre Pallaste voll von verworrenen, theatralischen Kompositionen sind, welche das Auge ermüden, ohne es anzuziehen, so ist dieſs die Frucht seines Unterrichts und seines Beispiels. Man findet da keine Luftperspektive, kein Hervortreten der Figuren, keine Bewegung, obgleich ihre Attituden Bewegung anzudeuten scheinen. Mit einem Worte: unsre Mahler hatten nicht einmal eine Ahnung von dem, was das Wesen und die Seele der Kunst ausmacht."

„Noch schlimmer wurde es in der folgenden Periode. Man verlieſs die Uebertreibung, die falsche Gröſse, um eine kleinliche, kalte Manier anzunehmen, die besonders berüchtigt ist durch die läppischen Grimassen und die lächerliche Affektation der Figuren. Die Nation hatte damals keine Physiognomie mehr; nie waren die Sitten weichlicher und zügelloser, und die Mahler entfernter von Natur und Wahrheit. Sie theilten die allgemeine Erschlaffung; man könnte sagen, alle Gemählde jener Zeit seyen von erschöpften Menschen hervorgebracht, die

kaum Kraft genug hatten, den Pinsel zn führen. Die Farben selbst schienen ihren gewöhnlichen Schmelz verlohren zu haben. Die Mahlereien aus dieser Periode gleichen gefärbten Zeichnungen."

Vers 450.

Wenn Marius grüchset etc.

Der gefallene C. Marius auf den Ruinen des gefallenen Karthago sitzend, ist eines der anziehendsten Bilder in den Geschichten der Römer. Ich weiſs nicht, ob ein Künstler von Namen dieses Sujet behandelt hat. Drouais, ein der Kunst zu früh durch den Tod entrissener Schüler Davids hat den groſsen, verbannten Römer in dem Gefängnisse zu Minturnum gemahlt; aber das Gegenstück müſste durch seine rührende und erhabene Nebenbeziehung noch eins so interessant werden. Ueberhaupt ist die alte Geschichte zu viel und zu wenig benutzt worden; es liegt noch ein verborgener Reichthum darin, wenn man ihn nur zu suchen versteht.

Vers 355.

Nur selten wage an den Cyclus dich.

Ich weifs nicht, ob es möglich ist, ein historisches Bild so zu behandeln, dafs es zugleich als Ganzes und als Theil eines grössern Ganzen betrachtet werden könne. Am wenigsten dürfte dies der Fall zwischen ganz verschiedenen Momenten aus dem Leben eines denkwürdigen Mannes seyn, zwischen denen kein nothwendiger Zusammenhang sichtbar ist. Dahin gehört offenbar die Geschichte des Moses und so manche andere, an welchen sich verdiente Künstler so oft in ihrer Abhängigkeit von den Einfällen unwissender Grofsen und Reichen, gegen ihr eigenes besseres Gefühl, versuchen mufsten. Es versteht sich, dafs der Verf. seinen Tadel nicht weiter geltend machen wolle und könne, als in wiefern man einer Reihe solcher Gemählde den Werth einer epischen Dichtung beizulegen sucht.

Vers 376.

Dein Verhalt sey die Schule von Athen.

Jedermann weifs, dafs die Schule von Athen eines der vorzüglichsten und vollendeten Werke

Raphaels ist. Zwar hat man es ihm zum Vorwurfe machen wollen, dafs er im Archimed und einigen andern Philosophen Porträte seiner Gönner und Freunde angebracht habe. Dies würde aber nur alsdann getadelt werden können, wenn durch diese kleine Künstlerfreyheit gemeine oder unpassende Charaktere in das Bild gekommen wären. — Volzato hat die Schule von Athen in Kupfer gestochen, und dieses Blatt ist eines der besten unter den vielen, die nach Raphael gefertigt worden sind.

Vers 397.

Sieh jenen Mönch von Rubens Meisterhand. —

Es ist das Portrait eines Franziskanergenerals, und befindet sich in der düsseldorfer Gallerie.

Vers 455.

Frah nähre mit den Blüten Latiums etc

Man kann das:

vos exemplaria graeca
nocturna versate manu, versate diurna,

den Künstlern, wie den Dichtern, nie genug zurufen. Manche sind freilich in den Schulen etwas versäumt worden, aber wir besitzen in unsrer Sprache treffliche Hülfsmittel zum Studium der Alten, und gelungene Uebersetzungen von den meisten ihrer unsterblichen Meisterwerke, so dafs hier — mit geringen Kosten und nicht viel grösserm Zeitaufwand — noch viel nachgeholt werden kann. Es wäre schlimm, wenn die liebe Butine, die unsre Schauspieler noch immer gangelt, auch in der bildenden Kunst Gesetzgeberin werden — oder bleiben sollte.

Vers 450.

Nie kühne frech die heil'ge Grazie etc.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus einem Werke anzuführen, welches seiner strengen Form wegen schwerlich in die Hände vieler Künstler kommen dürfte, so sehr es auch in den Händen aller zu seyn verdiente, die auf das homo sum Anspruch machen.

„Hüte dich, o Künstler, aus Eigennutz oder Sucht nach gegenwärtigem Ruhme dem verdor-

benen Geschmacke deines Zeitalters zu fröhnen; bestrebe dich, das Ideal darzustellen, das vor deiner Seele schweibt, und vergifs alles andere. Der Künstler begeistere sich nur durch die Heiligkeit seines Berufes; er lerne nur, dafs er durch die Anwendung seines Talents nicht den Menschen dient, sondern seiner Pflicht, und er wird seine Kunst bald mit ganz andern Augen ansehen; er wird ein besserer Mensch werden, und ein besserer Künstler dazu. Es ist ein der Kunst, so wie der Moralität, gleich schädlicher Gemeinspruch: schön sey das, was gefalle. Was der ausgebildeten Menschheit gefällt, diefs freilich, und dies allein ist schön; so lange sie aber noch nicht ausgebildet ist, — und wann wird sie es je seyn? — kann oft das Geschmackloseste gefallen, weil es Mode ist, und das trefflichste Kunstwerk keinen Beifall finden, weil das Zeitalter den Sinn, mit welchem es aufgefafst werden müfste, noch nicht entwickelt hat."

Vers 454.

Verschmähe nicht mit Werken deiner Kunst etc.

Es ist allerdings mit den Abbildungen von Gegenden grosser Mifsbrauch getrieben worden;

dem ungeachtet muſs man gestehen, daſs auch in diesen so entstellten Geschichten mancher treffliche Stoff für Charakterbilder enthalten sey, und daſs besonders in der Bibel, die freilich oft ungeschickt genug benutzt wird, noch manches Saat für den denkenden Künstler zurück sey. Auch haben diese Gegenstände vor vielen andern das zum voraus, daſs sie jedem Auge verständlich sind, und daſs durch sie, mehr als auf jedem andern Wege, auf Sittlichkeit und Geschmack des Volks gewirkt werden kann. Eine grofse, und doch so wenig gekannte, und oft schändlich vernachlässigte Rücksicht.

Vers 408.

Du, Aeltester Guido etc.

Man darf es ja wohl mit unter die Vorzüge dieses grossen Künstlers rechnen, daſs ihm Ehrlichkeit und Unschuld heilig waren? Sein hier beschriebenes Gemählde, die Himmelfahrt der Jungfrau, mag leicht zu seinen Hauptwerken gehören. Es hängt in der düsseldorfer Gallerie, und ist von Hefs zweimahl, in grossem und kleinen Formate, gestochen worden.

Vers 492.

Vor meinem Blick etc.

Raphael hat den Johannes in der Wüste öfter gemahlt. Das Bild, welches der Verfasser hier im Sinne hatte, macht einen Hauptschatz der düsseldorfer Gallerie aus, und ist von Valentin Green, wenn ich mich nicht im Namen irre, in schwarze Kunst gebracht worden. Verkleinert findet man es auch in Mohns Taschenbuche. — Man erlaube mir hier einige Strophen zu wiederholen, welche mir die Betrachtung dieses Gemähldes zu einer andern Zeit eingab.

Im Felsengrunde, wo es halb nur tagt,
Sitzt er am Quell, und scheinet nachzusinnen.
Er hat der Welt nicht als ein Thor entsagt;
In seiner Seele reift ein grofs Beginnen.

Er sah mit Schmerz die Menschen seiner Zeit
Entwürdiget am Schlamm der Erde kleben,
Und barg sich in des Forstes Dunkelheit,
Um einst mit Kraft sie wieder zu erheben.

Zur Nahrung beut der Wald ihm Wurzeln an,
Ein Tygerfell umhüllet seine Lenden.
Den Kampf mit sich besteht er als ein Mann:
Den mit der Welt wird er als Held vollenden.

Zum zweiten Buche.

Vers 1.

Der Künstler ist es von Natur.

Die Geschichte der Künstler erläutert diesen Satz zur Genüge. Mengs könnte vielleicht als Ausnahme von der Regel angeführt werden; wenn er aber auch der gelehrteste und correcteste Mahler war, so fehlt seinen Werken doch der belebende Hauch des Genies, und man könnte auf ihn anwenden, was Lessing mit tiefer Selbstkenntniß und edler Offenheit von sich sagt: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so

reinen Strahlen aufschiefst; ich mufs alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen; ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu schärfen."

Vers 44.

Zur zweiten Heimath wähle Welschland dir.

Indem ich diese Anmerkungen schreibe, fällt mir ein Gedicht von Legouvé in die Hand, welches folgende sehr schöne Stelle von ähnlichem Inhalte hat:

O champs de l'Apenin, ô fleuves d'Ausonie!
Cherchons nous sur vos bords les sons de l'harmonie,
D'un éternel azur l'aspect délicieux,
Et ce peuple à-la-fois galant, religieux,
Qui, tout entier à Dieu comme aux tendres foiblesses,
Vit entre des chanteurs, un prêtre et des maîtresses

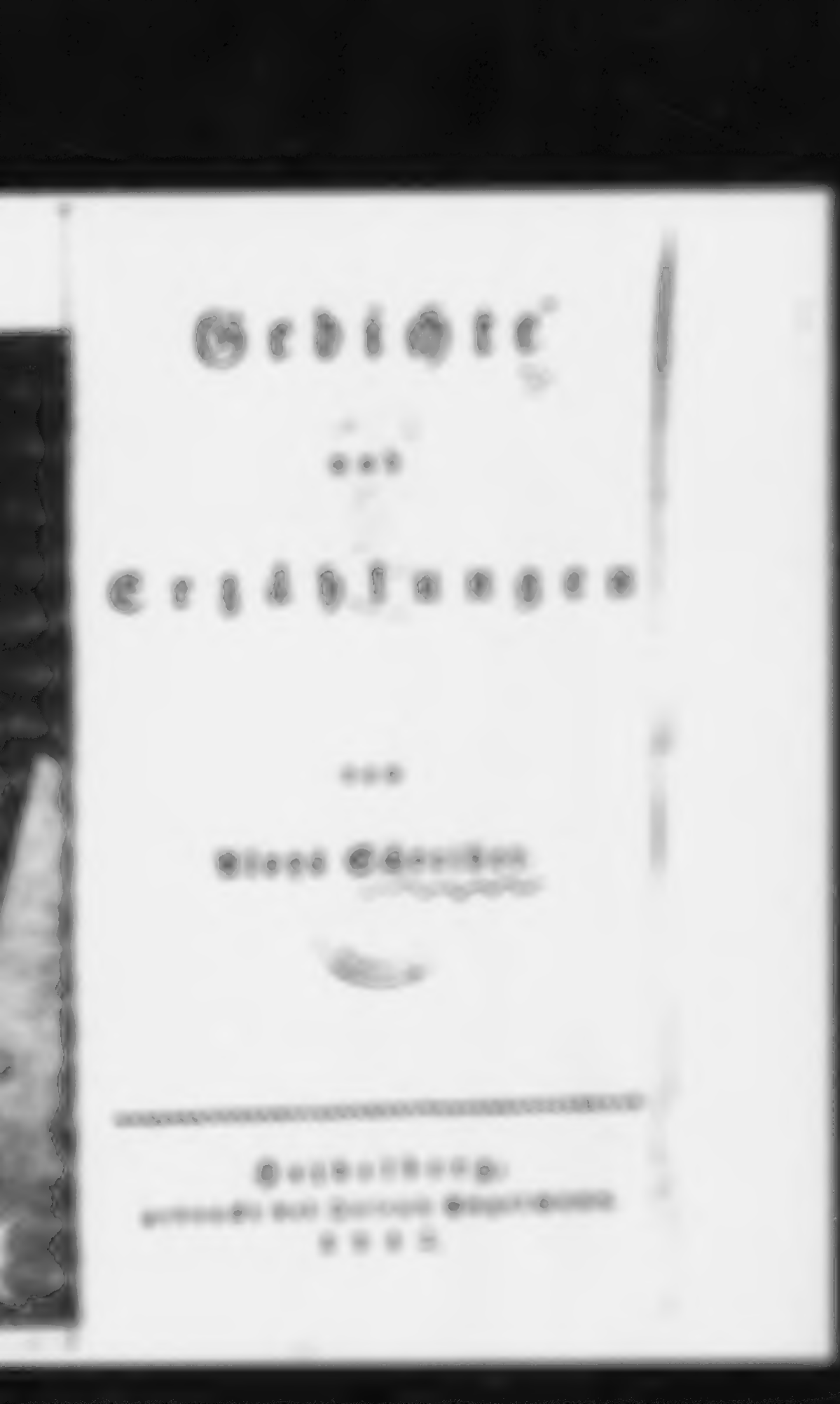
Et de ces goûts divers esclave tour à tour,
Encense Polymnie, et le Pape et l'amour?
Non, nous courons plutôt dans ces brillans vertiges,
De l'Italie antique évoquer les prodiges.
Chaque lieu se revêt de son premier renom,
Tout parle d'un haut fait, tout révèle un grand nom.
Que racontent Trébie, et Cannes et Thrasymène?
Là, devant Annibal a fui l'aigle romaine,
Que disent ces hameaux, ces cités, ces vallons?
Ici sous Marius ont péri les Teutons.
Ces bords sont le théâtre où s'illustra Scævole,
Cette roche escarpée est le fier Capitole,
Où, des fronts couronnés consacrant les revers,
La victoire attacha le joug de l'Univers.
Ces superbes palais dont la vue est frappée,
C'est celui de César, c'est celui de Pompée.
Dans ces modestes champs, tous les consuls héros
Reprenaient la charrue en quittant les faisceaux.
Horace vit le jour dans ce hameau tranquille,
Vers ce bois est la tombe où repose Virgile.
Virgile! ah c'est sur tout près de ce monument
Que l'Etranger s'arrête avec ravissement.
Cette riche colline, et ces plaines fécondes,
La mer avec orgueil développant ses ondes,
Et d'un ciel toujours pur l'éclatante beauté,

Tout semble à ses regards par Virgile enchanté
Aux tombeaux des Césars son âme fut distraite ;
Son âme se recueille au tombeau du Poète.
Il y chante ces vers où Didon à gémi,
Et quitte ce tombeau comme on quitte un ami.
Des voyages lointains telle est l'heureuse ivresse.

Telle est l'illusion qui me suit dans la Grece ;
De ruines en vain ces climats sont flétris,
L'imagination relève leurs débris
Tout est grand homme ou Dieu dans ces riches décombres ;
Et je marche au milieu des plus illustres ombres
Athènes se réveille et sort de son tombeau,
Voilà donc ces remparts ! ce portique si beau !
Ce théâtre où des vers éclatait l'harmonie !
Et tous ces monumens conquêtes du génie !
Je sors d'Athènes et vole aux champs de Marathon :
De Miltiade encor ils répètent le nom.
Je m'avance à Trézène : un autre nom l'habite ;
Les rochers sont encor teints du sang d'Hyppolite.
Les roseaux du Ladon appellent-ils mes yeux ?
Syrinx fait soupirer ses bords mélodieux.
Ai-je apperçu l'Elide ? en ses champs magnifiques,
Il me semble assister aux fêtes olympiques :
J'entends le bruit des chars, le cri des combattans,

Et le souffle et les pas des coursiers haletans.
Suis-je à Naxos? je trouve Ariane plaintive
Accusant d'un ingrat la voile fugitive;
Je nage avec Léandre aux rives d'Abydos;
Je pleure avec Sapho, lorsque j'entre à Lesbos.
Mais combien Ilion me demande de larmes!
C'est-là sur-tout le lieu qui pour l'âme a des charmes.
L'amour mystérieux d'Anchyse et de Cypris,
OEnone au mont Ida redemandant Pâris,
La Grece si long-temps par Hector repoussée,
Les adieux d'Andromaque à la porte de Scée,
Le monstre, dont les flancs vomissaient le trépas,
Tout ces évènemens revivent sous mes pas;
Et sur ces bords, rendus à leur splendeur première,
L'antiquité renaît, et brille toute entière.

Gedruckt in der Officin der Verleger.



Torrede.

[illegible]

gendalier, wo das Leben noch seine Gestaltung von der Phantasie annimmt, später wird sich in ihr immer mehr der Kampf des Idealen mit dem Realen offenbaren, und Sentimentalität und Reflexion werden zugleich ihren Charakter und die reifere Lebensperiode des Dichters bezeichnen. Die Richtigkeit dieser Bemerkung wird sich auch an den meisten Gedichten dieser Sammlung nachweisen lassen. Mehrere darunter sind aus meiner Jugendzeit, und ich habe es für nöthig erachtet, das Jahr ihrer Entstehung im Inhaltsverzeichnisse zu bemerken. In den spätern spricht sich eine bestimmtere Ansicht des Lebens aus, und wenn die Farbe bisweilen zu düster seyn mag-

so rechnet man dies dem Verfasser nicht zum Fehler. Wenigen Menschen wird es so gut, ihr Leben frei, aus sich selbst zu gestalten, und aus dem Kampfe mit der Zeit und dem Verhängnisse trägt man leicht mehr als eine verwundete Seite davon.

Mehrere Kleinigkeiten in dieser Sammlung sind französischen Dichtern nachgebildet. Es ist seit langer Zeit unter uns, die Art und Kunst unserer Nachbarn gering zu achten. Dieses Vorurtheil war nie bei Wenigen, und ich möchte sogar behaupten, daß ein besonnenes Studium der französischen Dichter manchen jungen Dichter unter uns vor Irrwegen bewahrt haben würde.

Uebrigens übergebe ich dieſe Sammlung dem Publikum ohne alle Anſprüche. Iſt Gutes darin, ſo wird es ſich ohne Zweifel erhalten; das Mittelmäßige aber kann nie zu früh untergehen.

Heidelberg, am 22. April 1812.

Aloys Schreiber.

Inhalt.

Vermiſchte Gedichte.

Das Schöne. ..... Seite 3
Heidelberger Schloß. 5
Das Mädchen und die Blumen. 7
Der Lorbeer. 10
Elegie. 12
Der Schluß dieſes Gedichtes bezieht ſich auf die ehemalige Lorenzo-Kirche, welche zu einer Dankkirche eingerichtet werden ſollte.
Am Jahreswechsel 1811. 16
An die Nymphe des Heilquells. 18
Der Strom der Zeit. 20
An den Schlaf. Nach Caſtiglione. 22
Schwalbenlied. 23
Das goldne Vließ. 25
Gleiche. 27

Zu ihr, zu ihr! 1794. ..... Seite 28
Von Bumsteeg im Langischen Almanach in Musik gesetzt
Frühlingsempfindungen einer Nonne. 1799. .. 30
Der Sänger. 32
An die Grazien. 1799. 33
Der ewige Jude. 34
Der Mensch. 38
Der Mummelsee. 41
Ein See auf den Hochgebirgen des Schwarzwaldes.
Die Quelle von Vaucluse. 1796. 43
Bundeslied. 1789. 45
Componirt von Eberle.
Die schwarzen und blauen Augen. 47
Nach dem Französischen.
Allegorie. 49
Nach dem Französischen.
Der Hausvater an die Gäste. 51
Nach dem Französischen.
Der Mensch. 1797. 53
Warnung. 57
Gram der Liebe. 1788. 58
Die Erscheinung. 62
Auf den Tag der Dichterin Tian.
Das Unbekannte. 64
Sehnsucht. 66
Der Kirchhof. 1800. 68

Liebestrauer. ..... Seite 70
Neujahrsgeschenk. 71
Das Kunstwerk. 73
Nänie. Nach Lipsius. 75
Die Begeisterung. 77
Das verödete Dörfchen. 81
Bilder. 1800. 103
Klage. 1799. 121
An meine sterbende Schwester. 1799. 123
Beruhigung. 1799. 125
An die Wahrheit. 1794. 127
Wiegenlied. 1799. 129
An die Natur 1796. 131
An einem Festtage. 1797. 133
Das Glück des Weisen. 1799. 135
Das Gesicht. 136
Der Knabe Jesus. 139
Liebe. 1800. 142
Empfindungen eines Karthäusers. Nach Gresset. 144
Das zufriedene Mädchen. 147
An die Liebe. 1800. 148
Die Rache. 1798. 150
Lied. 1789. 153
Frauenlob. 1798. 155
Jupiters Erziehung. 157

Lebenswerth. ..... Seite 159
An das Land. 162
Lied. 1799. 164
Geist der Liebe. 1790. 166
An Kleon. Nach Marillus. 168
An Lorrere. 169
An die Nymphen. 173
An den Mond. 1800. 174
Lied 1789. 177
Liebesklage. 179
An Guido. 180
Lettisches Volkslied. 181
An Otto. 182
An Anilon. 1801. 184
Nach Sarbievius. 186
An das häusliche Glück. 1799. 188

Parabeln und Apologen.

Kleine Dichtungen. ..... Seite 193
Eine alte Fabel. 203
Der Künstler. 204
Die Menschenopferer. 1801. 206
Der Bär. 207
Der Hänfling und die Schnecke. 209

Nach dem Französischen.

Der junge Held. 1801. ..... Seite 210
Der Wolf und die Gans. 211
Die Schatten. 212
Nach Parny.
Diogenes. 1800. 215
Die Zwiebelsuppe. 217

Sinngedichte und Epigramme.

An Ceres. 221
Neue ästhetische Urtheile. 222
Correggios Magdalena. 223
Die späte Ehe. 223
Nach Prior 224
Grabschrift. 224
Nach dem Französischen.
Chloe. 225
Die Leyer. Nach Bembo. 225
Nach Gobet. 226
Der Diebstahl. 226
Nach dem Französischen.
Nach Owen. 227
Guter Rath. 227
An Naiden. 228
Unser Prediger. 228
Grabschrift. 228

An einen Amtmann und Dichter. ..... Seite 229
Der Menſch und die Menſchen. 229
Die Thränen. 230
Vav. 230
An eine Sängerin. 230
An *. 231
Denkſpruch. 231
Was iſt die Liebe? 232
Nach Bernis.
Melamy 232
An Strephon. 232
An einen Künſtler. 233
An Lyda 234
Eine Hand wäſcht die andre. 234
Crebillon 235
Der Unterſchied. 236
Nach dem Franzöſiſchen.
Der unglückliche Liebhaber. 237
Grabſchrift auf die 300 Spartaner. 238
Auf einen tragiſchen Schauſpieler. 239
An einen Künſtler. 239
Der ſchlafende Amor. 240
An Ariß. 241
Aehnlichkeit. 241
An Trulla. 242
Hundestreue nach Owen. 242

An einen Mahler. ..... Seite 213
Friedrich II. 213
Die Exegeten. 214
Grabſchrift Friedrichs II. 215
Cato. Nach Vaniere. 215
An einen Freund. 216
An die alten Bataver. 216
Bav. 217
Letzter Wille eines Zechers. 217
Der Apfel des Paris. 218
Dichterloos. 218
Amor und der Winzer. 219
Guter Rath. 220
Der Satyriker. 220

Erzählungen.

Roger und Marie. 223
Aus den alten Contes et Fabliaux.
Die drei Geliebten. 250
Der Trauring. 303

Vermiſchte Gedichte.

Das Schöne.

Ich hörte einen Lautenton
In kühlen Waldesgründen,
Und schlich ihm nach — er war entflohn,
Ich konnt' ihn nirgends finden.

Da sah ich eine Blum' am Bach
In Himmelsbläue stehen,
Das Blumlein wollt' ich brechen, ach!
Es war nicht mehr zu sehen!

Und traurig ging ich weiter fort,
Und weinte helle Thränen,
Und suchte da und suchte dort,
Und immer wuchs mein Sehnen.

Ein Mägdlein kam, im Abendglanz,
Wie ich's noch nie gefunden,
Das Blümlein ſtand in ihrem Kranz,
Das mir am Bach entſchwunden.

Sie trug die Laute in dem Arm,
Die mir ſo ſüß geklungen,
Es wurde mir das Herz ſo warm,
Das erſt der Gram bezwungen.

Sie ſprach zu mir: Ich will dein Glück
Dir freudig offenbaren!
Das Schöne nimmt der Augenblick,
Nur Liebe kann's bewahren.

Heidelberger Schloß.

Was treibt dich, Epheu, Trümmer zu umweben?
Was bindet dich ans modernde Geſtein?
Ach! nimmer haucheſt du dein friſches Leben
Der alternden Zerſtörung ein.

Aus dem Geblätter ſchauen, ernſt und düſter,
Gebilde der Vergangenheit hervor,
Und fremde Laute weben im Geflüſter
Der Abendlüfte um mein Ohr.

Ach, die Verweſung iſt des Lebens Amme,
Die Erde bublet mit dem Tode nur,
Und untergehn muß ſelbſt die heil'ge Flamme,
Die von dem Himmel niederfuhr.

Es wogt und rauſcht der Strom im tiefen Grunde,
Und wandert in das Land der Fremden aus,
Doch nimmer kommt von ſeinem Weg die Kunde
Zurück in ſeiner Mutter Haus.

Wer lehrt den Fels die Worte, die ich liebe?
Wer giebt der Pflanze Sehnsucht nach dem Licht?
Wer ſtarren Schlaf dem Gold im Berggetriebe,
Wohin kein Strahl des Lebens bricht?

Wer biſt du, Schatten, in dem Nachtgewande,
Der ſich, wie Nebel, aus Gemäuer hebt?
Wer loſ'te dir des Grabes enge Bande?
Weißt du, was ſtill die Unerforſchte webt?

Haſt du vielleicht einſt mächtig hier geboten,
In biedrer Zeit, wo Recht und Sitte galt?
Kommſt du, zu trauern, wieder von den Todten
In deinen alten Aufenthalt?

O traure nicht, daß deine Burg gefallen,
Daß ſich der Epheu um die Säulen ſchlang,
Daß itzt nur leiſe Klagetone hallen,
Wo einſt das Lied zum Siegesfeſt erklang.

Es mußte ja das Edlere vergehen!
Wo iſt der Menſch, der mit Dämonen ringt?
O eile fort, um nicht mit Schmerz zu ſehen,
Wie das Geſchick auch Geiſter zwingt.

Das Mädchen und die Blumen.

Das Mädchen.

Süße Blumen ſeyd willkommen
In des Jahres goldner Zeit,
Ach, ihr ſeyd ſo ſpät gekommen,
Und der Sommer iſt nicht weit!

Könnt ihr meine Stimme hören,
Könnt ihr meine Blicke ſehn?
Sagt mir, welche will mich lehren
Euer leiſes Wort verſtehn?

Sagt mir, welche ſoll ich wählen
Zur Geſpielin in dem May?
Welche will mir gern erzählen,
Wo die ſchöne Heimath ſey?

Die Lilie.

Wähle mich, mit reinem Kleide
Schmückte mich der Mutter Hand,
Unſchuld wurde mein Geſchmeide,
Und ſo bin ich dir verwandt.

Das Veilchen.

Wähle mich, ein ſüß Verlangen
Wohnt in meinem zartem Blau,
Doch es kühlt die warmen Wangen
Freundlich mir der reine Thau.

Die Roſe.

Wähle mich, denn treu behüten
Lehr' ich dich durch heil'ge Scham
Deiner Jugend keuſche Blüten,
Ohne Reue, ohne Gram.

Der Rosmarin.

Wähle mich, denn hoffend bindet
Mich die junge Braut ins Haar,
Wähle mich, denn hoffend windet
Mich die Trauer um die Bahr.

Das Mädchen.

O ihr Freundlichen, umgeben
Sollt ihr alle meinen May,
Sollt mir ſagen, was im Leben,
Was im Tod das Schönſte ſey!

Der Lorbeer.

Frohen Muthes ſteht ein Sänger
Auf dem Felſen hoch am Meer,
Seinem Saitenſpiele lauſchen
Stein und Thiere um ihn her;

Und des Sängers Schläfe kühlet
Ewig jung ein Lorbeerkranz,
Weithin in die Ferne ſtrahlet
Seiner goldnen Leyer Glanz.

Plötzlich zum Verderben rüſtet
Sich des Hochgewitters Macht,
Doch der Sänger lächelt ruhig
In die grauenvolle Nacht.

Zürnend wirft der Geiſt der Wolken
Einen Feuerſtrahl auf ihn,
Und es muß das junge Leben
Eilig zu den Schatten fliehn.

Aber nur der Leib des Sängers
Wird des Grimmes kalter Raub,
Um die Schläfe grünt noch immer
Unverſehrt das heil'ge Laub.

Elegie.

Baden am 30. Jul. 1809.

Sehnend kehr' ich zu euch, ihr dunkelen, heiligen Berge,
Welche den Knaben einſt kannten in glücklicher Zeit!
Wo der verborgenen Urn entſtrömt der dampfende Heilquell,
Und der bemooſete Stein Nahmen der Götter bewahrt.
Aber auch hier — wie fühl' ich mich fremd in den Auen der Heimath!
Manches Bekannte verſank unter dem Tritte der Zeit.
Rings noch erblühen die Blumen der Flur in kindlicher Anmuth,
Ihnen nur hat das Geſchick ewige Jugend verlieh'n!

Und noch ſtrebet der Eichbaum auf in kräftigem Wuchſe,
Fröhlich grünend, indeß Menſchengeſchlechter vergehn.
Selber die Schlang' im Felſengeklüft verjünget der Frühling,
Und die Quelle des Thals grüßet mich freundlich wie ſonſt.
Freundlich waltet noch Mutter Natur, und nimmer verändert
Sich ihr liebender Sinn, arten die Kinder auch aus.
Aber der Menſch, im Bund' mit der Zeit, er kann nur zerſtören,
Was er bildet, es iſt inneren Lebens beraubt.
Schmachvoll klebt er am Schlamm, und vergißt des gelähmeten Fittigs,
Ordnet und zählt das Gewürm, welches zur Nahrung ihm dient.
Ha! wer entkleidet vom heiligen Schmuck die Wände des Tempels?
Traurig hallet der Schritt in dem verödeten Dom.

Spinnengewebe umhüllet die schlankaufstrebende Säule,
Und am zierlichen Knauf bauet die Schwalbe sich an.
Himmlische Bilder umschwebten hier oft den sinnigen Knaben,
Bei der Orgel Gesang und bei der Sühne des Mahls:
Blumen und Mayen umkränzten am Fest den schimmernden Altar,
Und das fromme Gemüth brachte zum Opfer sich selbst.
Wenn das sibillische Lied erklang vom Tage des Zornes,
Bebte der Frevler, vor ihm zogen die Stunden herauf,
Schreckliche Zeugen bei'm Todtengericht, er fühlte, daß Gott sey,
Furchtbar weheten ihn Schauer der Ewigkeit an.
Aber zum Frommen stiegen herab Gestalten des Lichtes,
Und es vernahm sein Ohr Stimmen der Liebe von dort.

Wehe, nur Graus umgeben mich jetzt und schaurige Oede,
Und die Glocke sie ruft nimmer zum Feste herbei.
Horch! dumpf dröhnet es unter mir, tief in der Wohnung der Todten!
Sollen sie nicht mehr ruh'n, bis die Posaune sie weckt?
Bringt sie hinweg, damit sie der Lärm des Marktes nicht störe,
Daß sie zur Unzeit nicht schrecken das kaufende Volk!
Doch es ist Gottes Boden, wo immer ihr ruhet!
Die Wage
Ueber den Sternen sie wägt euch und die Lebenden einst.

Am erſten Jahresmorgen 1811.

An Gerning.

Sieh den Tempel mit dem ehrnen Thor,
Welches graue Rieſenſäulen tragen!
Furchtbar regt ſich ſchon die Sphynx empor,
Uns des Lebens Räthſel abzufragen.

Doch wir wiſſen, was das Grab verſchließt,
Was der ſchöne Morgenſtern verkündet!
Wo der Liebe ſeel'ge Thräne fließt,
Wird der Menſch den Himmliſchen verbündet.

Mond und Sonne müſſen einſt vergehn,
Und der alte Dom, er ſtürzt zuſammen,
Doch es bleibt die heil'ge Lampe ſtehn,
Und der Schimmer wird zu hellen Flammen.

Wer ſein Höchſtes an Gemeines wagt,
Kann im Höchſten nie den Menſchen finden!
Wo es herrlich unter Blumen tagt,
Wird er mit Gewürm im Schlamm ſich winden.

Aengſtlich ſtarrt er in den Strom der Zeit,
Sieht ſich ſelbſt zerrinnen in der Welle!
Unſer Auge ſchauet hell und weit
Aufwärts zu des Stromes heil'ger Quelle.

Wenn das Leben ſinkt, ſo ſteigt ſein Preis!
Bei den Todten iſt er uns gefunden.
Einmahl welket auch das Lorbeerreis,
Aber ewig ſtrahlen Siegeswunden.

Es vergehe, was nicht bleiben kann,
Schnöde Weisheit, wie des Thoren Grille!
Unerſchüttert ſteht auf ſich der Mann,
Denn zum Gott erhebet ihn ſein Wille.

An die Nymphe des Heilquells zu Baden.

Sieh, ich pilgre aus der Ferne,
Nymphe, jetzt zu deinem Quell.
Ach, der Heimath schöne Sterne
Leuchten über mir so hell!

Und die grünen Berge stehen,
Wie ich sie als Knabe sah,
Und im linden Frühlingswehen
Ist mir das Vergangne nah.

Laub und Blumen will ich pflücken,
Während die Cicade singt,
Deinen heil'gen Born zu schmücken,
Welcher neue Jugend bringt.

Laß die Spende dir gefallen,
Du, die einst mir günstig war;
Reich' aus deinen Felsenhallen,
Göttin, mir die Schale dar!

Und die ſanfte Quelle kühle
Dieſes allzuwarme Herz,
Und aus meinem Buſen ſpühle
Sie des Lebens langen Schmerz.

Freudig in der Heimath Boden
Steck' in meinen Pilgerſtab;
An den Gräbern meiner Todten
Leg ich alle Wünſche ab.

Schöner in des Thales Frieden
Blickt herein das Abendlicht,
Und den letzten Schlaf des Müden
Stören boſe Träume nicht.

Der Strom der Zeit.

Dunkel rauscht des Stromes Welle,
Wo kein Stern am Himmel steht,
Niemand sah noch seine Quelle,
Niemand weiß, wohin er geht.

Was am Ufer fröhlich grünet,
Reißt er mit in seinem Gang,
Und des Stromes Gottheit sühnet
Weder Opfer noch Gesang.

Und es wird die Nacht so schaurig,
Und der Schiffer sieht kein Land,
Und die Erde steht so traurig,
Wie aus Gottes Blick verbannt.

Aber an des Aethers Bogen
Plötzlich tritt ein Stern hervor,
Und es schweigt der Groll der Wogen,
Und es reift der Wolkenflor.

Ehre der Liebe, den wir lehren,
Freiheit ist ihre Losung!
Wird sie nur am Himmel stehen,
Dann vergeht die Erde nicht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das goldene Vließ.

Von Franz Grillparzer.

Soll denn alles Irdische vergehen?
Kann der Mensch bei Tröstlichkeit nicht sehen?
Muß auch ein aus Gottheit sprießen
Was im Blatte dürrenden Genießen?

Eines Sinnes liegt am Ziel der Ehren,
Wo am Jungfräulichsten Gewinde
Reifte vor der Früchtenacht verglühen,
Will Erfüllung mit der Endlichkeit fliehn.

Keiner Blüte will der Geist gedenken,
Der im Sonnenlauf dem Feuer hat
Im [illegible] der Ehrfurcht Zeichen
Gleich Stufen die des Himmels.

Jeweils Weg führt durch die Gluten
Zu dem unerklommnen Gipfel hin.
Bis von Gletschern stark und Firnenschnee,
Endlich Zelt weiter hin Gestirne.

Ekolie.

Freunde stimmt in meine Lieder,
Knabe, Wein und Blumen her!
Zwar der Frühling kehret wieder,
Doch vielleicht für uns nicht mehr.

Auf des Rheines Schieferhügeln
Pflanzten Götter diesen Wein —
Trinket! mit der Jugend Flügeln
Holt man nur das Alter ein.

Zu ihr, zu ihr.

Zu ihr, zu ihr, die ich mir auserlohren,
In die geweihte Rosenlaube bin!
Zu ihr, mir ist der Augenblick verlohren,
Da ich von ihr entfernet bin.

„Ha sieh, es lagert hinter jenen Hügeln
Ein Hochgewitter furchtbar drohend sich.“
Zu ihr, zu ihr, es deckt mit ihren Flügeln
Die Liebe schützend sie und mich.

„Siehst du den Regen an das Fenster schlagen?
Hörst du am Strand den heulenden Orkan?“
Zu ihr, zu ihr, die Liebe kennt kein Zagen;
Nur Sonnenschein ist ihre Bahn.

„Der Fluß empört ſich, ſeine Wellen ſchäumen,
Und reißen zürnend Roß und Mann hinab.“
Sie wartet mein! die Liebe kennt kein Säumen,
Für ſie giebt's weder Tod noch Grab.

„Sieh, wie der Blitz die Eichen dort zerſplittert!
So furchtbar kämpften Erd' und Himmel nie.“
Zu ihr, zu ihr! und wenn der Erdball zittert,
Ich hör' und ſehe nichts als ſie.

Frühlingsempfindungen einer Nonne auf dem Klosterkirchhofe.

Wie mächtig, Hauch des Frühlings, weht du hier!
Willst du die Todten dieser Gräber wecken?
Es singt und summt und schwirrt und jubelt dir
Im Hain, am Bach und aus den Blütenhecken.

Was ist's, das sich in meiner Seele regt?
Mir unbekannte, freundliche Gestalten!
Was ist es, das zu Thränen mich bewegt,
Und wie zum Beten heißt die Hände falten?

Ich strecke träumend meine Arme aus,
Und machte jeden Stein um mich beleben;
Ihr Schlafer hier, im engen, dunkeln Haus,
Send's eure Geister, die mich itzt umschweben?

Hob euer Buſen auch ſo ſtürmiſch ſich?
War euer Blick ſo trüb beim Lenzbeginnen?
Dich, Veilchen, drück ich liebevoll an mich,
Und trinke deinen Duft mit allen Sinnen.

Du giebſt ſo gern aus deiner Fülle mir,
Und duftest ſüß bis tief in meine Seele!
Der Hänfling zwitſchert — ach es hallt in mir
Ein Lied, doch das ſingt keines Hänflings Kehle.

Zur Ferne iſts, wohin mein Blick ſich hebet,
Wer will von dort, wer will mir Kunde geben?
Wenn ſich in Glut mein ſehnend Herz verzehrt,
Steigt aus der Aſche dann ein neues Leben?

Der Sänger.

Sonst lebt' ich fröhlich, ob mich gleich
Das Glück nicht sehr bedachte;
Ich hatte etwas, das mich reich
Bei meiner Armuth machte:
Die Zither und die Liebe.

Oft sang ich früh den Hänfling wach,
Der sich im Laub versteckte,
Ich sang im Hain, ich sang am Bach
Ganz sorglos, denn es deckte
Mein Tischgen mir die Liebe.

Die Liebe schied, mein Mädchen floh
Mit einem stolzen Ritter,
Arm bin ich noch, doch nicht mehr froh,
Nun schweigt auch meine Zither!
Stumm ist sie ohne Liebe.

An die Grazien.

Süſſe, freundliche Charitinnen, die ihr
Mit dem Gürtel der Huld Cytheren ſchmücket,
Und mit Blüten des Menſchen rauhe Pfade
Milde beſtreuet!

Seht, ich weihe dies Häuschen euch zum Tempel.
Roſen ſchmücken den Eingang ſtatt der Säulen,
Und das rankende Geisblatt überwölbt die
Ländliche Kuppel.

Würdigt, Selige, hier mich eures Umgangs!
Euch geleite der Bruder mit dem Köcher;
Klopft er aber allein an meiner Thür, ſo
Bleibt ſie verſchloſſen.

Der ewige Jude.

Von des Hügels kahlem Rücken
Wankt ein hagrer Greis herab,
Wandelt fort mit stieren Blicken,
Ueber Bäche ohne Brücken;
Nimmer ruht sein Wanderstab.

Unter Bäumen sieht er blinken
Einen Quell im Abendlicht,
Aus dem Quelle will er trinken,
In den Schatten will er sinken,
Doch ihn treibet das Gericht.

Eine Blume will er pflücken,
Laben sich an ihrem Duft,
Nieder kann er sich nicht bücken,
An sein Herz kein Weiben drücken,
Denn der Geist der Rache ruft.

Unter abgeſtorbnen Eiben,
Ueber Gräber geht ſein Lauf.
„Wird es mich denn ewig treiben?
„Darf ich auch bey euch nicht bleiben?
„Nimmt auch hier mich Keiner auf?

Und die alten Gräber dröhnen,
Geiſterſtimme ruft ihm zu:
Gott läßt nimmer ſich verhöhnen,
Eile fort, ihn zu verſöhnen,
Störe nicht auch unſre Ruh!

Und er geht mit Angſt und Beben,
Sieht zerknirſcht zum Himmel an,
Eine Wolke ſieht er ſchweben,
Sieht ein Wetter ſich erheben,
Und ihn faßt ein Hoffnungswahn.

Nacht erwacht; die Donner ſchallen;
Röthlich zuckt ein Strahl herab,
Freudig hört er's um ſich knallen,
Aber, ach! in Staub zerfallen
Iſt ihm nur ſein Wanderſtab.

Und er irrt mit scheuem Tritte
Zimmer weiter ohne Plan,
Und es suchen seine Schritte
Keine Heimath, keine Hütte;
Er gehöret niemand an.

Unter alten Zwillingseichen
Steht er jetzt ein Denkmal stehn.
Weh, es ist des Mutlers Zeichen;
Aengstlich will er ihm entweichen,
Will ihn auch im Stein nicht sehn.

Doch es drängt ihn, hinzuwallen
Zu dem heil'gen Angesicht,
Auf die Kniee kann er fallen,
Und mit schwacher Stimme lallen:
„Floß für mich dein Blut denn nicht?

„Ach! in deiner Todesstunde
„Raubt ich dir die kleine Rast,
„Mit der Frevler Schaar im Bunde
„Hebnt ich dich aus frechem Munde
„Unter deines Kreuzes Last.

„Dein Gericht hat ſchwer getroffen;
„Ewig irrt mein Wanderſtab,
„Ohne Ruhe, ohne Hoffen,
„Ach! kein Arm iſt für mich offen,
„Und kein Himmel und kein Grab.“

Sieben goldne Strahlen reihen
Jetzt ſich um des Mittlers Haupt:
„Wer gefehlt hat, darf bereuen,
„Und mein Antlitz keiner ſcheuen,
„Der mich liebt, und an mich glaubt.

„Alle ſind zu mir berufen,
„Alle durch des Vaters Huld;
„Hätteſt an des Kreuzes Stufen
„Früher du zu mir gerufen,
„Längſt getilgt wär deine Schuld.“

Und der Wandrer ſieht die Wunden,
Und das Blut, — das ewig wallt;
Plötzlich iſt ſein Geiſt entſchwunden —
Und vom Leben losgebunden
Kniet am Kreuze die Geſtalt.

Der Menſch.

In die Welt hinaus geſtoßen
Steht der Menſch verlaſſen da,
Winde brauſen, Wellen toſen,
Nichts iſt ſeinem Herzen nah.

Liebend rufen ihm die Sterne,
Rufen ihm die Blumen zu:
Sieh nicht traurig in die Ferne,
Uns, o Menſch, geboren du.

Und er drückt mit tiefem Sehnen
Erd' und Himmel an ſein Herz,
Und in warmen, linden Thränen
Loſt die Liebe ſeinen Schmerz.

Doch der Nord verheert die Auen,
Jedes Blümlein hat ſein Grab:
In die Erde mit Vertrauen
Steckt er ſeinen Wanderſtab:

Und mit hoffendem Gemüthe
Schaut er auf zum Sternenchor;
Und es bricht die zarte Blüte
Aus dem dürren Holz hervor.

Seines Wegs Gefährten fliehen,
Geben der Gefahr ihn Preis,
Niemand theilet seine Mühen,
Und ihn drückt des Alters Eis.

Aengstlich sucht er nach der Schwelle,
Wo einst seine Wiege stand,
Aber fremd' ist ihm die Stelle,
Niemand beut zum Gruß die Hand.

Und er schaut vertrauend wieder
Zu dem blauen Himmel auf:
Meine Jugend kehrt nicht wieder,
Und vollendet ist mein Lauf.

Vieles wird der Zeit zum Raube,
Doch nicht alles kann vergehn,
Einer ist's, an den ich glaube,
Einer den die Sterne sehn.

Lieben kann ich, glauben, hoffen,
Tief im Dunkel glänzt ein Licht,
Und ich seh den Himmel offen,
Wenn das Herz im Tode bricht.

Der Nummelſee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da iſt ein ſchwarzer See,
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haſelſtab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binſenrand,
Doch aus dem Waſſer hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder,
Tief in den dunkeln Grund:
Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst,
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebst.

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

Die Quelle von Vaucluſe.

O Silberquell, um deſſen ſtillen Rand
Der Lenz die ſchönſten ſeiner Blumen reihte!
Bemooſte Bäume und du Felſenwand,
Die einſt Petrark durch ſeine Liebe weihte!

O könnt' ich hier, im Schooße der Natur,
Mein Leben ſtill und unbekannt verleben!
Was ich bedarf — es iſt ja wenig nur —
Das würden mir zwey Hufen Landes geben.

Dem Wiederhall, der noch den Namen kennt,
Den er ſo oft in ſüßen Liedern hörte,
Dem nennt ich ſie, die mein Geſang nicht nennt,
Die ſchuldlos meiner Tage Frieden ſtörte.

In dieſer unbeſuchten Siedelei
Könnt ich doch unbelauſcht von Menſchen klagen;
Hier würd ich ihr, wie theuer ſie mir ſey,
Zum mindeſten in meinen Träumen ſagen.

Hier opfert ich am grauen Felsaltar
Des Sängers Manen Blumen feucht von Zähren.
Ach sie ist streng, wie seine Laura war,
Und ewig wird auch meine Liebe währen!

Bundeslied.

Willkommen uns, wer frohen Muth
Mit Biedersinn vereint,
Und immer nur das Rechte thut,
Und das ist, was er scheint!
Wir grüßen ihn mit Bruderkuß,
Denn er ist unser Mann,
Und wandelt sonder Ueberdruß
Mit uns des Lebens Bahn.

Der weisen Freude weihen wir
Den kurzen Pilgergang,
Und bringen manches Opfer ihr
Bei Lachen, Scherz und Sang;
Ihr leeren wir oft den Pokal,
Den Rheingaus Traube füllt,
Ihr weihen wir das kleine Mahl,
Wo sie sich uns enthüllt.

Klein iſt der Kreis der Brüder nur,
Doch ewig iſt ſein Band;
In Wuſten und auf grüner Flur
Schließt feſt ſich ihre Hand,
Und zieht nur leiſe ſich zurück,
Wenn wo ein Armer klagt,
Und trocknet ſeinen trüben Blick,
Und zeigt ihm, wo es tagt.

So wandeln wir mit gleichem Schritt
Dem dunkeln Ziele zu,
Und ruft Freund Hain aus unſrer Mitt'
Auch einen früh zur Ruh;
Wir blicken ſeinen Hügel an,
Und ſchwören froh und weis
Zu wandeln ſtets, und ſchließen dann
Noch enger unſern Kreis.

Die ſchwarzen und die blauen Augen.

Die ſchwarzen und die blauen Augen ſtritten
Sich lange um den Vorzug ſchon:
Und endlich läßt Cytherens Sohn
Zum Richter ſich in dieſem Zwiſt erbitten.
Er ſitzt voll Ernſtes auf dem Thron,
Um den die Scherze und die Küſſe ſchweben,
Die Götter im Olymp erheben
Neugierig ſich und ſchauen auf den Streit!
Kronion ſelbſt vergißt den Becher,
Den Ganymed ihm eben beut;
Zwei Amoretten treten auf als Sprecher,
Von ihren Lippen ſtrömt Beredſamkeit,
Und Amor ſchlichtet endlich ſo den Streit:
„Die ſchwarzen Augen ſprühen Feuerfunken,
Die blauen ziehn beſcheiden an;
Ein Blick von jenen macht die Seele trunken,
Ein Blick von dieſen wiegt in ſüßen Wahn.

Die ſchwarzen Augen glänzen heller,
Im blauen Auge ſchwimmt Melancholie;
Die ſchwarzen Augen ſiegen und erobern ſchneller,
Doch ſchneller auch und öfter wechſeln ſie.
Das ſchwarze Auge ſchreckt den kalten Spötter,
Das blaue ſcheucht den frechen Muth zurück.
Das ſchwarze Aug' erhebt zum Sitz der Götter,
Das blaue giebt der Liebe ſtilles Glück."

Allegorie.

Ein alter Fiſcher hatte einen Kahn,
Womit er ſich ſein Brod gewann;
Den ließ er ſterbend ſeinen Erben:
Doch die, von einem ſtolzern Sinn,
Verſchmähten dürftigen Gewinn,
Und ſuchten Glanz und Reichthum zu erwerben.
Allmählig ward der kleine Kahn
Zum Marktſchiff erſt, dann zur Schebecke:
Bald ſtrahlte Waffenglanz von dem Verdecke,
Und ſeine Maſten ſtrebten himmelan —
Als Kriegesſchiff ſtolzirte itzt der Nachen,
Und ſeine Führer wußten ſchlau
Des Himmels Blitze nachzumachen;
Wer widerſprach, den knebelte ein Tau:
Oft briet man ihn ſogar — zu Gottes Ehre.
So trieb das Schiff durch alle Meere,

Nahm fremde Länder in Beſitz,
Und bot ſie andern an zum Kaufe,
Und man befreite von dem Rächerblitz
Sich nur durch Löſegeld und Taufe.
Doch, wie ein alter Weiſer ſpricht,
Es geht der Krug zum Brunnen, bis er bricht!
So gieng es auch dem ſtolzen Schiffe;
Itzt hängt es, von der Seiten Zahn
Durchlöchert, am Korallenriffe,
Verſchwunden iſt der blinde Wahn:
Des Fiſchers Enkel müſſen ſich bequemen,
Und wieder zu dem kleinen Kahn
Des Vaters ihre Zuflucht nehmen.

Der Hausvater und die Gäſte.

Was ich liebe, find ich hier:
Wackre Freunde ſeyd willkommen!
Auf, die Plätze zwiſchen mir
Und der Frau vom Haus genommen.

Schont der vollen Flaſchen nicht,
Laßt uns froh im Kreiſe ſchweben;
Alles, nur die Wirthin nicht,
Sey euch heute preisgegeben.

Lärm und Freude paare ſich,
Laſſet Stühl' und Tiſch' ſich drehen,
Werfet alles um, auch mich,
Nur die Wirthin laßt mir ſtehen.

Meldet ſich der Schlaf — man kann
Höflichkeit nicht weiter treiben —
Nehmt mein Bett, nur werd ich dann
Wach mit meinem Weibchen bleiben.

Der Menſch.

Nein, o Menſch,
Du biſt nicht das ſchwache,
Gebrechliche, hülfloſe Weſen,
Wozu du dich ſelbſt machſt
Im finſtern Wahn und in feiger Verzagtheit.

Gehſt du nicht aufrecht,
Und blickeſt zum Himmel?
Giebt es eine Kraft in der Natur,
Die die Kraft deines Willens
Zu beugen vermögte?
Umſonſt feinden die Elemente dich an;
Der Arm, den der Stich einer Mücke lähmt,
Zeichnet dem Blitz ſeine Bahn vor;
Du ſchaukelſt dich auf den Wogen des Oceans,
Dein Geiſt arbeitet mit im Sturme,
Zerſtört mit im Feuer,
Und fährt auf Fittigen des Windes.

Von allen Weſen, die wir kennen,
Iſt nur dir das Wahre wahr,
Iſt nur dir das Schöne ſchön,
Iſt nur dir das Gute gut.

Ohne des Löwen Kraft
Meiſterſt du den Löwen;
Ohne des Adlers Fittich
Schwingeſt du dich in den Kreis der Sonne.

Du ſiehſt dich in einer Wüſte —
Deine Hand ſchafft ſie zum Garten um,
Und zwingt Fruchtbarkeit
Dem nackten Felſen ab.
Dein Blick forſcht unruhig umher
Nach den Grenzen der Erde,
Und findet ſie zu nahe gerückt:
Da winkt dir die Liebe
Mit ihrem Zauberlächeln,
Und ein Fleckchen Erde,
Das dich mit deiner Geliebten nährt,
Iſt dir eine Welt,
Wie der Lerche ihr Neſt
Zwiſchen den Furchen des Ackers.

Sonne und Mond,
Ebbe und Flut,
Sind fremden Geſetzen unterthan;
Sein Geſetz
Trägt der Menſch in ſich,
Und iſt frey, indem er ihm gehorcht.
Sterne können fallen,
Ihre Spur wird vergehen,
Aber die Bahn,
Die ein großer Menſch durchläuft,
Iſt nach Jahrtauſenden noch unverwiſcht.

Nur eines waltet über ihm —
Mit eiſerner Hand,
Die harte Nothwendigkeit.
Doch er
Hüllt ſich in ſeine Würde,
Und ſteht ruhig, wenn ihre Donner rollen.
Das Recht zu ehren,
Beugt er ſeinen Nacken
Unter das Henkerbeil;
Den rufenden Bruder zu retten,
Stürzt er in des Abgrunds Wogen;
Dem Vaterlande zu gehorchen,

Verspricht er sein Herzblut;
Das Wort seines Mundes zu besiegeln,
Besiegt er den kommenden Holzstoß.

Mensch, der du aufrecht wandelst,
Und zum Himmel schaust,
Du bist ein Gott
In der Kraft deines Bewußtseyns!
Umsonst hält die Erde
Dir ihren Schuldbrief vor;
Du giebst ihr zurück, was sie dir sieh,
Und forderst dein Erbtheil
Unter den Söhnen des Himmels.

Ich ehre dich, Mensch,
Der du dich selber ehrst!
In dir nur ist Größe,
In dir nur ist Güte,
In dir nur ist Wahrheit!
In dir nur verknüpft sich
Das Erbthum mit dem Beschlossenen,
Das Endliche mit dem Unendlichen,
Das, was begann,
Mit dem, was war und seyn wird.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Erfindung.

Es sollten damit die Kinder Gegen
Die ungerechte Mordsucht pflegen.
Die Fischlein an den dummen Angeln
Sogleich gemacht ein Beispiel.

Die Kinder sah'n von ihren Zweigen,
Ob auch ihr Wink, ihr Ruf sie stieg?
Die Blumlein ihre Häupter neigen,
Als ob's ihnen ins Herze stieg?

Was schadet ihr an Fischgeblüt?
Erfreut sie auch ihr Leben nie?
Sie weint in unsern nur ihr Blut,
Wir schaut sie bei Tode Nähe.

Was soll sie, in dem Schauergrunde?
Was hat sie Noth in unserm Bad?
Was sucht sie an dem nassen Grunde?
Endlos ist stille Ruh' hier!

Er blickt der Mond auf seinem Schleier,
Er blickt der Jungfrau ins Gesicht,
Er pindet an ein Leichenfeuer,
Wo sich der Scheinet Wage bricht.

Das Kämpfen ruft: Komm, komm! beendet
Ist schon dein Eilet Kümmerlein;
Was aber Gram vom Leben scheidet
Geht dort zum langen Zwecken ein.

Und lauter tausend Wind und Wogen,
Er pickt die Jungfrau schnell hinab.
Er scheinen von dem Himmelsbogen
Viel tausend Kerzen auf die Grab.

Das Kämpfen Gatten von den Zweigen,
Er setzt sich in das Blutgrab,
Die Blumen aber schlagen reigen,
Vom Thau der Wetterwolke nach.

Das Unbekannte.

Warum sehnt sich alles Leben
Aus der Mutter dunklem Schoos;
Zu dem Lichte aufzustreben
Reißt es aus der Nacht sich los.

Doch im Lichte muß vergehen,
Was dem Dunkel sich entzieht,
Und es mag nur das bestehen,
Was die Sonne nimmer sieht:

Was da schlummert, festgebunden
In der unerforschten Nacht,
Was den Weg nicht aufgefunden,
Wo der Strahl des Tages lacht.

Hoherschlagend neigt zum Schönen
Sich das Herz in Liebe hin,
Doch es muß in Jahr' und Tönen
Auch das Herrlichste verblühn.

Dich entzückt die Götterreine,
Welche Kunst dem Marmor gab?
Ach! das Leben flieht im Steine
Schnell mit deinem Leben ab.

Wagest du die Sphinx zu fragen
Um des Daseins dunkeln Sinn,
Wohl wird sie die Antwort sagen:
Gieb dich nur dem Tode hin.

Sehnsucht.

Mit der Lerche möcht' ich schwecken
Freudig über Berg und Au,
Mit dem Adler mich erheben
In des Himmels reines Blau.

Nach dem schönen Abendsterne
Streck' ich meine Arme hin,
Schaue sehnend in die Ferne,
Wo ich doch ein Fremdling bin.

Ach, ich trage ein Weh im Herzen,
Wandre immer auf der Flucht!
Ach, ich bin ein Kind der Schmerzen,
Welches seine Heimath sucht.

Alles Schöne muß vergehen,
Brüder nur sind um mich her,
Manches seh ich auferstehen,
Doch erkenn' ich es nicht mehr.

Eine Heimath muß ich haben,
Wo ich nicht ein Fremdling bin,
Einer speis't die jungen Raben,
Zu dem Einen muß ich hin!

Meine Schuld macht mich erblinden,
Doch er ist so gut und mild!
Hoch am Himmel steht das Zeichen,
Des erzürnten Richters Bild.

Kannt' ich auch Gemeines lieben,
Als ich in der Hyle lief,
Mit des Sohnes Blut geschrieben
Ist der heil'ge Sühnungsbrief.

Der Kirchhof.

Winde sausseln durch des Kirchhofs Eiben,
Schaurig glänzen in des Mondes Schein
Der Kapelle bunte Fensterscheiben,
Und die goldne Schrift am Leichenstein.

Einen Engel sah ich niederschweben —
Er gebeut: ihr Schläfer, geht hervor!
Särge bersten, und die Todten beben
Wie aus starren Träumen sich empor.

Eine Mutter richtet sich vom Grabe
furchtsam auf, den Säugling in dem Arm:
Und die Augen öffnet auch der Knabe,
Und er wird am Mutterbusen warm.

Aber sieh, mit selbstgeschlagner Wunde
Wankt ein bleicher Schatten dort einher,
Stets gellt das Wort aus seinem Munde:
Ach, erwachen wollt ich ja nicht mehr!

Horch, was ächzet an der dunkeln Mauer,
Wo ſie ruhn, die keine Prieſterhand
Eingeſenkt, und denen fromme Trauer
Keinen Kranz zum letzten Opfer wand?

Aengſtlich blickt aus ihrem Leichentuche
Eine junge, weibliche Geſtalt,
Sucht das Kind, geboren ihr zum Fluche,
Und ihr Herz iſt wie das Grab noch kalt.

Doch der Säugling ſtreckt nach ihr die Hände;
„Abgewiſcht iſt meines Blutes Spur,
Wähne nicht, das Muttertreue ſchände,
Ich verzeihe, liebe du mich nur!“

Ha, das Schreckbild, dort am Marmorſteine,
Dem der Trug die ſtolze Inſchrift gab,
Wühlt es nicht mit ſchlotterndem Gebeine
Sich verzweiflungsvoll ein neues Grab!

Doch der Engel ruft mit mildem Tone:
Auch ihr Sünder kommt, und zittert nicht,
Führt euch Reue zu dem Flammenthrone,
O dann ſitzt ein Vater zu Gericht.

Liebestrauer.

Dort iſt ein Gärtchen, ſtill und klein,
Der Frühling ſchaute gern hinein:
Ein Mägdlein ging da auf und ab,
Dem er die ſchönſten Blumen gab.

Das Mägdlein wandelt hier nicht mehr,
Der Garten iſt an Blumen leer,
Der Frühling trägt ſie auf ihr Grab,
Sie welkte, vor dem Sommer ab.

Ein dunkles Zweiglein Rosmarin
Seh ich im Garten einſam blühn,
Zum Hochzeitſchmucke brech ichs mir,
Und lege mich dann ſtill zu ihr.

Neujahrsgeſchenk an einen Freund.

Raſch tritt herein das neue Jahr,
Und fordert für den Freund die Gabe;
So bring' ich dir denn, was ich habe,
Ich bringe Nichts zur Spende dar.
Du lächelſt ſpöttiſch? Ei fürwahr,
Das Ding iſt nicht ſo klein zu achten —
Nichts iſt ſo reich, als Chili's Schachten,
Nichts iſt ſo hochgeehrt, als Gold,
Nichts kommt dem Demant gleich an Reine,
Nichts gleicht an Kraft dem Afrerweine,*)
Nichts iſt ſo ſüß als Minneſold.

Wenn bald in ſeiner Veilchenkrone
Der junge Lenz hernieder ſteigt,
Und ſich das Leben zu ihm neigt,
So gleichet Nichts dem Götterſohne.

*) Der Kap-Wein.

Nichts iſt, was keinen Anfang hat,
Nichts iſt, was immer wird beſtehen,
Nichts lindert kranker Liebe Wehen,
Nichts hellt zum Erebus den Pfad.

Einſt in Dodona's heil'gem Haine
Verbarg ſich Nichts des Gottes Blick,
Und wenn ich um die Todten weine,
Bringt Nichts ins Leben ſie zurück.
Nichts fürchtet Zeus auf ſeinem Thron,
Nichts ſchützt die Tugend vor dem Hohn,
Nichts kannſt du ohne Kampf erringen;
Nichts iſt wie Freundesliebe treu;
Nichts wahrlich, kann der kühne Leu
Von Kyrnos*) Felſen nicht bezwingen.
So nimm denn Freund zum neuen Jahr
Das deutungsvolle Nichts als Gabe!
Gefällt vielleicht zu unſrer Bahr,
Iſt ſchon der Baum, o dann fürwahr
Folgt Nichts uns zu dem ſtillen Grabe.

* Kyrnos, Korſika. Napoleon heißt im Griechiſchen Berglöwe.

Das Kunſtwerk.

Wo biſt du her, aus welchem Zauberland,
Du lieblichs holdſeeliges Gebilde?
Gewiß, du biſt der Erde nicht verwandt,
Dir gab ein Gott dies Lächeln, dieſe Milde.

Der Leidenſchaften wilder Sturm hat nie
Den reinen Frieden dieſer Bruſt geſtöret.
Wie, Künſtler, kam in deine Phantaſie,
Was einem beſſern Leben angehöret?

Wie konnteſt du, gebunden an den Staub,
Dem Himmliſchen Geſtalt und Odem geben?
Wo holteſt du die Glut mit kühnem Raub',
Die todte Form allmächtig zu beleben?

„Kennſt du es nicht, das ſchöne Wunderland?
Es liegt an dir, dich auch hinan zu ſchwingen.
Nur prüfe dich: Es muß die ſchwache Hand
Mit einem Geiſte um den Eingang ringen."

„Das Streben nach Unendlichem iſt nicht
Ein leerer Traum des Weiſen oder Thoren;
Wer kühn die Frucht vom Baum der Götter bricht,
Hat darum nicht das Paradies verloren.“

„Entreiße dich der niedern Wirklichkeit,
Sie kann dem hohen Triebe nicht genügen,
Und laß dich nicht vom Gaukelſpiel der Zeit
Um dein unſterblich Götterrecht betrügen.“

„Was erſt als Traum vor deiner Seele ſtand,
Dem wirſt du dann Geſtalt und Odem geben!
Entfeſſelt von der Erde gröberm Band,
Biſt du es werth, mit Himmliſchem zu leben.“

Nänie

auf den Tod eines Hundes.

Töne Klagen, o Leyer, fließt ihr Thränen!
Ach, mein Hündchen iſt todt, mein treuer Medor!
In ein ehernes Becken fiel der Arme,
Das mit kochendem Waſſer angefüllt war.
O der mürriſchen Parze, die den Faden
Seiner Tage ſo unbarmherzig kürzte,
Ihm das Leben und mir die Freude raubte!
Wer wird künftig auf meine Wünſche lauſchen?
Wer ſo emſig mir ſeine Liebe kund thun,
Wer die Grillen und Sorgen mir verjagen,
Wer ſo treulich die Schwelle mir bewachen,
Und mit wedelndem Schweif den Freund empfangen,
Und mit Belfern die ungebethnen Gäſte?
Ach, nun hüpfeſt du nicht um deinen Herrn mehr,
Armer Medor, wenn er nach Hut und Stock langt,

Wandelst nicht mehr mit ihm durch Wald und Felder,
Scheuchest nicht mehr das Feldhuhn aus dem Waizen,
Nicht den Hasen mehr aus dem jungen Klee auf!
Zu den Schatten hinab bist du gegangen,
In die grämlichen Wohnungen des Orkus.
Bruder Cerberus sey dir Armen günstig,
Und die Gattin des Höllengottes freue
Deiner lustigen Sprünge sich, und lasse
Dich, o Medor, auf ihrem Schooße ruhen!

Die Begeisterung.

An Heinrich Voß.

Begeisterung, himmlischer Funke,
Der die Seele des Staubgebohrnen
Zu großen Thaten entflammt,
Dir ertöne mein Gesang!
Auf deinen Fittigen hob sich
Der Mäonide zur Sternenbahn.
Du zeigtest Hochlands grauem Barden
Gesichte der Vorwelt,
Oeffnetest sein inn'res Auge,
Daß er sah die gefallenen Helden,
Und auf Nebelwolken die Geister der Väter.
Du schufst himmlische Gestalten
Vor dem liebevollen Sinn
Des Jünglings von Urbino:
Führtest das Häuflein der Spartes
In den gewissen Tod
Am Felsenhange der Termopylen.

Alles Große, was der Mensch beginnt,
Kommt durch dich.
Nur an deiner Hand
Erwirbt er den Preis des Schönen.
Nur, von deinem Hauche beseelt,
Erringt er die Palme der Wahrheit,
Und kämpft den schweren Kampf
Mit der Zeiten Geist.

Du weilst gerne
Im Schauer der Waldnacht,
Wo in des Felsbaches Sturz
Die halbverwitterte Tanne hängt,
Und Adler ihren Raub verzehren
Auf unerstiegnen Klippen.
Du wandelst gerne auf der Flur,
Welche der Frühling bräutlich schmückt,
Wo aus Blüthenhecken
Nachtigallen singen,
Heimchen in den Gräsern zirpen,
Und vermischt mit dem Frühlingslüftchen
Odem der Liebe weht.

Im gewölbten Dom
Beim feierlichen Orgelton

Hebst du des Weisen Herz
Zum Thron des Unerschaffnen.
Es hört sein Ohr Gesänge
Aus fernen Welten;
Es sieht sein Auge Lichtgestalten,
Die ihm freundlich winken.

Aber noch lieber siehst du
Am einsamen Male des Edlen,
Der im Dienste der Wahrheit fiel;
Oder unter der Vorwelt Trümmern,
Wo der Helden Schatten schweben,
In den Schauern der Mitternacht.
Du weckst den Jüngling aus dem Rausch der Liebe
Mit dem Namen, Vaterland!
Er eilt hin, wo der Tod seine Loose vertheilt,
Und gräbt, wie Winkelried,
Sich zwanzig Lanzen in die Felsenbrust,
Sühnt, wie Decius, mit seinem Blute
Die Götter des Tartarus,
Und denkt nicht der Geliebten mehr,
Nicht des grauen Vaters,
Nicht der süßen Wohnung,
Wo seiner Kindheit Spiele stehn.

Denn mehr, als Geliebte und Vater
Bist du ihm, Vaterland, Vaterland!

Was wäre der Mensch ohne dich,
Gottesflamme Begeisterung?
Wie das Insekt des Tages
Klebte er am Boden,
Brächte sein Leben damit hin,
Ein kümmerlich Daseyn zu verlängern;
Ihn weckte nicht um Mitternacht
Der Durst nach Thaten,
Und nichts bliebe von ihm,
Als Staub zum Staube.

Das verödete Dörfchen.

Nach Goldsmith.

Mein liebes Ahborn, das so freundlich [illegible]
Aus seinem Kranz von alten Ulmen schaute,
Wo Ueberfluß den Landmann lohnte, und
Gesundheit seine Wange röthete:
Der Lenz am ersten sich herniederließ,
Am spätesten des Sommers Blumen welkten; —
Ihr Wohnungen der Unschuld und der Ruhe,
Du meiner ersten Jahre Aufenthalt,
Als ich die Freude noch Gespielin nannte!
Wie oft durchschweifte ich die bunte Flur,
Und Friede war rings um mich, und in mir!
Bald hing ich an dem immer klaren Bach,
Bald an der Mühle Klappern, suchte bald,
Den Thurm der Kirche, welcher ohne Stolz
Die angebauten Hügel übersah,

Bald ging ich zu dem Hagdorn, der vertraut
Ihr das Geschwätz des Alters hörte, itzt
Der Liebe Flüstern. O wie freut' ich mich
Des Tages, wenn der Pflug nun feierte,
Und Spiel und Freude Jung und Alt bewegte!
Da zog das Dorf, von Sorg und Arbeit frei,
Zur hohen Linde, und dem lauten Schwarm
Ging das Gelächter und der Scherz voran.
Die Alten saßen auf der Rasenbank,
Und sahn dem Kampf der frischen Jugend zu.
Da mischte sich Gesang und Tanz und Spiel;
Geschichten gingen in dem Kreis umher,
Und immer wechselte ein neuer Scherz
Die frohe Szene. Dort bemahlten sich
Die Jungen schlau die Backen; mancher lief
Unwissend mit dem Zwickelbart herum,
Und ihn verfolgte das Gelächter weit.
Die Liebe gab verstohlne Blicke sich,
Und Mutter runzelten die Stirne drob,
Uneingedenk der eignen Jugendzeit.

Dies waren deine Freuden, liebes Dorf!
Sie mischten mit der Arbeit sich, und machten
Auch die zur Freude, und verbreiteten

Zufriedenheit um deine ſtillen Hütten.
Dies waren deine Freuden! Aber ach!
Verwelkt iſt ihre Blüte, und dahin
Sind deine Reihe, einſt beglückter Dorf,
Du Schmuck der Ebne, alles iſt entflohn.
Zerſtörung brütet über deinen Lauben,
Der Frühling bringt dir keine Blumen mehr;
Ein Einziger verſchlinget itzt das Land;
Halb wüſte liegt die ſchöne Ebene.
Die Sonne glänzt nicht mehr in deinem Bach!
Mühſam arbeitet er im Schlamme ſich
Durch dichtes Schilf und magre Binſen fort,
Der menſchenſcheue Uhu baut ſein Neſt
Auf deiner Linde, und der Kiebitz ſchreit,
Der Fremdling, aus dem Sumpf; das Echo giebt
Unwillig ſeinen heiſern Ton zurück.
Zerfallen ach! ſind deine Wohnungen,
Und ringsumher Zerſtörung! Langes Gras
Hängt traurig über das Gemäuer hin.
Geflohn ſind deine Kinder von dem Land,
Das ihre Heimath war, weit, weit geflohn.
Sie wandern unter einem fremden Himmel,
Und fordern Brodt von einer fremden Erde.
So flieht die Taube aus dem ſüßen Neſt,

Das ihre Sorgen, ihre Freuden birgt,
Indeß der Geyer ihre Brut verzehrt.

O tief gefallen iſt das Land, ein Raub
Des nahen Elends, wo der Reichthum wächſt,
Und Menſchen mindern. An den Schimmerplatz
Des Mächtigen tritt ſchnell ein anderer;
Doch wer erſetzt die Hände, die das Land
Zum Garten ſchufen? Wer verwandelt uns
Die Wüſte wieder in ein Waizenfeld?

Einſt war die Zeit, da blühte Englands Glück,
Da nährte noch der Acker ſeinen Mann,
Da gab ihm wenig Arbeit Ueberfluß,
So viel er brauchte — mehr war nicht ſein Wunſch.
Da ſaßen Unſchuld und Geſundheit noch
An ſeinem Heerde, und ſein Reichthum war,
Den Reichthum zu entbehren ohne Müh'.
Doch ſchnell und traurig wechſelte die Zeit!
Des Handels feile Knechte haben ſich
Des Lands bemächtigt, und den Pflug verdrängt.
Auf deiner Ebne, wo einſt Dorf an Dorf
Sich traulich reihte, zeigt der Reichthum itzt
Gethürmte Maſſen, wo beim Ueberfluß

Der Mangel wohnt, und Ruhe aus dem Prunk
Der Säle und vom Lärm der Feste flieht.
Die heil'gen Stunden, die Genügsamkeit
Bei kleinen Freuden ohne Aufwand schafft,
Gesunde Fröhlichkeit und Friede, der
Bei wenig Wünschen mit der Unschuld wohnt,
Sie sind geflohen in ein beſſ'res Land!
Wer sieht noch, daß hier ihre Heimath war?

Geliebtes Dorf, in deinem milden Schoos
Verlebt' ich meiner Stunden seligſte!
Im öden Dunkel deiner Haine schwebt
Das scheusliche Gespenst der Tirannei.
Ich walle einsam, melancholisch auf
Verwachs'nen Pfaden, und indem mein Blick
Die Stätte sucht, wo einſt die Hütte stand,
Der Hagdorn blüht, schwellt Erinnerung
Den Busen mir mit tiefer Wehmuth auf,
Und quälet mich mit dem Vergangenen.
In meiner Pilgerfahrt durch diese Welt
Voll Sorg' und Müh', in allen meinen Leiden —
Die weise Vorsicht gab mir meinen Theil —
In allen tröſtete die Hoffnung mich,
In diesen stillen Hütten auszuruhn,

Und hauszuhalten mit des Lebens Licht,
Um länger es durch Ruhe zu bewahren.
Ich wollte dann — denn eitel sind wir stets!
Den Landbewohnern meinen Weisheitskram,
Gesammelt in der Bücherwelt, entfalten;
Sie rufen Abends um den kleinen Heerd,
Und da erzählen, was ich fühlt und sah.
Und wie der Haas, von Horn und Hund verfolgt,
Sich nach dem Lager sehnt, woraus die Jagd
Ihn drohend schreckte, so auch sehnt ich mich,
Von Müh und Noth gejagt, hierher zurück,
Um doch zu sterben in der Heimath Schoos.

Beglückte Stille, holde Pflegerin
Des Lebens, wenn es dem Erlöschen naht!
O selig, wer in seiner Väter Haus
Nach einer trüben Jugend altern darf!
Wer aus dem Weltgewühl sich rettet, wo
So viele Schlingen unsrer Freiheit drohn,
Und fliehen lernt bei der Gefahr des Kampfs!
Ihn klagen nicht des Elends Thränen an,
Es fordert die verführete Unschuld nicht
Von ihm den Himmel, der er ihr geraubt.
Kein Knecht im Prunk des stolzen Lasters kißt

Den Hungrigen von seiner Thüre weg;
Sein letzter Tag ist ihm ein Untergang
Der Sonne, die am Morgen wiederkehrt.
Umschwebt von Engeln sinket er zum Grab;
Wohin Verleugnung sanft die Wege bahnt;
Und eh die Erde seinem dunkeln Blick
Vergeht, gehört er schon dem Himmel an. —

Wie lieblich war's, wenn auf den Hügel dort
Der Lärm des Dorfes in der Dämmrung stieg?
Wenn ich da sorglos langsam wandelte,
Drang das Gemisch der Töne an mein Ohr:
Des Hirten Stimme zu der Milchmagd Lied,
Der Heerde Brüllen, die gesättigt nun
Zum Stalle von der fetten Weide kam;
Der Gänse Schnattern in dem grünen Teich,
Des Hofhunds Bellen, wenn der Mond ist schnell
Hervor aus seinem Wolkenschleier sah;
Das Lachen, einer freien Seele Ton.
Dazwischen sang die Nachtigall ihr Lied,
Das Einsamkeit und Liebe sie gelehrt.
Nun hör' ich nicht mehr das Geräusch der Menge;
Kein froh Gemurmel wispert durch die Luft,
Und der geschäftge Schritt des Dorfbewohners

Eilt über den zerſtörten Pfad nicht mehr,
Und nirgends reget ſich ein Lebenslaut.
Nur eines Lebens Schatten irrt noch dort,
Ein einſames, verlaſſenes Geſchöpf,
Das elend an dem trüben Bache ſchleicht.
Da geht das alte Mütterchen, und ſucht
Des Baches Kreſſe zu dem harten Brodt,
Und bricht das Winterreis vom Dornenſtrauch;
Dann ſchleppt ſie ſich zu einer Höle, legt
Das graue Haupt auf einen Stein, und weint
Bis zu dem Morgen. Sie nur blieb zurück,
Vom ganzen frohen Haufen ſie allein,
Die traurige Geſchichte zu erzählen.

An jenem Hügel, wo der Garten ſtand,
Und zwiſchen wildem Unkraut, im Geniſte,
Noch hier und da ein Gartenblümchen wächſt,
Dort, wo man durch zerrißne Sträuche noch
Die Stätte ſieht, lag das beſcheidne Haus
Des Pfarrers in des Nußbaums kühlem Schuz.
Er war ein Mann im ganzen Dorf geliebt,
Und reich mit ſeinen vierzig Pfund im Jahr.
Demüthig ging er ſeinen ſtillen Weg,
Und hatte ſeine Stelle nie geändert,

Und wollte nie ſie ändern. Schmeichelei
War ſeinem Herzen fremd; er wußte nicht,
Um ſich zu heben, ſeine Lehre nach
Der Zeit zu richten. Seine Seele ſtrebte
Nicht nach den Gütern, die die Erde giebt.
Mehr dacht' er an den Armen, als an ſich.
Sein Haus war allem heimathloſen Volke
Recht gut bekannt, und während er mit Ernſt
Ihr Leben ſchalt, half er auch ihrer Noth.
Der alte Bettler, dem der weiße Haar
Die Bruſt herabhing, war ſein treuer Gaſt.
Den Krieger mit der alten Narbe rief
Er freundlich zu ſich an den warmen Heerd,
Und plauderte mit ihm die ganze Nacht,
Und weinete in ſeine Wunden, oder
Nahm nach der traurigen Erzählung ihm
Die Krücke aus der Hand, und zeigte, wie
Nach heißem Kampf die Schlacht gewonnen ward.
So wärmte ſich des guten Mannes Herz
Mit ſeinen Gäſten, und ob ihrer Noth
Vergaß er ihrer Fehler, forſchte nicht
Nach ihrem Guten oder Böſen, und
Sein Mitleid gab, eh' Liebe noch befahl.

So überall zu helfen war sein Stolz,
Und seine Fehler selber gingen an
Der Tugend Hand. Auf jeden Wink bereit
An seinem Hirtenamte, wachte er,
Und weint' und fühlt' und bethete für alle.
Und wie der Vogel jede Schmeichelei
Und jede süße Liebkosung versucht,
Die junge Brut vom Nest empor zu locken,
So auch versucht er emsig jede Kunst,
Bestrafte jeden schläfrigen Verzug,
Und rief zur bessern Welt und ging voran.

Zum Sterbebette, wo im letzten Kampf
Das Leben rang, und Sorg' und Schuld und Pein
Das Herz zermagten, brachte er Trost und Muth.
Auf sein Gebot entfloh die Angst und die
Verzweiflung aus der schwer arbeitenden,
Beklemmten Brust, und Hoffnung stieg herab,
Den Zitternden zu küssen durch Vertrauen,
Und seine letzten Töne lallten Preis.

Die heil'ge Stätte schmückte er durch Ernst
Und Milde; siegreich traf aus seinem Mund
Der Feuerstrahl der Wahrheit, und der Thor,
Der kam zu spotten, blieb und bethete.

Wenn nun der Gottesdienst vollendet war,
So drängten mit ehrbarem Eifer sich
Die Bauern um den guten Hirten her;
Die Kinder liefen freundlich lärmend nach,
Und zupften ihn am Mantel, um doch auch
Ein Lächeln von dem guten Mann zu haben,
Und Vaterliebe lächelte auf jeden
Aus seinem Auge. Lieb war ihm ihr Glück,
Er theilte ihre Sorgen, ihnen war
Sein Herz und seine Liebe, seine Thränen,
Doch seine eignen Sorgen ruheten
Im Himmel alle. So erhebt ein Fels
Die majestät'sche Spitze, schwellet auf
Vom niedern Thal, und läßt halbwegs den Sturm.
Umsonst bebräuen Wolken seine Brust,
Um seine Stirn ist ew'ger Sonnenschein.

Dort, wo das junge Geisblatt, zart und schwach,
Sich hülfsbedürftig um den Dornstrauch rankt,
Da hielt in seinem lärmevollen Haus
Der Schule Lehrer — einst ein großer Mann,
Und wie geboren für den Herrscherstab,
Die kleine Schule. Streng war er und ernst.
Ich kannt' ihn wohl, und allen losen Jungen

[illegible]

Es war ein guter Mann, der einst Herr,
Und so gelebt. Drei ganze Jahr war todt,
Daß er ein grundgelehrter Mann war hie,
Daß selbst der Stadt gelacht den Witz zu.
Da lag und schwieg und schlafen lange,
Daß lange Zeit [illegible]
Daß manche mag sich in der Ehe, so Manne
Der Zukunft bringen auf der Kinder Hand.
Den Prinzessinn sich der Blumen schön
Von dem der Engel, heute, wird es gefällt,
Schon Abermanches hinzuthun es
Nach seiner Art. Die Blumen [illegible]
Verwandelt sie, und knüpfen über die
Gestaltet langen Worte, so so weit
Verbunden, und die holde Prinzessinn,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible]
[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible] — [illegible]!
[illegible]
[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible],

Zu ihren Klagen rauschen, schleppen sie
Sich mühsam fort. O wie verschieden war
Die Zier der Heimath von den Schrecknissen
Des unwirthbaren, grausenvollen Ufers!
Hier greift die Sonne Glut in Strömen auf,
Der Ungeld Lieb steht in der Zinsenruh
Vermieter Wälder, wo die Ziehermiete
In Klumpen hängen, bis die Nacht sie wacht;
Die Zelter voll von gift'gem Ueberfluß,
Wo Scorpionen lauern, und den Tod
Um sich verbreiten im Verborgenen,
Wo zitternd und mit angehaltnem Odem
Der Wandrer schleicht, damit kein lauter Tritt
Der Klapperschlange ihren Raub verrathe;
Wo, lüstern nach der Menschen Blut, der Tiger
In Höhlen lauscht, der Wilde, reißender
Als er, um seine Beute freitig macht,
Der Ocean in tausend Wirbeln die
Zerriß'nen Zelter mit den Wolken mischt:
O wie verschieden von dem kühlen Dach,
Den grünen Zelbern, der beblümten Zier,
Der hainet Schattengängen voll Gesang,
Wo ruhet sich bang, als hinter Liebe Raub!
Wie schwer von Sorgen war der Abschiedling,

Der sie aus ihren schönen Thälern rief!
Da standen sie, die armen Flüchtigen,
Getrennt von allen Streben — trübe hing
Der Blick an diesen Hütten, die sie nun
Zum letztenmahle sahen, und es war,
Als trennten sie von ihrem Leben sich.
Um etwas Trost zu haben, mahlten sie
Sich überm Meere eine Gegend auf,
Dem schönen väterlichen Thale gleich;
Doch immer sahen sie von ihrem Weg
Zurück und weinten, sahen nach dem Nest,
Und kamen wieder, noch einmal zu weinen.

Der alte Vater war zuerst bereit,
Sich einzuschiffen nach der neuen Welt.
Er weinte, doch nur ob der Kinder Noth,
Denn doch noch seine Jugend seufzte er
Für sich nur nach den Wellen überm Grab.
An seiner Seite ging die halbe Tochter,
Mit Jugendreiz und Reichthum ausgeschmückt,
Und halber noch in ihrem blassen Gram.
Sie riß sich mit verfeßtem Muthe los
Aus des geliebten Jugendfreundes Armen,
Um der Kinder, ihre Sorgen ganz

Dein Vater zuzuwenden. Lauter war
Der Mutter Jammer, klagender ihr Schmerz.
Sie seinet noch die stille Hütte, wo
Als ihre Freude, wie im Grabe liegt,
Drückt ihre Kleinen, durch das Elend nur
Ihr werther, ließ an das zerriss'ne Herz.
Doch männliche Ergebung leuchtet aus
Des Greises Antlitz, und Vertrauen spricht
Das Auge, welches rein zum Himmel schaut.

O Ueppigkeit, Fluch, der die Menschheit drückt!
Die grausenvolle Wandlung ist dein Werk.
Dein Zauberbecher, süßen Giftes voll,
Verbreitet lumpfen Schlaf und Tod umher.
Durch dich bethöret prahlen Königreiche —
In falscher Größe, die ein Hauch zerstört,
Mit einem Schein von Kraft, die Krankheit ist,
Und Fäulniß, Brand und nahen Tod verheißt.

Ach, losgerissen ist der Uebel Heer,
Wer bannt sie wieder in des Ortus Schrei?

Mich dünkt, ich seh' in diesem Augenblick
Die stillen Tugenden von uns entfliehn.

Zu jenem Schiff, das seine Segel dort
Entfaltet und im Winde flattern läßt,
Dort gehn sie hin, ein melancholischer Zug,
Dort wandeln sie hinab am Ufer, und
Bedecken weit den Strand. Da geht vergnügte
Arbeitsamkeit, gastfreie Sorgfalt mit
Der sanften häuslichen Zufriedenheit,
Und Frömmigkeit mit Wünschen, welche nicht
An dieser Erde streifen; fester Sinn,
Das Mitleid, das in fremde Wunden weint,
Und treue Liebe, die sich selbst genügt.

Du, süße Dichtkunst, holde Lieblingin
Der Musen, du auch bist in dem Gefolge.
Du fliehst zuerst, wo rohe Wohlfluß herrscht.
Wie könntest du in dieser Zeit der Schmach
Auch Herzen fesseln, wie zu edlerm Ruhm
Den Haufen treiben, der am Schlamme klebt?
O Himmlische, verachtet und beschimpft,
Mein Stolz und Glück in meiner Niedrigkeit,
Die nie von mir sich wandte, weil ich nie
Des Tages schnöden Götzen huldigte!
Du, süße Freundin meiner Kinderzeit,
Begleiterin auf meiner Pilgerfahrt,

Die mich in Armuth fand, in Armuth ließ,
O lebe wohl, auf immer lebe wohl!
Wo deine Stimme künftig tönen mag,
An Torne's Klippen, in den Wüsteneien
Des Meschasebe; — wo ein ewig Eis
Der Erde Schoos der Fruchtbarkeit verschließt,
Wo ihrem Gurt ein Feuermeer entstrahlt!
O laß sie immer tönen, mächtiger
Als die Gewalt der Zeit! Dich schrecke nicht
Der ew'ge Winter, nicht der Sonne Pfeil:
Sey du der Wahrheit Schutz und Priesterin,
Bis endlich die betrognen Menschen hören!
Entwöhne sie vom feilen Dienst des Golds,
Sag ihnen, Armuth könne sich gar gut
Mit Glück gesellen; Reichthum gebe Glanz,
Nicht Stärke, und das Reich nur stehe fest,
Wie ew'ge Felsen in dem Ocean,
Das sich durch inn're Lebenskraft bewegt.

Bilder.

I.
Mariens Opfer.

So ernſt tritt die Jungfrau zum Altar,
In ihrer Eltern Schutzgeleite;
Es hält die Hand ein frommer Tempelgreis,
Die Unſchuld wandelt ihr zur Seite.

Der Unmuth trübe Wolke hing
Noch nie um dieſe Augenlieder:
Rein, wie ſie es von der Natur empfing,
Bringt ſie ihr Herz dem Schöpfer wieder.

Die Lippe ſpricht kein fromm Wort,
Ihr ganz Gebet iſt eine Bitte:
Denn blickt ſie zum Himmel, als ob dort
Von oben ihre Heimath wäre.

II.

Die Erſcheinung bei den Hirten.

Da, welch ein ſchönes, fremdes Licht,
Das durch die Nacht mit Purpurſtrahlen bricht!
Hochfreudig ſchwebt ein Chor von Engeln nieder,
Von ihren Lippen ſtrömen ſüße Lieder.

Der Himmel ſcheinet aufgethan:
Des Feldes Hirten ſehn das Wunder an;
Es weht um ſie ein Hauch von Edens Düften,
Und Friede! Friede! tönt es in den Lüften.

„Es herrſche Friede nah und fern,
Denn aufgegangen iſt ein neuer Stern,
Vor welchem ſich die Engel ſelber neigen —
Dort jenen Stall wird euch das Wunder zeigen.“

III.

Die Geburt.

Schon bei dem Eintritt in das Leben
Ist er von Noth und Dürftigkeit umgeben;
Ein dunkler Stall sein erster Aufenthalt,
Sein Bett von Stroh, und ach! die Nacht so kalt!

Die Mutter drückt mit süßen Sorgen
Ihn an die Brust; — die Mitternacht wird Morgen,
Es leuchtet auf des Knaben Angesicht
Den Kommenden ein überirdisch Licht.

Die hirten neben Ach- und schauen
Das Wunder an mit ehrfurchtsvollem Grauen;
Der Knabe lächelt — o vertraut mir,
Denn nur um euretwillen bin ich hier.

IV.

Die Mutter mit dem Kinde.

Wer iſt das Weib, ſo hehr und mild,
Dort in des alten Palmbaums Schatten,
In deren Weſen ſich Jungfrau und Mutter gatten?
Auf ihrem Schoos ihr und der Liebe Bild,

Ein Knab', in deſſen Angeſicht
Ein überirdiſch Etwas ſtrahlet,
Das keine Sprache nennt, und Raphael nur mahlet?
Ihr Fremdlinge gehört der Erde nicht!

Beglückter Knabe, welcher ſich
An dieſen keuſchen Buſen ſchmieget!
Beglückte Mutter, die mit Lieb und Andacht dich,
O Gotteskind, in ihren Armen wieget!

V.

Die Kreuzigung.

Die Sonn' erlischt, ein Hochgewitter schwebt
Dort furchtbar auf die Schädelstätte nieder!
Die Gräber öffnen sich, indem die Erde bebt,
Die Todten kehren in das Leben wieder.

Weh über euch und eure Kinder, ihr,
Die ihr mit Hohn den Heiligen gerichtet!
Ihr Mütter, eilet mit den Säuglingen vor hier,
Eh Gottes Hand den Frevelort vernichtet.

Flieht, eh das Schwerdt der Todesengel blinkt,
Die euer Volk dem Untergange weihen!
Doch er, der izt am Kreuz den Kelch der Leiden trinkt,
Kann, selbst im Weh des Todes, nur verzeihen.

VI.

Die Weiber beim Grabe.

Trocknet eure Thränen ab,
Sucht ihn nicht im Felsengrab,
Euren Meister, der euch Wahrheit lehrte,
Und dann zu dem Himmel wiederkehrte.

Wähnet nicht, daß er, der kam,
Und dem Tod den Stachel nahm,
Und der Hölle ihre langen Siege,
In den Armen der Verwesung liege.

Trocknet eure Thränen ab,
Denn ihn fesselte kein Grab,
Und der schöne Tod, den er gestorben,
Hat ein neues Leben euch erworben.

Wird euch jenes Dort einſt Hier,
Dann, ihr Treuen, werdet ihr
Den Verklärten freudig wiederſehen,
Und, was er euch lehrte, ganz verſtehen.

VII.

Das Pfingſtfeſt.

Seht hier des Herren Jünger, die
Das Heil verbreiten, das er uns errungen!
Die Kraft von oben überſtrömet ſie,
Sie reden wunderbar in allen Zungen,

Und ziehn itzt über Meer und Land,
Frohlockend ihm den Menſchen zu verkünden,
Der ſiegreich aus des Grabes Nacht erſtand,
Um Gottes Reich auf Erden zu begründen.

Voll von des Glaubens hohem Muth
Sind ſie bereit, die Hölle zu verriegeln,
Auch werden ſie mit ihrem Herzensblut
Den Bundesbrief des Meiſters froh beſiegeln.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Sie ſchwebt empor, Verklärung im Geſicht,
Befreit von jedem irdiſchen Verlangen.
Dies Herz war ſchon auf dieſer Erde nicht
Von niedriger Begier umfangen.

Du, Selige, gehörſt dem Himmel ſchon.
Von Engeln in des Vaters Haus geleitet,
Nimmſt du Platz als Königin vom Thron,
Den neben ſich der Mittler dir bereitet.

Die Jünger ſehn verwundernd um dein Grab,
Und ſehn empor und wünſchen nachzuſchweben.
Der fremde Glanz ſtrömt auch auf ſie herab,
Und Vorgefühl vom neuen beſſern Leben.

Bekräftigt iſt des Sohnes Macht an dir,
Du Reine, aus den Sterblichen erleſen.
Der Leib, der ihn getragen, ſollte hier
Im Grabe nicht gleich andern Staub verweſen.

IX.

Das Weltgericht.

Die Erd' erbebt in bangen Ungewittern,
Des Menschen Sohn kömmt zum Gericht!
Der Himmel und des Abgrunds Tiefe zittern,
Und Heilige verhüllen das Gesicht.

Die Mutter fleht den Sohn noch um Erbarmen,
Doch des Erbarmens Zeit ist aus.
Ein Engel öffnet itzt mit starken Armen
Zum letztenmal der Hölle dunkles Haus.

Verdammte wandeln über öde Steppen,
Gerettet von dem Feuermeer,
Und aus geborstnen Grabgewölben schleppen
Sich mühsam menschliche Gerippe her.

Schon wirbelt die Posaun' in Donnertönen,
Und Schrecken geht durch jedes Herz;
Nit kann nicht mehr der Reue Gram versöhnen,
Und ach! das Leben bricht nicht mehr im Schmerz.

Der Todtenrichter sondert die Gerechten
Vom Haufen der Verworfnen ab;
Zum Himmel schweben die zu seiner Rechten,
Der Abgrund schlingt die übrigen hinab.

X.

Johannes in der Wüſte.

Im tiefen Forſte, wo es halb nur tagt,
Sitzt er am Quell, und ſcheinet nachzuſinnen.
Er hat der Welt nicht als ein Thor entſagt,
In ſeiner Seele reift ein groß Beginnen.

Er ſah mit Schmerz die Menſchen ſeiner Zeit,
Entwürdiget, am Schlamm der Erde kleben,
Und barg ſich in der ſtillen Dunkelheit,
Um einſt mit Macht ſie wieder zu erheben.

Zur Nahrung beut der Wald ihm Wurzeln an,
Ein Tigerfell umhüllet ſeine Lenden;
Den Kampf mit ſich begann er als ein Mann,
Den mit der Welt wird er als Held vollenden.

XI.

Der heilige Sebaſtian.

An einem Baume feſtgebunden
Erwartet er den Tod, und ſieht
Mit Ruh empor, obgleich aus zwanzig Wunden
Nun bald ſein Leben flieht.

Die Söldner des Tyrannen ſchicken
Zur That ſich an mit manchem harten Wort,
Vernichtung grinzt aus ihren Blicken —
Des Jünglings Herz ſchlägt ruhig fort.

Zum großen Kampfe vorbereitet,
Iſt nichts mehr, was ihn an die Erde hält.
Er weiß, daß, wer für Wahrheit ſtreitet,
Nur Sieger wird, indem er fällt.

XII.

Magdalena in der Wüſte.

Wer iſt die Büßerin, die hier
Am öden Felſenhange kauert,
Wo im Geſtrüpp die Natter lauert?
Erlag ſie einſt der lüſternen Begier?

Wohl, daß du, von der Wolluſt Flaum
Hinweg, auf Dornen dich gebettet!
Was ewig an den Abgrund kettet,
Iſt nur des Lebens goldbeglänzter Schaum.

Der Unſchuld ſüßen Frieden kann
Die Reue zwar nicht wiedergeben,
Doch die vom Falle ſich erheben,
Nimmt Tugend gern als ihre Kinder an.

XIII.

Die heilige Thereſe.

Nie hat, mit deinem hohen, zarten Sinn,
Das Irdiſche dich angezogen;
Dein Geiſt ſchwebt übern Sternenbogen
Zum Quell der Lieb' und Wonne hin.

Und o! es iſt kein eitler, leerer Wahn,
Womit die Phantaſie dich trüget!
Was unſerm Herzen ganz genüget,
Trifft es nicht auf der Erde an.

Die ſchönre Welt, die liebend dich umgiebt,
Sieht man in deinem Antlitz ſtrahlen,
Und du erblickſt im Reich der Qualen
Nur einen Ort — wo man nicht liebt.

Klage.

Du biſt verſchwunden, goldne Jugendzeit;
Schon fangen meine Locken an zu bleichen!
Ich trete ſchaudernd in die Wirklichkeit,
Indeß von mir die Genien entweichen.

Ach, überall erſchien in der Natur
Mir hiebevor geheimnißvolles Leben;
Ich ſah die Horen auf der Blumenflur
Vorüber mir im leichten Tanze ſchweben;

Und alles war dem warmen Herzen nah,
Die Phantaſie ließ nie den Zeug entſchwinden;
Und wo ich nur ein Menſchen-Antlitz ſah,
Da glaubt' ich einen Menſchen auch zu finden.

Ich ſchloß die Welt in meinem Buſen ein,
Und wie mein Selbſt war ohne Trug mein Glaube.
Doch ach zubald verſchwand der bunte Schein,
Und bittrem Gram ward mein Gemüth zum Raube.

Warum denn täuſcheſt du uns ſo, Natur?
Wir werden in der goldnen Zeit geboren,
Eehn überall Beruf zum Glücke nur,
Und ſchnell iſt auch die kleinſte Spur verloren.

Die Welt in uns iſt nicht de Welt umher,
Entſagen müſſen wir dem ſchönen Bilde,
Es werde auch dem Armen noch ſo ſchwer!
Die Götter fliehn in himmliſche Gefilde,

Und laſſen uns die Mühe zum Geleit;
Die Phantaſie ſchläft auf den wilden Roſen
Der Jugend ein — das Leben wird ein Streit,
Der Sturm erwacht — des Meeres Wellen toſen.

Was treu der Jugend ſchönen Traum blieb,
Entführet der Tod! Das Herz hört auf zu ſchlagen;
Wie mächtig auch der Genius uns trieb,
Am Grabe hält der raſche Siegswagen.

Der Staub, auf den ich tre, war vielleicht
Vor kurzem noch ein mir befreundet Weſen,
Und wenn das Haar der Bäum wieder bleicht,
So heißt es auch von mir: Erde geweſen.

An meine ſterbende Schweſter.

So reichſt auch Du die zitternde Rechte mir
Zum langen Abſchied! Müſſen ſie alle denn
Vor mir zur ſtillen Lethe wandeln,
Welche mich liebten, und in der Blüte

Des Lebens! Ach, dein Frühling war blumenleer,
Und müde legſt Du nieder zum Schlafe Dich!
Er wird Dir leicht ſeyn in der Erde,
Welche die Wunde des Herzens fühlet.

Die Nacht wird dunkler — ängſtlicher bebet ſich
Mein Buſen, wie in dumpfer Gewitterluft;
Und matter wird der Lampe Schimmer:
Horch! und es tönet wie Todesklöcklein!

Was rauſchet durch das Zimmer? o wehe mir!
Es iſt der Bote, welcher Dich rufen ſoll.
O nah' ihr leiſen Schritts, ich flehe,
Daß ſie nicht ſchaudre bei deinem Anblick;

Und ſchließe ſanft ihr brechendes Auge zu.
Streut keine Roſen, Mädchen, auf ihren Sarg!
Nur eine Trauerweide flüſtre
Ueber der Dulderin ſtillem Hügel.

Beruhigung.

Umsonst, Verläumdung, suchst du mich
Mit deinem Gifte zu besprützen!
Sieh, festen Muths erwart' ich dich;
Der Schild der Wahrheit muß mich schützen.

Du tastest meine Meinung an:
Ich zeige ruhig dir mein Leben!
Nie werde ich der Feiten Wahn
Das Theuerste zum Opfer geben.

Nur eines macht des Menschen Werth,
Und wohl dem, der dies ausgefunden!
Das, was die Schule träumt und lehrt,
Verändert sich im Lauf der Stunden.

Wie stolz der Wahn sein Haupt erhebt,
Er kann die Welt nicht stets bethören.
Was der Natur entgegen strebt,
Nu; sich am Ende selbst zerstören.

Es höhneten einst Neid und Trug
Dich Socrates noch auf der Bahre;
Doch glänzend steht dein Aschenkrug
Jetzt auf der Wahrheit Hochaltare.

An die Wahrheit.

Unsterbliche, für die den Lebensbecher
Der Weisen von Hellas Weisen trank,
Um welche ihr und unsrer Freiheit Rächer,
Der edle Gustav auf dem Schlachtfeld sank!

Dich sing' ich dankbar, die Du, mich zu retten,
Einst an der Hand der Blut zu mir kamst,
Und welche Du die langgewogenen Ketten
Der Wahnet, die Du mir vom Arme nahmst.

Du lebest auf einem Parnassus erfolgen,
Und unsre Wege über Terrain gehn;
Wir dürfen nun das eigne Herz befragen,
Den Deine Gelderschwäche zu verstehn.

Wer einmal Deinem schönen Dienst geschworen,
Den macht kein Gold, kein Reiter von Dir ist,
Er nehmt nicht das Marmorhaus dem Thaten,
Und ist in einer Hütte frei und groß.

Die holden Augen klagt es dem Blau,
Das hell verfinstert Wolken bedeckt hat:
Der Sonnenschein im ewiglichen Leben,
Sind sie Dunkel in Herzen finsternis da.

Der kleine Vogel singt nun in Freude klingen,
Er schon singt im Morgenlicht hell,
Das Sonnenlicht es auf den Feldern singen,
Das Morgenrot die Morgenstunde hat.

Du, Himmelslicht, sieh ab deinen ergeben,
Sieh nimm mich auch der Sünde Pfade ab,
Du auch die Welt nur Du mich nur lehren,
Was Recht ist, wenn Dein Sohn Dein mich hat!

Dein Jünglinge auf, die Menschen die erwecken,
Sich selig in die Arme der Natur,
Sich Lieder, wenn Sternenzelt abgeblicken,
Im Feuer Blumen, und Blumen auf der Flur!

Sich sie der Wolke die auch nur so vergeht,
Sich vergeht mein es einen Schatten hat,
Die ist es ja dem Himmel auf mich sagt:
Himmel, mir Gleich so auch die Unsterblich!

[illegible] für meine Oma.

[illegible]

[illegible], [illegible], [illegible],
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible], [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Das Bild des Weisen.

Begleitet, wie in Verlangenheit
Mit einem Freund und einem Kinder lebt,
Und für den hohen Weisen weiß,
Und nicht nach irrem Schatten haschet!

Verträgt ihn auch der Gebrauch
Verlassen hier, er wird ihn wenig bleiben,
Und hofft in den den Tod in Wunsch,
Und selbst an der Flamme wärmen.

Das Gefilde.

Die Welle.

Kein Sternlein blinkt vom Himmelszelte,
Der weiche Schnee lag auf Berg und Thal;
Es rauschte hoher bei alter Eichen Gipfeln.

Ich kam an einen grauen Lattenwall,
Der auf den Gefilde, Hecke an zu gehen,
Da trat er mich an Worte, Blick mich kalt.

Er sey mein Leib zur Jagdlich an zu halten,
Doch bot, an Blicken schalte ich den Thor;
Ich sah an Licht die Sternenlicht erhalten.

Ich sah: „Hier wohnt herrlicher Gebiete
Ich sag: an den heil'ge Quellen suchen.
Er kann ich sollte ein milder Schein;

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der Knabe Jesus

von Peter Cornelius.

Hierher nahm ihren Weg, nicht ohne Müh',
Durch finstre Wälder, über steinigte,
Den Menschen selten nur betretne Pfade
Die Göttliche mit dem geliebten Kinde.

Entstiegen hatten sie den Sohn ihr;
Doch stand die Sonne, und es schmachteten
Die weißen Kräuter in dem Mittagsbrand.
Ein einziger Brunnen war im Thal — es schöpfte
Die Wasser hier die ganze Nachbarschaft.
O Siehe, Mutter mit dem Knaben, sieh!
Siehst du den Löwen mit dem Flammenblick
Vom Walde kommend, in dem Tage Ich?
Doch sie erschreckt der [illegible] Gebiet nicht.
Das arme Thier, es durstet: [illegible]
So leise fühlt das zarte Mutterherz.
Sie steigt hinab zum Brunnen, fasst sich
Den Hirten, der an einer Stange hängt;
Leicht reißt er in die Tiefe, fasst sich
Mit jedem Wasser an, und mühsam zieht
Ihn wieder die Holdselige herauf.
Der Löwe harrt indeß mit Ungeduld;
Die Zunge fließt ihm an dem wachsen Raum.
Mit Licht er auf die Hinterlassen sah.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Liebe.

Es ist der Himmel mit Nacht umgogen,
Doch wandelt die Liebe ihre Bahn,
Es brüllen des Meeres empörte Wogen,
Doch Liebe vertraut dem schwachen Kahn.

Es harrt das Mädchen am Felsgestade,
Wo schwach die Leuchte des Thurmes glimmt,
Und lauschet, ob sie vom Wellenpfade
Die Schläge des Ruders nicht [illegible].

Umsonst! sie hört nur des Meeres Leben;
Nun wird es in ihrer Seel' auch Nacht!
O Mädchen, es wohnt ja noch dort oben
Ein Gott, der aber die Liebe wacht.

Schon ist der Jüngling ans Land gedrungen,
Schon liegt er in der Geliebten Arm;
Sie hält ihn mit süßer Lust umschlungen,
Und fühlt ihn die kalten Kleider warm.

Es sey der Himmel mit Flor umhangen,
Es tobe noch zürnender der Welt!
Sie halten sich fester nur umfangen,
Und außer ihnen ist keine Welt.

Die Liebe bettet am nackten Strande
Den Liebenden wie auf weichem Flaum,
Es drücken sie nicht des Lebens Bande,
Für sie ist das Leben ein schöner Traum.

Mag ihnen das Schicksal alles rauben,
Sie lassen von der Liebe nicht ab,
Und blicken mit Lächeln, in dem Glauben
Sich wiedergestanden, in ihr Grab.

Wenn ihnen nur eine Wüste bliebe,
Sie hätten ein Paradies auch dort,
Und ihnen wäre ohne die Liebe
Der Himmel nur ein Verbannungsort.

Empfindungen eines Karthäusers,

[illegible]

Hier stand sie, hier, die himmlische Gestalt,
Hier sog ich Gram und Lust aus ihrem Blicke!
Schon war mein Herz vom Hauch des Grabes kalt,
Die Lächeln rief ins Leben mich zurücke.

Sie kam und nahm meine Rub' und gieng;
Ich starrt' ihr nach mit ausgestrecktem Keme;
Doch nur ein Traumbild ward, was ich umfing,
Ich blieb allein — allein mit meinem Harme.

Die Erde, die in diesen Mauern wohnt,
Besänftigt nicht den Sturm in meinem Herzen,
Und neben ihm, hört an dem Kruge, stimmt
Der harte Gott der Reue und der Schmerzen.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Vergönnte mir das Schicksal dieses Glück
Nur einen Tag, nur flüchtige Minuten,
Gern tränk ich mit den Tod aus ihrem Blick,
Gern flog ich zu ihr über Eis und Gluten.

Doch hier bin ich allein mit meinem Gram,
Genährt von tiefer, schauerlicher Stille!
Hier, wo der Mensch dem Menschen alles nahm,
Hier hört mich nur um Mitternacht die Grille.

Das eiserne Gesetz des Wahnes schloß
Das Mitleid aus aus diesen bangen Mauern:
Hier, wo noch nie der liebe Thräne floß,
Hier darf auch nicht einmal die Freundschaft
dauern.

Das zufriedene Mädchen.

Wem das Glück nicht viel gegeben,
Dem ersetzt es die Natur;
Sieh, wie auf der kleinsten Flur
Bienen unter Blumen schweben!

Hör ihn nicht im Halse summen?
Seh ich nicht den Abendglanz?
Sieht nicht auch zum Frühlingstanz
Mit der Hügel seine Blumen?

Kann ich nicht auch neues leben,
Wenn der lange Kranz sich naht?
Nicht nicht eine schöne Thal
Hätte meine Blick sich heben?

Ist das Schöne und das Gute
Nicht auch schon und gut für mich?
Gutter, o erhaltet mich
Immer von der [illegible] Flucht.

An die Liebe.

[illegible]

O du, die auf Pantoffel Schachtel
Mit Schmiedel, Gicht und Zimmerachs kam,
Doch jetzt ich singen, die ein Achtel
Von meinem Bischen haben schon mir nahm?

Ey's, daß der große Sanft Kristoffel
Enger wie der die Engel streicht,
Ja selbst der Mann, der den Pantoffel
Und lesen legt, manchmal wie die erbleicht!

Da mir mich Bauer fruchtlos klopfen,
Und schlagen er auch durch Schlüsselloch,
Und rauhe sich um mich wie Zopfen,
Mich beugt er nicht in sein allmächtig Joch.

Wer aus dem Sturme sich gerettet,
Der flieht von weitem den Orkan,
Und beim Syrenenliede kettet
Der Weise sich fest an den Mastbaum an.

Ich bleibe bei Minervens Eule,
Wenn Herkules am Rocken sitzt,
Indeß aus seiner Eichen-Keule
Gott Cyprinor sich lachend Pfeife schnitzt.

O gegen dieses Knaben Bolzen
Schützt eine Holzart und fürhaß,
Und öfter biegt man vor dem Stolzen
Am besten sich vor einem vollen Faß.

So ei ich ruhig meine Schoten,
Die mir kein Kinderspiel versalzt,
Und schieße, Bruder Flacht zu spotten,
Den Boethahn, indem er eben balzt.

Die Rache.

Der Frühling lockt Chlorinden
Ins Freie, wo die Bäume
Beschneit von Blüthen stehen.
Sie kommt an eine Hecke,
Wo ein beschneidnes Veilchen
Den süßen Duft verbreitet,
Und bückt sich, es zu suchen,
Doch über sie schnell betroffen
Zurück — ein kleiner Knabe,
Geschlossen und geflügelt,
Liegt sorglos in dem Grase,
Vom holden Schlaf gefesselt.

Chlorinde sieht nicht lange;
Der Schläfer ist am Bogen
Und an den Pfeilen sonstlich.

Die ihm zur Seite liegen.
Ha, treffen wir uns endlich,
Freund Amor? sagt das Mädchen;
Wir haben mit einander
Ein Hühnchen noch zu rflücken;
Du sollst mir in der Folge
Kein Seelchen mehr verwunden,
Nicht einmal einen Sperling.
Mit diesen Worten nimmt sie
Den Bogen, und versucht es,
Die Sehne zu zerreißen.

Der kleine Gott erwacht ihr,
Und blingt dem Mädchen schelmisch
In seine blauen Augen.
Zerbrich den Bogen immer,
Mir ist er nichts mehr nütze,
Ein Blick aus deinen Augen
Trifft sicherer die Herzen,
Als zwanzig meiner Pfeile.

So spricht der Schalk; weich Mädchen
Muß eine solche Rede
Nicht ganz und gar befürst'gen?

Nimm nur dein Spielzeug wieder,
Erwiedert ihm Chlorinde,
Sonst meinst du noch, und Thränen
Kann ich durchaus nicht sehen.

Lied.

Zu kurz sind diese Erdentage,
Zu bald verrinnt der Tropfe Zeit!
O glücklich, wer ihn unberent
Verrinnen sieht, durch keine Klage
Des Lebens Lenz entweiht.

Die Freude beut auf allen Wegen
Und ihren frischen Blumenkranz:
Ihr lacht sie und im Abendglanz
Auf der beblümten Flur entgegen,
Und ist im Reihentanz.

Sie sitzt mit und am frohen Mahle,
Und giebt und bezahlen Genuß;
Ihr Lächeln schenkt den Liebestrauß;
Sie schmückt mit Rosen die Pokale,
Und würzet Spiel und Kuß.

Auf alle Menschen blickt sie nieder;
Oft ist der Nasen ihr Altar,
Da kränzet sie der Hirtin Haar,
Und stimmt in Philomelens Lieder,
Und girrt im Täubchenpaar.

Nur flieht sie glänzende Palläste:
Da herrschen Zwang und Ueberdruß,
Da darbt man mitten im Genuß;
Die Etikette ruft zum Feste,
Die Mode giebt den Kuß.

Doch mir uns weilt sie gern, ihr Brüder!
Gerad und frei ist unser Herz;
Wir hähnen nicht des Bruders Schmerz:
Die Weisheit ehren unsre Lieder,
Sie lebet uns Spiel und Scherz.

Du, Freude, weilst wir unser Leben,
Doch ehret unser Rundgesang,
Du tönst unser Becherklang,
Und wirst die Nacht hernieder schweben,
Du unser Grabgesang.

Frauenlob.

Was macht des Weibes eignen Werth?
Was ist, warum der Mann sie ehrt,
Auf immer sich an Eine bindet,
Und seinen Himmel in ihr findet?

Ist es der leichte, stolze Gang?
Der Stimme süßer Kontrastlang?
Das frische Jugendroth der Wangen?
Der Augen schüchternes Verlangen?

Dies macht dem Mann das Herz nicht weit!
Was Jugend schenkt, das nimmt die Zeit;
Nur was die Charitinen geben,
Bleibt unvergänglich durch das Leben.

Die Anmuth zieht den Jüngling an,
Und fesselt selbst den starken Mann;
Sie weiß auch über Kleinigkeiten
Ihr heißes Etwas zu verbreiten.

Und mehr ist Schaam noch, die den Werth
Der Liebe durch Verzögern mehrt,
Und in der jüngsten Huldin Schleier
Wacht über Aphroditens Feuer.

Und jener sanfte, zarte Sinn,
Der die Natur dem Weib verlieh'n,
Des Mannes heiße Stirn zu kühlen,
Und Dornen ihm zu Flaum zu wühlen;

Und wenn er Felsenlasten trägt,
Und seine Brust von Unmuth schlägt,
Ihn wieder über sich zu heben,
Ihm Frieden mit sich selbst zu geben;

Und jener Muth, auf den sogar
Sich Männer stützen in Gefahr —
Sie lächelt mit der Todeswunde,
Kein Schmerz ist auf dem starken Munde.

Dies macht des Weibes eignen Werth,
Dies ist's, warum der Mann sie ehrt,
Sich ewig fest an Eine bindet,
Und seinen Himmel in ihr findet.

Jupiters Erziehung.

Von Carl Cignani.

Wer ist das holde süße Kind?
Ihm dient die Blumenflur zur Wiege,
Ihm fächelt sanft ein leiser Abendwind,
Ihm singt, o Wunder! eine Ziege.

Die Nymphen lassen ihn zur Ruh,
Und Frauen mit der Hirtenflöte.
In welcher Brust, o sprich! erblickst du
Dem erstaunt die junge Morgenröthe?

Vor diesen Knaben Feuerblick
Wird entsetzt der Olymp erbeben.
Ihm, glaubt es, wird das ewige Geschick
In seine Hand das Haus der Menschen geben.

Die Ziege, die ihn fängt, wird dann
Unsterblichkeit zum Lohne krägen.
Hellleuchtend wird sie auf der Sternenbahn
Als Pflegerin des Göttervaters glänzen.

Lebenswerth.

1794.

Ja, wunderschön ist Gottes Erde doch
Mit ihren Bergen, See'n und Blumenhügeln,
Und oft ergreift der Knabenwunsch auch noch,
Zu schweben drüber hin mit Phiretflügeln;

Zu weilen an dem unbegrünzten Meer,
Wo noch, wie eh' das Chaos sich gestaltet,
Der Geist des Ewigen, so hin und hehr,
Im Weltgeschäfte auf den Planet waltet;

Und in den Raum, wo am Zeitalter
Durch Lebt Geschoß des Zwingherrn Blut ge-
flossen,
Wo noch die Freiheit in der Hirten Haar
Die Blumen flicht, die seinem Grab entsprossen;

Wo die Natur mit schöpferischer Hand
Das Schöne zu dem Schrecklichen gereiset,
Und neben der beschneiten Felsenwand
Ein Wiesenthal mit Blumen überstreuet;

Schön ist das Leben, Freuden mancherlei
Blühn allenthalben auf des Menschen Wegen;
Und tönt des Haines kunstlose Melodei,
Und reift des Herbstes und der Erndte Segen.

Und Liebe du, die aus der goldnen Zeit
Allein noch blieb, als alle Götter schieden,
Du scheuchst des schwarzen Grams Vergessenheit,
Und neue Lust und Kraft dem Lebensmüden.

Süß ist das Leben, selbst dem Armen süß,
Den nur noch Hoffnung und Erinnerung leben,
Und o wer wäre, der es gern verließ,
In Jugendkraft und bei des Glückes Gaben?

Doch wehe, wer mit feigem Ellenbaum
Euch binden läßt von seiner Tausend Ketten,
Wem Muth gebracht, für edleren Gewinn
Den schwarzen Kahn freiwillig zu betreten.

Herr, was sein wärmstes Gehnen füllen kann, ...
Der Zufalls Hände allet, allet geben!
Da lächelst, Reicher? Armer, armer Mann,
Der nichts besitzt, ihm theurer, als das Leben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Liebesklage.

In Liebe heißt mein armes Herz,
Mädle lieblich meines Herzens!
Es schlägt bei Dir als seine Stütze,
Es ruhet sanftest Trauern.
Der Freundschaft Band
Umwob um die Gefühlsgewalt.

Schaut hier Blum auf meinem Herz,
Dem Morgenthau getränket,
Der Hoffnung hat es Leben hier,
Durch Dich ist Ruh entwichen!
Ach Freundschaft kommt hier her.

[illegible]

[illegible]

Lettisches Volkslied.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] and to [illegible], he and to this couple,
  Our English has to Portugal also chose,
But, and to one nothing will take,
  Some wish, the King to Scotland, perhaps.

Some that shall, if Good hath his State,
  His Son have home with Queen Isabel!
But to and give, but this to another,
  And unless Wife my to be together.

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Nach Confirmirt.

Ist es mir keine Klage, Freund,
Entfernt du (ernstre Klage auf keiner Stund,
Seit jetzo kenn Gitten auf.
Denn glaub ich Gnaden nicht, die gemeinlich, leicht,
Es will es mangen schwer sein.
Es hat der Christen die selige Ehr erwählt,
Und Verfolgung des Kreuz gezeit;
Drum sag es mangen keinen gänzlichen Fall
Die Leidgefährtschaften Ehrgeiz hat.
Dem Kinn gleiche allen die Ehrey Ist,
Ist keiner innen Seiten Stätt,
Ist meinen Leidig Gitten in Trauergen
muß Gedrängt ist in Freude sein.
Es hat ist Gnaden, wichtet es Christen sagt
In Nöthgeiten schlagen;
Drinnen Kreuz, es gehen ins Ehrg gehen,
Auch ins Kreuz in Ehren.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der wir in Deutschland Glückes [illegible] o [illegible]
Ich hab Gefühl nicht an gefühl'ne Lust,
Bei Reim [illegible] nur ein in Verbindung,
Bei Lieben nicht mit der Eine Lust.

Und nicht Gefühl [illegible] nur ein neues Leben,
Von Heiligkeit und Innigkeit [illegible] entbrannt;
Nicht Kunst und Wissen [illegible] schaffen,
Ein Herz ein [illegible] und Seelenlust kennt.

Parabeln und Apologen.

Kleine Dichtungen.

Das Prachtheim.

[illegible]

Die Ref.

Die Gattin des Lords wandte sich an den Diener und befahl, ihr ein Glas Wasser zu bringen.

Ich will sie pflegen, sagte die Gattin zu Clarke, denn es muß ihr ein Unglück zugestoßen sein, denn es geht keine Dame allein spazieren, und dann dürfen wir uns nicht weigern.

Der Gefragte ging und kam mit Wasser und Cognac zurück. Die junge Dame trank die Hälfte und gab dann das Glas zurück. Dann sah sie mit großen dankbaren Augen auf die Lords, entfernte die gelben Blumen noch mehr, stand auf, verbeugte sich und wollte fortgehen.

Das Verschwundene

Wie gut ist es, daß Gerda so plötzlich auf die Besinnung, und den richtigen Weg der Gedanken

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Künſtler.

Ein Künſtler trug mit frohem Sinn
Sein neuſtes Werk zum Salon hin,
Und dachte: Nun, des Ruhmes Zoll
Entgeht mir diesmal ſchwerlich wohl;
Denn auf die Leinwand ſchrieb ich ja,
Was ich in meinem Innern ſah,
Nicht, wie's in dieſer Alltagswelt
Erbärmlich ſich vor Augen ſtellt.

Die Kenner kamen groß und klein,
Und nahmen keck in Augenſchein,
Was auf der Leinwand ſich erhob;
Doch unſerm Künſtler ward kein Lob.
Echt, rief man, dieſes Bild! Fürwahr,
Es iſt ja wie der Tag ſo klar,
Nichts genialiſch angeweht,

Die Farbe hell, als wie von heut,
Wo bliebe da der ſchöne Wahn?
Es regt das Gemüth nicht an!
Der Künſtler trägt ſein Bild nach Haus,
Und pinſelt alle Formen aus,
Daß kaum ein Menſchenangeſicht
Noch auf der Leinwand kenntlich iſt.
Dann ſtellt er's wieder in den Saal,
Die Kenner kommen allzumahl,
Stehn ſprachlos vor dem Meiſterſtück,
Und ſaugens ein mit Blick und Blick.
Beim Teut! ruft aus der ganze Chor,
Das bringt nicht jeder Tag hervor!
In dieſer ſchönen Dunkelheit
Wird einem das Gemüth ſo weit!
Wie ungemein, wie kühn und frei,
So was ergreift die Phantaſei.
Soll was vor'm innern Auge ſtehn,
So muß das äußre gar nichts ſehn.

Die Menſchenopferer.

Als Cortes nach den Auden zog,
Ein Volk von Wilden zu bekehren,
Und wenn es dann die Kniee gläubig bog,
Sammt ſeiner Haab' es aufzuzehren,
Um ihn den Himmel früher zu beſcheren:
Gerieth einſt eine kleine Schaar
Von ſeinem Heer zu einem Opferfeſte;
Die Wilden tanzten um den Blutaltar,
Bis ein Gefangener geſchlachtet war;
Entſetzen faßt die ungebetnen Gäſte;
Ihr Führer ruft mit hochgeſträubtem Haar:
Ha! dieſe Unholde verachten
Natur und Menſchlichkeit, und bringen gar
Den falſchen Göttern Menſchenopfer dar:
Auf! laßt uns ſie dem Zorn des wahren Gottes
ſchlachten!

Der Bär.

Einſt kam ein Bär von einem Honigſchmauſe,
Den ihm der Bruder einer gab,
Zurück in ſeine Felſenklauſe,
Und legte ſich aufs Fell: da fiel ein Stein herab,
Und traf ihn unſanft auf die Ohren.
Was fährt empor. — Ha, Tod ſey dir geſchworen,
Der du mir dieſen Spuk gethan,
Ruft er, und ſteigt den Fels hinan;
Doch alle Mühe iſt verloren:
Er trifft nicht eine Spur vom Thäter an.
Verdammter Fels, du haſt es ſelbſt gethan,
Fährt er mit Brummen fort, und ſchlägt mit ſeinen Tatzen
Den Fels, doch der fühlt nichts davon.
Weh, ſchreit der Bär, und fängt ſich an zu krehen,

Itzt hab ich noch den Schmerz zum Hohn.
Wer hieß mich aber auch den harten Klumpen
schlagen!
Man soll sich nie an einen Stärkern wagen.

Der Hänfling und die Schnecke.

Ein Hänfling ſah einſt eine Schnecke,
Die auf dem Wipfel eines Baumes ſaß,
Und die zurückgelegte Strecke,
Sich blähend, mit den kleinen Augen maß;
Der Hänfling fragte: ſag mir doch,
Wie kamſt du da hinauf? — „Ich kroch.“

Der junge Held.

Ein Sohn des wackern Sylvin,
Dem Schwerdt und Lanze Spielwerk waren,
Bat einſt den Vater: laß mich ziehn
Mit deinen ſieggewohnten Schaaren,
Und löſchen meinen Thatendrang;
Es tobt in meiner Bruſt ein Feuer,
Und nagt an meinem Leben, wie ein Geyer,
Und zehrt mich auf bei längerm Müſſiggang:
Darum vergonn', um was ich dich beſchwöre!
Der Vater nimmt den Jüngling bei der Hand:
O beſſer, daß das Feuer dich verzehre,
Als ſteckteſt du damit die Welt in Brand.

Der Wolf und die Gans.

Hoch auf des Kapitoles Spitze
Saß eine Gans, und rief voll Unmuths aus: fürwahr,
Der Mensch iſt ungerecht! des Feindes wilde Schaar
Trieb unſer Muth von dieſem Götterſitze;
Nyt ſieht man uns nur mit Verachtung an.
Dies hört ein Wolf, der auf der Lauer
Im Dickigt lag, und ſagt: wir haben mehr gethan,
Wir rotteten und ſäugten Roms Erbauer,
Doch dichtet uns der Menſch in ſtolzem Wahn
Die Grauſamkeit, die ihm entehret, an.
Schon will die Gans ihm Beifall rufen,
Da fliegt ein Adler auf ſie zu.
Sie birgt ſich ſchreiend hinter Marmorſtufen;
Der Wolf erſieht im gleichen Nu
Ein Lämmchen, und mit mut-erfülltem Blicke
Erhaſcht er es, und bricht ihm das Genicke.

Die Schatten.

Es langten in derselben Stunde
Sechs Abgeschiedne vor dem Himmelspförtchen an;
Sankt Peter kommt mit seinem Schlüsselbunde:
„Sprecht, welchem Glauben seyd ihr zugethan?“
Der erste sagt: Ich bin ein Muselmann.

Sk. Peter.

Herein, mein Lieber! dort zur Linken
Kannst du Sorbet mit dem Propheten trinken.

Der Zweite.

Ich bin ein Jude.

Sk. Peter.

Auch willkommen hier!
Zur Rechten dort ist Abrahams Quartier. —
Und du, der du so finstre Blicke
Auf den Hebräer wirfst?

Der Dritte.

Ich bin ein Christ
Nach Luthers Lehre.

St. Peter.

Wenn du's ohne Tücke,
Mit reinem Sinn und Wandel bist,
So geh nach jenem Tempel, wo die Deinen
Um ihren Lehrer sich vereinen.

Der Vierte.

Ein Quäker, Freund!

St. Peter.

Auch gut!
Hier geht man mit und ohne Hut.
Dort, wo im Hain die kleinen Hütten rauchen,
Kannst du mit Penn dein Pfeifchen schmauchen.

Der Fünfte.

Ich bin, Dank sey es dem Geschick!
Ein guter, treuer Katholik!
Doch wunderts mich, hier Jud und Türk zu sehen!

St. Peter.

Du magst zu deines Gleichen gehen:
In jener Kirche singen sie —
Bei uns gilt jede Psalmodie.

Doch hier iſt ja der Pilgrimme noch einer!
Von welcher Kirche?

Der Sechste.

Ich? von keiner.

St. Peter.

Von keiner? Wie, du hätteſt nichts geglaubt?

Der Sechste.

Ich glaubte, was der Tod dem Menſchen raubt,
Sey nur ſein ſchlechtrer Theil, daß ihm der beſſre bleibe,
Und Gott kein Spiel mit Menſchen treibe.

St. Peter.

Von keiner Kirche? Nun wohlan,
Dein Plätzchen iſt bei jedem Biedermann.

Diogenes und sein Nachahmer.

O folgten doch die Menschen dir,
Freund Diogen! Ich lobe mir
Das Philosophenleben in der Tonne:
Steht uns nur niemand in der Sonne.
Der Bettler ist der reichste Mann,
Wenn er, wie du, entbehren kann.
Nur du allein gehst auf der rechten Bahn.
So sprach zum Diogen, der eben
Vor seinem Schneckenhäuschen saß,
Und wohlgemuth Holzäpfel aß,
Wie's Weisen ziemt, die für das Weltall leben,
Nicht säen, und keinen Zehnten geben,
Ein Stutzer, der, weil er sonst nichts besaß,
Sich kürzlich der Philosophie ergeben.
Mein Freund, entgegnet Diogen,
Du scheinst das Ding noch nicht recht zu verstehn,
Wenn die Athener sich in Tonnen steckten,

Und so, wie ich, mit Lumpen deckten,
So sollte man mich bald bei Hofe sehn,
Und buntgewirkte Kleider tragen.
Ein Philosoph, das laß dir sagen,
Muß nie auf der gemeinen Straße gehn.

Die Zwiebelsuppe.

Ein armes Bäuerlein, dem die
Natur, die auch Philosophie,
Zwar nicht nach Kant und Fichte, lehret,
Ein Stückchen Hausphilosophie
Vom Nachlaß Epictets bescheret,
Fuhr einst mit Zwiebeln nach der Stadt,
Und kürzte sich die kleine Reise
Mit einem Lied nach alter Weise.
Doch ach, wer einmahl Unglück hat,
Dem hängt es immer auf dem Rücken,
Und nur dem Thoren folgts auf Krücken,
Wie mancher Geck den Musen nach.
Der Karren kommt durch einen Bach,
Das Unglück setzt sich drauf und krach!
Da schwimmt er hin, und um ihn her
Die Zwiebeln, wie im Aethermeer
Die Sterne unzählbar sich drehen.

Das Bäuerlein bleibt ruhig ſtehen,
Und ruft mit heiterm Angeſicht:
Nein, all mein Tage hab ich nicht
Solch eine Zwiebelſupp' geſehen!

Epigramme und Scherzgedichte.

An Ceres.

Nimm, o Ceres, den Kranz von falben Aehren gewunden,
Welchen dir Pylas weiht, heiliger Sitte getreu.
Sey, o Göttin, auch ferner ihm hold, wenn er wieder der Furche
Goldenen Saamen vertraut, wie du die Väter gelehrt.
Hoffend pflanzet der Mensch, und hoffend schaut er zum Himmel,
Aber fröhliches Blühn müssen die Götter verleihn.

Neueſte äſthetiſche Urtheile.

1.

All das helleniſche Volk — es waren erbärmliche Wichte,
Ich, Ich ſag' es, und Ich hab' es auch jetzo geſagt.

2.

Kunſt auch übten die Griechen, doch ihre geprieſenen Götter
Waren Marmor! als Gips hab' ich ſie ſelber geſehn.

3.

Eins doch lob ich an Schiller, an dem ſonſt wenig zu loben,
Daß er in Stammbuchnoth kleine Gedanken uns borgt.

rreggio's Magdalene in der Wüſte.

Dreimal Selige, die willig duldet,
Zwiſchen Felſen öd' und graus!
Was die alte Liebe einſt verſchuldet
Söhnt die neue Liebe wieder aus.

Die ſpäte Ehe.

Der alte Harvag führt ein junges Weib nach Haus,
e Strafe kommt oft ſpät, doch niemals bleibt ſie
aus.

Nach Prior.

Morill, der von der Schreibſucht nie genaß,
Starb an den Krebſen unſrer Büchermeſſen.
Gott mög' auch dort die Sünden ihm vergeſſen,
Wie man ſie chriſtlich hier vergaß.

Grabſchrift.

Zwei Menſchen liegen hier, die Wunder unſrer Zeit,
Und würdig der Unſterblichkeit.
Der Eine ſtarb in Durftigkeit als Richter,
Der Andere reich als Dichter.

[illegible]

Jucunde iſt's, für die Damöt itzt glimmt,
Mir kommt er treulos ſeine Schwüre brechen!
O Cyprivor, um mich zu rächen,
Mach, daß er ſie zum Weibe nimmt.

Die Bäume

Ehmals war ich ein grünend Holz im Walde,
Liebend ſangen auf meinen Zweigen Vögel.
Treulich tön' ich itzt wieder, was ich hörte.

Nach Gebet.

Dies iſt zwar, ein Mann von göttlichem Genie,
In Knauſerei, wie Keiner noch, erfahren;
Um etwas Dinte zu erſparen,
Macht er kein Tüpfelchen aufs i.

Der Diebſtahl.

Ich bin beſtohlen! — „Ich beklage dich.“
Mein Manuſcript! — „Ach, Dieb, du dauerſt mich.“

Nach Owen.

Menſchen, ihr tadelt das Glück mit Unrecht, denn es iſt weiſe.
Reichen geſellet es Furcht, Hoffnung dem Dürftigen zu.

Guter Rath.

Wer ſchon geliebt, der liebe wieder,
Wer nie geliebt, der liebe heute ſchon,
Denn Chronos kommt, und nimmt auf ſein Gefieder
Den Liebesgott, und eilt mit ihm davon.

An Naiden.

Heurathen ſoll ich dich, Naide,
Syrich, biſt du denn ſchon meiner Liebe müde?

Unſer Prediger.

Wenn ich am Sterben bin, ſoll er mein Tröſter ſeyn,
Denn wer ihn hört, der ſchläft gar ruhig ein.

Grabſchrift.

Mein Emil ſchlummert hier, es gab
Das Schickſal ihm zur Wiege dieſes Grab.

An einen Amtmann und Dichter.

Den Meiſter hat Apoll in dir gefunden,
In einem Stück thuſt du's ihm weit zuvor:
Der Dichtergott hat einen nur geſchunden,
Du zogſt ſchon Hunderten die Felle übers Ohr.

Der Menſch und die Menſchen.

Timon.

Die Menſchen ſind der Erde ſchlimmſte Brut,
So waren ſie ſchon vor dreitauſend Jahren,
So ſind ſie noch, du haſt es auch erfahren.

J. J. Rouſſau.

Die Menſchen taugen nichts, allein der Menſch iſt gut.

Die Thränen.

Nimmer ertrüge der Menſch den Schmerz,
und nimmer die Freude,
Hätte nicht beiden ein Gott freundlich die Thräne geſellt.

Bav.

Ein Wolf im Schafpelz wäre Bav?
Nein, er iſt durch und durch ein wahres Schaf.

An eine Sängerin.

Dein Lied erweckt uns ſüße Liebespein,
Doch ſchläfert ſie gar bald dein Antlitz wieder ein.

An *.

Undeutsch ist dein Geschreib, mein Lieber? schreib Latein,
Gleich wirst du anerkannt als ächter Deutscher seyn.

Denkspruch.

Nichts Großes kommt aus bloßem Sturm und Drang:
Zum Himmel fliegt man nicht mit nachgemachten Schwingen;
Wems nicht sein Genius schon bei der Wiege sang,
Der wird es höchstens nur zum Abentheurer bringen.

Was ist die Liebe.

An Chloen.

Sie ist ein Kind, und doch mein Meister,
Beugt Könige und Hirten unter sich,
Gleicht dir an Bildung, fühlt wie ich,
Und ist vielleicht nur etwas dreister.

Melamp.

Melamp ist klein an Witz und Muth,
Sein Körperchen gleicht einer Gurke;
Ein wahrer Mann aus Lilliput,
Und klein ist alles, was er thut,
Nur ist er, ach! ein großer Schurke.

An Strephon.

Daß Chloe dir verliebte Blicke giebt,
Dies macht mir wahrlich keine trübe Stunde;
Ich bin gewiß, daß sie — nach ihrem Hunde —
Mich doch am meisten liebt.

An einen Künstler.

Du lernteſt, Freund! aus weichem Thon,
Dem Töpfer gleich, Geſtalten kneten.
Leicht iſt das Rad der Kunſt zu treten;
Doch, willſt du mehr als Zeitungslohn,
So mußt du dich zum Himmel wagen:
Nur Himmelsgluth beſeelt den Erdenſtaub!
Und haſt du Muth zu ſolchem Raub?
Und kannſt du Feu'r in bloßen Händen tragen?

An Lyda.

Du fürchteſt, Amor möchte dir entſchwinden,
Weil Zeus ihm Fittige verlieh?
O lerne von den Grazien ihn binden,
Denn dieſe Kunſt verſtehen ſie.

Eine Hand wäſcht die andre.

Crispin, der Arzt, kam beim Cocytus an,
Und rief den Alten mit dem Kahn:
He, zaudre nicht, hinüber mich zu fahren,
Ich zahle gern für ihrer zwei.
Das Geld, verſetzt der Fährmann, könnt ihr ſparen,
Denn unſre Freunde ſind hier frei.

Crebillon und sein Freund.

Der Freund.

Ich seh dich selten, oder nie,
Daß nicht ein Schwarm von Hunden mit dir renne:
Das ist wohl so ein Stückchen vom Genie?

Crebillon.

Das ist, mein Freund! weil ich die Menschen kenne.

Der Unterſchied.

Ein Freund des Weins verließ mit ſchwerem Kopf
Die Schenke, um nach Hauſe ſich zu tragen;
Doch geht er kaum zwei Schritte, ſo verſagen
Die Füße ihm den Dienſt — da liegt der volle Topf!
Sein treuer Nachbar ſieht ihn ſinken,
Und eilt, dem Armen beizuſtehn:
He, Maz, du kannſt ja nicht mehr ſtehn,
Du thateſt unrecht, ſo zu trinken!
Nein, lallte Maz, ich that nur unrecht, wegzugehn.

Der unglückliche Liebhaber.

Dreimahl verliebt ich mich in meinem Leben,
Doch hat die Liebe mir nur Gram
Statt des gehofften Glücks gegeben!
Die erste der Geliebten nahm
Ein Kloster mir, dem sie die Habsucht weihte;
Der Knochenmann nahm mir die zweite;
Die dritte, und dies macht so früh mich grau!
Nahm mir die Ehe, — sie ist meine Frau.

Grabſchrift der 300 Spartaner.

Tod oder Freiheit ſuchten wir,
Und fanden beides hier.

Auf einen tragiſchen Schauſpieler.

Du Held im Trauerſpiel entlockſt uns immer Thränen,
Wir mögen über dich nun lachen oder gähnen.

An einen Künſtler.

Iſt es die Stimme deines Genius,
Die dich, im leichten Schifflein deutſcher Kunſt
Das Meer des Lebens zu befahren, treibt,
So faſſe Muth, und folg' ihm als ein Mann.
Doch wehe, Freund! wenn du vor Stürmen bangſt!
Und wenn du gar um niedrigen Gewinn
Den ſtillen Frieden deiner Tage wagſt.
Was du erwirbſt, lohnt ſchwerlich der Gefahr.
Dem Künſtler iſt es, wie dem Schöpfer, nur
Um ſeine Welt zu thun; und ſchlägt ein Gott
Mit Blindheit ihn, und lähmt ihm ſeinen Arm,
Den Fittig ſeines Geiſtes lähmt er nicht.
Am Fels, gekettet durch das Schickſal, liegt
Prometheus, aber immer noch er ſelbſt.
Er weiß, die Glut wird nicht mehr untergehn,
Die er zur Erde vom Olymp gebracht.
Mag auch der Donner rollen über ihm —
Ihn kann er treffen, doch ſein Werk wird ſtehn.

Der ſchlafende Amor.

Wer ſchlummert hier, an dieſen Roſenhecken?
Ein holder Knabe, voll und rund,
Ein Lächeln ſchwebt um ſeinen Purpurmund —
Ich möcht ihn wohl mit dieſer Knospe necken.

O Mädchen, Amor iſt, der Roſe!
Siehſt du die goldnen Pfeile nicht
Da neben ihm, ſcharf, wie der Dorn der Roſe?
O ſieh ihn weit, den kleinen Böſewicht,
Denn, ſtörſt du in ſeiner Ruhe ihn,
So iſt zugleich auch deine Ruh dahin.

An Kriß.

Man muß geſtehen, Freund Kriß,
Daß alles trefflich bei dir iſt:
Geſchmack und Pracht, wohin das Auge blicket,
Und reiche Kunſt, die Herz und Sinn entzücket:
Kurz, Freund Kriß, man findet hier
Nichts ganz Gemeines — außer dir.

Aehnlichkeit.

Wahrlich, es gleichen ſich Terrinen und die ſum-
menden Bienen,
Beide verwunden ſie, und freun ſich am klingenden
Erz.

An Trulla.

Statt Pallas Schild dient dir dein Angeſicht,
Wer dich erblickt, dem wird das Herz zu Stein.

Hundstreue.

Bellend empfang ich den nächtlichen Dieb, doch
[illegible] Geliebten,
Und ſo gefall ich dem Herrn, und ſo gefall ich der
Frau.

An einen Mahler.

Cypria, mahlest du, Freund, wie sie den Wellen entschwebet?
Treffender bildest du sie, steigend aus schäumendem Most.

Friedrich II.

Warum aus Hunderten nur er die Dichter ehrt?
Nur er that Thaten ihrer Lieder werth.

Die Exegeten.

Man ſtritt ſich einſt, ob des Propheten Thier
Auch in der That geſprochen habe?
Hm, ſagte Hinz, der Exeget, kein Knabe
Aus unſrer Schule würde hier
Ein ſogenanntes Wunder ſehen;
Dergleichen Dinge, glaubt es mir,
Sind nicht buchſtäblich zu verſtehen;
Gott ſelber kann nicht die Natur verdrehen.

Komm mir nicht mit dem alten Kram
Der ſtarken Geiſter angeſtochen,
Rief Steffen, der das Wort izt nahm,
Die Eſelin des Bileam,
Ich ſchwörs bei Siegelbuch und Lamm,
Hat ſo wie ich mit dir geſprochen.

Grabſchrift Friedrichs II.

Der Dreine Friedrich ſchlummert hier:
Noch mehr zu ſagen,
O Wandrer, wäre Sünde mir,
Und dir — noch mehr zu fragen.

Cato.

Als den Römern Cato ſtarb, da ſprach er; dieß Eiſen
konnte mein Vaterland nicht retten; ſo rette mich!

An einen Freund.

Wenn die Früchte des Gartens dir genügen,
Und ein Becher mit ungemischtem Weine,
Und sokratischer Scherz, so sey mein Gast heut.
Ohne Nestor von Cochin-China's Klippen,
Ohne Trauben vom Kap sind wir zufrieden!
Die Gesundheit bedient uns freundlich lächelnd,
Und die Freude bestreut den Tisch mit Blumen.

An die alten Bataver.

Was ihr besitzt, verdankt ihr eurem Muth,
Und eurem unverdroßnen Streben;
Es ward euch nichts umsonst gegeben,
Die Erde nur für Schweiß, die Freiheit nur für Blut.

Bay.

Stolz auf sein episches Gedicht
Rief Bay bei einem fetten Abendessen:
So mancher Name lebt durch wen'ge Messen,
Den Meinigen vergißt die Nachwelt nicht.
Sein Nachbar sieht ihn lachend an, und spricht:
Was man nicht weiß, vergißt man freilich nicht.

Letzter Wille eines Zechers.

Vor allen Dingen fordre ich,
Daß man mir keinen Grabstein setze;
Jedoch ins Trockne leget mich,
Damit kein Thau und Regen mich benetze.

Der Apfel des Paris.

An Lyda.

Er war einſt Aphroditens Ehre,
Ihr reich ich dir ihn billig dar!
Ich bin gerecht, wie Paris war,
Sey du erkenntlich wie Cythere.

Dichterloos.

Als Phöbus einſt die Hand nach Daphnen ſtreckte,
Erhaſcht er einen Lorbeer blos;
Dies war auch oft der Dichter Loos,
Die Coquetten gleich dem Apollo neckte:
Der Lorbeerkranz war ihr Gewinn,
Die Schöne nahm ein andrer hin.

Amor und der Winzer.

Hylas kelterte Wein; ihn sah der geflügelte Knabe,
Welcher der Götter nicht schont, und sich an
Thränen erfreut.
Gleich dem Schmetterling flattert er rings um den
duftenden Bottich,
Mit dem lieblichen Saft goldener Beeren gefüllt,
Trachtend, wie er das Herz des Jünglings am sicher-
sten treffe;
Aber mit ruhigem Blick sieht ihn der Winzer,
und spricht:
Komm nur, ich fasse dich flracks, wie eine Fliege
beim Fittich,
Und dann sollst du mir hier schwimmen im gäh-
renden Most.

Guter Rath.

Daß deine Werke dich ganz ſicher überleben,
So laß nach deinem Tod ſie erſt zum Drucke geben.

Der Satyriker.

Vertraue mir die goldne Zither an!
In ihre Saiten ſing ich dann
Der großen Männer kleinſte Blößen.
So ruft zum Phöbus Leyermann.
Vertraue ſie ihm ja nicht an,
O Gott, ſonſt mußt du ſie beim Juden löſen.

Erzählungen.

Roger und Marie.

Herr Heinrich von Valence befehdete seit zehn Jahren unaufhörlich den Grafen Bernhard von Beaucaire. Er drang mit seinen Reisigen bis vor die Thore der Städte des Grafen, tödtete seine Mannschaft, und verheerte sein Land. Graf Bernhard war alt und schwach, er vermochte keinen Widerstand zu leisten. Aber er hatte einen Sohn, Roger mit Nahmen, der den Kampf mit Ehren bestehen konnte, wenn er wollte. Roger war jung und wohlgewachsen, dabei von wunderbarer Schönheit, allein die Liebe hatte sein ganzes Gemüth dergestalt eingenommen, daß er immer nur an seine Freundin dachte, und von allem Ritterwesen nichts hören mochte.

Oft sagten sein Vater und seine Mutter zu ihm: Sohn, nimm ein Streitroß und Waffen, und leiste unsern Schaaren Beistand. Sobald sie dich an ihrer Spitze sehen, werden sie mit freudigem Muthe ihre Mauern vertheidigen und ihre Güter und ihr Leben.

Mein Vater, versetzte Roger, ihr wißt ja meinen Entschluß. Möge mir der liebe Gott alles verweigern, um was ich ihn je bitten werde, wenn ich mich mit einem Schwerdt umgürte, oder ein Roß besteige, und mich in ein Gefecht oder Waffenspiel mische, bevor ihr mir Marien bewilligt habt, Marien, meine süße Freundin, die ich so unaussprechlich liebe.

Theurer Sohn, erwiederte der Vater, dein Wunsch mag nie erfüllt werden. Dieses Mädchen schickt sich nicht für dich. Der Vicomte von Beaucaire, mein Vasall, welcher sie als Kind von den Saracenen kaufte und taufen ließ, wird sie schon an einen braven Mann verheyrathen, der sie mit seiner Hände Arbeit ernähren kann. Wenn du eine Frau haben willst, so kann ich dir eine geben aus dem Geblüt der Konige oder Grafen. Sieh dich um in ganz Frankreich, und wähle. Es ist kein Herr

so groß, daß er sich nicht geehrt halten sollte, durch deine Werbung um seine Tochter.

Ach, mein Vater, antwortete Roger, es giebt keine Grafschaft und kein Königreich, welches nicht glücklich wäre, durch Marien beherrscht zu werden.

Der Vater war lange hartnäckig, und auch die Mutter vereinigte oft die Bitten und Drohungen mit denen ihres Gatten. Roger hatte aber auf alles immer dieselbe Antwort. Meine Marie, sagte er, ist so sanft, ihre Schönheit und ihre Anmuth haben mein Herz besiegt, und wenn ich leben soll, so kann ich's nur durch sie.

Als der Graf Bernhard sah, daß es unmöglich wäre, das Herz seines Sohnes von Marien abzuwenden, gieng er zu dem Vicomte, seinem Vasallen, und beklagte sich über das Mädchen, und bestand darauf, daß er sie fortjagen sollte. Der Vicomte fürchtete den Zorn des Grafen, und entschloß sich, sie auf ein entferntes Gut zu schicken, wo niemand mehr von ihr reden hören sollte. Dies war aber keineswegs seine wahre Gesinnung, denn er liebte das Mädchen, und fand es grausam, eine Unschuldige zu strafen. Darum — anstatt sie zu verbannen, wollte er sie vor aller Augen verbergen.

An dem Giebel seines Schlosses war eine einsame Kammer, welche durch ein einziges kleines Fenster nach dem Garten sparsames Licht erhielt. Dahin verschloß er Marien, jedoch ließ er es ihr an nichts gebrechen, und versorgte sie reichlich mit allen Nothwendigkeiten. Eine alte Dienerin wurde ihr zur Aufsicht gegeben, und mußte dafür stehen, daß das Geheimniß nicht kund werde.

Marie hatte schöne blonde Haare, die in natürlichen Locken über ihre Schultern fielen, ein blaues huldvolles Auge, ein schönes, frommes Gesicht, und einen gar schlanken Wuchs. Ihre Farbe war frisch, wie die Rose im Morgenthau, und der schneeweiße Busen schwoll in jugendlicher Fülle unter dem Gewand auf.

Die arme Waise gieng traurig an das Fensterchen ihres Gefängnisses. Sie schaute in den Garten, wo die Blumen sich des Frühlings erfreuten, und die Vögel ihre Liebe sangen. Ach! rief sie aus, wie hart ist es, eingesperrt zu seyn, und hinaus in die Freiheit zu sehen. Roger, theurer Roger, das geschieht, weil ich dich liebe, und weil du mich liebst. Aber mögen sie mich auch quälen, mein

Herz mögen ſie nicht ändern, und ich werde nicht aufhören, an dich zu denken.

Als Marie in Beaucaire verſchwunden war, entſtand mancherley Gerede. Einige behaupteten, ſie ſey entflohen; andere, der Graf habe ſie [illegible] laſſen. Roger war darüber ſehr traurig. Er ging zu dem Vicomte, und forderte von ihm ſeine Geliebte. Ich habe mein Koſtbarſtes auf der Welt verloren, ſagte er, und durch Euch bin ich deſſen beraubt worden. Wenn ich ſterbe, ſo habt ihr es zu verantworten, denn wer mir das Leben meines Lebens nimmt, der giebt mir den Tod.

Der Vicomte wollte ihn über ſeine Liebe beſchämen, und ſagte: Es zieme dem Sohne des Grafen von Beaucaire nicht, eine unbekannte Sklavin zu freien, und ſein Lager mit ihr zu theilen. Außerdem, ſetzte er hinzu, gedenkt der Pflichten gegen Euren Vater. Von ihm erhielt ich den Befehl, die Fremden zu entfernen. Gehorcht einer jugendlichen Liebe, die Euch nur Reue bringen kann, und ſtört nicht den Frieden zwiſchen Euch und Euren Vater. Euer Vater iſt ſtreng, Marie und ich könnten leicht das traurige Opfer eurer Neigung werden.

Mit finſtrer Gebehrde entfernte ſich Roger, und auch der Vicomte war nicht wenig niedergeſchlagen.

Nachdem Roger auf das Schloß zurückgekommen war, eilte er auf ſeine Kammer, und überließ ſich ganz ſeinem ungeſtümen Schmerz. Marie, rief er, du Gute, Schöne, Sanfte! Du, mit dem holden Lächeln und mit der ſüßen Rede, meine Freundin, meine Schweſter, mein Alles! Mein Leben iſt nur in deinem Leben, ich muß ſterben, wenn ich dich nicht wiederſehe.

So überwältigte ihn ganz der Schmerz, und Niemand vermocht' es, ihm einigen Troſt zu geben.

Während er ſich abhärmte um ſeine verlorne Marie, zog der Herr von Valence vor das Schloß von Beaucaire, um es mit Sturm zu nehmen, und ſo den Krieg zu endigen. Die Ritter und Lanzenknechte in der Stadt griffen ſchnell zu den Waffen und begaben ſich an die Thore und auf die Mauern zur Vertheidigung. Auch die Bürger eilten auf die Zinnen mit mancherlei Wehr, und ſchleuderten Wurfſpieße und ſpitzige Pfähle und Steine auf die Belagerer. Alle zeigten großen Muth, aber es mangelte ihnen ein Anführer.

Der Graf Bernhard ſtürmte außer ſich auf die

Kammer seines Sohnes. Feiger, der du bist! was machst du hier? Der Feind ist daran, unser Schloß zu nehmen, willst du ein [illegible] Sohn theurer Sohn, ermanne dich! Zu Pferde! Vertheidige dein Erbe, deinen Namen, sammle deine Vasallen um dich her. Hättest du auch nicht den Muth, unter ihnen zu kämpfen, so würde doch deine Gegenwart hinreichen, sie zu beseelen, und den Sieg auf unsre Seite zu bringen.

Mein Vater, erwiederte Roger, ich habe bei Gott geschworen, kein Schwerdt zu ziehen, wenn ihr mir nicht meine süße, holde Marie [illegible]

Lieber will ich alles verlieren, rief der Graf entrüstet, und entfernte sich.

Roger eilte ihm nach, und bat ihn, sein letztes Wort zu hören. Ich will die Waffen ergreifen, sagte er, und kämpfen gegen unsre Feinde, aber nur unter einer Bedingung: Läßt mich Gott gesund und als Sieger zurückkehren, so will ich nur einmahl noch meine holde Marie sehen, die ich so sehr liebe, ich will ihr nur noch zwei Worte sagen, und ihr einen Kuß geben. Dies versprecht mir, mein Vater, und ich folge Euch. Du hast mein Wort, versetzte der Graf Bernhard. Sogleich ließ sich Roger ein Pan-

zerhend bringen, und die nöthigen Waffen. Man führete ihm ein feuriges junges Roß vor, welches er bestieg, und so, die Lanze in der Hand und den Helm auf dem Haupte, eilte er an eins der von Feinde bedrängten Thore, und ließ es sich öffnen.

Aber seine Gedanken waren nicht bei dem Feinde, welchem er entgegen zog, sondern bei der Freundin die er so sehr liebte. Die Wonne des Wiedersehens erfüllte ihn so ganz, daß er weder sah noch hörte was außer ihm vorging, und sein Roß unwillkührlich spornte. Dieses jagte dahin, und trug ihn in einem Augenblicke mitten in einen feindlichen Haufen. Jetzt erst erwachte Roger aus seinen Träumen als er sich von allen Seiten umringt sah, als er das Geschrei vernahm, das ist der junge Beaucaire — als Schild und Lanze ihm entrissen wurden. Er wendete schnell sein Pferd, um sich frei zu machen riß sein Schwerdt aus der Scheide, und schlug sich gewaltig rechts und links, daß allenthalben Köpfe und Hände flogen, und dem Bauer gleich, der die Kuppel im Forste umzingelt, öffnete er sich eine blutige Bahn. Zehn Ritter lagen todt da, und sieben verwundet. Die übrigen wichen bestürzt zurück

und Roger sprengte durch ihre getrennte Reihe nach der Stadt zurück.

Der Herr von Valence hatte das Geschrei vernommen, welches die Gefangenschaft seines Feindes ankündigte, und sagte herbei, um sich dieser kostbaren Beute zu versichern. Roger erkannte ihn an seiner Rüstung, drang auf ihn ein, und traf ihn mit seinem Schwerdt so gewaltig auf das Haupt, daß er zu Boden stürzte. Mit Blitzesschnelligkeit faßte er ihn an dem Band des Eisenhuts, und zog ihn mit sich nach der Stadt, wo er ihn vor seinen Vater brachte.

Mein Vater, sagte Roger, hier ist der Mann, der Euch seit zehn Jahren so viel Uebels zufügte.

Mein theurer Sohn! rief Graf Bernhard außer sich vor Freude. So muß man in deinem Alter von sich reden machen. Thaten zieren den Jüngling, nicht närrische Liebelei.

Mein Vater, antwortete Roger, ich habe mein Wort gehalten, und an Euch ist es nun, das eurige zu erfüllen.

Von was sprichst du, mein Kind?

Von eurer Zusage, als ich zum Kampfe auszog. Ihr versprachtet mir, daß ich Marien noch einmal

sehen sollte, meine holde Freundin, die ich so sehr liebe. Wenn auch Ihr Euch dessen nicht mehr erinnert, so hab' ich es wenigstens nicht vergessen.

Ich will des Todes seyn auf der Stelle, wenn ich etwas davon weiß. Wahrlich, hätt' ich die Dirne hier, sie sollte mit dem Feuer ihre schändlichen Künste büßen.

Mein Vater, ist dies euer letztes Wort?

Ja, ja, bei Gott und meinem Schwerdt, das ist's!

Es thut mir leid, daß ein Mann von euerm Alter sich der Lüge ergiebt. — Mit diesen Worten wendete sich Roger zu dem Herrn von Valence, und sagte:

Seyd ihr nicht mein Gefangner?

Ich bin es.

Gebt mir also eure Hand!

Hier ist sie.

Schwört mir nun, meinem Vater künftig so viel Unheils zuzufügen, als in Euern Kräften stehen wird.

Herr Roger, ich bin Euer Gefangner, und ihr könnt so viel zur Lösung verlangen, als Euch gut dünkt. Fordert demnach an Silber, Streitrossen,

Hunden, Vögeln, Pelzwerk und Waffen, als Euch gelüstet, ich muß es geben, nur hört auf, meiner zu spotten.

Keine Widerrede, versetzte Roger fast wüthend; thut, wie ich sage, oder ihr seht das Licht des Tages zum letztenmahl.

Der Gefangene gerieth in Furcht, und schwur, was von ihm gefordert wurde. Hierauf nahm ihn sein Sieger bei der Hand, und führte ihn vor das Thor der Stadt, wo er ihn in Freiheit setzte. Der Graf gab sogleich Befehl, seinen Sohn zu verhaften, und in das Gefängniß des Thurms zu werfen.

Marie befand sich noch immer auf ihrem Kämmerlein in strenger Gewahrsam. In einer Nacht, wo sie nicht schlafen konnte, sah sie den Mond am Himmel durch ihr kleines Fenster, und hörte im Garten die Nachtigall singen. Sie dachte an Roger, den sie so sehr liebte, und an seinen Vater, der sie verderben wollte. Die alte Hüterin lag in tiefem Schlaf. Marie hielt den Augenblick für günstig zur Flucht. Sie stand leise auf vom Lager, warf ihren seidnen Mantel um, knüpfte die beiden Bettücher zusammen, befestigte sie an das Fenster, und kam so glücklich in den Garten, und wandelte mit nak-

tem Fuß im Thau der Pflanzen und Blumen. Begünstigt vom Mondlicht öffnete sie die Gartenthüre, und gelangte, ohne es zu wissen, an den Thurm, wo ihr Geliebter gefangen saß.

Dieser Thurm war alt und voll Ritzen, aus welchen Gesträuch wuchs. Marie glaubte im Vorübergehen eine klagende Stimme zu vernehmen. Sie näherte sich dem Gemäuer, und legte ihr Ohr an eine Spalte; da hörte sie ihren Nahmen nennen, und erkannte Rogers Stimme. Nachdem sie seinem Schmerz eine Weile zugehorcht hatte, rief sie ihm zu:

Roger, süßer Geliebter, warum trauerst du und klagst umsonst? Dein Vater haßt mich, und die Deinigen hassen mich alle: wir können nicht miteinander leben. Adieu! ich gehe fort, weit, weit, bis übers Meer, wo mich Niemand haßt und Niemand liebt.

Mit diesen Worten schnitt sie eine ihrer schönen Locken ab, und steckte sie durch den Spalt in das Gefängniß. Roger empfing das Geschenk mit Entzücken, küßte es und barg es in seinen Busen.

Marie, rief er, süße, holde Freundin, du darfst mich nicht verlassen, wenn du nicht willst, daß ich sterben soll.

Die Wache des Thurms hörte die Unterredung, und wurde gerührt durch das Schicksal der Liebenden. Aber in diesem Augenblicke vernahm der Soldat auch die Fußtritte seiner Kameraden, welche die Runde machten. Das gute Kind soll nicht sterben, und der brave Roger auch nicht, sagte er bei sich. Damit aber die Herannahenden keinen Verdacht schöpfen möchten, sang er folgendes Lied:

Viele Seufzer muß ich hören
An der feuchten Kerkerwand,
Und die Liebe muß ich stören,
Welche sich erst wiederfand.

In der Nächte tiefem Schweigen
Nahr der schreckliche Orkan,
Aber holde Sterne zeigen
Freundlich eine Rettungsbahn.

Marie errieth leicht den Sinn des Liedes. Guter Mann, mögest du immer auch Erbarmen finden, wie du es so edel ausübst. Alsbald hüllt sie sich in ihren Mantel, und verbirgt sich in eine Ecke des Thurms, im Schatten eines Pfeilers, so daß die Soldaten vorübergehen, ohne sie zu bemerken. Hierauf nimmt sie von ihren Freunde zärtlichen Abschied,

und gebt auf die Stadtmauer zu, um einen Weg zur Flucht zu entdecken.

Sie kam an einen Graben, deſſen Tiefe ſie erſchreckte; allein die Furcht vor dem Grafen Bernhard und ſeinen Drohungen war ſo groß, daß ſie den Muth der Verzweiflung faßte. Nachdem ſie ſich mit dem Kreuze bezeichnet, und ihre Seele Gott empfohlen hatte, ließ ſie ſich in den Graben hinab. Die Hecken und Steine ſchnitten grauſam in ihre zarten Hände und Füße ein, aber ſie fühlte in der Angſt ihres Gemüths nichts von Schmerz. Die Tiefe hatte ſie itzt erreicht, doch nun galt es, auf der andern Seite wieder hinauf zu klimmen. Zum Glück fand ſie einen von den ſpitzigen Pfählen, dergleichen die Belagerten bey dem letzten Angriffe auf die Feinde geſchleudert hatten; an dieſen lehnte ſie ſich, in dem ſie immer mit einem Fuße vorwärts ſchritt und den andern nebſt dem Pfahle nachzog *). So gelangte ſie, mit großer Anſtrengung und Beſchwerde, auf die Höhe. Zwei Bogenſchüſſe weit von da lag ein wilder Wald, von Schlangen und gefräßigen

*) Die Gräben im Mittelalter erhoben ſich nicht ſenkrecht, ſondern hatten eine mehr oder weniger jähe Neigung.

Thieren bewohnt. Marie wagte es erſt nicht, ihren Weg nach dieſer Wildniß zu nehmen, allein die Beſorgniß entdeckt, und nach der Stadt zurückgebracht zu werden, nöthigte ſie am Ende doch, eine Zuflucht in dem dicken Gebüſch zu ſuchen, welches den Wald umgab. Hier ſank ſie ermattet und entkräftet in einen tiefen Schlaf, aus welchem ſie erſt am Morgen des andern Tags wieder erwachte, als eben einige Hirten aus der Stadt ihre Rinder und Lämmer in dieſe Gegend trieben.

Während die Heerden friedlich zwiſchen dem Fluſſe und dem Gehölze weideten, ſetzten ſich die Hirten um eine klare Quelle, die ſich in einem kleinen, kunſtloſen Teich von bemoosten Steinen ſammelte, und legten ihr Brod auf den Raſen, und machten ſich daran, ihr Frühſtück einzunehmen. Marie näherte ſich ihnen, und ſagte: Schöne Knaben, kennt ihr Roger, den Sohn des Grafen Bernhard von Beaucaire? Wohl kennen wir ihn, antworteten die Hirten. Als ſie aber ihre Augen länger auf die fremde Erſcheinung hefteten, da wurden ſie ſo mächtig ergriffen von der hohen Schönheit der Jungfrau, daß ſie wähnten, eine Fee des Waldes ſtehe vor ihnen.

Kinder, fuhr Marie fort, geht zu ihm an den alten Thurm, wo er gefangen iſt, und ſagt ihm, daß hier im Wald ein weißes Reh ſey, für welches er gern hundert Goldſtücke geben würde, ja wohl alles Geld der Welt, wenn es in ſeiner Gewalt wäre. Sagt ihm ferner, daß er eilen müſſe, das Reh zu finden, denn nach drei Tagen werde es in die fernen Bergſchluchten zurück gehen, und nie wieder zurückkommen. — Sie gab hierauf den Knaben einige Silberſtücke, und dieſe verſprachen, die Nachricht an Roger zu bringen, wenn ſie ihn ſehen würden.

Jetzt war alles Freude und Liebe in der Seele Mariens. Sie bog die Zweige des Gebüſches zu einer Laube, und ſchmückte ſie mit ſchönen Feldblumen und wohlriechenden Kräutern aus. Dann ſetzte ſie ſich hinter einen Strauch, um auf Rogers Bewegungen zu lauſchen, wenn er ſich der Stelle nähern würde. Ja, ſprach ſie bei ſich, ſein Herz muß ihm ſagen, daß ich dieſe Laube geflochten habe.

Roger war indeſſen aus ſeinem Gefängniſſe befreit worden. Kaum hatte nämlich der Vicomte die Flucht ſeines Mündels vernommen, als er — aus Furcht vor dem Zorne des alten Grafen — vorgab, Marie

ſey des Nachts plötzlich geſtorben. Graf Bernhard wurde durch dieſe Nachricht ſo höchlich erfreut, daß er nicht nur ſeinen Sohn ſogleich in Freiheit ſetzte, ſondern auch ein glänzendes Feſt veranſtaltete, wozu alle Ritter und Damen ſeines Gebiets eingeladen wurden. Der Hof war zahlreich, und Spiele und Gaſtmähler wechſelten, nur Roger blieb freudenlos, denn er ſah die nicht mehr, welche er liebte. In ſtille Trauer verſenkt, ſtand er einſam, an einen Pfeiler gelehnt. Ein Ritter, aus der Geſellſchaft näherte ſich ihm, und ſagte: Herr Roger, ich war krank wie Ihr, und an demſelben Uebel, darum will ich Euch ein Heilmittel vorſchlagen, welches ſeine Kraft mir mir bewährt hat. Erſteigt euer Pferd, und reitet längs dem Walde hin. Ihr werdet die Vögel hören, und die Blumen ſehen und den blauen Himmel, und wer weiß, was Euch ſonſt noch für Troſt zu Theil wird.

Roger dankte für den guten Rath, und alsbald verließ er den Saal, ließ ſein Roß ſatteln, und ritt nach dem Walde zu.

Die Hirten ſaßen noch um die Quelle. Sie hatten ſich zwei Kuchen gekauft, und wollten eben auf dem Graſe ihr Mahl davon halten. Gott ſegne und

erhalte unſern braven Herrn Roger! ſagte der eine, und auch die ſchöne Jungfrau mit den langen blonden Locken, fiel der andere ein. Sie hat uns ja Geld gegeben, wofür wir uns Kuchen kaufen können, und Meſſer mit Scheiden, und Querpfeifen und Nehe und noch andere Dinge.

Roger wurde aufmerkſam. Er gab den Knaben einige Geldſtücke, damit ſie ihm alles ſagen ſollten, was ſie von der Jungfrau mit dem langen blonden Locken wüßten. Der munterſte und beredſte von den Hirten erzählte ihm die Geſchichte von dem Morgen, und was die Jungfrau von dem weißen Reh geſprochen.

Gott laſſe mich das weiße Reh finden, ſagte Roger, und gerade in den Wald.

Marie, rief er im Hingehen, meine Schweſter, meine holde Freundin! Deinetwegen ſetze ich mich den wilden Thieren aus, ich muß deine ſchönen Augen wieder ſehen, und dein ſüßes Lächeln, und deine ſanfte Stimme wieder hören.

Die Hecken und Dornen zerfetzten ſein Gewand, Hände und Füße troffen von Blut, aber er dachte nur an Marien, ſeine holde Freundin, und empfand nichts von Schmerz.

Der Tag neigte sich allmählig, und all sein Bemühen schien fruchtlos. Thränen traten in seine Augen, da flog der Mond herauf, als wollt er ihm Trost bringen, und den rechten Pfad zeigen. Nun neuer Hoffnung belebt, setzte Roger seinen Weg fort, und fand endlich die Laube, welche die Jungfrau geflochten hatte. — Gewiß, rief er aus, gewiß war meine Freundin hier, und ihre Hände vereinigten diese Zweige. Ich will mich niederlegen unter der grünen Wölbung, und die Nacht da zubringen. Es ist so süß, da zu ruhen, wo ihr Athem [illegible] hat. Alsobald band er sein Pferd, welches [illegible] Baume führte, an einen Baumstamm, gieng in die Laube, und rief in Entzücken verloren: Schöne Blumen, grüne Zweige, welche meine Marie so freundlich zusammen band, könnt ihr mir denn nicht ein Wort von ihr sagen? O, daß sie wiederkäme auf diese Stelle, wie viele Küsse wollt ich auf ihre Lippen drücken!

Die Jungfrau stand in der Nähe, und hörte seine Wünsche. Mit offnen Armen eilte sie auf ihn zu, und drückte ihn an das zitternde Herz. Wir haben uns wieder! sagte sie, wir haben uns wieder, sagte er, und hing an ihren süßen Lippen.

Aber was nun beginnen? fragte Marie, nach einem langen, wonnevollem Schweigen. Dein Vater wird deine Flucht bald gewahr werden, und ehe noch der Morgen graut, kommen vielleicht schon seine Knechte, dieses Gehölz zu durchsuchen. Wenn man uns findet, so weiß ich nicht, welch Schicksal deiner warte; aber mir iſt alsdann der grausamſte Tod gewiß.

Da will ich schon Rath schaffen, antwortete Roger. Schnell bestieg er sein Pferd, nahm die Jungfrau in den Arm, und ritt von dannen, indem er unaufhörlich die Augen und die Stirne und den Mund seiner Geliebten küßte.

Wohin gehen wir, fragte sie?

Ich weiß es wahrlich nicht, war seine Antwort; aber es liegt auch wenig daran, da wir miteinander gehen.

Sie zogen fort über Berg und Thal, durch viele Dörfer und Städte, und gelangten zuletzt an das Ufer des Meeres. Nicht weit vom Strande hatten einige Handelsschiffe geankert. Roger gab ein Zeichen, daß man ihn abholen möchte. Eine Barke kam ans Ufer, und die beiden Liebenden wurden auf eins der Schiffe gebracht.

Ein fürchterlicher Sturm trieb sie an die Küste des Königreichs von Torelor, wo sie noch den Hafen der Stadt gleichen Nahmens gewannen. Roger blieb daselbst drei Jahre lang, und sie wurden ihm wie ein Tag, denn er lebte nun mit Marien vereinigt, und nichts verminderte die Liebe des treuen Paars. Die Sarazenen störten dieses Glück. Sie landeten mit einer Flotte, plünderten die Stadt, und führten die Einwohner als Gefangene hinweg. Unter ihnen war auch Roger mit Marien. Beide wurden in verschiedene Schiffe gebracht, und Roger an Händen und Füßen gebunden.

Ein Sturm trennte das Geschwader der Sarazenen. Das Schiff, auf welchem Roger sich befand, trieb mehrere Tage umher und wurde endlich an das Schloß von Beaucaire geworfen. Die Einwohner strömten herbei, und erkannten mit freudiger Ueberraschung den Sohn ihres Herrn. Seine Eltern waren inzwischen gestorben; das Volk führte ihn im Triumph auf das Schloß, und leistete ihm den Eid der Treue. Roger hatte nichts mehr zu beklagen, als den Verlust Mariens.

Das Schiff, worauf diese entführt worden war, gehörte dem Könige von Carthago, der es, mit

zwölf seiner Söhne, zu diesem Zug gegeben hatte. Die jungen Prinzen waren entzückt von der Schönheit ihrer Gefangenen, und begegneten ihr mit grosser Achtung. Man fragte sie nach ihrem Vaterlande und ihren Eltern. Beide sind mir unbekannt, antwortete Marie. Ich weiß nur, daß ich in meinem frühesten Alter geraubt und von den Sarazenen verkauft worden bin.

Bei ihrer Ankunft in Carthago war es ihr, als ob dunkle Bilder vor ihren Augen lebendig würden. Diese Mauern, dieses Schloß des Königs glaubte sie schon einmal gesehen zu haben. Der König selbst wurde nicht wenig überrascht, als er einzelne Umstände ihres Lebens erfuhr, und bald erkannte er sie als seine verlorne Tochter. Der Vater und die Brüder umarmten sie, und es war eine allgemeine Freude. Wenige Tage nachher wurde ihr eine Heirath vorgeschlagen mit einem benachbarten Könige: aber Marie hatte einen Abscheu vor dem Heidenthum, und dachte Tag und Nacht an Roger, den sie so sehr liebte.

Jeder Augenblick vermehrte ihre Sehnsucht, und das Heimweh der Liebe wurde so stark in ihrem Herzen, daß sie um Mitternacht aufsprang vom Lager,

und das väterliche Schloß verließ. Sie hatte eine Cither mitgenommen, und eilte nach dem Ufer des Meers, wo sie in einer armen Fischerhütte eine freundliche Aufnahme fand. Hier färbte sie sich mit Kräutern Hände und Gesicht bräunlich; der Fischer tauschte um Wams, Unterkleider und einen Mantel gegen ihr Gewand ein, und so, in männlicher Tracht, fand sie Gelegenheit, mit einem Schiffe nach der Provence zu fahren. Die Reise war schnell und glücklich. Nachdem sie den Hafen erreicht hatte, wanderte sie als Sänger durch das Land, und kam vor das Schloß von Beaucaire.

Roger stand eben mit seinen Baronen auf dem Balkon, und sah in schwermüthiger Erinnerung nach dem Walde hin, wo er einige Jahre zuvor seine Marie wiedergefunden hatte. Die Jungfrau näherte sich mit der Cither, und sagte:

Gefällt es Euch, edle Herren, die Liebe Rogers und Mariens zu hören?

Die Gesellschaft bezeugte eine große Freude darob. Sie schlug ihr Saitenspiel an, und sang wie Roger und Marie sich fanden und liebten, wie beide gefangen wurden, und sich im Walde wieder trafen, und

alle ferneren Schicksale bis zu ihrer Trennung. Dies war der Schluß ihres Liedes:

Ihr Vater gar reich an Land und Leut'
Will ihr geben eine Krone:
Doch was das Herz der Jungfrau erfreut
Sind nicht die Perlen am Throne.

Es blinket vor ihr der Goldpokal,
Sie füllt ihn mit warmen Thränen,
Das heitere Fest im Marmorsaal
Vermehrt nur ihr trauriges Sehnen.

Sie wandelt hinaus zum Meeresstrand,
Und sieht, wie die Segel fliegen,
Ach trägt mich kein Schiff ins ferne Land,
Wo die Rosen im Thaue sich wiegen!

O Täubchen, nimm hier das Myrthenreis,
Bring es dem, der geliebt ist vor allen!
Dem Täubchen, ach! graut vor der weiten Reis',
Es läßt in die Fluth das Zweiglein fallen.

Roger wußte nicht, wie ihm geschah. Kaum hatte der Sänger geendigt, als er auf ihn zueilte, und ihn fragte, ob er Marien kenne?

Wohl kenne ich sie, antwortete dieser. Ich sah

ſie öfter in Carthago, wo ihr Vater König iſt. Ach, es giebt wenige Jungfrauen, die ſo treu ſind, und ſo fromm und ſo unglücklich. Der Sänger erzählte hierauf, was ſich mit Marien ſeit ihrer Ankunft in ihrem Vaterlande zugetragen.

Freund, erwiederte Roger, ich beſchwöre dich bei der Liebe, die dem Sänger hold iſt und heilig, zurückzukehren nach Carthago. Sag' ihr, daß ich ſie liebe, wie am erſten Tage, daß ich ſie längſt aufgeſucht hätte, wenn ihr Aufenthalt mir bekannt geweſen wäre, daß ich ihr allein meine Hand bewahre. Bringſt du ſie mir, ſo fordere an Gold und Silber, ſo viel dich gelüſten mag, und ich werde dir noch immer zu wenig geben.

Der Sänger verſprach ſein Möglichſtes zu thun, und entfernte ſich. Aber als Marie ſich im Weggehn noch einmal liebevoll nach Roger umwandte, erblickte ſie ihn in Thränen ſchwimmend. Gerührt ging ſie wieder zu ihm zurück, ergriff ſeine Hand, und bat ihn, beruhigt zu ſeyn.

Ich leſe in den Sternen, ſagte ſie. Dein Glück näher, als du glaubſt.

Sie eilte itzt von dem Schlosse nach der Wohnung des Vicomte von Beaucaire. Er war todt, aber seine Wittwe noch am Leben, und zu dieser ließ sich die Jungfrau bringen, und entdeckte sich ihr. Die gute Frau war außer sich vor Freude. Sie hatte Marien erzogen und wie ihr Kind geliebt. Es wurde sogleich eine Kammer für die Pflegetochter bereitet, und einige Bäder gaben ihr nach wenigen Tagen ihre schöne natürliche Farbe wieder. Die Dame ließ ihr kostbare Kleider reichen, und ihr Gemach mit Blumen und schönem Geräthe schmücken.

Seit der Erscheinung des Sängers hatte Roger Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Schwermüthig saß er an einem Morgen unter den Linden vor dem Schloß, als Mariens Pflegemutter auf ihn zukam. Roger, sagte sie, ich weiß ein heilsames Kraut für Eure Wunde. Begleitet mich in meine Wohnung, und ihr sollt fröhliche Dinge erfahren.

Roger folgte ihr voll Unruhe und Hoffnung. Man öffnete eine Kammer — Marie saß da auf einem kostbaren Teppich. Der Graf stand da ohne Sprache und Bewegung. Marie sprang mit offnen Armen auf ihn zu, und küßte ihm mit holdem Lächeln die Augen.

Das Wiederſehn der Liebe kann man nicht beſchreiben. Roger führte ſchon des andern Tags ſeine wieder gefundene holde Freundin zur Trauung, und beide lebten viele Jahre glücklich, denn ſie hörten nicht auf, ſich zu lieben.

Die drei Geliebten.

Im Jahr 1145 feierte König Konrad der Dritte das Weihnachtsfeſt zu Speier. Dahin kam auch Bernhard, der Abt von Clairvaux, um den König und die deutſchen Edlen aufzumuntern zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen; denn es ſtand damals ſehr ſchlimm mit den Angelegenheiten der Chriſten im gelobten Lande. Bernhard predigte in dem Dom, vor einer zahlloſen Menge von Menſchen aus allen Ständen, und der Geiſt ſeiner Rede ergriff mit Allmacht die Gemüther ſeiner Zuhörer. Nach Endigung der Predigt und des Hochamtes trat König Konrad mit ſeiner ganzen Begleitung zum Altare, und ein jeder erhielt aus der Hand des Abtes die Pilgrimstaſche und den Stab, und ihrem Beiſpiele folgte eine große Menge Edler, welche auf

den umliegenden Gauen zu dem Feſte nach Speier gekommen waren.

Unter dieſen befand ſich auch Walther von Felſeneck, ein blühender, muthiger Jüngling, und der letzte ſeines Geſchlechts. Sein Vater und ſeine Brüder waren in Paläſtina im Kampfe mit den Sarazenen gefallen, und auch in ihm wurde das Verlangen rege, ſich mit dem Kreuze zu bezeichnen, und das Grab des Erlöſers befreien zu helfen, aber als er eben von ſeinem Platze ſich erheben wollte, fiel ſein Auge auf zwei halbverſchleierte weibliche Geſtalten, die neben ihm knieten, verſunken in Rührung und Andacht. Heiß wurs, als ob eine unſichtbare Macht ihn feſthielte, und als die Eine der frommen Beterinnen ihr großes blaues Auge emporhob, und ein Blick aus dieſem Auge auf ihn fiel, da durchſchauerte ihn ein fremdes Gefühl, gleich dem Gefühle der Sehnſucht nach der Heimath, wie es den Wanderer ergreift unter dem blauen Frühlingshimmel, im liebenden Athem der Blumen und Blüten. Er achtete nicht mehr auf das Gedräng am Altare, und vermochte es nicht, von der Stelle ſich zu erheben. Als aber die Taſchen und Stäbe ausgetheilt waren, und der Weihgeſang der Pilgrimme

begann, da gedachte er auch wieder seines Vorsatzes, und er schämte sich seiner unritterlichen Schwäche, und gelobte sich selbst, des anderen Tages sich in die Zahl der Kreuzbrüder aufnehmen zu lassen.

Das Gewühl in dem Dom verlor sich allmählich, die Lichter auf dem Altar wurden ausgelöscht, und zuletzt befand sich Walther noch allein mit den beiden weiblichen Gestalten in der weiten Oede des Tempels. Die Mädchen erhoben sich jetzt, und traten zu einem Marienbilde, das in einer Nische stand, und legten als Opfer zwei kleine silberne Schaustücke zu den Füßen der Jungfrau. Als sie zurückgingen, sah Walther ihre Thränen fließen, und er ermannte sich und trat zu ihnen, und sagte:

Es ist nicht ganz schicklich, edle Frauen, daß ich hier im Gotteshause ein Gespräch mit euch anhebe, aber ihr bedürft vielleicht des Schutzes, und wenn ihr Vertrauen zu mir haben könnt, so will ich euch dienen mit Rath und That.

Die beiden Mädchen sahen ihn verlegen an, endlich nahm die Aeltere das Wort:

Wohl bedürfen wir des Schutzes, und eure Rede flößt uns Vertrauen ein, ob wir gleich euern Namen und euer Geschlecht nicht kennen. Wir sind die

Tochter des Ritters Berthold von Odenheim, der in Palästina in einem Gefechte blieb. Bald nachdem wir die Nachricht von seinem Tode erhalten hatten, kamen die Mönche eines benachbarten Klosters mit einer Schuldverschreibung unsers Vaters — wir konnten nicht bezahlen, die Mönche nahmen unsre besten Güter in Besitz, und es blieb uns wenig außer den Mauern unsrer Burg. Unsere Mutter grämte sich darob und starb, und wir faßten den Entschluß, nach Speier zu gehen, und unsre Zuflucht in einem Kloster zu suchen, aber wir sind fremd, und wissen nicht, ob man uns aufnehmen werde.

Habt ihr denn Neigung zum Klosterleben? fragte Walther.

Das wohl nicht, erwiederte das Mädchen mit Erröthen, aber — unsre Lage —

Nun die ist so verzweifelt noch nicht, sagte der Ritter. Die Mönche müssen Wort stehen. Ich bin Walther von Felseneck, meine Burg ist nur zwo Stunden von hier. Folgt mir dahin. Die Schwester meiner Mutter lebt bei mir; eine alte, ehrwürdige Frau. Da seyd ihr geborgen, wie im Vaterhause, und für das Uebrige bringt die Zeit auch Rath.

Die Mädchen sahen ungewiß zur Erde, und die jüngere schmiegte sich schüchtern an ihre Schwester an.

Ich ehre euer Stillschweigen, sagte Walther, ob es gleich meinem Herzen wehe thut. Bei der Jungfrau dort und ihrem Sohne, zu dessen Grab jetzt Deutschlands Edle hinziehen, um den segenvollen Palmzweig zurückzubringen, in meinem Anerbieten ist kein Arg. Ich selbst wollte nach Palästina wallen, aber Menschenhülfe ist auch Gottesdienst.

Die Mädchen gewannen Vertrauen zu dem jungen Ritter, und folgten ihm auf seine Burg, wo sie von Frau Kunigunden gar herzlich aufgenommen wurden. Der kleine Kreis schloß sich bald inniger aneinander. Walther jagte den Tag über im beschneiten Forst, und des Abends setzte er sich zu den Frauen, die sich mit ihren Spinnrocken um den wärmenden Ofen reihten, und Mädchen erzählten und ein Lied anstimmten, während draußen der Sturm heulte, und die Wetterfähnlein der einsamen Burg pfeifend umhertrieb.

In dem Herzen des Ritters ward es aber immer unheimischer, je heimischer seine Gäste wurden, und zum Unglück zogen ihn fast beide mit gleicher Gewalt

an. Agnes, die ältere der Schweſtern ſchien es gar nicht Hehl zu haben, daß ſie ihm geneigt ſey, aber Hedwig, die jüngere, konnte ſeinem ſchweifenden Blick nie begegnen, ohne daß das Roth ihrer Wange dreifach höher aufflammte. Agnes zählte zwei und zwanzig Jahre, ihr Wuchs war voll und üppig, ihre Geſtalt einnehmend, in ihrem ganzen Seyn enthüllte ſich des Lebens reichſte Fülle. Hedwig im Gegentheil war weniger ſchön, aber Sittſamkeit und Unſchuld goſſen einen höhern Reiz über ihr ganzes Weſen, und wenn jene mit ihrem feurigen Auge ſüßes Verlangen im Buſen erregte, ſo fühlte man bei Hedwigs ſchüchternem Blick den Frieden des Himmels.

Der arme Walther vergaß bald ſeines frommen Gelübdes, und immer mächtiger wurde in ihm der Wunſch, ſein Leben in ſtiller häuslicher Freude hinzubringen. Aber die Wahl beunruhigte ihn nicht wenig, und furchtbar war ihm der Gedanke, ſich von einem der beiden holden Weſen trennen zu müſſen.

Der Winter war allmählig vorüber gegangen, und Blätter und Blüthen und Gras und Blumen brachen hervor in üppiger Fülle. Schwermuthsvoll irrte Walther im weiten Burggarten. Da fand er

die liebreitzende Agnes auf dem schwellenden Rasen gelagert, und der blaue Himmel und die grüne Erde schwanden vor seinen Blicken. Er setzte sich zu ihren Füßen, und ein geheimes Feuer zuckte durch sein Gebein. Agnes setzte ihm einen Kranz von Veilchen auf, den sie eben gewunden hatte, und fest wollt er ihre Hand ergreifen, sie an die glühende Lippe zu drücken, als Hedwigs Stimme unten vom Hugel herauf ertönte. Walther fuhr betroffen zurück, als hätte ihn sein guter Engel gewarnt vor einer bösen That. Hedwig sang folgendes Lied:

Die Jungfrau will ein Blümlein pflücken,
Sie geht im Garten her und hin,
Die Blümlein freuen sich und bücken
Sich tief vor ihrer Königin.

Beim weißen Röslein bleibt sie stehen,
Und schaut es an mit frommer Huld
O Jungfrau, laß mich mit dir gehen,
Ich bin wie du noch ohne Schuld.

Die Jungfrau will das Röslein brechen,
Das ihr den Gruß so freundlich bot,
Doch ach, die rauhen Dornen stechen,
Das Röslein schämt sich und wird rot.

Walther war in der höchſten Verlegenheit, aber Agnes faßte ſchäkernd ſeine Hand, die er nicht zurückzuziehen wagte, und ſang mit froher Stimme:

Alles, alles ſtrebt hervor
Fröhlich in das Leben,
Alles, alles iſt uns hold,
Will uns Wonne geben.

Sieh die goldnen Blümlein ſich
Zu einander neigen,
Und der Vogel baut ſein Neſt
Unter grünen Zweigen;

Und die Erde ſchaut hinauf
Zu dem blauen Himmel,
Zeigt die Kinder liebend ihm,
Froh im Luftgewimmel.

Alles Leben will ſich itzt
Tauſendfach geſtalten,
Tauſend Freuden birgt die Nacht
In des Mantels Falten.

Hedwig kam den Hügel herauf, und hielt in der Hand einen Kranz von Schlüſſelblumen. Walther

nahm erröthend die Veilchen vom Haupte, und fragte: Iſt dieſer Kranz auch für mich?

Nein, erwiederte Hedwig. Ich will ihn nach der Kapelle zu den Linden im Mühlengrunde tragen, und ihn der Jungfrau zum Opfer bringen.

Da gehen wir zuſammen hin, verſetzte Walther, und ſprang auf, und machte ſich mit den Mädchen auf den Weg nach dem Mühlengrunde.

Kaum waren ſie in der Kapelle angekommen, als ein junger Pilgrim hereintrat, und ſich vor dem Altare niederwarf. Eine edlere Geſtalt hatten ſie nie geſehen. Lange braune Locken wallten über den Rücken, und ſpielten um die blendend weiße Wange, die von Kummer gebleicht ſchien. Ein ſchöneres Antlitz ging wohl nie aus der bildenden Hand der Natur hervor. Aber dieſer ernſte, ruhige Blick forderte nichts mehr vom Leben, und die Wünſche und Hoffnungen dieſer Bruſt gehörten alle dem Himmel an. Aus allen Zügen ſprach eine Hoheit und eine Würde, daß man ſich vor der Erſcheinung hätte niederwerfen mögen wie vor einer Gottheit. Der junge Pilgrim betete mit hoher Inbrunſt, dann ſtand er auf, und hing um den Hals des Marienbildes

auf dem Altar eine Schnur von kostbaren Perlen, und entfernte sich schnell.

Walther und die beiden Mädchen waren betroffen, und auf ihrem Rückwege nach der Burg war der fremde Jüngling ihr einziges Gespräch. Hedwig meinte, es könne wohl ein Engel gewesen seyn; denn in seinem Antlitze habe man etwas Ueberirdisches bemerkt, und es sey ihr vorgekommen, als bilde sich eine Glorie um sein Haupt.

Das war der Schein der Abendsonne, sagte Agnes, der eben durch die rothen und blauen Fensterscheiben fiel, und das Gesicht des Betenden verklärte.

Sie erschöpften sich nun in Muthmaßungen, und Hedwigs frommer Wahn erregte auch in Walthers Gemüth sonderbare Ahndungen.

Es war ein herrlicher Maiabend. Die Sterne leuchteten so freundlich herab, als wäre die Erde nicht abgefallen vom Himmel, und alle Blumenkelche und alle Blüthen dufteten Liebe und Lust. Walther wandelte durch den Wiesengrund hin, der sich an der Abendseite der Burg in einen lichten Buchenhain verlor. In der Ferne erblickte er ein hochloderndes Feuer, und ging darauf zu. Bald er-

kannte er, daß es Hirten waren, die sich um das Feuer gelagert hatten, und unter ihnen stand der Pilgrim, und sein blasses Antlitz glühte im Wiederschein der Flamme. Der Ritter näherte sich leise, um das Gespräch zu belauschen, und lehnte sich, als er nahe genug war, an eine alte Eiche, damit seine Gegenwart nicht bemerkt werden möchte.

Der Pilgrim erzählte von Palästina, wo er herkam, und von den mannichfachen Drangsalen, welche jetzt die Christen dort zu erleiden hätten. Ein alter Hirt fragte den Fremdling nach seinem Nahmen und Vaterlande, und nach der Absicht seiner Reise. Er schwieg einige Augenblicke, dann fing er mit einer himmlischen Stimme zu singen an:

Mit den Wolken hergezogen
Bin ich über Meer und Land,
Aus der Heimath weggeflogen,
Wo mein Nest in Blüten stand.

Über trübe Nebel wallen,
Und mein Frühling ist nicht hier,
Blätter grünen, Blätter fallen,
Und Gespielen fehlen mir.

Doch ein goldnes Sternlein flimmert
Hoch am blauen Himmels-Thron,
Schönes Sternlein, das dort schimmert,
In mein Nestchen scheinst du schon.

Könnt ich doch mich lustig schwingen
Zu dem goldnen Stern hinan,
Froh und fröhlich unter Singen
Träf ich dort den Frühling an.

Und es will das Vöglein dringen
Hoffend auf zum Abendstern,
Muthig hebt es seine Schwingen,
Stern und Frühling sind so fern!

Und es sinket eine Leiche,
Nieder in die kühle Ruh,
Und den Müden deckt die Eiche
Mit den gelben Blättern zu.

Walther fühlte sich wunderbar ergriffen von diesem Liede, und ihn wandelte ein Sehnen an, wie im Beginn des Frühlings, wo das Gemüth sich versenken möchte in den Strom des innern heiligen Lebens der Natur. So stand er lange, in sich verloren, und auch der Kreis der Hirten hing noch an den Tönen des Sängers, die schon lange verhallt

waren, und feierliches Schweigen herrſchte ringsum, nur vom Geknister des Feuers unterbrochen. Endlich vermochte Walther ſich nicht länger zu halten, und trat zu dem Pilgrim hin, und ſagte:

Ihr ſeyd, wie es ſcheint, ein Fremdling in dieſer Gegend. Darf ich euch eine Herberg anbieten auf meiner Burg, die hier ganz nahe liegt? Ihr werdet gute Menſchen dort finden, und guten Willen.

Ihr mögt euch dieſem biedern Ritter wohl vertrauen, fiel ein alter Hirt ein, denn die Burg Felseneck war von jeher der Zufluchtsort der Bedrängten.

Ich nehme euer Anerbieten an, vortete der Pilgrim, was ihr dem Fremden und Verlaſſenen thut, wird euch der lohnen, der uns allen eine Heimath bereitet hat.

Sie wandelten zuſammen nach der Burg, und Walther räumte ſeinem Gaſt ein Gemach ein mit einer bequemen Lagerſtätte, und ließ ihm Speiſe und Trank vorſehen. Es war gegen Mitternacht. Der Ritter fühlte keine Neigung zum Schlaf, und ging hinab in den Schloßhof unter die alten Linden, und wandelte da auf und nieder in der heiligen Stille. Plötzlich fühlte er ſich rückwärts von weichen Armen umſchlungen. Es war Agnes, die ob

seiner Verlegenheit in ein herzliches Lachen ausbrach. Walther wußte nicht, wie ihm geschah. Das schöne, blühende Mädchen in der leichten Nachtkleidung hing an seinem Arme, ihr Odem berührte seine Lippe, ihr Busen hob sich im Strahle des Mondes — mit zitterndem Arm umfing er sie, und sie schmiegte sich an seine Brust mit der Kindlichkeit der hingebenden Liebe. Da erklang ferner eine Stimme durch die Nacht, und Walther und Agnes vernahmen die Worte:

Alle Sternlein schauen nieder —
Schauen auf der [redacted]
Gehn und kehren immer wieder,
Bis die Todten nicht mehr ruhn.

Das ist Hedwigs Stimme lispelte Agnes. Walther vermochte nicht zu antworten. Die Gluth in seinem Innern war schnell gelöscht, und er erschrak ob der unheiligen Begierde, die sich seiner bemächtigt hatte. Die Nacht ist unheimlich, fing der Ritter nach einem langen Schweigen an, die Sterne schaun nicht mehr so freundlich herab wie vorhin. Wir wollen zur Ruhe gehen.

Thut das immerhin, erwiederte das Mädchen etwas scheu, mir gefällt es hier, wenn die Menschen schlafen und die Blumen wachen.

Walther entfernte sich mit wundem Herzen.

An den ersten Frühstunden trat der Pilgrim zu ihm auf seine Kammer.

Ihr seyd mir so freundlich entgegen gekommen, hub der Fremdling an, daß ich euch wohl mein Herz aufdecken darf. Vor allen Dingen aber sagt mir, Ritter, ob die Burg Landstuhl weit von hier abliegt, und wer itzt darauf haußt?

Die Burg ist verlassen, antwortete Walther, der letzte Besitzer war kinderlos, er baute ein Kloster, nahm das Mönchsgewand und starb daselbst.

Der Pilgrim schien nachdenkend, nach einigem Schweigen nahm er das Wort wieder und fing an:

Vernehmt meine Geschichte und ertheilt mir guten Rath. Ihr seyd bieder und fromm, denn ich hörte Euch diesen Morgen mit Inbrunst beten, als ich an die Thure Eures Gemaches kam.

Ich bin ein Mädchen, und im gelobten Lande gebohren. Meine Mutter war eine Freyin von Landstuhl, die, voll männlichen Muths, mit ihrem Bruder in männlicher Tracht nach Palästina zog, dort

gefangen und an einen reichen Saracenen verkauft wurde. Der Ungläubige gewann ihr Herz, nahm sie zum Weibe und ich bin die Frucht dieser Verbindung. Meine Mutter erzog mich heimlich in der Religion ihrer Väter; sie fühlte tief das Unrecht, das sie gethan hatte, und ihre Thränen flossen oft in stillen Nächten auf mein Lager. Mein Vater starb und meine Mutter fand Mittel und Wege ins christliche Lager zu entkommen. Es war ihr Vorsatz, mit mir nach ihrem Geburtslande zurück zu kehren, und dort in klösterlicher Einsamkeit zu büßen für den Irrthum ihrer Jugend. In Marseille, wo wir landeten, wurde sie krank, fühlte ihr Ende nahe: da ergriff sie meine Hände, und beschwor mich, in meinen Pilgrimskleidern nach dem Rhein zu wallen auf die Burg ihres Vaters, und dort in Abgeschiedenheit für ihre Seele zu beten, damit sie Erbarmung finden möge jenseits. Dies, Ritter, ist meine Geschichte. Mein Großvater ist todt, wie ihr sagt, und nun bitte ich Euch, dessen Ritterpflicht es ist, den Bedrängten Hülfe zu bieten, daß ihr mir einen abgeschiedenen Platz anweisen mögt, wo ich mir eine kleine Einsiedelei erbauen lassen kann. Ich will in kein Kloster, denn ich will nicht unter Menschen wohnen, sondern

abgeschieden von allem, was dem Leben gehört, meine Tage hinbringen als ein Sühnopfer für meine Mutter

Ich kann Euern frommen Vorsatz fördern, versetzte Walther. Seht hier unten an der Burg die kleine Rheininsel mit der Einsiedelei und der Kapelle im Weidengebüsche. Sie ist mein Eigenthum und gegenwärtig unbewohnt. Gern will ich euch diese friedliche Zuflucht einräumen, und es euch auch an Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten nie fehlen lassen Nur müßt ihr euch noch einige Tage bei mir gedulden, denn die Klause bedarf einiger Ausbesserung. Meine gute Muhme und die fromme Hedwig werden euch nicht misfallen.

Maria, so hieß die Fremde, nahm das Erbieten mit Dank an, und Walther brachte sie alsobald zu den Frauen der Burg, die sie mit weiblicher Kleidung versorgten.

Walther wurde von der edlen Gestalt und dem überirdischen Wesen Mariens immer mächtiger angezogen, aber sie erschien ihm wie eine Verklärte, zu der sich das Gemüth nur mit heiliger Scheu erheben kann. Agnes war seit dem Abend unter den Linden fast immer abwesend, Maria brachte die mei-

ſten Stunden des Tages in einſamer Betrachtung zu, mitunter geſellte ſie ſich zu Kunigunden und Hedwig, und erzählte ihnen von dem Lande, wo ſie gebohren war, von den Wundern am Grabe des Erlöſers und von den Gefahren ihrer Reiſe. Walther verſäumte nie an dieſen Geſprächen Theil zu nehmen, aber er wurde immer ernſter und ſchwermüthiger, und die blühende Farbe verloſch auf ſeinen Wangen.

Die Einſiedelei war itzt im bewohnbaren Stande, und am folgenden Tage wollte Maria ſie beziehen. Walther traf ſie im Garten unter einem Baum ſizend und näherte ſich ihr mit hochklopfendem Herzen.

Morgen alſo wollt ihr uns verlaſſen? ſagte er mit zitternder Stimme.

Maria. Morgen will ich ſcheiden auf immer von dem Leben.

Walther. Hat es denn gar nichts mehr für euer Gemüth?

Maria. Erinnerungen und Thränen giebt es mir noch.

Walther. Dem Frommen blüht ja auch das Glück der Liebe, die Freude des Hauſes.

Maria. Warum ſollt ich meinen Sinn heften

an Vergängliches? Was die Erde hervorbringt, iſt dem Tode geweiht, und ſie büßt mit der Schuld des Menſchen.

Walther. Gattenliebe, Mutterfreuden ſind doch auch eine Gottesgabe.

Maria. Ja, wie die Früchte des Halms und des Weinſtocks, aber ich habe gelernt von Wurzeln zu leben und vom Waſſer des Felſens.

Walther. Ihr ſeyd noch ſo jung, das Leben liegt noch vor euch im Morgenroth, die Blumen öffnen fröhlich ihre Kelche auf Eurem Wege.

Maria. Seht ihr die hellen Tropfen an ihren Blättern? Sie nähren ſich von den Thränen des Morgens. Irdiſche Liebe iſt ſtete Trennung. Die Roſe ſtirbt, die ihr pflanzt, und der Baum, den ihr pflegt und begießt, treibt noch Blätter und Blüten, wenn ihr von hinnen gegangen ſeyd.

Das Geſpräch wurde durch Hedwig unterbrochen, welche beſtürzt auf Walthern zuflog und ihm Nachricht gab, daß ihre Schweſter Agnes ſeit geſtern Abend vermißt werde.

Walther nahm alle ſeine Leute, und ritt mit ihnen aus, um von Agnes einige Kundſchaft einzuziehen. Er erfuhr endlich von einem ſeiner Eignen,

daß ſie in einem Gehölze unweit der Burg Felſeneck öfters mit einem ihm unbekannten Ritter Zuſammenkünfte gehabt habe. Dies war wenigſtens hinreichend, ihre Flucht zu erklären. Herr Walther ritt unwillig nach Hauſe zurück, doch dachte er mehr an die unglückliche Agnes als an Marien. Es war in der erſten Morgenſtunde, als er auf Felſeneck ankam. Hedwig ſtand unter dem äußern Burgthore und weinte.

Maria iſt in ihre Einſiedelei gezogen, ſagte ſie zu dem Ritter, und ich durfte ſie nur bis an das Ufer begleiten, und meine Schweſter hat mich auch verlaſſen.

Ich werde dich nie verlaſſen, gute Seele, erwiederte Walther, und ſah ſie an mit einem Blick des innigſten Mitleids. Hierauf erzählte er ihr, was er von ihrer Schweſter gehört, und die Thränen des frommen Mädchens floſſen immer häufiger.

Eine ſtille Trauer ſchwebte ihr über Felſeneck. Wenn der Morgen graute, eilte Walther ans Fenſter, und ſchaute hinab nach der Inſel, ob er die Geſtalt Mariens nicht erblicke, und ſpät am Abend, wenn der Mond die Gegend erleuchtete, lauſchte er, die Stimme ihres Liedes zu vernehmen, aber der

Rhein rauschte einmal wie das andre, und verwehte jeden Ton der Dulderin. — Maria hatte bei ihrem Weggange allen Bewohnern der Burg das Versprechen abgenommen, sie in dem ersten Vierteljahre nicht zu besuchen, bis sie eingewohnt wäre in ihre Einsamkeit. Jeden Morgen schickte ihr der Ritter frische Lebensmittel, welche ein Knecht auf einem Kahn nach der Insel brachte, und am Ufer auf einen Stein setzte.

Der Frühling war izt vorüber gegangen, da sagte eines Abends Hedwig zu dem Ritter:

Morgen sind es drei Monate, seit Marie von uns geschieden ist. Morgen dürfen wir sie besuchen. Das wollen wir, antwortete Walther freudig, und drückte zum erstenmal die Hand des Mädchens an seine Brust. Hedwig erröthete, und eine Thräne entquoll ihrem blauen Auge, die sie zu verbergen suchte. Der Morgen stieg herauf, und sie wandelten beide nach der Insel, und konnten den Augenblick nicht erwarten, wo sie die schuldlose Büßerin wieder sehen sollten. Vor der Thür der Klause lag ein junges Reh, welches Maria an sich gewöhnt hatte, und schien zu trauern. Walther wollte dem guten Thiere liebkosen, aber es blieb in seiner Lage, und sah starr vor

sich hin, als ob man ihm seine Gespielin geraubt hätte. Eine bange Ahndung durchzitterte das Herz des Ritters Sie traten in die Klause. Auf der Strohmatte lag die frommr Dulderin mit gefalteten Händen, und ein Lächeln schien um ihre Lippe zu schweben. Stille, flüsterte Hedwig, und legte den Finger auf den Mund. Ach, sie ist todt, rief Walther, und ergriff ihre kalte Hand: sie ist todt! mit diesen Worten sank er an ihrem Lager nieder. Hedwig stand da, ein Bild des Schmerzes, und weinte und betete.

Unsre Hände sollen die Heilige zur Ruhe bringen, rief Walther, und sprang auf. Da vernahmen sie ein Wimmern — eine bleiche Gestalt mit zerrissenem Gewand und fliegenden Haaren stürzte herein und warf sich zur Erde. Hier will ich büßen und sterben, rief die Gestalt. Hedwig erkannte zuerst ihre Schwester. Meine Agnes, schrie sie auf, und wollte in ihre Arme stürzen!

Agnes starrte sie an und den Ritter und den Leichnam. Ihr seyd es, sagte sie mit dem Lächeln des Wahnsinns. Fragt nicht, was aus mir geworden ist. Meine Sünde kann nur durch Reue versöhnt werden. Diese Heilige wird dort für mich beten,

und wo sie lebte und starb, will ich weinen und sterben. — —

Walther und Hedwig brachten den Leichnam Mariens zur Ruhe, und gaben sich die Hände am Altar. Agnes lebte noch wenige Monathe auf der Insel, und wurde neben Marien begraben, und jede Woche wallten Walther und seine Gattin auf die Insel und trauerten an dem Hügel der Reinen und der Büßerin.

Der Trauring.

Vor vielen Jahren lebte zu Siena ein Jüngling, Guido Tibaldi mit Namen, edel von Geburt und Gesinnung. Die Natur hatte ihn eine schöne Gestalt verliehen, und das Glück einen Ueberfluß an Gütern. Er war aber in dem Alter, wo man allein nicht mehr glücklich iſt, und auch bei dem größten Reichthum. Sein Herz ſuchte Liebe, welche ihm oft genug angeboten wurde, die er aber nie erwiederr konnte. Eines Tages ging er zur Veſperzeit in die Kirche eines Nonnenkloſters, mehr aus Langerweile als aus Andacht. Da ſah er neben dem Altare eine Votivtafel hängen, worauf ein Mädchen vor dem Bilde der Madonna kniete, und wie um Hülfe flehend zu der Himmelskönigin emporſchaute.

Das Mädchen mochte in einem Alter von 15 Jahren seyn, ein holdes, liebreizendes Wesen, dergleichen Tibaldi noch nie gesehen hatte. Er konnte sein Auge nicht wegwenden von dem Bilde, und in seinem Herzen wurde die erste Liebe rege mit ihrer ganzen Allgewalt. Bald kam eine Schwester des Klosters, die Kirche zu verschließen, denn die Vesper war zu Ende; der Jüngling entfernte sich unwillig, und hätte einen Theil seines Vermögens darum gegeben, das Bild mit sich nehmen zu dürfen. Die Frage, wer jene Votivtafel zum Opfer hieher gebracht habe, schwebte ihm auf der Zunge, doch hielt ihn der ernste, fromme Blick der Klosterschwester ab, sie auszusprechen.

Tibaldi ging vor das Thor, und irrte in Liebesträumen durch das Feld. Es war ein schwüler Sommerabend, und am hellen Himmel stieg eine Gewitterwolke auf. Der Jüngling sah nicht den Weg, den er wandelte, und nicht die Wolke, und so kam er in ein anmuthiges Thal, wo ein klarer Bach zwischen Pappeln und Weinreben sich hinschlängelte. In der Ferne lag ein kleines Landhaus von blühenden Gebüschen umgeben. Tibaldi setzte sich in den Schatten einer Kastanie, auf einen Stein nieder,

und seine Seele war noch immer bei dem Bilde in der Kirche. Eine gute Weile saß er so, den Kopf auf die Hand gestützt, als er ein kleines Geräusch vernahm. Drei Frauenzimmer, von einem Diener begleitet, gingen an ihm vorüber, und indem er seine Augen aufschlug, begegneten sie den Blicken des Mädchens, deren Bild er in der Klosterkirche gesehen hatte. Sie war eine von den dreien. Fiebergluth und Fieberfrost durchschauerten den Jüngling, und er dachte nicht einmal daran, die Frauen zu grüßen. Sie nahmen ihren Weg längs des Baches hin zu dem Landhause. — Tibaldi's Augen folgten ihrem Gange, bis der Pfad sich in ein Akaziengebüsch zur Seite bog; jetzt stand er auf, und ging langsam nach, um zu erspähen, ob sie in die Villa gingen. Plötzlich erschreckte ihn ein Gestöhne — er schaute seitwärts, und erblickte einige Schritte vom Wege, an einer Felsenwand, einen alten Einsiedler in einem Zustande großer Ermattung. Das Mitleid siegte in dem Gemüthe des edlen Jünglings über die Unruhe der Liebe. Er näherte sich dem Greise und bot ihm seinen Beistand an. Ach! erwiederte der Klausner, ich bin nur schwach von des Tages Hitze! Ein wenig Wasser aus dem nahen Bach würde

mich erfrischen, und mich in den Stand setzen, meine Zelle zu erreichen, die hier oben auf dem Berg liegt. Tibaldi eilte zu dem Bache, und schöpfte Wasser in die Krempe seines Huts und brachte es dem Einsiedler, der begierig trank. Gottes Lohn! sagte der Alte; Ihr habt mich erquickt, und so muß es Euch wohl ergehen. Kommt Ihr je in eine Verlegenheit, wo mein Gebet Euch nutzen kann, und die Gewalt, die Gott mir Unwürdigen verliehen über die bösen Geister, so nehmt eure Zuflucht zu meiner Klause.

Der Jüngling lächelte. Seyd nicht unglaubig, fuhr der Einsiedler fort. Die guten Engel schützen den Menschen und die bösen suchen sein Verderben. Ich habe in dieser Welt vieles gesehen und erfahren, und mehr mit den unsichtbaren Wesen gelebt, als mit den sichtbaren.

Ehrwürdiger Vater! sagte Tibaldi, und ergriff des Greises Hand: einen guten Engel möcht' ich jetzt wohl zur Seite haben. Kennt ihr die drei Frauen, welche vor einigen Minuten hier vorüber gingen?

Das Lächeln ist nun an mir, versetzte der Einsiedler. Werdet nicht roth. Was allein steht auf der Erde, sucht eine Stutze. Es war die Gräfin

Sylva, die ihr hier sahst; sie ist Wittwe und lebt mit ihren beiden Töchtern auf jener Villa. Die älteste Tochter, Giulietta, wurde vor zwei Jahren plötzlich krank. Es schien dabei nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Die Aerzte wußten sich keinen Rath; da that die Mutter ein Gelübde zu der Madonna bei den Urselinerinnen zu Siena, und das Mädchen genaß in derselben Stunde. Nach diesen Worten sprach der Alte ein stilles Gebet, machte ein Kreuz über den Jüngling, und stieg den Pfad hinan zu seiner Klause.

Tibaldi kam das alles wie ein Traum vor. Unwillkührlich nahm er den Weg nach der Villa der Gräfin, und stand bereits am Gitterthor des Gartens, als das Gewitter losbrach, und ein schrecklicher Regenguß niederstürzte. Er flüchtete in den Garten, und suchte Schutz in einer Laube. Der Gärtner ging eben vorüber. Guter Freund, sagte Tibaldi, das Gewitter hat mich überrascht: es wird mir doch wohl vergönnt seyn, hier zu verweilen, bis es vorübergegangen ist. In alle Wege, antwortete der Gärtner. Das Haus der Gräfin Sylva ist keinem rechtlichen Manne verschlossen, und einem solchen sehen sie ganz ähnlich. Mit diesen Worten eilte der

Mann von dannen, bald aber kam ein Diener des Hauſes, und erſuchte Tibaldi, im Namen ſeiner Gebieterin, in das Schloß zu kommen. Mit zitternder Freude nahm der Jüngling die Einladung an. Sein Herz pochte gewaltig. Zum Glücke fand er die Gräfin allein, die ihn höflich bewillkommte. Als ſie ſeinen Namen hörte, äußerte ſie eine herzliche Freude, denn ſie war mit Tibaldi's Mutter in einem Kloſter erzogen worden. Das Geſpräch wurde nun theilnehmend, man vergaß, daß allmählich die Dunkelheit hereinbrach, und da auch der Regen noch fortdauerte, ſo erſuchte die Gräfin den Sohn ihrer Freundin, die Nacht in ihrem Hauſe zuzubringen, welches der Jüngling mit mühſam verhaltener Freude annahm. Als es zu Tiſche ging, erſchienen auch die beiden Töchter, Giulietta und Roſa, zwei Engelsgeſtalten, jede in eigner Schönheit — aber in Roſa's Blicken lag noch der klare, ruhige Morgenhimmel, um Giulietta's Auge hing ein leichtes Wölkchen der Schwermuth, wie es immer die nahen ſeligen Thränen der Liebe verkündigt. Guido mußte viel erzählen von ſeinen verſtorbenen Eltern, und das gab ihm einige Faſſung; doch verlor er bisweilen den Faden, wenn Giulietta's Auge zu ihm hinüber ſah, und das

Nachfolgende paßte nicht immer zu dem Vorhergehenden in seiner Rede. Das Gespräch kam auch auf den Einsiedler. Die Gräfin pries seine Frömmigkeit und Giulietta erzählte mit dankbarer Rührung, wie er sie durch sein Gebet von einer schweren Krankheit befreit habe. Unterdessen kam die Mitternachtstunde heran, die Gesellschaft trennte sich, und Tibaldi wurde von einem Bedienten nach dem für ihn bestimmten Schlafgemach gebracht, welches die Aussicht über den Garten und das Thal hin hatte. Der Sturm war vorüber gezogen. Hell leuchteten die Sterne, und die Regentropfen auf den Blättern der Bäume und Gebüsche glänzten im Schimmer des aufsteigenden Mondes. Die Düfte der Pomeranzenblüten ergossen sich durch den Garten hin. Kein Schlaf war in des Jünglings Augen, das Zimmer dünkte ihm zu enge, er eilte in den Garten hinab, und schweifte im süßen Weh der Liebe durch Laubgänge und Blumenpfade, die ihn auf einem runden freien Platz zu einem Teiche führten. Neben dem Teiche stand die Bildsäule der Venus von weißem Marmor. Eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor, und beleuchtete zauberisch die hohe weibliche Gestalt, welche ihre Arme aus-

ſtreckte, als ſuchte ſie ein Weſen, um es an ihre Bruſt zu drücken. Der Blick der Göttin ſchwamm in ſüßem Verlangen, und je länger Tibaldi das Bild betrachtete, je mehr ſchien es von einem Lebenshauche beſeelt. Eine wahnſinnige Glut ergriff ihn, es trieb ihn, um den Marmor ſeine Arme zu ſchlingen, und die halbgeöffneten Lippen mit ſeinen Küſſen zu bedecken. Da erklangen leiſe Saitentöne vom Schloſſe her, und in die Saiten ſang eine liebliche Stimme ein frommes Abendlied — es war Giulietta's Stimme. Der Jüngling erſchrak, als hätte er einen Frevel an ſeiner Liebe begehen wollen, ſeine Sinne waren wieder entnebelt — er floh die gefährliche Stelle, wo die Begierde ſein Herz zu umſtricken ſuchte, und eilte auf ſein Schlafzimmer. Die letzten Laute von Giulietta's Geſang wehten noch mit den Wohlgerüchen der Blüten und Blumen durch die ſtille Nacht herüber, und es war ihm, als ſey jedes Lüftchen und jeder funkelnde Stern ein Zeichen der Verheiſſung, daß der Morgen ſeiner Liebe bald anbrechen werde.

Mit der Sonne verließ Tibaldi ſein Lager, und fand die beiden Mädchen ſchon im Garten mit ihren Blumen beſchäftigt. Das Geſpräch wurde bald

munter und traulich, und die fröhliche, dreizehnjährige Rosa schlug vor, sie wollten an den Teich gehen, und Tibaldi sollte sie dort in der Gondel auf und ab fahren.

Ich mag nicht gern dort seyn, sagte Bianka. Mir wird immer so graulich, wenn ich das weiße Marmorbild sehe.

Warum lassen Sie es nicht hinwegnehmen? fragte der Jüngling, und wurde roth, wie vom Bewußtseyn einer Schuld.

Meine Mutter wollte das schon zweimal, versehlte das Mädchen, aber, es ist wunderbar, nie konnte man damit zu Stande kommen, immer zerbrachen den Leuten die Werkzeuge beim ersten Ansetzen. Meine Mutter hielt dies für eine schlimme Vorbedeutung, und so war nie wieder davon die Rede.

Tibaldi wurde nachdenkend. Das ist unkluges Zeug, sagte Rosa. Die Mutter und die Schwester sind furchtsam.

Während dieses Gespräches kam auch die Gräfin, welche gewohnt war, die Frühstunden in der Kühle des Gartens zuzubringen. Es wurden Anstalten zum Frühstücke gemacht, und nachdem Tibaldi einige Früchte genossen hatte, nahm er Abschied. Die

Gräfin lud ihn ein, ſie zuweilen in ihrer Einſamkeit zu beſuchen, was er freudig zuſagte. Er hielt auch treulich Wort, und kam anfänglich die Woche wenigſtens einmal, bald aber auch öfter. Das Geſinde betrachtete ihn derenz als Mitglied des Hauſes, und die Mutter ſprach ſchon bisweilen mit ihm von Familienangelegenheiten, wenn ſie eines Rathes bedurfte, ohne daß noch zwiſchen ihm und Giulietten von Liebe die Rede geweſen wäre.

Eines Tages ſaßen beide auf einer Bank im Orangenwäldchen des Gartens. die Gräfin war eben abgerufen worden. Roſa kam ſchäkernd herbeigehüpft, und ſagte: Ich komme eben aus der Kapelle, und habe die Trauung unſers Pachters geſehen. Hört, wie das ging. Da ſtanden Braut und Bräutigam vor dem Altar, ſie weinte und er lachte. Da ſprach der Kaplan: Dem Menſchen iſt Freud und Leid gegeben. Wenn aber einer ſeine Freude zu der Freude des andern legt, ſo wird ſie größer, und legt er ſein Leid zu dem Leid des andern, ſo wird es geringer, darum gebt euch die Hände. — Mit dieſen Worten nahm ſie die Hände Tibaldi's und ihrer Schweſter, und fügte ſie mit komiſcher Gravität zuſammen. Giulietta wurde glühend roth,

und ſchalt den unzeitigen Scherz ihrer Schweſter. Tibaldi ſah ſie an mit einem ſchmerzlichen Blick —. Giulietta! rief er, und der Ton drang durch ihre Seele: Giulietta! wiederholte der Jüngling mit zitternder Stimme. Thränen hingen an Giuliettens Wimpern. — Leid und Freude hat das Leben, ſagte der Jüngling fort, ich will redlich theilen und redlich tragen helfen.

Sie legte ihre Hand in die ſeinige, neigte ihr Haupt gegen ſeine Bruſt, und ſagte: Sprechen Sie mit meiner Mutter. —

Giulietta meine Gattin! Roſa meine Schweſter! rief der wonnetrunkene Jüngling, und flog in das Schloß. Die Gräfin gab gerne ihre Einwilligung, denn Tibaldi's Vorzüge waren ihr nicht unbemerkt geblieben. Der Trauungstag wurde feſtgeſetzt, und der Bräutigam eilte nach der Stadt, um die Geſchenke für ſeine Braut zu kaufen, und die nöthigen Einrichtungen in ſeinem Hauſe zu treffen.

Der Morgen des Feſtes erſchien. Tibaldi fuhr mit ſeinen Freunden nach der Villa ſeiner Schwiegermutter, und dieſe hatte auch ſchon ihre nächſten Verwandten und die Freundinnen ihrer Tochter aus der Stadt und Nachbarſchaft um ſich verſammelt.

Die Trauung ging vor ſich, und nach aufgehobener Mahlzeit ging die Geſellſchaft in den Garten, um ſich mit mancherlei Spielen zu beluſtigen. Die Mädchen bildeten einen fröhlichen Kreis für ſich, und die Jünglinge, mit ihnen auch Tibaldi, beluſtigten ſich mit Ballſchlagen. So trieben ſie ſich in freundlicher Luſt durch den ganzen Garten, und kamen auf den freien Platz bei dem Marmorbilde. Hier läßt ſichs trefflich ringen! riefen einige, warfen die Oberkleider ab, und forderten die übrigen heraus. Tibaldi war nicht der Letzte bei dem Spiel, denn er hatte ſich in allen Leibesübungen von früher Jugend an geübt, und er wählte den ſtärkſten von ſeinen Freunden zu ſeinem Gegner. Während des ungewiſſen Kampfes fiel Tibaldi's Trauring von ſeinem Finger in den Sand. Er hob ihn ſchnell auf, und damit er ihn nicht verlieren möchte, ſteckte er ihn an den Finger des Marmorbildes.

Die Kämpfer hatten ſich bald abgemüdet, und nun wurde vorgeſchlagen, zu den Frauen zurückzukehren. Unterwegs gedachte Tibaldi ſeines Traurings, und eilte, ihn zu holen. Sein Schrecken war nicht gering, als er zu dem Bilde kam, und ſah, daß der Finger mit dem Ring eingebogen war,

und er ihn nicht abnehmen konnte. Er ſuchte einen Stein, um den Finger abzuſchlagen. Aber als er zurückkehrte, war der Finger wieder ausgeſtreckt, und der Ring verſchwunden. Dem Jünglinge ward es ängſtlich zu Muthe, jedoch beſchloß er, die Geſchichte für jetzt noch zu verbergen, und ging, mit beklommenen Herzen, zur fröhlichen Geſellſchaft, wo er ſich bald wieder etwas erheiterte. Das hochzeitliche Gewühl dauerte bis zur Mitternachtſtunde, die Gräfin führte jetzt ihre Kinder in das Brautgemach, ertheilte ihnen ihren Segen und verließ ſie mit tauſend frommen Wünſchen. Giulietta! ſagte der Jüngling, überglücklich durch Liebe, Giulietta! und wollte ſie an ſein klopfendes Herz drücken: aber plötzlich trat etwas zwiſchen beide, wie eine Nebelgeſtalt, und hinderte ihre Umarmung. Was iſt das? riefen ſie wie aus einem Munde, und ein Schauder durchdrang ihre Glieder. Giulietta! rief Tibaldi, du biſt mein durch Prieſterhand und durch Liebe: kein Gaukelſpiel der Hölle ſoll uns trennen. Zum zweitenmal wollte er jetzt ſeinen Arm um ſie ſchlingen, aber zum zweitenmal trat das geſtaltloſe Weſen dazwiſchen, und er glaubte die leiſen Worte zu vernehmen: Du biſt mir vermählt, denn du gabſt mir

deinen Trauring. Die holde Braut ſtand da, ein Bild des Todes, Tibaldi's Blut war ſtarres Eis geworden. Laß uns zu meiner Mutter gehen, ſtammelte Giulietta: hier iſt Unglück. Er führte die Halbtodte zu der Gräfin, und erzählte die Geſchichte mit dem Ringe. Man berathſchlagte, was zu thun ſeyn möchte. Da gedachte Tibaldi des Einſiedlers, und entſchloß ſich, auf der Stelle zu ihm zu gehen, und ſeinen Rath zu begehren. Die Gräfin billigte dies, und gab ihm einen treuen Diener zur Begleitung, welcher des Wegs zu der Klauſe kundig war. Als ſie auf dem Berge ankamen, fanden ſie den Greis vor dem Kreuze ſeiner Hütte knieen, und mit ausgeſtreckten Armen ſein Morgengebet verrichten. Der erſte Strahl der aufgehenden Sonne fiel auf den betenden Greis, und ſein Antlitz glänzte wie das eines Verklärten. Er erkannte Tibaldi auf den erſten Blick, bot ihm die Hand zum Gruße, und führte ihn in ſeine Zelle. Nachdem er das Anliegen deſſelben vernommen, hieß er ihn getroſt ſeyn, dem Trauring wolle er ihm wohl, mit Gottes Hülfe wieder verſchaffen, und der hölliſche Spuk ſolle ihm und ſeiner Braut nichts mehr anhaben. Aber eines iſt Noth, ſetzte der Eremit hinzu: Euer Herz muß

rein seyn, und keine Schuld darf auf Euerm Gewissen lassen.

Ich habe mich gestern mit Gott versöhnt, und das Abendmahl genommen, erwiederte Tibaldi.

So geht denn guten Muthes diese Nacht zu dem alten heidnischen Tempel hin, der am Ende des Thales gegen Osten zwischen den hohen Pinien steht. Wenn die Glocke die Mitternachtstunde schlägt, wird ein wunderbarer Zug des Wegs zum Tempel hinziehen. Darunter wird ein schönes Weib seyn, und Euch freundlich anreden. Diese hat euern Ring. Laßt Euch aber ja nicht von ihren Liebkosungen täuschen, sonst seyd ihr auf der Stelle des Todes; zieht ihr vielmehr keck und trotzig den Ring vom Finger, und steckt ihn an den Eurigen, und im Nu wird der Zauberspuk verschwinden. Bangt auch keineswegs vor den Schreckgestalten, die ihr sehen werdet, Eure Unschuld und dieses Kleinod werden Euch schützen.

Mit diesen Worten hing er Tibaldi ein kleines hölzernes Kreuz um den Hals, welches dieser auf seiner Brust verbarg, und nun in freudiger Zuversicht nach der Villa zurückkehrte. Der Tag ging

ziemlich heiter hin, denn die Hochzeitgäste waren noch anwesend, aber Giulietta ward immer ängstlicher, je näher der Abend kam, und als die eilfte Stunde schlug, und Tibaldi sich zu dem Gang nach dem Tempel anschickte, da wollte sie ihn nicht von sich lassen, und stürzte auf ihn zu, um ihn zu umklammern. Im Augenblick war die unsichtbare Gestalt wieder da — Giulietta ließ die erstarrten Arme sinken, und fiel ohnmächtig an die Brust ihrer herbeieilenden Mutter. Ich komme, unbekanntes Liebchen, rief Tibaldi voll Ingrimm, schwang sich auf ein Pferd, welches schon gesattelt stand und gefolgt von zwei Dienern, auf deren Muth und Verschwiegenheit er zählen konnte, schlug er den bezeichneten Weg ein. Ohngefähr dreihundert Schritte von dem Tempel ließ er seine Begleiter mit den Pferden halten, und ging allein zu der bezeichneten Stelle. Von dem Tempel stand nur noch die Vorhalle, von zierlichen korinthischen Säulen gebildet — alles übrige war Ruine. Tibaldi setzte sich auf einen Säulenschaft, der am Wege lag, und harrte des entscheidenden Augenblicks. Der Mond goß sein melancholisches Licht auf die Trümmer umher und über die Häupter der Pinien, und tiefes Schweigen herrschte

ringsum, nur rauſchte es hier und da ängſtlich durch die Zweige der Bäume, und mitunter vernahm man einen ächzenden Ton. Eben ſchlug die Glocke einer benachbarten Dorfkirche zwölf — das Licht des Mondes ward bläſſer, die Pinien rauſchten, wie im Sturme, allerlei Stimmen tönten aus dem Haine hervor, und ein Geräuſche, wie von Menſchen und Thieren, wogte die Straße herauf. Der Zug kam allmählich näher. Voran ritt ein Weib von reizender Geſtalt, ganz dem Marmorbilde im Garten ähnlich. Sie ſaß auf einem Maulthiere, und hielt eine goldene Ruthe in der Rechten. Auf dem Haupte trug ſie ein goldenes Netz, und die Haare flatterten losgebunden um ihre Schultern. Ihr Gewand war leicht und durchſichtig, daß es mehr zeigte als verbarg. Ihr folgte ein Troß von loſem, luſtigem Geſindel, männlich und weiblich. Sie ritten auf Tigern und Hyänen, auf Katzen und Ziegenböcken, auch ſaßen einige in Wagen, die von Löwen gezogen wurden. Viele waren bleiche, abgewelkte Schattengeſtalten, andere ſahen Furien ähnlich, und wiederten unzüchtige Geſänge. Thaidi ging dem wilden Zuge einige Schritte entgegen, und faßte den Zügel des Maulthiers, auf welchem die ſchöne Reiterin ſaß. Sie

erblickte ihn kaum, als sie absprang, und ihre Arme gegen ihn ausbreitete. Komm, holder Jüngling, sagte sie, es soll dich nicht gereuen, dich mir vermählt zu haben. Komm, die Nacht ist kühl, ich will dich an meinen Busen erwärmen. Gieb mir den Ring zurück, der dir nicht gebührt, sagte Tibaldi, mit fester Stimme, obgleich ihm das Herz ein wenig pochte.

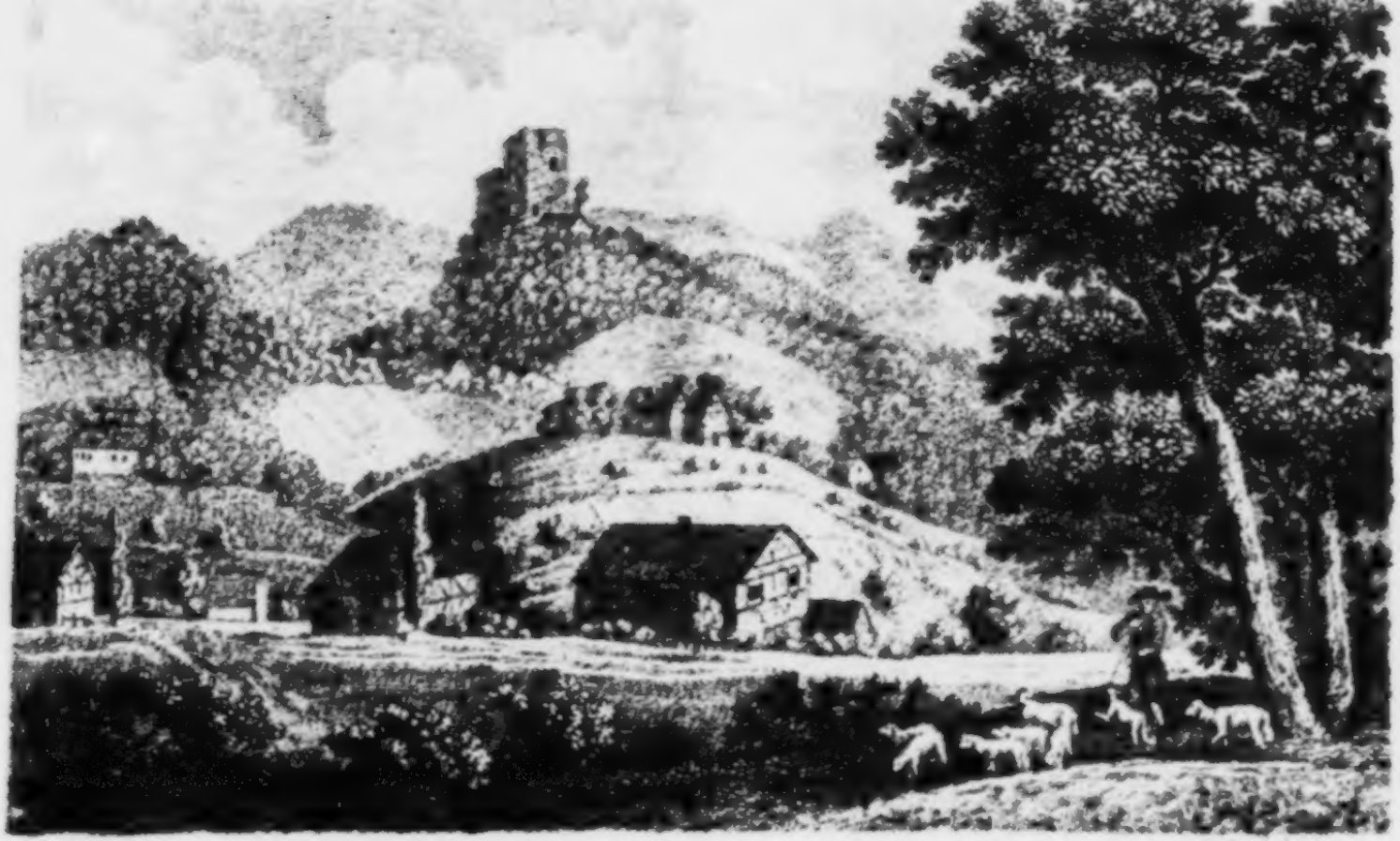
Sieh her, sagte sie, an diesem Finger steckt er. Nimm ihn wieder, wenn du den Muth hast. Mit diesen Worten umschlang sie ihn brünstig, er trank den Zauberodem ihres Mundes, fühlte den lauten Schlag ihres Herzens, aber er dachte an Giulietta, und faßte mit Macht die Hand der Unbekannten, und versuchte, den Ring abzuziehen. Jetzt fingen die Löwen an zu brüllen, die Hyänen und Tiger sprangen an ihm auf, blaue Flämmlein zuckten unter seinen Füßen, der Mond erlosch am Himmel, als die luftigen Begleiter der Furchtbaren schlossen dräuend einen Kreis um ihn: da dachte er noch einmal an Giulietta und an das Kreuz auf seiner Brust, neue Kraft schien seinen Arm zu stählen, er riß den Ring ab, steckte ihn schnell an seinen Finger, und verschwunden war die ganze Erscheinung.

Tibaldi eilte zurück, zu seinem Gefolge, und ob er sich gleich sehr abgemattet fühlte, so überwog doch in ihm die Freude, sich wieder im Besitze seines Traurings zu wissen. Er fragte seine Diener, ob sie nichts gesehen oder gehört hätten? Nicht das mindeste, war ihre Antwort, nur habe sie beide eine peinliche Schläfrichkeit angewandelt.

Im Fluge ging es nun nach dem Schlosse. Die Gräfin war mit Giulietta auf ihrem Zimmer, und beide erwarteten in schrecklicher Unruhe die Zurückkunft Tibaldi's. Als er ins Gemach trat, sprang ihm seine junge Gattin mit einem Freudengeschrei entgegen, sie sanken sich in die Arme, und keines wollte das andere los lassen, aus Furcht, die Erscheinung könnte noch einmahl wiederkehren. Aber sie kam nie wieder.

Am andern Morgen ging Tibaldi zu der Bildsäule, fest entschlossen, sie zu zerstören. Seine Diener folgten ihm mit allerley Werkzeugen. Zertrümmert lag die schöne Gestalt an der Erde, als sie hinkamen, und verwelkt und abgestorben standen umher Pflanzen und Bäume.

Die Gräfin ließ auf dieſer Stelle dem Einſiedler eine Hütte und eine Kapelle bauen, und er wohnte noch einige Jahre daſelbſt. Giuliette und Tibaldi pflegten ihn in ſeiner letzten Krankheit, und ſein Grab war für ſie und alle Bewohner der Gegend die Ruheſtätte eines Heiligen.



Kapell bei Windegg

596 b	נָפוֹץ
23	נָפַח
14. 469 b	נֹפֶךְ
275	נָפַל
260	נָפַץ
245	נָפַשׁ
22	נֶפֶת
274	נִפְתַּל
85	נֵץ
84	נָצָא
256	נָצַב
85	נָצָה
112	נָצַח
85	נִצִּים
376	נָצַל
85	נִצָּן נָצַץ
408	נָצַר
316 b	נִצְּתוּ
325	נָשַׂג
89	נָשָׂה
497 b	נָשׂוֹג
325	נָשַׂק
395	נָשַׂר
93	נָשָׂא
248	נָשַׁב
241	נָשַׁב
93	נָשָׁה
94	נָשִׁים
329 b	נַשִּׁים
331	נָשַׁךְ
780 b	נַשְׁבִּים
381	נָשַׁל
93. 797b	נָשַׁם
482 b	נַשְׁנִי
809 b	נָשַׁסּוּ
[illegible]	נָשַׁת
487 b	נָתַת נָתַתָּה
	ס
73	סָאָה סָאַן
73	סַאסְאָה
491 b	סְאָתַיִם
11	סָבָא
2	סָבַב
3	סִבָּה סָבַךְ
266	סָבַל
208	סְבַר
497 b	סַג
325	סָגַר סָגָה
336	סְגֻלָּה
325	סֶגֶן
352	סָגַר
59	סַד
58	סָדָה סָדִין
100	סָחִישׁ
27	סָחַף
218	סַחַר
72	סָטָה
73	סָטִים
325	סִיג
498	סִיד
Pag. ultima	סִיס
403	סִיר
318	סֹךְ
323	סָבָה
318	סָבַךְ
373	סָבַל
40	סָבַן
498 b	סִבְסֵךְ
352	סָבַר
323	סָבַת

Allemannische

Lieder und Sagen

von

Aloys Schreiber.

Mit 1 Kupfer.

Tübingen,
bei Heinrich Laupp.
1817.

An meine Kinder.

Ihr kennt das Thal, wo meine Wiege
stand,
Im Schatten von Kaſtanien und Eichen,
Ihr kennt die Halden an des Berges Rand,
Wo blüh'nde Reben ſich die Arme reichen.

Hinüber in der Berge grünen Schoos
Zieht mich noch ſtets ein wunderbar Verlangen,
Vom Fremden macht das Herz ſich endlich los,
Und will aufs neu' die Kinderzeit umfangen!

Die Sprache, die mein Ohr zuerſt vernahm,
Im Mutterarm, wird nie in mir verklingen,
Das Bild, das dort in meine Seele kam,
Will mir den Kuß des lezten Friedens bringen.

Du ſchönes Thal, voll Liebe und Geſang,
Ihr Hütten, mit der Armuth ſtillen Freuden,
Laßt mit des Liedes wohlbekanntem Klang
Laßt mich von euch und allen Wünſchen ſchei-
den!

Vorrede.

Von dem kleinen Ösbach bis zum Jurten und den Alpen hin, so weit nähmlich das alte Allemannien reichte, hat sich eine, in ihren Grundtönen gemeinsame Mundart erhalten, abweichend von jedem andern Schwesterdialekt, einfach, treuherzig, wie der Volksstamm, und voll Wohllaut, wie das stille, nach aussen geschlossene Leben der Bergbewohner, auch sind nur diese der alten Sprechart treu geblieben, in der Ebne hingegen hat sich das meiste davon, mit der heimathlichen Sitte selbst, verloren.

Ich bin in einem dieser Thäler des alten Markwaldes gebohren, wo Traubenhügel und Kastanienhalden, fröliche Triften und düstre Hochwälder mit zerstörten oder gealterten Ritterburgen der Kindheit eine poetische Gestalt

geben, und mir jezt noch, in ſpäter Erinnerung, ſchmerzliches Heimweh erwecken. Die erſten Klänge der Kinderzeit bleiben durch das ganze Leben, und zumahl an der Neige deſſelben tönen ſie weit vernehmlicher wieder. Mit den neuaufgefriſchten Bildern des erſten Alters kehrt ſo manches zurück, was das Herz wunderbar anregt, und ſo entſtanden die gegenwärtigen Lieder und Sagen. Ich habe mich aber dabei nicht, wie Hebel, der Sprechart des obern, ſondern des untern Schwarzwaldes bedient, denn nur die'e iſt meinem Ohr und Herzen geläufig, und nachahmen läßt ſich ein Volksdialekt ſo wenig, als das Sonnenlicht in Farbe, oder der Baum in Stein. Lebendig muß er aus der vollen Bruſt klingen, und ſeine zarten, ſinnigen Abſtufungen und Verſchmelzungen ſind der Kunſt überall unerreichbar. Daß in dieſer Sprechart eine Kindlichkeit und Unſchuld ſey, eine Einfalt und Ruhe, wodurch ſie ſchon an ſich poetiſch erſcheinen müße, wird auch dem weniger Kundigen in die Augen leuchten. Dem

Allemannen gilt, als höchstes Sprachgesez, der Wohlklang, daher bei ihm die reiche Abwechslung in einzelnen Formen, aber auch die große Schwierigkeit, diese Mundart schnell zu begreifen.

Nicht unmerkwürdig ist ausserdem, daß die allemannische Sprechart ungleich leichter im Verse zu handhaben ist, als in der Prose, und daß sie sich weit mehr zum Lyrischen als Plastischen neigt. Im Allemannen zeigt sich eine eigenthümliche Mischung von Ernst und Laune, eine inn're Erregbarkeit, die eben so schnell von der Lust als von der Trauer ergriffen wird, eine religiöse Tiefe, welcher oft der heiterste Scherz sich unmittelbar anschließt. Streng geschieden durch seine Berge, seine Armuth und seine einfachen Sitten, scheut der Bewohner des Markwalds die Berührung mit allem, was die freiwillige Beschränkung seiner, in sich nichts weniger als beschränkten Natur aufheben, und vor ihm Aus- und Ansichten öfnen könnte, die ihn nur verwirren, und in seinem Innersten unsicher und zaghaft machen müßten.

Wenn dieser Charakter sich auch in meinen allemannischen Gedichten ausspricht, so kann dies wenigstens dem Beurtheiler die Gewährleistung geben, daß sie keineswegs aus einer Anwandlung von Spiellust hervorgegangen sind. Im Grunde ist die lyrische und romantische Poesie doch nichts anders als eine Gestaltung innerer Lebensmomente, und selbst das Unbekannte knüpft sich darin an dunkle Erinnerungen an.

Das Titelkupfer stellt einen Theil des Dörfchens Kapell mit den Ruinen von Windegg, am Schwarzwald vor, wo der Dichter geboren wurde.

Carlsruhe, im Februar
1817.

Aloys Schreiber.

Inhalt.

Der Vogel	13
Herbstlied	15
Der Esel	17
Beim Grab des Todtengräbers	18
Rückkehr zur Heimath	19
Liebe und Verstand	20
Das Burafräulein	21
Rose und Dorn	23
Klage um die verlorne Geliebte	24
Im Frühling	26
Der Storch	28
Nach einem alten Volkslied	30
Wiegenlied	31
Der Allerseelentag	32
Trost über Untreue	34
Die Heuet	35
Weinlied	40
An einen Todtengräber	42
Schmerz der Trennung	43
Deutung	45
Der März und der April	46
Jägerlied	48
Gleiche Gaben	50
Die Erscheinung	51
An den neugebornen Prinzen von Baden	53
Die Krippe	55
An die Glocke	57

An einen Birnbaum 59
Ehrlichkeit währt am längsten . . 60
Der Regenbogen 61
Der Schwarzwälder 63
Der Knabe Jesus 65
Das Mümmelchen 67
Erklärung der allemannischen Ausdrücke . 70

Der Vogel.

's Vögele wuhnt im grüne Baum,
Still verborje
Vor de Sorje,
Si Lebe es isch e schüner Traum.

's Vögele het vun allem 's beschi!
Himmelslüfte,
Meiedufte,
Un d' Blüjet regentem in si Nest.

Ueberall isch si Tisch gedeckt,
In de Wälde,
An de Hälte,
Un wu si d'Veilod im Gras versteckt.

Wenn d' Blättle tröpfle im Morjethau,
Schüttelts munter
's Schlöfle runter,
Un weckt gli Wibel un Kinder an.

Un g'fallt 's em an einer Stell nit meh,
Ziegths zuer andre:
Lustigs Wandre,
Dübe sin Bluhme, un do ischt Schnee.

Vögele flieg, i geh nit mit!
Schön're Sterne
Het wohl d' Ferne,
Aber d' Heimet se loßt mi nit.

Vögele, findst überall e Nest!
Mir müen blibe,
So ischs g'schribe,
's Hus des Mensche es steht gar fest.

Herbstlied.

's Reblaub grün un roth un fahl,
Guldne Trübel drunter!
Heisa nuhs! im Moriestrahl
Schnide mer se runter.

Buebe, mit de Ständle her,
Meidle mit de Kübbel,
Wenns doch Herbst zwei Munet wär,
's käm es gar nit übbel.

D' Meise singen au, un wön
Ihren Zehnte hohle.
Dencke, daß se Hunger hen,
Bettle isch nit g'stohle.

Guck, do d' Rischli sin so hell
Wie der Thau am Morie!
Gott het gar e riche Quell
In der Erd verborie.

Un der Arbscht er lacht ein an,
Un der Muschketeller!
Werre mer au G'schirr gnue han?
Desmol füllts de Keller.

Wen mer heimthuet, mueß mer do
D' Armuet au bedenke;
Meisle, lin zuem Rezle no
E' paar Zelle hänke.

Gute nu zuem Himmel nuf,
Wiß ner, wem er 's lehne?
Alles schribt er ßißi uf,
Keim soll Unrecht g'schehne.

Der Eſel.

Es iſch e mol en Eſel gſi,
Der het e ſchwere Laſt getrage;
Still ſchliche u' e' paar Räuber bi,
Em Eſelstriber gehts an Krage.
Der Eſel murmelt: „Miner Treu,
Des ſin gar liebe, frumme Herre,
Die mache mi iez frank un frei,
Ich will mi nit degege ſperre.“

Der Eſelstriber iſch kei Held,
Er überloßt de Schnäpphän 's Feld;
Der Eſel will ſi ſchu bedanke,
Doch ſezt ſi g'ſchwind e Sieger uf,
Un haut em Langohr eis in d' Flanke:
Der ander git em au e Puf,
Un ſtost en, wenn er nit will trabe;
So, Berri uf un Berri abe
Gehts mit em Eſel, wie mit Poſt,
Un Schläg un Diſtle ſin ſi Koſt.

Beim Grab des Todtengräbers.

Gel, iez achts au e mol doh abe,
Un 's Sprichwort muos e Wohrwort si!
Hest lang den andre Gruebe grabe,
Am End doh fallst de selber ni.

Rückkehr zur Heimath.

Thal mit dine Rebeg'länd,
Mit de' dunkle Felſewänd,
Heimetlüfte, Heimetſtimme!
's Herz es möcht in Luſcht verſchwimme!

D' Fremde macht ein ſelte froh!
's Lebe het ſi Wurzel doh,
Wu i unterm Blüetrege
An der Bruſcht der Muetter g'lege.

Ueberahl, bi jedem Schritt
Find i halt mi Kinderzit,
Un den alte Gottesfriede,
's iſch, as wär i niemol g'ſchiede.

's Bächle dört, das d' Matte tränkt,
Frogt mi: Heſch au an mi denkt?
D' Bäum, uf die i mengmol g'ſtiege,
Rufche fründli mit de Zwige.

Heimet, g'ändert hesch di nit!
's Herz, des bring i au no mit;
Was der Himmel doh ni g'schribe,
Ist mer unversehrt geblibe.

Miner Kindheit Morjestern
Sieh i iez im Obed gern,
Wer si matt un müed het gange,
Treit jo no em Schlof Verlange.

Liebe und Verstand.

Lieb un Verstand, se künne si numme au gar nit vertrage;
Eine geht jyscht, un der ander will hett; weh dem, den se ziehge!

Das Burgfräulein.

Dèrt uſem Tanneberri
Steht e' verfalles Schloß,
Deh weide in de Flamme
Di Nacht des Ritters Roß.

De quellt e' Felſebrünnle,
Der Plaz iſt kücl un grün:
's Burgfraule kummt am Obed
Zuem Felſebrünnle hin.

Se wäſcht mit friſchem Waſſer
Ihr G'ſicht, wie Milch un Bluet,
Se flecht ihr Heer zue Zöpfe,
Un 's ſieht re gar ze guet.

Se rieft em Edelknabe,
Daß er er d' Zitter bringt,
's erweckt e' lieblis Grane,
Wenn ſe ſo ſpielt un ſingt.

Deh dèrf mer ſe nit ſtöre,
Sunſt het me all ſi Luhn.
Em Kirſter iſch es g'ſchehne,
Er ſeit nit gern deruu.

E' mol, im Rusch, doh nimmt er
's Burgfraule in den Arm;
Der Wi un d' Lieb se macht
Eim au im Winter warm.

Schnell sumst's em vor de Ohre,
Wie us me Immestock,
Un zwische sine Beine
Bäumt si e' schwarzer Bock:

Der rennt mit em dur abe,
Bis an e' Hanfröz hin,
Un wirft en dri, un mäckert:
„Di Rusch wurd bal vergin."

Er isch em wol vergange,
Wie d' Luft noh fremdem Brot!
Hört er 's Burgfräule nenne,
Se wurd er wis un roth.

Un hätts kei Mensch erfahre,
Er aid si beste Reck:
Denn wer en bös will mache,
Seit nu: Wie spricht der Beck?

Roſe und Dorn.

'ſ Röſle wit de brecke?
Aber d' Röſle ſtecke,
Guck, ſin Dorne dran.

„Sei will nit viel ſage!
Wer kei Schmerz kann trage,
Soll au d' Freud nit han.

Klage um die verlorne Geliebte.

Se het de Schleier g'numme,
Un treit e' Nunneg'wand!
Se het e' Ring bekumme,
De nit vun miner Hand!

An so me schöne Brüttle
Hen d' Engel g'wis ihr Freud!
Doch in mim arme Hüttle
Wohnt iez e' stilles Leid.

Am Rei dört, bi der Mühle,
Deh isch ihr Plätzel aü,
Dört usen ihre G'spiele,
Un si isch nit derbi.

Iez bin i, wie vertribe,
Es fremdt mi alles an,
Es leßt mi nünes blibe,
In d' Berri möcht i nan:

Möcht mit em Sterke ziehge
Vun miner Heimet wit,
Doch 's Herz isi schwer z'betriege,
Ihr Bild des ging io mit.

I kanē nit us mer bringe,
'ē iſch mer, wie angethun,
Un was me nit kan zwinge,
Des mueß mer g'währe lun.

'ē kan ſi, zu mencher Zite
Gedenkt ſe miner no,
Gott wurds nit übell bite,
Ihr Herz des blibt em do.

I möcht ſe ummē ſehne
In ihrem ſchwarze Kleid,
Wenn ſe mit frumme Thräne
Ihr Ave Marie ſeit!

Es künnt mer 'ē Herz erhebe
Us ſiner bittre Qual,
Un in mi duſter Lebe
Käm ebe ra e' Strahl.

Im Frühling.

's möcht iez do an alles lebe,
Was si kan zuem Liecht erhebe:
Alle Blühmle schlupfe rus,
Kels blibt in der Muetter Hus.

D' Gräsle möchte Kurzwil tribe,
D' Blüjet will am Baum nit blibe,
Dört zuem Bächle fliegt se nan,
Daß es mit re spiele kan.

Un der Himmel isch so fründli,
Alles schaut ein an so kindli,
Un mer möcht in Lieb un Luscht
Alles drucke an si Bruscht.

's isch, as wär e' Botschaft kumme,
D' Schuld sei vun der Erde g'numme;
D' Gräber selber werre grün,
Un die drin wön uferstin.

Aber lün i no nit störe,
Bis er erscht den Engel höre!
's isch no lang nit euer Zit,
Un der Früeli blibt es nit.

's Blühmle pranat im Hirtikleidle,
's puzt ſi gern, wie alle Meidle,
Aber iſch ſi Feſt verbi,
Schließt's em d' Muetter wider i.

Stimme, die hit fröli ſinge,
Müeſſe morn villicht verklinge,
Un der Baum wurd dürr un gel,
Un der Wurm mahlt drin ſi Mehl.

Doch an Oſtre wurd erſchiene,
Wu au dürre Holder grüne,
Un der Herr im Wetter ſpricht,
Un em Tod ſi Senſ verbricht.

Der Storch.

Mer ſeit: en unvernünftigs Thier, 's iſch wohr,
Der Ochs un Eſel hen nit viel Verſtand,
Doch merkt au 's Thierle, wer em Guets erzeit,
Un mengmol denkts dran länger as der Menſch.
I weiß derum e' G'ſchichtle: wönt ers höre?
Es het e' mol e' Stork vum Kirchthurn
's Neſtliterle ra g'worfe, blutt'e blind.
Se machet's all ſo! wiß ner au, wurum?
Der Vogel, wie der Menſch, muß halt em Tod
De Zehnte gen, ſel het ſi usg'wißt Ding;
Un wenn nu d' junge Störtle us em Ei
Ausſchlupfe, kummt mi Vogeltod deher,
Der uſſeht, wie e' G'ripp vum Hühnerweih,
Un d' Storkemuetter wirft em g'ſchwind eis hin
Vum ſöre Kleine, daß er witer geht.
So hets der Stork au uf em Kirchthurn thun.
Was geſchiecht? in ſellem Ruchblick geht unte
E' Mann verbi, mit ſiner Penn voll Laub,
Un 's Kiterle fallt mitte ni ins Laub.
Der Mann ſeit zue me ſelber: 's kummt mer vor
Faſt wie e' Gottesg'ſchenk! un 's ſieht io g'ſchribe,
Daß une 's Herre Wille nit e' Spaß
Vum Dach ra fallt. Den will er g'wiß erhalte!
So ſeit der Mann, un treit ſi Störkle heim,

Un ziehgt es uf, un Frau un Kinder hen
Ihr Freud am Vogel, un er au an ihne.
Nit lang, se kan er d' Nahri selber suche;
Im Neubruech, uf de Matte un am Tich
Doh findt er alle Ta e' Schnabelweid.
Wie's nuen em Herbscht zuegeht, schickt er si au
Mit de Kamrade an zuer Wanderschaft.
Der Stork het, wie der Mensch, zwo Heimete;
Un winterts in der eine, ziehgt er furt
Zuer andre, wu der Frueli nie vergeht.
Im Hus, doh hen se vielmel an en denkt,
Un g'seit: wu wurd iez unser Störkle si?

Jez merket uf, es isch e' wehre G'schiecht,
Un es kan e' Jedes sich drus e' Lehrstück nemme.
Um Ostre, a' me Sunti Nohmitta,
Doh sitze se im Hof, un hen ihr Lust
An Bäum un Hecke un am blehe Himmel.
Uf einmol kummt mi Stork deher, un fliehgt
Drimol im Kreis rum, un im Schnabel treit er
E' grüne Zwig us e'me fremde Land:
Den loßt er ra zue ihre Fueße falle,
As wot er sage: gelte, daß i euer
Au in der Ferni nit vergesse ha!

I kenn e' Mensche, der hätt's Zwigli schwerli
So wit getrage, un er dunkt si besser,
As so e Stork. 's kummt aber no druf an!

Nach einem alten Volkslied.

Wenns regent, tropfe d' Läuble,
Un 's Vögele wurd naß;
Wit de de Masleid schäuble,
Se geh zuem volle Faß.

Ischs wis in Wäld un Hecke,
Se kummt kei Blühmle für:
Möchst gern e' Meje stecke,
Se geh zuer rechte Thür.

Nit alle Stöck heu Trüble,
Un 's git viel härte Nuß:
Wenn di hübsche Meidle hüble,
Se strof se mit nem Kuß.

Merzlied.

Jez tribe d' Hafle un d' Wide,
Jez mueß mer ſi Pfiffe ſchnide!
Der Bode iſch grün, der Himmel iſch blo,
Wär numme mi Schätzel au do!

Es gruchze ſchun d' wilde Tube,
Un d' Hirte ſinge un hude.
Der Früeli iſch gar e' herrlie Zit,
Morn bringt er mi Schätzel au mit.

's weiß jeder Vogel ſi Plätzel,
's het jeder e' Neſt un e' Schätzel,
Hit ſitze mer z' Gaſt viel Sorten im Huß,
Morn jagt ſe mi Aennele nus.

Der Allerſeelentag.

D' Blätter welke, d' Blätter falle,
Un mer walle
Uf de Gottesacker hin,
Vun de Gräber iſch iez leis meh grün.

'ſ Feſt der Seele, die deh g'ſchiede
Uſ de Lide,
Uſ de Bande ſchwerer Zit,
Des begin mer ſtill un trurig bit.

Alle hen ſe d' Ruch iez g'ſunde; —
Alle Wunde
Höre plözli z' blucte uf,
Legt mer numme Grund vum Kirchhof druf.

'ſ het e' jeds wol vun de Sine
Eis z' bewine,
Jeds zundt bit e' Wachsſteck an,
Denn an d' Todte mueſſe Helle han.

Un wu keine Liechtle brenne,
Alle denne
Schine d' Sterne uf ihr Grab,
Un e' mol grünt jeder Pilgerſtab.

D' Glocke

D' Glocke klinge bit ſo truri,
Un ſo ſchuri
Stige d' Nebel uf im Thal,
Un aus Scheide mahnts iez überal.

Aber d' Nacht kan io nit währe,
Us de Zähre
Us de Thräne blueat e Freudeſeel,
Un zuem Lebe weiß de Weig der Tod.

Troſt über Untreue.

Mi Schätzel will mer untreu ſi,
I ſpring drum nit in's Waſſer ni!
's bißt mencher Fiſch in d' Angel,
An Meidle iſch kei Mangel.

Im Meie gits io Bluehme gnue,
Se winken eim gar frundli zue,
Wenn aber d' Blätter falle,
Se iſchs verbi mit alle.

Doch guckt mer no em Wintergrün,
Eiſch freili nit gar ſölli ſchön,
Doch dients der Treu zuem Zeiche,
Der Schnee machts nit erbleiche.

D' Lieb iſch wie unſ're Schwälmle doch,
Se ziehat de warme Lüfte noch,
Un brücht mer ſe am beſte,
Lauft ſe, was gitz, was heſt 'e.

Die Heurt.

Eine Idylle.

Der Vater.

So! nu künne mer lenzen e' Wil 's kummt do no uf d' Schore.
D' Luft ſe zittert vor Hitz, un der Obed bringt es e' G'witter.

Der Sohn.

Unterem Birebaum dört iſchs kücl, un ſchmekt eim e' Pfiſle.

Die Tochter.

D'Bire ſin kätſch no, aber goldgel hängt eine am Dolder.

Der Vater.

Doh iſch der Wurm drin, nimm du de Krueg, un füll en am Brünnle.
'ſ Waſſer löſcht au de Durſt; Gott Lob, un mer krieges umſunſt no.

Der Sohn.

Guk, do ruſcht en Eſäßele für! 'ſ iſch e' buſperlis Thierle!
Un de Pfifholder dört, den will i fange. — Vez Wetter!

Der Vater.

Heſt de di a'ſengelt? Was Flügel het, leß du en andermel fliehge.

Die Tochter.

G'ſegens i Gott! I ha mer e' Hampfel Surklee gebrocke,

Wen er nit au?

Der Sohn.

E' Glaſel wi des wärmer iez lieber.

Der Vater.

Je, ſo e' Krüegel dört us em Keller, im Schloß uf der Windeck!

Der Sohn.

Vor e' paar hundert Jehr, zur Zit der iſerne Manner,

Het wol e' köſtlicher Trank doh a'legge, aber den Jgang

Sperre iez Dorne un allerlei G'niſt, un d' Fäßer ſin gwis leer.

Die Tochter.

Lät, die in's Holz gin, höre do mengmol Geiſter dran klopfe.

Der Vater.

Glaube mer, was i erzähl, im Keller iſch no e' Richthum.

's möge iez vierzig Johr ſin un drüber, i bin ſo e' Burſch gwe,
Kleiner as du, doh geht am e' Morje der Enkel vum Förſter
Nus uf d' Jagd in den Wolfsbag, un geißt vun doh zue der Windeck.
Müed iez ſezt er ſi nider am Thurn, un trukent de Schweis a,
Un zuem ſelber ſeit er: der Durſt iſch ärger as Hunger!
Wer mer e' Schöppel wot bringe, dem gäb i gern e' Sechsbäzner.
Plözli doh ruſchts im Buſch; wie er umguckt, ſieht er e' Fräule,
's het in der Hand e' Schlüſſel vun Gold, un e' ſilbrige Becher.
's Bürſchel machts Kriz, un rieft in der Angſt: Hilf Jeſus un Maria!
D' Jungfrau loßt ſi nit ſtöre dedurch: ſe lächelt, un winkt em,
Un iez faßt er e' Herz, un folgt er e' bis zuem Keller.
Aber ſe git em e' Zeiche, doch io z'verwilen am Jgang,
Geht, un hohlt em e' Becher vum alte, koſtlige Mundwi,

Der em entgege duftet, wie G'würz us der offene Schublad.
G'segens i Gott, so seit se; er fürselt, un kan vun de Lippe
Nim wegbringe de Becher, bis au kei Tröpfle meh drin isch.
Kinder, iez horche! Es strömt em, wie Fir, durch Mark un Gebei hin,
Un im Herze doh regt si em d' Lieb zuer gastlige Jungfrau.
Aber se luegt en gar trurig an, un schlupft in de Thurn ni.
's Burschel geht heim, doch blibe uf Windeck sine Gedanke.
Wun' er nu hinschaut, sieht er d' Burgfräule, wie se ems zuebringt.
Tägli stigt er uf's Schloß, un kan nim ruege no raste;
Stündli meint er, se müeß vum Thurn ra gucke un kumme.
Aber e' Blendwerk het en bethört; es schreie nu d' Habi,
Die doh nesten im G'mur, un mengmol watschelt e' Dachs her.
Alsg'mach siecht er so hin, un geht zlescht us, wie e' Liechtle.

Hing'ſtreckt het mer en g'funden e' mol, un verbliche am Burgweig.

D' Jungfrau, ſeit me, ſe ſey em am End erſchienen us Mitlid,

Häb em e' Kußmul gen, un im Aucblick ſey er verſchiede.

Der Sohn.

Nei, doh blib i bim Waſſer, un dank für de Mundwi der Ritter.

Die Tochter.

S' iſch en unheimlie G'ſchiecht, ſe leßt mi hinet nit ſchloſe.

Der Vater.

Eh de in's Bett gehſt, nimm Wihwaſſer, un bet e' Vatrunſer!

's heißt nit umſonſt drin: Schüz es, o Herr, vor aller Verſuechung.

Weinlied.

Mer dörfen e' wol trinke,
Er het es vielmol drückt!
Un mencher loßt en blinke,
Der si nie drum gebückt.

Bim Sticke, Letze, Biege,
Isch's Hem nim trucke gsi!
Mer sot de Huet aziehge
Vor iedem Gläsel Wi.

Doch an de Nagel hänke
Wön mer iez alle Braschet,
Un nit an gester denke,
D' Freud isch hit unser Gast.

Im Wi het d' Sunn verborle
Gar wundersame Kraft,
Drum fliehge d' Erdeforle
Vorm frische Rebesaft.

Der Herbst, der mueß en bringe,
No eh der Winter tollt,
Er mueß de Griesgram zwinge,
Daß er e' bissel schmollt.

Faſt an e' Summerrege
Mahnts mi bim volle Glas,
Er ſchwemmt an alle Wege
De Staub vnn Laub und Gras;

Un druf glanzt alles wider
Im helle friſche Grün,
Un Bluhme, Gras un Kräuter
Sin no e' mol ſo ſchün.

Drum lin mers iez au gelte,
S' git gar e' fründli G'ſiecht!
Un 's Gläſel bet nit ſelte
En alte Hader g'ſchlicht.

An einen Todtengräber.

Bisch e' treuer Gottesknecht,
Hest sin Acker guet gebaue,
Un stehts eim inwendi recht,
Kan er der mit Lust zueschaue.

Do isch au kei Plätzle meh,
Wu i künnt mi Haupt hinlege,
Wenn i vun der Aerbet geh,
Un 's Ili Glöckle rieft zuem Seege. *)

Aber Nochber, weisch de wie?
Siehst de 's Grab an seller Ecke?
Ohne Thräne denk i nie,
Was die Bluhme dört bedecke.

's leit e' Pärle doh im Bett,
Nit e' mol der Tod hets g'schiede!
's het mi lieb im Lebe g'het,
's wurd mi au im Grab wol lide?

---

*) Ausdruck bei Katholiken, wenn einem Sterbenden das Abendmahl gebracht wird.

Schmerz der Trennung.

An de Verrig'lände
Guckt e' Hüſel für,
Mit verfall'ne Wände,
's Gras wachst vor der Thür.

's hen e' mol viel Freude
Doh im Stille g'wuhnt,
Aber bittres Scheide
Het mit Thräne g'luhnt.

Furt iſch Se gezoge,
Nun der Heimet fern,
Un am Himmelsboge
Steht mi Unglücksſtern.

's iſch, as träum' i numme!
Wurd Se denn iez nit
An de Lade kumme?
's iſch io Betglock Zit.

Kan i Se nit höre,
Mit der Engelsstimm?
D' Lieb will gern bethöre,
Doch i sieh Se nimm.

's herrscht e' düstre Stille,
Wu sunst Lebe ast,
Numme d' heischre Grille
Zirpsen im Kämi.

Fremde Vögel baue
Am verstörte Dach,
Alles macht eim Graue,
Truri ruscht der Bach.

's Gärtel steht verlosse,
Treuli het Se's g'wart,
Statt der Rose sprosse
Distle mit em Bart.

Doh mueß alles trure,
Ohne Stern un Glück,
In die öde Mure
Fallt kei Sunneblick.

Heim iez, in mi Hüttle,
Geh i mit mim Schmerz,
Gits denn gar kei Krütle
Für e' krankes Herz?

Deutung.

D' Sterbende rede nit irr; mer ſeits wol, aber 's iſch unwohr!
Antwort gen ſe em Geiſt, der ſe abrieft, mir nu verſtins nit.

Der Merz und der April.

Es gault der Merze d' Matte na,
Er rupft e' Strüsle Schleeblueſcht a,
Un ſteckts gar ordli uf ſi Huet,
Un ſeit zuem ſelber: So iſchs guet!

Jez mueß i reiſe wegernan,
Dört kummt ſchu der Aprile ran.
Herr Brueder, nimm du 's Regement,
Für des Johr bet mi Rich en End.

Un wien er ſi nu trolle will,
Deh wirft em burti der April
E' Hampfel Schnee un is in's G'ſicht,
Daß er faſt 's Fir im Elſes ſiecht;

Un regent en, us luter Spaß,
No bis uf d' Hut, wäſchtropfe naß;
Der Merze hopst in d' Sunne ni,
Un ziehgt ſi us, un trukent ſi.

Doch der Aprile lacht derzue,
Er loßt au nit e' Spaß in Ruch,
Un ſtreckt e' Blühmle 's Köpfle rus,
Gli blost er em den Odem us.

's git Lit, ſe tribens ebe ſo,
Un 's Zwergel machts em Rieſe noh;
Se denke halt aus Sprichwort nit:
's währt alles numme kurze Zit.

Jägerlied.

's wurd grün un wis enander noh,
Un d' Meiſe ſinge: Zit iſch doh!
Em Jager ſpringt iez d' helle Luſt
Us Wald un Feld in d' freie Bruſt.

E' Gläsle Brenz, e' Stückle Brod,
's ſchmeckt gar ze guet im Merzeroth!
Un 's Täſchle um, un 's Rohr in d' Hand,
Der Jäger het de ſchönſte Stand.

Nu, Bürſchle, furt, de Hunde a'ſchnalzt,
In d' Berri, wu der Urban falzt.
Faſt blind vor Liebe ſitzt er doh,
Es g'ſchiecht eim ſelber mengmol ſo.

He, ſpürſt de d' friſche Merzeluft?
Gelt, ſo e' Schluckle Kräuterduft,
Der reinigt 's Bluet, un biſch de krank,
Se ſparſt en Apotheker Trank.

Der

Der Menſch iſch nit für d' Stube g'macht,
Er ſoll drin ruchge bi der Nacht,
Am Ta ſoll er in d' Fribeit nus,
Im Himmel iſch au g'wis kei Hus.

Drum loh i mer mi Waldrevier,
Doh g'hör i nümes an, as mir,
Bin Küni unter mine Bäum,
Un alle Sorie loß i d' heim.

Gleiche Gaben.

Es ſingt e' Froſch in ſiner Lach,
Der Eſel ſeit: ſo kan i's au!
Der Geisbock rieft: mi Stimm iſt ſchwach,
Doch liebit un kei Bröſel rau.
En alte Käze ſchreit vum Dach:
Jör ſuehre doh e' dumme Strit!
Wesdweze danken er denn nit
Dem gnete Schöpfer, der es all
Verliehe het ſo ſüeße Schall?

Doh ſeit der Eſel: Sel iſch wohr,
Nun uns thuets keis em andre vor,
Drum ſey der Himmelsvater g'lobt,
Der uns ſo rich un glich begabt.

Die Erſcheinung.

E' fremder Knab iſch kumme,
Mit Härle gel un krus;
So ſchön ſin d' Engel numme
Ins Himmelvaters Hus.

Er het viel Bluhme brunge
Us e' me fremde Land!
Gli iſch mi Wilhelm a'ſprunge,
Un nimmt en bi der Hand.

Se ſpiele, wie zwei Brüeder,
Im guldnen Obedglanz
Se flechte dört vun Flieder
E' groſe, hübſche Kranz.

Un wie nu d' Sunn will ſinke,
Se ſeit der fremde Knab:
Jez mueß i furt, es blinke
Tautröpfle ſchu am Grab.

Er seits, un schnell verschwunde
Isch er im Obedrot,
Un druf, in wini Stunde,
Isch, ach! mi Wilhelm tod.

Der Kranz, der mueß iez diene
Zue siner letschte Ehr,
E' Knab isch em erschiene,
Jez weiß i wohl, wuher?

An den neugebornen Prinzen von Baden.

Am 2. Mai 1816.

Lang schu hen mer uf di g'wart,
Do zuer rechte Zit bisch kumme,
Noh de Stürme, mit de Bluhme,
Wu si 's Lebe offebahrt.

De weisch iez no nits dervun,
Wie viel Herze für di schlage,
Wie viel Händ di möchte trage;
Doch e' mol erfahrsch es schun.

Menche Hofni bringsch de mit!
's het es lang nits möge freue,
Aber wenn si d' Bluesicht will zeie,
Denkt me an e' guete Zit.

Alle Zeiche sin der hold!
Lieb un Treu — de wursch se finde,
Un was die anander binde,
Trennt tei Ise un tei Gold.

So sin uns're Väter gsi!
Schu vor siebehundert Johre,
Hen se dine Vätre g'schwore,
Un mer bliebe au debi.

Wer die Herze het, het's Beſt!
Alte Burle ſin iez Trümmer,
D' Sterne ben no ihren Schimmer,
Uni re Berri ſin no feſt.

Liebes Kind, zuer rechte Zit,
Noch em Winter friſch de Lumme,
Gnad, der Früeli bringt der Bluhme,
D' Himmelszeiche trüege nit.

Die Krippe.

Kumm, i will der d' Krippe zeige,
Siehsch se do in Schnee un Wind?
Der, vor dem si d' Himmel neige,
Isch lez armer Lüte Kind.

D' Muetter möcht e' gern bedecke,
D' Johrzit isch gar herb un rau,
Aber 's fehlt in alle Ecke,
Und 's isch so e liebe Frau.

D' Windle reiche blutte blösli,
De mer siebt em d' Füesle no;
Wie im Dornbusch 's Maierösli,
Lit er in der Krippe do.

Guck, der Ochs un Esel ehre
Den, der ihne 's Lebe git,
D' Thier erkenne ihren Herre,
Nu der Mensch erkennt e' nit.

Dört der Engel het guet singe,
(Un si Wort isch g'wis kei Lüeg),
Daß er wöll de Friede bringe,
D' Mensche wön so numme Krieg!

Aber d' [illegible] kumme
Mit de [illegible] us der Fern,
Sie nu ben de Ruef vernumme,
's Kindel het ſis gliche gern.

Guck, wies Meidele ſo munter
's Kerbel mit de Cier [illegible],
's [illegible] tieht ſi Käpple runter
's weiß wohl, was em d' Muetter gſeit.

Wihnachtäpfel bringts un Trübel,
's het ſ'e in der Mutti g'dan,
Un e' gmäli Ringeltübel,
's hängt em gwis ſi Herzel dran.

Aber 's Kindle kan nur freue,
Was mer us em Herze git.
Solle mer es Blumme ſtreue,
Wenns für uns uf Dorne lit?

An die Glocke.

Glock, de klingst so fröli,
Wenn der Hochzitreihe
Zu der Kirche geht!
Glock, de klingst so firli,
Wenn am Sunti Morze
's Feld verlosse steht.

Glock, de klingst so tröstli,
Wenn de riefst am Obed,
Daß es Betzit sey!
Glock, de klingst so truri,
Wenn de riefst: e' bittres
Scheide isch verbei.

Sprich, wie kansch di freue,
Un wie kansch de klage?
Bisch e' todts Metall.
Aber uns're Lide,
Aber uns're Freude
De verstehsch se all!

Ebes wunderbarli's,
Was mer nit begrife,
Het Gott in di g'legt.
's Herz, es müeßt versinke,
Du, de mueßt em helfe,
Wenns der Sturm bewegt.

An einen Birnbaum.

Blueschet un Früechte heß getrage,
Hesch mi g'labt an menge Tage,
Lieber Baum, es geht mer noh,
Aber guk, di Zit isch doh.

Un i will di ordli ehre,
Solsch mi Hochzitbettlad were,
Un der Pfarrer segent di
Grad so, wie mih selber i.

No zwei Bretter muesch mer schenke,
De mer mueß an d' Wag an denke;
Un der Stork bringt übers Johr
Ebes Klei's, sel isch kei G'sohr.

Un nu bruch i no vier Brettle,
Zue me niedre, schmaie Bettle!
's isch villicht dermit no Zit,
Doh nit alle Weig sin wit.

Sie un ich, wir wön drin schlofe,
Ruebiger as Fürst und Grofe,
Hübsch mit Bluhme zuegedeckt,
Bis der Engel kummt, un weckt.

Ehrlichkeit währt am längſten.

Ehrlichkeit währt am längſte, ſe ſeit mer! wit
ner, wurum an?
Wil mer ſe nit vil bruckt, nuzt ſe ñ au nit
viel a!

Der Regenbogen.

Siehſch de, Kind, de Regeboge?
Guk nu, dört vum Eichewald
Ueber unſer Käſtebald
Het er der ſi Rad gezoge.

Gel, des iſch e' Pracht vun Farbe,
Un e' Schimmer un e' Glaſt!
Weiſch de, Kind, es g'mahnt mi faſt
An d' Kornblubme in de Garbe.

Wie der Noeh d' Arch verloſſe,
Hat er en Altärle baut,
Und zuem Herre uffe g'ſchaut,
Der em nie ſi Ohr verſchloſſe.

Hätt au gern en Opfer brunge,
Aber 's G'ſäß des het em g'fehlt,
Un doch iſch am Himmelszelt
's erſtmol ſo e' Kreis entſprunge.

Un e' guldne Schaal iſch g'floge
Uf em Kreis, ihm grad in d' Hand,
Un es iſch ſi ſchlechtes G'wand
Worre, wie der Regeboge.

Noeh het iez mit de Sine
E' Johannesfirle g'macht,
Un in Herrlikeit un Pracht
Isch der Herr debi erschiene.

Un znem Noeh het er g'sproche:
Guk, e' Zeiche sez i fest,
Wil de Friede mit mer hest!
's Wort, des ha i niemol broche.

Un der Herr het's Wort au g'halte:
Denn der Regeboge steht,
Wenn Gott au im Wetter geht,
Un er loßt de Zorn nit walte.

's fallt au iez no 's Opferzeiche
Us em Friedesboge ra,
Un, wie am e' heilje Ta,
Ruschts unsichtbor in den Eiche.

Aber 's gulde Blättel finde
Kan zither kei Erdesun,
's isch ne blos um 's Gold ze thun,
Seldrum mueß es gli verschwinde.

Der Schwarzwälder
bei ſeiner Heimkehr aus dem Kriege.

Jez bin i au im Welſchland g'ſi!
Ditſch hen mer mit de Welſche g'ſproche;
Se hen es au kei Reſe broche!
Doch g'fallt mers gar nit überm Rhi.

's Land het der lieb Gott herrli g'macht!
Im Himmel iſch kei beß're Byde,
Nu d' Menſche ſin em faſt vergrote.
Es ſchudert mi, wenn einer lacht.

Im Bueſe din iſch's nit recht g'hür!
Wer einmol Bluetſchuld uf ſi g'lade,
Der kan ſi Hand nim ſufer bade,
Un 's ſchwebt em gar viel Grueligs für.

Drum hen ſe au nit möge b'ſtin,
Wie der doh obe G'richt het g'halte,
Er winkt nu, wenn die Böſe ſchalte,
Un all ihr G'walt iſch plözlig hin.

In unſ're Verri wild un rau
Wurd niks vum Rechte anderſcht g'ſchriebe:
Wer ſin bim alte Gott gebliebe,
Un ſo bim alte Herre au.

Hilft's Glück nit, hilft en andret doch!
Wer will ſi wider ihn erhebe?
Un alles leit io nit am Lebe,
Wer hen wol ebes beſſers nech.

Der Knabe Jeſus.

Eine Legende.

E' mol, am Samſti z' Obe, geht
Der Knab der Jungfrau us Nazareth,
Vors Thor: doh triebe d' Kinder ihr Spiel.
Es ſammle ſi hal der Knabe viel,
De kleine Jeſus ben alle gern,
Denn wu er wandelt, iſch d' Freud nit fern,
Si Antliz ſtrahlt gar liebli un mild,
Er iſch ſiner huldige Muetter Bild.
'ſ Jeſeskind nimmt iez d' Hand voll Lett,
Un knätet Vögele druſ, gar ze nett;
D' andre mache's em fröli noh,
Aber es kans drum Keiner ſo.
Se ſpiele lang, recht wolgemueth,
Doh kummt e' alter Hebraer her,
Mit ſchwarzem Bart un ſchwarzem Bluet,
Er ſieht ſo grimmi us, wie e' Bär.
„Ihr Heidekinder, wer het i g'lehrt,
Daß mer de Sabbes ſo wini ehrt?
Gwis iſch der Jeſus, der Gelkopf, ſchuld,
Aber i will em ſchon — nu Geduld!"
So ſchreit der Jud, un nimmt ſi Stock,
Un ſchlägt uf der Knabe ihr Spielwerk ni;

Der kleine Jesus schüttelt si Rock,
Un d' Vögele alle rege si:
Se flattre in d' Höh, un singe lut,
Em Alte lauts kalt uber d' Hut,
Lana sieht er, fast wie versteinert, doh,
Un gukt de kleine Vögele noh;
Un d' Kinder lache, un klatsche in d' Händ,
Jesus aber sich zu em wend,
Un seit: Hit isch des Vaters Ruch,
Doh schaut er de Spiele der Kinder zue.

Das Mümmelchen.

Ein allemanniſches Mährlein.

Obe uf de Hornesgründe iſch e' See, de mer de Mummelſee heißt, denn vor Zite hen Mümmele oder Seewible drin g'wohnt. E' junger Hirt het mengmol in der Näh ſi Küeh un Schof g'hüet, un e' Liedli g'ſunge. 's iſch e' ſufrer Bue g'ſi, mit gele, kruſe Hore un e me G'ſichtle, wie Milch un Bluet. E' mol, gege Obed, do kummt e' Junfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het ſe en Schleier trage. D' Junfrau ſetzt ſi zuem Hirte, un ſeit: 's iſch do guet leuze, 's Moos iſch weich, un 's weiht e' kuel Lüftli us de Tanne her.

Der Hirt het nit 's Herz, ebbes z' antworte; ſo e' ſchüns Frauebild het er ſi lebti nit g'ſehne, un's wurd em faſcht wunderli d' Sinn. Do gukt ſe en an mit ihre große, ſchwarze Aue, un mit ihrem Mündle, wie Grieſe ſo roth, un ſeit: Mögſcht mer nit e' Liedle ſinge? do hobe hört mer nit's as d'wilde Waldvögel.

Em Hirt ischs lust nit singeri g'si, aber er het do ang'sange:

Es schwimmt e' Rösli, so wiß wie Schnee,
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch guckelt numme e' Sternle runter,
So duckts au gli si Köpfle unter.

Witer het er nit singe künne; denn 's Mümmele het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee uf de Gründe wär schu im Merze dervun g'schmolze. Wenn mer aber Fir zuem Strauthuet, so brennts, un mit em lösche isch's so e' Sach. Kurz un guet, der Hirt verplempert si in's Seewibel, un si isch au nit vun Stahl un Ise g'si.

Aber alles in Ehre! Se hen kurzwilt, un Narrethei triebe, un am End isch der Hirt kek wore, un het em Mümmele e' Schmuzle gen, un se het em seldrum d' Aue nit uskrazt. Bim Abschied aber het se zu em g'seit: Wenn i au e' mol nit kumm, se blib mer vum See weg, un rief mer nit.

E' Zit lang isch's so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wer jetzt allewil klor blibe, aber hinter em isch e' gar schwarze Wolk ufg'stiege. E' mol loßt si mi Mümmele zwin Tag mit keim Au mehr sehne, un do isch's em Hirte winne un weh wore; denn mit der Lieb isch's, wie mit em Heimweh; mer kann debi nit ruege noch

raſte, und mer ſot glaube, böſe Lüt hätte's eim angetun. Z' letſcht launs der Hirt nimm usbalte, un lauft an de See: do gute en d' Seeröſle an, as wenn ſe Mitlid mit em hätte; er merkts aber nit, un rieft d' Jungfrau bim Namme. Uf eimol wurd 's Waſſer unruebig, un us'm See kummt e' Zeterg'ſchrei, un er färbt ſi mit Bluet. De Hirte wandelt e' Gruſen an — er lauft in d' Berri ni, wie wenn en e' Geiſcht jage thät, un vun de Zit an het me nits meh vun em g'ſehne no g'hört.

Erklärung
der allemanniſchen Ausdrücke.

A, ſtatt an, wenn es an ein andres Wort gehängt wird, z. B. a'me, an einem.

Aue, Augen.

Arbſcht. Die blaue Burgunder-Traube.

As, als.

Benn. Ein halbrunder, tiefer Korb von ſenkrecht ſtehenden Weidenſtäben, der auf dem Rücken getragen wird.

Berri, Bera und Berge, von Bári, (Kaum) zu unterſcheiden.

Bicie, biegen, die Arbeit am Weinſtock, wenn ſeine Ranken in Bogen gebunden werden.

Blo, auch Blou, wo aber das u kaum gehört wird, blau.

Bluefcht, Blute, einſilbig. Auch Blüetet.

Blutt, blos. Blutte blind, von Vögeln, wenn ſie kaum dem Ei entſchlüpft ſind.

Blutte blößli, kaum, äußerſt wenig.

Brafcht, körperliches- und Seelenleiden.

Brent, gebranntes Waſſer.

Bröſel, wenig. Kei Bröſel, gar nicht.

Brüttle, Diminutiv von Brutt, Braut.

Busperli, rührig, ſehr beweglich.

D.

De, du.

Devun, devun, davon. Das n am Ende iſt hier, wie in den meiſten Fällen, kaum hörbar.
Dolder, Wipfel, Spitze.
Durabe, durch hinab.

E.

Eſäſſele, Edere.
Em, ihm, dem
Er, ihr, in der vielfachen Zahl. Wenn von Frauen die Rede iſt, wird wie gewöhnlich ein e angehängt. Z. B. gib ihr, gib ere. Zu Anfang eines Sabes hat das E in Er den Mittellaut zwiſchen E und J.

F.

Furti, Feiertag.

G.

Geiſe, Klettern.
Ghür, ſicher, rein von Geiſterſpuck.
Giſt, gibſt. Was giſte, was heſte, was gibſt du, was haſt du, Sprüchwort.
Gländ. Ein Stück Landes.
Glaſcht, Stimme.
Gli, gleich.
Glizern, glänzen.
Gmäli, zahm, zutraulich, allgemach.
Gniſt, verworrenes oder gehäuftes Strauch- und Wurzelwerk.
Gnue, (einſilbig) genug.
Goldſchuhm, Goldſchaum.
Grieſe, Kirſchen.
Grund, Erde.

Gründe, die Kuppen der Hochgebirge.
Gsi, auch gwe, gewesen.

H.

Habi, Habicht.
Halde, Anhöhe von sanfter Abdachung.
Hampfel, Handvoll.
Hanfröz, Grube, worin die Hanfstengel gebeizt werden.
Hem, Heu, haben, außer im Infinitiv, wo es han heißt.
Hesch, hast.
Hinet, Hinischt, heute Nacht.
Hobe, oben.
Hört, hart.
Hoor, Haar.
Huben (das h stark betont) blasen, durch die hohle Hand oder ein Rohr.
Hüble, Jemanden aus Neckerei das Gesicht schwärzen.
Huet, (einsilbig) Hut.
Hurti, Achtwind.
Hutt, Haut.
Hußel, Huß, Haus.

J.

Immestock, Bienenstock.
Iß, Eis. Der Ton ruht auf i.
Ise, Eisen.

K.

Kästbald, Kastanienwald.

Kätsch,

Kätſch, unreif.
Klamm, ſchmaler Einſchnitt zwiſchen zwei Höhen.

L.

Lebti, Lebtag.
Leit, auch Lit, liegt.
Lenze, hingeſtreckt ruhen, recubare.
Lese, den Boden mit der Hacke umgraben.
Lit, läutet.

M.

Masleid, Verdroſſenheit, Ueberdruß an etwas.
Matte, Wüſte. Es geht d' Matte nah, es geht zum Ende.
Mer, man.
Muse, Maus.
Mutti, ein verborgener Ort, wo das Obſt in Heu oder Stroh aufbewahrt wird.

N.

Nari, Nahrung.
Neste, niſten.
Nestlitterle, das jüngſte von beſiederten Thieren.
Neubruech, neuangebautes Bruchland.
No, noch.
Nob, nach.
Nu, auch numme, nur.
Nünes, nirgend.
Nus, hinaus.

O.

Obe, Obed, Abend. Z' Obe, am Abend.

P.

Pfifholder. Schmetterling.

R.

Ra, herab, hinab.

Rei, Hain, auch Schwall.

Nehle, Trauben, Nüsse, Aepfel, ꝛc. welche beim Einsammeln übersehen wurden, aufsuchen und abnehmen.

Ruege, ruhen.

Ruschli, Rißling.

Rusch, Rausch.

S.

Schäuble und Scheible, verscheuchen.

Schmeile, Lächeln.

Schnabelweid, willkomm'ne Nahrung.

Schoore, die lange Linie, in welche das Heu mit dem Rechen gebracht wird.

Schutre, schaudern, kalt überlaufen.

Schu, auch Schun (mit kaum hörbarem n) schon.

Schwälmle, Schwälbchen.

Se, sie und so.

Seit, sagt.

Sell, selbiges, dieses.

Senale, das Brennen der Nesseln.

Si, sich und sein.

Sieht, (den Ton auf ch) sieht.

Singeri, um's singen.

Söllt, sehr.

Soot, Saat.

Sot, sollte. Sotte, solltet.

Ständel, Stande, ein hölzernes Gefäß, welches auf dem Rücken getragen wird.

Stiche, den Weinstöcken im Frühling die Pfäle wieder geben, welche vor Anfang des Winters weggenommen worden.

Strau, Stroh.

Sufer, hübsch.

Sürfele, schlürfen.

Sunti, Sonntag.

T.

Trübel, Traube,

U.

Uſa'wißt, uſa'wißt Ding, Weißthum, herkömmlich, a'sezlich, etwas, wogegen keine Einrede statt hat.

W.

Wegernan, weiernan. Leider ja, wohl wahr.

Weig, (einsylbig) Weg.

Wer, werde oder würde.

Wide (der Ton auf i) Weide.

Wie'n, Wie'n er, wie er nun.

Winni, wenig.

Winne und weh, unleidlich.

Wi, Wein.

Wönn, wollen in der gegenwärtigen Zeit. In der dritten Person der vielfachen Zahl — wönnt.

Wu, wo.

Z.

Zellie, Zelge. Ein Zweiglein am Weinstock mit wenigen Beeren.

Zwin, zwei.

Tübingen, gedruckt bei Hopfer de l'Orme.

Druckfehler.

Seite 35 Z. 16. Die Heuet ſt. Die Heurt.

Sagen

aus den

Gegenden des Rheins

und

des Schwarzwaldes.

Gesammelt

von

D. Aloys Schreiber.

Zweyte sehr vermehrte Auflage.

Heidelberg, 1829.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An Ludwig Tiek.

Es war eine schöne Sitte, die sich leider, wie so manches Löbliche, zu verlieren anfängt, daß die, welche an Heilquellen zusammentrafen, sich einander kleine Geschenke machten zum Andenken. Lassen Sie mich diese freundliche Sitte erneuern. Das schöne Thal von Baden ist Ihnen lieb geworden, und es bedarf wohl keines sichtbaren Zeichens, um Ihnen eine heitre Erinnerung davon zu bewahren. Ich möchte jedoch diese Erinnerung für mich in Anspruch nehmen. Die Gabe ist unbedeutend, wie ein Badegeschenk seyn soll, aber sie kommt aus dem besten Herzen, und ich freue mich im Voraus, Sie künftig wieder in der alten Aurelia, am Born der Najade, die in ewiger, frischer Jugend lebt, mit Deutschem Handschlage begrüßen zu können.

Baden am 1. October 1823.

A. Schreiber.

Vorrede.

Ein Theil dieſer Sagen ſteht bereits in meiner Rheinreiſe und in meiner Beſchreibung Badens; der gröſsre Theil erſcheint hier zum erſtenmale. Viele derſelben ſind Erinnerungen aus meinen Kinderjahren. Das Wunderbare lebt lange noch in den Bergen fort, wenn es in der Ebene längſt untergegangen.

Bey ihrer beſtändigen Wanderung im Munde des Volkes muſs ſich die Sage fortwährend neu geſtalten, und häufig ihre Oertlichkeit verändern. Daſs Grund und Boden meiſt hiſtoriſch ſind, darf bey der Aufzeichnung nur wenig in Betracht kommen, denn eine Sichtung und Sonderung würde ihr Weſen aufheben, und ſie zur Mumie machen. Die Geſchichte iſt ein Vergangenes und Unveränderliches,

die Sage aber ein Gegenwärtiges und Fortlebendes, darum verändert ſie ſich unaufhörlich, wie alles Leben. Wo die Burgen unſrer Väter ſtanden in ihrer Stärke und Herrlichkeit, da ſind noch die Trümmer zurückgeblieben, und wo tapfre Ritter und züchtige Frauen gewandelt, wohnen jetzt noch ihre Schattengeſtalten. Dadurch knüpft ſich das Unſichtbare an ein Sichtbares, und die Einbildungskraft lüftet neugierig den dunkeln Schleier, der die Geiſterwelt bedeckt.

Was von dieſen Sagen früher gedruckt war, hat Herrn Carl Geib Stoff zu Balladen und Romanzen geliefert. Ich muß das darum anmerken, damit nicht mitunter ein Leſer auf den irrigen Gedanken gerathe, ich hätte Herrn Geib nacherzählt.

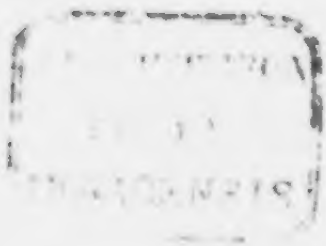
Sagen

aus

den Gegenden des Rheins

und des

Schwarzwaldes.



1.

Kaiser Friedrich I. und Gela.

Der edle, ritterliche Hohenstaufe, Friedrich Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erst drey und zwanzig Jahr alt, und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer seiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Brust des Jünglings eine heftige Liebe, die bald sein ganzes Wesen erfüllte. Eines Tages begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingerissen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand, und sagte, mit fast zitternder Stimme: Schöne Gela, ich lieb' Euch, und kann es nicht länger verbergen.

Die Jungfrau stand da, hocherröthend und verwirrt, und schlug die Augen nieder. — Zürnt nicht, rief Friedrich, und drückte ihre Hand an seine Lippe und entfernte sich eilig.

Von dieſer Stunde an ſchien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübſinnig und faſt menſchenſcheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte die Urſache errathen. Die ſchöne Gela allein wußte recht gut Beſcheid, aber das Geheimniß lag wohlverwahrt in ihrem Buſen.

Eines Abends begegneten ſich beide in einem einſamen Gehölz an der Kinz. Gela ſuchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schweſter. Friedrich grüßte ſie ehrerbietig — doch als ſie auf dem ſchmalen Pfad an ihm vorüber ging, und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor ſeinen Blicken; mit einem dumpfen Ach taumelte er gegen einen Baum, und hatte Mühe, ſich an dem Stamm deſſelben aufrecht zu erhalten.

Gela wurde ergriffen von ſeinem Zuſtande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und ſagte:

Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burgkapelle.

Friedrich fand ſich bald nach Mitternacht an dem beſtimmten Ort ein, denn der Schlaf flob ſeine Augen. Gela erſchien, mit dem erſten Hahnenſchrey. Sie zog ihn ſanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, ſetzte ſich neben ihn, und ſagte:

Ihr liebt mich, und ich mag Euch nicht verbergen, daß ich Euch auch liebe, wenn ich ſchon nicht die Eurige werden kann, denn Ihr müßt Euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen oder Herzoge —

Friedrich wollte ſie unterbrechen, aber ſie legte ihm ſanft die Hand auf den Mund, und fuhr fort:

Ich mag nichts haben außer dieſer meiner Liebe, Ihr dürft Euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte iſt heilig, und wenn ich fehle, ſo iſt mir die Mutter des Erbarmens nah. Ich will Euch, wenn Ihr's wünſcht, jeden Tag, in eben dieſer Stunde und an eben dieſem Orte ſehen — aber ſonſt nirgendwo ohne Zeugen. Unſere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte ſie einſt mit hinüber nehmen, wenn ich ſcheide.

Der Jüngling ſchaute ſie an, wie ein höheres Weſen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegoſſen. Er hätte jetzt alle ſeine Anſprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabſcheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht unterſank im Strom weicher Gefühle. Die Liebenden ſahen ſich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte, in ſtiller Seligkeit, an Gela's Wange, an Gela's Buſen, doch ſtieg nie eine unreine Begierde auf in ſeinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kai-

ser Konrad mit einem grossen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit sey, der Ehre seine Schuld zu bezahlen. — Unsere Liebe ist ewig, rief der edle Hohenstaufe, und bot ihr die Hand zum Abschied. Ewig, sagte Gela und sank an seine Brust.

Er ging nach Palästina, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinz zurück. Sein Vater war inzwischen gestorben, und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich suchte seine Gela auf, aber sie hatte den Schleyer genommen, und er fand nur einen Brief von ihr, des Inhalts:

„Du bist Herzog, und mußt Dir eine Gattin „wählen. Ich habe ein glückliches Jahr gelebt, „und dies reicht aus für mein übriges Leben. „Unsere Liebe ist ewig.“

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten seiner Geliebten, und schwur, ihrer werth zu bleiben. Gela's Brief trug er beständig auf seiner Brust, und als er, nach einigen Jahren, sich verehlichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er sie nie lieben könne. An der Stelle, wo er seine Geliebte im Gebirg gefunden, legte er den Grundstein zu einer Stadt, und nannte sie Gela'shausen, und in diesem Namen bewahrt sich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenstaufen.

2.

Falkenſtein.

Hinter dem ehrwürdigen Krenenberg, nicht weit vom Aarkönig, ſieht man, auf einer Felſenſpitze, die einſamen Mauern von Falkenſtein. Stille Trauer ſchwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindroſſel bewohnt. Die Burg war, in alter Zeit, faſt unzugänglich, und nur ein einziger, jäher und ſchmaler Fußpfad führte an das äußerſte Thor derſelben. Damals wohnte hier ein Ritter von düſterm Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die ſchön war und leutſelig, und wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüſte vergleichen konnte, ſo erſchien ſie wie der Stern des Abends, der über dem öden Geſtein ſchimmert. Wer die holde Irmengard geſehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geſchäft auf die Burg Falkenſtein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte ſteckten ſchnell ſein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, ſagte er zu ſich ſelbſt: Ich will um ihre Hand werben.

In dieſer Abſicht machte er, nach einigen Tagen, einen zweyten Beſuch auf Falkenſtein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie ſtanden miteinander in einem Bogenfenſter, und ſahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — Keine Burg liegt ſo ſchön, wie die Eurige, ſagte Kuno, aber der Weg herauf iſt gar zu beſchwerlich.

Es hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu gehen, verſetzte der alte Falkenſteiner, etwas ſpitz.

Wohl hat mein Herz mich gezwungen, erwiederte Kuno. Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren.

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein ſchlimmes Zeichen. — Herr Kuno, ſagte er nach einigem Stillſchweigen, Ihr ſollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.

Ich gehe ſie im Voraus ein, rief der verliebte Jüngling.

Wohlan, ſagte der Ritter von Falkenſtein, ſo laßt einen bequemen Weg in dieſen Felſen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieſer Felſenweg gemacht werden, hört Ihr's?

Kuno ſtutzte — der Alte ſchmunzelte, faſt etwas tückiſch; und ſie ſchieden, eben nicht traulich, von einander.

Aber der Ritter von Sayn war verliebt, und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, und rief dort seinen alten, treuen Steiger, und trug diesem den Fall vor. Der aber schütteite den Kopf und sagte: Ich kenne das verwünschte Felsennest; und wenn Ihr dreyhundert Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk nicht in sechs Nächten zu Stande, geschweige denn in einer.

Kuno setzte sich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem er, zufällig, die Augen erhob, sah er ein kleines, altes Männchen vor sich stehen, mit weißem Haar und Bart.

Ritter von Sayn, sagte das Männchen, ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann, aber das Handwerk versteh' ich besser.

Wer bist Du?

Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolte und Berggeister, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig lustiger und behender sind wir, als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden,

und es wäre uns ein Kinderſpiel, den Felſenweg auf die Burg Falkenſtein in einer Stunde zu machen.

Wenn Du das könnteſt und wollteſt —

Ich kann und will es, fiel das graue Männchen ein; gegen eine Erkenntlichkeit, verſteht ſich. — Laß Deine St. Margaretbengrube hier abhütten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, ſo kommen ſie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlaſſen. Du ſollſt dabey nicht verkürzt werden: das Gebürg dort zur Linken iſt reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magſt. Sie ſtreichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeiſter aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die ſchöne Irmengard geben, und das graue Männchen verſprach ihm die Erfüllung ſeines Wunſches auf den nächſten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hauſe, aber auf der Burg Falkenſtein ſaß die holde Irmengard gar traurig am Fenſter, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um ſie angehalten, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war ſchon ſpät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke ſchlug eilf — da mit Einem glaubte ſie das Geklirr und Geräuſch von

Brechiſen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff ſie, allein ſie hatte nicht den Muth, aus dem Fenſter zu ſehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöſe hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. — Ich glaube der Herr Ritter von Sayn iſt toll geworden, ſagte er, und haut mir meinen Felſenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf und ablaſſen müſſen. — Mit dieſen Worten öffnete er ein Fenſter — da erhob ſich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forſts ſchüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenſter flogen klirrend auf, und ein ziſchendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard ſchmiegte ſich ängſtlich an ihren Vater, der ſich bekreuzte, und einen Pſalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder ſtille, und kein Geräuſch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte ſich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freyer, und ſuchte ſeine Tochter und ſich ſelbſt zu beruhigen. Er verſicherte hoch und theuer, es ſey der wilde Jäger geweſen, der da vorüber gezogen, und er habe ihn manchmal in ſeiner Jugend auf eben dieſe Weiſe gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater, und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich zu Muthe, denn ſein Gewiſſen war

nicht ſo rein, wie das Gewiſſen ſeiner Tochter, und erſt als die Vögel im Morgengrau zu zwitſchern anfingen, ſchlummerte er in ſeinem Armſeſſel ein.

Die Sonne warf kaum die erſten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem ſtolzen Rothſchimmel über die Zugbrücke ſprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und Gewieher des Roſſes: er fuhr beſtürzt auf und eilte ans Fenſter, und ſein erſter Gedanke war, der Reiter, den er in ſeinem Hof erblickte, müſſe durch die Luft gekommen ſeyn. Kuno bot ihm einen guten Morgen, und ſetzte lachend hinzu: Jetzt reitet ſich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenſtein! — Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch, aus ſeinem Fenſter, einen Theil des neuen breiten Wegs, der im Zickzack in den Felſen gehauen war. — Kuno ging zu ihm in den Burgſaal, wo ſich eben auch die ſchöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie alles zugegangen. —

Ich will Wort halten, ſagte der Falkenſteiner, dem es bey dieſem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten, und damit legte er die Hand ſeiner Tochter in die Hand des Ritters.

Noch jetzt führt der Weg, den die Berggeiſter gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenſtein, und das umwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.

3.

Burg Eppenſtein.

Am Taunusgebürg ſind vier liebliche Thäler, die der Frühling jedes Jahr mit den ſchönſten Blumen und Pflanzen beſchenkt. Zwiſchen dieſen Thälern liegt auf einem Berg das alte Schloß Eppenſtein, in Oede und Trauer. Es wurde vor undenklicher Zeit von einem Ritter, Eppo mit Namen, erbaut. — Dieſer verirrte ſich einſt auf der Jagd hierher — damals war aber die Gegend ſehr wild und ſchauerlich. Eppo warf ſich, ermüdet, am Fuße des Bergs, bey einem Felſenbrünnlein ins Grüne. Nachdem er eine Weile geraſtet hatte, erhob er ſich wieder, und wollte den Heimweg ſuchen, aber in dieſem Augenblicke hörte er den Geſang einer weiblichen Stimme. Das Lied war traurig, und die Stimme ſchien aus dem Berge zu kommen. Der Ritter arbeitete ſich durch das Geſtrüpp, ob er vielleicht einen Pfad auf den Berg entdecken möchte; da auf einmal ſtand er vor einer Felſenhöhle, und am Eingange derſelben ſaß eine Jungfrau von wunderſchöner Geſtalt. Sie hatte das traurige Lied geſun-

gen, und weinte jetzt bittere Thränen, und trocknete ſich die blühende Wange mit den langen, braunen Locken, die um ihre Schultern hingen. Als ſie den Ritter erblickte, ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus, und bat, mit leiſer, zitternder Stimme, ſie zu retten.

Eppo fragte nach ihrer Herkunft, und wie ſie in dieſe Wildniß gerathen ſey.

Ich kann Euch mein Unglück nur mit wenigen Worten erzählen, antwortete die Jungfrau, denn bald iſt die Stunde vorüber, während welcher ein tiefer Schlaf meinen Verfolger gebunden hält. — Ich heiße Bertha, und bin dort drüben auf der Burg Brenkthal geboren. Der Rieſe, der auf dieſem Berge haust, erſchlug meinen Vater und meine Brüder, und führte mich als ſeine Gefangene hierher, und quält mich mit ſeiner Liebe. Oft hat er gegen mich Gewalt brauchen wollen, aber wenn ich dann laut zu beten anfange, ſo weicht ſichtbar jede Kraft von ihm, und er iſt außer Stand, mir ein Leids zu thun. Täglich, in der Mittagsſtunde, bewältigt ihn ein Schlummer, aus welchem kein Menſch ihn zu wecken vermag. In dieſem Augenblick iſt er davon befallen, und liegt oben auf der Bergkuppe.

Ich will den Unhold in die Hölle ſenden, rief Eppo, und zog ſein Schwert.

Ach, erwiederte die Jungfrau, den Rieſen verletzt kein Eiſen.

So will ich ihn den Berg hinabſtürzen.

Auch das iſt jetzt unmöglich. So lang er ſchläft, können tauſend Hände ihn nicht von der Stelle bewegen.

Der Ritter that ihr den Vorſchlag, mit ihm zu entfliehen.

Seht Ihr denn nicht, daß ich gefeſſelt bin, ſagte Bertha, und zeigte auf die Kette an ihrem Fuß. So oft die Stunde ſeines Schlafs nahet, und ſo oft er auf Menſchenblut ausgeht, ſchließt er mich am Eingang dieſer Höhle an.

Ich will, ich muß Euch befreyen, ſchöne Jungfrau, rief der Ritter aus, und wenn es mein Leben koſten ſollte.

Bertha ſah ihn mit einem dankbaren Blick an, und ſagte: Wenn Ihr das wollt, ſo geht hinüber auf die Burg meines Vaters, und laßt Euch vom alten Burgvogt das eiſerne Netz geben, welches mein Vater, als ein Wahrzeichen, aus Paläſtina mitgebracht. Es iſt mit wunderbarer Kunſt verfertigt, und darin wollen wir den Unhold fangen.

Sie nahm noch weitere Abrede mit Eppo, der auch ohne Verzug auf die Burg Bremthal ging, und

das Netz abholte, und ſich damit am andern Morgen auf dem Platz einfand, den ihm Bertha angegeben hatte. Er mochte eine Stunde lang im Gebüſch gewartet haben, als ſie ihm aus dem Gitter der Felſenhöhle zurief: Es iſt ein günſtiger Augenblick, den Gott ſendet, ſagte ſie; der Rieſe ſitzt an der Seite des Bergs, und ſchneidet ſich eine Querpfeife. Gebt mir geſchwinde das Netz, und harrt hier, bis ich Euch wieder rufe.

Der Ritter reichte ihr das Netz durch das Gitter, denn es war fügſam zu jeder Geſtalt, und Bertha eilte damit auf die Höhe des Bergs, und breitete es aus auf der Stelle, wo der Rieſe zu ſchlafen pflegte, und bedeckte es ſorgfältig mit Moos, und ſtreute über das Moos viele wilde Blumen, die da umher blühten.

Die Mittagsſtunde kam heran — der Rieſe nahte ſich, halb ſchlaftrunken, dem duftenden Bette, und freute ſich ob der Sorgfalt, welche ſeine ſchöne Gefangene ihm bewieſen. Ueber der Freude vergaß er diesmal auch, ſie anzuketten, und warf ſich taumelnd auf das Lager. Kaum hatte der Schlaf ihn bewältigt, als Bertha das Netz über ihm zuzog, und den Ritter herbey rief. Eppo hatte Mühe, den Berg hinan zu kommen, denn der einzige gangbare Weg führte durch die verſchloſſene Höhle; alles ringsum war eine faſt undurchdringliche Wildniß. Endlich gelang es ihm

doch, ſich auf die Höhe hinanzuarbeiten. Die Jungfrau trat ihm, züchtig erröthend, entgegen, und bat ihn, ſie nun nach ihrer Burg zu geleiten.

Das will ich gern, antwortete Eppo, aber Ihr ſeyd dort nicht ſicher vor dem Rieſen, dem es am Ende doch gelingen wird, das Netz zu durchbrechen, und kein Menſch in der Gegend iſt vor ihm ſicher, darum muß er erſt aus der Welt geſchafft werden. Bertha ſeufzte, denn ihr war bange um den Ritter; aber dieſer führte ſie ſorglich den Berg hinab, und hieß ſie dort ſeiner warten, und kehrte dann auf den Gipfel zurück. Er verſuchte es einigemale, den Rieſen, der am Abhang eines Felſens lag, hinabzuwälzen, aber jede Anſtrengung war umſonſt, der Unhold blieb unbeweglich. Endlich ſchlug er die Augen auf, und fing, als er ſich umſtrickt ſah, ſo entſetzlich zu brüllen an, daß es weit durch die Wüſte hin tönte. Er machte einen Verſuch, ſich aufzurichten, da nahm Eppo der Gelegenheit wahr, und ſtieß ihn gegen den Rand des Felſens mit ſolcher Kraft, daß das Ungethüm hinabkollerte. Aber die ungeheuern Gliedmaßen blieben, zerſchmettert, am zackigen Geſtein hängen, und das Leben wollte lange nicht weichen aus dem gewaltigen Körper des Rieſen. Die Raubvögel kamen in Schwärmen herbey und letzten ſich an ſeinem Blut,

und in ihr Gekreisch mischte sich das schreckliche Gewinsel des Sterbenden.

Eppo aber eilte den Berg hinab, zur schönen Bertha, und führte sie auf ihre Burg, und nach einigen Wochen wurde sie seine Hausfrau. Auf dem Berg, wo er sie gefunden, baute er ein Schloß, und gab ihm den Namen Eppenstein. Dann ließ er die Gebeine des Riesen sammeln, und unter dem Thorgewölbe der neuen Burg zum Wahrzeichen in Ketten aufhängen.

4.

Adolphseck.

Der Deutsche König, Adolph von Nassau, war in einen Krieg mit dem Könige von Frankreich verwickelt, denn dieser wollte gern Unfrieden stiften im Deutschen Reiche, und bey solcher Gelegenheit seines Vortheils wahrnehmen. Adolph zog mit einem Heerhaufen in das Elsaß gegen den Bischof von Strasburg, der den Franzosen anhing, wurde aber in einem Scharmützel verwundet, und in ein Frauenkloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, besonders eine junge Novizin, welche oft die Nacht über bey ihm wachen mußte. Sie hieß Imagina, und stammte von einem edlen Geschlecht in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novizin etwas Verführerisches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand seiner jungen Wärterin, und sagte: Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich Euch danken soll. Durch Eure Pflege bin ich

geneſen, aber Eure ſchönen Augen und Euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht. — Die Novizin erröthete und entfernte ſich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwiedern. — Der König erwartete, daß ſie, wie gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen würde, aber ſtatt ihrer erſchien eine andere Nonne, und von dieſer vernahm er, die Schweſter Imagina ſey von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Dieſe Nachricht fiel, wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling ſeiner Liebe, und tödtete die Blüthen ſeiner Hoffnung ſchon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrüßlich, und ſeine neue Wärterin hörte ſelten ein freundliches Wort von ihm. Drey Tage gingen ſo hin. Am Abend des dritten Tags, um die zehnte Stunde, da ſchon alles im Kloſter ſchlief, öffnete ſich leiſe die Thüre ſeines Gemachs, und die ſchöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Gnädiger Herr, ſagte ſie, der Biſchof von Straßburg ſtellt Euch nach, und will Euch dieſe Nacht, hier im Kloſter, aufheben laſſen. Ich komme, um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerſte Pförtlein des Kloſtergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den Ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet ſich wohl ein Fiſcher-

nachen zur Ueberfahrt, und den Schlüssel zur Gartenthüre hab' ich mir verschafft.

Der König säumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Knecht bey sich; diesen schickte er, auf der Stelle, mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst, von einem treuen Windspiel begleitet, folgte seiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, aber der König bat sie so inständig und rührend, ihn nicht zu verlassen, daß die Liebe zu Adolph, welche sie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleyer weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und nun wandelten sie, Hand in Hand, dem Rheine zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte — der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an. Im einsamen Felsenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für sie eine Burg aufbauen, und gab der Burg den Namen Adolphseck. In der unbesuchten Wildniß belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite der holden Imagina vergaß Adolph der Mühen und Irrsalen, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich früh zum Unter-

gange. Albert von Oesterreich strebte nach der Deutschen Krone, und die Absichten desselben beförderte der Erzbischof von Mainz, aus dem Geschlecht der Eppensteiner, Adolphs nächster Vetter, aber zugleich sein geschworner Feind. Der König zog seinem Widersacher über den Rhein entgegen, mit einem starken, siegsgewohnten Heer. Imagina konnte sich diesmal, beym Abschied, nicht von ihm trennen, und folgte ihm, in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolph sie bereden, im Kloster Rosenthal bey Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber seyn würde. Nicht weit davon geriethen beyde Heere an einander. Der tapfere Nassauer fiel, durch seinen Ungestüm, und sein Tod zog den Verlust der Schlacht nach sich. Die arme Imagina lag, die ganze Zeit über, in der Klosterkirche auf den Knieen, und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte sie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der Mond stieg herauf — es wurde stiller und stiller — da sprang das treue Windspiel, welches den König immer begleitete, und ihn auch während des Gefechts nicht verlassen hatte, winselnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewand und lief dann gegen die Thüre und wieder zurück und fing von neuem zu winseln und zu zerren an. Imagina wurde von einer schrecklichen

Ahnung ergriffen, und folgte dem Thier, welches sie mitten auf das Schlachtfeld, zur Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held, mit blutigen Locken und bleichem Antlitz, von einem nahen Wachtfeuer schauerlich beleuchtet. Imagina warf sich im unendlichen Jammer auf den entseelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tags im Kloster Rosenthal zur Erde bestattet. — Die schöne Imagina nahm von nun an weder Speise noch Trank, und eines Morgens fand man sie todt ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht versöhnt durch den Tod seines Gegners, zerstörte jetzt auch Adolphseck, an dessen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt.

5.

Ritter Brömſer von Rüdesheim.

Als der heilige Bernhard zu Speyer das Kreuz predigte, ließ ſich, nebſt vielen andern Edlen des Rheingaus, auch Hans Brömſer von Rüdesheim mit demſelben bezeichnen, und zog nach Paläſtina. Dort verrichtete er große Thaten durch die Tapferkeit ſeines Arms, und ſein Name war hochgeehrt unter den Franken und ſehr gefürchtet unter den Sarazenen. In einem wilden, felſigten Thal hauste ein Drache, der ſich dem chriſtlichen Heer gar furchtbar machte, denn er erwürgte die Kriegsknechte, welche dahin geſchickt wurden, Holz und Waſſer zu holen, und zuletzt wollte ſich Niemand mehr in die Nähe des Ungethüms wagen. Da ſetzte Brömſer ſeinen Helm auf, nahm Schild und Schwert, und ging zum Lager des Drachen und tödtete ihn, als er eben aus ſeiner Höhle hervor kroch. Aber in dieſem Augenblick fiel ein Haufe von Ungläubigen, der im Hinterhalt gelauert hatte, über ihn her, und ſchleppte ihn als Gefangenen fort. Lange ſchmachtete er, gefeſſelt, in einem Kerker, und fern

war jede Hoffnung der Erlöſung. Da gelobte er eines Tags, ſo er wieder heimkehren würde an den ſchönen Rhein, ſeine einzige Tochter Giſela dem Himmel zu weihen, und ihr den Schleyer zu geben. Bald darauf wurde der Ort, wo Bröinſer gefangen ſaß, von ſeinen Landsleuten eingenommen, und nun vertauſchte er freudig die Waffen mit dem Stab und der Kürbisflaſche, und pilgerte über Frankreich nach dem Deutſchen Lande. Ohne irgend einen widrigen Zufall ſtieg er zu Rüdesheim ans Land. Thränen netzten ſeine Wangen, als er ſeine Burg betrat, und ſeine Tochter mit dem Geſinde jubelnd entgegen kam, und er konnte nur mit einem Blick zum Himmel ausdrücken, was in ſeiner Seele vorging. Die ſchöne Giſela war, während ſeiner dreyjährigen Abweſenheit, zur blühenden Jungfrau herangewachſen, und die Freude über die Heimkehr ihres Vaters hatte ihr ganzes Weſen verklärt. Aber wie von der Hand des Todes berührt erſtarrte das junge Leben in ihrer warmen Bruſt, da jetzt der alte Bröinſer ſeines Gelübdes erwähnte.

Giſela hatte ihr Herz ſeit einigen Monaten an einen jungen Ritter aus der Nachbarſchaft verſchenkt, der ihrer Liebe vollkommen werth war. Darum hatte ſie auch gehofft, ihr Vater werde ihre Wahl billigen.

Sie warf ſich zu ſeinen Füßen, umklammerte ſeine Knie, und flehte mit Worten und Thränen. Ihrer Liebe wolle ſie entſagen, nur möge er ſie nicht verſtoßen aus dem Hauſe, in welchem ſie geboren worden. Treulich wollte ſie ſein Alter pflegen, und ſeine trüben Stunden zu erheitern ſuchen. — Sie erinnerte ihn an die Zeit, da er ſie als Kind auf den Armen getragen, an ihre Mutter, deren Andenken ihm immer ſo theuer geweſen, aber Thränen und Worte konnten ſeinen ſtarren Sinn nicht biegen. Er drohte, ihr zu fluchen und der Aſche ihrer Mutter, wenn ſie nicht gehorchen würde; da brach ihr Herz, ihre Sinne verwirrten ſich — ſie ſprang auf, öffnete die Thüre des Söllers, der über dem Rhein erbaut war; der Sturm heulte im Thal, furchtbar toſ'ten die Wellen des Stromes — wie ein Geſpenſt rauſchte hinter ihr her der Fluch ihres Vaters — ſie wollte entrinnen und ſtürzte ſich in den Abgrund. Bey Hatto's Thurm fand man des andern Morgens ihre Leiche.

Oft ſieht der Schiffer noch in der ſtillen Abendſtunde ihren Schatten am alten Burggemäuer ſchweben, und hört ihren Klageton, der im Geſäuſel des Windes zerfließt.

Der alte Brömſer härmte ſich über den Tod ſeiner Tochter, und gelobte zur Löſung ihrer Seele, eine

Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieſes Gelübdes wieder. Da weckte ihn einſt, um Mitternacht, eine furchtbare Erſcheinung; vor ihm ſtand der Drache, welchen er einſt in Paläſtina getödtet, und ſperrte den ſchrecklichen Rachen gegen ihn auf, und drohte ihn zu verſchlingen. Aber plötzlich ſchwebte eine blaſſe, jugendliche Geſtalt herab, die er für ſeine Giſela erkannte — bey ihrem Anblick entfernte ſich das Ungethüm; die Geſtalt ſah ihn wehmüthig an, und verſchwand. In dieſem Augenblicke fielen die Sclavenketten, welche er in Paläſtina getragen und zum Wahrzeichen mitgebracht, laut raſſelnd von der Wand herab, er erwachte darüber, zitternd vor Angſt. — In der Frühe deſſelben Tags kam einer ſeiner Knechte mit einem Marienbilde vom Felde nach Hauſe. Ein Ochſe hatte es hervorgeſcharrt, und das Bild hatte um Hülfe gerufen. Jetzt machte Brömſer ſogleich Anſtalten zur Erfüllung ſeines Gelübdes. Auf der Stelle, wo das Bild gefunden worden, ließ er eine Kirche erbauen und ein Kloſter, und nannte es Noth Gottes. Noch zeigt man in der Kirche ſeine Sclavenketten und die Zunge des von ihm beſiegten Drachen. —

In der Burg, welche jetzt dem Grafen von Metternich gehört, erinnert noch manches an jene alte Zeit. Im Ritterſaale hängen die Ahnenbilder je Mann

und Frau auf einer Tafel, dabey Namen, Jahrzahl, Wappen und Reime.

In der Kapelle ſieht man die Hörner des Ochſen, welcher das Wunderbild aus der Furche geſcharrt.

Das Schlafgemach iſt mit allerley Figuren bemalt, und das geräumige Ehebett mit Schnitzwerk verziert und mit Vorſtellungen aus dem alten Teſtament, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. Neben dem Bett iſt ein uraltes Schränkchen, und hin und wieder erblickt man verſchiedenes Geräthe, Stühle, Fußſchemel, und dergleichen, alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie damals auch die Menſchen waren.

6.

Hatto's Thurm.

Unter Bingen, nahe dem linken Rheinufer, ragt ein grauer Thurm aus den Wellen, gewöhnlich der Mäusethurm genannt. Diesen Thurm erbaute Hatto, Abt zu Fulda, und später Erzbischof von Mainz, im zehnten Jahrhundert, wahrscheinlich zum Warnungszeichen für die Schiffenden, denn damals war die Fahrt durch den düstern Felsenschlund noch sehr gefährlich. Folgendes aber erzählt von diesem Thurm die alte Sage:

Hatto war ein harter, geiziger Mann, der lieber die Hand ausstreckte zum Segen als zum Almosen. Da geschah es, daß eine große Hungersnoth am Rheinstrom entstand, und viele Menschen elendiglich umkamen. Viele Nothleidende sammelten sich um die Burg zu Mainz, wo Hatto Hof hielt, und schrieen um Brot. Der hartherzige Bischof verweigerte es ihnen, obgleich seine Speicher gefüllt waren, und schalt sie, daß sie müßiges, schlechtes Volk wären, und nicht zu arbeiten verlangten. Die Armen wurden unge-

ſtümer, und Hatto ſchickte ſeine Schergen gegen ſie, und ließ ſie ergreifen, ſo viel ihrer waren, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, und in eine Scheuer ſperren, und gab hierauf Befehl, die Scheuer anzuzünden. Das war ein ſchrecklicher Anblick, und die Steine hätten ſich mögen darob erbarmen, nur der Biſchof blieb unerweicht und ſpottete vielmehr, und ſagte: Hört wie die Mäuslein pfeifen!

Da kam das Strafgericht des Himmels über Hatto. Ungeheure Schwärme von Mäuſen erſchienen in ſeinem Schloſſe, und zuletzt wußte Niemand ſich ihrer zu erwehren. Je mehr man ihrer tödtete, deſto größer wurde ihre Anzahl. Sie wuchſen gleichſam aus dem Boden. Da entfloh Hatto nach Bingen, und ließ, am Fuße des Rupertsbergs, einen Thurm in den Rhein bauen, und rettete ſich auf einem Nachen in den Thurm; doch die Mäuſe verfolgten ihn allenthalben, ſie ſchwammen über des Waſſer, und kletterten in den Thurm, und fraßen ihn auf bey lebendigem Leibe. Sogar zernagten ſie ſeinen Namen in den Tapeten.

Sein Geiſt ſoll noch manchmal wie eine Nebelgeſtalt am Thurm erſcheinen.

7.

Die Teufelsleiter.

Bey Lorch, an der Grenze des Rheingaus, ſieht man noch die wenigen Ueberreſte einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An ſeiner Pforte klopfte einſt, in ſtürmiſcher Nacht, ein kleines, altes Männlein, und bat um Herberg. Der Ritter wies den ſeltſamen Fremdling ab mit unſanften Worten. Das will ich Dir gedenken, brummte das Männlein in ſeinen grauen Bart, und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter, als aber des andern Tags zu Tiſche geläutet wurde, da war ſeine Tochter, ein ſchön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgend zu finden. Man ſchickte Bothen aus nach ihr, und zuletzt ging der Vater ſelbſt, ſie aufzuſuchen. Ein Hirtenknabe, bey welchem er Kunde einzog, erzählte: Er habe in der Frühe ein Mägdlein geſehen, welches drüben, am Fuße des jähen, unzugänglichen Kedrichs, Blumen gebrochen. Da ſeyen plötzlich einige kleine, graue Männlein auf ſie zugekommen, hätten ſie bey

den Armen ergriffen, und wären mit ihr den steilen Berg so behend hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, setzte der Knabe hinzu, und segnete sich, das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen, und gar leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte jetzt wirklich seine Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als streckte sie ihre Hände nach ihm aus.

Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbey zu holen, und einen Weg in den Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; allein die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herab flog, der alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen schien: So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch.

Herr Sibo wendete alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreyen. Er that mancherley Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate verstrichen, und des armen Vaters einziger Trost war

die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe, denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen, und herabschauen.

Wirklich ließen es auch die Gnomen dem Mägdlein an nichts fehlen; sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muscheln und Krystallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbänder von Korallen, und andern Schmuck, suchten sie durch Gesang und die Erzählung wunderbarer Mährchen aufzumuntern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen sich gar bald gegen sie, und raunte ihr oft ins Ohr: Getrost, Goldkind, ich sammle Dir einen Brautschatz, wie ihn keine Königstochter bekömmt.

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wieder zu sehen. Da kam Ruthelm, ein junger, tapferer Rittersmann, aus dem Ungerlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schicksal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in

ſeiner Seele der Gedanke, ſie zu befreyen. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete dieſem ſein Vorhaben.

Sibo drückte ihm die Hand und ſagte: Ich bin reich und habe nur dieſes einzige Kind. Wirſt Du ſie mir wieder bringen, ſo magſt Du ſie als Gattin heimführen.

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Bergs auszuſpähen. Aber er ſah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu erſteigen. So ſtand er, in ſich gekehrt und nachſinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach ſeiner Burg zurücknehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete:

„Nicht wahr, Herr Ritter, Ihr habt auch von der ſchönen Garlinde gehört, die da drüben auf dem Berge wohnt? Sie iſt meine Pflegtochter, und wenn Ihr ſie zur Braut haben wollt, ſo dürft Ihr ſie nur abholen.“

Ein Mann, ein Wort, entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. „Ich bin gegen Euch nur ein Zwerg,“ erwiederte dieſer, „aber mein Wort iſt ein Rieſe. Die Jungfrau überlaß ich Euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin Euch nicht zu ſauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn ſchwerlich mag ſich im Rheingau ein Mägdlein dieſer da vergleichen an Schönheit und Verſtand und züchtigem Weſen.“

Mit dieſen Worten verlor ſich der Alte lachend ins Gebüſch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Beſten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg, und murmelte dann, halblaut, vor ſich hin: Ja, wer nur Flügel hätte, die Firſt zu erſchweben!

„S' geht wohl auch ohne Flügel, ſagte jetzt eine Stimme. Der Ritter ſah ſich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihm freundlich auf die Schulter klopfte.

„Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu Euch geſprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun ſeit vier Jahren dafür, und das Mägdlein hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie iſt ſchön und fromm und mitleidig, und verſagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe ſie liebgewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann ſie zur Hausgenoſſin erkieſe. Mein Bruder hat Euch ſein Wort gegeben, und ein Wort brechen wir nie. Nehmt dieſes ſilberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wiſperthal. Dort findet Ihr einen abgebauten Schacht, an deſſen Eingang eine Buche und eine Tanne ſtehen, die ineinander verwachſen ſind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreymal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngſter Bruder, und ſobald

er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich Euch schicke. Bittet ihn, Euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich, und so möcht Ihr dann den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Ruthelm that, wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wisperthal, und fand den verlassenen Schacht und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein, mit einem Grubenlicht in der Hand, aus der Tiefe kam, und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte seine Bitte vor, und der Alte hieß ihn gutes Muths seyn, und er möchte sich mit Tages Anbruch am Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche, und pfiff dreymal, und im Nu wimmelte das Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch, auf seinem Heimwege, das Geräusch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile, und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beym ersten Hahnenschrey eilte er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den

Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erſte, was ſein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwiſchen wilden Roſen und würzigen Kräutern, lag ſie hingegoſſen, im ſüßen Schlummer. Unbeweglich ſtand der Ritter vor ihr, und ſein Auge ſog ſich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher ſich einſogen in die Kelche der Blumen. Aber als ſie nun erwachte, und der Himmel ihrer blauen Augen ſich vor ihm aufthat, da verſank er im überſtrömenden Gefühl; er ließ ſich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder, und ſagte, daß er gekommen ſey, ſie zu ihrem Vater zurückzubringen.

Garlinde wußte nicht, wie ihr geſchah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mayregen.

Jetzt erſchien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beym Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig, als es aber die Leiter erblickte, und den Zuſammenhang ahnete, lachte es laut auf und ſagte: Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an- und abgeſponnen. Aber Wort iſt Wort und bleibt Wort. Nimm ſie, die Du ſuchſt, und ſey gaſtfreundlicher als ihr Vater. Doch

allzuwohlfeil sollst Du die schöne Jungfrau auch nicht haben, darum gehst Du den Weg zurück, welchen Du gekommen bist; unserer Pflegtochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.

Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen, Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beym Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteintem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: Nimm, mein Kind! das ist der Mahlschatz, den ich für Dich gesammelt. Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab sogleich Befehl, jeden Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen, und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

8.

Das Wiſperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einſames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherley Weiſe geneckt und geängſtigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorſchein. Vor mehrern Jahrhunderten begab ſich's, daß drey kecke junge Geſellen in der Rheingegend luſtreif'ten. Es waren Söhne reicher Kaufherrn aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten ſie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entſchluß, daſſelbe zu beſuchen. Muthig arbeiteten ſie ſich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuern Felſenmaſſe, welche faſt die Geſtalt eines Schloſſes hatte. Auch waren oben ſchmale, ſpitz zulaufende Fenſter eingehauen, wie die Fenſter eines Doms. Aus einem der Fenſter ſchauten, neben und übereinander, drey wunderſchöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes Bſt zu, und dieſe ſagten untereinander: Das ſieht nicht ſo grauſig aus, wie man uns geſagt hat. Die ſchönen Jungfrauen mögen wohl Lan-

gerweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen. Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drey Gesellen gingen hinein, und kamen durch einen langen, dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thüre, und öffnete sie — Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. Seyd uns willkommen, riefen die drey Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt der drey sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Freunden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich, in einer Nische der Halle, eine Spiegelthüre, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, im schwarzen Gewand und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und sagte: Ihr seyd wohl gekommen, meine Töchter zu freyen. Ich will nicht knickern, denn

ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben.

Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. — Nun so nehme sich ein jeder die Seinige, rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und sagte: Ich will's Euch bequemer machen. Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz seyn mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drey in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen, sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweymal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drey Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Ge-

ſchichte ihrer Großmutter erzählt, ſobald ſie darum gefragt wird. — Geht nun, Ihr wackern Freyer, und holt die lieben Thierchen, die fromm ſind, und ſich gern fangen laſſen.

Die drey Geſellen thaten nach den Worten des Greiſes. Ohngefähr eine Viertelſtunde von der Felſenburg fanden ſie die drey Vögel neben einander auf dem Aſt einer abgeſtorbenen Eiche ſitzen.

Staarmatz, ſag' uns Dein Räthſel, rief einer der Geſellen.

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und ſagte:

Sprich, was ſagt Dir im Geſicht,
Und Du ſiehſt's im Spiegel nicht?

Rabe, Rabe, ſing Dein Liedlein, rief der Zweite.

Der Rabe ſang, mit etwas heiſerm Ton:

Zieht ins Schlaraffenland wagen
Drey Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
[illegible] vor'n Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar humorig kehren die Pfaffen
Wieder um ins Vaterland,
Und ſchwören: Bey den Schlaraffen
Sey doch kein Funke Verſtand.
Sonſt müßten die getreuen Vögel fein,
Die Mäuler aber viel größer ſeyn.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und sich dem zweyten Gesellen auf den Kopf setzte.

Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von Deiner Großmutter, rief jetzt der Dritte.

Die Elster warf sich in die Brust, und erzählte:

Meine Großmutter war eine Elster, und legte Eyer, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch.

Mit diesen Worten schlug sie ihre Flügel und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherrn waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Hofburg zu — wollte sie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drey Nischen standen drey Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drey uralte, zahnlose Mütterchen wankelten den Jünglingen entgegen und reichten ihnen die weißen Hände zum Gruß. Ach, unsere lieben Freyer, krähten sie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt

und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu ſchnattern und zu klappern an, der Staar ſagte ſein Räthſel her, der Rabe ſang ſein Liedlein und die Elſter erzählte die Geſchichte von ihrer Großmutter — Kurz, es war ein Gequick und Gepicp, daß Niemand ein Wörtlein verſtehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt ſeinen Auserwählten beym Arm, und führte ihn an einen der drey Tiſche, und ſprach ihm von den goldenen Tagen, die ſie miteinander verleben wollten auf der Felſenburg. Auch die drey Vögel ſangen und ſchwatzten in einam fort. Die Geſellen fühlten weder Hunger noch Durſt, doch ließ ſich jeder einen Becher köſtlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten ſie den geleert, als ein tiefer Schlaf ſich ihrer bemächtigte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als ſie erwachten. Sie lagen im dichten Geſtrüpp, am Fuß einer wild zerriſſenen Felſenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und ſich ins Freye zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen ſie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünſchte Bſt, Bſt, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene ſaßen die drey Vö-

gel auf einer alten Ulme, und der Rabe ſang ſein Lied, und der Staar ſagte ſein Räthſel und die Elſter erzählte ihre Geſchichte. Einer der Geſellen, der nun wieder keck wurde, weil er freyes Feld und Menſchen vor ſich ſah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: Guter Freund, kannſt Du uns wohl ſagen, was dieſe verwünſchten Vögel eigentlich meinen?

Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, antwortete der Bauer, ſo deut' ich Euch den Scherz. Das Räthſel des Staars geht auf eine Naſe, wie ſie wohl mancher ſchon bekommen hat, die aber, zum Glück, niemand ſeyen kann. Der Rabe mit ſeinem Lied will ſagen, man ſoll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elſter erzählt eine Geſchichte, die Eure Enkel auch einmal von Euch erzählen werden.

Die drey Geſellen ſahen ſich einander faſt etwas einfältig an, und vermaßen ſich hoch und theuer, nie wieder auf ein Räthſel zu hören, auch wenn es aus dem ſchönſten Munde kommen ſollte.

9.

Rolandseck.

Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, ſtreifte einſt von Ingelheim am Rhein hinab, um die ſchönen Gegenden im Frühlingsſchmuck zu ſehen. Abends kam er auf eine Burg, wo er um ein Nachtlager bat, und mit treuherziger Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurde. Der Burgherr ſchüttelte ihm freundlich die Hand, wie einem alten Bekannten, und ſeine Tochter holte alsbald Wein und Brot herbey, und füllte einen ſchönen, gläſernen Pokal, worauf das Wappen des Burgherrn gar künſtlich in Farben zu ſehen war. Als nun die Jungfrau vor ihm ſtand in aller Schönheit und Anmuth, und mit züchtigem Erröthen ihm den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar ſonderbar, und ſeine Hand zitterte, indem er das Glas nahm, und er wurde darob glühend roth. Da dachte er bey ſich: Das iſt dir nie vor dem Feinde geſchehen, und ſelbſt unter den Säbeln der Sarazenen nicht; und ſchnell ermannte er ſich wieder, und wußte dem Burgherrn auf Alles recht gut Beſcheid zu geben. Aber die ganze Nacht durch ſtand das Bild der Jungfrau vor ihm, und er ſchlief nur we-

nige Stunden. Des Morgens beym Abſchied fragte ihn der Burgherr nach ſeinem Namen. Roland ſchämte ſich faſt, ihn zu ſagen, denn es war damit gar groſſer Ruhm verbunden, und das Volk ſang viele Lieder von ſeinen Thaten. Der alte Ritter war höchlich erfreut, einen ſolchen Gaſt bey ſich zu haben, und bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. Die ſittſame Hildegund ſagte kein Wörtlein dazu, aber man mocht' ihr's wohl anſehen, daß ihr der Freunde nicht ungelegen war.

Roland blieb gern, und ſeiner Liebe wuchſen die Schwingen ſo ſchnell, daß ſie muthig wurden. Bald gab es auch eine günſtige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten, und fand dort die Jungfrau, wie ſie unter einem Apfelbaum ſaß, die Hände faltete, als ob ſie betete. Ein frommer, freundlicher Traum mußte in ihrer Seele ſeyn, das ſah man an der Huld ihres Mundes und an der Innigkeit ihrer Gebehrdung.

Roland ging auf ſie zu, und wußte nicht recht ein Geſpräch anzuknüpfen. Die ſchöne Hildegunde ſah eine Roſenknoſpe am Boden liegen, und hob ſie auf. Roland bat ſie darum. Bis jetzt, ſagte er, ſchmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und der Tugend ihrer Fräulein ſprechen, muß ich die Augen niederſchlagen und ſchweigen.

Die Jungfrau erröthete, ſchaute ihn an, überraſcht und ergriffen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte ſie ihm die Roſe geben, ließ aber ſchnell den Arm wieder ſinken. Rolands Auge flehte ſo innig und doch ſo beſcheiden, daß ſie ihm die Roſe darreichte, mit den Worten: Das Schöne vergeht ſchnell.

Roland wagte es jetzt, von ſeiner Liebe zu reden, und Hildegund geſtand ihm, mehr mit Blicken, als Worten, daß er ihr nicht gleichgültig ſey. Sie gelobten ſich ewige Treue, und Roland verſprach, gleich nach dem bevorſtehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren, und ſie heimzuführen als ſeine Hausfrau.

Der Abſchied der Liebenden war ſtill und ſchmerzlich. Sie ſchieden mit einem Händedruck, und was ſie ſich hätten ſagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in gänzlicher Zurückgezogenheit, und harrte täglich auf Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er ſich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, ſangen ſeine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verfloſſen, und die Nachricht von einem Frieden verbreitete ſich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß, und bat um Herberg. Er hatte in Karls Heer gedient, und Hil-

begund erkundigte ſich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden.

Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen. Im ſtummen Schmerz ſaß ſie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen hat ſie ihrem Vater, den Schleyer nehmen zu dürfen, und ging in das Kloſter auf den Frauenwörth. Der Biſchof, in deſſen Sprengel das Kloſter gehörte, war ein Verwandter ihres Hauſes, und geſtattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen, und, nach drey Monaten ſchon, das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um [illegible]. Er war für todt auf der Wahlſtatt liegen geblieben, aber doch wieder zu ſich gekommen, und durch ſorgſame Pflege ſeiner Wunden geneſen.

Als er hörte, was vorgegangen, warf er ſeine Waffen von ſich, und ließ eine Klauſe bauen auf dem Felſ, der ſeitdem Rolandseck heißt, an deſſen Fuß der Frauenwörth im Rheine liegt. Da ſaß er nun tagelang vor der Thüre ſeiner Einſiedeley, und ſah herab auf das Kloſter, in welchem ſeine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, ſtand er auf vom Lager, und ging hinaus, den Chorgeſang der Jungfrauen zu

hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme unterſcheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein ſeinſames Licht in einer Zelle ſchimmern ſah, glaubte er, es ſey Hildegunde, die für ihn bete.

Zwey Jahre gingen ſo vorüber, und der Gram hatte bereits die beſte Kraft ſeines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbſtmorgen ſchaute er herab auf das Kloſter, wie gewöhnlich, und ſah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüſterte: Es iſt für Hildegunden! Er ſchickte einen Boten in das Kloſter, und erfuhr, daß ſie vollendet habe. Er ſah ſie einſenken in die kühle Ruheſtatt, und hörte das ſchauerliche Requiem ſingen, den letzten Abſchied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte ſein Leben, und man fand ihn vor ſeiner Klauſe ſitzen, ſtarr und todt, und die Augen nach dem Kloſter gewendet.

10.

Die beyden Brüder.

Unter Hirzenach liegen auf jähen, mit Reben bewachsenen Felsen die zerfallenen Burgen **Liebenstein** und **Sternfels**, welche insgemein die **Brüder** genannt werden. In den alten Zeiten der Deutschen Tapferkeit und Minne lebte hier ein Ritter, der zwey Söhne hatte, die er sorgsam erzog. Mit den beyden Knaben wuchs ein Mägdlein heran, die elternlos war, aber reich an Besitzthümern. Ihre Jugend ging in herrlicher Blüthe auf, und beyde Brüder liebten sie, aber ein jeder trug seine Liebe still in sich.

Die Jungfrau war nun in dem Alter, sich zu verheirathen, und der Vater that ihr den Vorschlag, unter seinen Söhnen zu wählen. Es war ihr nicht verborgen geblieben, daß in beyden dieselbe Neigung glimme, und sie wollte keinen betrüben. Der ältere Bruder glaubte sie dem jüngern geneigter, und bat sie selbst, sich für ihn zu erklären.

Der alte Ritter segnete seine Kinder, und legte ihre Hände in einander, doch sollte der Tag der Trauung noch verschoben werden auf eine gewisse Zeit hinaus.

Der ältere Bruder ſah das Glück des jüngeren ohne Neid, aber die Ruhe war doch aus ſeinem Herzen gewichen, und die Jungfrau kam ihm, ſeit ihrer Verlobung, nur noch liebenswürdiger vor. Er faßte daher den Entſchluß, ſich zu entfernen, und ging nach Renſe, zu dem Fürſten, der ihn gern aufnahm in ſein Gefolg.

Um dieſe Zeit kam der heilige Bernhard an den Rhein, und predigte das Kreuz. Faſt von allen Burgen zogen Edle nach Frankfurt, wo Kaiſer Konrad den frommen Abt dem Volke vorſtellte, und ließen ſich mit dem Kreuze bezeichnen. Bald wehte von allen Schlöſſern am Rhein die Fahne mit dem Zeichen des Erlöſers, und täglich ſah man, zu Waſſer und zu Lande, fröhliche Schaaren wandern, die nach dem gelobten Lande gingen. Auf den jüngern Bruder wirkte dies mit unwiderſtehlicher Gewalt, und er beſchloß, gleichfalls nach Paläſtina zu ziehen, und erſt bey ſeiner Heimkehr ſeine Verlobte zum Altar zu führen. Der alte Vater ſchüttelte den Kopf, die Jungfrau ſuchte Thränen zu verbergen, aber der junge Ritter blieb bey ſeinem Vorhaben, und ſammelte ein Fähnlein, und führte es nach Frankfurt zum Kaiſer.

Der Vater ſtarb bald darauf, und jetzt kehrte der ältere Sohn von Renſe auf ſeine väterliche Burg zu-

rück. Seine Liebe wollte wiederkehren in ihrer ganzen Stärke, aber er meiſterte ſie dadurch, daß er die Jungfrau gewiſſenhaft als ſeine Schweſter betrachtete. — Zwey Jahre waren bereits vorüber gegangen, als die Nachricht kam, daß der jüngere Bruder zurückkehre aus Paläſtina, und eine ſchöne Griechin mit ſich bringe, die ihm angetraut ſey. Seine Verlobte verſank im ſtillen Kummer, und faßte den Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen.

Der ältere Bruder aber entbrannte in edlem Zorn; er warf dem Boten, den der jüngere vorausgeſandt hatte, ſeine Heimkunft zu melden, den Handſchuh vor die Füße, und ſagte: Dies iſt meine Antwort. Zugleich rief er ſeine Mannen auf, und traf Anſtalten zum ernſtlichen Kampfe.

Der Kreuzfahrer langte mit einer ſchönen Griechin auf der benachbarten Burg Sternfels an, welche ſein Vater für ihn erbaut hatte. Alsbald begann zwiſchen den beyden Brüdern eine blutige Fehde, und ſie forderten ſich zum Zweykampf. Da trat die Jungfrau zwiſchen ſie, mit der Milde eines Engels, und verſöhnte ſie miteinander. Hierauf ſchied ſie aus dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und nahm den Schleyer.

Stille Trauer ſchwebte nun von jetzt über den Zinnen von Liebenſtein, aber auf Sternfels war der Sitz

lärmender Freude. Die Schönheit der Griechin und die Anmuth ihres Umgangs zogen alle jungen Ritter der Gegend an, und sie ließ sich ihre Huldigungen gefallen.

Der ältere Bruder sah das Unglück des jüngern, eh es dieser selbst erkannte, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich von der Untreue seiner Gattin zu überzeugen. Der junge Ritter schnob Rache und wollte die Griechin ermorden, aber sie entfloh noch zur rechten Stunde.

Jetzt schloß der ältere den Verzweifelnden in seine Arme, und sprach zu ihm: Laß uns mit einander ehelos leben, und dadurch den Schmerz der edlen Jungfrau ehren, die ihre Jugend im Kloster vertrauert. Sie gaben sich die Hände darauf, und blieben unverehlicht und ungetrennt bis an ihr Ende. Mit ihnen erloſch ihr Stamm. Traurig blicken die Trümmer ihrer Burgen ins Thal herab, und heißen noch die Brüder.

11.

Hildegard.

Als Karl der Große in den Sächsischen Krieg ziehen wollte, vertraute er seine Gemahlin Hildegard dem Schutze seines Stiefbruders Taland. Hildegard stammte von einem edlen Geschlecht auf dem Schwarzwalde, und war von hoher Schönheit und engelreiner Tugend. Taland aber entbrannte gegen sie in schnöder Liebe, und wagte es sogar, ihr ein Geständniß zu thun. Sie verwies ihm seine Frechheit, allein er ließ sich dadurch nicht abschrecken, und wurde vielmehr mit jedem Tage kecker. Da verstellte sich Hildegard und sagte zu ihm: er möge in einem Gehölz ein verborgenes Gemach erbauen, wo sie ihn finden könnte, ohne Argwohn zu erregen.

Taland war voll Freude, und in kurzer Zeit war das Lusthäuslein aufgeführt. Hildegard ging mit ihm dahin, und hieß ihn zuerst hineingehen; aber als er darin war, schloß sie die Thüre hinter ihm, und rief ihm zu, er sey ihr Gefangener, bis ihr Herr und Gemahl zurückkehre. Taland gab gute Worte, und aus Mitleid öffnete ihm Hildegard die Thüre wieder, und

von diesem Augenblick an brütete er schwarze Gedanken in seiner Seele. So bald die Nachricht kam, daß Karl sich seiner Pfalz zu Ingelheim nähere, ging Taland ihm entgegen und verläumdete die Königin, als ob sie die Treue gebrochen hätte gegen ihren Gemahl. Karl ergrimmte und gab auf der Stelle Befehl, sie in den Rhein zu stürzen. Sie wurde jedoch gewarnt, und entfloh auf eine benachbarte Burg.

Bey einer Jagd wollte Karl auf der nämlichen Burg einkehren. Taland war von seinen Begleitern; er erblickte die Königin an einem Fenster, und zeigte sie ihrem Gemahl, der nun aufs neue in Zorn entbrannte, und einigen seiner Leute Befehl gab, Hildegarden in den nächsten Wald zu führen und Ihr die Augen auszustechen.

In dem Augenblick, wo dies vollzogen werden sollte, erschien, wie vom Himmel gesandt, ein Rittersmann, den Graf Ottens Gemahlin, Adelinde, geschickt hatte, um ihre Schwester Hildegard zu sich einzuladen. Der Ritter befreyte die Unschuldige aus den Händen ihrer Peiniger, und geleitete sie auf ein entferntes Schloß.

Dort wählte sich Hildegard eine edle Jungfrau, Rosina von Bodmen genannt, zur Gefährtin: beyde legten Pilgrimskleider an, und wanderten nach Rom. Hildegard hatte von früher Jugend an ihre

Freude an Pflanzen und Steinen gehabt, und ihre verborgenen Kräfte zu erforschen gesucht. In Rom heilte sie viele Kranke, und ihr Ruf verbreitete sich weit umher.

Taland war inzwischen von einem Uebel befallen, welches kein Arzt zu heben vermochte. Auch am Rhein erscholl die Kunde von der wunderthätigen Frau in Rom, und als Karl dahin ging, beschloß Taland, ihm zu folgen, und sich bey ihr Raths zu erholen.

Gleich bey seiner Ankunft in der Hauptstadt der Christenwelt suchte er ihre Wohnung auf. Beym Eintritt begegnete ihm die edle Jungfrau von Bodmen, und fragte nach seinem Begehren; Taland antwortete, er sey König Karls Bruder, und suche bey der kunstreichen Frau Hülfe gegen seine Leiden. Die Jungfrau hinterbrachte dies der Königin, welche ihm auf der Stelle entbieten ließ: Er solle hingehen, und seine Sünden dem Priester bekennen, dann erst vermöge sie ihm zu helfen. Taland gehorchte, und erhielt alsdann aus den Händen der Jungfrau eine Arzeney, die ihn binnen wenigen Tagen heilte.

Darob wunderte sich Karl höchlich, und ließ die wunderthätige Frau zu sich einladen. Hildegard antwortete dem Abgeordneten: Sie würde nicht in den Palast des Königs kommen, wohl aber am andern

Morgen, um die zehnte Stunde, in St. Petersmünſter, und ihm dort Antwort geben.

Zur geſetzten Stunde fand ſich Karl mit dem Papſte in St. Peters Dom ein, und Hildegard und ihre Gefährtin traten vor ihn in Pilgerskleidern. Der König erkannte ſie alsbald und vernahm aus ihrem Munde den wahren Hergang. Karl ſchloß ſie in ſeine Arme und wollte ſeinen ruchloſen Bruder tödten laſſen, aber Hildegards Fürbitte rettete ihm das Leben. Er wurde auf eine Inſel im Meer verwieſen, und Hildegard kehrte mit ihrem Gemahl an den Rhein zurück.

12.

Die Kapelle auf dem Stromberg.

Unfern des Siebengebirgs wohnte in alten Zeiten ein Ritter, Diether von Schwarzeneck mit Namen. Er wollte den Kreuzzug nach dem gelobten Lande machen, und ging nach Speyer, wo ſich damals der heilige Bernhard befand. Unterwegs kehrte er auf Argenfels ein, und wurde von dem Burgherrn gaſtfreundlich aufgenommen. Es war dies ein betagter Mann, der zwey Töchter hatte. Bertha, die jüngere, gewann in der erſten Stunde Diethers Herz durch ihre Schönheit und ihr holdes, gemüthliches Weſen. Sie ſchien auch den jungen Rittersmann mit Wohlgefallen zu bemerken, und ſah, beym Abſchied, faſt traurig aus. Diether ging von Argenfels nicht ſo leichten Herzens weg, als er dahin gekommen war, und das Bild der Jungfrau begleitete ihn nach Paläſtina, und unter den Palmen Aſiens gedachte er der Eichen am Rhein, und der ſchönen Bertha auf Argenfels. In einem Ausfalle der Sarazenen wurde Diether verwundet und gefangen, und gelobte, in ſeiner Bedrängniß, der Mutter des Herrn ein Kirchlein zu erbauen, wenn er ſeine Freyheit erhalten und das Land ſeiner Heimath wieder ſehen würde. Nach einer langwierigen Belage-

rung wurde die Stadt den Sarazenen im Sturm abgenommen, und Diether von seinen Banden erlöst. Er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als sein Gelübde zu erfüllen, und — die sanfte Bertha wieder zu sehen. Mit dem ersten Schiffe ging er nach Venedig, und von da nach dem Deutschen Lande. Mit freudiger Rührung betrat er die blühenden Ufer des Rheins, und sein erster Weg war nach Argenfels. Aber schon in einiger Entfernung gewahrte er, statt der hohen Warten und Mauern, eingestürzte Trümmer. Mit ängstlich pochendem Herzen stieg er den Berg hinauf und fand alles verwüstet und menschenleer. Auf dem umliegenden Gemäuer wuchs schon Gras, und einige Raubvögel flogen aus den Ruinen hervor. Ein alter Hirt gesellte sich zu ihm und erzählte: Die Burg sey von den Feinden des Burggrafen eingenommen und angezündet worden. Er selbst habe im Gefecht den Tod gefunden, wo aber seine beyden Töchter hingekommen, wisse Niemand zu sagen.

Das war ein Schwert in Diethers Herz. Er zog nach seiner Burg, die ihm jetzt fast trauriger vorkam, als die Trümmer von Argenfels, und er konnte sich manchmal des Wunsches nicht erwehren, daß er doch in Palästina seinen Tod gefunden haben möchte. Endlich beschloß er, eine wilde, einsame Gegend aufzusuchen, und daselbst ein Kirchlein zu bauen, wie er gelobt hatte, und daneben eine Klause, wo er seine Tage

in frommer Abgeschiedenheit zubringen wollte. Am frühen Morgen durchstreifte er, in diesen Gedanken, die Gegend, und kam, ohne zu wissen, wie, auf den Stromberg, den damals ein düsterer Wald bis nahe an den kahlen Gipfel bedeckte. Tief in der Waldnacht stand eine Klause und daneben ein steinernes Kreuz. Vor dem Kreuze kniete eine Einsiedlerin, in Gebet und Betrachtung verloren. Es war Bertha. Die Wonne des Wiedersehens läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Die Jungfrau und ihre Schwester hatten sich, während der Belagerung von Argenfels, auf Bitten ihres Vaters, mit einem alten, treuen Knecht durch einen unterirdischen Gang geflüchtet, und bey einem Köhler eine Zuflucht gefunden. Als sie Kunde erhielten von dem Tode ihres Vaters und der Zerstörung ihrer Burg, da beschlossen sie, die Kleinodien, welche sie bey ihrer Flucht mit sich genommen, zu Geld zu machen, und sich eine Zelle zu bauen und ein Gärtchen, und als Einsiedlerinnen zu leben.

Durch Dietbers freundliche Zusprache wurde Bertha bald bewogen, ihr rauhes Gewand wieder abzulegen und ihm, als Hausfrau, auf seine Burg zu folgen. Ihre Schwester aber wollte durchaus nicht in die Welt zurückkehren. Dietber ließ ihr eine bequemere Wohnung errichten, und ein Kirchlein, wo auch ihre Gebeine begraben liegen.

13.

Der Drachenfels.

Unter den Siebenbergen hebt ſich der Drachenfels mit ſeinen Ruinen am keckſten vom Rhein empor. In uralter Zeit, ſo erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwieſen, und ihm Menſchenopfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand ſich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Chriſtin. Sie war von hoher Schönheit und zwey Anführer ſtritten ſich um ihren Beſitz. Da entſchieden die Aelteſten, daß ſie dem Drachen vorgeworfen werden ſollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entſtünde. — Im weißen Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt, und in der Nähe der Felſenhöhle, wo das Unthier lag, um den Leib an einen Baum gebunden, neben welchem ein Stein ſtatt eines Altars ſtand. Vieles Volk hatte ſich in einiger Entfernung verſammelt, dem Schauſpiel zuzuſehen, aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten. Die

Jungfrau ſtand ruhig, und ſchaute mit frommer Erhebung zum Himmel.

Die Sonne ſtieg jetzt hinter den Bergen hervor und warf ihre erſten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es ſeinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erſchrack nicht — ſie zog aus dem Buſen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieſer bebte zurück, und mit fürchterlichem Gezisch ſtürzte er ſich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu ſehen.

Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu und löſ'te die Bande der Jungfrau, und ſah mit Erſtaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung deſſelben, und alle fielen zur Erde, und baten ſie, zu den Ihren zurückzukehren, und ihnen einen Prieſter zu ſchicken, der ſie unterweiſen und taufen möge. So kam das Chriſtenthum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen geſtanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

14.

Treuenfels.

In einem wilden, unwegſamen Thal, nicht weit vom Rheine, ſieht man auf einer jähen Felſenwand wenige, mit Gras und Brombeerhecken bewachſene Ueberreſte eines alten Gemäuers, und zwiſchen dem Gemäuer einen geborſtenen Grabſtein, auf welchem der Name Liba deutlich zu leſen iſt. Von der übrigen Schrift des Steins ſind nur noch halbverwiſchte Züge zu erkennen. Treuenfels heißt die Thalwand, und die Kapelle, welche da geſtanden, war dem Andenken der ſterbenden Jungfrau geweiht. Die Geſchichte ihrer Erbauung will ich erzählen.

In der Nähe des Siebengebirgs lebte ein bejahrter Ritter, Balther mit Namen, der hatte eine noch junge Tochter, die Liba genannt wurde. Das Mägdlein war ſchön und fromm, daß ſich keine Andere mit ihr vergleichen mochte, und viele Ritter warben um ihre Hand; aber ihr Vater hatte ſie bereits dem wackern Schott von Grünſtein zugeſagt, und Liba machte gegen dieſe Wahl wohl auch keine Einwendung, denn der Jüngling war wol von Geſtalt und Sitte

und mannhaft und biederherzig. Der Frühling der erſten Liebe blühte in reicher Fülle um das beglückte Paar, und weder der Ritter noch die Jungfrau bemerkten die ſchwarze Gewitterwolke, die hinter ihnen aufſtieg.

Der alte Walther nährte lange ſchon einen tiefen Groll gegen den frommen aber ſtrengen Biſchof Engelbert von Köln, deſſen Dienſtmann er war, und als einſt einige ſeiner Nachbarn zu ihm kamen, die ſich ebenfalls gar heftig gegen den Biſchof beſchwerten, da zog er die Augenbraunen zuſammen und ſagte: Könnt' ich noch ein Schwert führen, wie in den Tagen meiner Kraft, ich wollte wahrlich den pfäffiſchen Uebermuth nicht dulden. Behandelt er uns nicht mit ſeine Eigene, und ſind wir von minder edler Geburt als er?

Was können wir thun? ſagten Jene.

Da nahm Walther einen Becher mit Wein, der vor ihm ſtand, und rief: Auf den Tod unſers Erzfeindes! Wer von Euch ein Mann iſt, der wird mich verſtehen. Mit dieſen Worten leerte er den Becher. — Das trinken wir mit, ſchrieen die Ritter, und ſchwuren, den Biſchof aus dem Weg zu räumen.

Das geſchah auch bald nachher; aber der Kaiſer ließ die Thäter ergreifen und ſchmählich hinrichten.

Vor ihrem Tod bekannten sie, daß Balther sie zu dem Frevel angemuthet. Der Kaiser ergrimmte darob, und befahl, seine Burg zu verbrennen und Alles, was darin seyn möchte. Ein Heerhaufe wurde stracks ausgesandt, und umzingelte Balthers Schloß, noch bevor er einen Argwohn geschöpft hatte. Es war in einer finstern, stürmischen Nacht, und er lag in tiefem Schlaf, als Liba, im leichten Nachtkleide, mit fliegenden Haaren, in sein Gemach stürzte und ihn durch ihr Jammergeschrey weckte. Balther gerieth außer sich vor Angst, denn die Burg brannte schon, und jeder Weg zur Flucht war versperrt. Er stand eine Weile betäubt und sprachlos, dann riß er sein Schwert aus der Scheide, und wollte sich das Leben nehmen. Liba fiel ihm in die Arme. Wir wollen durch den unterirdischen Gang entfliehen, sagte sie, und zog ihn mit sich fort, die Treppe hinab. Von beyden Seiten schlugen schon die Flammen ihnen entgegen, und sengten Balthern das Haar und die Augenbraunen. Liba blieb unberührt, als ob eine unsichtbare Macht sie schützte. Der Gang zog sich unter einem Waldbach hin und führte in eine ferne Bergschlucht, welche dicht mit Gesträuch bewachsen war. Ermattet sanken die Flüchtlinge dort in einen kurzen Schlummer, aus welchem das frühe Gezwitscher der Waldvögel sie erweckte.

Liba brach einige wilde Beeren von den Hecken, um ſich etwas zu erquicken. Ihr Vater, dem ſeine verſenkten Augen heftigen Schmerz verurſachten, wurde von einem ſchrecklichen Durſt gequält und lechzte nach einem Trunk Waſſers. Schüchtern wagte ſich die Jungfrau aus dem Geſtrüpp hervor und erſpähte in der Nähe eine kleine Quelle. Sie machte aus Baumrinde eine Art Schale, füllte ſie mit Waſſer, und brachte es dem leidenden Greis. — Sie verweilten an dieſer Stelle bis zur Abenddämmerung, und ſetzten dann ihren Weg weiter fort durch's einſame, wilde Geklüft, und kamen endlich zu einer Höhle, am Fuß der Felſenwand, wo die Trümmer der Kapelle liegen. Hier wollen wir bleiben, ſagte Liba, denn in dieſen ſchauerlichen Aufenthalt mag wohl ſelten ein Menſch ſich verirren.

Was ſoll hier aus uns werden? ſeufzte der Greis.

Was Gott will, entgegnete Liba mit ſchönem Vertrauen, und küßte die Hand ihres Vaters.

Sie blieben einige Wochen in der Höhle, und Wurzeln und Kräuter waren ihre Nahrung. Balthers Augenübel vermehrte ſich täglich, und er wurde zuletzt blind. Doch trug er Alles mit großer Geduld, und ſagte oft: Ich danke Gott, daß er mir noch Zeit läßt, mein Unrecht zu büßen. Unterdeſſen nahmen die Lebens-

mittel immer mehr ab in der unfruchtbaren Wüste, und Liba mußte sich schon eine ziemliche Strecke weit von der Höhle entfernen, um ein kleines Körbchen, das sie sich aus Binsen geflochten, mit Himbeeren und Erdbeeren zu füllen. Bey einer solchen Wanderung erblickte sie einst einen Jäger, der, etwa hundert Schritte von ihr, unter einem Baum saß, und sein Haupt, müde oder traurig, mit der Hand stützte. Neben ihm lag sein Jagdspieß und ruhten ein Paar weiße Doggen. Nach einer Weile stand der Jäger auf, und die Hunde sprangen um ihn her — Liba erkannte ihn — es war Schott von Grünstein, ihr Verlobter.

Unwillkührlich streckte sie ihre Arme nach ihm aus und wollte ihn beym Namen rufen, aber das Wort erstarb ihr auf der Lippe. Soll ich ihn auch in unser trauriges Verhängniß ziehen, sagte sie bey sich. Er würde uns nöthigen, eine Zuflucht auf seiner Burg zu nehmen, und dadurch ebenfalls in die Acht gerathen, und ich hätte nicht nur ein Leiden mehr, sondern auch einen Vorwurf auf meiner Seele. Nein, ich muß büßen mit meinem Vater und für meinen Vater, damit die Strafe des Richters dort oben früher von ihm genommen werde.

In diesem hohen Entschluß, der ihrer Seele wun-

derbare Stärke gab, kehrte sie zur Höhle zurück. Sie fand ihren Vater ruhiger, als sonst, und er sagte, indem er ihre Hand ergriff:

Ich weiß nicht, mir ist heute so leicht um's Herz, und es würde mir noch leichter werden, wenn ich nur einen Augenblick den Himmel da oben sehen könnte. Nicht wahr, Liba, er ist ganz heiter?

Er ist heiter, antwortete die Jungfrau, bis auf eine schwarze Wolke, aber diese scheint schnell vorüber zu ziehen.

„Könntest du mich nicht in die Sonne führen? Ich möchte mich wieder einmal wärmen an ihrem Strahl.“

Liba sah sich allenthalben um. In diese Schlucht herab kommt die Sonne nicht, sagte sie; aber ein bequemer Pfad führt auf die Felsenwand, da will ich Euch hinauf helfen.

Sie führte ihn auf die Höhe, zu einem bemoosten Stein, wo der Greis sich niedersetzte, und an den dürren Stamm einer abgelebten Eiche lehnte. Liba, rief er, ich sehe den Himmel, ich sehe die Sonne.

Ihr seht wieder, Vater?

„Mit diesen todten Augen nicht, die sind vertrocknet, aber in mir steht ein Himmel und eine Sonne.“

Liba warf sich auf die Kniee und betete mit ge-

falteten Händen: Richter dort oben, gieb ein Zeichen der Verſöhnung!

Balther faltete ſeine Hände gleichfalls, und ſagte: Amen! Da plötzlich rollte der Donner und zückte der Blitz herab, und tödtete den Greis und ſeine Tochter. Balthers Leib war in Aſche verwandelt, aber Liba lag neben der Aſche, unverſehrt und ohne ein Zeichen gewaltſamen Todes. In ihrem Antlitz war die Ruhe einer Schlummernden und der Friede der Unſchuld.

Schott von Grünſtein hatte den Schlag gehört und den Strahl geſehen, wie er auf die Felſenwand herabfuhr. Neugierde trieb ihn, die Spuren zu betrachten, die er zurückgelaſſen haben mochte, und er erſtieg die Höhe. Da fand er ſeine Verlobte und die Aſche ihres Vaters. Sein Schmerz war groß. Er ließ auf der Stelle eine Kapelle bauen, und weihte ſie der ſterbenden Mutter des Erlöſers. Der Fels aber heißt ſeitdem Treuenfels, zum Andenken frommer, kindlicher Treue.

15.

Die ſieben Schweſtern.

Von einem Berge hinter Weſel blickt die Burg Schönberg ſtill und einſam in den Rhein herab. Hier lebten einſt ſieben Schweſtern, welche man die ſieben ſchönen Gräfinnen nannte. Der Ruf ihrer Schönheit verbreitete ſich allenthalben, und aus der Nähe und Ferne ſtrömten edle Jünglinge herbey, um ſie zu ſehen. Wer ſie aber ſah, der mußte auch einer von ihnen ſein Herz laſſen, und ſo geſchah es, daß auf Schönberg die Freyer aus- und einzogen, wie bey einem ſtattlichen Hofleger. Die ſieben Schweſtern hatten ihr Wohlgefallen an den Bewerbungen der vielen ſtattlichen Ritter, denn es war dabey ſo heiter und lebendig auf dem Schloſſe, daß ſie ſich kein ſchöneres Leben wünſchen mochten. Die halben Nächte hindurch hatten ſie einander zu erzählen, was ihnen des Tags über begegnet war, denn jede hatte ihre eignen, neckiſchen Einfälle, denen ſich die Liebhaber bequemen mußten. So trieben ſie's einige Jahre lang, ohne daß ihre Herzen ſich der Liebe geöffnet hätten, und wenn gleich mancher Jüngling des loſen Spiels überdrüßig wurde, und ſich zurückzog, ſo kamen doch bald wieder viele andere, die ſich's wohl zutrauten, die

liſtigen Jägerinnen ſelbſt am Ende noch zu umgarnen. In der That wurden dieſe auch zuletzt ſehr in die Enge getrieben, denn die Jünglinge wollten ſich nicht mehr länger zum Beſten haben laſſen, und gaben ſich das Wort, die Burg ſammt und ſonders auf immer zu meiden, falls die ſchönen ſieben Schweſtern ſich nicht entſchließen würden, binnen längſtens vier Wochen ſich für eine gleiche Zahl aus den Bewerbern zu erklären. Zugleich thaten ſie den Schwur, jedem andern Freyer, den es in der Folge gelüſten könnte, ſeine Blicke nach Schönberg zu wenden, mit gewaffneter Hand in den Weg zu treten.

Die Schweſtern vernahmen dieſe Botſchaft nicht ohne ſichtbare Beſtürzung; ſie gingen alsbald unter ſich zu Rathe, und beſchloſſen, die Zumuthung, welche ſie als einen Schimpf betrachteten, auf eine faſt boshafte Weiſe zu rächen. Es wurde hierauf eine ſchöne Zofe an die Freyer abgeſchickt, mit der Nachricht: Die ſieben Gräfinnen hätten ſich entſchloſſen, Bräute zu werden, ſie wollten es jedoch bey der Wahl auf das Loos ankommen laſſen.

Tag und Stunde wurden nun anberaumt, und die Jünglinge fanden ſich, zur gehörigen Zeit, im großen Ritterſaale ein. Die Zofe erſchien jetzt, mit einem ſilbernen Teller in der Hand, worauf zwanzig Looſe lagen, denn ſo groß war die Anzahl der verſammelten Freyer. Die Looſe beſtanden aus zuſammengerollten Pergamentſtückchen, die mit den verſchiedenen Farben der gegenwärtigen Ritter bezeichnet waren,

und wovon sieben die Namen der sieben Schwestern enthielten. Was die Gräfinnen vorausgesehen hatten, geschah. Jeder Ritter langte nach der Rolle mit seiner Farbe, und so fielen die Namen der sieben Schwestern in die Hände der sieben mißgestaltetsten unter den Rittern. Freude und Gelächter, Spott und Aerger durchhallten, in lauten Ausbrüchen, den Saal. Die Zofe bedeutete nun den Rittern, welche die Treffer gezogen, die Bräute harrten ihrer in dem Gartensaal. Diese eilten, die trefflichen Preise, welche ihnen das Glück beschieden, in Empfang zu nehmen, aber sie machten große Augen, als sie in die freundliche Rotunde traten, und dort nichts fanden, als die lebensgroßen Conterfey der schönen Schwestern. Verdutzt sahen sie sich einander an, und in diesem Augenblick schallte ein Gelächter vom Rheinufer herauf. Die losen Jungfrauen stiegen so eben in einen mit grünen Zweigen ausgeschmückten Nachen, und schifften über den Strom, und setzten sich jenseits auf Maulthiere, und nahmen den Weg nach ihrer Burg an der Lahn.

Als kurze Zeit hernach (seit Menschengedenken zum erstenmale) die sieben Felsenspitzen sichtbar wurden, welche noch jetzt, gleich unter Wesel, bey seichtem Wasser, aus dem Rheine hervorragen, da nannten die Schiffer, zum Andenken dieser Begebenheit, diese Felsen die sieben Jungfrauen, und der Name hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.

16.

Die Jungfrau auf dem Lurley.

In alten Zeiten ließ ſich manchmal auf dem Lurley um die Abenddämmerung und beym Mondſchein eine Jungfrau ſehen, die mit ſo anmuthiger Stimme ſang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberſchifften, gingen am Felſenriff oder im Strudel zu Grunde, weil ſie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, ſondern von den himmliſchen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichſam vom Leben abgelöſ't wurden, wie das zarte Leben der Blume ſich im ſüßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geſchaut, als einige junge Fiſcher; zu dieſen geſellte ſie ſich bisweilen im letzten Abendroth, und zeigte ihnen die Stellen, wo ſie ihr Netz auswerfen ſollten, und jedesmal, wenn ſie den Rath der Jungfrau befolgten, thaten ſie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo ſie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geſchichte verbreitete ſich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der da-

mals in der Gegend ſein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und ſein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Weſel, ſetzte ſich dort auf einen Nachen, und ließ ſich ſtromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die erſten Sterne traten am Himmel hervor, als ſich das Fahrzeug dem Lurley näherte. Seht Ihr ſie dort, die verwünſchte Zauberin, denn das iſt ſie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte ſie aber bereits erblickt, wie ſie, am Abhang des Felſenbergs, nicht weit vom Strome ſaß, und einen Kranz für ihre goldnen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme, und war bald ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er befahl die Schiffer, ans Ufer anzufahren, und, noch einige Schritte davon, wollt' er an's Land ſpringen, und die Jungfrau feſthalten, aber er nahm den Sprung zu kurz, und verſank in dem Strom, deſſen ſchäumende Wogen ſchauerlich über ihm zuſammen ſchlugen.

Die Nachricht von dieſem traurigen Begebniß kam ſchnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wuth zerriſſen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den ſtrengſten Befehl ertheilte, ihm die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer ſeiner Haupt-

leute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen, doch bat er sich's aus, die Hexe ohne weiters in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste wieder aus Kerker und Banden befreye. Der Pfalzgraf war dies zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umstellte, mit seinen Reisigen, den Berg, in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drey der Beherztesten aus seiner Schaar, und stieg den Lurley hinan. Die Jungfrau saß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von fern kommen, und rief ihnen zu, was sie hier suchten? Dich, Zauberin, antwortete der Hauptmann. Du sollst einen Sprung in den Rhein dahinunter machen. Ey, sagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bey diesen Worten warf sie die Bernsteinschnur in den Strom hinab, und sang, mit schauerlichem Ton:

Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick' deinem Kind,
Es will retten mit Wogen und Wind!

Urplötzlich rauschte ein Sturm daher; der Rhein erbrauste, daß weitum Ufer und Höhen vom weißen Geschäum bedeckt wurden; zwey Wellen, welche fast die

Gestalt von zwey weißen Rossen hatten, flogen, mit Blitzesschnelle, aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erst erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sey, und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück, und fanden dort, mit Erstaunen, den todtgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Lurleyjungfrau ließ sich von der Zeit an nicht wieder hören, ob sie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberschiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.

17.

Die Gräfin von Cleve.

Auf dem Söller ihrer einſamen Burg ſaß **Beatrix**, die junge, ſchöne Gräfin von **Cleve**, und ſchaute traurig den Rhein hinauf. Sie hatte keine Eltern mehr, denn ihr Vater war längſt nach Paläſtina gezogen und nicht mehr zurückgekehrt, und der Tod hatte ihr nun auch kürzlich die Mutter entriſſen, und mit dieſer war alle Luſt ihres Lebens zu Grabe getragen worden. Es war ein ſtiller Sommerabend, und ſo weit das Auge reichte, ſah man kein Fahrzeug auf dem Strom und keinen Wandrer an ſeinen Ufern. Die junge Gräfin kam ſich vor, als wäre ſie allein in der Welt, und ihr gepreßtes Herz floß in Thränen über. Jetzt zeigte ſich in der Ferne ein Schiff, das mit vollen Segeln daher flog. Das Schiff kam bald näher, und endlich ſo nah, daß Beatrix Alles darauf recht deutlich unterſcheiden konnte. Oben auf der Segelſtange ſchimmerte ein goldner Schwan, und tief unten hing ein Schild mit demſelben Zeichen. Auf dem Verdeck ſtand ein junger Ritter von ſtattlichem Anſehen, der, faſt unbeweglich, nach der Gräfin hinüber ſah. Das Fahrzeug wendete jetzt plötzlich nach dem

Ufer, wo die Burg stand. — Beatrix empfand darob ein unerklärliches Bangen, und entfernte sich vom Söller, als die Reisenden ans Land stiegen. Sie ging, nachdenkend, im Gemach auf und ab, da meldete man den fremden Ritter, der eben angelangt war. Beatrix empfing ihn mit Herzklopfen — sie hatte nie eine so edle, einnehmende Jünglingsgestalt gesehen, und in ihr unbewachtes Herz fiel der erste Funke der Liebe. Der Fremde sagte seinen Namen und seinen Auftrag. Er hieß Erlin von der Schwanenburg, kam aus Antiochien, und brachte der Gräfin Kunde von ihrem Vater, der noch am Leben war, aber sich, durch ein Gelübde, auf Lebenslang, zum Dienste der Christen in Palästina verbunden hatte. Beatrix wurde bey der Nachricht von Schmerz und Freude bewegt, doch behielt jener die Oberhand, denn es grämte sie sehr, daß sie ihren Vater nicht mehr sehen sollte.

Erlin blieb drey Tage bey der Gräfin, und mußte ihr die ganze Zeit über von ihrem Vater erzählen. Am Abend des dritten Tags überreichte er ihr ein Briefchen mit den Worten: Lest, schöne Beatrix, und sagt mir dann, ob ich morgen reisen oder noch länger bleiben soll. Das Briefchen war von ihrem Vater und enthielt die wenigen Worte:

„Wenn der Ritter von der Schwanenburg deine „Gunst gewinnen kann, deren er werth ist, so „gebe ich dir ihn zum Gemahl.“

Das Herz der Gräfin hatte nichts gegen diesen Wunsch einzuwenden, und Erlin erhielt ihre Hand. Sie lebten glücklich, und zeugten drey Söhne, Dietrich, Gottfried und Konrad. Nachdem sie herangewachsen und wehrhaft gemacht waren, gab der Vater dem ersten seinen Schild und sein Schwert, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger; dem zweyten schenkte er das Horn, welches er auf der Reise nach Deutschland an der Hüfte getragen, mit der Grafschaft Leen; der dritte bekam des Vaters Ring und die Grafschaft Hessen. Bald darauf verschwand Ritter Erlin. An seine Gattin hinterließ er folgende Zeilen:

„Ein Gelübde ruft mich zu deinem Vater zurück.
„Ich hinterlasse dir mein Andenken in drey wackern
„Söhnen und nehme mit mir dein Bild und deine
„treue Liebe.“

Beatrix wurde vom tiefsten Leid ergriffen — tagelang saß sie auf dem Söller, und schaute den Rhein hin, ob der geliebte Gatte nicht wiederkehre. Wohl kam manches Schiff herab, aber keines brachte den Schwanenritter. Der Schmerz endigte bald ihr Leben.

Zum Andenken dieser Geschichte wurde die Burg zu Cleve die Schwanenburg genannt, und noch jetzt schimmert ein goldner Schwan oben auf dem Thurme.

18.

Das Fräulein von Flörsheim.

Zu Flörsheim, in der überrheiniſchen Pfalz, hatten einſt die Edlen von Flörsheim ihre Burg. Einer derſelben hatte eine Tochter, von deren Schönheit weit und breit geſprochen wurde. Viele Ritter ſuchten ihr Herz zu gewinnen, aber umſonſt, denn es gehörte nicht mehr ihr eigen, ſondern einem ſchönen jungen Hirten, der die Schafe des benachbarten Kloſters hütete. Sie war einſt im Frühling hinaus gewandelt ins Freye, und hatte da zum erſtenmale den ſchönen Jüngling geſehen, der an einer Quelle lag und ſchlief. Nachher ging ſie oft wieder zu dieſer Stelle, denn die liebliche Geſtalt ſtand Tag und Nacht vor ihrer Seele. Manchmal ſprach ſie mit ihm einige freundliche Worte, oft aber blieb ſie hinter dem Gebüſch verſteckt, um ihn ungeſtört zu betrachten, oder ſeine holde Stimme zu hören, wenn er ein frommes Lied ſang, und immer tiefer drückte ſie ſelbſt den vergifteten Pfeil in die unverwahrte Bruſt.

Niemand wußte etwas von des Jünglings Herkunft zu ſagen. Er war eines Tags an die Kloſterpforte gekommen, und hatte gebeten, ihn unter die Mönche aufzunehmen. Da es ihm aber abgeſchlagen wurde,

als einem Unbekannten, bot er sich zum Hirten an. Seine edlen Gesichtszüge, seine zarte, reine Haut, und sein bescheidnes Wesen brachten viele auf die Vermuthung, er müsse aus einem vornehmen Hause entsprossen seyn, und diesen niedern Stand aus frommer Demuth gewählt haben. Auch schien er keineswegs unerfahren in ritterlichen Uebungen, denn als einsmals die Heerde von zwey Wölfen angefallen wurde, riß er einem zaghaften Jäger den Jagdspieß aus der Hand, stürzte auf das Raubthier los, und traf das eine so gewaltig in den Bug, daß das andre, beym Geheul des verwundeten, ängstlich entfloh.

Der Vater des Fräuleins hatte beschlossen, seine Tochter sollte sich einen Gatten wählen. Er veranstaltete ein Turnier, und es fanden sich über funfzig junge Edle aus der Nähe und Ferne dabey ein. Viele Tage vergingen bey Spiel und Lust, doch sie beharrte in ihrem Trübsinn, und von all den anwesenden reichen und stattlichen Rittern mochte keiner auch nur ihre Aufmerksamkeit gewinnen. Immer suchte sie sich von der Gesellschaft wegzuschleichen, und irrte dann, still und einsam, im Walde umher, oder saß am Brunnen, wo sie den Hirten zuerst gesehen hatte, und sang wohl auch eines seiner frommen Lieder.

Der Vater wurde um sie besorgt, denn die Rosen ihrer Wangen verblaßten allmählig, und ihr heitres Auge verlor seinen Glanz. Er forschte recht ernstlich

nach der Urſache ihres Kummers, da weinte ſie helle Thränen und beſchwor ihn um die Erlaubniß, den Schleyer nehmen zu dürfen. Er wollte jedoch davon nichts hören, und beſtand vielmehr darauf, ſie ſollte ſich aus den jungen Rittern, welche meiſt ihretwegen gen Flörsheim gekommen waren, einen zum Gatten wählen.

Eines Tages fand ſie bey der Kloſterheerde einen andern Hirten, und vernahm von dieſem, der ſchöne, fremde Jüngling ſey von einer böſen Schlange geſtochen worden, und geſtorben. Ihr Herz wollte brechen im erſten Augenblick, als ſie die traurige Kunde hörte, doch faßte ſie ſich bald, und ſein Tod ſchien ihr ſogar einigen Troſt zu gewähren. Sie blickte zum Himmel auf, als wollte ſie ſagen, dort ſehen wir uns bald wieder.

Von einer dunkeln Ahnung getrieben, nahm ſie ihren Weg nach dem Kloſterkirchhofe, und betete am Grabe des Geliebten, und ließ hierauf einen Prieſter rufen, und vertraute ihm das Geheimniß ihrer Leiden. Der alte ehrwürdige Mönch ſuchte ſie aufzurichten, und verſprach, mit ihr zu ihrem Vater zu gehen, und ihn zu bereden, damit er ihrem Wunſche nach dem Kloſter ferner kein Hinderniß in den Weg legen möchte. Der Pfad führte durch ein Thal über einen Waldbach. Auf dem ſchmalen Steg glitt das Fräulein aus, und ſank hinab in die reiſſende Flut. Der alte Prieſter

war auſser Stand, ihr zu Hülfe zu kommen. Mit bekümmerter Seele wandelte er fort, nach Flörsheim, und hinterbrachte dem Vater und den anwesenden Rittern die traurige Botschaft. Alles eilte hinaus, um die Unglückliche aufzusuchen, aber eine kleine Strecke von der Burg sahen sie schon den Leichnam, den der Strom dort ans Land getrieben hatte. Die schneeweiſse Gestalt lag da unter den rothen und blauen und gelben Blumen der Wiese, und die Abendsonne beglänzte das bleiche Antlitz. Die Ritter trugen sie auf einer Bahr von grünen Zweigen in die Schloßkapelle, und wohnten alle, mit Trauerflor behangen, ihrem Begräbnisse bey. Als sie erfuhren, welcher geheime Gram an der Blüthe ihres Lebens genagt, und wie sie in Liebe zu dem schönen, fremden Hirten gleichsam vergangen, beschlossen sie einmüthig, an der Stelle, wo sie in den Waldstrom gefallen, eine Kirche zu erbauen, und sie dorthin zu bestatten. In den Fels am Brunnen, wo das Fräulein von Flörsheim den Hirten zum erstenmale gesehen, liessen sie die rührende Geschichte mit wenig Worten eingraben, und diese Schrift war bis in die letzten Zeiten vorhanden. An der Kirche aber ist noch jetzt ein Stein eingemauert, und darauf der Hirt mit seinen Schafen und seiner Rohrflöte nebst dem Fräulein abgebildet.

19.

Die Fischerhütte.

Eine Stunde von Konstanz, da wo der Rhein in den Unterſee einſtrömt, erhebt ſich das altergraue, feſte Schloß Gottlieben, auf welchem, zur Zeit der Koſtnizer Kirchenverſammlung, Pabſt Johannes der dreyundzwanzigſte und Johannes Huß gefangen ſaßen. Auf dieſem Schloſſe lebte, gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, ein biſchöflicher Vogt, Jeſt von Salenſtein mit Namen. Er hatte zwey Söhne, von denen Hartmuth, der ältere, am Hofe des Biſchofs in Meersburg ſich aufhielt, und zum Erben der väterlichen Güter beſtimmt war, Erwin, der jüngere aber, als Mönch in die Abtey Reichenau treten ſollte.

Erwin ſtand jetzt im Alter von zwanzig Jahren. Nebſt einer angenehmen Geſtalt hatte ihm die Natur auch eine große Lebhaftigkeit des Geiſtes verliehen, und ſeine Neigung war mehr auf den Krieg, als auf das beſchauliche Leben des Kloſters gerichtet. Oft bat er ſeinen Vater, ihn zu dem Heere des tapfern Markgrafen Ludwig von Baden, oder des Prinzen Eugen

von Savoyen zu ſchicken, von denen jener damals gegen die Türken, dieſer gegen die Franzoſen kämpfte; aber der alte Jeſt war in den Kriegen jener Zeit oft ſo hart mitgenommen worden, daß er einen unauslöſchlichen Haß gegen Alles trug, was Soldat hieß, und auſſerdem hegte er die geheime Hoffnung, ſeinen Sohn einſt als gefürſteten Abt in der Reichenau zu ſehen. Erwins Wünſche wurden darum jedesmal kurz und hart von ihm abgewieſen.

Es war im September des Jahrs 1692, als Erwin von Konſtanz, wo er ſeine Studien vollenden ſollte, nach Gottlieben kam, um den Herbſt daſelbſt zuzubringen. Eines Sonntags nahm ihn der Vater mit nach Reichenau hinüber; ſie wollten daſelbſt dem Gottesdienſte beywohnen, und den Reſt des Tages in der Abtey zubringen, wie es Jeſt oft zu thun pflegte. Die Kirche war mit Landleuten aus der Umgegend angefüllt. Erwins Augen irrten lange von einer Seitengallerie herab auf der bunten Menge hin und her, bis ſie plötzlich von einer überraſchenden Erſcheinung feſtgehalten wurden. Ein Mädchen von ſeltener Schönheit kniete unweit der Stufen eines Nebenaltars, und ſchien ganz verſenkt in fromme Betrachtungen. Die bäueriſche, nicht ganz vortheilhafte Tracht konnte den Reizen der hohen, edlen Geſtalt keinen Abbruch thun,

obgleich sie zu derselben ganz und gar nicht zu passen schien. Erwins Seele war jetzt nur noch in seinen Augen; wie sehnlich er aber auch wünschen mochte, von der holden Veterin bemerkt zu werden, so blieben ihre Blicke doch nur dem Altare zugewendet, oder hefteten sich demüthig an den Boden.

Als der Gottesdienst geendigt war, hätte der Jüngling sich gerne unter den Haufen gemischt, der die Kirche verließ, um den Weg, den die schöne Unbekannte nahm, und ihren Wohnort vielleicht zu erspähen; aber sein Vater erinnerte ihn, daß sie jetzt dem fürstlichen Prälaten ihre Aufwartung machen müßten.

Von diesem Tage an war Erwin noch stiller und trübsinniger, als zuvor. Sein Vater schrieb es auf seine Abneigung gegen das Kloster, und suchte ihm den ungestörten Frieden und die ruhigen Genüsse des Mönchlebens mit den glänzendsten Farben darzustellen. Für den Jüngling waren dieß inhaltleere Worte, denn wo er ging und stand, da sah er vor sich das schöne Bild in der Kirche.

Jost rieth ihm Zerstreuung an. Du hattest sonst deine Lust am Fischfange auf der See, sagte er; versuch's wieder einmal. Ist's dem Menschen dunkel in der Brust, so soll er nicht in sich hinein, sondern aus sich heraus schauen. Erwin befolgte den Rath sei-

nes Vaters, aber faſt gedankenlos. Er nahm einen Kahn mit dem nöthigen Fiſchergeräthe und fuhr am Ufer hinab. Dort ſtand, nicht weit vom Dorfe Gottlieben, auf einer kleinen Erdzunge, die ohngefähr hundert Schritte weit in den See hinauslief, eine einſame Fiſcherhütte, im Schatten von Obſtbäumen, an denen ſich Weinſtöcke hinaufrankten. Vor der Hütte ſaß ein alter Fiſcher, der ſein Netz ausbeſſerte, und neben ihm ein Mädchen, welches dem Alten bey ſeiner Arbeit helfen zu wollen ſchien. Erwin, als er ſich der Hütte näherte, erkannte augenblicklich die ſchöne Betende in der Kirche zu Reichenau. Ein Zittern ergriff ihn, er verlor die Beſonnenheit; der Kahn ſtieß am Ufer an, er taumelte und ſtürzte in den See.

Als er wieder zu ſich kam und die Augen aufſchlug, lag er auf einem Bette in der Fiſcherhütte, und der Greis und ſeine Tochter waren bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen. Er hatte ſich auch, nach einer Stunde, ſchon vollkommen erholt. Es war ein Glück, ſagte der Alte lächelnd, es war ein Glück, daß ich juſt bey der Hand war, als Ihr den Sprung da hinab machtet, ſonſt hättet Ihr jetzt ſchon mit den hübſchen Nixmelchen Bekanntſchaft gemacht, die unten im See hauſen.

Erwin dankte dem Fiſcher für ſeine Rettung, doch

nur seine Worte waren an ihn gerichtet, seine Blicke und Gedanken aber auf die schöne Unna, die züchtig zur Seite stand.

Der Fischer, als er hörte, der junge Mann sey vom Schlosse Gottlieben, erbot sich sogleich, dorthin zu gehen, und trockne Kleider für ihn herbeyzuholen.

Wenn Unna sich in einiger Verlegenheit befand, mit dem Jünglinge allein zu seyn, so entsprang diese Verlegenheit keineswegs aus Besorgnissen, die ihrem unschuldigen Herzen fremd waren, sondern einzig aus jener jungfräulichen Schüchternheit, die das schöne Erbtheil der unverderbenen Töchter der Natur ist.

Ich habe Euch am letzten Sonntage in der Reichenau gesehen, hub Erwin das Gespräch an, zu welchem er lange den Faden umsonst gesucht hatte.

Das Mädchen erröthete, aber sie sah dabey recht freundlich aus, und es schien ihr nicht zu mißfallen, daß der Jüngling sie bemerkt hatte.

Eure Hütte liegt gar anmuthig, fing dieser nach einigem Schweigen wieder an, ich möchte wohl auch so wohnen.

In Eurem Schlosse zu Gottlieben wohnt Ihr ja schöner und gemächlicher, entgegnete das Mädchen.

Ach, seufzte Erwin, Schlösser und Palläste sind prächtige Gefängnisse; wenn ich aber nun einmal meine

Freyheit verlieren ſoll, ſo möcht' ich's am liebſten an eine freundliche Herrin, die Euch gliche.

Ich will hinausgehen, ſtotterte Unna, die ihre Verwirrung nicht zu bergen wußte, ich will hinausgehen und ſehen, ob mein Vater noch nicht kommt. Er hat Euch in ſeine groben Kleider geſteckt, und Ihr ſeyd das nicht gewohnt.

Wollte Gott, ſagte der Jüngling, ich hätte nie andre getragen, und wäre in Eurer Nähe als Fiſcherjunge aufgewachſen.

Seyd Ihr denn unglücklich? fragte das Mädchen theilnehmend und verwundert.

„Mein Vater will, ich ſoll mich in der Reichenau zum Mönch ſcheeren laſſen.“

Unna ſchaute ihn mitleidig an. Schade um Euer ſchönes Haar, liſpelte ſie.

Erwin ſprach jetzt Mancherley von ſeinen vergangenen Jahren, von den Abſichten ſeines Vaters und ſeiner eigenen Neigung, wobey er bisweilen unwillkührlich den Eindruck verrieth, welchen das Mädchen auf ihn gemacht, und den jeder Blick auf ſie verſtärkte. Unterdeſſen kehrte der Fiſcher mit den Kleidern zurück, ihm folgte ein Diener des Vogts, und Erwin mußte ſich's gefallen laſſen, von der Hütte Abſchied zu nehmen, die ihm ſeit Kurzem ſo lieb geworden. Doch

glaubte er, jeglichen Tag bey dem Fiſcher und ſeiner Tochter einen Beſuch machen zu müſſen. Die Dankbarkeit ſchien es zu fordern, denn ſie waren ja die Retter ſeines Lebens.

Es mochte mehr Zufall als Abſicht ſeyn, daß der Jüngling gewöhnlich kam, wenn der Alte in ſeinem Gewerbe abweſend und Unna allein zu Hauſe war. Nach gerade ließ ſich das Mädchen auch die beſcheidenen Huldigungen des geſitteten und liebenswürdigen jungen Mannes gefallen, und erwiederte ſie mit der unſchuldigen Vertraulichkeit eines argloſen Herzens. Eines Tages vertraute ſie ihm, daß ſie nicht die Tochter des Fiſchers, und eben ſo wenig gemeiner Abkunft ſey. Ihr Pflegvater habe ihr, während er einſt krank darnieder gelegen, das Geheimniß mitgetheilt, jedoch ihre Eltern zu nennen, ſey ihm durch einen Eid verwehrt.

Erwin freute ſich dieſer Nachricht, denn ſie enthielt für ihn einen Schimmer der Hoffnung. Aber der flüchtige Traum ſeines Glückes ſollte plötzlich und furchtbar zernichtet werden.

Dem alten Fiſcher konnte die Neigung des Jünglings zu Unna unmöglich entgehen, und er wußte nichts Dringenderes, als den Vogt auf Gottlieben ſogleich davon zu unterrichten. Unna war nämlich die

uneheliche Tochter des Herrn von Salenſtein und einer Frevin von Wolfsberg, die nachher in ein Kloſter ging, aber ſchon als Novizin ſtarb. Die Geſchichte blieb ein Geheimniß; Joſt hatte das Kind nebſt einer bedeutenden Summe Geldes dem alten Fiſcher anvertraut, unter der Bedingung, es als ſeine Tochter zu erziehen. Die Frau des Fiſchers lebte damals noch, und beyden war es gelungen, jeden Argwohn über Unna's Herkunft niederzuſchlagen.

Joſt wurde ſehr betroffen, als er vernahm, daß zwiſchen Erwin und dem Mädchen ein Liebesverſtändniß ſich entſpinnen wolle, und er glaubte, darin die Hand einer ſtrafenden Vergeltung zu erblicken. Es gab indeſſen nur zwey Mittel, die Folgen des unglücklichen Zufalls abzuwenden; man mußte den jungen Leuten das Geheimniß entdecken, oder ſie ſchnell trennen. Joſt wählte das letzte; Erwin ſollte alsbald nach der Reichenau geſchickt werden und das Noviziat antreten.

Während der Fiſcher auf Gottlieben war, ſaßen Erwin und Unna vor der Fiſcherhütte, und ſchauten auf den See hinaus. Die Sonne war bereits untergegangen; wie geſpenſtiſche Schatten ſtiegen weiße Nebel am fernen Ufer auf, der Himmel war wie mit Rauch bedeckt, und nur ein einziger Stern ſichtbar, der aber

ſeinen Glanz verloren zu haben ſchien, und traurig hernieder ſah. Die freundliche Unterhaltung zwiſchen den Liebenden ſtockte, eine bange, unerklärliche Ahnung hatte ſie beyde ergriffen. Plötzlich fing der ruhige See ſich zu bewegen an, als regte eine unſichtbare Hand ihn auf, der Boden zitterte. Was iſt das? fragte Unna, und ſchmiegte ſich ängſtlich an den Jüngling. Kaum war das Wort aus ihrem Munde, als eine zweyte Erſchütterung kam. — Todtenbleich ſank Unna in Erwins Arme, der Boden und die Hütte wankten, lauter brüllte der See, und im Nu hatte er die Erdzunge und die Hütte, und die Liebenden verſchlungen. Die Erderſchütterung war nur leicht geweſen, aber man glaubte damals, die Fiſche hätten nach und nach das Ufer der Landzunge unterhöhlt, und dadurch den ſchnellen Einſturz herbeygeführt.

Noch lebt die Geſchichte in dem Munde der Anwohner des See's, und ſie zeigen noch die Stelle, wo die Hütte geſtanden.

20.

Die Verſöhnung im Tode.

Graf Adelbert war mächtig und reich an Gütern im obern Rheinthal und um den See. Im benachbarten Argengau hauſ'te Ruodpert, ein Neffe der frommen Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen. Dieſer war von wilder, trotziger Gemüthsart, und meinte, als Verwandter des königlichen Hauſes, ſeine Herrſchaft durch Waffengewalt erweitern zu dürfen. Darum überfiel er den jungen Grafen Adelbert, der ſich nichts Schlimmes verſah, und ſuchte ihn aus ſeiner Grafſchaft zu vertreiben. Adelbert vertheidigte ſich tapfer, aber doch hätte er am Ende der Uebermacht erliegen müſſen; da ſchickte ihm ſein Bruder Burkhard eine Anzahl Hülfsvölker, und nun kam es bey Zizers zu einem blutigen Treffen. Lange blieb der Sieg unentſchieden, aber zuletzt neigte er ſich auf die Seite des Rechts. Ruodperts muthigſte Krieger lagen blutend auf dem Schlachtfelde, und er ſelbſt ſuchte jetzt ſein Heil in der Flucht. Auf ſeinem wilden Streitroſſe jagte er durch den Waldſtrom dem Gebirge zu, und ſchon hatte er den ſchmalen Pfad erreicht, der auf das Schloß Starkenberg führte, wo ſeine Verlobte,

Guda mit ihrer Mutter wohnte. Auf einer jähen unerſteiglichen Felſenkuppe erhob ſich die Burg mit ihren grauen Mauern und feſten Thürmen. Hundertmal war er dieſen Weg gekommen im ſtolzen Gefühl ſeiner Macht und Größe und gewiegt in die Träume einer herrlichen Zukunft. Jetzt erſchien er als ein Flüchtling, bedeckt mit der Schmach einer Niederlage. Einen Augenblick hielt er inne, und ſchien unentſchloſſen. Aber plötzlich vernahm er den Pferdeſchlag ſeiner Verfolger. Adelbert war ihm nachgeeilt mit verhängtem Zügel, und hinter ihm drein kam ein Haufe ſeiner Reiſigen. Ruodpert wollte jetzt über einen Baumſtamm wegſetzen, der im Wege lag; ſein Roß bäumte ſich, er ſtürzte und lag todt am Boden.

Adelbert fühlte ſich wunderbar ergriffen vom Anblick des gefallenen Feindes. Er ſprang vom Pferde und betrachtete lange ſtillſchweigend das bleiche Heldenantlitz und die blutigen Locken. Dann winkte er ſeine Leute herbey und befahl ihnen, aus Baumzweigen und Aeſten eine Tragbahr zu verfertigen. Während dies geſchah, ſtand er noch immer mit verſchränkten Armen, die Augen feſt auf den Leichnam geheftet, und ſprach bey ſich ſelbſt: In ſeinem Herzen iſt jetzt kein Groll mehr und auch aus dem meinigen iſt er gewichen. Der Tod löſcht alles aus, den Haß und die Liebe.

Aus seinen Betrachtungen weckte ihn ein Geräusch. Guda war mit einigen Frauen und Dienern von der Burg herabgekommen, und bat den Grafen, seinem Feinde die Ehre eines ritterlichen Begräbnisses nicht zu versagen.

Adelbert wurde von dem Schmerze der schönen Jungfrau gerührt. Ich habe keine Feinde unter den Todten, sagte er, und diesen da hat ein stärkrer Arm getroffen, als der meinige. Ich will ihn nach Lindau bringen und dort bestatten lassen, wie es seinem Namen und seiner Tapferkeit gebührt. Oder wünscht Ihr, schönes Fräulein, daß er auf Starkenburg beygesetzt werde? Er war Euer Verlebter.

Laßt ihn in Lindau bestatten, erwiederte Guda, und Thränen füllten ihre hellen Augen.

Sie wollte sich jetzt entfernen; Adelbert hielt sie zurück.

„Es würde mich sehr unglücklich machen, wenn ich mir sagen müßte, daß Ihr Groll gegen mich hegt.“

Ihr habt für Euer Recht gestritten, und Gott hat das übrige gethan, antwortete das Fräulein mit einem Blick zum Himmel.

Sie entfernte sich jetzt; dem Grafen aber war es sonderbar um's Herz. Das Fräulein hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, auch wußte er, daß sie

Ruodperten ihre Hand bloß aus Gehorsam gegen die Mutter reichen wollte. Aber indem in seiner Brust Wünsche und Hoffnungen erwachten, da kam ihm vor, als sah er den blutigen Schatten des Gefallenen am Wege stehen, auf welchem Guda verschwunden war, und ihn wandelte ein Grauen an. Zürnst du mir noch, dachte er bey sich, oder verlangst du von mir ein frommes Werk, damit deine Seele zur Ruhe komme?

Adelbert gelobte jetzt, auf der Stelle, wo Ruodpert seinen Tod gefunden, eine Kapelle zu bauen. Nachdem der Leichnam nach Lindau gebracht und dort feyerlich zur Erde bestattet war, ritt er auf Starkenberg, und bat die Edelfrau um Erlaubniß, auf ihrem Grund und Boden eine Kapelle aufführen lassen zu dürfen zur Sühne für die Seele des Ritters, den sie sich zum Eidam erkohren hatte. Die Mutter schien durch die Bitte überrascht, aber Guda sah ihn an mit einem Blicke, der ihm sagte, daß seine edle, fromme Gesinnung ihrem Herzen wohl thue.

Während die Kapelle gebaut wurde, kam Adelbert oft, nach den Arbeitern zu sehen, und bey dieser Gelegenheit besuchte er auch jedesmal die Frauen auf Starkenberg. Er und Guda näherten sich einander bald, und als die Trauerzeit um den verlornen Bräutigam vorüber war, vereinigte der Priester ihre Hände.

21.

Das Himmelreich.

Siegbert, ein edler Alemanne, lebte im überrheiniſchen Lande zu der Zeit, als Attila, der ſich die Geiſſel Gottes nannte, mit ſeinen wilden Schaaren das ſchöne Rheinthal überflutbete. Siegbert war alt, und unvermögend die Waffen zu führen, darum nahm er ſeine Hausfrau und Tochter und einige treue Knechte, und floh mit ihnen in die Berge am Neckar, und wählte da eine einſame Gegend zu ſeinem Aufenthalte. Seine Tochter Friedebild war ſchön und züchtig, und von ſehr einnehmendem Weſen. Sie pflegte liebreich ihres kranken Vaters, und beſorgte die Wirthſchaft, wie es Sitte war bey den Frauen jener Zeit.

Eines Tages ſtieg ſie in das Thal herab, um heilſame Kräuter zu ſuchen, aus denen ſie einen Trank bereiten wollte für ihren Vater. Am Ufer des Fluſſes begegnete ihr ein Jüngling von edlem Anſehen, der ſich auf der Jagd verloren hatte von ſeinem Gefolge. Er grüßte die Jungfrau freundlich, und erkundigte ſich nach dem Wege.

Ich bin noch fremd in der Gegend, ſagte Friedebild; denn wir wohnen erſt ſeit einigen Monaten im

Neckarthale; wollt Ihr aber mit mir kommen zu meinem Vater, ſo wird er Euch als Gaſt aufnehmen, und von dem Erker unſ'rer Wohnung mögt Ihr vielleicht einen Pfad erſpähen, der Euch wieder zu den Eurigen bringt.

Der Jüngling ließ ſich das gern gefallen, und während er, an der Seite der Jungfrau, den Hügel hinanſtieg, konnte er ſein Auge nicht abwenden von ihrer Geſtalt. Siegbert empfing den Fremden mit einem treuherzigen Händedruck, und ließ ihm Brod und Wein vorſetzen, denn der Weinſtock blühte damals ſchon an der Bergſtraße und im obern Rheingau. Erſt nachdem ſich der Jüngling erquickt hatte, fragte Siegbert nach ſeinem Namen und ſeiner Heimath.

Ich heiße Griſo, antwortete der Fremde, und meine Hofmark liegt im fruchtbaren Kreichgau. Mein Vater kam um auf einem Heerzuge gegen die Franken, und ſeit einem Jahre iſt auch meine Mutter todt. Jetzt leb' ich mehr in den Wäldern, als zu Hauſe; denn wenn das Haus keine Frau hat, ſo iſt es dem Mann eine Einöde.

Siegbert und Griſo redeten noch mancherley von den Begebniſſen der Zeit und von dem, was ſie ſelbſt anging, und trennten ſich als Gaſtfreunde. Der Jüngling nahm Friedebildens Bild mit in ſeinem Herzen,

und ließ das seinige zurück in ihrem Herzen. Sie schaute jetzt öfter aus dem Fensterbogen des Erkers, als vorher, und flocht sorgfältiger ihre schönen blonden Haare, und die Mutter mußte sie manchmal erinnern, daß es Zeit sey, dieses oder jenes zu thun, was sie sonst immer gethan hatte ohne Mahnung.

Nach einigen Tagen kam Grise wieder. Friedehild stand eben am Brunnen, und wusch sich das blühende Antlitz mit dem frischen Quell.

Edle Jungfrau, sagte der Jüngling, seit ich Euch gesehen, ist der Friede von mir gewichen, und mein Haus kommt mir vor, wie ein Ort der Verbannung. Darf ich bey Euern Eltern um Eure Hand werben?

Das Mädchen erröthete, und schlug den Blick schamhaft zur Erde.

Darf ich? wiederholte Grise mit flehender Stimme.

Sie erhob ihr Auge ein wenig, und flüsterte ein Ja, aber so leise, daß nur die Liebe es verstehen konnte.

Grise faßte sie bey der Hand, und ging mit ihr zu den Eltern, und trug denen seinen Wunsch vor. Wenn meine Tochter will, antwortete Siegbert, so gebe der Himmel seinen Segen dazu. Die Mutter nickte Beyfall, und faltete die Hände zu einem stillen Gebet. Da zog der Jüngling eine kunstreich gearbeitete goldene Kette

hervor, und reichte sie Friedehilden dar. Diese Kette, sagte er, hat früher schon einen schönen Nacken geschmückt, meine Schwester trug sie, und schenkte sie mir zum Andenken, als sie in den Hain der Hertha geführt wurde, um der Göttin geopfert zu werden im stillen, tiefen See.

Bey diesen Worten ging ein Schauer durch die Seele Friedehildens, und die beyden Eltern erblaßten.

Ihr seyd also kein Christ? fragte die Mutter mit zitternder Stimme.

Nein, erwiederte der Jüngling unbefangen. Friedehild stand da, wie eine zerknickte Lilie.

Wir sind Bekenner des Kreuzes, hub Siegbert nach einer kurzen Stille an, und so Ihr Euch nicht taufen laßt, könnt Ihr nie der Gatte meiner Tochter werden.

Ich liebe diese Jungfrau mehr, als mein Leben, antwortete Grisо, aber ich kann den Zorn der Götter nicht auf mich laden und auf mein Geschlecht.

Es ist nur ein Gott, rief Siegbert, und der heißt weder Wodan, noch Thor. Geh, Jüngling, und bedenke Dich! Hebe Deine Hände empor zum Himmel, auf daß er Dir sein Erbarmen sende.

Grisо wandelte traurig nach Hause. In seinem Innern war ein groſser Kampf, und schon schien seine

Liebe siegreich zu werden über seinen Glauben, da führte ihn sein Weg an Wodans heiliger Eiche vorüber, und ein Grauen kam in sein Gemüth. Beym Eintritt in seine Hofmark fiel sein Blick auf das Bild des Grenzgottes, welches jährlich um die Flur getragen wurde. — Soll ich das Bild umwerfen, und das Kreuz an seine Stelle setzen? sagte er bey sich. Aber plötzlich kam ihm vor, als sähe er den Geist seines Vaters in dem Abendgrau daher schreiten, und sich zur Hut vor den Grenzgott stellen, und von Hertha's geweihtem Haine schien eine warnende Stimme zu rufen. Er flüchtete ängstlich in seine Wohnung, und gelobte, noch ferner treu zu bleiben den Göttern seiner Väter.

Um Friedebildens blühende Jugend zogen sich jetzt viele trübe Wolken zusammen. Mit hoher Ergebung brachte sie ihre Liebe zum Opfer, aber ein verzehrendes Weh blieb in ihrem Herzen. In kurzer Zeit begrub sie ihren Vater und ihre Mutter, und nun beschloß sie, ihre Tage dem Herrn zu weihen. In der Wildniß des nahen Gebirges ließ sie eine Klause und eine Kapelle errichten, und zog dahin und legte ein rauhes Gewand an. Die wilden Thiere des Waldes ehrten ihren Aufenthalt, und thaten ihr nie etwas zu Leid. Die Vögel nisteten gern in den Bäumen vor ihrer Hütte, und die Hirsche und Rehe lagerten sich traulich um das

hölzerne Kreuz vor ihrer Klause her, wo sie zu beten pflegte. Vier Jahre brachte die fromme Dulderin in dieser Abgeschiedenheit zu, da fühlte sie ihr Ende heran nahen. Mühsam schleppte sie sich an einem Sommerabend aus ihrer Zelle zu dem Kreuz, und sagte: Hier will ich sterben! Sie ließ sich auf einem Stein nieder, der vor dem Kreuze lag, und der Docht ihres irdischen Lebens war am Erlöschen. Da kam ein alter Priester daher, der sich im pfadlosen Gebirge verirrt hatte. Friedehild lächelte ihm entgegen. "Vater, sagte sie, Dich schickt der Herr, daß Du mich einsegnest zum Tode. Der Priester legte ihr die Hände auf das Haupt und sprach ein Gebet über sie. Die Jungfrau bat ihn, sie unter dem Stein am Kreuz zu begraben, und eine Schrift auf ihr Grab zu setzen. Gleich darauf verschied sie, aber in ihrem Antlitz war kein Kampf des Todes, sondern die Ruhe eines schlummernden Kindes.

Des andern Tages rief der Priester einige Bewohner der Gegend, um ein Grab zu machen. Die Thiere der Wildniß liefen in Menge herbey, und sahen traurig zu, wie der Leichnam in das Grab gelegt wurde und der Stein darauf gewälzt. Auf den Stein schrieb der Priester die Worte:

"Hier ruht Friedehild, die ihre Liebe zum Opfer

brachte, damit ſie ihre Seele retten möge. So ſtark macht nur der Glaube des Kreuzes.«

Im Spätherbſt deſſelben Jahres kam Griſo auf den Berg, wo Friedelbildens Klauſe ſtand. Ein Hirſch, welchen er verfolgte, hatte ſeine Zuflucht dahin genommen, und blieb furchtlos am Grabe der Dulderin ſtehen. Das befremdete den Jäger, und er trat hinzu, und las die Schrift. Jetzt fiel es wie ein Himmelsſtrahl in die Nacht ſeiner Seele. Er warf ſich mit Thränen zur Erde, und gelobte, den Glauben ſeiner Geliebten anzunehmen. Er ließ ſich taufen, und baute auf der Stelle ein Kloſter, und nannte es Himmelreich. In dem Kloſter lebte er viele Jahre, und ſein Ende war, wie Friedelbildens Ende. Nach ſeinem Tode wurde er neben ihr beygeſetzt.

22.

Burg Stolzeneck.

Unter Zwingenberg, bey dem Dörfchen Lindach, rücken die Berge, welche das Ufer des Neckars begrenzen, näher zusammen, und bilden ein enges, dunkles Thal, durch welches der Strom melancholisch hingleitet. Links ragen aus Gebüsch die halbzerbröckelten Mauern von Stolzeneck hervor, an welche manche schauerliche Sage und historische Erinnerungen sich anknüpfen. Noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war diese Burg ein furchtbares Raubnest, in welchem Hans Horneck von Hornberg sein Wesen trieb.

Früher lebte hier ein junger Ritter, Namens Ottmar, mit seiner Schwester Williswinde. Der Ritter mußte seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, und die schöne Williswinde blieb mit einigen treuen Knechten und Dienerinnen auf der Burg zurück. Sie liebte die Einsamkeit, in welcher sie aufgewachsen war, und dachte in der Unschuld ihres Herzens nicht, daß irgend eine Gefahr ihr nahen könne. Ihr Liebling war ein Rabe, den sie aufgezogen hatte. Er begleitete sie in

Garten und Wald, wo ſie bisweilen luſtwandelte, hüpfte flugs auf ihren Ruf herbey, und zupfte ſie am Gewand, wenn er Futter haben wollte.

Zwey Monate waren bereits verfloſſen ſeit dem Weggange ihres Bruders, und da der Pfalzgraf mit dem Heerhaufen, bey welchem ſich Ottmar befand, nach Jülich ziehen mußte, ſo war an ſeine baldige Rückkehr nicht zu denken. Williswinde hegte wohl Beſorgniſſe um den geliebten Bruder, aber in ihrer Seele wohnte ein ſchönes Vertrauen, und ſie war gewiß, der liebe Gott werde ihn ihr erhalten. Eines Abends meldete ſich ein Pilger auf Stolzeneck, und bat um Herberge. Williswinde nahm ihn freundlich auf, und da er vorgab, aus Paläſtina zu kommen, ſo ſetzte ſie ihm ſelbſt das Abendeſſen vor, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Sein langer Bart und der kecke, etwas wilde Blick gaben dem Pilger etwas Unheimliches, aber das Fräulein ſuchte den widrigen Eindruck zu bezwingen, denn er wußte ſo vieles zu erzählen von den Drangſalen, die ihm widerfahren, daß ihr Mitleid rege wurde. Sie ließ ihm des andern Tages noch ein beträchtliches Geſchenk zum Abſchied überreichen, und ſah ihm nach, als er über den Schloßhof und die Zugbrücke ging. Da trat der alte Eberhard zu ihr, der ſchon ihrem Vater treue Dienſte geleiſtet hatte,

und jetzt die Stelle eines Kastellans versah. Fräulein, sagte er, diesmal steckt ein Schalk in der Kutte.

Man soll nicht lieblos urtheilen, versetzte Willibswinde.

Was die Augen sehen, glaubt das Herz, erwiederte Eberhard. Ihr kennt ja die hübsche Mähr vom Meister Reinecke, der nach Rom wallfahrten wollte im Pilgerrock, und den Esel und Widder beredete, ihm Gesellschaft zu leisten?

Wie kommst Du auf solche Gedanken?

Weil ich bemerkte, daß der Fuchs oder der Wolf, der die Kürbisflasche und den Muschelkragen angehängt hat, alle Gelegenheit unserer Burg ausspähte. Wir müssen wahrlich auf einen Ueberfall gefaßt seyn.

Willibswinde konnte nicht an so schwarze Hinterlist glauben. Wir haben keinen Feind, sagte sie, und in der ganzen Gegend lebt ein jeder ruhig und friedlich auf seinem Besitzthum.

Eberhard schüttelte den Kopf, aber bey sich beschloß er, auf der Hut zu seyn.

Einige Tage nach diesem Vorfall kam ein Ritter nach Stolzeneck, der ein Gespräch mit Willibswinde verlangte. Der Kastellan erkannte in ihm augenblicklich den verdächtigen Pilger, und beschwor das Fräulein, alle Vorsicht anzuwenden. Gut, sagte sie, ich

will hören, was er anzubringen hat, aber nur in Deiner Gegenwart.

Der Ritter trat herein, und erklärte ohne Umschweife, wie er gekommen sey, um die Hand des Fräuleins zu werben. Sie erschrack ob diesem Antrage, faßte sich aber schnell und antwortete: Ich stehe unter dem Willen meines Bruders, der abwesend ist. Sobald er wiederkehrt, mögt Ihr Eure Werbung bey ihm anbringen.

Ist das Euer erstes und letztes Wort? fragte der Ritter.

Williswinde sprach ein leises, bebendes Ja, denn die furchtbaren Blicke des Unbekannten schienen ihr Unheil zu verkünden.

Ich weiß wohl, entgegnete er höhnisch lächelnd, daß Frauen keinen eigenen Willen haben dürfen, und einem fremden folgen müssen. Mit diesen Worten entfernte er sich langsam, bestieg sein Roß, welches sein Diener im Schloßhofe hielt, und jagte davon.

Dieser Vorfall erregte mancherley Besorgnisse bey Williswinden und ihren Leuten. Sie pflog Rathes mit dem Kastellan, und beschloß, auf einige Zeit eine Zuflucht in einem benachbarten Kloster zu suchen. Des andern Tages trat sie den Weg dahin an, von einer Dienerin und einem Knechte begleitet. Der Weg führte

durch einen einsamen, waldigen Thalgrund. Hier wurde sie plötzlich von dem Ritter überfallen, der Knecht, welcher sich zur Wehre setzen wollte, niedergeworfen, und sie selbst in einen uralten Thurm geschleppt, dessen Eingang ein eisernes Gitterthor hatte.

Nach drey Tagen will ich Eure Antwort holen, sagte der Ritter, indem er die Thüre verschloß, und mit einem gellenden Gelächter davon ging.

Williswinde warf sich auf die Kniee und betete mit ausgestreckten Armen. Da erblickte sie ihren Raben, der ihr bis an den Thurm gefolgt war. Das treue Thier versuchte, die eisernen Stäbe durchzubeißen, um zu seiner Gebieterin zu gelangen. Das Fräulein empfand eine plötzliche Beruhigung bey dem Anblick des Vogels, der jedoch bald sein eitles Beginnen zu erkennen schien, und in's Gesträuch hüpfte, wo er einige wilde Beeren abriß und sie seiner Herrin brachte.

Drey furchtbare Tage gingen vorüber, und die Jungfrau harrte mit Todesangst auf die Erscheinung ihres Räubers, der sie durch Hunger bezwingen wollte. Der Rabe brachte ihr fast zu jeder Stunde Wurzeln und Obst, und schlug jedesmal freudig die Flügel, wenn er ihr die kleine Beute gebracht hatte, und flatterte an dem Gitter hinauf, und steckte den Kopf durch die Oeffnung. Am Abend des dritten Tages kam der

Ritter. Er wiederholte seinen Antrag, und schwur, als Williswinde auf ihrer Gesinnung beharrte, sie dem Hungertode preis zu geben.

Nach einem ängstlichen Schlummer stand sie in der Frühe des nächsten Morgens an der Thüre ihres Gefängnisses, und schaute mit flehenden Augen zum heitern, blauen Himmel auf, da vernahm sie Fußtritte und bald darauf die Töne eines lustigen Liedes. Es war nicht die Stimme ihres Verfolgers, und sie faßte den Muth, um Hülfe zu rufen.

Ihr Ruf blieb nicht unbeachtet. Ein junger Ritter näherte sich dem Thurme. Es war Williswindens Bruder. Um seine Schwester zu überraschen, hatte er den nähern Fußweg nach Stolzeneck eingeschlagen, während seine Leute auf der Heerstraße fortzogen. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, aber ehe sie damit zu Ende war, erschien ihr Räuber, der nicht so bald des fremden Ritters ansichtig wurde, als er schon mit gezücktem Schwert auf ihn zustürzte. Eberhard hatte Mühe, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und wäre vielleicht dem ersten Anlaufe seines Gegners unterlegen; doch in demselben Augenblicke kam Williswindens Lieblingsvogel an der Spitze eines großen Schwarmes anderer Raben daher geflogen; sie fielen wüthend über den Räuber her, so daß er sich ihrer nicht erwehren

mochte. Eberhard benutzte das wunderbare Ereigniß; er durchstieß den Ritter mit seinem Schwert, der mit einem gräßlichen Schrey zu Boden sank. Die Raben wichen nicht von dem Gefallenen; sie schienen mit Lust sein Blut zu trinken, hackten ihm die Augen aus, und unter ihrem furchtbaren Gekrächze verließ seine Seele ihre Wohnung. Eberhard fand bey dem Todten den Schlüssel zum Thurme, und befreyte die geliebte Schwester. Noch in unsern Tagen sah man das Bild des treuen Raben an einem Schwibbogen der Burg Stolzeneck ausgehauen.

23.

Die Mainau.

Auf dem lieblichen Eilande Mainau im Bodenſee ſtand die ſchöne, züchtige Jungfrau von Bodmann am Ufer, und harrte ihres Verlobten, des wackern Herrn von Langenſtein, denn um dieſe Stunde pflegte er ſie täglich zu beſuchen. Das Fräulein hatte die anmuthige, blühende Inſel zum Erbe erhalten, und träumte ſich hier den Sitz ſtiller, häuslicher Freuden. Diesmal kam der junge Ritter ſpäter als gewöhnlich, auch ſah er nicht freundlich aus, wie ſonſt, ſondern düſter und niedergeſchlagen. Beſorgt forſchte ſie nach der Urſache, und erfuhr, der alte Herr von Langenſtein ſey plötzlich von der Gicht heimgeſucht worden, und unvermögend, den Zug nach dem gelobten Lande mitzumachen, darum müſſe er gehen, und das Gelübde des Vaters löſen.

Die Jungfrau erſchrack anfangs, faßte ſich aber bald und ſagte: Der Himmel hat uns eine Prüfung zugedacht, und wir dürfen uns ihr nicht entziehen. Liebe und Vertrauen ſey unſer Wahlſpruch. Der junge Rittersmann wußte ſich nicht ſo leicht zu fügen, als ſeine Verlobte, und er ſchied mit bitterm Weh im

Herzen. Glücklich langte der Heerhaufe, unter welchem er sich befand, in Palästina an, und der Herr von Langenstein that Wunder der Tapferkeit, aber in einem Scharmützel wurde er von den Türken gefangen und in einen finstern Kerker geworfen. Hier schmachtete er viele Monde lang, fast ohne Hoffnung auf Erlösung, als durch den Tod. Oft streiften seine Gedanken aus dem öden, düstern Gefängnisse nach dem heitern, üppigen Mainau hin, und dann füllten heiße Thränen sein Auge, und er that mancherley Gelübde, doch schien der Himmel taub gegen seinen Jammer.

Einst in stürmischer Nacht träumte ihm, als trete ein Engel zu seinem Lager und rede zu ihm mit freundlichen Worten: Gelobe dich dem Dienst der Kirche zu weihen, und du wirst deine Heimath wieder sehen. Er that das Gelübde, erwachte darüber, und sah mit Erstaunen die Thüre seines Kerkers offen stehen. Er floh, und erreichte unangefochten die Küste, wo er ein venetianisches Schiff traf, welches ihn aufnahm. Je näher ihm die Berge der Heimath zuwinkten, desto härter wurde der Kampf in seinem Innern. Er dachte der Geliebten, die seiner in treuer Sehnsucht harrte, und der lange geträumten Freude des Wiedersehens, zugleich aber auch des Gelübdes, welches zu halten jedoch sein fester Vorsatz war.

Jetzt erblickt sich das liebliche Eiland vor seinen Blicken, er sieht am Ufer eine weibliche Gestalt wandeln, und glaubt in ihr die theure Verlobte zu erkennen. Ein Zittern ist in seinen Gliedern, aber bald ermannt er sich, und befiehlt dem Schiffer, seinen Kahn seitwärts zu wenden. Kaum an's Land gestiegen, eilt er zu dem Landcomthur des teutschen Ordens, der in der Nähe seinen Sitz hat, und bittet um Aufnahme, die ihm auch auf der Stelle gewährt wird. Dann sendet er einen Boten nach der Mainau, meldet der Verlobten, was sich begeben, und sagt ihr Lebewohl für diese Welt.

Die Jungfrau vernahm die Botschaft mit stummer Ergebung. Nachdem sie mit sich selbst zu Rathe gegangen, wie sie ihr Leben künftig einrichten wollte, trug sie die liebliche Mainau dem teutschen Orden als Geschenk an, unter der Bedingung, daß Herr von Langenstein daselbst Comthur werden sollte. Der Großmeister willigte ein, und die Jungfrau entließ jetzt ihre Diener und Dienerinnen, nachdem sie unter sie vertheilt, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaß. Nie hat man erfahren, was aus ihr geworden; wahrscheinlich begrub sie sich in die Einsamkeit eines Klosters und erfreute sich dort in trüben Stunden an dem Gedanken, daß der Geliebte auf dem freundlichen Eilande lebe, wo ihn alles an sie erinnern müßte.

24.

Das Horn.

Die Herren von Buren, welche ehemals im Speergau angeſeſſen waren, führten ein Horn im Wappen. Ein alter Mönch erzählte mir davon folgende Sage:

In der Nähe des Schloſſes Buren war ein Hunnengrab. Den jungen Beſitzer der Burg führte manchmal ſein Weg an dem Grabe vorüber, wenn er luſtwandelte, oder ſich mit Jagen ergötzte. Einſt wälzte er aus Langweile einige von den Steinen weg, die das Grab bedeckten, und fand ein ſchönes Hörnthorn. Nachdem es der Ritter eine Weile betrachtet hatte, ſetzte er es an den Mund und fing zu blaſen an. Die Töne, welche das Horn gab, waren ſo ſtark und furchtbar, daß ſie wie ein Sturm durch den Wald zu brauſen ſchienen, die Steine rollten vom Grabe weg, und ein Rieſe in ſchwarzem Harniſch ging aus der Höhlung hervor, gürtete ſein Schwert um, und fragte mit furchtbarer Stimme: Haſt Du mich gerufen zum Kampfe?

Ich fand hier dieſes Horn, antwortete der Ritter, und wollte es bloß verſuchen, ob es noch klinge.

Da ſagte der Rieſe: Decke mich wieder zu, das

Horn aber behalte, und wenn Dir einst Gefahr droht, so wecke mich wieder damit, und ich komme zu Deiner Hülfe.

So kam das Horn an das Geschlecht der Buren. Ein Enkel des Ritters, als einst ein mächtiger Heerhaufe gegen ihn im Anzuge war, ließ es von der Zinne seiner Burg erschallen, da kam der Riese augenblicklich und die Feinde flohen bey seinem Anblick.

25.

Die heilige Notburga.

Erſte Sage.

König Dagobert hatte eine Tochter, Notburga mit Namen. Sie war ſchön und fromm über die Maßen, und ihr Sinn ſtand nicht nach den Eitelkeiten der Welt, darum floh ſie heimlich aus dem Hauſe ihres Vaters, der damals in Mosbach Hof hielt, und verbarg ſich in einer Höhle am Neckar, nicht weit von Hochhauſen oder Wochhauſen. Hier lebte ſie in Gebet und Bußübungen. Ein zahmer weißer Hirſch brachte ihr täglich ein Brod aus der Küche ihres Vaters. Dadurch wurde aber ihr Aufenthalt dem Könige verrathen, der alsbald nach der Höhle eilte, und ihr befahl, mit ihm nach Hofe zurückzukehren. Notburga weigerte ſich deſſen, weil ſie ein Gelübde abgelegt habe, dem Herrn in der Einſamkeit zu dienen. Da ergrimmte der König, und wollte ſie mit Gewalt fortziehen. Aber der Arm, woran er ſie gefaßt hatte, blieb in ſeiner Hand, worüber er ſo ſehr erſchrack, daß er ſich ſchnell von dannen machte. Die fromme Jungfrau warf ſich auf die Knie, und es kam eine Schlange, die trug heilſame Kräuter im

Munde; damit heilte Notburga den Arm, der wieder anwuchs. Als sie nun starb, da sah man helle Flammen über der Hölle schweben. Ihr Leichnam wurde nach Hochhausen gebracht und in der Kapelle beygesetzt, wo noch ihr Grab zu sehen. Sie liegt in Stein ausgehauen auf demselben, und hat die königliche Krone auf dem Haupt. Neben ihr sieht man die Schlange mit den Kräutern. Das Grab war sonst durch ein mit Lilien verziertes Gitter geschlossen. Auf dem Altarblatt und dessen beyden Flügeln ist ihre Geschichte abgebildet.

Im Jahre 1517 unter der Regierung Pabst Leo's X. wurde das Grab geöffnet. Zugegen waren Bischof Reinhard von Werms, Eberhard Horneck von Hornberg mit seinen Söhnen, Hans von Stein und die Brüder Gayling von Altheim. Man fand den Leichnam noch unversehrt.

Zweyte Sage.

Auf der alten Burg Hornberg, wo Götz von Berlichingen starb, wohnte vor Alters ein mächtiger Fürst mit seiner Tochter Notburga. Diese war an einen tapfern Ritter verlobt, der in den Krieg zog und nicht wieder kam. Die Jungfrau trauerte um ihn, wie eine Wittwe, und wollte von einer andern Heirath nichts hören. Aber ihr Vater, der rauh und gebiete-

risch war, sagte eines Tages zu ihr, sie möchte ihren Hochzeitsschmuck bereiten, denn in drey Tagen werde der Bräutigam kommen, den er ihr gewählt.

Da brach das Herz der schönen Jungfrau, und sie nahm sich vor, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen. In der Nacht rief sie einen vertrauten Diener und sagte: Begleite mich hinüber in die Höhle am Neckar, wo die Kapelle des heiligen Michael steht; dort will ich mein Leben in der Einsamkeit zubringen. Als sie an den Fluß kamen, war kein Schiff vorhanden, aber es kam jetzt ein großer weißer Hirsch herbey; Notburga setzte sich auf seinen Rücken, und er schwamm mit ihr über den Neckar nach der Höhle.

Als der Fürst seine Tochter nicht mehr sah, schickte er Boten und Kundschafter aus, sie zu suchen; doch mochten sie keine Spur von ihr entdecken. Zur Mittagszeit kam der weiße Hirsch zu dem treuen Diener auf Hornberg; der wollte ihm Brod reichen, aber der Hirsch neigte seinen Kopf, damit er es ihm an's Geweih stecken möge. Das Brod brachte er der Jungfrau in die Höhle, und so kam er jeden Tag, und ließ sie keinen Mangel leiden.

Der Fürst sah einst den Hirsch, und zwang den Diener, das Geheimniß zu verrathen. Als nun das Thier des andern Tages wieder erschien, setzte sich der

König zu Pferde und folgte ihm nach durch den Fluß bis zu der Höhle, in welcher seine Tochter war. Er ging hinein, und fand sie knieend vor einem Kreuze und im Gebet begriffen, zu ihrer Seite aber lag der weiße Hirsch. Er betrachtete sie eine Weile, und sagte dann: Kehre mit mir nach Hornberg zurück. Die Jungfrau entgegnete aber: Sie habe ihr Leben Gott geweiht und der Gemeinschaft der Menschen entsagt.

Als das Zureden des Königs nichts half, gerieth er in Zorn, und wollte sie vom Kreuze wegreißen, welches sie umfaßt hielt. Da blieb der Arm, an dem er sie ergriffen hatte, in seiner Hand; ein Grauen überfiel ihn, und er eilte von dannen.

Rotburga lebte von nun an ruhig in ihrer Höhle, bis der Herbst sich einstellte und die Blätter des Waldes herabfielen. Da kamen Engel, die ihre Seele in den Himmel trugen, und den Leichnam mit weißen Rosen bestreuten, die in dieser Jahrszeit nirgends mehr blühen. Vieles Volk strömte herbey, denn man hatte die ganze Nacht über einen Glanz um die Höhle gesehen. Zwey schneeweiße Stiere, die noch kein Joch getragen, wurden an einen neuen Wagen gespannt und die heilige Jungfrau darauf gelegt. Die Stiere, die man gehen ließ, wie sie wollten, führten den Leichnam nach Hochhausen, auf die Stelle, wo jetzt die Kirche

ſteht, und dort wurde Notburga begraben. Das Volk nennt ſie gewöhnlich die Kreichgauer Heilige, und alte Leute aus der Gegend zeigen im Sommer, wenn der Thau auf den Feldern liegt, auf einem Acker die Spur des Weges, welchen der Hirſch von Hornberg nach der Höhle genommen.

Dieſe Höhle iſt noch vorhanden. Sie liegt in einem Kalkfelſen, am linken Ufer des Neckars, wurde aber ſchon groſſen Theils von dem Strome und den Eisgängen zerſtört. Wenn man den Namen der Heiligen gegen die Höhle ruft, ſo wird er von einer leiſen Geiſterſtimme wiederholt.

Bey dem Kirchenzwiſte in Hochhauſen wurde der Stein mit der Inſchrift von Grabe der Notburga hinweggenommen, und das Altarbild, worauf ihre Geſchichte dargeſtellt iſt, übertüncht. Darob entſtand Klage bey dem Biſchof von Worms, in deſſen Sprengel Hochhauſen gehört, und bey dem Biſchof von Speier als Lehnsherr des Orts. Jetzt iſt das Bild wieder ſichtbar, allein durch jenes Uebertünchen und die Feuchtigkeit ſehr beſchädigt.

26.

Der Waldgeiſt.

Auf der Burg Huneberg am Hardgebirge lebte ein Junker, Namens Schett. Er war von ſchöner Geſtalt und adelichen Sitten, aber arm, ſo daß er nicht den Muth hatte, um ein Fräulein aus den vielen alten Geſchlechtern der Gegend zu werben. Eines Tages lief er mißmuthig im Walde umher, und ſah ein altes Männlein am Wege ſitzen. Ich bin hungrig, ſagte das Männlein, gieb mir etwas zu eſſen. Schett langte aus ſeiner Jagdtaſche ein Brod hervor und reichte es dem Alten.

Als er ein andermal wieder durch den Forſt ſchweifte, vernahm er ein Geſchrey, wie um Hülfe. Er eilte darauf zu, aber die rufende Stimme ſchien ſich immer weiter zu entfernen. Endlich fand er ein ſchönes Knäblein unter einem Baume, welches bitterlich weinte. Mann! ſagte das Knäblein, bring' mich doch nach Hauſe; ich fürchte mich vor den Wölfen, und bin gar zu müde.

Aber wo biſt Du zu Hauſe? fragte der Junker.

Ich will Dir den Weg zeigen, erwiederte das Kind,

und ſchwang ſich hurtig auf ſeinen Rücken. Nun ging's Berg auf und Berg ab, daß dem Junker der Schweiß von der Stirne rann. Endlich, als die Sonne bereits unterging, kamen ſie an ein altes, ſteinernes Haus, das war mit einem Waſſergraben umgeben, in welchem Schwäne ſaßen. Jetzt ſind wir am Ziele, rief das Knäblein, und ſprang herab. Aber Schott erſchrack nicht wenig, denn es hatte ſich ganz verändert, und war ein häßliches Zwerglein geworden.

In dem Hauſe da wirſt Du eine Nachtherberge finden, ſagte der kleine Unhold, und den Lohn für Deine Mühe.

Aber wer biſt Du? ſtammelte der Junker.

Ich bin der Waldgeiſt, antwortete der Zwerg, und wer mir Vertrauen beweiſ't, der bereut es nie. Mit dieſen Worten verlor ſich das kleine Weſen im Geſtrüpp, Schott aber ging über die ſchmale, hölzerne Brücke und klopfte an dem ſteinernen Hauſe, und eine junge, ſchöne, freundliche Dirne öffnete ihm die Thüre. Es war die einzige Tochter einer betagten Mutter und der letzte Sproſſe des alten Geſchlechts der Herren von Schwanau, die durch Krieg und anderes Unglück in Armuth gerathen waren. Dem Ritter gefiel das Fräulein über die Maßen, und er beſchloß, um ihre Hand

anzuhalten, doch war er ehrlich, und verhehlte seine Umstände nicht.

Die Mutter sagte: Es ist in unserm Hause eine alte Prophezeihung, die letzte Erbtochter von Schwanau werde zu Reichthum und Ehre gelangen, nur dürfe sie ihren Namen nicht ändern.

Der Junker von Hunceberg war es zufrieden, den Namen Schwanau anzunehmen, und das Wappen des Geschlechts mit dem seinigen zu vereinen. Auf dem Heimwege fand er das alte Männlein wieder. Es winkte ihm und führte ihn in eine Höhle, wo ein großer Schatz verborgen lag. Das ist die Morgengabe Deiner Braut, sagte das Männlein. Thue immer recht, und Euer Glück wird blühen.

Schott führte seine schöne Braut heim, und die Worte des Waldgeistes gingen an ihm und seinen Kindern in Erfüllung.

27.

Die Zerſtörung von Hohenkrähen.

Unfern des Bodenſee's, eine Stunde von der Veſte Hohentwiel, ſieht man auf einem Bergkegel die Ruinen der einſt ſtarken, faſt unüberwindlichen Burg Hohenkrähen, an die ſich jetzt eine freundliche Meierey anlehnt. Von dem Untergange dieſer Burg hat ſich folgende, wohl meiſt hiſtoriſch begründete Sage erhalten:

In der freyen Reichsſtadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ein angeſehener Mann, Namens Johannes Guttenberg, der ſich im Handel große Reichthümer erworben hatte. Seine Tochter Margaretha, das einzige Kind einer glücklichen aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht ſtiefmütterlich begabt worden, und ſowohl ihr liebenswürdiges Weſen, als der Reichthum ihres Vaters, machten ſie zum Gegenſtande vieler Hoffnungen und Bewerbungen. Sie ſchien dabey ziemlich gleichgültig, aber im Stillen hatte ſie ihr Herz einem jungen Edlen, Otto Kreßling, zugewendet, deſſen Vater in Kaufbeuern von den Ueberreſten eines durch Kriege und andere Unglücksfälle zerſtörten, einſt beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feyerte den Jahrstag ihrer Gründung, und diesmal sollte es mit ungewöhnlicher Pracht geschehen, und unter andern auch ein Stechen dabey Statt haben. Manche Ritter fanden sich darum in Kaufbeuern ein, aber es waren nur solche, die vom Steigbügel lebten, oder daheim, auf ihren verfallenen Burgen, in schmählicher Unthätigkeit, und unter Entbehrungen aller Art, vom Ruhme ihrer bessern Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit seinen ritterlichen Tugenden neigte sich zum Untergange; viele der berühmtesten Geschlechter waren erloschen, und wie in Frankreich König Franz I., so standen in Deutschland Kaiser Max, Franz von Sickingen, Göz von Berlichingen und wenige Andere als die letzten Repräsentanten des Ritterthums da, und gleichsam als die Hüter der Grenze zwischen einer alten und einer unter bedenklichen Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feste nach Kaufbeuern zogen, war auch Stephan Hausner aus dem Hegäu. Ein baufälliges Schloß und einige großentheils öde liegende Ländereyen mit verarmten Zinsleuten machten seine ganze Habe aus; an trotzigem Muth und waghalsiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvor thun. Auch trieb er sich beständig im Lande umher, und nahm an allen Fehden Theil, wobey, wenn

auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Hausner hörte in Kaufbeuern von der schönen Tochter des reichen Guttenbergs sprechen, und bald bot sich auch, auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, sie zu sehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, um sie zu freyen. Er meinte, der Vater und die Tochter würden sich eine solche Verbindung zur hohen Ehre rechnen, und säumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Besuch zu machen, und ihm seinen Wunsch vorzutragen.

Der Alte sah ihn verwundert an, und sagte dann zum Ritter: Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir und meinem Hause erzeigen wollt; Ihr scheint jedoch in einem Irrthume befangen.

In einem Irrthume? fragte Hausner.

So sehe ich's an, fuhr jener fort; Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath würde meine Tochter zu Euch erhoben; aber umgekehrt, Ihr werdet vielmehr dadurch zu ihr erniedrigt. Eure Kinder verlieren das Recht der Ebenbürtigkeit, und können weder bey Turnieren erscheinen, noch in Dom- und Ritterstifte aufgenommen werden, noch auf das Anspruch machen, was Ihr als Lehen besitzt.

Der Ritter schien sich auf eine gute Antwort zu

besinnen, Guttenberg schnitt jedoch den Faden des Gesprächs schnell ab, indem er sagte: Der Adler soll auf dem Felsen bleiben, und die Lerche in der Furche des Ackers, und damit Gott befohlen!

Hausner ergrimmte höchlich über diesen kurzen Bescheid, und sein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm, Guttenberg habe seine Tochter dem jungen Kreßling zugesagt, um sich alle unangenehmen Freyer vom Halse zu schaffen. Er verließ Kaufbeuern auf der Stelle, und ritt nach Holvenkrähen zu seinem Waffenbruder Friedingen. Dieser schritt eben, über düstern Gedanken brütend, im Saale seines Schlosses auf und ab, als Hausner zu ihm trat. Woher des Weges? fragte er den Gast.

Vom Ritterspiele in Kaufbeuern.

Pfui, rief Friedingen, wer wird eine Fastnachtsmummerey mit so ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, so hätte ich, statt meines edlen Rosses, den Esel meines Müllers zum Ritt genommen.

Je nun, versetzte Hausner, man muß sich in die Zeit schicken.

Ich nehme sie auch, wie sie ist, entgegnete der Ritter von Holvenkrähen; darum siehst Du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit sie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht sehen.

Hausner meinte, es gebe noch wackere Männer ge-
ug, die dürften nur fest zusammenhalten.

Friedingen schüttelte den Kopf. Geh' vom See ab-
ärts, längs dem Rhein hin, bis wo das Siebenge-
rge steht, und zähle die zerbrochenen Burgen auf
yden Seiten, und Du wirst Lust bekommen, ein
arthäuser zu werden, um nichts mehr als momento
ori zu sprechen. Dieser Kaiser Max hat nun vollends
urch seinen Landfrieden dem edlen Rittertume den
zten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, ist
n nichts besser, als Weiberkrieg mit Ofengabeln und
esen.

Wenn Du Lust hast zu einer mannhaften Fehde,
ist jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit
r Bitte, Du möchtest mir Deine Burg hüten. Rhein
es Ubuneſt drüben hält keinen Steinwurf mehr aus.

Meine Burg ist Dein, antwortete der Ritter von
elvenfrälven, und reichte dem Gaste die Hand, aber
h mir nälvern Bericht.

Hausner erzählte nun, wie er in Kaufbeuern sich
nen Korb geholt, und darum der Stadt einen Absa-
brief senden welle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingens
nsteres Gesicht, und ein großer Gedanke schien zugleich
seiner Seele aufzugehen. Komm, sagte er, ich schreibe

den Absagebrief in Deinem Namen, und Du kritzelst Dein Handzeichen darunter.

Der Brief wurde ohne Verzug abgeschickt, und Friedingen traf alsbald Anstalten, Hohenkrähen in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch ihre Kundschafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuern auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen seyen. Hausner legte sich mit einem Haufen Reisiger in einen Hinterhalt, überfiel die sorglos Reisenden, welche von einer Fehde nichts wußten, und schleppte sie auf Hohenkrähen. Unter den Gefangenen befand sich auch Georg Kreßling, der Vater des jungen Otto, welchen Guttenberg seiner Tochter zum Gatten bestimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zusammengetroffen. Diese wurden von Hausner noch ziemlich milde behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Lösegeld, welches die Stadt Kaufbeuern für sie bezahlen sollte; den alten Kreßling aber ließ er in Ketten schlagen, und schwur hoch und theuer, der Ritter müsse sein Gefangener bleiben, bis sein Sohn ihm die schöne Margaretha als Braut abtrete.

Als das Begebniß in Kaufbeuern ruchbar wurde, entstand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht so viele Leute aufbringen, um einen Kriegs-

zug gegen Hohenkrähen zu unternehmen, und nach langer Berathſchlagung entſchloß man ſich endlich, eine Botſchaft an den Kaiſer zu ſenden, der ſich damals in Nürnberg aufhielt.

Otto Kreßling erbot ſich, mit den Abgeordneten des Raths dahin zu gehen. Kunz von der Roſen war ſein Oheim, und hatte dem Kaiſer ſo glänzende Beweiſe groſſen Muthes und unerſchütterlicher Treue gegeben, daß Max nicht leicht eine ſeiner Bitten zurückwieß, denn er verlangte nie Unbilliges und Ungerechtes.

Der Kaiſer war höchlich entrüſtet, als ihm Kunz von dem frevelhaften Beginnen Hausners und Friedingens Nachricht gab. Er verſprach den Abgeordneten auf der Stelle Genugthuung, und ertheilte alsbald ſeinem Feldobriſten, dem berühmten Georg von Frundsberg, Befehl, gegen Hohenkrähen aufzubrechen, und die Friedensſtörer zu züchtigen.

Frundsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann, aber die Lage der Burg Hohenkrähen machte eine Belagerung ſehr ſchwer und langwierig. Auch war die Veſte hinreichend mit Mannſchaft und Geſchüz verſehen, und man konnte gewiß ſeyn, daß die beiden Ritter das Aeußerſte wagen würden, weil für ſie Alles auf dem Spiele ſtand. Frundsberg ſah

zur Bezwingung des Schloſſes kein Mittel als den Hunger, und er ſchloß ſie darum auf's engſte ein. Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedingen eines Tags, wie er gewöhnlich that, auf einen der Thürme ſtieg, um zu erſpähen, ob die Belagerer in ihrer Stellung keine Veränderung vorgenommen. Da erblickte er einen jungen Ritter, der ziemlich nah an die Burg heranſprengte, als wolle er Etwas auskunden. Friedingen riß der Wache neben ihm die Büchſe aus der Hand, legte an und drückte los, aber das Gewehr zerſprang und zerſchmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umſonſt zu meiſtern ſuchte, und der ſtarke Blutverluſt zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbey rief, auf ſein Gemach gebracht. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms vom Tode gerettet werden, aber Friedingen warf ihm einen furchtbaren Blick zu. Geh, zürnte er, geh und übe deine Kunſt an den Memmen, die das Leben als ein Allmoſen haben, und es darum in ſeiner zerlumpteſten Geſtalt noch immer als eine köſtliche Gabe in Ehren halten.

Er ließ hierauf Hausner vor ſein Lager rufen, und ſagte zu ihm:

Ich bin ein Stamm, der fällt, nicht weil ſeine

Wurzeln abgefault ſind, ſondern durch die Hand des Schickſals, das mir diesmal freundlich entgegentritt, denn länger kann ſich die Burg doch nicht halten, unſre Lebensmittel reichen kaum noch auf vierzehn Tage. Nimm Deine Leute und auch alle von den Meinigen, die ihre Haut in Sicherheit bringen wollen, und ziehe dieſe Nacht durch den unterirdiſchen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinaus bringt.

Wie, rief Hausner, ich ſollte Dich verlaſſen, meinen Waffenbruder? Wenn ich meine Schmach auch in den Mantel der Nacht hülle, ſo wird ſie der Tag doch bald beſcheinen.

„Willſt Du, als Landfriedensbrecher, durch den Strick endigen?“

Und was wird Dein Loos ſeyn? fragte Hausner.

„Ein ehrenvolles Grab.“

In dieſem Augenblicke trat ein Knecht herein, mit der Nachricht, es ſey ein Herold vor dem Thor mit einer Aufforderung.

Friedingen hieß Hausner hinabgehen, um den Antrag zu vernehmen. Dieſer kehrte bald zurück und rief mit grimmigem Lachen: Freyen Abzug bietet Frundsberg Dir und Deinen Leuten an, wenn Du mich auslieferſt.

Hab' ich nicht einen prophetiſchen Geiſt, ſagte Friedingen. Geh' und ſag' dem Herold, ich würde morgen früh einen Ritter in's Lager ſchicken, zur gütlichen Verhandlung. Du aber thue dieſe Nacht, wie ich Dir gerathen, oder die Raben ſingen Dir Dein Requiem.

Hausner ſah in der That keine andere Wahl vor ſich, als Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tages Anbruch, und ihm folgten nicht nur ſeine Leute, ſondern auch die meiſten Knechte und Reißigen Friedingens, ſo daß dieſer mit einem alten, treuen Ritter, Namens Bridinger, und ſieben Knechten allein auf Hohenkrähen zurück blieb. Der unterirdiſche Gang, durch welchen Hausner ſeinen Weg nahm, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort verließen ihn, wie verabredet, alle ſeine Begleiter, denn ſie fürchteten, als Friedensſtörer ergriffen und hingerichtet zu werden. Hausner war lange unentſchloſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Aber während er langſam und in tiefem Nachſinnen durch das Thal ritt, ſah er plötzlich einen jungen Ritter mit einigen Reißigen auf ſich zuſprengen. Es war Otto Kreßling, den Frundsberg um Lebensmittel ausgeſandt hatte. Beide erkannten ſich augenblicklich; Hausner ſprang vom Pferd und ſuchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege ſtand.

Otto folgte ihm mit gezogenem Schwert, und nicht achtend der geweihten Stätte, ſtieß er ihn am Altar nieder.

Unterdeſſen war der Morgen angebrochen, und im erſten Frühſchimmer ritt Bridinger ins Lager, und wurde nach kurzem Verweilen vor den Feldobriſten geführt.

Wie lautet Euer Antrag? fragte Frundsberg.

Er iſt kurz, antwortete der Ritter: Freyen Abzug für Friedingens Leute und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen ſeiner Burg.

„Iſt Friedingen todt?“

Dann konnt' ich ja nicht in ſeinem Namen kommen, entgegnete Bridinger. Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand entgegengeſtreckt, und der Ritter hat ſie gefaßt, und will ſie nicht mehr laſſen.

„Ihr ſprecht räthſelhaft.“

Der Ritter iſt verwundet; ein herzhafter Schnitt des Arztes konnt' ihn retten, aber er will ſterben, weil er ſeine Zeit überlebt hat, und ſein Grabmal ſollen die Ruinen ſeines Stammſitzes ſeyn.

Frundsberg wurde nachdenkend. Ich habe dieſen Friedingen immer geachtet, ſagte er nach langem Schweigen, ſo trotzig er ſich auch dem Geſetz entgegen ſtemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit feſt

halten, in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, der nicht den Raub ſuchte, ſondern den Kampf. Eure Bedingungen ſind gewährt: Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingens Leuten frey ab, und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Ritter laſſe ich ehrenvoll beſtatten, und dann ſein Schloß abbrechen.

Friedingen lebte nur noch wenige Stunden. Als Frundsberg in die Burg eingezogen war, und an ſein Lager trat, war er bereits eine kalte Leiche. Er wurde in der Schloßkapelle neben ſeinen Ahnen begraben, und die Veſte hierauf zerſtört.

28.

Der Minneberg.

Bey Doſſenheim an der Bergſtraße liegen, auf einer waldigen Höhe, die Trümmer der einſt feſten Schauenburg. Hier lebte Bertold, der letzte ſeines Stammes, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Er hatte eine einzige Tochter, Ida genannt, die in jugendlicher Anmuth heranblühte. Ein wackrer junger Ritter, Hug von Habern, kam manchmal auf die Schauenburg, und es entging dem Fräulein nicht, daß ſie es war, die ihn anzog. Auch blieb er ihrem Herzen nicht lange gleichgültig. Beide liebten ſich, ohne daß es Hug gewagt hätte, von Liebe zu ſprechen. Auch trat jetzt ein unwillkommenes Ereigniß zwiſchen die Wünſche und Hoffnungen des Ritters. Als pfälziſcher Vaſall mußte er mit ſeinem Herrn gegen König Ludwig in den Krieg ziehen. Der Abſchied auf Schauenburg war traurig. Hug bat das Fräulein, ſeiner zu gedenken, und ſchenkte ihr ein ſchönes Windſpiel, das ihn gewöhnlich begleitete, und an welchem Ida immer ein großes Wohlgefallen gezeigt hatte.

Der Krieg dauerte lange, und Hug kehrte erſt nach

einem Jahr in die Heimath zurück. Sein erster Ausflug war nach der Schauenburg. Aber schon unterwegs vernahm er, der alte Bertold sey inzwischen gestorben, die Herrschaft von dem Lehnsherrn eingezogen worden und Fräulein Ida verschwunden. Der Ritter wurde sehr traurig ob dieser Nachricht; er suchte da und dort Erkundigung einzuziehen von dem Fräulein, allein die zurückgebliebenen Diener selbst wußten keine weitre Auskunft zu geben, als daß sie wenige Tage nach dem Begräbnisse ihres Vaters, von einem einzigen alten Diener begleitet, die Burg verlassen, weil sie gefährlichen Nachstellungen ausgesetzt gewesen.

Hug stellte jetzt Nachforschungen an in den Klöstern und überall, wo er eine Spur der verlornen Geliebten zu entdecken hoffte. So gingen viele Monde vorüber, und er wurde täglich schwermüthiger und mied alle Gesellschaft der Menschen. Manchmal durchstrich er den finstern Odenwald, weniger um sich an der Jagd zu ergötzen, als weil die Einsamkeit der Wälder ihm zusagte. Einst kam er an den Fuß des Minnebergs, wo er sich ermüdet an einer Quelle niederlegte. Ida's Bild trat lebendiger als je vor seine Seele. Da rauscht es durch's Gebüsch, er springt auf und greift nach dem Bogen, in diesem Augen-

blicke ſieht er das Windſpiel, welches er Ida beim Abſchiede geſchenkt. Es kannte ſeine Stimme, ſprang an ihm hinauf und gab ſeine Freude durch hunderterley Bewegungen zu erkennen. Dann eilte er in's Gebüſch, kam wieder hervor, und ſchien den Ritter einzuladen, ihm zu folgen. Hug that es, und das Thier führte ihn auf die Höhe des Bergs zu einer Felſenhöhle, an deren Eingang Ida mit dem alten, treuen Knechte ſaß. Die Freude des Wiederſehens war unbeſchreiblich. Sie erzählte, wie ſie nach dem Verluſte der väterlichen Güter und bedrängt von dem Ungeſtüm eines rohen Edelknechts, der ſie zu entführen gedachte, in dieſe Einöde ihre Zuflucht genommen, da jeder andre Weg zu gefährlich geweſen.

Hug brachte ſie zu einer frommen Wittwe in Sicherheit, bis er ſie, nach wenigen Monaten, als Braut zum Altar führte. Wo die Höhle ſtand, baute er eine ſtattliche Burg und nannte ſie Minneberg. Zum ewigen Gedächtniß ließ er das Windſpiel, welches ihn zu der Geliebten geführt, am großen Portal des Schloſſes ausbauen, wo es erſt in der letzten Zeit weggenommen und an der Ziegelhütte unten im Thale, beim Dorfe Guttenbach, über einer Stallthüre eingemauert wurde, und noch zu ſehen iſt.

29.

Sage vom alten See.

Im Elſenzgau, bey den Ruinen von Steinsberg, zieht ſich eine Niederung hin, die man den alten See nennt. Schlanke Silberpappeln erheben ſich auf dem erhöhten Ufer des ehemaligen Sees, der jetzt durch friſches Grün und mannichfaltige Blumen das Auge ergötzt.

Auf dem Steinsberg ſoll einſt ein grauſicher Recke gehauſ't haben, welcher das Schrecken der weiten Gegend war. Er beraubte die harmloſen Wanderer, trieb den Hirten ihre Heerden weg, und fiel manchmal ein hübſches Mägdlein in ſeine Hand, ſo wurde es auf ſeine unzugängliche Burg geſchleppt. Eines Tags zog er an einer Kapelle vorüber, die am Ufer des Sees unter Linden ſtand, und gewahrte darin eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Sie kniete vor dem Altare und verrichtete ihr Gebet zum Danke, daß der Himmel ihre Mutter von einer ſchweren Krankheit errettet. Der Ritter entbrannte alsbald in ſchnöder Luſt, riß die Jungfrau vom Altar weg, und achtete nicht ihrer Thränen und ihrer Todesangſt. Schon wollte er ſie auf ſein Pferd heben, und mit ihr davon

ſprengen, da bat ihn das Mägdlein, ihr nur noch ein kurzes Gebet in der Kapelle zu geſtatten. Der Räuber willigte ein. Sie warf ſich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zur Erde, und rief im Wahnſinn der Verzweiflung: O du Reine und Unbefleckte, nimm auch mich rein und unbefleckt zu dir. Dies ſagend, rafft ſie ſich auf, eilt aus dem Kirchlein, und ſtürzt ſich in den See. Aber die Fluth theilt ſich nicht unter ihren Füßen; wie von unſichtbaren Händen getragen ſchwebt ſie darüber hin, und erreicht glücklich das andre Ufer. Der Ritter, in blinder Wuth, will ihr nacheilen, aber die Waſſer ſchlagen über ſeinem Haupte zuſammen und die Geiſter des Abgrunds reißen ihn hinab in ihr dunkles Reich.

Noch jetzt hört der Wandrer manchmal in einſamen Nächten eine wehklagende Stimme, wenn er an dieſer Stätte vorüber geht, und die Zitterpappel rauſcht geheimnißvoll, und erfüllt das Herz mit Grauen.

30.

Der todte Zeuge.

Im ſiebenten Jahrhundert kam Fridolin aus Schottland an den Oberrhein, um daſelbſt die Lehre des Kreuzes auszubreiten. Auf einer Aue, da wo jetzt Säckingen ſteht, und im Münſter ſeine Gebeine ruhen, baute er ein Kirchlein und ein Kloſter. Das Land umher gehörte zwey adeligen Brüdern, Urſo und Landolph. Jener gab zum Heil ſeiner Seele und mit des Bruders Einwilligung ſeine Beſitzungen dem Kloſter und widmete den Reſt ſeiner Tage frommer Bußübung. Nach ſeinem Tode kam Landolph, und riß mit Gewalt an ſich, was der Verſtorbene der Kirche geſchenkt hatte. Fridolin trat vor ihn unerſchrockenen Herzens, und ſprach: Gieb Gott, was Gottes iſt, und laß ab vom unrechten Gut, denn es wird Dir und Deinen Kindern Unheil bringen. Landolph lachte höhniſch. In acht Tagen, ſagte er, hält der Graf ein Geding zu Rangkwil im Rheinthal; dort wollen wir unſer Recht ſuchen, und kannſt Du meinen Bruder als Zeugen ſtellen, ſo begeb' ich mich meines Anſpruchs.

Da machte sich Fridolin auf und ging nach Glaris, wo Urso in einer Kapelle begraben lag. Dort warf er sich nieder zum Gebet, schlug dann mit seinem Stabe dreimal auf den Grabstein und rief: Du bist zum Gericht geladen von deinem Bruder; säume nicht zu erscheinen zur gesetzten Stunde, damit kein Fluch deinen Namen bedrohe.

Zu Mangkwil saß am bestimmten Tage der Landgraf mit den zwölf Schöffen, die ihm das Recht finden halfen. Fridolin und Landolph traten vor seinen Stuhl, und brachten ihre Klage und ihre Einrede vor. Mein Bruder hat keine Schrift über die Vergabung ausgefertigt, sagte Landolph; nur sein eignes Zeugniß kann hier gelten. Der ehrwürdige Vater soll ihn stellen, um Red' und Antwort zu geben.

Kaum war das Wort aus seinem Munde, da pochte es an der Thüre, wie mit Geisterhand, und die Anwesenden überlief ein Grauen, nur Fridolin schaute ruhig und vertrauend nach der Thüre, die sich langsam öffnete. Urso schritt herein in seinem Todtengewand, bleich und mit starren Zügen, doch schien sein Auge sich jetzt zu beleben, und der farblose Mund öffnete sich zum Reden.

„Weh Dir, Bruder, sprach der Verstorbene mit hohler, dumpfer Stimme, weh Dir, daß Du die

Ruhe meines Grabes gestört hast, und dreimal weh über den Frevel, den du ausüben willst am Eigenthum des Herrn. Mit Deiner Bewilligung gab ich dem Kloster Fridolins meine Besitzungen, und muß nun zeugen gegen Dich. Der Richter soll sprechen. Landolph warf sich auf seine Kniee.

Ich schenke auch mein Eigenthum der Kirche, sagte er mit zitternder Stimme, und will mein Leben unter Fridolins Gehorsam in einer Zelle beschließen.

Da lächelte der Tode und verschwand. Landolph aber bat den frommen Priester, ihn unter seine Brüder aufzunehmen, damit er Vergebung finde für sein Vergehen.

31.

Die Edelfrau-Höhle.

Im Gebirg diesseits des Rheins ist eine wilde, felsigte Gegend, die Gottschlag genannt. Ueber einem Wasserfalle, der brausend vom Gestein herabstürzt, sieht man eine Felsenhöhle, die seit undenklichen Zeiten das Edelfrauenloch heißt, und von deren Namen sich folgende Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Auf dem Schlosse Bosenstein, im Kappler Thal, welches früher schon von den Hunnen und später noch einmal im Bauernkrieg zerstört wurde, lebte ein Ritter Adolf von Bosenstein mit seiner Hausfrau. Diese war voll eiteln Sinnes und dabey hart gegen das Hausgesinde und die Armen. Einst auf einem Spaziergange begegnete ihr ein zerlumptes Bettelweib mit sieben kleinen Kindern, und bat um ein Allmosen. Die Edelfrau zürnte die Bettlerin an und sagte: Ey, Du unverschämte Dirne, mußt Du sieben Kinder haben, wenn Du sie nicht nähren kannst? Ach, seufzte das Weib, ich hatte wohl Brod für sie, so lange mein Mann lebte, der ein fleißiger Köhler war, aber der Himmel hat mich zur Wittwe und diese Un-

mündigen zu Waiſen gemacht, darum ſollen die Menſchen ſich unſrer erbarmen.

Der Edelfrau ſtieg das Blut zu Geſicht ob der freyen Rede, und ſie verſetzte höhniſch: Du hätteſt Deine ſieben Bracken dem Manne in's Grab legen ſollen. Das arme Weib warf einen flammenden Blick auf ſie und rief: Nun ſo wünſche ich, daß Du mit ſieben Knaben zugleich niederkommen mögeſt.

Die Edelfrau ſchlug ein lautes Gelächter auf, aber zugleich wurde ſie von einem unerklärlichen Schauer ergriffen. Es war in ihr das Gefühl, als könne der Fluch in Erfüllung gehen. Dies geſchah auch wirklich. Einſt, als der Ritter von Boſenſtein auf der Jagd abweſend war, wurde ſie plötzlich von Wehen überfallen, und brachte ſieben Knäblein zur Welt. Da rief ſie eine vertraute Magd und befahl ihr, ſechs von den Kindern zu nehmen und ſie in einem Weiher zu ertränken. Die Magd that wie ihr geboten worden. Als ſie ſich mit den Kindern dem Weiher näherte, kam eben der Burgherr von der Jagd zurück. Was trägſt Du in dieſem Korbe? fragte er. Es ſind ſechs junge Hündlein, die ich in's Waſſer tragen ſoll, ſtotterte die Dirne, den ſiebenten hat die gnädige Frau für ſich behalten.

Der Ritter verlangte die Hunde zu ſehen, und er-

fuhr nun die gräßliche That. Er legte der Magd Stillschweigen auf, nahm die Kinder, und brachte sie in das Haus eines wackern Landmannes, der sie erzog. Nach sieben Jahren stellte er ein Gastgebot an, wobey man guter Dinge war. Gegen Ende des Mahls fragte er: was der Frau gebühre, die ihre eignen Kinder tödte?

Eine solche Rabenmutter soll man mit einem Laib Brod und einem Krug Wasser lebendig einmauern, rief die Edelfrau, die in diesem Augenblick ihres Verbrechens nicht gedachte. Da ließ der Ritter die sechs Knaben hereintreten, und sprach: Diese da wolltest Du ertränken lassen. Du hast Dein Urtheil selbst gesprochen.

Die Edelfrau wurde jetzt in die Höhle in Gottschlag gebracht, die von diesem Begebnisse ihren Namen hat. Das Geschlecht der Edlen von Bosenstein erlosch in seinen männlichen Nachkommen erst im Jahr 1773, und die Burg ist jetzt ein Eigenthum der Herren von Türkheim.

32.

Die Kapelle.

Bey dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach, liegt ein Berg von mäßiger Höhe, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloſter ſtand. Auch die Ruinen deſſelben ſind jetzt verſchwunden, mit ſeinem Namen, doch hat ſich das Andenken davon noch in dem Namen der oberſten Bergſpitze erhalten, welche die Kapelle heißt. Als die Hunnen das Deutſche Land überzogen und verheerten, lebten in dieſem Kloſter zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorſteherin. Sie waren ſämmtlich aus den edlen Geſchlechtern der Gegend, und von unſträflichem Wandel. Da die Feinde ſich dem Neckarthal näherten, geriethen ſie in große Angſt, denn allenthalben verübten die zuchtloſen Schaaren der Fremden unerhörte Frevel. Einſt verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebet, und flehten zum Himmel um Schutz und Rettung, da läutete es an der Kloſterpforte. Ein alter Mann mit kreideweißem Barte, aber von ehrwürdigem Anſehen, bat um Einlaß und Nachtherberge Freundlich nahmen die frommen Frauen den Wan-

derer auf, und setzten ihm Speise und Trank vor. In seinem Antlitze lag eine Hoheit und Milde, welche Ehrfurcht und Vertrauen zugleich erweckten. Die Klausnerinnen theilten ihm ihre Besorgnisse mit und baten um seinen Rath.

Wie Ihr an mir Erbarmen geübt habt, sagte der Greis, so wird Gott auch Eurer sich erbarmen, denn er hört das Flehen der frommen Unschuld. Mein Rath ist aber, Ihr laßt alsbald dreizehn Todtensärge verfertigen, und sie in die Kapelle stellen. Nahen sich die Feinde diesen Mauern, so schmückt Ihr Euer Haupt mit Blumenkränzen und legt Euch in die Särge, wie Verstorbene. Ich werde wiederkommen zu derselben Stunde, da die Feinde in dieses Gotteshaus dringen, und Euch einsegnen.

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis sie geheißen. Sie ließen in Eile dreizehn Särge verfertigen, und als sie das Geschrey und den Lärm der heranziehenden Hunnen vernahmen, setzte eine der andern einen Kranz auf's Haupt, und sie legten sich in die Särge, die Hände über der Brust gefaltet. Plötzlich kam der Greis in kirchlichem Gewand und begleitet von zwey wunderschönen Chorknaben aus der Sakristey geschritten, und verrichtete die Gebräuche, wie sie bey Beerdigungen gewöhnlich sind, denn die Jung-

frauen waren wirklich eingeschlummert, um jenseits, im Lande der Ruhe, wieder zu erwachen. Kaum war die letzte Segnung zum Frieden aus dem Munde des Greises, als die Hunnen hereinstürzten, aber von einem plötzlichen Schreck gefesselt wurden. Der Greis hatte eine edle, hohe Jünglingsgestalt angenommen, eine Glorie umgab sein Haupt und über die todten Jungfrauen verbreitete sich ein goldner Schimmer. Von namenloser Angst ergriffen stürzten die Kriegsknechte aus der Kapelle und dem Kloster fort, und keiner wagte es mehr, die Spitze des Bergs zu betreten. Als nun das Land wieder von den wilden Horden gereinigt war, kehrten die Umwohner des Klosters in ihre Hütten zurück und wollten auch, nach alter Gewohnheit, dem Gottesdienste auf dem Berge wieder beywohnen, aber sie fanden mit Erstaunen die Zellen verlassen, und in der Kirche erheben sich dreyzehn Gräber, jedes bezeichnet mit einem Kreuze und auf den Kreuzen die Namen der zwölf Jungfrauen und ihrer Vorsteherin.

33.

Die Falkenburg.

Die ſchöne Liba ſaß am Spinnrocken, und ſchaute manchmal durch das Erkerfenſter der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte. Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter aus der Nachbarſchaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort ſein Lehen zu empfangen, und noch vorher von ſeiner Braut Abſchied nehmen. Eine Stunde mochte ſie ſo geſeſſen haben, als er, auf ſeinem Grauſchimmel, das Thal heraufſprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand, und wollte ihm entgegeneilen, verwickelte ſich aber in das Geſpinnſt, und eh' ſie ſich noch losmachen konnte, trat Guntram ſchon zur Thüre herein. Liba wurde in dieſem Augenblicke von einer Bangigkeit ergriffen, welche ſie nicht zu meiſtern wußte, und Guntram hatte Mühe, ſie durch Worte und Liebkoſungen in etwas zu beruhigen. Er ſchied, mit dem Verſprechen, in vierzehn Tagen wieder bey ihr zu ſeyn, und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die in der Kirche war.

Guntram hatte den festen Vorsatz, so bald als möglich zurückzukommen, denn auf der Falkenburg blieben sein Herz und seine Gedanken zurück: allein es geschah nicht, wie er wünschte und dachte. Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Gesandtschaft nach Burgund schicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er besaß eine einnehmende Gestalt und adeliche Sitten. Sechs Wochen gingen über der Reise hin; auf dem Heimwege verirrte sich Guntram mit seinen Gefährten in einem dicken Walde; die Nacht brach ein, und der Ritter sah sich zuletzt von den übrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finsterniß und durch das Gestrüpp auf gut Glück suchen. Endlich vernahm er das Rauschen eines Bachs, und ritt darauf zu. Der Strom floß einem Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht schauerlich sich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er seinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein stattliches Gemach, dessen Wände mit Schildereyen behangen waren. Guntram betrachtete aufmerksam diese Bilder, welche mancherley Geschichten verstellten. Auf dem einen wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen; auf dem

dritten vertauſchte ein andrer das Schwert mit dem Pilgrimsſtab. Ueberhaupt ſchien das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegebniſſen des Geſchlechts zu enthalten, welchem die Burg gehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieſer Darſtellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein ſchwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine ſchöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe ſtand. Sie ſah aber recht blühend und lebensluſtig aus, und war beſchäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen. Guntram wußte die ſeltſame Vorſtellung nicht zu deuten, und zerbrach ſich den Kopf darüber. — In dieſem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß den Gaſt willkommen. Herr Bodo, dies war ſein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, deſſen Blüthen und Blätter vor der Zeit gefallen ſind, weil ein Wurm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einſt ſo lebendigen Strom in ſeiner Bruſt war ein erſtarrender Froſthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen ſchließen, ſo hielt man ihn für einen Todten. Gutherzig war er immer geweſen, und er ſetzte bald alle ſeine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweiſen.

Auch schien er Wohlgefallen an Guntrams Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bey ihm sitzen, bis ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jetzt von einem alten Diener auf ein Schlafgemach geführt. Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, schauerlichen Bogengang. Die Fenster waren mit Spinnengeweben überzogen, und beym Schimmer des Lichts schwirrten Fledermäuse hervor, und umkreiſten Guntram und seinen Begleiter.

Herr Ritter, fing der alte Diener an, Ihr werdet glauben, in ein verwünſchtes Schloß gerathen zu seyn, wo Zauberer und Unholde ſpuken. Unser Herr iſt ohne Kinder, und seine Gedanken mögen nirgends am Irdiſchen mehr feſthalten. Seit dreyßig Jahren, da seine letzte Tochter, die schöne Erlinde, ſtarb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, iſt das einzige, worin wir einen Gaſt noch mit Ehren beherbergen können. — Indeſſen, fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, indeſſen geſchieht es ſelten, daß ein Fremder bey uns einſpricht, und ſeit fünf Jahren seyd Ihr wieder der Erſte.

Während dieſer Rede waren ſie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und ſeinen Schickſalen Näheres erfragen mögen, allein

der Alte mich seinen Fragen aus, und als er dem Ritter eine gute Nacht wünschte, fügte er leise hinzu: Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube neben an ein kleines Geräusch hört, so laßt dies Euch nicht anfechten, macht ein Kreuz und betet ein Vaterunser.

Mit diesen Worten entfernte er sich, und dem Ritter wurde es fast ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er dachte an eine Gespenstererscheinung, und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine solche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich den guten, frommen Rath des alten Dieners, betete ein Vaterunser, und bekreuzte sich Stirne, Mund und Brust. Auch ließ er die Kerze brennen, und da er sich nicht entschließen konnte, zu Bette zu gehen, so warf er sich in einen Armstuhl. Nicht lange, da däuchte ihm, er höre im Nebengemach leise Fußtritte, und gleich darauf vernahm er den sanft verschwebenden Gesang einer weiblichen Stimme. Das ist kein gespenstisches Wesen, dachte Herr Guntram bey sich, und der Alte mag wohl hier ein hübsches Mägdlein versteckt haben, welches mir nicht sichtbar werden soll.

Mit diesen Gedanken öffnete er leise sein Gemach, und ging hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüsselloch erspähen zu können, wer denn eigentlich neben

ihm herberge. Die Thüre des Nebengemachs stand halb offen, und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erstaunen sah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigsten Gestalt an einem Tische, vor einem Spiegel sitzen. Sie spielte mit ihren langen, blonden Locken, und schien mit grossem Wohlgefallen die schönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram stand wie angewurzelt, und konnte sich nicht satt sehen an der freundlichen Erscheinung. Mit Mühe versagte er sich's, sie anzureden, allein es däuchte ihm, zu solcher Zeit und an solchem Orte, doch allzuunschicklich, und er schlich sich endlich wieder auf seine Kammer, und warf sich auf's Bette, doch floh ihn der Schlaf, denn vor den Augen seines Gemüths sah noch immer die holde Jungfrau, von deren Gestalt ein Zauber ausgegangen war, der sein Herz umsponnen hatte.

Als sich der alte Diener des Morgens bey Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieser, und verschwieg, was er gesehen. Der Burgherr lud seinen Gast ein, sich einige Tage auf dem Schlosse auszuruhen, und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in diesem Augenblick Lida's Bild, wie ein warnender Schutzgeist, an ihm vorüberschwebte. Er brachte den Tag damit

hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu beſehen. Indem er einen einſamen Pfad zwiſchen düſtern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig beſucht ſchien. Neſſeln und Dornen wuchſen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenſter ſtreckte ein Ahorn einen ſeiner Aeſte in das Innere, und beſchattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altar und an den Wänden der Kapelle befanden ſich viele Grabmäler und darunter ein offenes, leeres Grab. Auf dem Grabſteine, der an die Wand gelehnt war, ſtanden die Worte: Bete, Wanderer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte dich vor meinem Anblick.

Guntram wußte nicht, was er von der ſeltſamen Inſchrift denken ſollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild in's Gedächtniß. Nachgerade überfiel ihn ein kleines Grauen über das Geheimnißvolle in dieſer abgelegenen Burg, er dachte jetzt auch an ſeine Liba, und faßte den Vorſatz, ſeine Reiſe noch an demſelben Abend fortzuſetzen. Zum Unglück fand er, bey ſeiner Rückkehr auf die Burg, den Beſitzer nicht zu Hauſe, und da er nicht ohne Abſchied ſcheiden wollte, mußte er ſich's gefallen laſſen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er ſich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer wieder

das vorige Geräusch, und bald darauf erklang ein Lied in so süßen Tönen, daß Guntram sich unwillkührlich zu der holden Sängerin hingerissen fühlte. Die Thür ihres Gemachs stand halb offen, wie gestern; ihre Gestalt aber kam dem Ritter noch schöner vor; sie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die schönen Umrisse des blühenden Leibs mehr zeigte als barg, und ihr Auge schwamm in sehnsüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte sich nicht mehr länger meistern; er trat zu ihr in das Gemach, und stotterte einige Entschuldigungen, sie sah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an sie that, zeigte sie auf eine Schrift, die in den schwarzen Marmortisch, an welchem sie saß, eingegraben war. Die Schrift lautete so:

Ich muß schweigen. Liebe kann mich binden, Liebe kann mich lösen.

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau sah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der sein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen — die Jungfrau ließ es geschehen. Er wagte einen Kuß auf ihre Wange — da nahm sie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rausch

des Augenblicks ſteckte ihm dieſer an den Finger — und riß die Jungfrau ungeſtüm in ſeine Arme. Da flatterte ein Käuzchen an's Fenſter, und fing gar ſchauerlich zu ſchreyen an. Sie machte ſich haſtig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf ſeine Lippe, und verſchloß ſich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jetzt faſt zu unheimlich zu Muthe, allein der Rauſch ſeiner Sinne war noch nicht ganz verſchwunden, und er warf ſich unruhig auf ſein Lager. Als er beym erſten Sonnenſtrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, ſondern nach kurzem Abſchied vom Burgherrn, das Weite ſuchte. Er trieb ſein Roß unaufhörlich an, und erſt als die grauen Thürme der Burg ſeinem Blick entſchwunden waren, und er aus dem Walde in's Freye kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde ſah er einige Hirten. Er ſtieg ab, um ſeinem Roſſe einige Raſt zu gönnen, geſellte ſich zu ihnen, und that einige Fragen nach der grauen Waldburg. Das iſt eine gräuliche Geſchichte, antwortete einer der Hirten. Der alte Bede, der noch auf der Burg lebt, hatte eine ſchöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angeſehene Herren warben

um ihre Hand, aber sie war eitel und thöricht, und forderte von ihren Liebhabern halsbrechende Dinge. Einige ließen sich darauf ein, und büßten die Verwegenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelich an Gestalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Diesem hatte sie aufgegeben, in der Walpurgisnacht, drüben im Königsbann, auf dem Kreuzweg zu stehen, und ihr am andern Tag zu berichten, was er gehört und gesehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderspiel, und begab sich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von seinem Leichnam. Viele behaupteten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Walpurgisnacht dort ihren Spuk treiben; andre meinen jedoch, er sey von Wölfen zerrissen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotschaft in Wahnsinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbestunde, und dieser Fluch ging in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und starb plötzlich. Aber als man sie begraben wollte, und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da wahr ihr Leichnam verschwunden. Sie geht jetzt noch in der grauen Waldburg um, wie sie leibte und lebte, und sucht die Fremden, die da herbergen, zu bestricken. Wer aber in

ihr Netz fällt, der muß ſterben nach dreymal neun Tagen, und nur wer ihrer verführeriſchen Geſtalt widerſteht, kann ſie erlöſen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bey dieſer Erzählung eine Felſenlaſt auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieſelte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du biſt mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düſtern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todtenſtille, und kein Zweiglein regte ſich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldberge zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches ſich einige Weſen wie Schattengeſtalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drey alte Weiblein, die etwas ſeltſames zu treiben ſchienen. Er hielt ſein Roß an, um die Erſcheinung zu betrachten. Das eine Weiblein ſang:

Drey Neſſeln riß ich ab
Drüben vom Rieſengrab!
D'raus ſpann ich den Faden hier,
Schweſterchen, ich ſchenk ihn dir.

Da ſang die zweyte:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab' ein Webſchiff aus Todtenknochen,

Fünf Ellen Leinwand web' ich mir,
Die, Schwesterchen, schenk ich dir.

Hierauf anwortete die dritte:

Will nähen d'raus ein Hemdlein fein,
Will wickeln einen Schläfer drein,
Du, Reiter, reit' gemach,
Das Hemd, ich bring's dir nach.

Guntram war's, als ängstigten ihn böse Träume — unwillkührlich spornte er sein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo seine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, sah er zwey Männer vor sich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unsäglicher Angst ergriffen, rief er ihnen zu, aber sie hatten sich plötzlich aus seinen Augen verloren. Er stieg mit wankenden Knieen die Treppe hinauf — Liba flog, mit dem Schrey des Entzückens, in seine Arme. Guntram fragte, wer gestorben sey, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. Ey, sagte Liba lachend, Du hast wohl das Brautbett für einen Sarg angesehen. Sie öffnete die Thür eines Gemachs, und zeigte ihm die Bettstelle, welche so eben gebracht worden wär. Guntram schüttelte den Kopf, und seine Beklemmung nahm zu. Er that

ſich Gewalt an, um heiter zu ſcheinen, und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuſchieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hiezu beſtimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram ſein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäſte aus der Nachbarſchaft geladen, und der Zug erhob ſich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beym Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle, vor der Braut her, eine verſchleierte, weibliche Geſtalt, die von einem ſchwarzgekleideten Ritter geführt werde. Da fiel ihm der Sarg wieder ein, und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, ſeine Begleiter zu fragen, wer die Verſchleierte ſey, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig geweſen. Man trat in die Kapelle und zum Altar. — Indem Guntram der Braut ſeine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der ſeinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in dieſem Augenblick zwiſchen ihm und Liba ſtand. Da umhüllte Nacht ſeine Blicke, die Schauer des Todes durchrieſelten ſein Gebein, mit einem Schrey des Entſetzens ſank er zu Boden, und mußte nach der Burg zurückgebracht werden. Es währte lange bis er wieder zur Beſinnung kam. Er verlangte einen Prieſter, und nachdem er dieſem die

Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an sein Lager rufen, und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. Sey Du jetzt der Engel meiner letzten Stunde, fügte er hinzu, und verscheuche mit Deinem Gebet das schreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will.

Liba sank laut betend auf die Knice, und Guntrams Antlitz erheiterte sich, und in seine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft, und sagte zu Liba: Mir ist's, ich könne weder leben noch sterben, bis Du meine Gattin bist.

Die Jungfrau ging schweigend, und rief den Priester, der ihre Hände ineinander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Grabes Guntrams Auge — noch einmal streckte er die Hand nach der Geliebten aus — sie sank an seine Brust und seine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwenschleier, und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

34.

Die Clemenskirche.

Wenn man durch den ſchauerlichen Felſenſchlund bey Bingen, an Hatto's geſpenſtiſchem Thurme vorüber geſchifft iſt, und Asmannshauſen hinter ſich hat, macht der Rhein eine ſtarke Krümmung, und das linke Ufer tritt wie eine Halbinſel hervor. Dicht am Strome, unter Wallnußbäumen, liegt die verlaſſene Clemenskirche, und hinter derſelben erheben ſich Rheinſtein und Reichenſtein, welche Rudolph der Habsburger als Raubneſter brechen ließ. Von der Stiftung dieſer Kirche hat ſich folgende Sage in einem alten Liede erhalten.

Auf einer Burg im benachbarten Sauerthale lebte ein ſchönes, züchtiges Fräulein. Der Ritter von Rheinſtein warb um die Hand des Mägdleins, wurde aber abgewieſen. Da faßte er den Entſchluß, ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und es gelang ihm auch, ſie zu rauben und auf ein Schiff zu bringen. Aber plötzlich entſtand auf dem Rhein ein gewaltiger Sturm, desgleichen die Steuerleute nie erlebt hatten, und jedermann auf dem Schiffe verzweifelte an ſeiner Rettung. Da that die Jungfrau ein Gelübde, dem

heiligen Clemens eine Kirche am Ufer zu erbauen, wenn er ſie aus der Gefahr des Todes und aus den Händen ihres ſchändlichen Entführers befreyen würde. Jetzt ſah man plötzlich den Heiligen in ſeinem biſchöflichen Anzuge auf dem Waſſer erſcheinen. Er reichte der Jungfrau die Hand, und ſie wandelte mit ihm ſo ſicher über die ſchäumenden Wogen hin an's Ufer, als wär's auf dem feſten Lande. Das Schiff aber mit den Menſchen, die ſich noch darauf befanden, wurden vom Abgrund verſchlungen.

35.

Herzog Thassilo.

Thassilo, der zweyte Herzog in Bayern, hatte zur Gemahlin Luitberg, eine Tochter des Lombardenkönigs Desiderius. Dieser war von Karl dem Großen überwunden und in das Kloster Corvey gesteckt worden, dacum reizte Luitberg den Gemahl zum Haß und Aufstand gegen den König. Thassilo fing einen Krieg an und rief fremde Völker in's Land, wurde aber von Karl geschlagen, und mußte vor ihm und den Fürsten zu Ingelheim erscheinen. Da las man ihm folgendes vor aus den Bayerischen Gesetzen:

„Welcher Herzog in Königslanden sich auf irgend eine Weise vermessen wird, des Königs Gebot zu verachten, der soll seiner Würde entsetzt, zu andächtigem, beschaulichem Leben verurtheilt und seines Heils verlustig seyn.“

Thassilo wurde jetzt geschoren, in eine Mönchskutte gesteckt und in's Kloster zu Fulda gebracht. Später kam er in die Abtey Lorsch am Rhein, Worms gegenüber. Hier lebte er in strenger Buße, und bereute schmerzlich, was er verschuldet hatte.

Viele Jahre gingen hin. Da hielt sich Karl einst zu Ingelheim auf, und besuchte auch das Kloster Lorsch. Seiner Gewohnheit nach ging er des Abends in die Kirche zum Gebet. Indem er auf den Knieen lag, trat in die Kirche ein blinder Greis von ehrwürdigem Ansehen. Ein Knabe von holdseliger Gestalt führte ihn zum Altare, wo er sich niederwarf. Um das kahle Haupt des Greises schien sich jetzt eine Glorie zu bilden.

Der König erzählte dem Abte, was er gesehen, und sagte: Gewiß, es ist ein Heiliger unter Euern Mönchen. Nennt mir seinen Namen. Der Abt wunderte sich deß, wußte jedoch keinen Bescheid zu geben. Darum ging er des andern Abends mit dem Könige in die Kirche. Der blinde Mönch erschien wieder und der liebliche Knabe leitete abermals seine Schritte. Das ist Herzog Thassilo, flüsterte der Abt. Da ging Karl auf den Greis zu, nannte ihm seinen Namen und bat um seinen Segen. Thassilo antwortete: Ich habe schwer gegen Euch gesündigt und meinen Lehnseid gebrochen. Verzeiht mir, damit ich im Frieden scheiden möge, denn mein letztes Stündlein ist nahe.

Karl reichte ihm die Hand, und Thassilo starb kurze Zeit darauf.

36.

Der Pfeil.

Am linken Rheinufer ſieht man noch auf einer waldigen Höhe die Ueberreſte einer alten Burg. Am Eingange iſt ein Wappen mit einem Pfeil. Hier war der Stammſitz der Edlen von Sick. Einer des Geſchlechts wurde von dem jungen Ritter Walter von Than auf der Jagd getödtet, nicht aus Abſicht, ſondern durch Zufall, aber er erbot ſich doch zur Geldbuße, wie ſie das Geſetz feſtſetzte, oder zum ehrlichen Gotteskampf. Kunz von Sick, der Bruder des Getödteten, war ein jähzorniger Mann und wollte Blutrache üben, darum wieß er trotzig das Erbieten ab. Einſt, als Walter, nichts Böſes ahnend, durch den Forſt ritt, kam aus dem Dickigt ein Pfeil auf ihn zugeflogen, der ihn aber verfehlte, und in einer Buche haften blieb. Der junge Ritter nahm den Pfeil und ging damit auf die Burg ſeines Feindes, als dieſer eben ein Gaſtgebot gab, und viele Gäſte um ſich verſammelt hatte. Er reichte ihm den Pfeil dar, und ſagte freundlich: Ich wußte nicht, daß Ihr Gäſte hättet, ſonſt wär' ich ein andermal gekommen.

Dem Hausherrn stieg die Glut des Zorns in's Gesicht; weil er sich aber seiner That schämte, suchte er sich zu meistern, und sagte: Ihr seyd mir ein werther Nachbar, nehmt Platz an meinem Tische. Der Zufall wollte, daß Walter neben die Tochter des Ritters zu sitzen kam. Schoneta war ein schönes, verständiges und ehrbares Mägdlein, die wohl das Mitleid kannte, aber nicht den Haß. Der Ritter von Tban und Schoneta fanden Wohlgefallen an einander. Nachdem die Tafel aufgehoben war, sagte jener zu dem Burgherrn: Ich will Euch eine Sühne vorschlagen, die allen Groll tilgen wird zwischen uns. Gebt mir die Hand Eurer Tochter. Der Alte gehörte zu den Menschen, denen der Wein gutes Blut macht, auch hatte ihn Walters Edelmuth überrascht. Er gab darum nicht nur sein Jawort, sondern nahm auch zum Andenken des Begebnisses einen Pfeil in sein Wappen auf.

37.

Tiefenau.

Nahe bey der Burg Tiefenau, eine halbe Stunde vom Rhein, war einſt ein dunkler, tiefer See. Auf der Burg lebte ein Ritter, der hatte eine einzige Tochter, von ſo wunderbarer Schönheit, daß weit und breit davon geſprochen wurde, und viele Herren kamen, um ſie zu werben. Eines Tags ging ſie ſpazieren unter den Bäumen am See, und kam nicht wieder zurück. Der Vater ſuchte ſie auf und rief laut ihren Namen, da vernahm er aus dem See die Worte: Ich muß hier in der Tiefe wohnen, denn ich habe von dem Waſſer des Sees getrunken, hüte Dich, es zu koſten. In dem Augenblick trat ein anmuthiges Knäblein zu dem Ritter von Tiefenau, und reichte ihm aus einem goldnen Becher zu trinken. Der Ritter ſchauderte, aber neben ihm ſtand ein Jüngling, der edel war von Geſtalt und Sitten. Er hatte die Tochter des Ritters geliebt, doch ſeiner Armuth wegen nicht gewagt, ſeine Neigung zu geſtehen, obgleich ſie ihm immer freundlich begegnete. Der Ritter nahm dem Knaben den Becher aus der Hand und leerte ihn

haftig. In demſelben Augenblicke faßte ihn das Knäblein bey der Hand, und ſtürzte mit ihm in den See, der jetzt ausgetrocknet iſt. Aber auf dem Moor, welcher zurückgeblieben, ſieht man oft in der Nacht helle Flämmlein wandeln, und vernimmt bisweilen klagende Stimmen, die aus dem Boden zu kommen ſcheinen.

38.

Kaiser Friedrich der Rothbart.

Inmitten des zwölften Jahrhunderts baute Kaiser Friedrich der Rothbart zu Lautern im Waßgau eine Pfalz aus rothen Sandsteinen, welche auf der einen Seite mit einer starken Mauer, auf der andern mit einem Fischweiher umgeben war. In dem Weiher pflegte der Kaiser manchmal zu fischen. Einstmals setzte er zwey Karpfen hinein, die mit einer goldnen Kette verbunden waren. Sie wurden lange nach des Kaisers Tod gefangen, und die Stadt Lautern nahm sie in ihr Wappen auf.

Nach einer Sage, die sich lange erhalten und auch allgemein verbreitet hat, soll Friedrich nicht in Palästina gestorben, sondern beym Baden im Wasser verschwunden seyn, und in einer tiefen Berghöhle bey Kaiserslautern sitzen. Um den Berg fliegt beständig ein Schwarm krächzender Raben, und wenn diese von dannen ziehen, wird der Kaiser wieder aus dem Berge hervorgehen zur Hülfe der durch die Sarazenen bedrängten Christenheit.

Ein Ritter von der benachbarten Burg Beilstein ließ sich's einst gelüsten, in die Höhle hinab zu steigen. Friedrich saß im Purpurmantel an einem steinernen Tisch, um welchen sein Bart schon zweymal herum gewachsen war; neben ihm lagen Schwert, Reichsapfel und Krone. An der Wand lehnte sein Schild, darauf war ein blutrothes Herz abgebildet, von einem weißen Pfeil durchstochen. Als der Ritter eintrat, schaute der Kaiser auf, wie aus schwerem Traum, und fragte: Sind die Raben fort? Als der Ritter es verneinte, versank er wieder in eine Art Schlummer.

Sein Enkel, Friedrich II., liebte gleichfalls den Aufenthalt zu Kaiserslautern. Im Jahr 1230 setzte er einen Hecht in den Kaiserswog oder Teich; an den Fisch steckte er vorher einen breiten goldnen Ring mit griechischer Inschrift. Dieser Ring war von gar kunstreicher Arbeit, denn er dehnte sich aus nach dem Wachsthum des Fisches. Im Jahr 1479 soll Churfürst Philipp den Hecht gefangen und auf seine Tafel nach Heidelberg haben bringen lassen. Der damalige Kanzler des Churfürsten, Johann Cämmerer von Worms, Freyherr von Dalberg, übersetzte die Inschrift wie folgt:

„Ich bin unter allen Fischen der erste, welcher

durch die Hände Kaiſer Friedrich II. in dieſen Weg geſetzt worden den 5. Oct. 1230.“

Dieſer Fiſch, welcher demnach zweyhundert ſieben und ſechzig Jahr lang in dem Weiher geſeſſen, ſoll neunzehn Fuß lang und dreyhundert und fünzig Pfund ſchwer geweſen ſeyn. Zum Gedächtniß wurde derſelbe abgemalt im Schloſſe zu Lautern.

39.

Die Schlangenjungfrau.

Von Augſt, wo die Römer eine Kolonie hatten, ſollen unterirdiſche Gänge bis nach Baſel hinziehen. Einſt wagte es ein kecker Jüngling, in dieſe Gänge hinab zu ſteigen. Er verſah ſich zu dem Ende mit einer geweihten Kerze, um die böſen Geiſter, welche da hauſen ſollen, entfernt zu halten. Nachdem er lange, bald rechts, bald links, unter der Erde fortgewandelt war, kam er in ein großes Gemach, wo auf einer eiſernen Kiſte eine wunderſchöne Jungfrau lag, die aber von den Hüften abwärts eine gräuliche Schlange war. Als er ſich derſelben nähern wollte, ſprang ein großer, ſchwarzer Hund auf ihn los, allein die Jungfrau machte ein Zeichen, und das Thier ſchlich ſich in eine Ecke. Sie nahm jetzt einen Schlüſſel, den ſie am Halſe trug, ſchloß die Kiſte auf, und gab dem Jünglinge einige von den goldnen und ſilbernen Münzen, womit dieſelbe angefüllt war.

Hierauf erzählte die Jungfrau: ſie ſey von vornehmer Abkunft, aber in dieſe Geſtalt verwünſcht worden, und dürfe nur Erlöſung hoffen, wenn ein reiner,

keuſcher Jüngling ſie dreymal küſſe. Der ſolle dann auch den ganzen Schatz haben, welcher in dieſen unterirdiſchen Gängen verborgen liege.

Der Jüngling faßte ſich ein Herz und küßte die Jungfrau zweymal, aber plötzlich überfiel ihn eine Angſt, und er entfloh.

Das Gold und Silber, welches ihm die Jungfrau geſchenkt, war noch in ſeiner Taſche, als er wieder an's Tageslicht gelangte, doch eben nicht zu ſeinem Glücke. Er ergab ſich dem lüderlichen Leben. Als er nun das Geld durchgebracht hatte, wollte er wieder in die Höhle gehen und mit dem dritten Kuß die Schlangenjungfrau erlöſen, damit ihm der große Schatz zu Theil würde. Doch mochte er nie den Eingang mehr finden. Die Kerze erloſch in ſeiner Hand, ſo wie er ſich demſelben näherte, und aus den Ruinen drangen furchtbare Töne hervor.

40.

Der Ring.

Im Oppenauer Thal lag einſt die Bärenburg, von welcher längſt nichts mehr ſichtbar iſt. Bald nach ihrer Zerſtörung ging die Sage, es ſey ein großer Schatz an Gold und Koſtbarkeiten daſelbſt verborgen. Einem jungen, kecken Edelknechte von Boſenſtein kam es zu Sinne, den Schatz zu heben. Sein Herz ſtand ſehr nach Reichthum, und ein fahrender Schüler hatte ihn auch eine Beſchwörung gelehrt, und wie man es bey ſolchen unheimlichen Dingen anzufangen habe. Mit großer Mühe öffnete er ſich einen Eingang und kam in das Todtengewölbe. Daſelbſt lagen in den Särgen zerfallene Gerippe, jedoch von Koſtbarkeiten war nichts zu entdecken. Endlich fand er in dem letzten Sarge den noch unverweſten Leichnam einer Jungfrau von Bärenburg, und auf dem Sarge ſtand geſchrieben, ſie ſey die letzte ihres Stammes geweſen. Am Finger trug ſie einen funkelnden Diamant und um den Hals eine goldne Kette. Der Edelknecht freute ſich des Fundes; er nahm den Ring und die Kette, und ging damit nach Hauſe. Des andern

Tags wollte er weitere Nachforſchungen anſtellen, und ging wieder in die Ruinen. Am Eingang ſaß die Jungfrau, die er im Sarge geſehen hatte. Du haſt mir meinen Ring genommen und meine Kette, ſagte ſie; reiche mir Deine Hand, denn nun mußt Du Dich mit mir verloben. Den Edelknecht überlief es kalt und warm; er eilte davon, und ſtarb wenige Tage hernach.

41.

Die Wahrſagerin.

Die ſchöne Hildegard von Hoheneck hatte ihre Luſt an der Jagd. Darum ſtreifte ſie Tagelang in dem Walde umher, der auf viele Stunden weit die Burg Hoheneck umgab. Eines Abends ruhte ſie ermüdet an einem Felsbrunnen, da kam ein altes Weiblein des Wegs daher, und ſchöpfte mit der hohlen Hand einen Trunk aus der Quelle. Hildegard fragte, wer ſie ſey und wohin ſie gedenke. Die Leute nennen mich das Waldweiblein, antwortete die Alte, denn meine Heimath iſt in dieſem Forſt.

Hildegard hatte von dem Waldweiblein gehört, und verlangte, es ſolle ihr wahrſagen.

Weil Du ſo vorwitzig biſt, in die Zukunft zu ſchauen, verſetzte die Alte, ſo vernimm denn, daß einer der Pfeile, die Du in Deinem Köcher haſt, den Nibling von Flersheim treffen wird.

Die Jungfrau erſchrack, denn Nibling von Flersheim war ihr Verlobter. Doch faßte ſie ſich bald, weil ſie leichten Sinnes war, und hielt die Worte des Waldweibleins für eitles Geſchwätz.

Beym Nachhausegehen schoß sie einen Raubvogel, der aber in's Gebüsch herabfiel, so daß sie ihn nicht finden konnte.

Wenige Tage nachher kam ein Holzhacker athemlos auf die Burg gelaufen und berichtete, der Ritter von Flersheim liege todt im Walde; er sey auf dem Wege nach Hohneck rücklings von einem Pfeile getroffen worden.

Hildegard eilte hinaus zur Stelle, und erkannte augenblicklich, daß ihr Verlobter mit demselben Pfeil getödtet worden, den sie nach dem Raubvogel abgeschossen. Ein Nebenbuhler des Ritters von Flersheim hatte den Pfeil gefunden, und da der Jüngling eben durch den Wald daher ritt, auf ihn abgedrückt.

Hildegard stiftete nun ein Seelengeräth in das Kloster Enkenbach und ließ auf der Stelle, wo ihr Geliebter gefallen war, eine Kapelle errichten.

42.

Der Gast.

Im Wormsgau lebte ein Ritter, den man nur den Einaug hieß, denn er hatte in einem Gefecht ein Auge verloren. Als nun Friede war, lagerte er an den Wegen, und beraubte die Vorbeyziehenden. Einst ritt er mit einem Knechte durch den Wasgau, um allerley Kundschaft einzuziehen. Sie verirrten sich aber in dem Walde, und gelangten endlich auf die Burg Ramstein, wo sie um Herberg baten, weil die Nacht schon hereingebrochen war. Der Herr des Schlosses nahm sie gastfreundlich auf, und ließ ihnen reichlich Speise und Trank vorsetzen. Der Einaug bemerkte bald, daß auf Ramstein großer Reichthum seyn müsse, darum beredete er sich mit seinem Knechte, den Burgherrn zu ermorden, und sich seines Goldes zu bemächtigen.

Im Schlosse war bereits alles zur Ruhe gegangen, aber der Besitzer konnte nicht schlafen, allerley Schreckbilder traten ihm vor die Seele, und als er sich ihrer nicht länger erwehren mochte, verließ er das Lager, und ging in die Kapelle, um zu beten.

Jetzt schlug die Stunde nach Mitternacht, das

Zeichen, welches der Einaug seinem Knechte gegeben. Dieser schlich sich nach dem Schlafgemache des Ramsteiners, als er aber das Bett leer fand, glaubte er sich geirrt zu haben, und trat in das Gemach daneben, in welchem der Einaug schlief. Dieser hatte des starken Weines zu viel getrunken, und kein Geräusch mochte ihn wecken. Der Knecht, in der Meinung, es sey das Gemach des Burgherrn, stieß ihm das Schwert durch die Brust. In diesem Augenblick kam der Ritter von Ramstein, mit einem Lichte in der Hand, aus der Kapelle zurück. Der Knecht fiel ihm zu Füßen, und bekannte die That.

43.

Die Waldkapelle.

Im alten Reichsforſt bey Kaiſerslautern ſah man noch zu Anfang der Franzöſiſchen Revolution die mit Moos und Geſträuch bedeckten Ueberreſte einer Kapelle, von deren Entſtehung folgende Sage ging.

Blicker von Nanſtall wurde mit einem Theil des Forſtes belehnt, weil er dem Kaiſer treue Dienſte im Felde geleiſtet. Außer dem Kriege liebte er nichts ſo ſehr als die Jagd, und ſelbſt die Sonntage und die Feſte des Herrn waren ihm nicht heilig genug, um das Waidwerk an ſolchen Zeiten ruhen zu laſſen. Einſtmals, den Abend vor Oſtern, jagte er bis tief in die Nacht. Da vernahm er plötzlich ein Geräuſch, wie von vielem Hochwild, die Rüden ſchlugen an, er vertheilte ſchnell ſeine Knechte und legte einen Pfeil auf den Bogen. Das Geräuſch näherte ſich immer mehr, die Hunde winſelten und ſchmiegten ſich ängſtlich an ihren Herrn an. Auf einem Sechzehnender von ungeheurer Größe kam ein ſchwarzer Jäger geritten. Er ſtieß in ſein Hüfthorn, und ringsum erhob ſich das wilde Geſchrey der Jagd. Ganze Rudeln

von Hirſchen und Rehen ſprangen aus dem Dickigt. Dem Ritter von Nanſtall ſträubten ſich die Haare empor und ein Todesſchauer rieſelte durch ſein Gebein. Jetzt ritt der ſchwarze Jäger auf ihn zu. Der Ritter, in der Angſt ſeines Herzens, ſtieß in das Hüfthorn, um ſeine Knechte herbeyzurufen, aber er that es mit ſolcher Gewalt, daß ihm die Adern ſprangen und er todt zur Erde fiel. Auf der Stelle, wo ſein Leichnam gefunden wurde, ließen ſeine Nachkommen eine Kapelle bauen und ſtifteten darin eine Pfründe.

44.

Der Zweykampf.

In der Reichsstadt Worms wurde ein Turnier ausgeschrieben. Dabey fand sich auch der Herr von Grevenstein ein mit seiner Tochter Hiltrild, die den Preis austheilen sollte. Der Ritter von Welsteck liebte die schöne Hiltrild und hoffte auch den Dank aus ihrer Hand zu erhalten, denn an Leibesstärke und Gewandtheit mochten ihm wenige gleich kommen. Auch hatte er beym ersten Stechen bereits alle Gegner aus dem Sattel geheben, als Kolb von Wartenstein in die Schranken ritt, und den Welsteker in den Sand warf. Dieser ergrimmte über den Schimpf, welcher ihm widerfahren, und gab vor, der Wartenberger habe Zauberey gebraucht. Kolb forderte den Gegner zum ehrlichen Zweykampf. Der Tag erschien, welcher dazu anberaumt war, und alle in Worms anwesenden Herrn, so wie eine zahllose Menge Volkes versammelten sich auf dem Platze. Der Ritter von Welsteck hielt in den Schranken, allein der Wartenberger blieb aus, auch wollte ihn, den Tag zuvor, Niemand in Worms gesehen haben. Ein lautes Gemurmel erhob

sich, und die Kampfrichter waren schon bereit, das Urtheil nach den Kampfgesetzen zu sprechen, und den Angeklagten für schuldig zu erklären, als ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visir daher sprengte. An dem Wappen auf seinem Schilde und an seiner Feldbinde, so wie an der edlen, hehren Gestalt, glaubte jedermann den Herrn von Wartenberg zu erkennen. Er ritt in die Schranken, jedoch sein Gegner schien zu zaudern, und die ihm nahe standen, wollten ein Zittern an ihm bemerken. Endlich mußte er sich zum Kampfe bequemen. Als aber beyde die Lanzen eingelegt hatten und auf einander los ritten, bäumte sich Wolfsecks Pferd, und warf seinen Reiter ab, mit solchem Ungestüm, daß ihm die Rippen zerbrachen. Der schwarze Ritter aber jagte mit Blitzesschnelle davon. Der Niedergeworfene gestand nun, daß er seinen Gegner, Tags zuvor, als dieser spät durch den Wald geritten, habe ermorden lassen. Kaum war das Geständniß abgelegt, als seine Sinne sich verwirrten und er in wilder Raserey seine Seele aushauchte.

45.

Die Burgfrau von Baden.

Rheinau gegenüber lag einſt das feſte Schloß Baden, von einem uralten Geſchlecht bewohnt. Lutz von Baden, der im dreyzehnten Jahrhundert lebte, führte lange ein wüſtes Leben, bis er einſt in einer Fehde ſo übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er ſchien jetzt den Jugendrauſch ziemlich ausgeſchlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der ſchönſten, doch gewiß eine der tugendreichſten Frauen ihrer Zeit; ſie hielt ſtreng auf Zucht und gute Sitte im Hauſe, und half, wo ſie nur konnte, der Armuth aus der Noth. Aus Erbarmen nahm ſie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu ſich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte, als das Kloſter, wozu ſie jedoch wenig Neigung in ſich verſpürte. Amina war ſchön und verſchlagen: ſie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der alles aufbot, ihre Gunſt zu erwerben. Amina wußte das Netz ſo klug zu werfen, daß ſich Lutz ganz darin verſtrickte. Sie ließ

ihn merken, daß sie nicht unempfindlich sey, betheuerte aber zugleich, sie werde ihr Herz nie verschenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böse Geist zwar gewichen, aber er schlich noch immer in seiner Nähe herum, und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in seine Gewalt bekommen mochte. Dies geschah jetzt, und Kuz brütete bald über allerley Anschlägen, um in den Besitz des schönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus der Welt zu schaffen, und verschob die Ausführung der schrecklichen That nur noch bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnte, welches sie selbst stillte. Dann wurde das Werk der Finsterniß so heimlich vollzogen, als möglich, die Burgfrau starb plötzlich an einem Steckfluß, wie man ausſprengte, und wenige Monate nachher führete der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ohngefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Diese kümmerte sich nicht sonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, so schlief sie ruhig fort, und stieß manchmal Scheltworte gegen das unschuldige Kind aus. Einst, däuchte ihr, sie höre die Wiege gehen, worin das Kind schlief; sie richtete sich auf im Bette, und gewahrte

mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Gestalt, ganz der verstorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege saß, und das Knäblein schaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoos, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in sein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag ankündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und seiner Gattin Nachricht von der Erscheinung. Ruh schalt sie eine Närrin, obgleich er sich bey der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina aber gerieth auf den Verdacht, Kunigunde sey nicht wirklich vergiftet, sondern irgendwo eingesperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm sie in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben schlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing, und zugleich die weiße Gestalt in das Zimmer trat und sich an die Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wüthend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beym Arme fassen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob sich vom Sitze,

und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Brieflein, folgenden Inhalts:

> Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen.

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

46.

Die todte Braut.

Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, soll vor ihrer Zerstörung lange unbewohnt gewesen seyn, wegen des Geisterspuks, der sich Tag und Nacht darin hören ließ. Zu dieser Zeit suchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberg auf der Burg. Er hatte Mühe, in der nächtlichen Dunkelheit den Eingang zu finden. Im Schloßhofe stand hohes Gras, und sein Ruf verhallte schauerlich zwischen den einsamen Mauern. Endlich erblickte er in einem Zimmer der Burg ein Licht, und stieg die Treppe hinauf. Im alten Rittersaale saß ein Mägdlein an einem Tische und schien so vertieft in Gedanken, daß sie den Eintretenden nicht bemerkte. Sie war schön, wie ein Engel, aber die Rosen ihrer Wangen schienen vom Kummer gebleicht. Auf den Gruß des Ritters sah sie auf und nickte mit dem Kopfe. Als er seine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, stand sie auf, holte Wein und Wildpret nebst mancherley Geflügel herbey, und gab dem Fremden ein Zeichen, sich's schmecken zu lassen. Brod und Salz fehlten, er hatte

aber nicht den Muth, darum zu bitten, denn es kam ihm alles gar unheimlich vor, besonders da die Jungfrau bis jetzt noch keine Sylbe gesprochen. Bald regte aber der Wein die Lebensgeister des Ritters auf, und er begann ein Gespräch:

„Ihr seyd wohl die Tochter dieses Hauses?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und Eure Eltern?“

Sie zeigte nach ein Paar Bildnissen an der Wand, und sprach mit leiser Stimme: Ich bin die letzte meines Stammes.

Dem jungen Ritter gefiel die schöne Maid über die Maßen, und da er auch dem Kruge fleißig zusprach, so ging ihm das Herz immer mehr auf. Er war arm, und dachte, hier kannst du vielleicht Dein Glück machen.

Nach einigen Reden ergriff er ihre Hand und fragte, ob sie noch frey sey?

Sie bejahte es mit einem abermaligen Kopfnicken, und der Ritter machte ihr einen Heirathsantrag. Ihr Antlitz erheiterte sich jetzt: sie stand auf, nahm aus einer Schublade zwey Ringe und einen Kranz von Rosmarin, den sie in die schwarzen Locken heftete, dann winkte sie dem Ritter, ihr zu folgen. Er gehorchte, nicht ohne Grauen, und hätte gern sein Wort

zurückgehabt, aber in diesem Augenblicke traten zwey ehrwürdige Greise herein, festlich gekleidet, die ihn und die Jungfrau in die Mitte nahmen und nach der Burgkapelle führten. Dort standen mehrere Grabmäler, auf einem derselben lag ein Bischof aus Erz gegossen im kirchlichen Ornate. Die Jungfrau berührte die eherne Gestalt, die sich schnell erhob und vor den Altar trat, auf welchem sich die Kerzen von selbst anzündeten. Die ehernen Züge des Bischofs schienen sich zu beleben, seine Augen glänzten wie ein Stern durch leichten Nebel, und er sprach mit tiefer, hohler Stimme:

Kurd von Stein, sagt, ob ihr die gegenwärtige Jungfrau, Bertha von Windeck, zu Eurem ehelichen Gesponß ersehen habt?

Der Ritter bebte wie das Laub der Espe im Winde, das Wort erstarb auf seiner Zunge, und seine Sinne fingen an, sich zu verwirren. Da hörte man das Krähen des Hahns in einem benachbarten Meierhofe, die ganze Versammlung verschwand, eine furchtbare Windsbraut fuhr durch die Kapelle, und schien die Burg aus ihrer Tiefe zu reißen. Der Ritter fiel ohnmächtig nieder, und als er wieder zu sich kam, lag er im hohen Grase des Schloßhofs und neben ihm sein treues Roß.

47.

Das Rockenweibchen.

Dem Schloß Eberstein, im Murgthale, kehrt ein hoher Fels den Rücken zu, und heißt darum, nach alter Sprachweise, der Rockenfels. In einer unterirdischen Kammer des Felsens wohnte einst ein Bergweiblein, zwar nicht jung und nicht schön, aber gar freundlich und dienstfertig über die Maßen. Sie kam oft des Abends in die Spinnstuben der umwohnenden Landleute, und erzählte dem jungen Volk seltsame Mähren; und wo sie war, wurden die Spulen noch so bald voll, und der Faden wurde noch so fein und gleich.

Damals lebte auf Eberstein ein Burgvogt, ein gar harter Mann, der zwang die Mägde im Frauenhaus Tag und Nacht zur Arbeit, und gönnte ihnen weder Ruhe noch einen Bissen Brodes. Unter den Mägden war eine junge, schmucke Dirne, Klara mit Namen, auf die hatte der Schloßgärtner seine Neigung geworfen, und sie liebte ihn gleichfalls. Weil sie aber eine Eigene war, durfte sie sich, ohne des Vogts Einwilligung, nicht verheirathen, und dieser wußte jedesmal,

wenn ihn die jungen Leute mit Bitten bestürmten, eine Ausrede, um die Sache zu verzögern. Einst, als die Dirne recht flehentlich in ihn drang, sagte er mit höhnischem Lächeln, indem er die Dirne ans Fenster führte:

Siehst du dort drüben das Grab?

Ach, seufzte Klara, und das Wasser lief ihr über die blühenden Wangen, ach, es ist ja das Grab meiner Eltern.

Die Nesseln gedeihen recht gut auf dem Grab, fuhr der Vogt fort. Ich habe mir sagen lassen, es lasse sich aus dieser Pflanze ein überaus zarter Faden spinnen, und darum will ich dir einen Vorschlag thun. Du spinnst mir aus jenen Nesseln ein Stückchen Leinwand, das gerade zu zwey Hemden reicht, aber nicht gröſser und nicht kleiner. Das eine wird dann dein Brauthemd, und in dem andern soll man mich begraben!

Mit diesen Worten ging er, boshaft kichernd, seiner Wege; die arme Dirne aber stand bestürzt da, und wuſste sich keinen Rath. In der Trauer ihres Herzens ging sie zum Grabe ihrer Eltern, und weinte und betete, daſs es einen Stein hätte erweichen mögen. Da trat das Bergweiblein zu ihr, und fragte um der Ursache ihres Grams. Klara erzählte, was zwischen ihr und dem Vogt vorgefallen war. Das Gesicht des

Bergweibleins verfinsterte sich; sey getrost, sagte es zu der Dirne, dir soll geholfen werden. Nach diesen Worten riß es die Nesseln auf dem Grabe aus, und trug sie hin über den Berg.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt in dem Forst über der Murg, und kam auch auf den Rockenfels, wo eben das Bergweiblein am Eingang seiner Höhle saß, und die Spindel recht wacker schnellte. Du spinnst dir wohl ein Brauthemd, Alte? sagte der Vogt.

Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, zu dienen, Herr Vogt, versetzte das Mütterchen.

Du hast da einen schönen Flachs! den hast du mir gewiß gestohlen?

Mit nichten, versetzte das Bergweiblein: er ist drüben auf dem Grab des ehrlichen Gottfrieds gewachsen.

Diese Worte stachen dem Vogt ins Gewissen. Aengstlich kehrte er nach Eberstein zurück, und kämpfte mit sich selbst, ob er das Jawort zu Klarens Verbindung geben sollte oder nicht. Einige Tage vergingen, und er konnte zu keinem Entschluß kommen. Gegen Abend, als er eben beym vollen Becher im Gemach saß, kam Klara, und trug in der Hand zwey zierliche Hemden.

Herr Vogt, sagte sie, was Ihr verlangt habt, ist geschehen. Hier sind zwey Hemden aus den Nesseln

am Grabe meines Vaters, das eine für euch und das andre für mich.

So will ich auch Wort halten, antwortete der Vogt, morgen soll deine Hochzeit seyn. Er sprach dies mit Lachen, aber in seinem Herzen war ein Bangen, und vor seinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb ihn eine unsichtbare Hand, und so gab er Befehl zur Trauung des Gärtners mit Klaren, und versprach, sie in die Kirche zu begleiten. Aber am nächsten Morgen war er dem Tode nah, und als Klara und ihr Bräutigam den Segen des Priesters empfangen hatten, und aus der Kirche zurückgingen, da läutete die Todtenglocke für den Burgvogt.

48.

Der Mummelſee.

Eine Sage vom Mummelſee iſt bereits in den Notizen über die Umgebungen Badens erzählt worden. Einige andere theilen wir hier mit, wie ſie in dem bekannten Simplicissimus aufgezeichnet ſtehen, woraus ſie auch die Brüder Grimm in ihre deutſchen Sagen aufgenommen haben.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See, auf einem hohen Berge, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbſen, Steinlein, oder was anders, in ein Tuch bindet und hineinhängt, ſo verändert es ſich in gerad, und alſo, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt ſich der heiterſte Himmel, und ein Ungewitter entſteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einſt etliche Hirten ihr Vieh bey dem See gehütet, ſo iſt ein brauner Stier daraus geſtiegen, ſich zu den übrigen Rindern geſellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denſelben zurückzutreiben, auch, da er nicht gehorchen wollen, hat es ihm verwünſcht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer iſt zur Winterszeit über den hartgefror-

nen See mit seinen Ochsen und einigen Baumstämmen ohne Schaden gefahren, sein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehen ein Waldmännlein darauf sitzen sehen, den Schoos voll Geld und damit spielend; als er darauf Feuer geben wollen, hat es sich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, so hätte es ihm leicht reich gemacht, so aber er und seine Nachkommen in Armuth leben müßten.

Eines Males ist ein Männlein auf späten Abend zu einem Bauern auf dessen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuschober an, allein es hat sich aus, in den Hanfräpen zu schlafen. Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn Dir damit gedienet ist, magst Du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog schlafen. Auf diese Verwilligung hat es sich gleich zwischen die Binsen und das Wasser eingegraben, als ob es Heu wäre, sich darin zu wärmen. Frühmorgens ist es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern; und als der Bauer sein Erstaunen über den wundersamen Gast bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl seyn, daß seines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von solchen Reden ist es mit dem Bauer so weit in's Gespräch kommen, daß es solchem vertraut, es sey ein Wassermännlein, welches sein Gemahel verloren und

in dem Rummelsee suchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es schon in viel See'n sein Weib gesucht und nicht gefunden, wie es auch in solchen See'n beschaffen sey. Als sie zum Rummelsee gekommen, bat es sich untergelassen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, so lange, bis zu seiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen senden werde. Wie er nun ungefähr ein Paar Stunden bey dem See aufgewartet, so ist der Stecken, den das Männlein gehabt, sammt ein Paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Wasser heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft gesprungen, dabey der Bauer wohl abnehmen können, daß solches das verheißene Wahrzeichen gewesen.

Ein Herzog zu Würtemberg ließ ein Floß bauen, und damit auf den See fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messer schon neun Zwirnnetz hinuntergelassen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, so fing das Floß, gegen die Natur des Holzes, zu sinken an, also daß sie von ihrem Vorhaben ablassen und auf ihre Rettung bedacht seyn mußten. Vom Floß sind noch Stücke am Ufer zu sehen.

49.

Die Entſtehung des Kloſters Frauenalb.

Im alten Zaberngau, der an den Kraichgau und Neckargau grenzte, lebte Graf Erchinger auf ſeinem Schloß Magenheim, ſpäter Monheim genannt. Zu dieſem kam einſt Herzog Friedrich von Schwaben, Albert von Zimmern, Bertold von Eberſtein, und andere Herren, um ſich Kurzweil zu machen. Nahe bey Erchingers Schloß lag der Stromberger Wald, reich an allerley Gewild. In dieſem Walde ließ ſich von Zeit zu Zeit ein ungemein großer Hirſch ſehen, deſſen aber der Graf und ſein Jäger nie habhaft werden mochten. Als nun der Graf mit ſeinen Gäſten bey Tiſche ſaß, meldete ein Diener, der große Hirſch ſey neuerdings zum Vorſchein gekommen. Des freute ſich die Geſellſchaft höchlich, und alle die Herren, welche da beyſammen waren, und viele ihrer Leute gingen hinaus, den Hirſch zu fangen oder zu erlegen. Albert von Zimmern ritt getrennt von den Uebrigen, und erblickte auf einmal den Hirſch, desgleichen ihm noch nie zu Geſicht gekommen war. Er verfolgte ihn mit großem Eifer durch die Wildniß, bis er ihn plötzlich aus den Augen verlor,

und nun nicht wußte, wo er ſich befand. Da begegnete ihm ein Mann von ſchrecklicher Geſtalt, über deſſen Anblick der von Zimmern erſchrak, obgleich es ihm gar nicht an Muth gebrach. Er bezeichnete ſich mit dem Kreuz; der Mann aber redete ihn an, und ſagte: er möchte ohne Beſorgniß ſeyn, und ihm ruhig folgen, denn er ſey geſandt, ihm wunderbare Dinge zu zeigen. Albert willigte ein, und der Mann ging vor ihm her, bis ſie zum Walde hinauskamen. Da däuchte es jenem, er befinde ſich in einem luſtigen Wieſengrunde, und vor ihm ſtand ein prächtiges Schloß, wie er nie eines geſehen. Als er ſich mit ſeinem Führer dem Schloß näherte, kamen ihm viele Diener entgegen, aber keiner ſprach ein Wort, ſondern ſtill nahmen ſie ihm das Pferd ab. Sein Wegweiſer ſagte darauf zu ihm: er ſolle ſich nicht wundern über das Schweigen dieſer Leute, auch nicht mit ihnen reden, ſondern nur ihm folgen, und thun, wie er ihm weiſen würde. Sie traten hierauf in das Schloß, und wurden in einen großen, ſchönen Saal geführt, wo ein vornehmer Herr mit ſeinen Hofleuten bey der Tafel ſaß. Sie ſtanden vor Albert alle auf und neigten ſich vor ihm, und ſetzten ſich dann wieder zum Eſſen und Trinken. Albert hatte ſein bloßes Schwert in der Hand, und wollte ſelbiges durchaus nicht von ſich legen. Er betrachtete

mit Verwunderung die ungemein kunſtreichen ſilbernen Gefäße, und ſah, wie man Speiſen auf- und abtrug, doch alles im tiefſten Schweigen.

Nachdem er lange ſo geſtanden hatte, und die an der Tafel ſich weiter nicht um ihn zu bekümmern ſchienen, winkte ihm ſein Führer, ſich zu entfernen. Albert bückte ſich gegen die Geſellſchaft, die es erwiederte, und ging mit dem Manne, der ihn begleitete, hinaus in den Hof, wo einige Diener ſein Pferd hielten. Sie ſetzten ihm den Bügel zurecht, und kehrten, als er aufgeſtiegen war, ohne ein Wort zu ſagen, in das Schloß zurück. Der Mann führte ihn nun wieder über den Weg, den ſie gekommen waren, nach dem Stromberger Walde. Albert befragte den Führer über das Schloß, und was er daſelbſt geſehen. Da gab ihm das Geſpenſt zur Antwort: Der Herr an der Tafel war ehemals Dein Oehm, Friedrich von Zimmern, der gar tapfer wider die Ungläubigen geſtritten. Da er aber auch ſeine Unterthanen ſehr drückte, und wir, ſeine Diener, ihm getreulich dazu verhalfen, ihren ſauern Schweiß zu erpreſſen, ſo müſſen wir nun gerechte Strafe leiden, bis es Gott anders fügen wird. Ich mache Dir dies offenbar, damit Du nicht Dein Leben mit ähnlicher Schuld beladeſt. — Schlage nun den Weg ein, er bringt Dich zu Deinen Freunden; doch

thue vorher noch einen Blick rückwärts, damit Du siehst, wie sich der Glanz in Elend verwandelt.

Nach diesen Worten verschwand das Gespenst; Albert aber drehte sich um, und sah, wo das Schloß gestanden, nichts als Feuer und Flammen, und vernahm ein lautes Wehklagen, welches aus den Flammen hervorging. Von Angst ergriffen, jagte er nach Monheim zurück, wurde jedoch von Herzog Friedrich und den Uebrigen nicht gleich wieder erkannt, denn sein Haar und Bart waren ganz weiß geworden. Er erzählte, was ihm begegnet, und bat Erchingen um die Erlaubniß, auf der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt, eine Kirche bauen zu dürfen. Erchingen gewährte die Bitte augenblicklich, und Bertold von Eberstein, der mit zugegen war, that zugleich ein Gelübde, im Albthal ein Frauenkloster zu bauen, und stiftete hierauf das Kloster Frauenalb.

50.

Die Belagerung von Eberſtein.

Im Jahre 938 hat Kaiſer Otto, als er im Elſaß wider Herzog Gieſelbert in Lothringen geſtritten, nach Eroberung der Stadt Straßburg, das Schloß Eberſtein belagert, und durch ſeine Obriſten die Belagerung auch anderthalb Jahr beharret, aber doch nichts fruchtbarliches verrichtet. Derhalben einer aus den Obriſten dem Kaiſer einen Hof und Turnier gen Speyer auszuſchreiben gerathen, zu dem Ende, daß nicht zu zweifeln, die Grafen von Eberſtein, als tapfere Ritter, würden ſich dahin verfügen, und dem Ritterſpiel beywohnen, in deren Abweſen aller Ernſt und Fleiß fürzuwenden, daß die Veſtung möcht erobert und eingenommen werden. Kaiſer Otto hat ihm dieſen Fürſchlag laſſen gefallen, und in's Werk gerichtet. Als nun der Kaiſer und andere Fürſten und Herrn zum Turnier zu Speyer erſchienen, haben ſich drey Grafen von Eberſtein auch eingeſtellt, und die Beſchirmung der Burg andern anvertraut. Den erſten Tag des Turniers hat man zu Abend einen Tanz in Gegenwart des Kaiſers angeſtellt, und bevorab den Grafen von Eberſtein

guten Willen und Ehre erzeigt, und bestellt, daß sie mit Vortänzen vor andern geehrt worden. Es hat sich aber zugetragen, daß eine edle Jungfrau, deren des Kaiserl. Obristen Anschlag zu Ohren gekommen, im Tanzen, mit kurzen Worten in geheim denselben dem Einen von Eberstein eröffnet. Nach vollendetem Tanz haben sich die Brüder zusammengezogen, mit einander berathschlagt, was ihnen zu thun seyn wolle, und sich verglichen, alsbald ins geheim abzuziehen. Damit aber dem Kaiser ihr Vorhaben nicht unzeitig verkundschaftet oder verdächtig wurde, haben sie 100 Goldgülden ausgeboten, Morgens mit andern darum zu turnieren, oder so viel von dem, der würde unterliegen, dazu zu gewinnen, und solch Geld bey dem Frauenzimmer zu mehrerer Bestätigung ihres Anwesens deponirt; hernach sich noch desselben Abends aus der Stadt über Rhein, und mit großer Eil in ihre Burg begeben, und die Sache eben also bewendet gefunden, inmaßen sie dessen die edle Jungfrau berichtet, dann die Kaiserlichen denselben Tag die Vestung mit großem Ernst, aber doch nochmals vergeblich zum Sturm angelaufen. Als nun folgenden Tags der bestimmte Turnier wieder angegangen, und die von Eberstein nicht erschienen, hat der Kaiser vermerket, daß ihnen sein Anschlag verkundschaftet, und aus seines Obristen Botschaft vernommen, daß man

den Sturm mit groſsem Schaden ſeines Volks verrichtet, und ſtarken Widerſtand erlitten. Dieweil dann der Kaiſer viel Zeit und Volk verloren, und deren von Eberſtein treffliche Tugend genugſam erfahren, iſt er zu Rath worden, ſich mit ihnen zu verſöhnen, dieſelben mit Freundſchaft ihm verpflichtet zu machen, und zu deren Beſtätigung ſeine Schweſter Hedwig, König Heinrichs Tochter, dem jüngern Grafen Eberhard von Eberſtein zu vermählen. Demnach er nun ſolch ſein Gemüth und Fürhaben gedachten Grafen durch Botſchaft zu vernehmen gegeben, haben ſie ſich ſolcher anerbotener Gnade und Freundſchaft höchlich erfreut, ſolche mit höchſtem Danke beliebt, und iſt das Beylager in Sachſen gehalten worden.

51.

Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf seiner Burg Staufen in der Ortenau wohnte, und auch Herr von Staufen hieß, kehrte einstmals von der Jagd heim. Es war schon um die Abenddämmerung, als er gegen das Dorf Nußbach kam, und da er müde und durstig war, ging er zu einem Brunnen, der seitwärts vom Wege stand, und von alten Eichen beschattet wurde. An der Quelle saß eine schöne Jungfrau, im weißen Gewande, die seinen Gruß sittsam erwiederte, und ihn beym Namen nannte. Der Ritter war verwundert, und fragte, wer sie sey und woher sie ihn kenne. Ich wohne ganz nahe, antwortete sie, und habe Euch manchmal gesehen, wenn Ihr mit Euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk schöpftet, und da hört' ich denn auch von Euern Begleitern Euern Namen nennen.

Der Ritter von Staufen, der noch jung und unverheirathet war, fand Wohlgefallen an der schönen Jungfrau und ihrem klugen Gespräche, und die Liebe bemeisterte sich seines Herzens.

Die folgenden Tage, um dieselbe Stunde, ging er

jedesmal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ sich nicht sehen. Am Abend des vierten Tages, als er fast schwermüthig an dieser Stelle saß, und sich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Gesang, der aus dem Brunnen zu kommen schien. Er stand auf und sah sich sorgfältig nach allen Seiten um, konnte aber Niemand entdecken, und auch die Stimme schwieg. Eben wollte er seinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in Erwartung, die unsichtbare Sängerin werde sich noch einmal hören lassen, da sah er die Jungfrau auf dem Stein sitzen, auf welchem er zuvor gesessen hatte. Sie schien fröhlichen Muthes, denn auf alle seine Fragen gab sie ihm keinen rechten Bescheid, sondern antwortete jedesmal mit einem Scherz, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabey war sie aber so einnehmend, daß er seinem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, sondern ihr seine Liebe gestand. Sie wurde nachdenkend, und beschied ihn auf den nächsten Morgen, vor Sonnenaufgang, an den Brunnen.

Der Ritter fand sich an dem bestimmten Orte ein, als kaum die Sterne zu erblassen anfingen. Mit dem ersten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüsch hervor, in aller Huld und Schönheit, so daß der Ritter meinte, es stehe ein überirdisches Wesen vor ihm.

Um ihre blonden Locken, die vom Thau feucht schienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen, und ihre Bruſt ſchmückten zwey Roſenknoſpen. Sie ſah den Ritter mit dem hellen, reinen Blick der Unſchuld an, er aber wuſte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand, und redete von ſeiner Liebe. Da bat ſie ihn, ſich neben ſie zu ſetzen, und ſagte:

Ich bin keine von den Töchtern der Menſchen, ſondern eine Waſſerjungfrau, die man auch Mümmelchen oder Waſſerfeyen nennt. Wir geben unſere Liebe nicht ohne unſere Hand und unſere Hand nicht ohne unſere Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn Ihr Euch mit mir verbindet, ſo muß Eure Treue rein bleiben, wie dieſe Quelle, und feſt, wie der Stahl Eures Schwertes. Untreue brächte Euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn wie unſere Liebe immer dauert, ſo auch unſer Schmerz.

Der Ritter ſchwur hoch und theuer, daß es ihm eben ſo unmöglich ſey, ohne ſie zu leben, als ihr je untreu zu werden. Die Jungfrau reichte ihm jetzt einen koſtbaren Ring dar, und er drückte ſie liebevoll an ſeine Bruſt, und ſprach von der anmuthigen Lage ſeiner Burg, und wie ſie dort leben wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchem er ſie heimführen wollte als ſeine Hausfrau. Der Mor-

gen dieſes Tages erſchien. Als der Ritter aus ſeinem Schlafgemach in den Saal trat, erblickte er auf einem Tiſche drey kunſtreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andere mit Silber und das dritte mit Edelſteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe ſeiner Braut. Dieſe erſchien bald darauf, von mehreren Geſpielinnen begleitet, und die Trauung ſollte vor ſich gehen. Die Jungfrau verlangte den Ritter noch vorher allein zu ſprechen; ſie führte ihn in ein Nebengemach, und ſagte: Bedenkt noch einmal, Herr Ritter, was Ihr thut. Wenn je Euer Herz gegen mich erkaltet und warm wird für eine andere, ſo ſeyd Ihr verloren, und es wird ein Zeichen geſchehen Eures nahen Verderbens. Von mir werdet Ihr nichts mehr zu ſehen bekommen, als dieſen meinen rechten Fuß.

Der Ritter fiel ihr um den Hals, und wiederholte die Betheuerungen trunkener Liebe. Die Trauung geſchah jetzt, und dieſer Tag, ſo wie viele folgende, gingen in Luſt und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau ſchien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen, und es war noch kein Jahr verfloſſen, als ſie den Ritter mit einem ſchönen Knaben beſchenkte. Bald darauf entzündete ſich ein ſchwerer Krieg im Frankenreiche. Peter von Staufenberg beſaß Muth und Ehrbegier, und er wollte, neben der Liebe, auch Ruhm gewinnen. Die

Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ ſie ihn in der Scheideſtunde mit ſchwerem Herzen aus den Armen los, und beſchwor ihn weinend, ihrer und des Säuglings an ihrer Bruſt nicht zu vergeſſen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reiſiger über den Rhein, und begab ſich unter die Fahnen eines fränkiſchen Herzogs. Schon im erſten Treffen zeigte er die Kraft ſeines Armes und ſeine Klugheit auf eine Weiſe, die ihm die Gunſt des Herzogs erwarb; in einer Feldſchlacht rettete er dieſem das Leben, und hatte großen Antheil an dem Siege, der zum ſchnellen Frieden führte. Der Herzog bewies ſich dankbar — er bot dem wackern deutſchen Ritter die jüngſte und ſchönſte ſeiner Töchter zur Gattin an. Peter war nicht gleichgültig gegen ihre Reize und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürſtenhauſe in Verwandtſchaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, ſeine Verheirathung zu verſchweigen. Er erzählte offenherzig, wie alles dabey zugegangen. Der Herzog ſchüttelte den Kopf, und ſagte: Hier habe der böſe Geiſt ſein Spiel; der Ritter ſey mit einem geſpenſtiſchen Weſen verbunden, und um ſeiner Seele willen müßte er ſich von einem ſolchen Bande zu befreyen ſuchen. Der Hofkaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte das-

ſelbe, und verſicherte, ſobald der Ritter den Segen der Kirche und eine chriſtliche Gattin von der Hand des Prieſters empfange, werde der Zauberſpuk verſchwinden. Peter ließ ſich leicht bereden, und verlobte ſich mit der ſchönen Fürſtentochter. Die Trauung ſollte nach vierzehn Tagen ſtatt haben. Den Abend zuvor langte einer ſeiner Knechte von Staufen bey ihm an, mit der Botſchaft, ſeine Gattin und ſein Kind ſeyen plötzlich von der Burg verſchwunden. Peter erkundigte ſich nach den Umſtänden, und erfuhr, daß dieß am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde geſchehen, da er ſeine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er faſt noch in dem Glauben an eine geſpenſtiſche Täuſchung beſtärkt, und ging des andern Tages mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Luſthauſe geſchah. Als die Geſellſchaft fröhlich bey der Tafel ſaß, und auch der Ritter guter Dinge war, ſah er von ohngefähr nach der Wand des Zimmers, und in dieſem Augenblick kam ein niedlicher Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb ſich die Augen, ob er auch recht ſehe, doch die Erſcheinung blieb eine geraume Zeit. Da überlief es ihn kalt und warm, und große Schweißtropfen hingen an ſeiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Waſſerjungfrau gegeben. Er that ſich Gewalt an, und leerte ei-

rig den Becher, um ſeiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm in etwas gelang. Gegen Abend brach die Geſellſchaft aus dem Luſthauſe nach dem herzoglichen Schloſſe auf — der Weg ging über eine Brücke; aber Peter, der zu Pferd war, ritt durch den ſehr ſeichten Fluß. Kaum befand er ſich in deſſen Mitte, da kochte und ſchäumte das Waſſer, wie beym Meeresſturm, haushoch ſchlugen die Wellen empor, und über dem Haupte des Ritters zuſammen; ſein Roß fing an zu ſcheuen und ſich zu bäumen — wild warf es ſeinen Reiter ab, und ſprang an's Ufer. — Furchtbarer tobte jetzt der Strom noch einen Augenblick lang — aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unſichtbarer Macht gebändigt — das Waſſer floß ſtill und klar dahin — der Ritter von Staufen war verſchwunden, und auch ſein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

52.

Die Felsenhöhle.

Nach der ehemaligen Abtey Allerheiligen geht, von Oberachern aus, der Weg durch ein wildes Thal. Nicht weit davon liegt, an einer einsamen Waldstelle, ein mächtig großer Fels, der durchaus wie eine alte Kirche gestaltet ist. Nach einer dunkeln Sage war dieß eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend, und von einem edlen Alemannen gestiftet worden. Er hinterließ sieben Töchter, welche eben so schön als fromm waren, und auf der väterlichen Burg in Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila mit seinem furchtbaren Heere an den Rhein kam, um nach Gallien zu gehen. Er ließ eine Menge Flöße verfertigen, auf welchen der Rheinübergang geschehen sollte. Von den Schaaren, die ausgeschickt wurden, das nöthige Holz herbeyzuschaffen, kam eine durch Zufall auf die Burg, auf welcher die sieben Schwestern wohnten. Diese rauhen Krieger ehrten eben so wenig die Tugend als die Wehrlosigkeit, und ließen ihren frechen Begierden freyen Zügel. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; auch waren sie bereits im Augenblick entschlossen, den ersten vorzuziehen, als ein alter, treuer Diener ihnen rieth,

gegen Abend durch einen unterirdiſchen Gang nach der Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er wollte bis dahin die ungeſchlachten Geſellen beym Trunke feſthalten, und meinte, ſie würden's doch nicht wagen, das Haus des Herrn zu entweihen.

Die ſieben Schweſtern nahmen den guten Rath dankbar an, und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloſer Knecht, der ihre Flucht entdeckt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Dieſe ſtürzten voll Wuth nach der Kirche; als ſie aber die Thüre verſchloſſen fanden, fällten ſie im Walde eine junge Tanne, und hieben die Krone und Aeſte davon ab, um mit dem Stamme die ſtarke eichene Pforte zu ſprengen. Die Arbeit war in einer Stunde vollendet, und mit wildem Hohngeſchrey eilte die freche Rotte, das ruchloſe Vorhaben in Ausführung zu bringen. Sie kamen bald an Ort und Stelle, allein der Eingang in die Kirche war nicht mehr zu finden. Auch die Fenſter und überhaupt jede Oeffnungen waren verſchwunden. Wohl ſtand die Kirche noch da, doch als ein dichter Fels, und leis und ſchauerlich tönte daraus hervor ein Sterbegeſang. Noch vernimmt bisweilen der einſame Bergbewohner in ſtillen Nächten liebliche Stimmen, die aus dem Stein zu kommen ſcheinen, aber keine Furcht erregen, ſondern das Gemüth mit einem frommen Sehnen erfüllen.

53.

Die Odilienhöhle bey Freyburg.

Odilie, die Tochter des Elsassischen Herzogs Attich, war im Kloster zu Meyenfeld erzogen worden, und hatte früh in ihrem Herzen gelobt, den Schleyer zu nehmen. Sie kam einst aus dem Kloster an das Hoflager ihres Vaters, und ihre Schönheit wurde für viele Herzen gefährlich. Bald fanden sich einige Herren ein, die um ihre Hand warben, und darunter war auch ein vornehmer Alemanne, der dem Herzog wohl gefiel, weswegen er darauf bestand, seine Tochter sollte diesem ihr Jawort geben. Odilie aber gedachte ihres Gelübdes, und da der Herzog immer dringender wurde, und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie legte ihre kostbaren Gewänder ab, zog ein ärmliches Kleid an, und kam so glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an's andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute auf allen Straßen aus, um die Flüchtige einzuholen. Er selbst setzte sich zu Pferd, und schlug zufällig den Weg ein, welchen Odilie genommen hatte. Der Fährmann, wel-

cher sie übergeschifft, beschrieb ihre Gestalt so genau, daß dem Vater kein Zweifel blieb, und er ließ sich und sein Gefolge ohne Verzug ans rechte Ufer übersetzen.

Odilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, von welchem man das Rheinthal überschauen konnte. Abgemüdet von der Angst und dem ungewohnten Wege, setzte sie sich auf ein Felsenstück, und erhob den Blick zum Himmel und faltete die Hände im stillen Gebet. Kaum hatte sie einige Augenblicke so gesessen, und neue Kräfte und neuen Muth gesammelt, als sie ein Geräusch hörte. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf, und Odilie erkannte die Farbe ihres Vaters. Sie sprang auf, und eilte dem Dickigt der Höhe zu, um sich dort verbergen zu können. Im Anfange gab die Furcht ihren Schritten Flügel, doch allmählich wich ihre Kraft, und sie war nahe daran, erschöpft niederzusinken. Ein Fels, um welchen hin der Pfad führte, verbarg sie noch den Augen der Verfolger. Zitternd streckte Odilie die Arme zum Himmel, und flehte um Rettung. Da that plötzlich der Fels sich von einander, sie trat hinein, und er schloß sich hinter ihr.

In diesem Augenblick vernahm sie das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie beym

Namen rief. Mein Vater! antwortete Odilie; und mit Verwunderung hörte Attich die Stimme seiner Tochter aus dem gediegenen Fels klingen. Odilie! rief er noch einmal; und ihn faßte ein Grauen, als ihre Worte wieder aus dem Gestein hervordrangen.

Ihr verfolgt den, der mich schützt, sagte Odilie, und erzählte, was ihr begegnet war. Da erkannte Attich den Willen des Herrn, und schwur, das Gelübde seines Kindes zu ehren, und für sie auf Hohenburg ein Kloster zu erbauen.

Jetzt öffnete sich der Fels wieder, und Odilie trat hervor, wie von einem Glanze des Himmels umgeben, und sank an die Brust ihres Vaters.

Der Fels aber blieb offen von dieser Stunde, und in der Höhle, welche Odilien verborgen, entsprang ein klarer, frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen.

Häufig wird noch jetzt diese Höhle aus der Umgegend besucht, und Odiliens Name lebt im Munde des Volkes, wie in der Geschichte.

54.

Der Jäger.

In einer wilden, einsamen Gegend des Schwarzwalds sieht man noch das verbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen. Doch hat sich davon folgende Sage erhalten. Der letzte Bewohner des Schlosses war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine Lust kannte und keine Beschäftigung. Er hegte das Wild in seinen Forsten so treulich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüstete, und viele derselben Hungers starben. Einst, am Vorabend eines kirchlichen Festes, trieb er sich, wie gewöhnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, und verirrte von seinem Gefolge. Umsonst war er bemüht, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer graulicher, und ihm blieb zuletzt kaum noch so viel Kraft, sich durch das dichte Gestrüpp durchzuarbeiten. Endlich, um Mitternacht, gelangte er auf einen freyen Platz, mitten im Forste, wo er sich auf den Rasen niederwarf, um auszuraſten. Es rauſchte etwas durch's Gebüſch daher — er griff nach seinem Jagdſpieß;

doch seine Hunde begannen gar ängstlich zu winseln, und als das Geräusch näher kam, sprangen sie heulend in das Dickigt. Dem Grafen, so keck er sonst war, kam die Sache doch seltsam vor, zumal da jetzt ein stattlicher Mann, einen Degen in der Hand und ein Hifthorn an der Seite, keuchend und stöhnend aus dem Walde gelaufen kam. Hinter ihm drein ritt ein großer Schwarm von Todtengerippen, alle auf gewaltigen Todtenpferdern. Der Mann suchte ihnen zu entrinnen, aber wohin er sich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp von solchen Reitern entgegen, und sie jagten ihn wohl eine Stunde lang auf dem Platze her und hin, bis der Graf in der Angst seines Herzens laut den Namen des Erlösers anrief, worauf die Gerippe auf den Hirschen alsbald verschwanden. Der Mann aber, den sie gejagt hatten, trat zu dem Grafen, und sagte:

Ich bin Dein Aeltervater, und habe, wie Du, mein Leben lang Wild und Menschen gequält. Wohl hundert arme Kerle, die in meinem Wildbann frevelten, ließ ich lebendig auf Hirsche schmieden, und die Thiere dann durch Hunde verfolgen, bis sie irgendwo niederstürzten, und der Unglückliche, den sie trugen, unter langen Qualen sein Leben verhauchen mußte. Zur Strafe irre ich jetzt in meinen Wäldern

umher, und jegliche Nacht verfolgt mich der Schwarm meiner Gemordeten, und ich dulde tausendfach, was ich an ihnen verübt. Gehe nach Haus, und sey menschlicher, als ich war.

Bey diesen Worten verschwand die Erscheinung. Der Graf aber war so vom Schreck ergriffen, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Erst am Morgen fanden ihn seine Leute, allein so entstellt in jedem Gesichtszug, daß sie ihn kaum mehr erkannten. Sie wollten ihn nach der Burg zurückführen; da that er ihnen seinen Entschluß kund, an dem Ort, wo sie ihn gefunden, eine Klause zu bauen. Bis diese fertig seyn würde, wollte er in einer nahen Höhle wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen austheilen und alle Zugänge in seine Burg vermauern, damit kein menschliches Wesen sie mehr betreten könne, und der Name seines Geschlechts verschwinden sollte unter den Menschen.

65.

Der Köhler.

Im Gebirg, entfern der Stelle, wo die Burg Zähringen steht, lebte in uralter Zeit ein Köhler mit seinem Sohne. Sie nährten sich redlich von ihrem Gewerbe, doch hatte der Sohn kein sonderliches Gefallen daran, denn seit er einmal, am Heerlager des Herzogs, die stattlichen Ritter und die schöngeschmückten Frauen bey einem Kampfspiele gesehen hatte, war sein Sinn nach etwas Höherem gerichtet, und er bat seinen Vater oft, ihn bey einem wackern Ritter in Dienst treten zu lassen. Der Alte mochte jedoch von solchen Dingen nichts hören, und fertigte den Jüngling jedesmal mit dem Sprüchlein ab: Der Mensch müsse nie über seinen Stand hinausstreben.

Eines Tags, als beyde, wie häufig geschah, über diese Sache in einen kleinen Zank gerathen waren, kam ein alter Mönch des Wegs daher. Nachdem er die Ursache des Zwists vernommen, betrachtete er den Jüngling gar aufmerksam, ergriff die Hand desselben, als wollte er aus den Linien etwas herauslesen, und sagte alsdann freundlich, indem er ihm seinen Segen

gab: mit Gott, dies sey Dein Wahlspruch, mein Sohn. Er zeigte hierauf dem alten Köhler einen Platz, dort sollte er fürder seine Kohlen brennen. Der Köhler that nach den Worten des Mönchs, und gleich nach dem ersten Brand fand er dort einen grossen Klumpen geschmolznen Silbers. So geschah es auch die folgenden Male, und der Köhler sammelte, nach und nach, einen grossen Schatz, den er sorgsam in einer Felsenhöhle verbarg.

Um diese Zeit trug sich's zu, daß der Herzog in einen unglücklichen Krieg verwickelt wurde, und sich zuletzt genöthigt sah, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern und wenigem treuen Gesinde eine Zuflucht in der Wildniß auf dem Kaiserstuhl zu suchen. Es wäre ihm leicht gewesen, einen neuen Heerhaufen zu sammeln, und den Feinden die Spitze zu bieten, allein er mangelte des Geldes, und mußte nun mit den Seinigen Noth und Ungemach ertragen. Das hörte der alte Köhler, und sagte zu seinem Sohn: Geh hinüber auf den Kaiserstuhl, und biete dem Herzog unsern Schatz an und Deinen Arm. Der Jüngling gehorchte mit Freuden, und der Herzog war eben so erstaunt als gerührt über dieses Anerbieten. Er rief seine Gemahlin und seine Kinder, und stellte ihnen den Jüngling vor. Mit dem Schatze wurden nun,

in der Stille Söldner geworden, und der Herzog überfiel seine Feinde, die sich schon sicher glaubten im Besitz des Landes, ganz unerwartet. Der junge Kölner führte sein Schwert bey dieser Gelegenheit so kräftig, daß er viel zum Siege beytrug. Noch schöner bewährte sich seine Tapferkeit in einem zweyten Treffen, wo er den feindlichen Heerführer gefangen nahm, und dadurch dem Krieg ein Ende machte. Der Herzog bewies sich höchst dankbar — er machte den jungen Kölner zum Herrn großer Ländereyen, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin.

Der Verfasser der alten Freyburger Chronik erzählt diese Sage, mit einigen Abänderungen, und macht — historisch unstatthaft — den jungen Kölner zum Erbauer des Schlosses Zähringen.

58.

Der Klingel.

So heißt eine kleine Kapelle, die hinter Gernsbach am holen Murgufer ſteht, wo der Weg auf das Schloß Neueberſtein führt. In uralter Zeit ſtanden hier graue Eichen, unter denen eine heidniſche Wahrſagerin ihre Wohnung hatte; als ſpäter das Chriſtenthum in der Gegend ſich ausbreitete, baute an der Stelle ein Einſiedler ſich ein Häuschen, und richtete daneben ein Kreuz auf. Einmal in tiefer Nacht hört er eine klagende Stimme. Alsbald zündet er eine Kienfackel an, und geht hinaus. Da erblickt er unter einem Baum ein junges, ſchönes Weib in einem Gewand, welches ihre Reize nur ſchwach verbirgt. Die langen dunklen Locken fielen auf die Schultern und bis an die Hüften, und in der Hand hielt ſie einen Stab, in welchem allerlei Zeichen eingekerbt waren. Die Nacht iſt kalt, ſagte ſie, gib mir ein Obdach in Deiner Hütte. Der Klausner wollte ihre Bitte gewähren, aber ſie weigerte ſich ihm zu folgen, bevor er das hölzerne Kreuz weggeſchafft hätte. Der Mann erſchrack anfangs ob ſolchem Begehren, aber die Schön-

heit des Weibes entzündete sein Herz, und im Kampfe mit sich selbst, sprach er ein leises Gebet. Da plötzlich hörte man ein Glöcklein klingen, und im Nu war die weibliche Gestalt verschwunden. Das Glöcklein tönte noch immer fort, und der Einsiedler ging jetzt der Stelle nach und fand das Glöcklein im Gebüsch. Er baute alsbald eine Kapelle aus Baumrinden, und hing es hinein, und davon hat der Ort seinen Namen erhalten.

57.

Die silberne Glocke.

Im Brisgau, bey dem Dorfe Hecklingen, sieht man noch die Ruinen der Burg Lichteneck. Einst lebte auf der Burg eine fromme Wittwe, die ließ eine Kapelle bauen, auf der Stelle, wo in alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden. Beym Graben der Fundamente entdeckten die Arbeiter viele silberne Münzen und Gefäße. Davon ließ die Wittwe ein silbernes Glöcklein gießen, und verordnete, daß es nie geläutet werden sollte, als in der Christnacht.

Bey einem Kriege näherten sich die Feinde auch der Burg Lichteneck, da wurde das Glöcklein in den Schloßbrunnen geworfen, damit es nicht geraubt werden möchte. Aber die Feinde zerstörten die Burg, und verschütteten den Brunnen. Seitdem hört man noch in der Christnacht das Glöcklein aus der Tiefe herauf klingen.

Die Lindenkirche.

An der Straße, die nach Basel führet, nicht weit von dem Bad Hub und der Burg Windeck, sieht man eine freundliche Wallfahrtskirche, zu der Linde genannt. Den Namen hat sie von einer uralten Linde, die wenige Schritte von der Kirche steht. In alter Zeit soll das Madonnenbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Klinte des Baumes gestanden haben. Es geschah nun, daß ruchloses Gesindel die Gegend überschwemmte und Kirchen und Bilder zerstörte, da wuchs plötzlich die Rinde wieder über die Klinte, als wenn nie etwas davon herausgeschnitten worden wäre, und das Madonnenbild blieb im Baum eingeschlossen und jeglichem Auge verborgen, bis Friede und Ordnung wiederkehrten. Ein Hirtenmädchen, das in die Nähe der Linde seine Heerde trieb, vernahm einen lieblichen Gesang, unwissend, woher die Töne kommen möchten. Als es aufmerksamer wurde, schienen sie aus dem Baume hervor zu klingen. Am zweyten und dritten Tage geschah dasselbe, und nun erzählte sie ihrem Vater, was

ſie gehört. Dieſer meinte, das könne ein Blendwerk ſeyn, und von einem böſen Geiſte herrühren. Er nahm ſeine Holzaxt, um den Baum zu fällen, als er aber kaum die Rinde berührte, fiel der Theil ab, welcher die Blute bedeckt hatte, und das Madonnenbild ſtand vor ihm. Die Mähr verbreitete ſich bald, und alles Volk aus der Gegend kam, um das Wunder zu ſchauen und dem Bilde ſeine Verehrung zu bringen. Die Edlen von Windeck bauten hernach neben die Linde eine Kapelle und ſtellten das Bild hinein.

59.

Die Wallfahrt zu Tryberg.

Das Städtchen Trybera liegt in einer engen Schlucht des Schwarzwaldes, welche von drey hohen Bergrücken gebildet wird, die ſich gegen zweyhundert Fuß über daſſelbe erheben. Drey Waldſtröme fallen von drey Seiten in das Thal herab. Im ſechzehnten Jahrhundert lagen auf den benachbarten Höfen von Schönwald und Schenach Oeſtreichiſche Soldaten, die manchmal nach dem Städtchen gingen. Wenn ſie nun beim Heimgange an der rauſchenden Schenach hinauf ſtiegen, vernahmen ſie wunderbare Melodieen, welche aus den Wipfeln der Tannen zu kommen ſchienen. Sie wußten die Erſcheinung nicht zu deuten, und ſpähten allenthalben in dem Gehölze umher. Endlich fanden ſie an einer alten Tanne, neben einem Felsbrünnlein, ein aus Lindenholz geſchnitztes Marienbild mit dem Kinde. Die frommen Krieger nahmen das Bild, faßten es in eine Blende von Blech, und befeſtigten die Blende mit einer Opferbüchſe an den Baum, an welchem das Bild gelegen. Bald kamen Wallfahrer von allen Seiten herbey, und der milden

Gaben wurden so viele, daß die Opferbüchse sie nicht mehr fassen mochte, und man den Anfang zum Bau eines Kirchleins machen konnte.

Noch jetzt vernimmt man manchmal jene wunderbare Musik. In der Felskluft, durch welche die Schenach rauscht, ist eine natürliche Aeolsharfe. Melodisch bewegen sich im Windhauch die Wipfel der Tannen, und der Bergstrom gegenüber begleitet die geisterhaften Töne.

60.

Das Burgfräulein von Windeck.

Vier Stunden von Baden liegen auf einer Bergſpitze die Ruinen des Schloſſes Windeck mit zwey noch mächtigen Thürmen. Ein Burgfräulein ſoll daſelbſt noch bisweilen ſichtbar werden. Einſt, ſo erzählte mir ein grauer Winzer, einſt verfolgte ein Jäger ein Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg, wo es ſich plötzlich verlor. Es war ein heißer Tag; der Jäger trocknete ſich den Schweiß von der Stirne und ſagte: Wer mir doch jetzt einen Trunk brächte aus dem verſchütteten Keller da unten, wo noch manches Faß mit koſtlichem Wein liegen ſoll!

Kaum war das Wort aus ſeinem Munde, da trat eine wunderſchöne Jungfrau hinter der Epheumauer hervor; ſie war ſchneeweiß gekleidet, an ihrem ſchwarzen Gürtel hingen ein Gebund Schlüſſel und in der Hand trug ſie einen ſilbernen Becher. Dem jungen Waidmann pochte das Herz gewaltig, zumal da ſie ihm jetzt zunickte und den Becher entgegen hielt. Ihre beldſelige Geſtalt machte, daß er ſich ſchnell ein Herz faßte, auf ſie zuging und den Becher nahm und mit

einem Zug leerte. Aber der Wein floß wie Feuer durch seine Adern, und er entbrannte in wahnsinniger Liebe zu dem Burgfräulein. Sie mochte es in seinen Blicken lesen, denn sie schaute ihn ernsthaft an, und verlor sich schnell hinter dem Gemäuer.

Von diesem Tage an hatte der Jüngling weder Ruhe noch Rast. Wo er ging und stand, da sah er vor sich die schöne Jungfrau, wie sie ihm zuwinkte und den Becher reichte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte er unter den Ruinen, in der Hoffnung, sie werde sich ihm wieder zeigen. Allmählich ergriff ihn ein Siechthum, und eines Tags fanden Holzhauer ihn todt am Eingange des Schlosses. Man sagt, das Burgfräulein sey ihm noch einmal erschienen in der letzten Stunde, da er weder leben noch sterben konnte, und habe ihm einen Kuß gegeben, und in diesem Augenblick sey er verschieden.

61.

Burg Schwarzach.

Auf der Burg Schwarzach lebte ein Edelherr, deſſen Namen verloren gegangen. Er war hoch betagt und blind, aber der Himmel hatte ihm drey Töchter verliehen, die ſeine trüben Tage erheiterten durch kindliche Liebe und ſorgſame Pflege. Einige Stunden tiefer im wilden Gebirge hauſ'te zu derſelben Zeit ein andrer Ritter, der von allen Umwohnern gefürchtet wurde, obgleich nur wenige ihn je geſehen hatten. Er zog meiſt in entfernten Gegenden umher, und wenn er manchmal mit reicher Beute beladen zurückkehrte, ſo verkroch er ſich in ſein Felſenneſt, und nie wurde das Thor ſeiner Burg dem Pilger oder dem wandernden Sänger geöffnet. Einſt ſchickte er ſeiner Diener einen auf die Burg Schwarzach und ließ den Edelherrn fragen, ob er ihm vergönne, ſelbſt zu kommen, und um die Hand einer ſeiner Töchter zu werben? Die Mädchen vernahmen den Antrag mit Entſetzen, und auch der blinde Greis ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich würde meine Kinder lieber den Thieren der Wildniß Preis geben, als ſie einem ſolchen Unholde anvertrauen.

Der Waldritter ergrimmte über dieſe Antwort und ſann auf Rache. Eines Abends kam er, als Pilger vermummt, auf die Burg Schwarzach, und heuchelte groſſes Mitleid mit dem blinden Greiſe.

Auf dem Herwege, ſagte er, bin ich durch eine Schlucht gekommen, welche die kalte Klinge genannt wird, wie ich von einem Jäger erfuhr, dem ich dort begegnete. In dieſer Schlucht wächſt eine Wurzel, deren Saft die Augen des Blinden dem Lichte wieder öffnet. Er beſchrieb nun die Wurzel, ihre Blätter und Blüthen, und bedauerte nur, daß ſein Gelübde ihm kein Zögern erlaube, indem er ſonſt die Jungfrauen in die Schlucht begleiten würde. Aber, ſetzte er hinzu, die Wurzel muß an einem Freytage in der Frühe gegraben werden, wenn der friſche Thau auf den Blättern liegt.

Die drey Schweſtern kannten nichts angelegentlicheres, als am nächſten Freytage, als kaum die Dämmerung anbrach, ſich an den bezeichneten Ort zu verfügen. Sie machten den Weg nicht ohne ein geheimes Grauen, denn die Gegend war unheimlich. Ein ſteiler Pfad führte von der Höhe hinab in ein enges Thal, welches von ſchwarzen Tannen verdunkelt wurde, durch deren Zweige nur ſelten ein Strahl der Sonne ſchlupfte. Giftſchwämme und ſcheusliches

Ungeziefer bedeckte den feuchten Boden, und im überhängendem Grase schlich ein trübes Bächlein hin. Als die Jungfrauen sich nach der Pflanze umsahen, stürzte der Ritter, wie ein Raubthier, aus dem Dickigt hervor, und tödtete sie mit seinem Schwert. Aber kaum war die schreckliche That vollbracht, da faßte ihn ein Grauen, als stünde er vor dem Richter, der in's Verborgene sieht, der Boden schien unter seinen Füßen zu wanken, und er glaubte im Rauschen des Waldes ächzende Stimmen zu vernehmen. Er warf das blutige Schwert von sich und floh zitternd und bleich wie Marmor, ohne zu wissen wohin. Einige Tage irrte er in den Bergen umher, da kam ihm zuletzt der Gedanke, er wolle an der Stelle, wo er die Jungfrauen getödtet, eine Klause errichten, und in strengen Bußübungen sein Leben daselbst hinbringen. Als er in die Schlucht kam, erblickte er ein frisch aufgeworfenes Grab, und an dem Grabe, auf einem Stein, saß der blinde Greis, den der Schmerz um seine Töchter die Sinne verwirrt hatte.

Da packte ihn neues Entsetzen; er eilte von dannen, und nie konnte man erfahren, welches Ende er genommen.

62.

Der Hennegraben.

Nicht weit von der Burg Windeck liegt eine Meierey, der Hennegraben genannt. Zwiſchen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen, dunkeln Kaſtanienbäumen ſind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher ſich um ein Vorwerk des Schloſſes herzog. Zur Zeit, als der Dechant an der Domkirche zu Straßburg auf Windeck gefangen ſaß, wohnte unten im Wolfsbag, in einer Mooshütte eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen und Wurzeln, und die wilden Thiere des Forſtes thaten ihr nichts zu leid, ſondern ſchienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum beſtand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die ſich ihr Futter im Walde ſuchten.

Eines Tags ſaß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwey wunderſchöne Knaben des Wegs daher. Sie waren müde und traurig, und fragten nach dem Wege zu der Burg. Die Alte hieß ſie freundlich will-

kommen, und gab ihnen Obst und Brod zur Erquickung. Der jüngere, ein Knabe von dreyzehn Jahren, ließ sich's wohlschmecken, aber der ältere, der zwischen sechzehn und achtzehn Jahren stehen mochte, hielt niedergeschlagen seinen Apfel in der Hand, und Thränen traten ihm in die Augen. Er suchte sie jedoch zu verbergen, und ging zu dem nahen Felsenbrünnlein, und wusch sich das Gesicht mit dem klaren, frischen Bergwasser. Wie die Rose, die der Thau erfrischt hat, so glänzten jetzt seine Wangen im blühenden Jugendroth, und das Waldweiblein schaute ihn wohlgefällig an und sagte: Du bist gewiß kein Knabe, sondern eine Jungfrau; aber habt Vertrauen zu mir, Kinder, und sagt mir, wo eure Eltern wohnen, und was euer Begehren auf Windeck ist?

Die Kinder fingen beyde zu weinen an, und der älteste erwiederte:

Wohl bin ich ein Mägdlein, und heiße Imma von Erstein, und dies ist mein Bruder. — Unser Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns bis jetzt väterlich erzogen, und nun liegt er da oben auf der Burg gefangen, und wir wollen den Burgherrn bitten, daß er ihn frey gebe.

Bringt ihr denn Lösegeld? fragte die Alte.

Ach, antwortete die Jungfrau, wenn sie ein diamantenes Kreuz aus dem Busen zog: ich habe nichts, als dieses, aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns als Geißel behalte, bis der Ohm sich gelöst haben wird.

Nun so will ich den Dechant loskaufen, sagte das Waldweiblein und streichelte der Jungfrau die Locken aus dem Gesicht. Hört mich, Kinder. Die Straßburger werden ehestens anrücken und die Burg belagern. Noch diese Nacht hab' ich zwey Kundschafter belauert, die sich hier im Dickigt versteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg gut ausgespäht und besonders die schwache Seite bemerkt, drüben am Tannenwald, wo das steinerne Todtenkreuz steht. Geht hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck, und sagt ihm, er solle dort eilig einen tiefen Graben aufwerfen lassen, und noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten schon in dieser Nacht heranziehen.

Aber wird der Ritter auch unsern Ohm freygeben? fragten die Kinder.

Ich gebe Euch ja ein Lösegeld, erwiederte die Alte. Sie klatschte jetzt in die Hände, und von allen Seiten flogen und trippelten ihre weißen Hühner herbey. Sie nahm eine derselben, und gab sie Imma mit den Worten: Diese Henne bring' dem Ritter Reinhard

auf Windeck, damit er den Dechant von Ochsenstein freygebe.

Die Kinder schauten sie verwundert an.

Thut, wie ich sage, fuhr die Alte fort. Der Ritter soll die Henne, sobald die Sonne heute untergegangen ist, bey dem Kreuze niedersetzen, wo die Feinde den Angriff machen wollen. Er hat auf seiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch tief und breit genug machen zu lassen — meine gute Henne aber wird's zu Stande bringen. Bey diesen Worten streichelte sie das Thier, und sang in leisen, kaum vernehmlichen Tönen:

Hör', was ich sag',
Wenn sich neigt der Tag,
Wenn die Eule schreyt,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt scharren die Erd' heraus,
Bis zu des Todtenhaus,
Bis zu dem Heldenschwert,
Welches kein Rost verzehrt.
Geh, und vor Mitternacht
Sey noch das Werk vollbracht.

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen, aber die Alte war so freundlich und treuherzig, daß sie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeste Furcht, und freute sich sogar des wunderbaren Schauspiels, welches die Henne ihm geben sollte.

Sie hatten kaum die Hälfte des Bergs erſtiegen, auf deſſen Spitze die Burg liegt, als ihnen ein junger Ritter entgegen kam. Er war von ſehr edler Geſtalt, und obgleich der ſtille Ernſt in ſeinem Weſen die Jungfrau ein wenig erſchreckte, ſo benahm ihr doch bald der milde Ton ſeiner Stimme alle Beſorgniß.

Auf ſeine Frage, wer ſie ſeyen, und was ſie auf ſeiner Burg ſuchten, antwortete Imma:

Edler Ritter, Ihr haltet unſern Ohm, den Dechant von Straßburg gefangen. Er iſt auch unſer Vater, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frey zu geben, und uns als Geißeln zu behalten.

Der Ritter konnte ſeine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder, eins um's andere, und ſein Blick verweilte zuerſt unwillkührlich auf der weißen Henne, welche Imma trug. Sie erröthete und erzählte in abgebrochener Rede, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der Windecker hörte ihr aufmerkſam zu. Seine Blicke wurden immer forſchender, und die Jungfrau gerieth in ſichtbare Verwirrung. Ihre Worte waren ohne Zuſammenhang; ihr Bruder bemerkte es und wollte einhelfen.

Imma, ſo ſagte die Frau nicht.

Imma erglühte bey dieſer Rede, als ſchlüg' ihr eine Flamme in's Antlitz. Edle Jungfrau, ſagte der Ritter, in Gottes Geleite ſeyd Ihr hierher gekommen, und im Schutz meines Arms ſollt Ihr hier weilen und wieder heimkehren, ſobald es Euch gefällt. Jetzt kommt, und bereitet Euerm Ohm eine fröhliche Ueberraſchung.

Während Imma und ihr Bruder beym Dechant waren, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanſtalten ſeiner Burg. Wohl kannte er die ſchwache Seite am Tannenwald, und ließ auch bereits ſeit einigen Tagen an einem Graben daſelbſt arbeiten. Allein die Zeit war zu kurz, die Botſchaft des Waldweibleins war ihm daher höchlich willkommen, und wenn er alle Umſtände überdachte, mußte er großes Vertrauen darein ſetzen. Als die erſten Sternlein am Himmel blinkten, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo ſein Großvater im Zweykampf gefallen und begraben worden war. Mit dem Schlag der Mitternachtſtunde begab er ſich wieder an den Ort, und fand, zu ſeinem Erſtaunen, einen tiefen und breiten Graben mit einer Bruſtwehr, und im Sternenſchein blinkte ihm das Schwert ſeines Großvaters entgegen, welches man dem Gefallenen mit in's Grab gegeben hatte. Die Henne war verſchwunden. Gegen Morgen rückten

auch bereits die Straßburger in drey Haufen heran — sie waren zu einem Sturm gerüstet, aber der Graben der Henne vereitelte ihre Absicht und sie wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Imma hatte inzwischen auf das Herz des Ritters von Windeck einen großen Eindruck gemacht, und die Jungfrau war auch gegen ihn keineswegs gleichgültig. Allein der gefangene Dechant wollte von einer Verbindung zwischen beyden nichts hören. Als jedoch der Zwist vertragen war, wurde Imma des Windeckers Gattin, und im Münster zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände ineinander.

Der Hennegraben hat den Namen beybehalten; doch die Sage davon scheint sich immer mehr zu verlieren.

63.

Die Teufelskanzel.

Am Wege, der von Baden nach Gernsbach durch das Gebirg führt, zieht ſich ein gar anmuthiges Wieſenthal mit einem hellen, friſchen Bächlein hin. Das Thal erhebt ſich allmählich bis zu einem Fels, der am Fuße des Staufen ſenkrecht empor ſteigt und auf der breiten Kuppe mit Tannen, Hainbuchen und Geſträuch bewachſen iſt. Dieſer Fels heißt die Teufelskanzel. Zur Zeit, als die erſten chriſtlichen Prieſter in den Schwarzwald kamen, predigte hier einſt der Teufel, und ſuchte das Volk von der Lehre des Kreuzes abzuziehen. Bald ſammelte ſich Jung und Alt in Haufen um den Fels her, und Alles horchte der ſchmeichleriſchen Lehre und fand ſie gar behaglich. Nun erſchien auf dem Fels, der bey den Ruinen von der Burg Eberſtein auf einer kahlen Höhe liegt, ein Engel des Himmels, und warnte das Volk vor den falſchen, hinterliſtigen Worten des böſen Geiſtes. Neugierig kamen jetzt Manche, um ihn zu hören; aber was der Teufel ſagte, gefiel ihnen doch beſſer, und ſie verließen den Engel nacheinander, bis auf ein

junges, anmuthiges Fräulein und einen Jüngling, der ihr Verlobter war. Jedoch auch der Jüngling ſchlich ſich davon, die Jungfrau blieb aber ſtandhaft, obgleich der Kampf ſchwer war in ihrer Seele. Neben dem Fels, auf welchem der Engel geſtanden, erbaute ſie ein Kirchlein und eine Zelle, worin ſie ihr Leben zubrachte. Nach der Sage wurde aus der Zelle ein Nonnenkloſter, wovon jedoch längſt keine Spur mehr vorhanden iſt. Der Fels, von welchem der Engel redete, heißt noch die Engelskanzel.

64.

Der Yberg.

Von wenigen Ruinen mögen ſo mancherley Sagen im Munde des Volkes ſeyn, als von der Burg Yberg. Zwey Stunden von Baden, auf einem gegen die Ebene vorſpringenden Bergkegel, erheben ſich ihre grauen Thürme, deren einer von oben bis unten vom Blitz geſpalten wurde. Außer dieſen und dem allmählich auch einſtürzenden vordern Thorbogen liegt alles Gemäuer in Trümmern. Das Geſchlecht, welches einſt hier wohnte, iſt längſt erloſchen. Der letzte Beſitzer der Burg führte, wie die Sage geht, ein wüſtes Leben, und kam dadurch in mancherley Bedrängniſſe. Seine Güter waren verpfändet, und er zehrte eine Zeitlang von dem, was ſein Schwert ihm erwarb, bis er in einem Gefecht ſeinen rechten Arm verlor, und ſeine meiſten Knechte ihn verließen. Jetzt ſaß er voll düſtern Unmuths auf ſeiner einſamen Burg, und brütete ob allerley böſen Anſchlägen. Da kehrte eines Abends ein Pilger bey ihm ein, der vorgab, er wiſſe verborgene Schätze zu finden, und wolle ihn von aller Noth befreyen. Der Ritter war darüber höchlich er-

freut und ſagte: Ich habe von meinen Eltern gehört, daß unſer Urgroßvater während einer Belagerung des Schloſſes, die ihm das Leben gekoſtet, einen großen Reichthum an Gold und Edelſteinen vergraben. So Ihr mir zu dem Schatze verhelfen könnt, werde ich mich dankbar erweiſen.

Mir iſt das wohl bekannt, erwiederte der Fremde, denn ich war dabey, als Euer Ahn, den man den Iſengrimm nannte, den Schatz in Sicherheit brachte.

Ihr? fragte der Yburger, und ſah ihn mit großen Augen an. Der Mann, von dem ihr redet, iſt ſeit hundert Jahren todt.

Und doch, fuhr der Pilger fort, hab' ich mehr als einmal mit ihm gezecht. Aber forſcht nicht nach Dingen, die Euch unbegreiflich vorkommen, und folgt meinem Rath. Heute iſt Walpurgisnacht. Sobald die Glocke zwölf geſchlagen, geht in die Kapelle, wo Eure Väter in einer Gruft beygeſetzt ſind, öffnet ihre Särge, und traget die Gebeine hinaus in's Freye, damit der Mond ſie beſcheine. Sobald das geſchehen, mögt Ihr die Koſtbarkeiten in den Särgen heben, über die Niemand Gewalt hat, ſo lange die Todten dabey ruhen. Den Ritter kam ein Grauen an bey dieſem Vorſchlage, aber ſeine Begierde nach Reichthum und Genuß war ſo groß, daß ſie ſeine Furcht überwog. Um Mitternacht ging er in die Kapelle, und bat den Pilger, ihn zu begleiten. Dieſer blieb jedoch am Ein-

gange ſtehen, und weigerte ſich beharrlich, das Gotteshaus zu betreten.

Der Ritter öffnete die Särge, und trug die Gebeine hinaus auf eine Stelle, welche vom Mond beſchienen wurde. Im letzten Sarge, an den er trat, lag der noch unverweſte Leichnam eines Kindes. Als er es zu den übrigen geſellen wollte, ſtanden dieſe aufgerichtet da, und riefen mit hohler, dumpfer Grabesſtimme: Bring uns wieder zu unſrer Ruhe, damit wir nicht umgehen müſſen auf dieſer Burg.

Zu gleicher Zeit erſchien der Pilger; das Gewand fiel ihm vom Leib, und die Geſtalt wuchs empor, daß das Haupt, deſſen Haare wie Flammen brannten, den Mond zu berühren ſchien. Sie wollte eben die geſpreizten Krallen nach dem Ritter ausſtrecken, deſſen Blut zu Eis gerann, da regte ſich der Leichnam des Kindes in ſeinen Armen, eine Glorie umgab das holdſelige Antlitz, und es rief mit gebietriſcher Stimme: Entfliehe Geiſt des Abgrunds, dieſer da ſoll leben und Buße thun.

Im härnen Gewand verließ der Ritter die Burg ſeiner Väter, nachdem er ihre Gebeine wieder zur Ruhe gebracht hatte, und wallte von einer heiligen Stätte zur andern, bis man ihn einſt an den Stufen eines Altars todt fand. Seine Burg wurde zerſtört, aber ſein Geiſt ſoll noch unter den Trümmern umherirren.

65.

Der Nonnenſee.

Hinter der Herrenwieſe, einem hochliegenden Bergdorfe, wo der gelbe Enzian neben den ärmlichen Hütten wächſt, iſt der Nonnenſee, welcher manchmal mit dem Murmelſee verwechſelt wird. Zu beyden Seiten erheben ſich der Schwarzkopf und der Seekopf, wo einſt die Schwarzburg und die Seeburg ſtanden. Auf der Seeburg lebten zwölf Brüder, die ſich vom Raube nährten, mit einer ſchönen Schweſter, auf der Schwarzburg aber zwölf anmuthige Fräulein mit einem Bruder. Die Seeburger machten einen Anſchlag, die zwölf Schweſtern aus der Schwarzburg zu entführen. Dies geſchah in derſelben Nacht, da der Ritter vom Schwarzkopf die Jungfrau von der Seeburg zur Flucht beredete, weil die Brüder ſie ihm nicht zur Gattin verwilligten. Beyde Theile ſtießen auf einander auf dem Wege, der in's Murgthal führt. Verzweifelt war der Widerſtand, welchen der Ritter von Schwarzburg leiſtete, aber er wurde überwältigt, gefangen, und nebſt der Geliebten und ſeinen Schweſtern in das feindliche Raubneſt geſchleppt. Hier ſtieß jeder der zwölf Ritter einen Dolch in ſeine Bruſt,

und hierauf tödteten sie die eigene Schwester, nachdem sie den gräßlichen Mord des Geliebten hatte ansehen müssen. Die geraubten Jungfrauen wurden gezwungen, ihnen ihre Hände zu reichen, aber in tiefer Nacht erheben sie sich vom Lager, nahmen die Dolche aus der Brust des Bruders und durchbohrten damit die schändlichen Entführer. Hierauf wollten sie die Burg verlassen, allein die Knechte fielen über sie her, und tödteten sie auf der Stelle. Bald darauf wurde die Seeburg durch Feuer zerstört. Da sah man die Mauern sich öffnen, zwölf weibliche Gestalten, jegliche ein Kindlein auf dem Arm, schritten hervor, eilten auf den Nonnensee zu, und stürzten sich in seine Tiefe. Kaum war dieß geschehen, als die Wasser aufbrausten, und eine schwarze Farbe annahmen.

Jeden Tag, so bald die Dämmerung herabsinkt und die Abendglocke im nächsten Dorfe geläutet worden, kommen dreyzehn Stücke Rothwild aus dem Thore der Seeburg heraus und nehmen den Weg nach der Ruine der Schwarzburg. Kecke Wildschützen haben es bisweilen gewagt, eines von diesen Thieren zu schießen; aber wenn es auch niederstürzte, und sie sich nun der Beute bemächtigen wollten, da war keine Spur mehr davon zu sehen. Einmal soll die Kugel zurückgefahren seyn, und den frechen Schützen getroffen haben. Blos am Freytage, oder dem sogenannten Jäger-Sabbath, erscheint der Zug des Hewil-

des nicht; aber um Mitternacht kommen dann zwölf Nonnen aus einem Thurme der Seeburg, in ihrer Mitte geht ein bleicher Mann, in dessen Brust zwölf Dolche stecken. Während sie in den Schloßhof wandeln, kommt ihnen aus der Hauptpforte eine Reihe von zwölf schwarzen Männern entgegen. An ihren Leibern sind brennende Flecken, und in ihrer Mitte geht eine verschleierte, weibliche Gestalt. In tiefer Stille schreiten sie an den Nonnen vorüber, und verschwinden, wie jene, am Eingang in die alte Begräbnißkapelle.

Ein alter Mann, der in der Gegend des Nonnensee's wohnte, und Crucifixe aus Holz schnitzte, die er in der Umgegend verkaufte, hörte manchmal in der Nacht ein Gestöhne, wie von Sterbenden, das aus dem Wasser zu kommen schien. Dann warf er sich gewöhnlich auf die Knie und betete für die Ruhe der Abgeschiedenen, die ihr Grab in der Tiefe gefunden. Als ihm seine Frau starb, vernahm er in der Kammer, wo sie auf Stroh lag, eine sanfte Musik. Leise öffnete er die Thür, und erblickte dreyzehn Jungfrauen, die, mit Lichtlein in den Händen, um den Leichnam standen. In der folgenden Nacht ließ die Musik sich wieder hören, und jetzt hatten sich dreyzehn Männer um die Todte gereiht, als wollten sie sie bewachen.

66.

Der Ahornbaum.

Am Abhange des Fremersbergs lag einſt die Altenburg, von welcher alles verſchwunden iſt bis auf ihren Namen. Zur Zeit, als die Ruinen noch vorhanden waren, kam ein junger Bauer dahin, um einen außerordentlich dicken Ahorn zu fällen, der zwiſchen dem Gemäuer ſtand. Mit kräftiger Hand führte er die Axe, aber kein Hieb wollte faſſen, und ſpurlos glitt die Schärfe des Eiſens an der glatten Rinde ab. Da trat eine ſchwarzgekleidete Jungfrau zu ihm aus dem Gemäuer hervor, und fragte, was er mit dem Holze beginnen wolle.

Ey, antwortete der junge Landmann, Tiſch und Stühle hätt' ich mir gern daraus verfertigt, denn auf St. Martinstag werde ich heirathen.

Dieſer Ahorn widerſteht jedem Eiſen, ſo lange meine Hand ihn nicht berührt, ſagte die Jungfrau. Doch will ich Dein Werk fördern, wenn Du mir verſprichſt, von den Brettern davon eine Wiege zu machen und Dein erſtgebornes Kind hineinzulegen.

Der Bauersmann gelobte, ihre Bitte zu erfüllen. Sie berührte jetzt den Stamm, und nach wenigen Streichen fiel er zu Boden, aber in demſelben Augenblick war auch die Erſcheinung verſchwunden.

Der Bauersmann that nach seinem Versprechen, und als ihm nach einem Jahr ein Knäblein geboren wurde, legte er es in die Wiege aus den Brettern des Ahorns.

Seine Frau saß eines Tags bey der Wiege, und schaukelte den Knaben, da trat die Jungfrau zu ihr herein, mit einem dürren Zweiglein in der Hand. Sie betrachtete eine Weile das Kind und faltete dann die Hände, wie zum Gebet. Hierauf reichte sie der Frau das Zweiglein mit den Worten: Bewahrt wohl, was ich Euch hier gebe. Sobald Euer Sohn sein sechzehntes Jahr erreicht, soll er den Zweig in reines, frisches Wasser stellen, und wenn er dann Blätter und Blüthen treibt, hinausgehen in die Altenburg, und damit den runden Thurm gegen Morgen berühren, dessen Eingang verschüttet ist. Es wird zu seinem Glücke seyn und zu meiner Erlösung.

Die Frau war fromm und es freute sie, daß ihr Kind bestimmt seyn sollte, einen irrenden Geist zur Ruhe zu bringen. Der Knabe wuchs heran in Zucht und Ehrbarkeit, und als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, ging er hinaus in die Ruinen und berührte den Thurm mit dem blühenden Zweig. Da öffnete sich alsbald der verschüttete Eingang, und die Jungfrau stand vor ihm. Wohl Dir und mir, daß diese Stunde erschienen, sagte sie. Ich war jung, die einzige Erbin meines Geschlechts, und einem jungen

Manne verlebt, an dem ich mit abgöttiſcher Liebe hing. Er wurde mir untreu, und gab ſeine Hand einer Andern. Aber bald fand er den Tod im Kriege, ſeine Burg wurde zerſtört und ſein Weib floh mit ihrem Säugling auf dem Arm. Erſchöpft ſuchte ſie Ruhe im Schatten eines Ahorns, der an der Mauer der Altenburg ſtand. Ich ließ ſie durch meine Knechte hinwegtreiben; aber ihre Kräfte verließen ſie, ihre Sinne verwirrten ſich, ſie ſprach einen ſchrecklichen Fluch aus über mich und meinen Wohnſitz, und ſtürzte ſich mit dem Kinde in's Waſſer. Der Fluch der Sterbenden ging in Erfüllung. Eine Krankheit zerriß ſchnell den Faden meines Lebens und meine Burg wurde ein Raub der Flammen; mein Geiſt aber ſollte ruhlos umherirren, bis aus den Trümmern der Altenburg ein Ahorn aufwachſen und zwiſchen ſeinen Brettern das Kind ſchlummern würde, welches mich zu erlöſen beſtimmt iſt. Die Gebeine der unglücklichen Mutter und ihres Knäbleins liegen dort am Hügel, wo ein bemooster Stein die Stätte bezeichnet. Grabe ſie aus, und ſetze ſie bey in geweihter Erde, und der Segen des Himmels wird in Deinem Hauſe blühen.

Der Jüngling that, wie die Jungfrau ihm geheißen, und Glück und Ehre krönten ſeine Tage.

67.

Die Moorjungfrauen.

Auf der Rhöne sind hier und da Sümpfe; zwey davon heißen das rothe und das schwarze Moor. Darauf schweben des Nachts hüpfende Flämmlein, und das sind die Moorjungfrauen. Bey dem rothen Moor stand einst das Dorf Poppenrode, welches versunken seyn soll. In diesem Dorfe lebten sechs hübsche Mägdlein, die hatten sechs Liebhaber, welche in einem andern benachbarten Dorfe wohnten, an den Herbst- und Winterabenden jedoch gewöhnlich ihre Dirnen in der Kunkelstube besuchten. Da verabredeten sich einst die Mägdlein, die jungen Bursche zum Besten zu haben, und zu erschrecken. Sie zogen weiße Kleider an, nahmen jede ein Lichtlein in die Hand und wandelten so in einem alten Gemäuer hin, wo der Weg vorbey führte. Als nun die Jünglinge sich dem Ort näherten und in stockfinstrer Nacht die wandelnden Gestalten erblickten, wurde ihnen unheimlich um's Herz, denn sie hatten oft von Gespenstern in dieser Gegend gehört, und sie wollten darum einen andern Pfad einschlagen; aber sie geriethen in den Sumpf, der da-

mals noch nicht war, und kamen elendiglich darin um. Die Mägdlein aber flechten langsam ab, und gehen nun um als Meerjungfern.

Beym schwarzen Meer, wo auch ein Dorf versunken seyn soll, ist noch ein Pflaster, die steinerne Brücke genannt. Da saß einst beym Mondlicht ein Mägdlein und harrte des Geliebten, der zu kommen versprochen hatte. Es wurde Mitternacht, und noch immer ließ sich Niemand sehen noch hören. Endlich zog ein alter Klosterbruder des Wegs, der ermahnte das Mägdlein, nach Hause zu gehen, weil die Nacht unheimlich sey und keines Menschen Freund. Sie aber betheuerte, sie wolle den Geliebten erwarten und müßte sie warten bis zum jüngsten Tag.

Der Liebster war aber in selbiger Nacht in ein fremdes Land fortgezogen, und sie wandelt noch als Geist auf der steinernen Brücke.

68.

Der Grafensprung.

Welf von Eberstein hatte eine Fehde mit Graf Eberhard von Würtemberg. Dieser zog mit grosser Heeresmacht gegen die Burg Alteberstein, und zerstörte dieselbe. Der Graf von Eberstein machte hierauf einen Anschlag, den Würtemberger im Wildbad zu überfallen und gefangen zu nehmen. Das Verhaben mislang, und Welf wurde in die Reichsacht gethan. Nun suchte er eine Freystätte auf dem Schloß Neu-Eberstein, wo man ihn freundlich aufnahm. Sein Aufenthalt daselbst blieb jedoch nicht lange verborgen, und er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Um die Morgendämmerung wollte er das Schloß verlassen, er hatte ein rasches Pferd und war gut bewaffnet. Allein die Feinde hatten in der Nacht alle Ausgänge am Fuße des Bergs besetzt bis an die Murg, die unten an der jähen Felsenwand vorüberrauscht. Jetzt wußte der Geächtete keinen Rath, doch sagte er endlich zu sich selbst: Ich will lieber sterben, als lebendig in die Hände meiner Widersacher gerathen, die ihren Spott mit mir treiben würden. Er lenkte jetzt

sein Pferd auf die über den Fluß hinausragende Felsenkuppe, gab dem Roß die Sporen und sprengte hinab in die Tiefe. Glücklich erreichte er das andre Ufer, und nahm seinen Weg zu dem Pfalzgrafen. Die Stelle auf dem Felsen eben heißt noch jetzt der Grafensprung.

Eine andere Sage erzählt:

Ein Graf von Eberstein hatte eine wunderschöne Tochter. Es kamen viele Herren, die um sie freyten; da lud sie der Graf zu einem Gastmahle, wobey wacker gezecht wurde. Hierauf sagte er zu seinen Gästen: Wer von Euch die Felsenwand an der Murg hinabreitet, der soll meine Kunigunde heimführen, und einen reichen Brautschatz erhalten. Die Herren sahen sich einander an und jeder dachte, ich will den Hals nicht brechen. Nur ein junger, kecker Edelknabe unternahm das Wagestück, aber sein Pferd stürzte, und er fand seinen Tod in dem Strome.

60.

Das Gewitter.

Am ſüdlichen Abhange der Hornisgründe liegt in einem unergründlichen tiefen Keſſel der Mummelſee. Er iſt von Bergwänden und ſchwarzen Tannen umgeben, hat aber ein kryſtallhelles Waſſer. In der Nähe des Sees weidete ein junges Mägdlein ſeine Ziegen. Da ſah es einſt aus dem See einige ſchöne, gefleckte Kühe hervorſteigen, und hinterdrein ein kleines Männlein mit einem Stecken in der Hand. Er ging auf die Hirtin zu und ſagte: Während Deine Ziegen da herumklettern, kannſt Du wohl auch auf meine Kühe Acht haben, es ſoll Dein Schaden nicht ſeyn. Ich habe anderswo Geſchäfte. Mit dieſen Worten verlor er ſich in die Berge, das Mägdlein aber befolgte treulich ſeinen Auftrag. Am Abend kehrte das Männlein zurück und dankte der Hirtin für die treue Hut. Es ſind ſchlimme Zeiten, ſagte es, und bald werden fremde Kriegsleute in dieſe friedlichen Thäler eindringen. Kommſt Du in Gefahr, ſo nimm einige Steine von dem Hünengrab dort und wirf ſie in ungerader Zahl in den See. Ich werde Dir alsbald Hülfe ſchicken.

Der Krieg brach wirklich aus, feindliche Schaaren drangen in den Schwarzwald ein, und plünderten und sengten und trieben noch sonst allerley Frevel. Die Hirtin hatte ihre Ziegen wieder in die Nähe des Sees getrieben, als einige Soldaten von den Hornisgründen herabkamen und auf sie zueilten. Angstvoll nahm sie jetzt drey Steine von dem Riesengrab und warf sie in den See. Alsbald fing dieser zu brausen und zu kochen an, der Himmel verfinsterte sich, der Donner rollte, Blitze fuhren aus schwarzen Wolken, und ein furchtbarer Hagel ergoß sich über die Bergwand, wo die Soldaten herabstiegen. Mit Angstgeschrey suchten sie die Höhe wieder zu gewinnen, und als sie sich entfernt hatten, wurde der Himmel wieder blau und klar und der See hell und ruhig. Nachher warfen oft muthwillige Knaben Steine vom Hünengrab in den See, und jedesmal erhoben sich plötzlich Sturm und Ungewitter und erfolgten anhaltende Regengüsse.

70.

Zeitelmoos.

Auf dem Fichtelberge liegt ein groſser Wald, Zeitelmoos genannt, und an dem Walde ein kleiner See. Da ſollen viele Berggeiſter und Waſſergeiſter hauſen. Einſt ritt ein Mann am ſpäten Abend durch den Wald, und ſah zwey Kinder bey einander ſitzen und ſpielen. Der Mann hieſs ſie nach Hauſe gehen, indem die Nacht ſchon im Anbruche ſey. Die Kinder aber lachten ihn aus. Als er nun vor den Wald an den See kam, erblickte er ein Mägdlein am Ufer. Indem er ſich ihr näherte, ſprang ſie in's Waſſer, und plätſcherte darin herum wie eine Ente. Der Mann erſchrack, denn er hielt ſie für eine Unglückliche, die ihrem Leben ein Ende machen wolle, und weil er ein guter Schwimmer war, warf er ſein Oberkleid von ſich und ſprang ihr nach, und wollte eben ihre Hand faſſen, als ſie ein helles Gelächter aufſchlug. Da kam ihm ein Grauen an, und er ſchwamm an's Ufer zurück. Dort ſaſſen die zwey Knaben, die er im Walde geſehen, auf ſeinem Pferde, und baten ihn, er möchte ſie jetzt nach Hauſe bringen. Aergerlich über

den Streich, den ihm die Rize so eben gespielt, schwang er gegen sie seine Peitsche, und sie hüpften wie Heuschrecken herab in's Gras, doch war er kaum einige Schritte fortgeritten, als sie hinter ihm huckten und sich an ihn anklammerten. Er wurde ihrer auch nicht los, bis er zu einem Feuer kam, um welches einige Hirten saßen.

71.

Der Brunnen.

Im Frankenlande ſteht auf einem Berge das Stammhaus eines edlen Geſchlechts. Am Fuße des Bergs quillt ein Brünnlein hervor, deſſen Waſſer klar und rein iſt das ganze Jahr über; ſo aber jemand aus dem Geſchlechte ſterben ſoll, wird es zuerſt trüb, und hört dann ganz zu fließen auf. Nun begab es ſich, daß der Burgherr ſchwer erkrankte. Er ſchickte einen Knecht nach dem Brünnlein, und dieſer brachte die Nachricht, es ſey vertrocknet. Der Herr und ſeine Leute glaubten nun, ſein Stündlein werde ſchlagen, allein er genaß bald, und ſpottete jetzt des Wahrzeichens und nannte es einen dummen Aberglauben. Zur Feyer ſeiner Geneſung wurde ein groſſes Feſt veranſtaltet, und es kamen dazu viele Gäſte aus der Nachbarſchaft. Als die Geſellſchaft bey Tiſche ſaß und fröhlich war und guter Dinge, brachte ein Diener einen Brief, worin die Nachricht ſtand, der einzige Sohn des Burgherrn, der in den Türkenkrieg gezogen war, ſey in einer Schlacht geblieben. Die Schlacht hatte ſtatt gefunden an eben dem Tage, da das Brünnlein zu fließen aufhörte.

72.

Klopfer.

Im Schloſſe Flügelau in Franken hauſ'te einſt ein dienſtfertiger Geiſt, der jedoch nie ſichtbar wurde, und ſeine Gegenwart blos durch Klopfen kund that, weßwegen ihn die Burgleute Klopfer nannten. Beſonders war er den Mädchen hold, und ſie durften nur ſagen: Klopfer hol's! ſo war's da. Er trug Briefe weg, half in der Küche, wiegte die Kinder und ließ ſich überhaupt zu allem brauchen, was nicht unrecht war. Einſt drangen die Mädchen in ihn, er möchte ſich doch ſehen laſſen, aber er verweigerte es beharrlich. Endlich rief ein kleines, naſeweißes Ding: Klopfer, wenn Du Dich nicht zeigen willſt, ſo ſollſt Du ferner auch nicht im Schloſſe geduldet werden, ſondern magſt im Stalle bey den Knechten Dein Weſen treiben. Da erhob ſich plötzlich mitten im Gemach eine Flamme, die ganze Burg ſchien im Feuer zu ſtehen, doch war alles im Augenblicke wieder verſchwunden. Von dem Geiſte wurde nichts mehr gehört, bis bald nachher der dreyßigjährige Krieg ausbrach. Da ſchien eines Abends die Burg wieder in Flammen zu ſtehen; die Bewohner flohen ängſtlich in's Freye, und wenige Tage nachher kam ein feindlicher Haufe, welcher die Burg verbrannte.

Sagen

aus den

Rheingegenden,

dem

Schwarzwalde

und den Vogeſen.

Geſammelt von

Dr. Aloys Schreiber.

Neue Sammlung,

oder

Zweites Bändchen.

Heidelberg, 1839:
Verlagshandlung von Joſeph Engelmann.

Seiner Hochgeboren

dem Herrn Grafen

M. von Bentheim-Teklenburg

in

in Frankfurt am Main.

Dieſe Zueignung ſoll in ihrer Erinnerung die Tage zurückrufen, wo wir uns im ſchönen Thale von Baden fanden, und ein geſelliger Kreis uns ſo oft Erheiterung, mitunter auch Belehrung gewährte. Der Inhalt dieſes Büchleins kann Ihnen nicht fremd ſeyn, denn er gehört einem Gebiete an, in welches Sie gerne aus dem Getümmel der Welt flüchten, einem Gebiete, in welchem die Quellen ewiger Jugend fließen, und wo das Leben fortwährend ſich neu geſtaltet.

Glücklich, wer, wie Sie, auf dem Heerde, wo ſeine Penaten ſtehen, auch noch für die Bilder der Pierinnen einen Platz findet, dem, zum freundlichen Looſe, das Schöne zu dem Guten beſchieden wurde, und der dieſe Gaben des Himmels dankbar zu pflegen und zu bewahren weiß.

Leben Sie wohl und gedenken Sie bisweilen der aureliſchen Quellen, wo Ihr Name noch für Manche eine ſchöne Erinnerung iſt.

Vorrede.

Ich gebe hier eine Nachleſe zu meiner früheren Sammlung von Sagen aus dem Rheinland, dem Schwarzwald und den Vogeſen. Einige davon ſind noch im Munde des Volkes, die meiſten aber fangen allmählig an zu verſchwinden mit unſern alten Liedern. Das deutſche Volk hat zu viel von der Zeit in ſich aufgenommen, als daß es nicht darüber ſeinen einfachen, reinen Naturſinn hätte einbüßen ſollen; es ſchämt ſich ſeiner alten Lieder und Sagen, wie ſeiner alten Kleidertracht und Sitten, ſingt Operngeſänge, die auf allen Jahrmärkten feilgeboten werden, und lieſt ſchlechte Romane, die nachgerade den Weg auch in die Hütte des Landmannes finden. Es wäre zu wün-

ſchen, daß von unſern Volksliedern und Volksſagen wohlfeile Ausgaben für das Volk veranſtaltet und unter demſelben verbreitet würden. Nur auf dieſem Wege würden jene Dichtungen den Weg wieder dahin zurückfinden, von wo ſie ausgegangen.

Baden, im März 1839.

A. Schreiber.

Sagen

aus den Rheingegenden

und den

umliegenden Gauen.

1.

Der Poppele*) von Hohenkrähen.

Auf Hohenkrähen hauste, bis in der letzten Zeit, ein Hauskobold, der weit umher bekannt war unter dem Namen der Poppele von Hohenkrähen. Nachdem die alte Burg zerstört war, verlor er sich viele Jahre hindurch, als aber das neue Schlößchen erbaut wurde, fand er sich plötzlich wieder ein. Er war gutartig und dienstwillig; meist hielt er sich im Stalle auf und half den Knechten bei den Pferden. Bisweilen wandelte ihn aber auch die Lust an, in der Nachbarschaft umherzuschleichen und allerlei Neckereien auszuüben. So sah er eines Tages im Walde bei der Burg ein hübsches munteres Landmädchen, welches einen Korb mit Milch und Eiern auf dem Kopfe trug und lustigen Muthes daher schritt. Im Augenblick verwandelte sich Poppele in einen alten Baumast und legte sich dem Mädchen in den Weg. Das gute Kind stolperte darüber hin, der Korb lag am

*) Poppele oder Pappele: Popanz, Ungethüm.

Boden und die Milchtöpfe und die Eier waren zerbrochen. Das Mädchen weinte helle Thränen und jammerte laut. Das ging dem Poppele an's Herz: im Nu war er unbemerkt hinter die Bäume verschwunden, kam jedoch einige Augenblicke nachher wieder zum Vorschein und ging auf das Mädchen zu: „Dir ist ein Unglück begegnet, schönes Kind, tröste Dich aber, siehe, hier ist ein kostbarer Ring mit einem Diamant, den hat die Edelfrau neulich auf der Jagd verloren. Trag ihn hinauf auf das Schloß, sag, Du habest ihn gefunden und sie wird Dir eine Belohnung geben, die wohl Deine Milch und Deine Eier aufwiegt."

Das Mädchen that, wie es Poppele verlangte. Die Edelfrau war hocherfreut, ihren Ring wieder zu bekommen, ihr gefiel aber auch das schöne Mädchen und seine Redlichkeit und sie schenkte ihr ein Goldstück.

Die Edelfrau hatte einen Edelknaben, der frech und keck war, und als er das schöne Bauernmädchen aus der Burg gehen sah, ihm augenblicklich nachschlich. Er holte sie im Walde ein und erlaubte sich allerhand Freiheiten gegen sie. Das Mädchen schrie um Hülfe; im Nu kam Poppele daher gesprungen, hing sich dem Knaben auf den Rücken und sagte zu dem Mädchen: „Eile jetzt fort, ich will den Burschen da eine Weile festhalten, daß er Dich nicht mehr einholen soll." Das Mädchen floh wie ein gejagtes Reh, der Edelknabe aber fluchte und

ſchimpfte. Er ſuchte ſeine Bürde abzuſchütteln, doch der Poppele hing an ihm ſo feſt, wie angewachſen. Jetzt bat der Edelknabe und verſprach, dem Mädchen nicht nachzuſetzen; allein der Kobold beſtand darauf, er müſſe ihn auf die Burg tragen, was ſich denn jener auch am Ende gefallen ließ.

In den erſten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts verſchwand Poppele plötzlich von Hohenkrähen. Einige Jahre hindurch hörte und ſah man nichts mehr von ihm. Eines Morgens fanden ihn die Knechte wieder im Stalle. „Poppele, wo warſt Du ſo lange?“ war ihre erſte Frage. „Ach“, ſagte er, „ich zog mit Napoleon in Spanien und Rußland herum; aber in dem letzten Lande gefiel es mir gar nicht, darum kehrte ich wieder nach Hohenkrähen zurück.“

2.

Sanct Landolin's Bad.

Aus Schottland kam der Miſſionair Landolin in den Martingau. Da ſtanden einige arme Hütten und in einer derſelben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Der gab dem Pilgrim ein Obdach, von da durchſtreifte er die Gegend und ſuchte ein abgelegenes Plätzchen zu ſeiner Niederlaſſung. Ein ſolches fand er im friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Undiz ſich vereinigen, und fing auch alsbald an, den Boden vom Unkraut zu reinigen und urbar zu machen. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin arbeitete, hatte ſich ein Häuptling des Landes, Giſek mit Namen, auf den Trümmern eines Römerkaſtells eine Burg erbaut, die heut zu Tage noch den Namen Giſenburg führt. Ein Jäger Giſek's traf den frommen Mann bei der Arbeit und ermordete ihn. Da entſprangen aus dem Boden, den das Blut des Märtyrers benetzt hatte, fünf Heilquellen,

die jetzt Sanct Landolin's Bad heißen und noch häufig besucht werden.

Edulf und die Seinigen wurden besorgt, als ihr Gast nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause kam. Sie gingen hinaus, ihn zu suchen, und fanden seinen Leichnam, den sie begruben. Auf der Stelle, wo die That geschehen war, bauten sich nachher Mönche ein Kloster und der Ort erhielt den Namen Mönchszelle.

3.

Tegelſtein.

Auf der Burg Tegelſtein am Bodenſee lebte einſt eine Wittwe, Anna von Tegelſtein, mit einem Sohne und drei Töchtern. Die Mutter war überaus ſtolz und hartherzig, und gönnte den Armen kaum die Luft und Brot. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächtersfrau in Trauer gekleidet, und ſprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, meine einzige Tochter iſt geſtorben, ſie zählte erſt achtzehn Jahre und war die Freude meines Lebens. Ich möcht' um ihre ſchwarzen Locken einen Kranz von weißen Roſen flechten, da ſie doch eine Braut des Himmels geworden. Erlaubt, daß ich welche in Eurem Garten breche, wo ſie gar ſchön blühen." „Du magſt einen Kranz von Neſſeln für Deinen Baſtard binden", zürnte die ſtolze Frau ſie an; „Roſen ziemen ſich nicht für ſo gemeines Volk, die ſind nur für unſers Gleichen."

„Nun ſo mögen denn Eure Roſen zu Todtenkrän-

zen für Eure Töchter werden", ſprach die Pächterin entrüſtet und verließ das Schloß. Aber ihren Wunſch hatte Gott gehört. Die drei Töchter der Edelfrau ſtarben binnen einem Jahr und jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Roſen aus dem Burggarten und ſo lange das Geſchlecht der Tegelſteine blühte, ſah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, die Frau Anna gegen Mitternacht im Garten ſitzen und einen Kranz von weißen Roſen flechten.

4.

Fürſten-Zell.

Im dreizehnten Jahrhundert zogen aus Deutſchland viele Edle und Reißige nach Preußen und Lievland, um dort mit den deutſchen Rittern gegen die Ungläubigen zu fechten. Einem ſolchen Zuge ſchloß ſich auch Kurd von Fürſtenzell an, deſſen Stammſchloß auf einem Hügel an der Alb, einige Stunden vom Rhein, lag. Er ließ eine junge Gattin und zwei Töchter im zarteſten Alter zurück. Der Ritter von Fürſtenzell wurde ſchon im erſten Treffen von den Preußen gefangen und zu ſchimpflichen Knechtsarbeiten verurtheilt. Ueber fünf Jahre brachte er in dieſem traurigen Zuſtande hin, bis endlich ein großer Sieg der Chriſten ihm Gelegenheit verſchaffte, zu ſeinen Glaubensbrüdern zu entfliehen. Aber jetzt erwachte zugleich das Weh der Heimath in ſeinem Herzen; er gedachte ſeiner Gattin und Kinder, und bange Be-

ſorgniſſe knüpften ſich an dieſe Erinnerung; darum beſchloß er, nach Hauſe zu kehren, legte ein Pilgergewand an und machte ſich augenblicklich auf den Weg. Nach vielen Mühſeligkeiten ſah er endlich das Land ſeiner Väter wieder und war kaum noch eine halbe Tagereiſe von ſeiner Burg entfernt, als er ſpät am Abend ein Nonnenkloſter erreichte, wo er um Herberge anſprach. Er wurde freundlich aufgenommen und gut bewirthet; hierauf rief die Schaffnerin des Kloſters ein junges Dienſtmädchen herbei und befahl ihr, den Pilger in die Herberge zu führen, die einige hundert Schritte vom Kloſter entfernt lag. Bertha, ſo hieß das Mädchen, war eine ſchmucke Dirne von ungefähr achtzehn Jahren und ſchien ſehr überraſcht, einen Pilgrim zu ſehen, der aus ſo fernen Landen kam und für das Kreuz geſtritten.

„Ihr kommt aus Preußen", fragte ſie auf dem Wege nach der Herberge mit einer Stimme, die mehr als gewöhnliche Neugierde verrieth.

„Ja, mein Kind."

Ein Ach! entſchlüpfte bei dieſer Antwort dem Buſen des ſchönen Mädchens.

„Du ſeufzeſt", ſagte der Pilgrim, „haſt Du vielleicht einen Bruder oder Vater der mit den deutſchen Schaaren in jenes Land gezogen?"

„Nein, nein", erwiederte die Jungfrau etwas verlegen. „Aber ein Rittersmann aus unſerer Gegend iſt vor mehr als fünf Jahren zu den Schwertbrüdern gegangen, und Niemand weiß, ob er noch lebt oder ſeinen Tod gefunden hat."

„Wie heißt der Mann", fragte haſtig der Pilgrim.

„Kurd von Fürſtenzell."

„Ich kenne den Ritter, er iſt auf dem Heimwege zu den Seinen", rief der Pilgrim. „Aber weißt Du vielleicht Beſcheid von ihnen", ſetzte er mit ungewiſſer Stimme hinzu.

„Wohl weiß ich Beſcheid: ach der arme Ritter."

„Um Gotteswillen, laß mich Alles hören, auch das Schlimmſte."

Sie hatten unterdeſſen die Herberge erreicht, vor welcher eine Bank ſtand. Das Mädchen drückte den Pilgrim ſanft auf die Bank nieder, ſetzte ſich neben ihn und ergriff ſeine Hand. „Ritter Kurd von Fürſtenzell findet ſeine Burg in den Händen eines Räubers, Diethers von Malſch, und ſeine Gattin im Grabe."

„Meine Burg, meine Gattin, meine Elsbeth, meine armen Kinder, wo ſind die wohl?"

„Gott", rief das Mädchen, und ſtürzte in die

Arme ihres Vaters: „ich bin Eure Irmentraut, meine Schwester ist hier im Kloster.“

Bertha erzählte nun, wie drei Jahre nach seinem Weggange sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode verbreitet, und Diether hierauf seine Ansprüche auf Fürstenzell, als ein Mannslehen, gegründet; sie erzählte noch ferner, wie er sich mit Gewalt des Schlosses bemächtigt und ihre Mutter in dunkler Nacht mit ihren Kindern gefloben; wie sie eine Zuflucht in dem Kloster gefunden, wo Frau Elsbeth bald darauf gestorben. „Die gute, fromme Aebtissin“, setzte sie hinzu, „gab mir und der Schwester, unserer Sicherheit wegen, andere Namen, denn sie befürchtete Alles von der Hinterlist des Ritters von Malsch. Meine Herkunft um so sicherer zu bergen, mußte ich sogar Magd des Klosters werden.“

„Meine Tochter eine Magd, eine Leibeigene!“ rief der Pilger in wildem Ingrimme.

„Zürnt nicht, Vater“, sagte die Jungfrau; „man läßt mich nur ganz leichte Dienste verrichten, und die Aebtissin hatte nur unsere Rettung im Auge.“

Nach langem Nachsinnen gebot der Pilger seiner Tochter, das tiefste Stillschweigen über das Begebniß zu beobachten. Er wolle die Nacht über mit sich selbst

zu Rathe geben, was in dieſer bedenklichen Lage zu thun ſeyn möge.

Auf der Burg Fürſtenzell war einige Tage ſpäter ein großes Bankett, welches der Ritter den Edlen aus der Nachbarſchaft gab. Bei der Tafel herrſchte die ungebundenſte Luſt, als ein Diener bleich, athemlos mit der Nachricht hereinſtürzte: der Geiſt des alten Kurd von Fürſtenzell ſey in der Burgkapelle erſchienen. Ein Grauen ergriff die Gäſte und einige derſelben dachten an einen ſchnellen Rückzug. Diethers Blicke waren ſtarr nach der Saalthüre gerichtet. Dieſe öffnete ſich jetzt plötzlich und herein trat der Pilgrim. Sein bleiches Geſicht, ſeine von Leiden gefurchte Stirn und Wangen, die dünnen weißen Locken und der verwirrte lange Bart gaben ihm das Anſehen, als komme er aus dem Grabe. Die Ritter waren wie in Stein verwandelt. Langſam ſchritt der Pilgrim an der Tafel hinauf bis zu dem Stuhle, wo Diether ſaß, legte dieſem die Hand auf die Schulter und ſagte; „Du biſt der Räuber meines Eigenthums, der Mörder meiner Elsbeth!“ Diether's Blut gefror zu Eis, er machte eine Bewegung, fiel aber vom Stuhl zur Erde und war eine ſtarre Leiche.

„Gott, ich danke Dir, daß Du gerichtet“, rief jetzt der Pilgrim und faltete die Hände: dann wandte er ſich an die anweſenden Ritter: „Kennt Ihr

mich nicht mehr und seyd doch zum Theil meine alten Waffengefährten? Wunderbar hat mich der Herr gerettet aus vielen Irrsalen." Er erzählte nun, wie es ihm ergangen und Alle freuten sich aufrichtig seiner glücklichen Heimkehr und erkannten in dem plötzlichen Tode des Ritters von Malsch Gottes Fügung.

3.

Die Teufelskanzel.

Nicht weit von der Teufelskanzel lebte einſt ein Einſiedler, der wollte gern ein Kirchlein bauen, aber es fehlte ihm an Geld und Arbeitern. Da trat der Teufel zu ihm und ſagte: „Ich will Dir ein Kirchlein bauen, und zwar in drei Tagen, wenn Du mir erlaubſt, für mich eine Kapelle daneben zu errichten.“ Der Einſiedler meinte, das könne er wohl eingehen, denn die Leute würden doch lieber das Wort Gottes hören, als das Wort des Teufels. Dieſer hielt Wort: in drei Tagen ſtand das Kirchlein da, aus ſtattlichen Porphyrfelſen aufgebaut, und drei Tage ſpäter ſah man nicht weit davon eine zierliche Kapelle, da, wo jetzt die Teufelskanzel iſt. In den erſten Wochen erhielt das Kirchlein des Einſiedlers großen Zulauf; aber der Teufel wußte doch auch bald einige Kunden anzulocken, und als dieſe nicht ſatt werden konnten des Lobes von dem guten Weine, den der Teufel auf-

tiſche und von anderer Kurzweil, die man dort finde, da beſuchte Niemand mehr das Kirchlein und die Predigten des Einſiedlers; er verließ darum den Ort und baute ſich da, wo die Engelskanzel geſtanden, ein anderes Kirchlein, und es gelang ihm, Viele, die der Teufel verführt hatte, wieder für das Gute zu gewinnen.

6.

Das Bergweiblein.

Im untern Schwarzwald liegen die Ruinen der Burg Vosenstein. Das Geschlecht ist längst erloschen. Vor vielen Jahren lebte hier ein Ritter, der eine einzige Tochter hatte. Ida, so hieß das Mädchen, war erst zehn Jahre alt, aber ausnehmend schön und eben so gut. Wer sie mit den geringelten gelben Locken um das wie Mairosen blühende Gesicht und mit dem süßen Lächeln um die Lippen sah, der hätte sie wohl für einen Engel von Guido oder Raphael halten mögen. Ida erging sich oft im Walde, der an die väterliche Burg angrenzte, pflückte Blumen und Kräuter und lauschte dem Gezwitscher der Vögel. Da gesellte sich manchmal ein kleines grau gekleidetes Weiblein zu ihr und wußte durch freundliche Worte und wunderbare Erzählungen ihre Gunst zu gewinnen. Eines Tages brachte das Weiblein dem Mädchen einige Goldstufen und ein Stück gediegenen Goldes.

„Damit kannſt Du ſpielen", ſagte ſie: „ſo koſtbares Spielzeug hat wohl kaum eine Königstochter." Ida freute ſich über das Geſchenk, und als ſie damit nach Hauſe kam, zeigte ſie es ihrem Vater. Aber in dem Herzen des Ritters regte ſich augenblicklich die böſe Begierde. Er erkannte den Werth dieſer Geſchenke, und gar zu nahe lag der Gedanke, das Waldweiblein müſſe im Beſitze großer koſtbarer Vorräthe an ſolchen Dingen ſeyn. Nachgerade trieb ihn ſeine Habſucht zu einem unglücklichen Entſchluſſe.

Am folgenden Tage ſpielte Ida wieder, wie gewöhnlich, im Walde, und auch die geheimnißvolle Geſellſchafterin fand ſich wieder ein. Da ſtürzten plötzlich mehrere Knechte des Burgherrn hervor, die hinter den Bäumen und Felsſtücken gelauert hatten, ergriffen das Weiblein, ſchleppten es auf die Burg und vor den Ritter. Dieſer fuhr ſie mit rauhen Worten an und ſagte, indem er auf das Gold deutete:

„Woher haſt Du das?"

„Ei, aus meiner Heimath", antwortete das Bergweiblein.

„Bei Euch giebt es wohl einen Ueberfluß an ſolchen Schätzen. Ich gebiete Dir, mir zehn Körbe voll davon zu bringen."

„Ich bin nicht Deine Eigene", verſetzte das Weiblein und werde Dir nicht gehorchen.

„Ich werde Dich in den Thurm werfen lassen, bis Du anderes Sinnes wirst", zürnte der Ritter.

„Wohl zum Dank, daß ich Deinem Kinde dieses Spielzeug gebracht", kicherte das Weiblein, und ihr Kichern klang so unheimlich, daß dem Burgherrn ein Grauen anwandelte; allein der Glanz des Goldes überwältigte schnell jede andere Regung, und er befahl, das Weiblein ins Gefängniß zu führen, wenn sie nicht versprächе, seinem Befehl zu gehorchen.

In diesem Augenblick kam Ida fast athemlos hergelaufen und bat den Vater mit Thränen, doch ja der guten Frau zu schonen, die so freundlich gegen sie gewesen und so gut. Der Ritter blieb ungerührt. Das Weiblein aber sagte: „Dieses Mägdlein ist Dein guter Engel! jetzt laß mich wegführen."

Ida bestand darauf, mit dem Weiblein eingesperrt zu werden, aber der Vater riß sie unsanft hinweg und schleuderte sie in eine Ecke, das Weiblein aber wurde abgeführt in den Thurm.

Es folgte diesem Tage eine furchtbare Nacht. Ein schrecklicher Sturm erhob sich, und es schien, die ganze Burg würde in Trümmer zusammenstürzen. Zwischen dem Gebrul des Windes vernahm man seltsame Stimmen und gellende Hammerschläge. Als die Sonne heraufstieg, meldete ein Knecht dem Ritter, in dem Thurm

ein großes Loch gebrochen und die Gefangene entflohen.

Jetzt ergriff Bangigkeit die Seele des Burgherrn, die in Entsetzen überging, als eine Magd die Nachricht brachte, Ida's Bett sei leer und keine Spur von dem Fräulein zu finden.

Das ganze Burggesinde und alle Reisigen wurden ausgeschickt, die Gegend zu durchstreifen, aber alle kehrten heim mit der trostlosen Nachricht, daß ihre Mühe des Nachsuchens verloren gewesen. Der Ritter gerieth in Verzweiflung; er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, raufte sich die Haare aus, und that Gelübde auf Gelübde, eine Kirche zu bauen, einen Theil seiner Güter an Klöster zu vergeben, ja selbst als Pilgrim nach Einsiedeln zu wallen, wenn ihm seine Ida wieder gefunden würde. Endlich langte noch ein Knecht an, welcher das Fräulein gesehen. Aber seine Kunde war nicht gemacht, die Angst zu zerstreuen. Eine Viertelstunde von Bojenstein erhob sich ein hoher, steiler Fels, den noch Niemand zu erklimmen vermocht. Auf der Kuppe dieses Felsens hatte er die kleine Ida neben dem Waldweiblein sitzen gesehen. Der Ritter eilte dahin mit seinen Leuten. Als das Weiblein die Ankommenden erblickte, nahm sie Ida bei der Hand und sprang mit ihr auf der andern Seite des Berges hinab, so hastig, daß man glaubte, sie müßten Beide Hals und Bein ze-

brochen haben. Indeß kam der Ritter diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Als er auf die andere Seite des Felsens kam, saß Ida ruhig am Boden und neben ihr standen zwei mit Moos bedeckte Körbe. Der Ritter wähnte, sie seyen mit Gold gefüllt, aber es war nichts darin als Steinkohlen, und darauf lag ein Zettel mit den Worten: „Dem goldgierigen Ritter von Vosenstein.“

7.

Der Bannacker.

In der Nähe der Ulmenburg liegt ein Acker, der den Namen des Bannackers führt. Von dem Urſprung dieſes Namens wird folgende Sage erzählt:

Frau Judith, die Wittwe des Kaſtellans auf Ulmenburg, lebte ſeit dem Tode ihres Mannes in einem Häuschen unweit der Burg, groſſentheils vom Ertrage eines kleinen Feldes, welches ihr gehörte. Sie hatte eine einzige Tochter, Imma, die zum ſchönen Mädchen heranwuchs. Als ſie ſechzehn Jahre alt war, pflanzte Frau Jutte einen Acker mit Flachs, den ſollte ihre Tochter ſelbſt ſpinnen und die aus dem Geſpinnſt gewebte Leinwand ſollte zu des Mädchens Ausſteuer aufbewahrt werden.

Es wohnten aber in der Nachbarſchaft einige loſe Geſellen, die es für bequemer hielten, zu ſtehlen, als zu arbeiten, und die es beſonders auf Plünderung der Felder abgeſehen hatten. Der Flachs, den Frau Jutta geſät, ge-

dich vortrefflich und war der schönste in der Gemarkung. Des freute sich die Wittwe über die Maßen, aber Imma sagte traurig: „Gewiß werden ihn mir die Diebe stehlen.“

„Da wollen wir ihnen vor thun“, brummte die Wittwe. „Ich weiß ein Sprüchlein, das lernst Du auswendig und gehst hinaus auf den Flachsacker und sagst es her, und wenn die Diebe den Acker betreten, so sind sie festgebannt und können nicht mehr entweichen.“

Imma lernte den Segen, und als am nächsten Sonntag die Festglocke den Tag verkündigte, ging sie hinaus und sprach wie folgt:

„Dieb oder Diebin, ich binde euch mit dem Bann, mit dem Christus die Hölle gebunden, mit seinen heiligen Wunden. Es stehen drei Ägen auf unsers Herrgotts Grab; die erste ist gütig, die zweite ist sanftmüthig, die dritte ist sein göttlicher Will, wer darunter ist, muß halten still, so lang Gott und ich es will.“

„Wohl drei und dreißig Engel bei einander saßen und mit Maria die Ehren pflogen, da sprach der heilige liebe Daniel; schaut, liebe Frau, ich sehe Diebe herangehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsre liebe Frau zu St. Peter: Bind, St. Peter, bind. Da sprach St. Peter: Ich habe festgebunden mit einem Band, mit Christi selbst eigener Hand. Also sind meine Diebe

gebunden mit Christi selbst eignen Händen, wenn sie einen wollen stehlen, im Hause, im Kasten, auf Wiesen oder Acker, im Holz oder Felde."

Nachdem Imma diesen Segen gesprochen, kehrte sie nach Hause zurück, nicht ohne bängliche Erwartung des Erfolgs, der auch nicht getäuscht wurde. Denn als sie am Morgen des nächstfolgenden Tages vor Sonnenaufgang, gemäß der Vorschrift, auf den Flachsacker ging, fand sie daselbst zwei junge Burschen festgebannt, so zwar, daß sie unfähig waren, sich von der Stelle zu bewegen. Sie jammerten und flehten die Jungfrau, sie doch vom Bann zu lösen, aber obgleich des Mägdleins Herz nicht arm an Erbarmen war, so konnte sie doch das Verlangen der Gefangenen nicht gewähren, denn sie hatte unglücklicherweise die Lösungsformel vergessen, und man mußte zuletzt einen Geistlichen herbeiholen, um sie von dem Zwange frei zu machen. Dadurch wurde der Vorfall kund und der Acker erhielt vom Volke den Namen des **Bannackers**.

8.

Die Wolfshöhle.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht sich links ein Fußpfad in die Tiefe hinab, der zu einer Felsenmasse führt, die insgemein die Wolfsschlucht genannt wird. Einst verirrte sich in einer Mondscheinnacht ein armer Fiedler dahin, der von einer Bauernhochzeit heimkehrte und des Weines etwas zu viel genossen hatte. Die Gegend erschien ihm so ganz fremd, daß er nicht wußte, in welcher Richtung seine Heimath lag. Müde lehnt er sich an die Felsenwand und seine Augen werden immer kleiner, da hört er, daß etwas durch das Gebüsch raschelt, und seine Furcht geht in Entsetzen über, als er jetzt einen großen Wolf erblickt, der die funkelnden Augen auf ihn richtet. In der Angst seines Herzens fängt er auf seiner Geige alle Tänze zu spielen an, die er gelernt und verlernt. Der Wolf scheint anfangs nur überrascht, als aber der Fiedler immer wilder und wilder auf den Saiten herum

tobt, da ging sichtbar sein Erstaunen in Furcht über, und er entfernte sich rasch, als ob die Büchse eines Jägers ihm dräute.

Der Wolf war längst ins Weite, als der arme Geiger noch immer mit allen Mistönen seines Instrumentes die Wildniß erfüllte, bis endlich der Morgen anbrach und der Fiedler sich von aller Gefahr befreit sah.

9.

Die Pfalz im Rheine.

Auf dem Hügel, an welchen ſich das weinreiche Bacharach lehnt, ſtehen noch die Trümmer der einſt weiten und feſten Burg Stalek. Sie war im zwölften Jahrhundert ein Eigenthum des Pfalzgrafen Konrad aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, der eine einzige Tochter hatte, Agnes mit Namen. Der Ruf von ihrer Schönheit ging durch ganz Deutſchland, und viele Ritter und Herren zogen nach Bacharach, um ſich ihres Anblicks zu erfreuen, wenn ſie auch nicht hoffen durften, ihre Hand davon zu tragen. Die Kunde davon kam auch zu den Ohren des tapfern Heinrich Welf von Braunſchweig, und er brannte vor Verlangen, die Jungfrau zu ſehen, deren Preis in allen Ländern erſchallte. Die Welfen waren aber ſeit lange feindlich geſinnt gegen die Hohenſtaufen, und Kaiſer Friedrich der Rothbart, ein Halbbruder Konrad's, hatte jenen den Untergang geſchworen. Heinrich durfte ſonach nicht wagen, nach Stalek zu gehen, wenn er ſich nicht großer Gefahr aus-

ſetzen wollte, und auf keinen Fall konnte er der Hoffnung Raum geben, die ſchöne Agnes als Gattin heimzuführen. Doch einſt, bei einem luſtigen Gelage, dem einige Ritter beiwohnten, die im Lobe der ſchönen Pfalzgräfin kein Ende finden konnten, vermaß ſich Heinrich, er werde nach Bacharach gehen, um das Wunderbild mit eigenen Augen zu ſchauen. Des andern Tages machte er ſich auch wirklich dahin auf den Weg, gefolgt von einem alten treuen Lehnsmann, Hans von Gleichen und einem Diener. Als ſie noch eine Tagereiſe vom Rhein entfernt waren, tauſchten ſie ihre Kleider um, und gaben ſich für Pilger aus, die nach Köln ziehen wollten. Auf Stalek, wo ſie um eine Nachtherberge baten, wurden ſie freundlich aufgenommen. Der Pfalzgraf war eben abweſend, aber die Pfalzgräfin und ihre ſchöne Tochter kamen ins Gemach, wo die Fremdlinge beim Abendbrot ſaßen, hießen ſie willkommen und die Gräfin füllte einen Becher mit köſtlichem Wein, den Agnes ihnen darreichte.

Heinrichs Herz wurde vom Anblick der Jungfrau wie von einem Zauber ergriffen, denn eine unbeſchreibliche Huld war über ihr ganzes Weſen verbreitet. Er hatte Mühe, ſich zu faſſen und auf die Fragen der Frauen mit Beſonnenheit zu antworten.

„Ihr kommt von Braunſchweig“, fragte die Pfalzgräfin unter Andern, „erzählt mir doch etwas von Hein-

rich, Euerm jungen Herrn! Er ist nicht der Freund unſers Hauſes, allein er ſoll edeln Sinn haben und nicht rauh und hart ſeyn gegen ſeine Leute, und das muß man auch am Feinde ſchätzen.

Heinrich gerieth in ſichtbare Verlegenheit, aber der von Gleichen nahm augenblicklich das Wort und redete viel zum Lobe des Braunſchweigers. „Nur Eins", ſetzte er hinzu, „nur Eins muß ich an ihm tadeln: er iſt ein Wagehals, und ſein Muth iſt ſtets größer, nicht nur als die Gefahr, ſondern auch als die Klugheit."

„Das haben die Welfen mit den Staufen gemein", bemerkte die Gräfin. „Der Fuchs iſt wohl auch kluger, als der Löwe, darum wollen wir aber doch nicht jenen über dieſen ſtellen."

Heinrichs Augen leuchteten bei dieſen Worten der Pfalzgräfin, und er hatte ihr mögen die Hand drücken. Sie bemerkte wohl, daß etwas in ſeinem Innern vorging, wußte es aber nicht zu deuten; doch verweilte ihr Auge forſchend auf ſeiner Geſtalt.

„Es iſt ſeltſam", fing ſie nach einer Weile an, „es iſt ſeltſam, wie die Sachen in der Welt gehen, und man muß wohl bei den meiſten Ereigniſſen im menſchlichen Leben die Wahrheit des Sprüchwortes anerkennen: der Menſch denkt und Gott lenkt. Als ich mein ſechszehntes Jahr erreicht hatte, ſollte ich dem Vater Eures Herrn verlobt werden."

Heinrichs Verlegenheit wuchs bei dieser Rede; er fürchtete, sich zu verrathen, schützte eine Uebelkeit vor und eilte in's Freie hinaus. Die Pfalzgräfin und ihre Tochter glaubten an das Vorgeben des Fremden und zeigten sich recht besorgt um ihn. Der von Gleichen äußerte jedoch, es habe nichts auf sich. „Junges Blut kommt leicht in Gährung" sagte er; „ein oder zwei Feldzüge werden es schon zur Ruhe bringen. Das wilde Brausen und Stürmen war ehemals auch in mir, aber das Leben hat mich abgekühlt, und so wird's dem jungen Gesellen auch gehen."

Die Pfalzgräfin forschte auf eine gute Weise nach der Herkunft ihrer Gäste.

„Ich will Euch nicht bergen", antwortete der Pilger, „daß wir Lehensmänner des Braunschweigers sind. Ein Gelübde führt uns an den Rhein; im Lande ist jetzt Friede, aber das Herz braucht auch seinen Gottesfrieden."

Heinrich trat wieder herein und die Frauen entfernten sich. Als die Pilgrime in der Frühe des andern Tages Staleck verließen, fanden sie am Ufer ein Schiff in Bereitschaft, welches die Pfalzgräfin bestellt hatte, um sie nach Köln zu bringen. Auch ließ sie ihnen sagen, sie möchten bei der Rückkehr wieder Herberg auf dem Schlosse nehmen.

Auf die holde Agnes hatte die herrliche Gestalt des

Braunſchweigers einigen Eindruck gemacht, doch wäre dieſer ohne Zweifel bald vorübergegangen, wenn nicht die Mutter das Geſpräch auf ihn geleitet und die Vermuthung geäußert hätte: er möge wohl von edlem Stamme ſeyn, und ſein Geſicht ſehe ganz in das Geſchlecht der Welfen.

Agnes erſchrack bei dieſem Namen, denn die Welfen waren ja die geſchworenen Feinde ihres Hauſes. Die Mutter bemerkte es, und ſagte:

„Wollte Gott, dieſer Pilgrim wäre Heinrich von Braunſchweig und ein guter Engel hätte ihn nach Staleck geführt, um den alten Haß durch einen neuen Liebesbund zu tilgen.

„Der Vater würde dies nie zugeben", liſpelte Agnes in anmuthiger Verwirrung.

Die Pfalzgräfin ſtreichelte ihr lächelnd die Wange. „Dein Vater iſt ſtarrſinnig", ſagte ſie, „allein mich ſchreckt das nicht."

Im Gemüthe der Jungfrau ging ſeit dieſer Unterredung eine ſichtbare Veränderung vor. Sie verſank in ſtille Schwermuth und ſtand ſtundenlang auf dem Söller und ſchaute träumeriſch den Rhein hinab. Sechs Tage gingen ſo vorüber, da kamen die Pilgrime wieder von ihrer Verfahrt zurück nach Staleck, und wurden der Pfalzgräfin gemeldet. Sie ließ Heinrich allein vor ſich bringen, und fragte mancherlei über Köln und wie

es ihm unterwegs ergangen. Nachdem das Gespräch eine Weile gedauert, sah sie ihn gar freundlich an und sagte: „Ihr könntet mir etwas Angenehmes erweisen.“

„Wenn ich das könnte, würde ich mich glücklich preisen“, antwortete der Braunschweiger.

„Es steht nur bei Euch, und ist etwas, was jeder Ehrenmann thun mag.“

„Ihr habt mein Wort, Frau Pfalzgräfin“, rief Heinrich, „gebietet Eurem Diener.“

„Sagt mir Euren Namen!“

„Ich bin Heinrich von Braunschweig“, erwiederte dieser mit edlem Stolze. „Der Ruf von der Schönheit Eurer Tochter hat mich hierher gezogen. Vielleicht seht ihr jetzt in mir nur den Welfen, den Feind der Hohenstaufen; aber ich schwöre bei dem Gott, der uns sieht und hört, der erste Blick in die Augen der holdseligen Agnes hat mein Herz mit so viel Liebe erfüllt, daß für den Haß kein Raum mehr darin ist.“

„Unter diesem Dache wird die Gastfreundschaft nicht verletzt, und am wenigsten an Euch“, entgegnete die Gräfin und reichte ihm die Hand.

„Möchte der Pfalzgraf auch so gestimmt seyn“, seufzte Heinrich, „dann würde ich ihn bitten, mich zum Eidam anzunehmen.“

Die Gräfin besann sich eine Weile und ergriff alsdann seine Hand. „Ich sollte Eurem Vater zu Theil

werden", sagte sie, „aber ich sehe wohl, der Himmel hat unsere Kinder für einander bestimmt. Kommt mit mir!"

Sie führte ihn hierauf in das Gemach ihrer Tochter, die beim Anblick des schönen Pilgrims zusammenschrack und sich kaum zu fassen wußte.

„Agnes", sagte die Mutter, „rathe einmal, wer hier vor Dir steht? — Es ist Herr Heinrich von Braunschweig, der um Deine Hand wirbt."

„Liebe Mutter", lispelte Agnes, „ich will das mit Euch bedenken." Sie warf bei diesen Worten einen schüchternen Blick auf den Jüngling und barg ihr glühendes Antlitz am Busen der Mutter.

Heinrich entfernte sich jetzt, denn er fühlte wohl, daß seine Gegenwart in diesem Augenblicke für die Jungfrau drückend sey. Er ging in den Burggarten und mochte wohl da einige Stunden auf und abgewandelt seyn, als ihm die Pfalzgräfin das ersehnte Jawort brachte. Beide überlegten nun, was ferner zu thun seyn möchte, den Pfalzgrafen zu gewinnen, und sie kamen überein. Heinrich sollte nach zwei Tagen Staleck verlassen und heim nach Braunschweig ziehen und dort Botschaft erwarten, wie Konrad die Sache aufgenommen. Auf Staleck sollte indessen Alles noch ein tiefes Geheimniß bleiben

Die beiden Tage der ersten Liebe gingen für Agnes

und Heinrich gar schnell vorüber. Die Mutter hatte ihre Hände in einander gelegt und sie gesegnet, und Heinrich hatte den Schwur gethan, Agnesen treu zu bleiben und sie als seine Gattin zu betrachten, auch wenn das Schicksal sie auf immer von ihm trennen würde. Der Abschied war schmerzlich, doch besaß die Jungfrau Muth und Entschlossenheit. „Alles um Liebe, dieß sey unser Denkspruch!“ Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum letzten Lebewohl „und Alles um Liebe!“ erwiederte Heinrich, drückte die Verlobte noch einmal an sein Herz und eilte dann an den Rhein hinab, wo die Gefährten sein warteten.

Der Vorhang war indeß auf Stalek nicht ganz geheim geblieben, und als Pfalzgraf Konrad einige Tage nachher zurückkam, erfuhr er bald, was die Gemahlin und Tochter ihm noch hatten verbergen wollen. Er stellte sich jedoch, als wäre ihm nicht das Mindeste zu Ohren gekommen. Vielmehr schien er weit aufgeräumter als sonst, so zwar, daß es die Pfalzgräfin als ein gutes Zeichen ansah, und bei der ersten besten Gelegenheit die Rede auf den Braunschweiger brachte. Konrad wußte sie schlau bei dem Gegenstande festzuhalten und sie ergoß sich zuletzt ganz unverholen in das Lob des jungen Welfen.

Der Pfalzgraf versetzte lachend: „am Ende hättest Du wohl Lust, ihm unsere Agnes zum Weibe zu geben?“

Dies sagend, entfernte er sich, ohne die Antwort abzuwarten. Die Pfalzgräfin war recht froh, daß er die Sache nicht schlimm aufgenommen, und eilte alsbald zu ihrer Tochter und gab ihr Nachricht von der Unterredung.

„Vielleicht wenn er selbst käme", sagte Agnes, halb hoffend, halb ängstlich.

Die Mutter fand den Gedanken vortrefflich, und es wurde beschlossen, dem Braunschweiger Botschaft zu schicken, und ihn einzuladen, sobald als möglich auf Stalek einzutreffen.

Etwas abwärts von Stalek, nah am rechten Rheinufer, ragte ein breiter Fels aus dem Strome, mit einer Fischerhütte. Die Pfalzgräfin hatte diese Stelle lieb, und wenn sie Morgens aus ihrem Fenster in die herrliche Landschaft hinausschaute, verweilte ihr Auge besonders gern auf der Felsenhütte. Den Tag nach ihrer Unterredung mit ihrem Ehegemahl bemerkte sie, daß die Hütte verschwunden war, und viele Menschen sich beschäftigten, an der Stelle desselben ein anderes Gebäude aufzuführen.

Sie wußte die seltsame Erscheinung nicht zu erklären und fragte den Pfalzgrafen, was das zu bedeuten habe? Er antwortete mit einem halben Lächeln: „Die Kaufleute fahren mir den Zoll ab, drum will ich ihnen eine Falle bauen."

Sie hielt das Vorgeben für Ernſt, und ihr Herz gab ſich ganz der Hoffnung hin, das Glück ihrer Agnes bald in ſchöner Blüte zu ſehen. Heinrich konnte bald von Braunſchweig eintreffen, und das Uebrige, meinte ſie, würde ſich von ſelbſt geben. Allein noch bevor der Braunſchweiger anlangte, deſſen Reiſe durch einige widrige Vorfälle verzögert wurde, war der Thurm auf dem Fels im Rheine fertig, und als die Pfalzgräfin eines Morgens nach ihrer Agnes fragte, die ſie umſonſt auf ihrem Gemach geſucht hatte, erzählte ihr ein treuer Knecht ganz heimlich, und mehr mit Geberden als Worten: der Herr Pfalzgraf habe ſie Nachts in den neuerbauten Thurm geführt und ſie dort, nebſt einem Diener und ein Paar Mägden, eingeſperrt.

Dieſe unerwartete Nachricht ſchnitt der Pfalzgräfin tief ins Herz. Allein ſie verlor die Beſonnenheit nicht und die Begierde, ſich an ihrem Gemahl zu rächen, war größer, als der Kummer über das Schickſal ihrer Tochter. Unter den Leuten des Pfalzgrafen befand ſich ein kühner, verſchlagener Knappe, Rütiger mit Namen; dieſem vertraute ſie ſich und fertigte ihn mit einem Brieflein an den Braunſchweiger ab, den er, ihrer Rechnung nach, unterwegs treffen mußte; zugleich fand ſie einen ſichern Weg aus, der armen Agnes einige Nachrichten zukommen zu laſſen. Der Burgvogt hatte eine abgerichtete Brieftaube, die in wenigen Tagen die

Reiſe nach dem Thurm machen lernte. Gegen ihren Gemahl zeigte die Pfalzgrafin einen ſtillen, verſchloſſenen Gram; ſie legte Trauerkleider an und verſchloß ſich ſtundenlang in ihr Gemach.

Es nahte der Geburtstag der ſchönen Agnes; ſeit ſiebzehn Jahren zum erſten Mal ein Tag der Trauer auf Stalek. Am Vorabend, als die Pfalzgräfin eben im Erker der Burg ſaß, und den Strom hinabſchaute, trat ihr Gemahl zu ihr herein und faßte freundlich ihre Hand mit den Worten: „Du ſollſt morgen zum zweiten Mal Deine Agnes erhalten. Ihr habt Beide gebüßt für Eure Thorheit, und ich denke, das hat Euch zu Verſtand gebracht. Die Welfen ſind unſere Feinde.“

„Aber was hat Heinrich Dir gethan?“ fiel die Pfalzgräfin ein.

„Iſt er nicht ein Welfe?“

„Kann er mehr dafür, als Du, daß Du ein Hohenſtaufe biſt?“

Der Pfalzgraf rieb ſich die Stirn und ſah finſter zur Erde. Die Pfalzgräfin warf ſich an ſeinen Hals.

„Verſprich mir“, rief ſie, „verſprich mir, Deiner Tochter zu verzeihen und auch dem Braunſchweiger.“

„Verzeihen, und am Ende das alte Lied von neuem hören“, brummte Konrad, und verſuchte ſich von ſeiner Gemahlin loszumachen; allein ſie hielt die Hände feſt

um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Nur verzeihen sollst Du ja, nichts als verzeihen."

„Nun meinetwegen", rief der Pfalzgraf; „aber auch nichts weiter als verzeihen!"

„Ich habe also Dein Wort?"

Konrad sah seine Gattin mit Blicken des Unwillens an. „Gilt Dir mein Ja nicht mehr?" fragte er ärgerlich.

„O es gilt mir mehr, als ein Eidschwur", sagte die Pfalzgräfin, „und damit Du siehst, wie fest ich auf dieses Ja! der Verzeihung baue, so will ich Dir eröffnen, daß unsere Agnes die Gemahlin Heinrichs von Braunschweig ist."

Der Pfalzgraf stand sprachlos vor Ingrimm; ohne ein Wort hervorzubringen, verließ er das Gemach und stürmte hinab in den Garten. Die Pfalzgräfin kannte seinen Sinn und seine Weise, und es war ihr ein gutes Zeichen, daß er seinen Zorn nicht in Drohungen ausgeschüttet. Nach ohngefähr einer halben Stunde trat er wieder zu ihr herein, zwar etwas finster und rasch, doch ohne Heftigkeit.

„Wie kam Heinrich in den Thurm"? fragte er.

„Er schwamm hinüber."

„Durch wen erhielt er Botschaft?"

„Durch mich."

„Wer machte den Briefträger zwiſchen Dir und Agnes?"

„Die Taube des Burgvogts."

Der Pfalzgraf ſchritt jetzt das Zimmer einige Male auf und ab und ſchien nachzudenken. Die Pfalzgräfin folgte ihm mit unverwandten Blicken, denn ſie verſtand es, in ſeinen Gebehrden zu leſen. Er ſtellte ſich an das Fenſter mit untergeſchlagenen Armen und ſchaute lange den Strom hinab. „Der Thurm ſoll mir doch nicht umſonſt erbaut ſeyn", ſagte er endlich für ſich hin.

„Was meint mein Herr und Gemahl?" fragte die Pfalzgräfin mit ſchmeichelnder Stimme.

„Ich meine", verſetzte der Pfalzgraf, „ich meine, daß Agnes in dieſem Thurme bleiben ſoll, bis ihre Niederkunft erfolgt iſt. Ob ihr Gemahl ihr Geſellſchaft leiſten will, das ſtell' ich in ſein Belieben."

Die Pfalzgräfin verſuchte umſonſt alle weiblichen Zauberkünſte, um ihn auf andere Geſinnung zu bringen, er beharrte feſt bei ſeinem Entſchluſſe, und wollte weder ſeine Tochter noch ihren Gemahl ſehen, bis ſie ihm einen Enkel bringen würden, der in dem Thurm geboren worden.

Dies geſchah denn auch, und die Jungfrau kehrte als Gattin und Mutter nach Stalleck zurück.

Von dieſer Sage hat ſich eine andere gebildet, nach welcher in der Pfalz bei Caub die rheiniſchen Pfalzgräfinnen jedesmal ihre Niederkunft hätten halten müſſen.

10. St. Goar.

In dem ſchauerlichen Felſenthale, welches noch jetzt ſeinen Namen trägt, baute ſich im Jahr 575 der heilige Goar ſeine Zelle. Dieſe Gegend wurde von armen Fiſchern bewohnt und war ſehr gefährlich für die Schiffenden. Der fromme Mann nahm hier ſeinen Wohnſitz, um denen die Schiffbruch gelitten, beizuſtehen, und die Fiſcher in der Lehre des Evangeliums zu unterrichten. Auch fand jeder müde Wanderer in ſeiner Zelle ein Obdach und ein Pilgermahl. Kein Wunder, daß der Name des wohlthätigen Eremiten weit und breit bekannt wurde. Auch König Siegbert hörte von ihm und rief ihn an ſeinen Hof und wollte ihn zum Erzbiſchof von Trier machen, aber der demüthige Goar ſchlug es aus und kehrte zu ſeinen armen Fiſchern zurück.

Als er alt und ſiech auf dem Sterbebette lag,

schickte ihm König Siegbert zwei Priester, und ließ später ein Kirchlein auf dem Grabe des heiligen Goar bauen, welches bald mit Gütern und Opfern reichlich beschenkt wurde. Wunder geschahen an seinem Grabe und seine Zelle blieb nach wie vor der Sitz der Gastfreundschaft, und wer kalt und gleichgültig vorüberging, dem begegnete gewiß etwas Schlimmes. So geschah es Karl dem Großen, als er auf einer Rheinreise gleichgültig an der Zelle des Heiligen vorüberfuhr. Er wurde plötzlich von einem so dicken finstern Nebel umgeben, daß er zwischen St. Goar und Koblenz auf offenem Felde übernachten mußte. Seine Söhne Carl und Pipin, welche tödtlichen Haß gegen einander trugen, fanden sich am Grabe des Einsiedlers und plötzlich war aller Groll in ihnen geschwunden und sie sanken sich versöhnt in die Arme. Auch Carls geliebte Gemahlin, Fastrade, suchte hier und fand Genesung von einer schmerzlichen Krankheit.

Räuber zerstörten später das Grab des heiligen Goar und verbrannten die Kirche, in welcher manches kranke Herz Linderung, und die Zellen, in denen viele müde Wanderer gastliche Aufnahme gefunden hatte.

11. Die heilige Hildegard.

Auf dem Rupertsberge bei Bingen ſah man noch bis vor wenigen Jahren die mit Epheu bewachſenen Trümmer einer Kapelle, dem letzten Ueberreſt eines Kloſters, in welchem die heilige Hildegard lebte. Die Laſter der Geiſtlichen und die Gewaltthaten der Fürſten ihrer Zeit wirkten tief auf ihr frommes Gemüth; ſie nahm ihre Zuflucht zu Gebet und Kaſteiungen und bekam bald Viſionen. In der That findet man in ihren Prophezeihungen ein auffallendes Bild unſerer Zeit.

Der Muth, womit eine ſchwache Jungfrau aus dem Dunkel ihrer Zelle die Miſſethaten der Großen und die Gebrechen der Geiſtlichkeit zu ſtrafen wagte, erregte Bewunderung, und der Glaube an ihre Weiſſagungen verbreitete ſich allgemein.

Der heilige Bernhard, als er nach Deutſchland kam, um das Kreuz zu predigen, beſuchte ſie auf dem Rupertsberge, und forderte ſie auf, ihre Stimme mit der ſeinen zu vereinigen zum Aufruf an die Chriſtenheit. Bernhard's Beredtſamkeit konnte ihre Wirkung auf die ſchwärmeriſche Hildegard nicht verfehlen; begeiſtert von

seinen Entwürfen schrieb sie an den Papst, den Kaiser, die Bischöfe und Fürsten, und warnte sie, durch ihre Laster und Uneinigkeit nicht den Untergang des Reiches und der Kirche herbeizuführen.

Beim Abschied schenkte Bernhard der Jungfrau ein Gebetbuch, ein Messer und einen Ring, mit der Inschrift: Ich leide gern! Man zeigt diese Reliquien noch auf der Bibliothek zu Wießbaden.

Bernhard ging jetzt nach Mainz und Speier, wo Kaiser Konrad eben eine Reichsversammlung hielt, und predigte mit wunderbarem Erfolg. Alles ließ sich mit dem Kreuze bezeichnen.

Als er später in Frankfurt predigte, stieg Hildegard auf den Feldberg, und flehte dort den Himmel um Sieg für das Heer des Kreuzes. Sie hob so lange die Hände zum Himmel, bis sie ermattet auf den Brunhildenstein niedersank. Ihre Gestalt drückte sich in den harten Stein ein, und darum war dieser Stein noch lange nachher ein Gegenstand der Verehrung bei dem Volke.

12. Der Zweikampf bei Mainz.

Heinrich IV. war wohl der unglücklichſte der deutſchen Kaiſer, aber auch der charakterloſeſte. Uebermüthig im Glück, feig im Unglück, war er ſein ganzes Leben hindurch ein Spielball der Umſtände und nie einer männlichen Erhebung fähig. Die Fürſten und Städte hatten ihn meiſt verlaſſen und ſchon war Herzog Rudolf von Schwaben von den Churfürſten an ſeiner Statt zum deutſchen Könige gewählt: aber am Rhein, wo der Stammſitz ſeines Hauſes war, ſchlugen für Heinrich noch treue Herzen. Strasburg, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz ꝛc. erklärten ſich für ihn und die Bürger griffen zu den Waffen. Heinrich faßte wieder Muth; er beſchied die Fürſten und die Abgeordneten der Städte nach Oppenheim, um ſich mit ihnen zu vertragen. Aber die Fürſten entgegneten ihm, er habe Mörder gedungen gegen die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, und man könne nicht mit ihm unterhandeln, bis er ſich von dieſer Anklage gereinigt.

Reginger, ein ehemaliger Liebling des Kaiſers, war aufgetreten mit der Beſchuldigung, Heinrich habe ihm

großes Geld geboten, wenn er gedachte Herzoge aus der Welt fördern wolle. Als er, Reginger, sich dessen geweigert, habe Ulrich von Kostheim, der Vertraute des Kaisers, diesen Auftrag erhalten. Die Fürsten verlangten deshalb ein Gottesurtheil. Der von Kostheim sollte mit Reginger auf der Merau bei Mainz fechten. Heinrich willigte ein und Ulrich von Kostheim erschien am bestimmten Tage und zur angesetzten Stunde innerhalb der Schranken. Bald kam auch Reginger; aber statt des Speeres trug er eine Hopfenstange und um den Helm war ein Strohkranz geflochten. Die Zuschauer lachten und die Kampfrichter geriethen in Verlegenheit. Aber plötzlich stürzte ein schönes junges Weib im weißen Gewand, mit losgebundenen Haaren in den Kreis und rief mit herzdurchschneidender Stimme: „Mein Gemahl ist wahnsinnig, kämpft nicht gegen ihn, um Gotteswillen! Die Freunde des Kaisers haben ihm einen Trunk beigebracht, der seine Sinne verwirrte!“

„Das ist freche Lüge!“ schrie Ulrich von Kostheim; „wenn er wahnsinnig geworden, so hat ihn Gottes Finger gezeichnet, weil er freche Lügen gegen den Kaiser, seinen Herrn, ausgesagt.“

Da erhob sich Reginger's Gattin mit Hoheit und rief: „Es ist ein Gott, der wird richten zwischen uns: Kaiser Heinrich wird einst nicht haben, wo er sein Haupt hinlege; er wird als Gefangener vor seinem Sohne

knien und die Bischöfe werden ihm die Krone vom Haupt nehmen und den Purpurmantel abreißen,"

Bei diesen Worten sank sie ohnmächtig zu Boden; aber durch Heinrichs Seele ging das Vorgefühl, daß die Weissagung der Unglücklichen in Erfüllung gehen werde.

13. Der Wolfsbrunnen *).

Als der Jettenbühl bei Heidelberg noch dichter Wald war, da wohnte in seinem Schatten eine Seherin, Namens Jette. Sie war von hoher edler Gestalt, und in Würde und Anmuth glich sie einer Unsterblichen. Ein edler Jüngling aus dem Frankenvolke hörte von der Seherin und beschloß, sie aufzusuchen und über sein Schicksal zu befragen. Sein Herz kannte keine Furcht, als er aber nun vor ihr stand, und sie ihm wie eine

*) S. das bei dem Verleger dieses erschienene liebliche Büchlein: „Die Sage vom Wolfsbrunnen. Mährchen. Von Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. 2te Aufl. Mit 1 Kupfer. 8. Br. 1 fl. od. 16 gr. Ausgabe mit fünf Kupfern, geb. in Futteral. 2 fl. oder 1 Thl. 8 gr.

Jungfrau aus Walhalla erſchien, da antwortete er etwas verzagt auf ihre Frage, was er verlange: „Hohe Jungfrau, Dir iſt die Gabe verliehen, in die Zukunft zu ſehen, laß mich meine Zukunft wiſſen.“ Jette warf einen forſchenden Blick auf den ſchönen Heldenjüngling, und in ihrem Herzen ſchien plötzlich eine Veränderung vorzugehen.

Komm Morgen wieder, ſobald die Sonne zum Untergang ſich neigt, ich will indeß die Runen fragen.

Der Jüngling erſchien des andern Tages zur beſtimmten Stunde im geweihten Hain. Er fand die Seherin nachdenkend und faſt traurig. „Was haben die Runen geſagt“, fragte er. Sie ſchüttelte das lockige Haupt und ſeufzte. „Die Deutung iſt mir nicht ganz klar geworden“, ſagte ſie, „aber ich fürchte, unſere Lebensſterne berühren ſich.“

„Dann wäre ich überglücklich“, rief der Jüngling und ſank zu ihren Füßen hin und ergriff ihre Hand, die er mit glühenden Küſſen bedeckte. „Willſt Du Dein Loos an meines knüpfen?“ fragte die Jungfrau. Der Jüngling betheuerte es bei allen Göttern.

„Unſer Glück muß den Augen der Menſchen verborgen bleiben“, ſagte die Seherin und bezeichnete ihm die Quelle, die jetzt unter dem Namen des Wolfsbrunnens bekannt iſt, zum Ort ihrer nächtlichen Zuſammenkunft. Aber in der erſten Nacht, als der Jüngling zur

Quelle kam, bot ſich ihm ein furchtbares Schauſpiel dar: Die Jungfrau lag an der Erde und auf ihrer Leiche ſtand ein gräßlicher Wolf und zerfleiſchte die zarten Glieder. Der Mond beleuchtete die gräßliche Scene. Der Jüngling riß augenblicklich ſein Schwert aus der Scheide und ſtürzte auf das Unthier zu, welches ſich zur Wehr ſetzte, aber, im Nu vom tödtlichen Eiſen getroffen, zu Boden ſtürzte.

Die Seherin wurde an der Quelle begraben und dieſe erhielt von dieſer Zeit an den Namen Wolfsbrunnen.

14. Die Yburg.

Der Erbauer dieſer, auf einem in die Ebene vorſpringenden Bergkegel, zwei Stunden von Baden gelegenen, in ihren Ruinen noch vorhandenen Burg, iſt unbekannt. Gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts wurde ſie noch von einem Kaſtellan bewohnt, und der unglückliche Markgraf Eduard Fortunat, ein Sohn der ſchönen Cäcilie von Schweden und Enkel Guſtav Waſa's, hatte hier ſein alchymiſtiſches und magiſches

Laboratorium, wo namentlich zwei Italiener, Paul Peſtalozzi von Clavenna und Muscatello von Chio mit ihm arbeiteten.

Unter Andern verfertigte Peſtalozzi aus Wachs ein Bildniß des Markgrafen Ernſt Friedrich von Durlach, dem geſchwornen Feinde Eduard Fortunats, wobei allerlei Zauberformeln geſprochen wurden. Dies ſollte die Wirkung haben, daß eine Kugel oder ein Pfeil, die auf das Bild geſchoſſen wurden, das Urbild träfe. Als das Bild fertig war, heftete man es an die Thür und ein Piſtol wurde darauf abgedrückt. Die Kugel zerſchmetterte das Bild, drang aber zugleich durch die dünnen Breter der Thür und man vernahm augenblicklich einen durchdringenden Schrei. Die ſchöne achtzehnjährige Tochter des Kaſtellans, die das Herz des Markgrafen gewonnen hatte, lag, von dem Schuß in die Bruſt getroffen, in ihrem Blute am Boden, und ſeit dieſer Zeit ſpukte es jede Nacht auf der Yburg ſo furchtbar, daß ſie verlaſſen werden mußte.

Später, erzählt die Sage, beſchworen die Kapuziner in Baden alle Kobolde und andere Hausgeſpenſter in einen Sack und trugen ſie auf die alte Yburg, wo ſie losgelaſſen und in den Ruinen feſtgebannt wurden, weswegen ſich auch ſelten nur Menſchen in die Nachbarſchaft der zerfallenen Yburg wagten.

13. Das Brigittenſchloß.

Oeſtlich vom Erlenbad, eine halbe Stunde von Sasbach, wo Türenne's Denkmal ſteht, erhebt ſich ein hoher ſteiler Bergkegel, der auf ſeiner Spitze die wenigen Ueberreſte des Brigittenſchloſſes bewahrt.

Die Sage erzählt, in uralter Zeit habe das Schloß tiefer geſtanden, da, wo jetzt das Landhaus Aubach liegt, und in dem Schloſſe habe eine Edelfrau gewohnt, Brigitte mit Namen: die ſey in allen böſen Künſten Meiſterin geweſen, und habe oft die Umgegend mit Seuchen, Hagel, Inſecten und andern Plagen heimgeſucht. Darob zürnte das Volk und als einſt ein furchtbares Gewitter allen Segen des Feldes zerſtört hatte, ſammelten ſich die Bewohner aller umliegenden Dörfer und Höfe, und zogen, mit Senſen, Dreſchflegeln, eiſernen Gabeln, auch einige mit Bogen und Streitärten bewaffnet, gegen die Burg der Frau Brigitte, und forderten laut ihren Tod. Dem Zuge voran trug man ein Kreuz, das man aus einer Kirche mitgenommen, als das ſicherſte Mittel, den Zauberſpuk der Frau Brigitte unwirkſam zu machen.

Als der Haufe bei der Burg anlangte, fand er die Thore verschlossen, die Zugbrücke aufgezogen, und auf der Mauer sah man eine Menge kleiner Männlein sich hin und herbewegen, die eher Affen als Menschen glichen. Manche kam ein Grauen an, aber ein Mönch, der den Haufen begleitete, erhob den gesunkenen Muth durch die Versicherung: sobald sich Jeder mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichne, müsse alles höllische Blendwerk verschwinden.

Da man sah, daß die Burg nicht im Anlauf genommen werden könne, wurde beschlossen, Leitern herbeizuschaffen und den andern Tag zu stürmen, die Nacht aber sollten rings um die Burg Wachtfeuer angezündet und alle Aus- und Eingänge streng bewacht werden.

Die Nacht brach herein, die Wachtfeuer loderten hoch empor, kein Schlaf kam in die Augen der Belagerer. Um Mitternacht sah man aber plötzlich auf dem Thurm der Burg drei blaue Flämmlein tanzen. Gleich darauf erschien Frau Brigitte, einen Zauberstab in der Hand, womit sie nach den vier Weltgegenden deutete, und dabei eine Zauberformel sprach. Plötzlich zitterte der Boden, ein fürchterliches Geheul ließ sich in der Luft hören, die Sterne erloschen und mit einem Knall, als wollte die Erde bersten, riß sich der feste Bau aus seiner Tiefe los und schwebte, von einer unsichtbaren Kraft getragen, auf die Spitze

des Berges, wo jetzt die Trümmer des Brigittenſchloſſes ſtehen, und wurzelte da im Boden, als wäre es urſprünglich an dieſer Stelle gegründet worden. Erſtarrt vor Entſetzen, ſchauten der Mönch und ſein Heer der Erſcheinung nach, aber ihr Schrecken wurde, wo möglich, noch vergrößert, als die Zauberin von dem aufwärts ſtrebenden Thurm herabrief: „Wenn ihr mich in meinem neuen Wohnſitze beunruhigt, werde ich Eure Wohnungen, und was darin iſt, eben ſo, wie meine Burg, durch die Lüfte forttragen, und ſie im Rheine oder im Bodenſee niederſetzen. Der ganze Haufe kehrte nun in Haſt nach ſeinen Wohnungen zurück, und viele Jahre vergingen, ohne daß ein Menſch den Muth gehabt hätte, den Berg, worauf jetzt das Schloß ſtand, zu beſteigen. Ohngefähr 60 Jahre ſpäter verirrte ſich ein Mädchen, welches Waldbeeren ſammelte, bis an den Eingang der Burg. Da ſah ſie eine ſchwarz verſchleierte, weibliche Geſtalt hervortreten, die einen goldenen Schlüſſel in der Hand hielt und ihr winkte. Aber das Mädchen wurde von unſäglicher Angſt überfallen und lief den Berg hinab. Die Burg zerfiel nach und nach, und als ſpäter einige kecke Jäger es wagten, in die Ruine zu dringen, fanden ſie nichts als Schaaren von Fledermäuſen und Eulen, und menſchliche Gebeine.

16. Die Altenburg.

Anderthalb Stunden von Baden, an der Heerstraße, wo die Ebene gegen das Gebirge anzusteigen beginnt, lag die Altenburg, von welcher nichts mehr vorhanden ist, als der Name, den ein Hofgut trägt, welches wahrscheinlich aus den ehemals zur Burg gehörigen Ländereien entstanden. Das Geschlecht der Edeln von Altenburg, die hier ihren Wohnsitz hatten, mag bald nach dem dreißigjährigen Krieg erloschen seyn. Kaspar von Altenburg war der letzte seines Stammes. Noch als Jüngling verlobte er sich mit einem schönen aber armen Fräulein aus der Gegend, brach aber später sein Wort und ehelichte eine junge reiche Wittwe. Darüber grämte sich seine erste Geliebte so sehr, daß sie in eine schwere Krankheit fiel, von der sie zwar wieder genaß, doch nur um dem Grabe langsam entgegen zu siechen.

Kaspar's Ehe schien indeß glücklich; seine Frau gebahr ihm vier Söhne und eine Tochter, und er war reich an Gütern und gedachte nie der Vergangenheit. Nur eines Tages trat plötzlich das Bild der verlassenen Geliebten vor seine Seele, ohne daß er anzu-

geben wußte, wie es in seine Gedankenreihe gekommen, und er wurde unruhig. Da meldete man ihm einen Franziskanermönch, der mit ernster, fast trauriger Miene in das Gemach trat. „Herr Ritter", sagte er, „ich komme als Bote von einem Sterbebett, wo ich eine Jungfrau einsegnete, zum letzten schweren Gange. Sie war ehemals Eure Braut. Ich bringe Euch ihre Verzeihung, aber auch ihre fromme Bitte, Euch mit Euren Gedanken von der Erde zu Gott zu wenden. Auf Euch warten große Trübsale und Ihr werdet der letzte Eures Stammes seyn."

„Ich weiß, ich habe Unrecht an der gehandelt, die meiner noch gedacht in der letzten Stunde", antwortete der Ritter. „Aber ihre Prophezeihung kann mich nicht schrecken; blühen mir doch vier lebensfrohe, gesunde Knaben."

„Die Sterbenden sehen oft helle", erwiederte der Mönch und empfahl sich.

Der Ritter konnte sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, aber er dachte: wenn mir der Himmel auch zwei oder drei meiner Kinder nimmt, wird er mir doch Eines lassen, in welchem der Name der Altenburger sich forterbt." Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als ein Diener mit der Nachricht eintrat: der jüngste Knabe sey im Garten in den Teich gefallen, der zweite habe ihm Hülfe leisten

wollen, sey aber auch in das Wasser gestürzt und beide hätten ihren Tod darin gefunden.

Am andern Morgen fand man die beiden ältern Knaben erschlagen in ihren Betten. Die Decke des Zimmers war über ihnen eingestürzt.

Den Ritter ergriff es jetzt wie der Arm der Vergeltung. Er legte sich selbst harte Bußübungen auf, gab reichlich Almosen und versagte sich alle Freude des Lebens. Eine Hoffnung nur war ihm noch geblieben: sein Töchterlein, welches in der That gesund und frisch heranwuchs. Die Eltern baten täglich: Gott im Himmel, nur diese laß uns! Ihr Gebet schien auch erhört zu werden. Bertha, so hieß das Mädchen, überlebte ihre Eltern, sie war achtzehn Jahre alt, als diese starben, aber das Schicksal ihres Hauses hatte in ihr eine Schwermuth erzeugt, die ihre Lebenskraft aufzuzehren schien. Sie warf sich in die Arme der Religion und wählte zum Beichtvater einen Jesuiten in Baden. Dieser beredete sie, ehelos zu bleiben und Altenburg den Jesuiten zu vermachen. So geschah es auch, und nach Bertha's Tode traten die Väter der Gesellschaft Jesu in den Besitz ihrer Güter.

17. Trifels*).

Am überrheinischen Gebirge, in der Nähe von Annweiler, liegt die ehemalige Reichsburg Trifels, wovon noch ein mächtiger Thurm und einiges Gemäuer vorhanden sind. Hier wurden früher die Reichsinsignien und der Krönungsschmuck der deutschen Könige aufbewahrt. Aber herrlicher als in der Geschichte glänzt Trifels in der Reihe der Sagen, weil in seinem Thurm der ritterliche König Richard Löwenherz gefangen saß und durch die Klugheit und muthige Treue eines Sängers daraus befreit wurde.

---

*) S. die Erzählungen (mit Abbild.) in folgenden engl. Werken meines Verlags:

Schreiber, Dr. A., Traditions of the countries of the Rhine. Translated from the German by Charles V. Incledon Esq., author of „The Lay", „Sacred Melodies" etc. etc. and the Rev. P. Will. Embellished with 33 superb engravings. 4 fl. 48 kr. or 2 Dollars 4 gr. — without engravings 1 fl. 40 kr. or 1 Doll. 4 gr.

The English Fireside upon the banks of the Rhine. A choice of english and german tales, poems and historical anecdotes. Adorned with superb engravings. Ladenpreis 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Herabgesetzter Preis 1 fl. oder 16 gr.

Als Herzog Leopold von Oestreich gezwungen war, seinen hohen Gefangenen an den deutschen König Heinrich VI. auszuliefern, ließ ihn dieser nach Trifels bringen. In England wußte man, daß Richard aus Palästina zurückgekehrt, aber nicht, wohin er gerathen sey. Die wahrscheinlichste Vermuthung war, daß er irgendwo als Gefangener schmachte. Da faßte Richard's Freund, der Minnesänger Blondel, den Gedanken, in den festen Burgen Deutschlands und Frankreichs zu suchen, wo er vielleicht aufbewahrt werden möchte. Richard's Mutter, die Königin Eleonore, gab ihm 20 Reisige und zwei tapfere Ritter mit, um ihn allenfalls mit Gewalt zu befreien; außerdem wurde er reichlich mit Geld versehen, um es nöthigenfalls zu jenem Zwecke anzuwenden. Auf seinem Zuge kam Blondel auch in das Thal von Annweiler und sah hier die Feste Trifels. Er verbarg seine Begleiter im Gebirge und näherte sich als Sänger den Mauern. Er fragte einige Hirten, die in der Nähe ihre Heerden weideten, ob auf der Burg wohl Gastfreundschaft zu Hause sey und man einen wandernden Harfner nicht unfreundlich abweisen werde. Die Hirten versicherten aber, die Burg werde streng bewacht; der Burgvogt sey ein harter, mürrischer Mann und werde ihn gewiß schnöde behandeln.

Blondel setzte sich in kleiner Entfernung von den Hirt auf einen Stein und betrachtete den hohen

Thurm und die mit Gräben umgebenen Mauern und dachte an Richard. Da plötzlich sang ein Hirtenmädchen in seiner Nähe:

Der Pfeil von meinem Degen
Dringt bittern Todesschmerz:
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Blondel schrack freudig zusammen, als er den Gesang hörte. Es war die erste Strophe eines Liedes, welches er für Richard gedichtet. Hastig ging er auf die Hirtin zu und fragte, wer sie das Lied gelehrt? „Niemand", antwortete das Mädchen, etwas verlegen; „Niemand; ich hörte es aus dem Gitterfenster des Thurmes singen, den ihr hier sehet, und da blieben mir einige Zeilen im Gedächtniß."

„Es ist also wohl ein Gefangener in diesem Thurme?" fragte Blondel weiter.

„Freiwillig wird sich wohl Niemand da einsperren lassen", erwiederte die Hirtin.

Blondel sann nach. Er wartete, bis der Schleier der Nacht Alles umher bedeckt hatte, dann schlich er sich unten an den Thurm hin und sang zur Harfe:

Der Pfeil von meinem Degen
Bringt bittern Todesschmerz:
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Im Augenblick antwortete eine Stimme aus dem Thurme:

Ich habe mir erfochten
Wohl manchen Waffenpreis.
Nun darf ich auch wohl suchen
Ein blühend Myrthenreis.

„Richard!“ rief jetzt Blondel, und „Blondel!“ rief: Richard! beide wie mit einer Stimme.

„Zählt auf mich, mein König, ich verlasse diese Gegend nicht ohne Euch.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Sänger. Tag und Nacht war sein einziger Gedanke, wie er den Gefangenen befreien möge. Mit Gewalt? — Aber das Kastell war zu fest und hatte eine Besatzung von wenigstens 60 Mann. Also mit List! Der Zufall begünstigte einen solchen Plan. Es nahte der Tag, an welchem K. Heinrich zum König der Deutschen gewählt worden war, und an diesem Tage wurden den Reisigen der Burg Brot und Wein ausgetheilt. Dies geschah in einer Schenke, welche ganz in der Nähe von Trifels lag. Blondel ging zu dem Wirth und sagte: „Ich bin ein wandernder Sänger und komme vom Hoflager des Kaisers, der mich mehr als kaiserlich beschenkt hat. Uebermorgen ist sein Wahltag, da möchte ich den treuen Burschen, die seine Burg bewachen, ein Gutes thun. Gebt ihnen das Doppelte an Wein, was sie sonst erhalten, und von dem Besten in Eurem Keller. Ich

zahle voraus. Der Wirth zeigte sich über diese Freigebigkeit höchst vergnügt, und versprach auch, reinen Mund zu halten, bis das Gelag vorüber seyn würde.

Nun ging Blondel auch mit den beiden Rittern zu Rathe, die seine 50 Reisigen anführten, und verabredete mit ihnen das Nähere.

Der Tag des Festes kam heran. Nachmittags sammelte sich die ganze Besatzung, bis auf wenige Wachtposten, in der Schenke; die Soldaten waren überrascht, diesmal einen so trefflichen Wein zu erhalten, und ließen sich ihn auf's Beste schmecken. Als die Dämmerung nachgerade hereinbrach, brachen die englischen Ritter mit ihren Reisigen in größter Stille aus ihrem Versteck im Walde auf und marschirten eilig nach der Burg. Die Thorwache wurde leicht überwältigt, und als der Schloßvogt auf den Lärm herbeieilte, zwang man ihn, mit vorgehaltenem Schwert, das Gefängniß des Königs zu öffnen. Blondel folgte ihm dahin — Richard streckte dem Eintretenden die Hand entgegen mit den Worten: „Wenn ich Deine Treue vergesse, so soll mein Name vergessen werden in der Geschichte. Aber jetzt ein Schwert, ein Schwert, denn zum zweiten Male will ich nicht mehr in die Hände meiner Feinde fallen."

Inzwischen war das Gerücht von dem, was auf Trifels vorgefallen, auch in die Schenke gekommen.

Die Reisigen eilten in Schaaren nach der Burg, da zeigte sich Richard mit Blondel und dem Burgvogt auf dem Schloßaltan. „Gebiete diesen, sich augenblicklich in ihre Gemächer zu verfügen, und mich und die meinigen ruhig abziehen zu lassen, oder mit einem Schlag fliegt Dein Haupt in den Hof hinab.“ Der Burgvogt gehorchte zitternd und König Richard zog ungehindert mit den Seinen von dannen.

18. Der Teufelsstein.

In der Nähe von Dürkheim, auf einem Hügel des Haardtgebirges, liegt ein ungeheurer Stein, der den Namen des Teufelssteins beim Volke führt. Einst, als das Christenthum noch wenig in der Gegend verbreitet war, lebte hier ein Häuptling, der noch an Othin glaubte und Menschen opferte. Er wollte an der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Abtei Limburg liegen, sich ein stattliches Schloß erbauen, und der Teufel erbot sich, ihm unter gewissen Bedingungen die Steine dazu zu liefern. Aber der Häuptling wandte sich plötzlich zur Lehre des Kreuzes und gebot, statt des

Palastes, ein Kloster zu bauen. Darüber ergrimmte nun der Teufel, und faßte jenen, zu dem Bau bestimmten Stein, mit seinen Krallen und schleuderte ihn über das Thal hinweg auf den Hügel, wo er noch jetzt liegt. Noch sieht man in dem Stein die Spuren, welche die Krallen Satans zurückließen, als er den Stein ergriff.

19. Der Kellermeister auf Arndburg.

Im untern Elsaß, auf einem Hügel der Vogesen, liegen die Ruinen der Arndburg. Das Rittergeschlecht, welches hier wohnte, starb 1664 mit Ludwig Fäßler von Arndburg in Strasburg aus.

Die Bewohner der Gegend erzählten: Zur Zeit der Rebenblüte, um die zweite Hälfte des Junius, steige aus dem Boden um die Burg ein starker Weingeruch empor, der sich weit hin durch Wald und Feld verbreite. In den tiefen Felsenkellern des Schlosses sollten eine Menge großer Fässer voll köstlichen Weines liegen. Einst, so berichtet die Sage, ging ein armer Köhler an einem schwülen Abend durch den Wald und wurde sehr vom

Durste geplagt. Er sah sich um nach einem Quell oder Bächlein, aber all die Bergwasser waren versiegt in der langen Dürre. Da drang plötzlich der Weinduft in seine Nase, und er seufzte: „Ach Gott, wer mir doch ein Gläschen von dem kostbaren Weine brächte, der da unten liegt!“ Indem er dies vor sich hinbrummte, sah er am zerfallenen Gemäuer der Burg ein altes, kleines Männlein stehen, mit kreideweißem Bart und einem Bund Schlüssel am ledernen Gurt. Das Männlein winkte dem Köhler freundlich und führte ihn viele halbzerfallene bemooste Stufen hinab und schloß eine etwas mürbe Thüre auf und führte ihn in ein stattliches Kellergewölbe. Dort nahm das Männlein aus einer Nische einen kunstreichen silbernen Becher, füllte denselben an einem kleinen Faß und reichte ihn dem Köhler mit den Worten: „Da, trinke, es ist vom Mundwein meines Herrn von Arnsburg, den ich ihm nur an festlichen Tagen kredenzen durfte; ich war sein Kellermeister und muß noch zwei Jahrhunderte hier umgehen, weil ich bei meinen Lebzeiten dem Gesinde den Wein mit Wasser mischte; aber meine Zeit ist bald um.“

Der Köhler trank, und der Wein schien wie Feuer sich in sein Gebein zu ergießen. „Gott vergelt es!“ sagte er zum Kellermeister, und eilte nun doppelt rasch seiner Wohnung entgegen. Seitdem sind viele Trinklustige zur Zeit der Weinblüte in die Ruinen gegan-

gen, aber der Kellermeister von Arndburg hat sich nie mehr gezeigt, vermuthlich, weil er inzwischen erlöst worden.

20. Die Dame von Schwanau.

Im Wasgau lebte im vierzehnten Jahrhunderte einer der kühnsten Raubritter, Walter von Schwanau. Seine Feste lag auf fast unersteiglichen Felsen, und mit ihm hatte sich ein Haufe wagehalsiger Männer verbunden, die um so furchtbarer waren, da sie den Tod nicht scheuten und lieber im Gefecht als auf dem Blutgerüst sterben wollten.

Niemand hatte sich bitterer über Walter zu beklagen, als die Stadt Strasburg, deren Gebiet und Leute er schädigte bei jeder Gelegenheit. Darum ließ ihm auch die Stadt durch einen Herold kund thun, so er nicht augenblicklich ablasse von aller Gewaltthat, werde man Schwanau in einen Steinhaufen verwandeln, und Alles, was darin athme, einem schimpflichen Tode weihen.

Der Ritter von Schwanau und seine Gefahrten antworteten auf diese Drohung mit Hohn.

Die Stadt Strasburg verband ſich jetzt mit mehreren Schweizerſtädten, deren Kaufleute ebenfalls durch die Rotte auf Schwanau geſchädigt worden waren und darum gern einen Zuzug beſchloſſen. Schwanau konnte bei ſeiner Lage und der Hartnäckigkeit ſeiner Vertheidiger nur durch Hunger bezwungen werden. Die Belagerer ſchloſſen darum die Burg ſo eng ein, daß nichts hinein oder heraus konnte. Bald entſtand großer Mangel, die Söldner verlangten laut Uebergabe, und der Ritter von Schwanau ſah ſich genöthigt, einen Unterhändler ins Lager zu ſchicken. Der Anführer der Belagerer wollte aber nichts von Bedingungen hören. „Ihr ſeyd Raubgeſindel und dem Tode verfallen", war ſeine Antwort, „und was Ihr an Schätzen zuſammengeraubt, das gehört unſern Kriegern. Aber Eins will ich geſtatten: die Frauen, die ſich in der Burg befinden, mögen frei abziehen, mit dem Schatze, der ihr Eigenthum iſt; nun mögt Ihr wählen."

Während dies im Lager vorging, hatten mehrere Strasburger einen geheimen Felſenpfad entdeckt, der in die Burg führte; und dort erkletterten ſie die Mauer und pflanzten die Fahne der Stadt auf. Da entfiel den Belagerten aller Muth zum Widerſtand. Sie wurden als Räuber behandelt und büßten mit Strang oder Schwert. Aber in dem Getümmel trat die Frau von Schwanau aus der innern Burg hervor, im Trauerge-

wand; auf dem Arme trug ſie ihr Knäblein, kaum fünf Monate alt, und auf ihrem Rücken hing ihr Gatte, der Ritter von Schwanau. Sie wurde augenblicklich vor den Befehlshaber gebracht, zu dem ſprach ſie: „Ihr habt den Frauen geſtattet, mit dem Schatze, der ihnen eigen iſt, frei abzuziehen. Gold, Silber und Edelſteine findet Ihr in meinem Gemach, es ſind Schätze, die der Tag gibt und nimmt; aber mein Mann und mein Kind machen einen Theil meines Selbſtes aus.“ — „Edle Frau von Schwanau“, ſo antwortete der Anführer gerührt: „Zieht mit Gott, und auch Eure Kleinodien ſollen Euch verbleiben, denn eine Treue, wie die Eurige, muß geehrt werden.“

Die Dame mit Gemahl und Kind erhielten ſicheres Geleit bis Strasburg, wo ſie Verwandte hatten; Schwanau aber wurde zerſtört. Doch iſt das Andenken an die edle That der Dame von Schwanau im Munde des Volkes geblieben.

21. Der Burggeiſt auf Rodeck.

Ohngefähr eine Stunde von der Stelle, wo Türenne's Denkmal ſteht, zieht ſich im Gebirge ein wildes, ſtark

bevölkertes Thal hin, das von einem kühnen, muthigen Menschenschlag bewohnt wird. In diesem Thale steht auf einer Höhe das Schloß Rodeck, von welchem sich folgende Sage erhalten. Zur Zeit des Bauernkrieges hatte das Schloß seinen Burggeist. Es war ein gutmüthiger Knirps, der es nur übel nahm, wenn man über seine Gestalt spottete, oder irgend etwas Unrechtes that. An der Familie auf Rodeck hing er mit großer Liebe, als der unselige Bauernkrieg sich auch über den Schwarzwald verbreitete, und der Edelmann auf Rodeck wohl einsah, daß er sein Schloß nicht vertheidigen könne, wußte er sich keinen Rath. Gattin und Kinder jammerten, und das treue Gesinde nahm warmen Antheil an ihrem Kummer. Da kam eines Tages der Zwerg und berichtete dem Ritter, er habe im Gebirge eine unbekannte Reihe unterirdischer Felsenkammern entdeckt, der Eingang sey mühevoll und kaum auszuspähen. Dahin sollte sich der Rodecker mit seiner Familie und seinen Kostbarkeiten flüchten, auch die nöthigen Lebensmittel nicht vergessen.

Der Vorschlag wurde mit Freude angenommen. Die meisten Knechte und Mägde hatten bereits das Schloß verlassen und waren den Bauern zugelaufen, und auf die Treue der Wenigen, die zurückgeblieben, konnte der Rodecker zählen. Die Wanderung ins Gebirge geschah in der Nacht; nur der Zwerg wollte nicht mit und verlangte, man solle ihm die Hut des

Schlosses anvertrauen. Der Edelmann willigte ein, denn er mußte erwarten, daß es ohnedies von den Bauern niedergebrannt werden würde.

Kaum hatten die Auswanderer die Mauern von Rodeck hinter sich, als der Zwerg eiligst die Gräben mit Wasser füllte und die Brücke aufzog. Nach wenigen Tagen erschien ein Haufe bewaffneter Bauern, die das Schloß aufforderten, als aber keine Antwort erfolgte, und sie doch alles im Vertheidigungsstand sahen, ahneten sie eine Hinterlist und beschlossen, das Wasser aus den Gräben abzuleiten und dann zu stürmen. Es wurde alsbald Hand ans Werk gelegt, und schon wurden Leitern herbeigebracht, als man plötzlich aus den benachbarten Thälern den Lärm von Trommeln und Pfeifen vernahm. Zu gleicher Zeit erschien der Zwerg auf der Warte und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die Bauern überfiel eine Todesangst; sie wähnten, es seyen Truppen des schwäbischen Bundes, die heranahten und zerstreuten sich nach allen Seiten. Als aber später sich herausstellte, daß die Gegend weit herum leer sey von den Truppen der Städte und Fürsten, entstand in den Bauern der Glaube, die Burg Rodeck sey verzaubert und keiner wagte sich mehr in die Nähe. So blieb sie unversehrt in den Schrecknissen des Bauernkrieges, und die Familie fand bei ihrer Rückkehr alles, wie sie es verlassen.

22. Das Kloſter bei Eberſtein.

Ohngefähr anderthalb Stunden von Baden liegt das Dorf Hauneberſtein (eigentlich Auneberſtein), in deſſen Nähe noch die ſparſamen Ruinen eines ehemaligen Nonnenkloſters ſichtbar ſind. Von der Entſtehung dieſer Zelle geht folgende Sage um.

Ein junger Ritter, der in der Nachbarſchaft auf einer Burg, die mit ihrem Namen verſchwunden, ſeinen Sitz hatte, ging Abends von einem Trinkgelage nach Hauſe. Der Wein hatte ſeine Lebensgeiſter mehr als gewöhnlich aufgeregt, und er wünſchte im leichten Jugendſinne irgend ein luſtiges Abentheuer zu beſtehen. Da führte ihn ſein Weg an einem ſteinernen Kreuze vorbei, das dem Wanderer andeuten ſollte, hier ſey ein Menſch durch Mord gefallen. An dem Kreuze ſaß eine weibliche Geſtalt. Soweit es die Dunkelheit erlaubte, ſuchte ſie der Ritter näher ins Auge zu faſſen. Sie ſchien jung und von angenehmen Formen. Er redete ſie an: „Wer biſt Du und was machſt Du hier?“

„Ich beſuche manchmal dieſes Grab“, war ihre Antwort; „es ſchläft hier ein Mann, dem ich verlobt war und der durch die Hand eines Nebenbuhlers fiel.“

Der Ritter ſetzte die Unterredung eine Weile fort und machte zuletzt dem Mädchen den Antrag, ihm auf ſeine Burg zu folgen, der auch angenommen wurde. Das Mädchen kam ihm immer liebenswürdiger vor, je länger er an ihrer Seite wandelte, und als er mit ihr auf ſein Gemach kam, und ſie beim Lichterſchein den Schleier zurückſchlug, da entbrannte ſein Herz in wahnſinniger Liebe, denn ſie war ſchöner, als er je eine geſehen.

Es war ſpät am Abend und im Laufe der Unterredung hatte das Mädchen oft geäußert, ſie müſſe um Mitternacht zu Hauſe ſeyn. Der Ritter verhehlte ihr darum die Stunde und ſuchte ſie auf alle Weiſe zu zerſtreuen. Sie ſchien auch gar nicht ſpröde und wies ſeine Liebkoſungen nicht zurück. Als die Uhr im Nebenzimmer die Mitternacht ankündigte, ſchloß er ſie, damit ſie den Schlag der Uhr nicht hören ſollte, in ſeine Arme und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küſſen. Aber plötzlich wurden ihre Lippen kalt wie Eis, die Roſen ihrer Wangen verſchwanden, eine Todtenfarbe überzog das blühende Antlitz, die glänzenden Augenſterne ſanken tief in ihre Höhlen und der Ritter hielt eine Leiche in ſeinen Armen.

Es blieb nichts übrig, als ſie auf ein Bett bringen zu laſſen und Anſtalten zu ihrem Begräbniſſe zu treffen.

Der Ritter, obgleich außer ſich vor Entſetzen, gab

doch die nöthigen Befehle. Am Abend des nächsten Tages sollte die Beisetzung der Leiche stattfinden, und zwar in der Burgkapelle. Ein Sarg wurde eiligst zugerichtet. Der folgende Tag war ängstlich für den Ritter. Er ahnete etwas Unheimliches. Als der Abend hereinbrach und der Sarg in die Kapelle getragen werden sollte, saß das Mädchen aufgerichtet darin und mit allen Zeichen eines frischen kräftigen Lebens. Der Ritter schrack zusammen, als er dies hörte, doch faßte er Muth und trat zu ihr: „Erkläre mir das Räthsel Deines plötzlichen Todes und Deines eben so schnellen Wiedererwachens ins Leben", sagte er.

„Ich gehöre längst den Todten an", antwortete das Mädchen. „Aber der Spruch des ewigen Richters hat mich verurtheilt, ich solle keine Ruhe finden in meinem Grabe, weil ich leichtsinnig den Tod meines Verlobten verursacht. Jeglichen Tag, sobald die Sonne hinter die westlichen Berge gesunken ist, erwache ich in meiner engen Behausung und gehe hervor und treibe mich herum bis Mitternacht, dann schließt plötzlich sich wieder mein Auge und ich muß in meine finstere Behausung zurück. Wollt Ihr mich Irrende zur Ruhe bringen, Herr Ritter, so baut ein Kloster auf der Stelle, wo Ihr mich zuerst gefunden, und wendet Euch selbst von den müßigen Freuden des Lebens zu Gott.

Der Ritter gelobte, ihren Wunsch zu erfüllen; er baute ein Frauenkloster, von dessen Daseyn nur noch eine dunkle Tradition sich erhalten, und besserte seinen Wandel.

23. König Pharamund.

Als die Franken unter ihrem König Pharamund sich auf dem linken Rheinufer niederließen und ein Reich gründeten, lebte im fränkischen Heer ein Häuptling, ebenso ausgezeichnet durch seine Tapferkeit als Klugheit. Er hatte sich auf den Trümmern eines Römerkastells am Haardtgebirge eine Feste erbaut und wurde hochgeachtet vom König und dem ganzen Heere. Früh hatte Giso, dies war der Name des Häuptlings, seine Gattin verloren, aber ihr Ebenbild war ihm geblieben in einer wunderschönen Tochter, die der Stolz und die Freude des Vaters war. Als Pharamund einst auf der Jagd in die Nähe von Giso's Burg kam, beschloß er, dort das Mittagsmahl zu nehmen, und wurde von seinem Vasallen auf's freundlichste empfangen und bewirthet. Die Tochter Giso's, die reizende Bilhild, gefiel dem König über die Maaßen, und er nahm beim Ab-

ſchied ihr Bild in ſeinem Herzen mit ſich. Auch dem Fräulein ſchien der ritterliche König zu gefallen. Einige Zeit nachher brach ein neuer Krieg mit den Römern und Galliern aus; Giſo nahm Theil daran, und überall, wo er erſchien, war der Sieg. Pharamund beſtellte ihn, als ein Waffenſtillſtand eingetreten war, zum Hüter der Grenze, er ſelbſt aber kehrte nach Worms zurück, wo er Hof hielt.

Giſo wurde bald ſeines Wächteramtes überdrüſſig. Die träge Ruhe im Feldlager war nicht nach ſeinem Sinn, und wenn es keine Schlachten gab, ſo ſehnte er ſich in den Frieden ſeiner Burg zurück, zu der ſchönen Bilhild. Eines Tages lag er ſchwermüthig in ſeinem Zelt, als ein Bote von ſeiner Burg ankam. Das bleiche, verſtörte Geſicht des Boten verkündete eine ſchlimme Botſchaft. „Du biſt ein Unglücksvogel", rief ihm Giſo zu, „ich ſehe es an Deiner Miene."

„Wohl bin ich ein Bote des Unglücks", erwiederte jener. „Eure Tochter, Eure Bilhild, iſt von einem Knäblein geneſen." Um Giſo wurde es Nacht: alle Kraft ſchien auf einen Augenblick von ihm zu weichen. Aber ſchnell ſprang er auf und ſeine Adern ſchwollen von Wuth. „Mein Pferd"!" ruft er, „mein Pferd!" und keine Viertelſtunde verging, als er ſich ſchon auf dem Wege nach ſeiner Burg befand.

Er erkundigte ſich bei dem Diener, wer in ſeiner Abweſenheit auf der Burg geweſen?

„Niemand", antwortete dieſer. „Aber das Fräulein ging oft allein im benachbarten Walde, wo ſie manchmal ganze Stunden zubrachte.

Der Häuptling verſank jetzt in düſteres Brüten.

Bei der Ankunft auf ſeiner Burg ſtürzte ihm Bilhild entgegen; ſie umklammerte ſeine Knie und flehte um Verzeihung.

„Nenne mir Deinen Verführer", zürnte der Vater ſie an; „nur ſein Blut kann meinen Zorn vermindern."

„Verzeihung, bei dem Andenken an meine theure Mutter", rief Bilhild.

„Nenne mir Deinen Verführer", wiederholte Giſo.

„Jetzt nicht, in dieſem fürchterlichen Augenblicke nicht, wo ihr etwas thun könntet, was Euch reuen möchte", ſagte das Mädchen.

Da ergriff er ſie mit ſtarker Fauſt und ſchleuderte ſie mit dem Kopfe gegen die Wand, daß ſie mit einem Schrei leblos zu Boden ſank. Sie war eine Leiche.

Der Tod der Unglücklichen löſchte plötzlich allen Zorn in der Bruſt Giſo's. Die Schrecken des Gerichts ergriffen ihn. Nie ſah Bilhild ihrer Mutter ähnlicher, als in dieſem Augenblick. Er verhüllte das Geſicht und floh in ein anderes Gemach und verbarg ſich vor allen Menſchen.

Einige Wochen vergingen, aber der Friede kehrte nie mehr bei Giſo ein. Bilhild ruhte in der Burgkapelle an der Seite ihrer Mutter, und der Häuptling hatte nicht den Muth, ihr Grab zu ſehen. Eines Tages kam König Pharamund mit kleinem Gefolge auf die Burg.

„Giſo, ihr ſeht finſter aus, und ich rechnete auf einen freundlichen Empfang", ſagte der König beim Eintritt und reichte Giſo die Hand dar. „Ich bin gekommen", fuhr jener fort, als der Burgherr kein Wort hervorzubringen vermochte, „ich bin gekommen, Euch Eure Tochter zu entführen, denn ſie ſoll meine Hausfrau werden. Wir ſind längſt verlobt."

Giſo ſtarrte den König an, wie eine geſpenſtiſche Erſcheinung.

„Wo iſt Bilhild?" fragte der König, von einer böſen Ahnung ergriffen.

„Bei den Todten", antwortete Giſo.

„Und Du haſt ſie gemordet", rief Pharamund.

Ein dumpfes Ja! war die Antwort.

Da riß Pharamund ſein langes Schwert aus der Scheide und durchbohrte den Häuptling, dann ließ er ſich ſein Kind bringen und nahm es zu ſich auf das Pferd und ritt davon.

24. Lore Lay.

In Bacharach lebte eine edle Jungfrau von ſeltener Schönheit, Lore Lay genannt. Alle Männer waren in ſie verliebt und von ihren Augen ſtrahlte ein Zauber aus, dem nicht leicht ein Herz widerſtehen konnte. Ihr eigenes Herz war aber nicht mehr frei. Ein junger Rittersmann auf einer Burg bei Bacharach hatte ihre Liebe gewonnen, und die Liebenden wußten ihr Glück allen Augen zu verbergen. Einſt mußte der Ritter ſeinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, da wurde die Jungfrau traurig, aber der Kummer lieh ihr nur höhere Reize. Die Zahl der Bewerber mehrte ſich mit jedem Tage und da auch ein Paar wohlgenährte Diener der Kirche von der Schönheit der Jungfrau mit irdiſchem Feuer entzündet wurden, und ſo wenig als andere Gnade finden konnten, ſo verſchrieen ſie die gute Lore Lay als eine Zauberin, die es ihnen angethan hätte und verklagten ſie bei dem Biſchof von Köln, der in Renſe Hof hielt. Der Biſchof war ein ſanfter, aber auch ſehr verſtändiger Mann. Er warf einen aufmerkſamen Blick auf das arme Mädchen und ſagte dann: „Jetzt begreife ich wohl dieſe Zauberei.“ Die ſchöne

Zauberin weinte und kniete vor dem Biſchof nieder: „Ehrwürdiger Herr! ich will gern ſterben, denn ich bin ſelbſt unglücklich und mache andere unglücklich. Der Himmel hat mir Reize gegeben zum Verderben.“ Der Biſchof erwiederte: „Du ſollſt ſterben, aber nur für die Welt. Ich will Dir eine anſtändige Begleitung geben in das Frauenkloſter auf der andern Seite des Rheines. Dort lege ein Nonnengewand an und Du wirſt den Frieden finden.

Einige alte Ritter geleiteten nun die Jungfrau am Ufer des Stromes hin und fuhren mit ihr über oberhalb St. Goar. Als ſie an den wunderbaren Fels gelangten, deſſen Echo die Wanderer neckt, bat ſie die Ritter: „Erlaubt mir, dieſe Klippe zu beſteigen, denn ich möchte noch einmal die Wohnung meines Geliebten ſehen und den herrlichen Strom, von dem ich jetzt ſcheiden muß. Die Ritter gewährten gern ihre Bitte. Sie erſtieg leicht, wie eine Gemſe, die Spitze der Felſen und ſchaute über den Rhein hin. Da gewahrte ſie ein Schiff, welches im Morgenwind heranfuhr, und eine Flagge führte mit einer ihr lieben Farbe. Sie ſchrack freudig zuſammen. Das Schiff kam näher und immer näher. Auf dem Verdeck ſtand ein ſtattlicher Ritter, in welchem die Jungfrau bald ihren Geliebten erkannte. Sie ſchritt raſch vorwärts, ſtreckte die Arme nach dem Geliebten aus, rief laut ſeinen Namen und bemerkte

nicht, daß ſie am Rand des Felſens ſtand. Noch ein Schritt und ſie ſtürzte in den Rhein, deſſen Waſſer über ihr zuſammenſchlugen.

25. Der Ritter von Boppard.

Boppard war im Mittelalter eine blühende Stadt mit einem Königshofe. Viele edle Geſchlechter wohnten daſelbſt, unter denen die Bayer von Boppard den erſten Rang einnahmen. Konrad von Boppard, der zur Zeit Friedrichs I. lebte, hatte ſeine Luſt an Krieg und Jagd, aber darum war ſein Herz nicht ohne Gefühl und er liebte ein ſchönes Edelfräulein, Maria mit Namen, von der er wieder auf's innigſte geliebt wurde. Aber plötzlich änderte er ſeinen Sinn und ſchrieb Marien, daß er ſich nicht entſchließen könne, die Ketten des Eheſtandes zu tragen, und ſie darum ihres Wortes entlaſſe.

Am andern Tag ritt er, wie gewöhnlich, auf die Jagd. Seine Leute vertheilten ſich da und dorthin. Er ſelbſt trieb ſein Roß durch einen Wieſengrund, wo ein ſüßer Quell unter Eichen hervormurmelte. Er wollte

eben vom Pferde steigen, um sich mit einem Trunke zu erfrischen, als plötzlich von der andern Seite ein Ritter im Harnisch und mit geschlossenem Visir herangesprengt kam. Der Ritter von Boppard setzte sich augenblicklich wieder im Sattel fest und rief dem Fremden entgegen: „Was ist Dein Begehr?“

„Kampf mit Dir, meineidiger Konrad von Boppard! Ich bin Mariens Bruder, und eben erst aus Palästina heimgekehrt. Du hast sie schmählich verlassen und ich fordere Genugthuung.“

Beide Ritter stiegen nun vom Pferde und das Gefecht begann. Aber schon mit dem zweiten Hieb sank der fremde Ritter schwer verwundet zur Erde, und als Konrad den Helm desselben öffnete, um ihm beizustehen, erblickte er mit Entsetzen das bleiche Gesicht seiner Maria. „Ich konnte nicht mehr leben“, sagte sie mit matter Stimme, „und wollte von Deiner Hand sterben.“

Konrad war in Verzweiflung. Er stieß in sein Hüfthorn und befahl seinen Leuten, die eiligst herbeikamen, die Verwundete in eine benachbarte Hütte zu bringen und einen Arzt herbeizuschaffen. „Es ist zu spat“, stöhnte Maria; „laß mich hier sterben, hier, wo ich den Himmel über mir sehe und von Deiner Hand gefallen bin.“ — Sie verschied wenige Minuten nachher.

Konrad ließ ſie auf einem Hügel begraben und baute über dem Grab ein Kloſter und nannte es Marienberg. Es wurde eines der ſchönſten am Rheine, denn er verwendete darauf den größten Theil ſeines Vermögens.

Er ſelbſt mochte nirgends mehr Ruhe finden und ging zuletzt nach Paläſtina, wo er in den Orden der Tempelherren trat. Da ihm das Leben eine Laſt war, ſo ſuchte er in jedem Gefechte den Tod und kein Templer ſtürzte ſich tollkühner in die Gefahren, als der Ritter von Boppard. Endlich fand er ſeinen Tod bei der Belagerung von Ptolomais, wo er, beim Sturm einer der Erſten, die Mauern erſtieg und eine feindliche Lanze den Faden ſeines Lebens zerriß.

26. Die drei Schweſtern.

Am Eingange in das romantiſche Murgthal ſtand in uralter Zeit auf einer Höhe des linken Ufers eine Burg, die bis auf die letzte Spur verſchwunden iſt. Später, als nur wenige Ruinen davon übrig waren, ſtanden am Abhange des Hügels drei Linden, welche die letzte

Besitzerin der Burg zum Geburtstage ihrer drei Töchter gepflanzt hatte und die darum die drei Schwestern genannt wurden.

An einem Sommerabend kehrten in der Schenke, die am Fuße des Schloßberges stand, drei Ritter ein, die sich durch Zufall auf der Reise zusammengefunden hatten. Der eine war ein reicher Graf aus dem Elsaß, mit stattlichem Gefolge; der zweite wurde gewöhnlich der Ritter vom See genannt, weil seine Güter am Bodensee lagen. Er besaß unter allen Dreien die feinsten Sitten und schien etwas lebenslustig. Der dritte, ein Jüngling von zwanzig Jahren, hatte der Natur mehr zu danken, als dem Glück. Mit einer einnehmenden Gestalt verband er eine ächt ritterliche Gesinnung, aber auch eine gewisse Schüchternheit, die er nicht leicht bemeistern konnte. Seine Vorältern hatten große Vergabungen an Kirchen und Klöster gemacht, und so war ihm nichts geblieben als eine ziemlich feste, höchst freundlich gelegene Burg am Rheine und von Gütern und andern Einkünften so viel, als zur Bestretung seiner beschränkten Ausgaben hinreichte.

Diese drei Ritter hatten von der Schönheit und dem Reichthum der drei Schwestern gehört, und erschienen als Freier. Sie ließen sich bei der Edelfrau melden und wurden alsbald auf die Burg eingeladen. Man führte sie dort in einen großen prächtigen Saal wo

die drei Fräulein an ihren Spinnrocken saßen. Die älteste, Rosaura, war von hohem edlen Wuchs, mit regelmäßigen Zügen, schien aber kalt wie Marmor, und um ihre Lippen schwebte ein Zug von höhnendem Uebermuth. Die zweite, Eudoxie, prangte in der Fülle des kräftigsten Jugendlebens; dagegen glich die jüngste, Irene, einer zartaufblühenden Rosenknospe, die sich schüchtern den Frühlingswinden entfaltet. Rosaura spann einen Goldfaden, Eudoxia einen von Purpur, und Irene saß am Hanfrocken. Die drei Freier folgten den ersten Eindrücken; der Graf suchte Rosaura's Neigung zu gewinnen, der Ritter vom See fühlte sich zu Eudoxien hingezogen und der junge Ritter vom Rhein ließ sich schüchtern neben Irenen nieder. Der Graf und der Seeritter wurden bald mit ihren Damen einig, deren Bedenklichkeiten sich blos innerhalb der Grenzen des Schicklichen hielten. Irene aber sagte zu dem jungen Ritter: „Sagt mir aufrichtig, ob auf Eurer Burg viel Prunk und Lärm ist, ob Ihr den Glanz und die Feste liebt; in dem Falle bin ich keine Gattin für Euch. Mein Sinn geht auf stilles häusliches Glück. Meine Schwestern sind für das große Leben erzogen, darum ließ auch mein Vater, der ein frommer und überaus kluger Mann war, mich allein an sein Sterbebett kommen und sprach: „„Irene, Du wirst glücklich seyn, denn Du liebst nicht den

Schimmer und den eiteln Tand; darum laß, was ich an Geld und Schätzen besitze, Deinen Schwestern. Dir aber gebe ich diese Spindel, die noch von meiner Aeltermutter herrührt. So lange sie in Deiner Familie als ein Kleinod bewahrt wird, so lange wird das Glück nicht von Dir und Deinen Kindern weichen." Wollt Ihr nun, Herr Ritter, keine Dame, sondern eine Hausfrau auf Eure Burg führen, so folge ich Euch gern."

Der Ritter ergriff ihre Hand: „Gott sey Dank, daß ich in Euch eine Gattin finde, wie mein Herz sie wünscht. Auch mir blüht mein Glück nur im einfachen Familienleben; und zum Zeichen, daß das Vermächtniß Eures Vaters mir heilig ist, soll die Spindel von dem Tage unserer Vermählung an in mein Wappen aufgenommen werden."

Die Edelfrau hatte nichts gegen die Wahl ihrer Töchter einzuwenden; doch bestand sie darauf, die Trauung sollte in ihrem Schlosse und für alle drei Paare zugleich geschehen. Drei Tage später zogen die Ritter mit ihren Frauen nach ihrer Heimath.

Die Edelfrau erlebte nicht mehr die Schicksale ihrer Kinder; sie starb sechs Monate nach ihrer Vermählung. Ein halbes Jahr später saß Irene, ihren Erstgebornen auf dem Schooß, auf ihrem Gemach, als ihr Gatte hereintrat. „Ich bringe Dir böse Neuigkeiten", sagte

er: „Unser Schwager, der Graf, hat, nachdem er sein ganzes Vermögen durchgebracht, sich mit einigen Raubrittern verbunden und ist vom Kaiser geächtet worden. Er soll sich nach Frankreich geflüchtet haben.“ „Und Rosaura?“ rief Irene schmerzlich ergriffen.

Ihr Gatte wußte nichts von dem Loose ihrer Schwester. Aber als sie einige Wochen nachher, ihren Säugling auf dem Arme, unter den Linden im Hofe saß, kam eine müde Pilgerin auf sie zugeschritten, in der Irene augenblicklich Rosauren erkannte. Das Wiedersehen der Schwestern war mehr schmerzlich als freudig. Rosaura war eine Bettlerin, aber ihre Schwester bat sie, bei ihr zu bleiben und sich an häusliche Stille und häusliches Glück zu gewöhnen. Von Eudoxien wußte sie nichts. Aber wenige Wochen nachher traf der Ritter vom See unvermuthet auf der Burg seines Schwagers ein und berichtete: Eudoxia habe leichtsinnig weder ihn noch seine Ehre geschont, und er sich darum genöthigt gesehen, sie in ein Kloster zu stecken. Das war ein neuer Schmerz für Irenen, aber sie fand bald Trost in dem Gedanken, wie ihr eigenes Loos so freundlich gefallen, und suchte in ihren Kindern den einfachen, häuslichen Sinn zu entwickeln, der sie selbst zum Glück geführt.

27. Der Ritter von Angelach.

Als der heilige Bernhard im Dom zu Speier das Kreuz predigte, ließen ſich viele Edle am Rhein damit bezeichnen, und unter dieſen auch der Ritter von Angelach, deſſen Burg einige Stunden von Heidelberg lag. Er hatte eine junge ſchöne Gattin und zwei Kinder im zarteſten Alter, zwei hoffnungsvolle Knaben, aber ſo ſehr auch ſein Herz an ihnen hing, ſo ſiegte doch die fromme Schwärmerei jener Zeit über ſein natürliches Gefühl, und er folgte den Zügen der Kreuzfahrer. Vor ſeiner Abreiſe empfahl er Gattin und Kinder dem Schutze des Ritters Konrad von Asbach, der am Neckar wohnte. Es war dieſer aber zwar ein tapferer, aber äußerſt habſüchtiger Mann und ſchnöden Lüſten ergeben.

Ein Jahr war ſeit der Abweſenheit des Ritters von Angelach verfloſſen, als ein Knecht deſſelben mit der Nachricht aus Paläſtina zurückkehrte, ſein Herr ſey in einem Gefecht mit den Ungläubigen an ſeiner Seite gefallen. Als Wahrzeichen brachte er den Ring des Ritters mit, den er dem Todten vom Finger gezogen.

Frau Irma verſank in troſtloſen Schmerz ob dieſer Botſchaft. Sie legte Trauerkleider an und ließ Meſſen leſen für die Ruhe des Hingeſchiedenen.

Sechs Monate gingen ſo vorüber, in welcher Zeit Frau Irma eingezogener als eine Nonne lebte. Da kam eines Tages der Ritter von Asbach nach Angelach und warb um ihre Hand. Die Edelfrau wieß ihn mit Glimpf ab. Deßungeachtet wiederholte er ſeine Werbung immer dringender, bis Frau Irma ſich aufs Beſtimmteſte erklärte, ſie würde nie zur zweiten Ehe ſchreiten. Jetzt legte Konrad die Maske ab; er ließ der Wittwe wiſſen, ſie möchte wählen zwiſchen ſeiner Hand und ſeiner Feindſchaft, und er werde auch ihrer Söhne nicht ſchonen.

Frau Irma wurde von Todesangſt ergriffen. Gern hätte ſie ihr Leben gegeben für ihre Kinder, allein das Opfer, welches ſie bringen ſollte, war größer. Aber nichts iſt zu ſchwer für ein Mutterherz. Sie wollte die Gattin eines Mannes werden, den ſie verabſcheute, nur bat ſie, das Trauerjahr als Wittwe vollenden zu dürfen; mit Mühe erhielt ſie von dem Ritter von Asbach die Bewilligung dazu.

Sechs Monate gingen auf's Neue vorüber, und es nahte der Tag, an welchem Irma ihren Wittwenſchleier mit dem Brautſchleier vertauſchen ſollte. Je näher aber die Stunde herankam, deſto unſäglicher

wurde ihre Qual. Sie zerfloß in Gebet und Thränen, und kam den letzten Tag vor der Vermählung faſt nicht mehr aus der Kapelle. Der Prieſter, dem ſie beichtete, ſprach ihr Troſt zu und ermahnte ſie zum Vertrauen auf Gott, der ja dem Menſchen nicht mehr auflege, als er tragen könne. Auch ſey ihr Leiden ein unverſchuldetes, und ihr bleibe der Troſt eines reinen Gewiſſens. Die Worte des Prieſters wirkten wunderbar auf Irma; ſie fühlte ſich in ihrem Innerſten erleichtert, und verließ die Kapelle weit gefaßter, als ſie dahin gegangen war.

Am Abend deſſelben Tages kam ein Pilger in das Dorf, das in kleiner Entfernung von der Burg lag. Er war in einen dunkeln Mantel gehüllt; aus der zurückgeſchlagenen Kappe ſah ein wildes, keckes Auge hervor; das Haar ſchien früh ergraut; die Züge des Geſichts waren fein, die Wangen von Wind und Wetter gebräunt, um den ſchön geformten Mund lag ein Ausdruck von Bitterkeit, aber wenn er lächelte, verſchwand dieſer Zug, und dieſ.. Lächeln flößte Vertrauen ein. Auf dem Gang durch das Dorf ſchien der Pilger unentſchloſſen, wo er ſeine Einkehr nehmen ſollte, endlich ſetzte er ſeinen Weg fort bis zur Schenke, die am Ende des Dorfes lag. Hier zog er ſeine Kappe über den Kopf und trat hinein.

„Wollt Ihr einem Pilger eine Nachtherberge geben", redete er den Wirth an.

„Gern", antwortete dieſer, und lud den Gaſt ein, an einem Tiſche Platz zu nehmen, an dem bereits der Schmied, der Wagner und der Fleiſcher des Dorfes bei einigen Flaſchen Bier ſaßen. Der Pilger ließ ſich aber an einem andern Tiſche nieder und ſchien nicht große Luſt zu haben, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen. Aber er wurde bald aufmerkſam, als er hörte, daß der Wirth und ſeine übrigen Gäſte ſich über die morgende Vermählung der Edelfrau beſprachen. Wer ihn in dieſem Augenblick beobachtet hätte, der mußte bemerken, daß dieſe Nachricht alle ſeine Geſichtszüge veränderte und er am ganzen Körper zitterte, wie vom Fieberfroſt gerüttelt. „Die arme Dame!" rief jetzt der Wirth; „man redet ſich ſchreckliche Dinge in's Ohr." „Nein, man ſagt ſie laut", fiel der Schmied ein; der Ritter von Asbach hat ihr gedroht, ihre Kinder zu ermorden, wenn ſie nicht einwillige, ihm ihre Hand zu geben."

„Weiß man denn gewiß, daß ihr Gemahl todt iſt?" fragte der Pilger jetzt mit ungewiſſer Stimme.

Der Wirth erzählte die Ausſage des Knechtes, der mit dem Ringe des Ritters von Angelach aus Paläſtina zurückgekehrt.

„Der Knecht hat nicht gelogen", erwiederte der Pilger, „und doch lebt der Ritter von Angelach noch."

„Er lebt!" fragten der Wirth und die Gäſte verwundert.

„Ja", versetzte der Pilger, „denn ich habe die Reise aus Palästina nach Deutschland mit ihm gemacht."

„Er war also nicht todt?" fragte der Wirth.

„Er lag unter den Todten", antwortete der Pilger; „aber glücklicher Weise blieben die Christen Meister des Schlachtfeldes, und als man den Ritter von Angelach mit den übrigen Erschlagenen begraben wollte, bemerkte man noch Zeichen des Lebens an ihm und brachte ihn zu den Spitalbrüdern, wo er, obgleich langsam, doch ganz von seinen Wunden geheilt wurde. Ohne Zweifel wird er noch bei dem Hochzeitfest auf seiner Burg erscheinen."

„Wollte Gott, dem wäre so!" schrieen die Anwesenden einhellig.

„Kann er auf seine Unterthanen rechnen?" fragte der Pilger.

„Wahrlich!" rief der Schmied, und schlug auf den Tisch, daß die Flaschen klirrten. „Wir Alle geben Gut und Blut für unsern guten Herrn."

Jetzt schlug der Pilger seine Kappe zurück. „Seht Euren Herrn", sagte er, und bot ihnen die Hand.

Es wurde nun verabredet, der Schmied, der Wagner und der Fleischer sollten alsbald in Angelach und den umliegenden Dörfern und Meiereien so viel waffenfähige Mannschaft zusammenbieten, als möglich und

sie noch während der Nacht auf die Burg führen, der Wirth aber übernahm es, die Edelfrau auf die Erscheinung ihres Gatten vorzubereiten, damit ihr die Ueberraschung nicht tödtlich werden möge.

So geschah es auch. Am andern Morgen gegen 9 Uhr näherte sich ein großer Zug von Reitern der Burg Angelach. Den Uebrigen voran ritt der Ritter von Asbach, reich gekleidet, und neben ihm drei andere Edelleute, die als Zeugen zu der Trauung geladen waren. In ziemlicher Entfernung folgte ein großer Hause von Bewaffneten. Kaum war aber der Bräutigam mit seinen drei Begleitern über die Zugbrücke eingeritten, als jene plötzlich aufgezogen und er von seinem Gefolge abgeschnitten wurde. Wüthend sprang er vom Pferd und befahl, die Brücke wieder aufzuziehen, aber plötzlich trat ein gewappneter Ritter mit geschlossenem Visir aus der Burg, grüßte die Begleiter des Bräutigams ehrerbietig und sprach dann in ernstem Tone:

„Edle Männer, was verdient der, welcher das Vertrauen eines Biedermannes auf das Schändlichste misbraucht?"

„Das man ihm sein Wappen und sein Schild zerbreche", antwortete der älteste der Edelleute.

„Nun so geschehe Dir, ehrloser Ritter von Asbach" rief jetzt der Gewappnete und nahm den Helm vom Haupte.

„Der Ritter von Angelach“, rieſen Alle, aber Ritter Konrad bebte zuſammen, wie ein Verbrecher, dem ſein Schuldbrief vorgeleſen wird, und konnte keine Worte zur Vertheidigung finden.

Der Ritter von Angelach gab alsbald Befehl, die Zugbrücke für den Ritter von Asbach niederzulaſſen, der ſich auch eilends entfernte. Die Edelleute, welche ihn begleitet hatten, nahmen gern die Einladung des Burgherrn an, ſtatt einer Hochzeit das Feſt ſeiner Heimkehr mit ihm zu feiern.

Der Ritter von Asbach befehdete nachher den von Angelach und fügte ihm großen Schaden bei, aber der Pfalzgraf, als Lehnsherr von dieſem, zwang jenen zum Schadenerſatz, und zerſtörte ſpäter die Burg Asbach, weil der Eigenthümer zuletzt wiederholt den Landfrieden gebrochen.

28. Der Langenſtein.

Zwiſchen Wörrſtadt und Oberolm bei Mainz liegt ein ungeheurer Porphyrfels, der Langenſtein genannt. Davon erzählt die Sage:

Es lebte in Wörrſtadt ein reicher Wucherer, der große Schätze durch Unrecht gewonnen hatte. Aber Tag

und Nacht plagte den Wucherer die Furcht, ſein Gold möchte ihm geſtohlen werden, deswegen vergrub er es, unter geheimnißvollen Sprüchen, auf dem Felde, da, wo jetzt der Langenſtein liegt. Der Teufel ſah ihm zu, und dachte, wie er ihn in ſeinen Sünden hinwegnehmen möge. Da fiel ihm ein, der Verluſt ſeines Schatzes würde ihn ohne Zweifel zum Selbſtmord verleiten, und ſo geſchah es auch. Der Teufel trug das Felſenſtück auf die Stelle, wo das Gold vergraben lag, und als der Wucherer kam und kein Mittel ſah, den ungeheuern Fels wegzubringen, ſo erhing er ſich an einem naheſtehenden Baume.

Seitdem ſitzt manchmal des Nachts eine Eule oder ein Zwerg auf dem Stein und ſcheinen den Schatz zu hüten. Einmal, um das Feſt der Todten, ging gegen Mitternacht ein kecker Burſche aus Mainz an dem Stein vorüber. Da rief ihm das Männlein zu: „Willſt Du Deine Taſchen von dem Schatze füllen, der hier begraben liegt, ſo will ich den Stein wegheben, aber Du mußt mir verſprechen, eine Todſünde zu begehen, doch laſſe ich Dir die Wahl zwiſchen einem Rauſch, einem Ehebruch oder Mord.“ Der Jüngling dachte, was iſt es viel um einen Rauſch, und willigte ein. Der Zwerg wälzte alsbald den Stein weg, und darunter lag eine Menge Geldes, und davon füllte der Jüngling ſeine Taſchen. Der Zwerg rief ihm noch die Warnung nach:

„Erfülle Dein Verſprechen, oder ich verwandle Dein Gold in Kohlen.“

Der Jüngling meinte, er wolle ſich doch lieber ſicher ſtellen, und in der erſten beſten Schenke betrank er ſich, daß ihm beinahe die Sinne vergingen. Er kam ſpät nach Hauſe und fand Niemand mehr wach, als die Frau des Kaufmanns, bei welchem er wohnte, und die ihres Mannes wartete, der noch in Geſchäften auswärts war. Die Frau war jung und ſchön; in dem Jüngling weckte der Rauſch die böſe Begierde und die Frau gab nach. Sie hörten nicht die Nachhauſekunft des Mannes, der ſie in einer Umarmung überraſchte, und ſeine Reitpeitſche ſchwang; aber der jetzt doppelt benebelte Jüngling ergriff ein Meſſer und ſtieß es dem Manne durch die Bruſt.

29. Lauretta von Starkenburg.

Nahe bei Enkirchen an der Moſel liegen auf einem Berge die ſpärlichen Trümmer der alten Starkenburg, von welcher ein Zweig der Grafen von Spanheim den Namen trug. Graf Heinrich II. von Starkenburg hinterließ bei ſeinem Abſterben eine Wittwe, Lauretta mit

Namen, von groſser Schönheit und noch gröſserem Muthe. Nach dem Tode ihres Gemahls hatten ſich viele Herren um ihre Hand beworben, allein ſie zog die Freiheit vor, obgleich ihr Herz nicht ganz unempfindlich war gegen die Lockungen der Liebe. Unter denen, die ihrer Schönheit huldigten, war auch Arnulf von Stein, der auf dem Rheingrafenſtein wohnte. Wenn ihn auch das Glück weniger begünſtigt hatte, als ſeine Nebenbuhler, ſo beſaſs er doch auch Manches, was die Frauen höher anzuſchlagen pflegen, als Geld und Gut. Mit einer edlen Geſtalt verband er gar einnehmende Sitten, und auſserdem hing er an Lauretten mit einer Beſtändigkeit, die ſelbſt in jenen Zeiten Verwunderung erregte. Da er ihre Abneigung gegen eine zweite eheliche Verbindung kannte, ſo tadelte er dieſen Entſchluſs nie und äuſserte oft, er habe keinen andern Wunſch, als ſtets um die zu leben, welche er ſich zur Herrin erkohren, und ſie ſelbſt möge immerhin frei bleiben, wenn ſie ihm nur vergönne, ihre Ketten zu tragen.

Damals ſaſs auf dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Trier ein gar kecker Mann, Balduin mit Namen, der lieber das Schwert trug, als das Rauchfaſs, und der Schrecken aller ſeiner Nachbarn war. Sein Anſehen in Deutſchland muſste groſs ſeyn, denn er hatte zwei Kaiſer auf den Thron geſetzt, und hätte ſie eben ſo leicht wieder herabſtoſsen können. Seine Luſt war auf

den Schlachtfeldern, und er freute ſich weniger an Eroberung als an Zerſtörung. Mit den Grafen von Sponheim, mit den Wild- und Rheingrafen und mit vielen andern beſtand er manche blutige Fehde, verbrannte die Hütten des Landmanns, zerbrach die Burgen und plünderte die Städte. Auch die ſchöne Lauretta wurde von ihm bedroht in einem Augenblicke, da ſie ſich deſſen am wenigſten verſehen konnte. Der Erzbiſchof heuchelte ſogar freundliche Geſinnungen gegen ſie, und der Zwiſt mit denen von Sponheim war längſt vertragen. Da trat eines Tages Arnulf von Stein in ihr Gemach mit bedenklicher Botſchaft. Ein Geſchäft hatte ihn nach Trier geführt, wo der Domdechant ſein Oheim war. Von dieſem erhielt er einen Wink, daß der Erzbiſchof böſe Abſichten gegen Starkenburg hege und unvermuthet als Feind erſcheinen werde.

Lauretta wurde durch dieſe Nachricht betroffen, denn obgleich es ihr gar nicht an Muth gebrach, ſo befand ſie ſich doch keineswegs in der Lage, feindſeligen Angriffen lange widerſtehen zu können, und es war eine Zeit von mehreren Monaten erforderlich, um die gehörigen Vertheidigungsmittel herbeizuſchaffen und zu ordnen.

„Eure Vettern, die von Sponheim, werden Euch zu Hülfe kommen", ſagte Arnulf, als er ihre Beſorgniſſe vernahm.

„Ja, wenn ich erſt angegriffen bin und wenn es zu ſpät iſt", antwortete die Gräfin.

Arnulf ſah ſie an mit einem Blick, der ihre Seele durchdrang. „Theure Gräfin!" rief er, und ein edles Feuer durchglühte ſein ganzes Weſen, „edle Frau! vertraut auf mich und mein getreues Häuflein. Keiner von uns wird fallen, ohne zehn Trierer mit ſich zu reißen, und am Ende möchte die Zahl der übrigen Feinde nicht mehr groß ſeyn."

„Ihr mit den Eurigen ſollt an meiner Seite fechten", erwiederte Lauretta, „und eher mögen mich die Trümmer der Starkenburg begraben, als ich eine Scholle meines Eigenthums an den ſtolzen Balduin abtrete."

„Er macht noch vorher eine Reiſe nach Koblenz", bemerkte Arnulf.

„Zu Lande oder zu Waſſer?" fragte Lauretta in großer Bewegung.

„Zu Schiffe."

Die Gräfin trat an's Fenſter und ſah halb ernſt, halb lächelnd in die Moſel hinab. Sie wendete ſich hierauf zu dem Ritter von Stein mit den Worten:

„Ich will den Erzbiſchof hier auf meiner Burg bewirthen."

Arnulf ſchaute ſie verwundert an.

„Ich werde ihn nöthigen, hereinzutreten, und er

kann es nicht übel nehmen, denn es ſteht ja ſo in der Bibel geſchrieben."

Der Ritter wurde nachdenkend. „Kommt Euch die Sache gefährlich vor?" fragte die Gräfin.

„Ich kenne keine Gefahren, als die Euch drohen", entgegnete Arnulf, „und das eben macht mich unentſchloſſen. Der heilige Vater in Rom wird ſich ſeines Sohnes annehmen, er wird die Gräfin von Starkenburg mit dem Bann belegen. Das kann zur Noth ein Mann tragen; allein — verzeiht edle Frau, für Euch wäre die Laſt unziemlich. Darum überlaßt das Wagſtück mir."

„Nicht um eine Krone", fiel Lauretta ein. „Ihr kennt mich, Herr von Stein!"

„So darf ich doch wenigſtens Eure Leute anführen?"

Die Gräfin willigte in dieſes Begehren und nahm mit dem Ritter Abrede zur Ausführung des Vorhabens.

Die Sache gelang nach Wunſch. Das Schiff, auf welchem Balduin die Moſel herabfuhr, wurde von den Leuten der Gräfin angehalten und er als Gefangener an's Ufer gebracht, wo ſie ſeiner harrte. Nichts in der Welt hätte den ſtolzen Biſchof ſo ſchmerzlich verletzen können, als die Schmach, in die Gewalt eines Weibes zu gerathen; er tobte und drohte, doch die Gräfin

blieb kalt und entſchloſſen. „Herr Erzbiſchof", ſagte ſie, „Ihr wolltet mich ohne Abſage überfallen, darum hielt ich's für klug, Euch zuvorzukommen: Ihr ſeyd mein Gefangener, und ſollt gerade ſo behandelt werden, wie's einem geiſtlichen Herrn ziemt, der ſtatt des Hirtenſtabes das Schwert führt."

Lauretta hatte in einem feſten Thurm ein Gemach einrichten laſſen, worin, neben dem gewöhnlichen Geräthe, ein Altar ſtand. Dahin ließ ſie den Erzbiſchof bringen und ihm zugleich bedeuten, er würde ſo lange ihr Gefangener bleiben, bis er ſich bequemte, die Urfehde zu ſchwören, und allen Schaden zu erſetzen, den er denen von Sponheim und auf Rheingrafenſtein zugefügt.

Der Erzbiſchof war jedoch unbeugſamen Sinnes, und außerdem rechnete er darauf, daß der Papſt ſeine Feindin aus der Gemeinſchaft der Kirche ausſchließen werde, weil ſie es gewagt, ruchloſe Hände an einen Geſalbten des Herrn zu legen. Lauretta ließ indeß keine Furcht aufkommen, und war vielmehr entſchloſſen, auch das Aeußerſte zu wagen. Sie ſetzte ihre Burg in furchtbaren Vertheidigungsſtand, wobei ihr der Ritter von Stein treffliche Dienſte leiſtete. Seine Treue rührte auch ihr Herz, und wenn ſie gleich nicht gewohnt war, von einem Vorſatze abzuweichen, den ſie einmal gefaßt hatte, ſo wußte ſie doch einen Ausweg zu finden.

Die Arbeiten an der Burg waren jetzt vollendet, und der Ritter verschwand plötzlich. Die Gräfin wußte dies nicht zu deuten, und gerieth sogar auf den Gedanken, er könne heimlich hinweggeführt oder ermordet worden seyn. Einer ihrer Leute hatte ihn zum letztenmale in der Gegend des äußersten Wartthurmes erblickt, und da in der Nähe des Thurmes ein Wald lag, so konnten sich leicht einige Feinde darin versteckt halten.

Der Gräfin wurde es erst jetzt klar, wie sehr sie sich an den Umgang mit Arnulf gewöhnt habe, und sie schalt sich ob solcher Schwäche, ohne jedoch sie meistern zu können. Sie sandte einige Späher aus, von denen auch einer so glücklich war, den Ritter zu finden. Er traf ihn in der Stadt Trier, wo er, als Klosterbruder verkleidet, herum ging, und besonders wachsam war, ob nichts gegen die Starkenburg im Werke sey. Auf die Gräfin machte diese Nachricht tiefen Eindruck; sie wußte, daß Arnulf sie unaussprechlich liebe; sie hatte ihm keineswegs ihre entschiedene Abneigung gegen eine zweite Heirath verhehlt, und demungeachtet wagte er sich in die augenscheinlichsten Gefahren, blos um allen Schaden von ihr abzuwenden.

Wäre der Ritter in diesem Augenblick auf der Starkenburg erschienen, und hätte noch einmal den Wunsch nach ihrer Hand blicken lassen, so hätte ohne

Zweifel ihr Herz ſie hingeriſſen; allein es bedurfte bei der Gräfin nur weniger Stunden, um die ſtärkſte Bewegung in ihrem Gemüth zur Ruhe zu bringen.

Zwei Tage nachher kam der Ritter wirklich auf der Starkenburg an, mit der Nachricht, die Trierer hätten bereits eine Menge Volkes aufgebracht, und würden eheſtens ausrücken zur Befreiung ihres Erzbiſchofs.

„Um ſo beſſer", antwortete Lauretta, „bis jetzt war alles nur Spiel, und ich mag den Ernſt lieber."

„Frau Gräfin", ſagte Arnulf, „laßt mich jetzt walten, nur heute und morgen. Wir müſſen vor allen Dingen dem Kirchenbann zuvorkommen."

Lauretta wurde nachdenkend. „In Gottes Namen", rief ſie endlich, „thut, was Ihr vor Euch ſelbſt verantworten könnt."

Der Ritter begab ſich alsbald zum Erzbiſchof ins Gefängniß und erzählte ihm, wie er von Trier komme, wo die Seinigen ungeheure Rüſtungen machten, die Starkenburg zu belagern.

Balduin ſchaute den Ritter mit großen Augen an.

„Auf meine Ritterehre", fuhr dieſer fort, „es iſt die lauterſte Wahrheit, was ich berichte."

„Herr Ritter von Stein", verſetzte der Biſchof, „ich hielt Euch für meinen Widerſacher, und wahrlich, ich hatt's Urſache. War't Ihr nicht der Erſte, welcher auf dem Schiffe Hand an mich legte?"

„Allerdings", verſetzte Arnulf, und ich ſtehe auch jetzt nicht als Euer Freund vor Euch. Doch im Tode müſſen gute Chriſten ſich verſöhnen."

„Im Tode?" ſtammelte Balduin. „Wie meint Ihr das?"

„Ihr kennt mich, Herr Erzbiſchof", erwiederte der Ritter, „und darum werdet Ihr auch der Verſicherung glauben, daß ich feſt entſchloſſen bin, mich mit Euch unter den Ruinen der Starkenburg begraben zu laſſen."

Balduin wurde bleich und Tropfen ſtanden auf ſeiner Stirn. „Ich will mich löſen", ſagte er nach einer Weile.

Arnulf forderte für die Gräfin dreißigtauſend Goldgülden und die Zurückgabe der Güter im Birkenfeldiſchen. Außerdem einen Eid auf die Hoſtie, daß der Biſchof der Gräfin es nicht nachtragen wolle im Böſen. Balduin fand die Bedingungen hart, allein die Umſtände waren gebieteriſch. Er willigte endlich ein, und fertigte zwei von ſeinen Leuten ab, die mit ihm in Gefangenſchaft gerathen waren, um das Geld herbeizuſchaffen.

Der Ritter verfügte ſich jetzt zu der Gräfin und gab ihr Bericht von dem, was er mit dem Biſchofe abgeſchloſſen. Lauretten's Herz war in der That der Furcht nicht ſehr zugänglich; indeß hatte ſie doch die Lage der Dinge gehörig erwogen, und es war ihrem Blicke

nicht entgangen, daß ſie gegen die überlegene Macht von Trier ein gewagtes Spiel ſpiele. Die Klugheit und die Treue, welche der Ritter auch hier wieder bewieſen, mußten ſie immer mehr an ihn binden, und ſie wollte ihren Dank nun auch nicht länger zurückhalten.

„Herr von Stein", begann ſie, nicht ohne ſichtbaren innern Kampf, „ich kenne Eure Neigung zu mir, und Euer Biederſinn hat Euch meinem Herzen ſo werth gemacht, daß ich Euch hoch über alle Männer ſtelle. Ihr wißt aber auch, wie ich über die zweiten Ehen denke, und daß ich nie von einem wohlüberdachten Entſchluß abgehe. Könnt Ihr Euch begnügen mit meiner Hand und mit dem Gedanken, daß ich Euch als Gattin angehöre, ſo will ich den Erzbiſchof bitten, daß er uns traue. Fordert jedoch nie Rechte, welche das Weib am meiſten in die Abhängigkeit des Mannes verſetzen."

Der Ritter warf ſich zu ihren Füßen. „Edle Gräfin!" rief er, „daß Ihr mir mehr angehören wollt, als irgend einem Manne auf der Welt, dies macht mich ſchon überglücklich. Kann ich beſtändig um Euch ſeyn und mit Euch leben, ſo will ich mein Schickſal preiſen und keinem andern Wunſche mehr Raum geben."

Lauretta ließ ſich auch wirklich mit dem Ritter von Stein trauen. Der Erzbiſchof hatte es zwar abgelehnt, die Handlung zu verrichten, aber doch den Burgkaplan dazu ermächtigt. Die Ranzion, welche Balduin

erlegte, wendete die Gräfin zum Bau einer neuen Burg und Stadt an. Frauenburg nannte ſie jene und Trarbach dieſe. Beide ließ ſie durch Werke, die für ihre Zeit Bewunderung erregen, mit der Starkenburg in Verbindung ſetzen, und mochte ſo allen Angriffen ihres mächtigen Gegners trotzen.

Von der Frauenburg bei Trarbach iſt nichts mehr vorhanden und von der Starkenburg ſind nur noch wenige Ruinen übrig, die traurig in das ſchöne Moſelthal herabblicken.

30. Der Minneberg.

Von dem Minneberge iſt ſchon im erſten Theile eine Sage mitgetheilt worden; eine andere geben wir hier.

Am Fuße des Berges war ein heimliches, ſchattiges Plätzchen mit einem kühlen Brunnen. Der Sage nach ſollten in dem Berge zwölf ſchöne Jungfrauen ihren Aufenthalt haben, und von dieſen manchmal eine oder zwei an die Quelle kommen und dort eine Zeit lang verweilen. Auf einer Burg, in der Nähe des Minneberges, lebte ein ſchöner Edelknabe; der kam einmal auf der Jagd in dieſe Gegend, die eben vom Abendroth

beſchienen wurde. Am Brünnlein ſaß ein liebreizendes Mägdlein; die langen goldenen Flechten ihrer Haare hingen von beiden Seiten über die Schultern in den Schoos herab; ihr einfaches weißes Gewand, welches oben durch einen koſtbaren Stein zuſammengehalten wurde, ſchien aus Luft gewebt, und ein himmliſches Lächeln ſchwebte um ihre Lippen. Der Edelknabe faßte ſich ein Herz und trat zu ihr hin und grüßte ſie freundlich. Das Mägdlein dankte eben ſo freundlich, und die Erſcheinung des ſchönen Jägers ſchien ihr nichts weniger als unangenehm. Beide wurden bald im Geſpräch vertrauter, der Edelknabe erklärte ihr ſeine Liebe, und da ſie gleich darauf ſeinen Kuß erwiederte, ſo war das Bündniß geſchloſſen. „Ich bin Dein, aber unter einer Bedingung", ſagte ſie. „Nie darfſt Du nachforſchen, wohin ich von hier gehe, nie mir in meine geheime Wohnung folgen, denn wenn Du den Fuß hineinſetzeſt, ſo darfſt Du ſie ewig nie wieder verlaſſen." Der Edelknabe ſchwur, was ſie verlangte und die erſten Frühlingstage ſeiner Liebe gingen ohne Sturm vorüber. Bald aber plagte ihn die böſe Neugierde; er dachte, er möge wohl unbemerkt von der Geliebten den Eingang in ihre Wohnung erſpähen, und dies gelang ihm auch. Er ſah ſie durch eine Felſenſpalte in den Berg hineingehen. Seine Neugierde wuchs, und er beſchloß, ihr wenigſtens eine kleine Strecke weit in den Berg zu

folgen. Er that es, und ſeit dieſer Zeit hat man nie wieder etwas von dem Edelknaben geſehen und gehört, und auch die ſchöne Bergjungfrau ſoll ſich ſpäter nie wieder haben blicken laſſen.

31. Der Hexenthurm in Bühl.

Auf dem linken Ufer des Bühlerbaches, in dem Theile des Städtchens Bühl, der den Herren von Windegg gehörte, lag noch in den letzten Zeiten ein mächtiger Thurm, der Hexenthurm genannt. Urſprünglich mochte er mit dem kaum hundert Schritte weit entfernten Schloſſe der Windegger in Verbindung geſtanden haben; ſpäter, zur Zeit der unſeligen Hexenproceſſe, wurde er als Gefängniß für dieſe unglücklichen Schlachtopfer des Wahns benutzt.

Damals lebte in Bühl eine ehrbare fromme Matrone, die eine einzige, ſehr ſchöne und ebenſo tugendhafte Tochter hatte, Gertrud mit Namen. Das Mädchen gefiel dem Schloßvogt, der ein Wüſtling war, und er machte der Jungfrau Anträge, die mit Abſcheu zurückgewieſen wurden. Der Burgvogt ergrimmte und ſann auf Rache.

Zufällig begab es ſich, daß Gertrud eines Tages

vor Sonnenaufgang ſogenannte Oſtertaufe oder Waſſer, welches auf Oſtern in katholiſchen Kirchen geweiht wird, auf einen ihrer Mutter gehörigen Acker trug, wie es noch jetzt in jenen Gegenden Sitte iſt, und wodurch man böſe Einwirkungen abzuhalten glaubt. Nun kamen im darauf folgenden Sommer Schwärme von Inſekten, welche die Felder verwüſteten, und was dieſe verſchonten, das zerſchlug der Hagel. Dies brachte den Vogt auf den hölliſchen Gedanken, die arme Gertrud als Hexe anzugeben, die die Inſecten und den Hagel herbeigezaubert. Er hatte gehört, daß ſie eine Flüſſigkeit auf das Feld ausgegoſſen, und dabei einen Spruch hergeſagt. Die Jungfrau hatte nämlich, während ſie das geweihte Waſſer umherſpritzte, ein Vaterunſer gebetet. Keine Anklage fand in jener Zeit leichtern und allgemeinern Glauben, als die auf ein Bündniß mit den böſen Geiſtern. Gertrud wurde als Hexe eingezogen, und um ein Geſtändniß von ihr zu erhalten, erkannte der Richter auf Tortur. Gertrud fühlte, ſie würde unter den Schmerzen der peinlichen Frage erliegen, und bat um einen Beichtvater. Dieſe Bitte konnte man nicht abſchlagen und der Pfarrer wurde gerufen. Es war dies ein frommer Mann, der die Sprache der Unſchuld und Wahrheit verſtand und keine Menſchenfurcht kannte. Ihm wurde die Unſchuld der Jungfrau gewiß, nachdem er ihre Beichte gehört, zumal

da er den Vogt als einen bösen Menschen kannte. Seine Worte weckten in Gertrudens Herzen Vertrauen. „Es ist ein Gott, der die Unschuld schützt", sagte er; „vertraue auf den." Eine hohe Zuversicht zog ein in die Brust der Jungfrau, als er seine Hand auf ihr Haupt legte und ein Gebet sprach. Sie betrat die Folterkammer mit ungemeiner Fassung, aber plötzlich, bei ihrem Eintritt, zersprangen alle Marterinstrumente mit großem Geräusch. Selbst der Henker erblaßte, aber der Vogt, der gegenwärtig stand, rief: „Da sehet Ihr die Zauberin, das ist ein Werk des Teufels; was braucht es mehr Beweise? Verdammt sie zum Scheiterhaufen." Und Gertrude wurde zum Scheiterhaufen verdammt.

Der verhängnißvolle Tag brach an; der Scheiterhaufen war aufgerichtet und im Rücken desselben stieg ein hoher Pfahl empor, an welchem die Verurtheilte festgebunden werden sollte. Eine unermeßliche Volksmenge war herbeigeströmt. Der Pfarrer begleitete die Jungfrau auf ihrem letzten Gange. Er sprach ihr Muth zu. „Er, der Dich von den Qualen der Folter errettet, kann Dich auch vom Tode befreien", sagte er. Gertrud erhob den Blick zum Himmel, und es kam in sie die Gewißheit, Gott könne sie nicht verlassen.

Sie bestieg jetzt den Holzstoß und ließ sich geduldig an den Pfahl binden. Der Pfarrer blieb in ihrer Nähe. Eine tiefe Todesstille lag auf der Menge der Zuschauer,

und in vielen Augen zitterten Thränen. Da wurde das Signal gegeben, und der Holzſtoß an drei Seiten angezündet.

Aber plötzlich fiel aus einer ſchwarzen Wolke, die von Abend heraufgezogen war, ein Schlagregen nieder, der alle Feuer auslöſchte, und im nämlichen Augenblick löſten ſich die Bande der Jungfrau wie von unſichtbarer Hand, und ſie kniete nieder und hob die gefalteten Hände zum Himmel. Der Pfarrer aber rief zu dem verſammelten Volke: „Seht ihr das Zeichen am Himmel? Gott hat gerichtet, denn Menſchen gebieten den Elementen nicht.“

„Gott hat gerichtet!“ ſchrie das Volk, und ſtürzte auf den Vogt los, der nicht weit vom Holzſtoß auf ſeinem Rappen hielt, und mit Noth in der Schnelligkeit deſſelben Rettung fand. Aber der Herr von Windegg, der die Geſchichte erfuhr, ließ ihn als Gefangenen in den Herenthurm werfen, wo er ſich einige Monate ſpäter erhing.

32. Der Raubritter.

Am ſchroffen Abhange des Niederwaldes hängt, wie das Neſt eines Raubvogels, die zerfallene Burg Ehren-

fels, einſt von den Churfürſten von Mainz erbaut. Da lebte in alter Zeit ein Burgvogt, Hanns von Ehrenfels genannt, der eine einzige Tochter, Uta, hatte, deren Schönheit am ganzen Rheinſtrom gerühmt wurde. Ein Edelmann aus Mainz, der ein ſteinreicher Mann war, warb um ſie, aber Uta geſtand ihrem Vater offen, ihr Herz ſey bereits verſagt, und ſie würde ihre Hand nie einem andern Manne geben, als dem jungen Ritter von Reichenſtein.

„Wie, einem Räuber?“ brüllte der Vater.

„Reichenſtein ein Räuber!“ ſtammelte Uta, und alles Blut wich aus ihren Wangen.

„Ja“, verſetzte Hans von Ehrenfels, „der alte und ſein Sohn ſind Raubritter, und der Kaiſer hat geſchworen, alle Raubneſter am Rheine zu zerbrechen und keinen Stein auf dem andern zu laſſen.“

„Nein, nein, es iſt unmöglich!“ rief Uta; „der Vater mag ein Räuber ſeyn, aber der Sohn theilt gewiß ſeine Schuld nicht.“

Der Burgvogt ſah wohl ein, daß es in dieſem Augenblicke unmöglich ſey, die Geſinnung ſeiner Tochter zu ändern und entfernte ſich.

Es war eine ſpäte Abendſtunde; Uta ſaß wie vernichtet in ihrem Gemach, und neben ihr ſtand theilnehmend ihre Dienerin Elsbeth, die ihr Troſt einzu-

ſprechen ſuchte. Aber das Fräulein hörte nicht auf ihre Worte; da trat Elsbeth an's Fenſter, öffnete es und ſchaute hinaus in den Rhein. „Ach Gott!“ rief ſie plötzlich, „da drüben an Hatto's Thurm ſchreitet eine hohe, ſchwarze Geſtalt, und unter dem Felſenloch bei Asmannshauſen leuchtet es wie der Wiederſchein von Flammen.“ Plötzlich ſprang Uta vom Seſſel auf und an's Fenſter. Als ſie die Helle gewahrte, zuckte plötzlich ein Gedanke, wie ein Blitz, durch ihre Seele: wenn es Reichenſtein wäre, das brennte! Wenn die Soldaten des Kaiſers die Feſte ſchon genommen hätten! Sie bat Elsbeth, auf den Thurm zu ſteigen, der eine weite Ausſicht gewährte, und ſich dort umzuſehen. „Ich kann Dich nicht begleiten“, ſetzte ſie hinzu, „denn meine Knie brechen unter mir.“

Elsbeth that, wie ihr befohlen war, und kam bald mit der Nachricht zurück, es ſchiene, daß Rheinſtein und Reichenſtein wirklich in Flammen ſtünden.

Uta hielt ſich mühſam an der Lehne eines Seſſels. Elsbeth trat jetzt wieder an's Fenſter; ſie hörte Ruderſchlag und bemerkte jetzt einen Nachen, der unter der Burg anlegte. Eine hohe Geſtalt ſchwang ſich auf die ſchmale Felſenterraſſe, die ſich am Fuße des Ehrenfels aus den Fluthen erhob, und rief: „Uta! Uta!“ Die Jungfrau erkannte die Stimme ihres Ge-

liebten. Mit dem Ausruf: „Heinrich! Heinrich! Du hier!“ trat ſie an's Fenſter.

„Uta, komm' herab, zu mir, nur auf einige Augenblicke!“ flehte der Ritter. „Reichenſtein brennt, mein Vater iſt todt, ich bin geächtet! Aber ich kann, ich kann nicht von dieſer Gegend ſcheiden, ohne Dich noch einmal an mein Herz zu drücken!“

Uta befahl Elsbeth, ihr zu folgen. Sie ließ durch den Thorwart ſich ein kleines Pförtchen öffnen, welches an den Rhein hinabführte, und wenige Minuten nachher lag ſie in des Ritters Armen.

„Uta“, ſagte er, „ich habe Geld und Koſtbarkeiten gerettet, folge mir. In einem fremden Lande wollen wir uns ankaufen.“

„Ich liebe Dich, wie meine Seele“, antwortete Uta, „und wäre ich Deine Gattin, dann ſollte keine Gewalt mich von Dir trennen. Aber die Tochter darf das Haus des Vaters nicht ohne ſeinen Segen verlaſſen, und die Jungfrau nicht dem Geliebten folgen, ohne den Segen des Prieſters.“

„Ich kann, ich kann nicht von Dir ſcheiden!“ rief der Ritter, indem er ſie krampfhaft an ſeine Bruſt ſchloß.

„Es muß geſchieden ſeyn, Heinrich, leb wohl, leb ewig wohl.“ In dieſem Augenblicke verließen ſie ihre

Lebensgeister; sie hing leblos in den Armen des Ritters; da ergriff diesen der Wahnsinn: er umklammerte sie und stürzte sich mit ihr in die Fluthen des Rheines.

Am andern Morgen fand man ihre Leichname am Ufer.

33. Der Bogenschütze.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, trauern auf einer Höhe die Ruinen der Burg Fürsteneck. Hier lebte, im dreizehnten Jahrhundert, Oswald von Fürsteneck, einer der ersten Bogenschützen seiner Zeit. Sein Todfeind war Wilm von Saneck, dessen Burg in der Nachbarschaft, am alten Sanwald, lag. Lange stellte dieser dem von Fürsteneck hinterlistig nach, und endlich gelang es ihm, als Oswald eines Abends von Bingen in Begleitung eines einzigen Knechtes zurückkehrte, denselben aus einem Hinterhalte zu überfallen, und ihn als Gefangenen nach Saneck zu führen. Dort wurde der Unglückliche in einen tiefen Thurm geworfen, und einige Zeit nachher ließ der Sanecker seinen Feind blenden. Auf Fürsteneck glaubte man anfänglich, als der Ritter nicht mehr heimkehrte, er sey von Räubern erschlagen worden, da man aber nirgends den

Leichnam oder ſonſtige Spuren einer Gewaltthat entdecken konnte, ſo mußte bald ein anderer Argwohn entſtehen.

Oswald hatte einen einzigen Sohn, Edwin mit Namen, der ſeit Kurzem von dem Hoflager in Mainz, wo er den Waffendienſt gelernt hatte, in das väterliche Haus zurückgekehrt war. Dieſer kannte den Groll, den der Ritter von Saneck gegen ſeinen Vater hegte, und auch deſſen Tücke.

Der Gedanke an eine Verrätherei des Saneckers lag hier zu nahe, um nicht von Edwin ſchnell ergriffen zu werden. Wie viele edle Jünglinge jener Zeit, war er geübt in Saitenſpiel und Geſang, und faßte daher den Entſchluß, ſich als fahrender Sänger zu verkleiden, und in dieſer Vermummung Kundſchaft einzuziehen. Mit der Zither auf dem Rücken und dem Wanderſtabe in der Hand, zog er gen Saneck. In einiger Entfernung vom Schloſſe ſetzte er ſich unter einem Baume nieder, und ſeine bekümmerten Blicke hingen feſt an einem hohen, feſten Thurme, der an der nördlichen Seite der Burg angebaut war. Da trat zu ihm ein junger Menſch, deſſen ſeltſame Kleidung und ſcheuen Blicke einen Blödſinnigen oder Wahnſinnigen anzeigten. „Gott grüß Euch, Herr Sänger", hub der Jüngling an. „Warum ſchaut Ihr ſo ernſt auf jenen hohen Thurm hin. Das iſt ein Käfig, in welchem die Vögel eingeſperrt werden, nachdem man ihnen die Schwungfedern ausgeriſſen."

„Es iſt alſo ein Gefängniß?“ fragte Edwin.

„Ich will's Euch wohl ſagen, wenn Ihr mir ein Lied ſingen wollt. Ich liebe gar ſehr den Geſang. Aber verrathen dürft Ihr mich nicht: der alte Wilm iſt ein böſer Mann, er läßt mich manchmal einſperren und bei Waſſer und Brot faſten.“

„Ich will Dir ein Lied ſingen, und dann erzähle mir, und was Du mir vertrauſt, ſoll als ein heiliges Geheimniß in meiner Bruſt ruhen.“

Mit dieſen Worten nahm Edwin ſeine Zither vom Rücken und ſtimmte eine rührende Melodie an. Auf den Jüngling machte dies einen merkwürdigen Eindruck; es ſchienen Erinnerungen in ihm aufzudämmern, und über ſeine Wangen rollten Thränen. Plötzlich ſchien er aber in eine Art von Wuth zu gerathen, ballte die Faust und machte drohende Geberden gegen die Burg Saneck hin.

„Nun erzähle mir, was Du von jenem Thurme weißt“, ſagte Edwin, nachdem er ſein Lied geendet hatte.

Der Jüngling warf einige ſchüchterne Blicke umher, als wollte er ſich überzeugen, daß er nicht belauſcht werde, und raunte dann dem jungen Ritter in's Ohr: „Vor einigen Wochen haben ſie da ein Paar Vögel eingeſperrt, die ſie aus ihrer Freiheit geholt. Ich ſah heimlich zu, wie ſie in den Thurm

geſchleppt wurden, aber mich bemerkte Niemand, denn ſonſt hätten ſie mich mit eingemauert. Der Eine ſchien der Herr, der Andere der Diener; jener ritt einen Schimmel und dieſer einen Rappen.“

„Gott, mein Vater!“ murmelte Edwin vor ſich hin. „Aber wie ihn retten? Ziehe ich mit meinen Mannen vor die Burg, ſo ſetze ich das Leben meines Vaters in Gefahr. Durch Liſt?“ Er verfiel nun in ein langes Nachdenken und beſchloß zuletzt, ſich einige Tage in der Nachbarſchaft zu verbergen und der Gunſt des Zufalls zu vertrauen.

Eine gute Viertelſtunde von Saneck lag eine Kapelle mit einer Klauſe. Der Eremit, der ſie bewohnte, war ein frommer Mann, der den Sänger freundlich aufnahm, und dieſer überzeugte ſich bald, daß er ihm vertrauen könne. Er theilte dem Eremiten ſein Geheimniß mit. „Hier kann nur Gott helfen“, ſagte dieſer, „und ich will mein Gebet mit dem Eurigen vereinen, damit er dort oben uns Licht ſende in dieſer Dunkelheit.“

Edwin brachte die Nacht in der Klauſe des Einſiedlers zu, der mit ihm ſein dürftiges Mahl theilte, und ihm ein ärmliches Lager bereitete. Früh am andern Morgen ſagte er zu ſeinem Gaſt: „Mir iſt dieſe Nacht ein Gedanke gekommen, und ich glaube, der liebe Gott hat ihn mir geſendet. Der Ritter von Saneck

hat eine Gattin, die das Gegentheil ist von ihrem Eheherrn, denn sie fürchtet Gott, ist sanftmüthig und übt Barmherzigkeit. Ich darf von Zeit zu Zeit zu ihr auf das Schloß kommen; dann spricht sie mit mir von erbaulichen Dingen und entläßt mich nie ohne ein kleines Geschenk. Ich will jetzt nach Saneck gehen. Wer weiß, ob es uns nicht frommen kann."

Der Eremit that, wie er gesagt. Nach einer Stunde kam er von der Burg zurück. Er erzählte, daß er die Burgfrau untröstlich gefunden ob der ruchlosen Thaten ihres Mannes. „Morgen", setzte er hinzu, ist ein Fest auf Saneck. Manche Ritter aus der Nachbarschaft sind dazu geladen. Wenn Ihr glaubt, daß Euer Gesicht nicht bekannt sey, so geht hin; dem Sänger werden die Thüren offen stehen. Ihr werdet wenigstens Gelegenheit haben, die Beschaffenheit der Burg kennen zu lernen."

„Mein Gesicht ist diesen Menschen fremd", antwortete Edwin, „denn ich habe bisher in Mainz gelebt und in die Nähe des Erzbischofs wagte sich keiner dieser Raubritter, denn er ist ihr geschworner Feind. Ich will hingehen."

Als Edwin des andern Tages nach Saneck kam, und an die Thüre der Halle trat, wo die zahlreiche Tischgesellschaft versammelt war, schallte ihm die zügellosesste Lustigkeit entgegen. Einige der Gäste bemerkten ihn und riefen ihn hinein, und hießen ihn, bekannte

Zechlieder anſtimmen. Aber der Lärm unterbrach ihn bald, denn den Gäſten war der Wein bereits zu Kopfe geſtiegen, und am meiſten ſchien der Ritter von Saneck von den Dünſten deſſelben umnebelt. Edwin wurde jetzt aufmerkſam auf ein Geſpräch, welches ſich zwiſchen dieſem und ſeinem Nachbar entſpann. „Weißt Du auch, Wilm", ſagte der Nachbar, „daß man Dich im Verdacht hält, Du habeſt den Fürſteneck niedergeworfen und ins Gefängniß geſperrt." „Nicht alle Sagen ſind Lügen", verſetzte der Ritter mit einem gräßlichen Schmunzeln. „Man behauptet ſogar, Du habeſt ihn blenden laſſen", fuhr jener fort. „Nun was iſt's weiter", verſetzte der Sanecker. „Ob eine Kerze von ſelbſt erliſcht oder ausgelöſcht wird, iſt's nicht daſſelbe? Sie hört eben zu brennen auf."

„Schade um ſeine Kunſt im Bogenſchießen", fiel jetzt ein anderer Ritter ein, der das Geſpräch belauſcht hatte.

„Ich wette er trifft auch blind noch das Ziel, wenn man es ihm bemerklich macht", hub der erſte Ritter wieder an. „Topp, ich wette dagegen", rief, aller Beſonnenheit baar, der Sanecker, und gab Befehl, den Gefangenen herbeizuführen.

Edwin's Herz war zu Eis erſtarrt, als er das ſchreckliche Loos ſeines Vaters vernahm; aber im nächſten Augenblick glühte Rachedurſt in allen ſeinen Adern.

Wer ihn beobachtet hätte, der hätte ſein Geheimniß auf ſeinem Geſichte leſen können. Zum Glück dachte Niemand mehr an den anweſenden Sänger, vielmehr gaben die Gäſte, unter denen ſich die Nachricht von der Wette ſchnell verbreitete, ihre wilde Freude an dem Schauſpiel zu erkennen, welches nun vor ihnen aufgeführt werden ſollte. Nur ein einziger Ritter aus dem Sauerthale, der im Gefecht ein Auge verloren hatte, ſchüttelte ernſt und bedenklich das graue Haupt.

Als Kettengeraſſel das Nahen des Gefangenen verkündete, da murmelte der Sänger in ſich ſelbſt hinein: „O brich nicht, armes Herz, denn ich brauche jetzt Muth.“

Vor der Thüre wurden jetzt dem Gefangenen die Feſſeln abgenommen.

„Ritter von Fürſteneck“, lallte der Sanecker, „unter den hier anweſenden Rittern ſind einige, die behaupten, Dein Bogen treffe noch eben ſo ſicher das Ziel, wie ſonſt. Gib uns eine Probe.“

Der Gefangene ſchwieg. Da reichte der Sanecker ihm einen Bogen und Pfeil, und nahm einen ſilbernen Becher von der Tafel und ſtellte ihn auf einen Seitentiſch. In dem Gefangenen ſchien plötzlich ein Gedanke aufzuſteigen: er ſpannte den Bogen, legte den Pfeil auf und ſagte mit feſter Stimme: „Ritter von Saneck, gib mir ein Zeichen, wo Du den Becher hinſetzeſt.“

„Hier", ſagte der Sanecker, indem er den Becher gegen den Tiſch ſtieß.

„Hier", rief der Gefangene faſt in demſelben Augenblick, und ſein Pfeil ſchwirrte, wie das Rauſchen des Todesengels, und haftete im Herzen des Sanckers. Ein wilder Lärm erhob ſich jetzt; einige wollten auf den Gefangenen losſtürzen, aber Edwin warf ſich auf ihn. „Es iſt mein Vater! Ich bin Ritter, und wenn Ihr das Recht und die Ehre liebt, ſo werdet Ihr als Ritter handeln. Der Sanecker hat meinen Vater ohne Abſage niedergeworfen, er hat ihm das Koſtbarſte geraubt, das Licht der Sonne. Wer als Vertheidiger dieſer Unthat auftreten will, dem will ich, wie's Rittern ziemt, mit meinem Schwert Rede ſtehen." Jetzt erhob ſich auch der Ritter aus dem Sauerthale, und ſprach: „Ich mache die Sache des Fürſteneckers zu der meinigen und wehe, wer dem Jünglinge nur ein Haar krümmt und ihn hindern will, ſeinen Vater in Freiheit zu ſetzen."

In dieſem Augenblicke trat die Edelfrau in die Halle, die gehört hatte, was vorgegangen. In ihrer Haltung, in dem hohen Ernſte ihrer Mienen, ſchien ſie den Rittern faſt ein Weſen aus einer andern Welt.

„Ritter", ſprach ſie, „hier hat ein Gottesgericht gewaltet. Mein Gatte iſt heimgegangen in ſeinen Sünden, aber ich will keinen Theil daran. Edwin von Für-

ſteneck, vergib dem Todten und führe Deinen armen Vater nach ſeiner Burg zurück. Was ich noch gut machen kann, will ich thun. Du ſollſt mein Erbe ſeyn."

Der Jüngling lag in den Armen ſeines Vaters. „Nein", rief er, „irdiſches Gut kann den Verluſt des Lichtes nicht erſetzen: Gebt den Armen, was Ihr mir geben wollt, und ſühnt die Seele Eures Gatten. Ich bin von nun an der Führer meines Vaters."

34. Keller's Bild und Kreuz.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts verließ Markgraf Chriſtof den alten Sitz ſeiner Väter und zog in das neue Schloß, welches er auf der Höhe, dicht an der Stadt Baden, ſich erbaut hatte. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Burg blieb ſeine Mutter zurück mit zwei Hoffräulein, einem Kavalier und der nöthigen Bedienung und Bewachung. Dieſer, aus dem Geſchlechte der Freien von Keller, war ein anziehender junger Mann, von etwas leichten Sitten, dem es nicht ſchwer fiel, ſich die Gunſt der Frauen zu erwerben. Eine hatte zuletzt ſein Herz mit ſtarken Banden umſtrickt, die

ſchöne Klara von Tiefenau, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, welches damals noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen war. Ein bequemer Weg, von welchem noch die Spuren vorhanden ſind, führte von der alten Burg Baden nach Kuppenheim durch den dichten Wald, und der Kavalier, unter dem Vorwande der Jagd, ging dieſen Weg täglich in den Frühſtunden oder am Abend ſpät, um die Dame ſeines Herzens wenigſtens auf Augenblicke zu ſehen. Einſt, als er beim hellen Vollmondſchein, wie gewöhnlich, durch den dichten Forſt heimwandelte, und das Horn des Burgwächters eben Mitternacht verkündete, kam ihm plötzlich vor, als ſitze, wenige Schritte von ihm, am Wege eine weibliche Geſtalt, in einen Schleier gehüllt. Der junge Mann dachte bei ſich, hier möge es wohl ein Abentheuer geben, und ſchritt auf die Erſcheinung zu. Allein je näher er derſelben kam, deſto unbeſtimmter wurden ihre Umriſſe, die in einem Nebel zerfloſſen, als der Cavalier ſeine Hand nach ihr ausſtreckte. Jetzt wandelte ihn doch ein kleines Grauen an; da er aber ein muthiges Herz und viel leichten Sinn beſaß, ſo hielt er das Ganze für eine Täuſchung. Um ſich hiervon zu überzeugen, ging er am folgenden Abend, zu derſelben Stunde, wieder an dem Platze vorüber, wo er die Erſcheinung gehabt hatte. Die Geſtalt ſaß, wie geſtern, auf demſelben Flecke, nur hatte ſie

heute den Schleier zurückgeſchlagen und das Haupt auf die Hand geſtützt, während der Wind in ihren langen, auf den Buſen fallenden Locken ſpielte. Der Cavalier ſtutzte einen Augenblick, trat aber dann, ſich ſelbſt ſcheltend, auf die Dame zu, und ſiehe da, ſie löste ſich zum zweiten Male in einen lichten Nebelſtreif auf.

Er theilte das Abentheuer dem Kaſtellan, einem klugen, befahrten Manne, mit, und erfuhr von dieſem: Auf der Stelle, wo der Cavalier die Geſtalt geſehen, ſey in alter Zeit ein heidniſcher Tempel geſtanden, und der Platz ſey verrufen, und Niemand aus der Umgegend wage es, Nachts da vorüberzugehen.

Der junge Mann gehörte weder zu den Furchtſamen, noch zu den Abergläubiſchen; er ließ des andern Tages an der Stelle nachgraben, wo das geheimnißvolle Weſen ihm erſchienen, und bald fand man einen kleinen römiſchen Altar, der, nach der lateiniſchen Inſchrift, den Nymphen des Hains geheiligt war, und einige Schuh tiefer eine weibliche Marmorbüſte. Die Arme und der Theil des Körpers abwärts von der Bruſt fehlten, und waren ſichtlich abgeſchlagen worden; dagegen konnte man keinen ſchönern, huldvollern Mädchenkopf ſehen. Der erſte Frühlingstraum des Lebens ſchien um Stirn und Augen zu ſpielen; ein Schleier umhüllte nur einen Theil der reichen Locken, die den jugendlichen Buſen zum Theil bedeckten. Der Cavalier

ließ den Altar und das Marmorbild auf dem Platze aufstellen, wo sie ausgegraben worden, und so entstand der Name: Kellers Bild.

In der Brust des jungen Mannes hatte jedoch die schöne Marmornymphe eine wahnsinnige Liebe entzündet, und obgleich die Erscheinung im Walde etwas Unheimliches, Gespenstisches hatte, so vermochte er sein Herz doch nicht lange zu meistern, sondern wandelte einst um Mitternacht, als die Sichel des Mondes seinen Pfad beleuchtete, zu dem Bilde. Am Fuße des Altars saß die jungfräuliche Gestalt, die er schon zweimal gesehen. Allein diesmal zerfloß sie nicht, wie sonst, in Nebel; vielmehr wurde sie immer körperlicher und sichtbarer, je näher ihr der Cavalier kam.

Ein beherzter Knecht aus der Burg war ihm aus Neugier insgeheim gefolgt und blieb in einiger Entfernung stehen. Er sah, wie der Cavalier mit der Jungfrau ein Gespräch begann, aber als er sie nun in seine Arme schloß, da wandelte den Knecht ein solches Grauen an, daß er eiligst nach der Burg zurückfloh. Am andern Morgen fand man den Cavalier todt in einiger Entfernung von dem Altar liegen. Das Marmorbild war verschwunden.

Kellers Bruder ließ den Altar zerschlagen und an dessen Stelle einen Bildstock mit dem Zeichen der Erlö-

ſung errichten; auf dem Platz aber, wo man den Leichnam gefunden, ein ſteinernes Kreuz. Beide ſtehen noch am alten Wege, der von der Burg Baden nach Kuppenheim führt.

35. Tiefenau.

In der ſumpfigen Niederung, rechts an der Straße nach Sinsheim, eine Stunde vom Rhein, liegt die Meierei Tiefenau. Ueppige Wieſen liegen um dieſelbe her, und ein tiefer Bach fließt langſam durch die Ebene. Der ganze Grund ſoll früher ein tiefer See geweſen ſeyn, von deſſen Entſtehung eine ſeltſame Sage erzählt wird.

Vor vielen Jahren ſtand hier ein Frauenkloſter, in welchem aber wenig Zucht und Sitte herrſchte.

In einer kalten Winternacht klopfte ein ſchwacher Greis an der Pforte und bat um Obdach für die Nacht. Die unfreundliche Pförtnerin wieß ihn ab mit harten Worten. Er flehte vergebens. Selbſt die Priorin und ihre Mitſchweſtern fühlten kein Mitleid beim Anblick des Greiſes; nur eine junge Novizin, welche mit Widerwillen den Schleier genommen und

das Gelübde noch nicht abgelegt hatte, bat für den Unglücklichen, aber umsonst. Man spottete ihrer, und die Pforte wurde vor dem armen Wanderer verschlossen. Da berührte dieser mit seinem Stabe die Erde und das Kloster versank plötzlich in ihren Schoos, der sich flammensprühend öffnete, und die dunkeln Wasser eines Sees nahmen die Stelle ein, aber auf dem See schwamm noch ein kleines Eiland, und auf dem Eiland stand unversehrt die Novizin, und der Greis reichte ihr seine Hand und führte sie an das Ufer.

„Kehre heim zu den Deinigen", sagte er freundlich. „Ich weiß, Du hast einen Geliebten, aber seine Eltern wollen nicht einwilligen in Deine Verbindung mit ihm, weil Du arm bist. Führe ihn morgen um die Mitternachtstunde an diesen See, und Du wirst hier Deinen Brautschatz finden."

Die Jungfrau that, wie der Greis ihr geheißen. Am folgenden Tage, um Mitternacht, kam sie mit ihrem Verlobten an den See, und siehe, als die Glocke im nächsten Dorfe Zwölfe schlug, bewegte sich das Wasser; drei Nonnen stiegen daraus hervor mit einem schweren Sacke beladen, den sie zu den Füßen der Jungfrau niederlegten, und dann sich wieder mit Aechzen in den See stürzten. Der Sack war mit Gold angefüllt.

Nach und nach vertrocknete der See und wurde zum freundlichen Wiesengrund. Aber noch sieht man nicht selten aus dem Wiesengrunde Nebelgestalten aufsteigen, die wie Nonnen gestaltet sind, und bisweilen noch soll man aus der Tiefe einen melancholischen Chorgesang vernehmen.

36. Die Hütte bei Ebersteinburg.

In der Nähe der Burg Alteberstein, wo der Stammsitz der Grafen war, stand in alter Zeit ein Nonnenkloster, welches wahrscheinlich bei der Belagerung dieser Burg zerstört wurde. An der Stelle desselben sollen noch manchmal in heitern Nächten weiße Gestalten sichtbar seyn, und die Umwohner wollen noch bisweilen eine liebliche Musik von da vernehmen.

Ein armer Mann hatte auf dem Platze, wo das Kloster gestanden, sich ein kleines Häuschen erbaut, und da er kein Geld hatte, den Maurer und Zimmermann zu bezahlen, so arbeitete er alles selbst und das Häuslein war bei seinem Entstehen schon baufällig. Nach seinem Tode wohnte seine Wittwe darin, eine fromme, emsige Frau, die sich mühsam nährte.

Einſt in einer ſtürmiſchen Nacht ſaß ſie noch ſpät am Spinnrad und ſang ein geiſtliches Lied. Da klopfte es am Fenſter und ſie hörte dreimal ihren Namen rufen. Die Frau dachte, es möge ein verirrter Wanderer ſeyn, der ein Obdach ſuche; darum ſtand ſie auf, bezeichnete ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, und ging vor die Thüre. Da ſie Niemanden ſah, ging ſie noch einige Schritte weiter auf dem Wege hin, der zu ihrer Hütte führte, und rief: „Iſt Jemand da, der ein Obdach ſucht?“ Aber in demſelben Augenblicke wichen die ſchlecht gefügten Balken ihres Häuslein auseinander und es ſtürzte krachend zuſammen.

Die gute Frau dankte Gott, der ſie ſo wunderbar errettet. Menſchenfreunde ließen ihre Hütte wieder aufbauen und ſie lebte noch lange darin.

37. Der Klingel.

Wir haben von dieſer Kapelle bei Gernsbach bereits eine Sage mitgetheilt, und geben hier noch eine zweite.

In uralter Zeit ſoll hier eine heidniſche Zauberin gelebt haben; als aber das Chriſtenthum ſich auch in

dieſer Gegend ausbreitete, wählte ein Eremit dieſe heimliche Stelle, baute unter den Eichen eine Zelle und pflanzte daneben ein Kreuz auf. Einſt in der Nacht hörte er vor ſeiner Thüre eine klagende Stimme; er erhob ſich von ſeinem ärmlichen Lager, zündete eine Lampe an und ging hinaus unter die Bäume. Da ſah er ein junges, ſchönes Weib an der Erde ſitzen, in einem Gewand, welches die ſchwellenden Formen ihres Leibes nur ſchwach verhüllte; die langen Haare fielen auf ihren Buſen und in der Hand hielt ſie einen Stab, worauf allerlei wunderliche Zeichen eingeſchnitten waren. „Die Nacht iſt kalt und es beginnt zu regnen", ſagte ſie; „gib mir eine Zuflucht in Deiner Klauſe." Der Eremit wollte ihre Bitte gewähren, allein ſie weigerte ſich, in die Klauſe zu treten, bevor der Eremit das Kreuz am Eingange entfernt hätte. Dieſem ward es bei dieſem Begehren unheimlich zu Muthe, aber in ſeinem Herzen regte ſich die böſe Begierde und er wankte einige Augenblicke; aber bald ermannte er ſich und ſprach ein Gebet zur heiligen Jungfrau. Plötzlich vernahm man den Schall eines Glöckleins, und beim erſten Tone verſchwand die geſpenſtiſche Erſcheinung. Das Glöcklein aber klang noch immer fort: der Eremit ging dem Tone nach und fand im Gebüſch ein metallenes Glöcklein, welches ſich hin und herbewegte. Er baute aus Baum-

rinde eine Kapelle und hing das Glöcklein hinein. Später wurde die Kapelle von Mauersteinen aufgebaut und erhielt den Namen: Der Klingel.

38. Der Grafensprung.

Ein felsiger Abhang des Berges, auf welchem Neu-Eberstein liegt, und gegen die Murg hin eine Platte bildet, von welcher man tief in den Strom hinabschaut, heißt der Grafensprung. Die Entstehung des Namens hat sich in folgender Sage erhalten.

Ein Graf von Eberstein hatte eine schöne Tochter, um welche viele Herren aus der Nähe und Ferne warben. Sie wies aber jeden Antrag mit Kälte zurück. Anfänglich meinte der Vater, es sey Abneigung gegen die Ehe überhaupt; als er aber seine Tochter eine Zeit lang genauer beobachtete, da mußte er auf den Argwohn gerathen, daß sich die Liebe bereits in ihrem Herzen eingenistet. Eines Tages bemerkte er, daß einer seiner Edelknaben auf seiner Brust eine Schleife verbarg von rosenrother Seide, welches die Lieblingsfarbe seiner Tochter war. Jetzt erst wurde ihm manches klar, was ihm früher dunkel geblieben. Es war kein Zweifel,

die Gräfin Ida liebte den jungen Fant, der zwar aus einem uralten Geschlechte, aber arm war. Was ihm jedoch das Glück versagt, das hatte ihm die Natur in reichlichem Maaße verliehen: eine schöne Gestalt, ein feines Gefühl, kühnen Muth und rasche Entschlossenheit. Die Liebenden konnten sich nie ohne Zeugen als nur auf Augenblicke sehen, aber in der Gesellschaft suchten sich ihre Blicke immerwährend und wurden die Verräther ihres Geheimnisses.

Der Graf hatte nur erst Verdacht und wollte sich Gewißheit verschaffen. Ein großer Wolf verbreitete um diese Zeit Schrecken in der Gegend. Der Graf ließ eines Tages, in Gegenwart seiner Tochter, den Edelknaben zu sich kommen, und befahl ihm, auf den Wolf Jagd zu machen; die Jungfrau erblaßte bei diesem Auftrag; ein Zittern kam in ihre Knie. „Bedenkt doch, Vater!" rief sie, sich selbst vergessend, „bedenkt doch, welche Gefahr dabei ist!"

„Ich kenne keine Gefahr, denn ich bin ein Diener des Grafen von Eberstein", sagte der Edelknabe, und sein muthiges Herz schwoll in der Brust. Er entfernte sich schnell, aber die Gräfin sank halb ohnmächtig auf einen Sessel. Der Vater schaute sie streng an. „Dirne", zürnte er, „ich lese in Deinem Herzen: Du liebst diesen Milchbart?"

„Ja, Vater, ich liebe ihn, weil er edel ist", ant-

wortete die Jungfrau, und sank zu seinen Füßen. „Verzeihung, Verzeihung mir und ihm.“

Der Graf besann sich eine Weile, dann sagte er höhnisch: „Der Bursche hat sich gerühmt, daß er keine Furcht kenne: wohlan! Er soll die Felsenwand an der Murg hinabreiten, und der Preis sey Deine Hand.“

Als der Edelknabe dies erfuhr, zögerte er keinen Augenblick, sondern rief: „Die Gräfin oder den Tod!“ Er bestieg ein Pferd, empfahl seine Seele dem Himmel, und als er an den Vorsprung kam, der jetzt der Grafensprung heißt, gab er seinem Roß die Sporen und sprengte in die Murg hinab; aber das Roß überschlug im Sprunge und stürzte mit seinem Reiter in den Strom, der brausend über ihnen zusammenschlug.

Die junge Gräfin sprach von diesem Augenblicke an kein Wort mehr. Ihr Verstand litt zusehends, und man fand sie eines Tages todt auf dem Grafensprunge.

39. Die Teufelsmühle.

Einst hatte sich ein Müller, der sehr eigensinnig und heftiger Gemüthsart war, an der Murg eine Mühle erbaut; aber die Stelle war schlecht gewählt,

das Waſſer trat daſelbſt oft aus und der Gang der Mühle wurde gehemmt. Das verdroß den Müller ſehr, und als einſt das Waſſer von allen Seiten in ſeine Mühle eingedrungen war, da rief der Müller in vollem Grimm: „So wollt' ich, daß mir der Teufel eine Mühle auf den Steinberg erbaute, die nie weder zu viel noch zu wenig Waſſer hätte.“ Kaum waren die Worte aus ſeinem Munde, ſo ſtand auch der Teufel ſchon vor ihm, und erklärte ſich bereit, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Nur zu der Bedingung konnte ſich der Müller lange nicht verſtehen. Seine Seele ſollte er dem böſen Geiſte verſchreiben. Endlich willigte er ein, wenn ihm jener vierzig ſorgenfreie Lebensjahre verſichere, und den Bau einer fehlerfreien Mühle auf dem Steinberge, die aber in der erſten Nacht vor dem Hahnenſchrei fertig ſeyn müſſe. Der Teufel hielt Wort und holte nach Mitternacht den Müller ab, die neue Mühle in Augenſchein zu nehmen. Der Müller fand Alles in Ordnung; das Gebäude war feſt und zweckmäßig eingerichtet; ein ſtarker Waldbach trieb ein oberſchlächtiges Rad für ſechs Gänge. Zuletzt bemerkte der Müller doch, daß noch ein unentbehrlicher Stein fehle. Er machte den Teufel darauf aufmerkſam, der auch alsbald forteilte, den Stein herbeizuholen. Schon ſchwebte er mit demſelben in den Lüften, gerade über der Mühle, da krähte der Hahn im nahen Dorfe Loſſenau. Er-

grimmt hierüber, ſchleuderte er den Stein auf die Mühle herab, ſtürzte ihm nach und riß brüllend die Mühle auseinander, daß nichts blieb, als ein Haufe Trümmer, die zum Theil noch jetzt den Steinberg bedecken, der davon den Namen Teufelsmühle erhielt. In der Nähe ſieht man ſieben Felſenkammern, die zur Mühle des Teufels gehörten und unter liegen in wilder Miſchung Felsblöcke und Steine.

40. Hilpertsloch.

Hilpert hieß urſprünglich der Berg, der jetzt als höchſt anmuthiger Landſitz blüht, und den Namen Amalienberg trägt. Am Abhange gegen die Murg ſieht man in dem Felſen den Eingang einer Höhle, die tief in den Berg hineinzieht. Seit lange hat es Niemand gewagt, in dieſen finſtern, mit mephitiſchen Dünſten angefüllten Gang einzudringen; der Sage nach ſoll er ſich bis unter die Spitalkirche in Baden hinziehen und früher eine reiche Ausbeute an verſchiedenen Erzen gegeben haben.

Vor vielen Jahren kam ein Bergknappe, der Arbeit ſuchte, in das Murgthal. Da er dieſe hier nicht

finden konnte, wollte er wenigſtens die Gegend durchforſchen, und kam auch an den Eingang der Höhle; er ging hinein und ſtellte Unterſuchungen an, die günſtig für ihn ausgefallen ſeyn mochten, denn er ließ ſich jetzt häuslich mit ſeiner Frau in Saggenau nieder und man ſah ihn jeden Morgen mit ſeinem Gezäh und einem Grubenlicht der Höhle zuwandern; des Abends kehrte er wieder nach Hauſe und trug die Ausbeute des Tages in einem Tuche. Niemand wußte, was er in dem Gange treibe, noch was er an Erzen gewinne. Es mußte jedoch nicht unbedeutend geweſen ſeyn, denn er lebte mit ſeinem Weibe ganz gemächlich.

So ging es viele Jahre hindurch; aber eines Morgens waren der Bergmann und ſeine Frau verſchwunden, und Niemand wußte, wohin ſie gekommen.

Hilpert hieß der Bergmann, und von ihm erhielt die Höhle den Namen: Hilpertsloch.

42. Das Brigittenſchloß.

Hohinrot war der urſprüngliche Name der Burg, welche ſpäter den Namen des Brigittenſchloſſes erhielt, und von welchem bereits oben eine Sage mitgetheilt

werden. Von dem Untergange des Geſchlechtes wird folgendes erzählt:

Der letzte Ritter von Hohinrot heirathete die Tochter eines Edlen aus der Nachbarſchaft, Namens Brigitte. Sie war ſchön und tugendſam, hatte aber ihre Hand dem Ritter von Hohinrot nur aus Gehorſam gegen ihren Vater gegeben, denn von Jugend auf war ihr der Gehorſam gegen die Eltern als die erſte Pflicht einer Tochter eingeprägt worden. Schott von Hohinrot beſaß, außer einer einnehmenden Geſtalt, wenig Anziehendes. Er wußte mit dem Leben nichts anzufangen, darum griff er nach jeder Zerſtreuung, und wie gewiſſenhaft auch Brigitte alle Pflichten der Hausfrau erfüllte, ſo wurde ihm ihr Umgang doch bald langweilig. Ein Jahr ging ſo vorüber ſeit dem Trauungstage, und auf Hohinrot wurde es immer trübſeliger. Da kam Frau Brigitte auf den Gedanken, eine junge Waiſe zu ſich zu nehmen, die mit ihr verwandt war. Gertrud von Boſenſtein, ſo hieß das Mädchen, war hübſch und von heiterem Sinne. Sie ſpielte die Harfe und ſang die Lieder, welche Rudolf von Ems, Hug von Montfort und andere Meiſter damals in lieblichen Weiſen dichteten. Frau Brigitte dachte, es ſey Pflicht, ſich des verlaſſenen Mägdleins anzunehmen, und außerdem hegte ſie die Hoffnung, Gertrud werde durch ihren heitern Sinn, durch ihre kleinen Talente und ihre Lebendigkeit

die Langeweile auf Hohinrot verſcheuchen und die finſtere Stirn ihres Eheherrn ein wenig glätten. So geſchah es auch wirklich; der Ritter wurde bald freundlicher und theilnehmender als gewöhnlich, und ſchien an der jungen Waiſe von Tag zu Tag größeres Vergnügen zu finden. Es währte jedoch nicht lange, ſo bemerkte Frau Brigitte, daß ihr Eheherr dem Fräulein mit mehr als gewöhnlichem Wohlwollen zugethan ſey. Da ſie jedoch verſtändig war und ſanften Gemüthes, ſo ſuchte ſie ihren Argwohn zu verbergen und verdoppelte ihre Gefälligkeiten gegen die Jungfrau und den Ritter, um ſie zum Gefühl ihres Unrechts zu bringen. Das Fräulein war jedoch verſchmitzt und argliſtig; während ſie ſich in Brigitten's Gegenwart weniger Zwang auflegte, blieb ſie, wenn ſie ſich mit dem Ritter allein befand, kalt und ſpröde, ſpielte die Züchtige, ſprach von weiblichen Pflichten, und beklagte das Schickſal, welches ihr, vom früheſten Kindesalter an, harte Prüfungen auferlegt.

Eines Tages beſuchte Frau Brigitte eine kranke Frau auf dem Walde, denn es war eine ihrer liebſten Beſchäftigungen, in die Wohnungen des Elendes Troſt und Hülfe zu bringen. Der Ritter benutzte ihre Abweſenheit zu einer Unterredung mit Gertruden, die er unter den Linden am Eingange in den Schloßgarten ſitzend fand. Das Mädchen ſchien zu erſchrecken,

als sie die Annäherung des Ritters gewahr wurde, und bedeckte sich die Augen mit beiden Händen. Der Ritter starrte sie eine Weile an, und ein Geist des Abgrundes gab ihm schwarze Gedanken ein. „Gertrud", sagte er endlich, „würdet Ihr mir wohl Eure Hand reichen, wenn — wenn Brigitte sterben sollte?"

„Ist sie krank?" fragte die Jungfrau, und konnte eine Aufwallung von Freude mit Mühe unterdrücken. — „Man stirbt oft unvermuthet", antwortete der Herr von Hohinrot, „und Mancher legt sich heute gesund nieder und sieht den Morgen nicht mehr."

„Aber Frau Brigitte sieht gar nicht aus, wie eine Braut des Todes", entgegnete Gertrud. „Sie kann älter werden als ich."

„Das ist keine Antwort auf meine Frage", fiel der Ritter ärgerlich ein; „ich will wissen, wie Eure Gesinnung gegen mich ist."

„Wenn Eure Hausfrau aus dem Kreise der Lebenden scheidet, so könnt Ihr auf meine Hand rechnen", antwortete jetzt die Jungfrau mit verstellter Schüchternheit. „Aber Ihr dürft Euch um meines Besitzes willen kein Verbrechen erlauben", setzte sie hinzu, denn sie ahnete wohl, was in der Seele des Ritters verging.

Der Herr von Hohinrot hatte den Tod seines Ehegemahls beschlossen, und schritt im Wahnsinn wilder Leidenschaft zur raschen That.

Eine Stunde von Hohinrot lebte ein Einſiedler, Namens Jonas. Er war früher Soldat geweſen und Geſelle eines Raubritters, hatte nachher ſich lange mit Strauchdieben herumgetrieben, und auch den Verdacht auf ſich geladen, bei einigen Mordthaten mit geholfen zu haben. Später, ſagte man, ſey er in ſich gegangen, habe einen benachbarten Abt aus Räuberhänden gerettet, und durch dieſen Begnadigung erhalten. Der dankbare Abt baute ihm eine Klauſe und eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, und hier lebte Bruder Jonas ſeit vielen Jahren in unſträflichem Wandel und unter ſtrengen Bußübungen, weswegen ihn auch Viele wie einen Heiligen ehrten, während Andere dieſe plötzliche Sinnesänderung verdächtig fanden und ihn der Heuchelei bezüchtigten. Dieſer Meinung war auch der Ritter von Hohinrot, und er zweifelte keinen Augenblick, Bruder Jonas ſey der rechte Mann für ſeine Abſichten.

Er ging alsbald nach der Einſiedelei, wo er den Bruder eben in ſeinem Gärtchen beſchäftigt fand. Erſt wollte der Ritter den Klausner ausholen und ihn den Zweck ſeines Beſuches errathen laſſen, allein bei der Aufregung in ſeinem Innern gelang ihm dies ſchlecht, und er mußte zuletzt dem Bruder ſeinen Anſchlag mit unverblümten Worten mittheilen.

Dieſer ſah ihn ernſt und traurig an. „Edler

Ritter", sagte er, „das Schuldbuch meines Lebens ist nicht klein, aber ich habe es seit lange geschlossen und werde den Frieden, den ich mit Gott gemacht, nie wieder brechen. Ich beschwöre Euch, Herr, widersteht der Versuchung zur Sünde; sie kann dem Menschen nur Verderben bringen."

„Du bist ein listiger Fuchs!" rief der Ritter, aber mich sollst Du nicht bethören. Auch weist Du mein Geheimniß, und Du bringst entweder meine Frau zur ewigen Ruhe, oder —" hier legte er die Hand an's Schwert.

Der Eremit dachte einige Minuten nach. „Wohlan ich will thun nach Eurem Begehren, aber Euer sey die Schuld und die Verantwortung." Der Ritter eilte jetzt nach Hause und harrte des günstigen Augenblickes zur Vollziehung seiner blutigen That.

Frau Brigitte hatte die Gewohnheit, an gewissen Tagen nach der Antoniuskapelle zu wallfahrten. Sie ging meist ohne Begleitung, nur von einem Windspiele gefolgt. Eines Tages machte sie ebenfalls diesen Gang. Da sie länger ausblieb, als gewöhnlich, zeigte der Herr von Hohinrot eine seltsame Unruhe, und als endlich der Abend hereinbrach, und sie noch immer nicht zurück war, schickte der Ritter einen Knecht in die Einsiedelei, der kam aber mit der Nachricht zurück, die Edelfrau sey dort gar nicht gesehen worden. Der Ritter schrack zu-

ſammen bei dieſer Kunde; Brigittens Tod ſchien ihm nun gewiß, obgleich er aber denſelben befohlen hatte, ſo regte ſich doch das anklagende Gewiſſen und die Furcht vor der Entdeckung. Bald kam dazu die Beſorgniß, Brigitte könne Argwohn geſchöpft haben und entflohen ſeyn. Am Abend des andern Tages erſchien der Eremit auf Hohinrot, und berichtete, die Edelfrau ſey im Walde ermordet gefunden worden; wilde Thiere hätten ſich auf den Leichnam geworfen und die Geſtalt ganz unkenntlich gemacht, darum habe er die Todte in die Kapelle gebracht und dort begraben.

Der Ritter gab dem Eremiten eine Handvoll Goldſtücke zur Belohnung und verſchloß ſich in ſein Gemach.

Nach drei Monaten wurde die Trauer für Brigitten auf Hohinrot abgelegt, und die Vermählung des Ritters mit Gertruden feſtgeſetzt. Zum Hochzeitfeſte wurden viele benachbarte Edle geladen, und ein ſtattlicher Zug begleitete das Brautpaar nach der Burgkapelle, wo die Trauung vor ſich gehen ſollte. Bei der Frage des Prieſters, ob Jemand gegen die Rechtmäßigkeit dieſer Verbindung Einwendung zu machen habe, vernahm man aus dem umherſtehenden Haufen ein lautes „Ja!“ Eine weiße, verſchleierte Geſtalt ſchritt jetzt langſam und feierlich, wie eine Geiſtererſcheinung zum Altare; eine ängſtliche Stille herrſchte in der Kapelle, den Ritter und die Braut durchlief ein geheimes Grauen, und

beide erſtarrten zu bleichen Marmorbildern, als die Geſtalt nun vor ihnen ſtand, und den Schleier zurückſchlug. Es war Brigitte. Die Umſtehenden wichen ſcheu zurück, denn ſie waren ungewiß, ob es die Edelfrau wirklich ſey, oder ihr Geiſt.

Sie war es wirklich. Der Einſiedler hatte ſie von den Abſichten ihres Gatten unterrichtet, und mit ihr verabredet, ſie einſtweilen für todt auszugeben um allen Gefahren und Nachſtellungen zu entgehen. Brigitte hielt ſich in einem nahen Frauenkloſter verborgen bis zu dieſem Tage.

In dem Ritter erwachte zugleich die Stimme des Gewiſſens und die Furcht vor Schande und Strafe. Er übergab Brigitten ſeine Burg und ſeine Güter und ging als Layenbruder in ein Kloſter.

Das Fräulein verſchwand, ohne das man je erfahren, wohin ſie ſich begeben. Frau Brigitte lebte forthin in ſtiller, klöſterlicher Abgeſchiedenheit auf Hohinrot; ſie wurde die Wohlthäterin aller Armen und Leidenden, denen ſie Hülfe leiſten konnte. Hohinrot erhielt von dieſer Zeit an den Namen des Brigittenſchloſſes, den die Ruinen noch jetzt tragen.

42. Die drei Jungfrauen aus dem See.

Ohngefähr in der Mitte des schönen Thales von Ober-Kappel, da, wo der Weg vom Mummelsee herabführt, liegen mehrere zerstreute Wohnungen, die zusammen den Zinken Seebach ausmachen. Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so ist es auch hier Sitte, daß die jungen Mädchen mit ihren Kunkeln an den langen Winterabenden sich abwechselnd in einer der Wohnungen versammeln, um sich beim Spinnen die Zeit angenehmer zu vertreiben. „Zur Spinnstube" nennt man es. Auch unverheirathete Burschen finden sich dabei ein, doch beschränkt sich Alles auf ehrbare Kurzweil.

Vor vielen Jahren war eines Abends die Spinnstube bei dem reichen Erlfried, und war eben recht munter und guter Dinge, als die Thür sich öffnete und drei weißgekleidete Jungfrauen hereintraten von ausnehmender Schönheit, jede ein niedliches Spinnrädchen von ungewöhnlicher Form in der Hand. Sittsam grüßten sie die Gesellschaft, und die eine von ihnen fragte mit sanfter Stimme, ob man ihnen, als friedliche Nachbarinnen, nicht gestatten wolle, Theil zu nehmen an der Unterhaltung der Spinnstube. Augenblicklich, doch nicht

ohne Verwunderung, ward es den unbekannten Nachbarinnen zugeſtanden; man ſetzte für ſie Stühle in den Kreis und bald ſchnurrten ihre Rädchen mit denen der übrigen Spinnerinnen um die Wette. Durch dieſen unerwarteten Beſuch war freilich die unbefangene Heiterkeit des kleinen Kreiſes geſtört worden, und Alle fühlten eine gewiſſe Scheu; als aber die Jungfrauen mit allen ſo freundlich ſprachen, und mit ihren klaren Augen ſo offen und traulich umherblickten, ſo verlor ſich allmählich das fremde Weſen, und bald war die vorige Munterkeit und der harmloſe Frohſinn wieder hergeſtellt.

Von nun an fehlten die drei Fremden in keiner Spinnſtube mehr. Sobald der Abend dämmerte, erſchienen ſie, aber mit dem Glockenſchlag eilf nahmen ſie Kunkel und Spinnrad und gingen hinweg; da half kein Bitten, kein Zureden. Nichts konnte ſie vermögen, über die eilfte Stunde zu bleiben. Man wußte nicht, woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; doch ſagte man ſich in's Ohr, es ſeyen Fräulein aus dem Mummelſee, und bald nannte man ſie nicht anders, als die drei Schweſtern vom See. Seit ſie aber in's Thal gekommen, gingen Mädchen und Burſche noch einmal ſo gern zur Spinnſtube. Sie wußten viele neue Lieder mit anmuthigen Weiſen, erzählten hübſche Geſchichten, und die Spinnerinnen brachten vollere Spulen und feineren Faden

nach Hauſe, als früher, wenn ſchon ihr Geſpinnſt mit dem der Fremden an Feinheit und Silberglanz nicht zu vergleichen war. Die Burſche aber waren unerſchöpflich im Lobe der reizenden Schweſtern, was manchen kleinen Zwiſt mit den Mädchen herbeiführte; dieſe grollten jedoch keineswegs mit den Schweſtern vom See, denn ihr Betragen blieb immer züchtig und ehrbar. Vor Allem war es der Sohn des reichen Erlfried, der an den Seejungfrauen großes Wohlgefallen fand, und an eine derſelben ſein Herz verloren hatte. Darum ärgerte es ihn am meiſten, daß ſie jeglichen Abend ſo früh aufbrachen, und einſt kam er auf den Gedanken, die hölzerne Wanduhr um eine Stunde zurückzuſtellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Lachen verflog auch diesmal die Zeit; endlich ſchlug es eilf ſtatt der Mitternachtſtunde; die Jungfrauen nahmen ihre Räder und entfernten ſich.

Am andern Morgen gingen Holzhauer am See vorüber; dieſe vernahmen aus der Tiefe ein ſeltſames Wimmern und Stöhnen, und auf der Oberfläche ſchwammen drei große Blutflecken. Der junge Erlfried war in derſelben Nacht noch ſchwer erkrankt, und in drei Tagen eine Leiche. Die drei Schweſtern aber wurden nie wieder im Thale geſehen.

43. Baden und das Wildbad.

Einſt hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrnwieſer Sees. Da ſtieg ein ſchwarzer Stier aus demſelben hervor und geſellte ſich zu den andern Rindern. Aber alsbald kam ein kleines Männlein nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Dieſer wollte nicht gehorchen; da bat das Männlein zwei von den Hirten, ſie möchten ihm doch den Stier in den See treiben helfen. Dieſe waren dazu bereitwillig, und es gelang ihnen, den Stier bis an den Rand des Sees zu treiben, von wo er ſich augenblicklich in das Waſſer ſtürzte und nicht mehr geſehen wurde. Das Männlein im Rattenpelz aber ſagte zu den Knaben: „Hier ſchenke ich Jedem von Euch einen Stein; wohin Ihr ihn werfen mögt, da entſpringt auf der Stelle ein warmer Quell, der heilſame Kräfte beſitzt für manches Leiden der Menſchen.“ Die Knaben nahmen die Steine und bewahrten ſie lange auf. Zufällig kam ſpäter einer derſelben in das Thal, wo jetzt Baden liegt, und er ruhte ſich aus auf dem Hügel, auf welchem die meiſten und wärmſten der Heilquellen Badens entſpringen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten, nahm ihn aus der

Tasche, und ließ ihn den Fels, auf welchem er saß, hinabkollern, und siehe da, wo der Stein den Stein berührte, öffnete sich eine Spalte im Fels, aus welchem heißes Wasser quoll. So entstanden der Ursprung, und die Höllenquelle und die Klosterquelle in Baden. Der andere Hirt aber warf seinen Stein in dem Thale nieder, wo das Wildbad hervorsprudelt.

44. Die Seeweiblein.

Einige kecke Junggesellen aus der Stadt Strasburg wollten einst den Mummelsee besuchen, und hatten bereits die Hornisgründe vor sich. Aber nun wußten sie nicht, welchen Weg sie einschlagen sollten, um zu dem See zu gelangen. Da kamen drei schöne muntere Dirnen daher, die kicherten und lustige Lieder sangen. Einer der Gesellen fragte die Mädchen nach dem Wege zum Mummelsee, diese aber antworteten: „Es ist auch unser Weg, und ihr dürft uns nur folgen.“ Den Junggesellen war das sehr gelegen, denn die Dirnen gefielen ihnen, und der, welcher gefragt hatte, wollte der einen einen Kuß rauben; diese aber antwortete lachend: „Ei, bei uns ist es nicht Sitte, daß der Führer den

Wanderer bezahlt, ſondern umgekehrt, wenn ihr aber vielleicht eure Küſſe für gute Münze haltet, ſo ſeyd ihr im Irrthume. In unſern Bergen gilt dergleichen nicht.“ Nach ungefähr einer Stunde langte die kleine Geſellſchaft unter Lachen und Scherzen am Mummelſee an. „Hier iſt der See, den ihr ſucht“, ſagte die Eine. „Und wo iſt denn eure Wohnung?“ fragte ein Jüngling. „Ganz in der Nähe“, war die Antwort. „Ihr ſeyd aber wohl müde und ſehnt euch nach Erfriſchungen. Wenn ihr uns folgen wollt, ſo ſollt ihr bedient werden.“ Mit dieſen Worten reichten die Jungfrauen den Geſellen die Hände mit ſo freundlichen Blicken, daß dieſen das Herz aufging und ihren Führerinnen raſchen Schrittes auf das Moos folgten, das den Rand des Sees bedeckte. Dieſes wich jedoch unter ihren Füßen, und plumps, lagen die Jünglinge mit den Mädchen im Waſſer. Dieſe ſchwammen luſtig, wie die Enten, auf der Oberfläche umher; jene aber zappelten, wie Fiſche an der Angel, und ſchrieen um Hülfe. Schon fingen ſie zu ſinken an und Todesangſt bemächtigte ſich ihrer, da erbarmten ſich die Jungfrauen und nahmen ſie und trugen ſie an's Ufer. „Jetzt ſeyd ihr wohl erfriſcht“, begann die Eine, und die Andern lachten aus vollem Halſe, und unter weit ſchallendem Gelächter ſtürzten ſie ſich wieder in den See. „Habt ihr einmal Luſt, uns zu beſuchen“, riefen ſie den Jungge-

sellen noch beim Untertauchen zu, „hier unten ist unsere Wohnung, und ihr sollt uns willkommen seyn. Grüßt eure Bräute, wenn ihr nach Hause kommt.“

Die Gesellen sahen sich einander ganz verdutzt an und legten sich in die Sonne, um trocken zu werden.

45. Der Wildsee.

Unweit des Mummelsees, in der Nähe der zerstörten Abtei Allerheiligen, liegt ebenfalls ein Bergsee, der den Namen Wildsee führt. Bindet man Steinchen, oder Erbsen, oder etwas dergleichen in ungerader Zahl in ein Tuch und hängt es in den See, so verändert sich's in gerade, und umgekehrt, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. Wirft man Steine in seine Tiefe, so fängt er an zu brausen und zu tosen; der heitere Himmel trübt sich, und es entsteht ein Ungewitter mit Sturmwind und Hagel.

Den 21. Juli des Jahres 1756 soll aus einem kleinen Wölkchen, das in der Größe eines runden Hutes aus diesem See aufstieg, sich aber nach und nach ausbreitete, eines der furchtbarsten Gewitter entstanden seyn, welches in einem Umkreis von acht

Stunden alles zu Grunde richtete. Die brauſenden Wogen des Sees ſtiegen über ſeine Ufer, ſtürzten in die Thäler hinab, und riſſen über 400 Häuſer mit ſich fort.

Einſt jagte ein frecher Wilddieb in dieſer Gegend. Der Forſtwart traf ihn an und ſtellte ihn zur Rede, aber der Wildſchütz legte ſein Gewehr auf ihn an und ſchoß ihm eine Kugel durch das Herz. Als die That geſchehen war, überfiel eine unſägliche Angſt den Mörder; er fürchtete, durch den Leichnam verrathen zu werden, deshalb lud er den Todten auf ſeine Schultern und trug ihn zum Wildſee. So ſchwer war ihm nie eine Laſt geworden. Keuchend und badend in Schweiß kam er ans Ufer und ſtürzte die Leiche in die Tiefe. Aber alsbald fing es in den dunkeln Gewäſſern zu kochen und zu ſprudeln an, der Himmel verfinſterte ſich, der Donner rollte, und Blitze zuckten, wie feurige Schlangen, durch die Nacht. Todesgrauen faßte den Verbrecher: er wollte entfliehen, aber in der Haſt verwickelte er ſich in einen Dornſtrauch, der am Ufer ſtand. Immer lauter rollte das Ungewitter über ſeinem Haupte; immer wilder lärmte der See, und ſchon benetzten ſeine Wellen die Füße des Wildſchützen, der ſich in der ſteigenden Angſt immer mehr in den Dornſtrauch verwickelte. Da wollte er ſich mit Anſtrengung aller Kraft losreißen, aber er

verlor das Gleichgewicht und stürzte in den See. Jetzt schwieg plötzlich der Donner, der Himmel wurde heiter, der Spiegel des Sees stand wie unbewegt, aber am östlichen Ufer hatte er zwei Leichname ausgespült, die friedlich nebeneinander lagen: es waren die Leichen des Forstwarts und des Wildschützen.

46. Die Belagerung von Neueberstein.

Im Jahr 1357 gerieth Graf Eberhard von Würtemberg mit dem Grafen Wolf von Eberstein, sonst der gleißende Wolf genannt, in eine schwere Fehde, in welche auch Wolf's Bruder, Graf Wilhelm auf Neueberstein verwickelt wurde. Der Würtemberger zog mit großer Heeresmacht vor Alteberstein und zerstörte die Burg. Fast zu derselben Zeit entstand aber auch eine große Unzufriedenheit unter dem schwäbischen Adel, und dieser errichtete einige Jahre später einen Bund unter dem würtembergischen und benachbarten Adel, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt wurde. Haupt desselben war Graf Wolf von Eberstein, der mit einigen Fehdegenossen einen Anschlag auf

Graf Eberhard machte. Dieſer hielt ſich damals mit ſeinem Sohne im Wildbade auf, und die Verſchworenen hatten ſo gute Kundſchafter, daß ihr Plan auf Vater und Sohn kaum mislingen konnte. Sie wurden jedoch, als das Städtlein bereits in den Händen der Feinde war, durch einen Hirten gerettet, der ſie ſchleunigſt unbekannte Gebirgswege führte.

Eberhard klagte die Eberſteiner und ihre Mitverbündeten bei dem Kaiſer als Landfriedensbrecher an; dieſer ernannte den Grafen von Oettingen als Richter, und der Graf lud die von Eberſtein und ihre Helfer vor ſeinen Richterſtuhl, aber Niemand erſchien. Jetzt wurde vom Kaiſer die Acht gegen ſie ausgeſprochen, und es erging an einige Herren und die Reichsſtädte Strasburg und in Schwaben der Befehl, mit ihren Truppen zu Graf Eberhard zu ſtoßen, dem man geſtattete, die Reichsfahne zu führen. Aber Markgraf Rudolf von Baden begünſtigte heimlich ſeine Vettern, die Eberſteiner, und Pfalzgraf Ruprecht von der Pfalz erklärte, die Grafen von Eberſtein ſeyen verurtheilt worden, ohne daß man ſie gehört habe; außerdem ſey Graf Wilhelm von Eberſtein ſein Lehensmann und er müſſe dieſen ſchützen.

Unterdeſſen zog Graf Eberhard mit Truppen der Reichsſtädte vor Neueberſtein; der Pfalzgraf ſchlug einen Vergleich durch Schiedsrichter vor und begab ſich

ſelbſt in das Lager vor Eberſtein. Eberhard wollte aber keinen der vorgeſchlagenen Schiedsrichter annehmen.

Auf Neueberſtein führte Wolf von Wunnenſtein den Befehl. Er hatte den erſten Gedanken zur Stiftung des Bundes der Martinsvögel gegeben, und Eberhard hatte ſeine Burg niedergebrannt. Er hatte eine Tochter, Ida mit Namen, die er mit ſich nach Eberſtein nahm, weil er ſonſt nirgends Sicherheit für ſie wußte. Die beiden Grafen von Eberſtein hatten ſich nach Baden geflüchtet und ihm die Vertheidigung ihrer Burg anvertraut, weil er ein einſichtsvoller tapferer Krieger war.

Unter den Belagerungstruppen befand ſich auch ein Fähnlein aus Heilbronn, welches von einem jungen, in der Reichsſtadt angeſeſſenen Edelmanne, Georg vom Stein, angeführt wurde. Der junge Rittersmann hatte längſt für die ſchöne Ida eine heftige Leidenſchaft gehegt und auch Gelegenheit gefunden, ihr ſeine Liebe zu erklären. Ida war gegen ihn nicht gleichgültig; das wußte ihr Vater, und darauf baute er einen Plan zur Rettung von Eberſtein. Er ließ Graf Eberhard wiſſen, wie er geneigt ſey, eine Kapitulation abzuſchließen; man möge ihm daher den Ritter von Stein als Unterhändler ſchicken, denn nur mit dieſem allein werde er einen Vertrag ſchließen. Eberhard willigte ein und Georg, nachdem er vorher die feierliche Zuſicherung eines freien Geleites erhalten, begab ſich nach der Burg. Der

Wunnenſteiner ſtellte ihm jetzt vor, wie Graf Eberhard ebenſowohl der Feind der Reichsſtädte als des Adels ſey, wie er nach und nach beide ſich unterwürfig machen werde. Nur um ihrer Freiheit willen hätten ja die St[illegible]gler ſich verbunden, und ihr Bund ſey ebenſowohl zum Frommen der freien Städte als des Adels geſchloſſen. Georg ſchien das einzuſehen, denn in der That war Eberhard ſo wenig ein Freund der freien Städte als der Ritterſchaft. Während der Unterredung trat Fräulein Ida in's Gemach. „Ihr hier, Herr von Stein?“ ſagte ſie entſchuldigend.

„Ihr hättet mich wohl nicht hier erwartet“, bemerkte der Ritter.

„Wenigſtens nicht unter unſern Feinden“, erwiederte das Fräulein.

Der Ritter gerieth in die größte Verlegenheit. Er betheuerte, daß er noch immer ſein Leben einſetzen werde zur Erhaltung des ihrigen.

„Das ſind eitle Verſicherungen“, verſetzte Ida. „Sagt, was wird meines Vaters Loos und das meinige ſeyn, wenn vielleicht Eberſtein durch Sturm genommen werden ſollte?“

„Neueberſtein ſoll nicht geſtürmt werden!“ rief Georg; „und Ihr, Ida, und Euer Vater ſollt nicht in die Hände Eurer Feinde fallen.“

„Wie wollt Ihr Eurem Worte Kraft geben?“ fragte der Wunnenſteiner.

„Wie? das iſt meine Sache", entgegnete der Anführer, „aber laßt mich die Hoffnung mit mir nehmen, daß, wenn Ihr wieder frei ſeyd, Ida meiner noch in Liebe gedenken werde."

„Rechnet auf die Dankbarkeit des Vaters und der Tochter", erwiederte der Wunnenſteiner; und Georg ſchied, von den Reizen des Fräuleins noch feſter gefeſſelt, als zuvor.

Bei ſeiner Zurückkunft in's Lager gab er Graf Eberhard Nachricht von dem Erfolg ſeiner Sendung. „Die Belagerten", ſagte er, „ſuchten nur Zeit zu gewinnen und ſchienen auf Hülfe vom Pfalzgrafen und Markgraf Rudolf von Baden zu rechnen. Gegen die Führer der reichsſtädtiſchen Fähnlein führte er jedoch eine andere Sprache: Er machte ſie aufmerkſam auf die wachſende Macht des Würtembergers, der auch die freien Städte unterjochen werde, wenn er erſt den Adel bezwungen hätte. „Wir arbeiten", ſetzte er hinzu, „an unſerm eigenen Untergange und opfern unſere beſten Kräfte für einen gefährlichen Feind, deſſen ehrgeizige Abſichten keinem von euch verborgen ſeyn können."

Dieſe Worte wirkten um ſo ſtärker auf die reichsſtädtiſchen Führer, je unzufriedener ſie ſchon über den langſamen Gang der Belagerung waren, und da ohnehin ſchon längſt unter vielen ein Mistrauen gegen den Grafen von Würtemberg herrſchte. Georg ſuchte zu-

gleich die Nachricht zu verbreiten, der Pfalzgraf bereite einen Einfall in Schwaben vor, was denn auch die Folge hatte, daß eines Morgens ſämmtliche Anführer des reichsſtädtiſchen Zuzugs in ſein Zelt traten und ihm ihren Entſchluß erklärten, mit ihren Truppen heimzuziehen, wenn er ſich ihnen anſchließen wolle. Nach einigen unbedeutenden Einwürfen, unter denen Georg ſeine Freude über die gelungene Liſt zu verbergen ſuchte, wurde beſchloſſen, dieſen Entſchluß zuerſt dem Grafen und dann ihren Truppen zu eröffnen, und am nächſten Morgen abzuziehen. Eberhard bat und zürnte und tobte, verſprach und drohte: Alles war umſonſt, zumal als die Soldaten erfuhren, was vorging. Alles ſchrie: „Nach Hauſe! nach Hauſe!“ und dem Grafen von Würtemberg blieb nichts übrig, als gehen zu laſſen, was er nicht zurückhalten konnte. Am andern Morgen, vor Anbruch der Dämmerung, verließen die Truppen der Städte Strasburg, Heilbronn, Eßlingen, Augsburg, Ulm, Nördlingen u. ſ. w. das Lager und zogen in tiefer Stille ab, um die Belagerten nicht aufmerkſam zu machen. Dieſe erfuhren aber bald, was vorgegangen war, und machten häufige Ausfälle, ſo daß ſich Graf Eberhard bald zu ſchwach fühlte, die Belagerung mit Erfolg fortzuſetzen. Wenige Tage nach dem Abzug der Hülfstruppen hob er die Belagerung auf, und kehrte in ſein Land zurück. Georg vom Stein ver-

gaß ſeiner Geliebten nicht. Als Eberſtein wieder frei war, begab er ſich ſelbſt dahin, und ſeine Werbung wurde vom Vater und der Tochter freundlich aufgenommen, denn er hatte ja Wort gehalten.

47. Wendelgard von Eberſtein.

Die Gräfin Wendelgardis von Eberſtein war an Ulrich Grafen im Linzgau und Buchhorn verheirathet. Bei dem Einfalle der Ungarn in Bayern zog der Graf gegen ſie, wurde aber gefangen und weggeführt. Die Gräfin hielt ihn für todt, und ging darum, mit Bewilligung Biſchof Salomo's III. von Conſtanz, aus dem uralten Geſchlechte der Ramſchweg, in's Kloſter, und ließ auch jährlich zu Buchhorn eine Todtenmeſſe zum Gedächtniß ihres Gemahls halten, der ſie jedesmal beiwohnte.

Als ſie nun im Jahr 919 wieder nach Buchhorn gegangen war, und nach geendigter Meſſe die gewöhnliche Spende an die Armen austheilte, da trat ein Pilger in ziemlich zerlumpter Kleidung zu ihr und bat demüthig um eine Gabe; als ihm aber die Gräfin ein Silberſtück darreichte, nahm er ſie in ſeine Arme und

drückte ſie an ſeine Bruſt. Die Umſtehenden drängten ſich hinzu, um ihn zu ergreifen, und für ſolche Ungebühr mit Schlägen zu ſtrafen; er aber rief: „Ich habe der Schläge ſchon genug erduldet, ich bin Graf Ulrich, und dieſe hier iſt meine getreue Hausfrau, die mich für todt gehalten, während ich in harter Gefangenſchaft ſchmachtete.“

Wendelgard erkannte jetzt ihren Gemahl, und die Freude des Wiederſehens war groß. Der Biſchof von Conſtanz ſprach ſie frei von ihrem Gelübde; ſie kehrte nach Buchhorn zurück, und Graf Ulrich ſchenkte dem Kloſter, worin ſie den Schleier genommen hatte, einen Zehnten im Rheinthal.

Die Gräfin ſtarb ein Jahr darauf in den Wochen; ihr Sohn Burkhard wurde im Kloſter St. Gallen erzogen und im Jahr 959 zum Abt daſelbſt erwählt.

48. Die Burg Calw.

Unter Conrad dem Salier hauſ'te auf dieſer Burg Ritter Diebold, ein trotziger, übermüthiger Geſelle, der ſeine Luſt an Fehden hatte, und die Ruhe als ſeine Erbfeindin haßte. Der Kaiſer hielt ſtreng auf Gerech-

tigkeit, und beſonders ſuchte er den Räubereien der Edeln Einhalt zu thun. So lange Conrad in Deutſchland blieb, hielt ſich auch Herr Diebold ziemlich ſtill auf ſeiner Burg, aber kaum war jener nach Italien gezogen, ſo ſtürzte er flugs, wie der Habicht, aus ſeinem Felſenneſt, warf Reiſende nieder, plünderte Kirchen und Klöſter und wurde der Schrecken der ganzen Gegend. Umſonſt waren die Warnungen ſeiner Freunde, umſonſt die Drohungen der Aebte, umſonſt die Thränen ſeiner Hausfrau Gieſela, die fromm und menſchlich war. Ritter Diebold ging ſeinen Weg keck und übermüthig fort, zog des mit Helm und Schwert beliehenen Raubgeſindels noch mehr an ſich und trieb es zuletzt ſo arg, daß die Klagen bis nach Rom zu den Ohren des Kaiſers gelangten. Conrad ergrimmte darob, und ſchwur, dem Geſindel über den Hals zu kommen, wie ein Wetter, und ihnen Krallen und Schnäbel abzuhacken, damit die Raubluſt ſie verlaſſen müſſe. Wirklich brach er auch mit einem kleinen Heere nach Schwaben auf. Herr Diebold erfuhr dies nicht ſobald, als ſein Uebermuth ſank und kleinliche Furcht ſich ſeiner bemeiſterte. Er verbarg ſich auf ſein Gemach, nahm blos Brot und Waſſer zu ſich, als ob ſeine Schuld durch Selbſtbeſtrafung gemindert würde, und ſah ſich ſchon als Geächteter in unwirthbaren Wildniſſen umherirren, von Hunger und Menſchen verfolgt. In dieſem Zuſtande

überraſchte ihn ſeine treue Gieſela. Bei ihrem Anblick bedeckte er ſich das Geſicht mit beiden Händen.

„Ich möchte Dir gerne Troſt zuſprechen", ſagte ſie ſanft, nahm ſeine Hände in die ihrigen und drückte ſie an ſeine Bruſt.

„Du?" entgegnete er mit dem Tone des kleinen Glaubens, der in kleinen Seelen wohnt.

„Es iſt jetzt nicht Zeit, vom Vergangenen zu reden, laß uns einzig auf die Zukunft denken."

Diebold ſchrack zuſammen. „Die Zukunft? Die wird entſetzlich ſeyn. Ich werde als ein Geächteter nirgends ein Obdach finden, unſere Burg wird zerſtört werden und Dir nichts übrig bleiben, als unſer Töchterlein auf den Arm zu nehmen und das Mitleid anzufleben.

„Du haſt noch Freunde."

„Mitſchuldige! willſt Du ſagen. Deine Anverwandten werden Dir vielleicht ein Kämmerlein einräumen, aber für mich ſind die Herzen und die Thüren verſchloſſen, denn über meinem Scheitel hängt das Schwert der Vergeltung.

„So laß uns fliehen und irgend einen Winkel aufſuchen, wo wir, fern von Menſchen, im Verborgenen leben können."

„Und wovon leben? Von den Eicheln des Waldes und den Wurzeln der Erde."

„Haben wir doch Hände, können wir doch arbeiten und unser dürftiges Brot gewinnen.“

„Und Du wolltest dieses Loos mit mir theilen?“

„Ich habe Dir Treue gelobt bis in den Tod, und will mein Gelübde halten.“

„O ich Sünder bin nicht werth, Dich Engel zu besitzen“, rief Diebold, der sich durch den Adel seines Weibes erhoben fühlte. Er warf sich vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee; sie richtete ihn auf, drückte ihn an ihre Brust und sagte unter Thränen: „Ich hoffe, das Unglück soll Dich mir und der Tugend zurückbringen.“ Hierauf machten sie einen Entwurf zu ihrer Flucht, die sie auch selbige Nacht noch in's Werk setzten.

Gegen Mitternacht steckte der Ritter an Gold und Kostbarkeiten zu sich, was er besaß, nahm sein Töchterlein auf den Arm und verließ, von der treuen Gattin begleitet, die väterliche Burg. Der Mond leuchtete den Flüchtlingen auf ihrem einsamen Wege.

Nach ungefähr einer halben Stunde erreichten sie einen Hügel, von wo sie das Schloß Calw zum letztenmale sehen konnten. Unwillkührlich blieb der Ritter stehen und schaute zurück nach dem geliebten Aufenthalte, den er nun verlassen sollte auf immer. Mit brennenden Thränen im Auge rief er: „Lebe wohl, Burg meiner Väter! wo sie im Glück geborgen lebten, weil sie das Gesetz ehrten! Umsonst hoffte ich, zu altern

unter deinem Dache und dich einſt meinen Kindern und Enkeln zu hinterlaſſen. Bald wirſt Du nur ein öder Steinhaufen ſeyn, bei deſſen Anblick der Wanderer mein Gedächtniß verwünſcht."

Bei dieſen Worten ſtellte er die kleine Agnes zur Erde, warf ſich auf die Kniee nieder, faltete die Hände zum Himmel, und flehte, ſein unſchuldiges Kind nicht büßen zu laſſen die Verbrechen des Vaters.

Auf Gieſela's Zuſpruch raffte er ſich auf, und ſie ſetzten ihren Weg ſtill fort, und jedes in ſich gekehrt. Bei Tagesanbruch waren ſie ſchon ziemlich weit von ihrer Burg entfernt und gelangten in einen finſtern Wald, in deſſen Schatten ſie ſich an einer Quelle lagerten, um ein Stündchen auszuruhen. Nachdem ſie ſich in etwas erquickt und geſtärkt hatten, ſchlugen ſie, einen wenig betretenen Fußſteig ein, der ſie gegen Mittag an das Ufer der Nagold brachte, die ſich hier durch ein anmuthiges Thal ſchlängelte. Sie wanderten noch eine ziemliche Strecke längs dem Fluſſe hin und gelangten mit Sonnenuntergang an eine Hütte, die an einen Garten und ein eingehägtes Feld ſtieß. Ein bejahrter Mann ſaß vor der Hütte; als er die Wanderer gewahrte, ſtand er auf, ging ihnen entgegen und bot ihnen eine Nachtherberge unter ſeinem Dache an. Beim ländlichen Abendmahl erzählte der treuherzige Wirth mancherlei aus ſeinem vergangenen

Leben, wie er ein lockerer Kämpe geweſen, manchen luſtigen Schwank ausgeübt, ſich hierauf in die Tochter des Fiſchers, der dieſe Hütte bewohnt, verliebt und ſie geehelicht habe. „Sie ſtarb vor einem halben Jahr", ſetzte er hinzu, „meine Söhne zogen nach Paläſtina, wo der eine ertrank und der andere in der Sklaverei ſeufzt. Dahin will ich nun auch pilgern und ihn zu löſen ſuchen."

Auf die Frage Diebold's, ob er das nöthige Geld beſitze, antwortete der Alte: was ihm noch fehle, wolle er bei frommen Chriſten ſammeln. Da erbot ſich Diebold, ihm ſeine Hütte und ſein kleines Feld abzukaufen und reichlich zu bezahlen. Der Mann war dies ſehr zufrieden und überließ dem Wanderer ſeine ganze kleine Wirthſchaft, wozu auch einige Ziegen gehörten, für eine Summe, die wohl zureichen mochte, ſeinen Sohn loszukaufen.

Des andern Morgens trat der Alte ſeine Pilgrimfahrt nach Paläſtina an, und der Ritter und ſeine Hausfrau ſuchten ſich in ihrem neuen Hausweſen einzurichten. Willig griff Diebold nach dem Grabſcheit, und arbeitete im Schweiße ſeines Angeſichtes, ob es ihm gleich ziemlich ſauer wurde, und je härter ſein Tagewerk war, deſto leichter wurde ihm das Herz. Frau Gieſela beſorgte den Garten und die Küche, und beide gewöhnten ſich nach und nach

an die ſtille Beſchränktheit. Nach einigen Monaten genaß ſie von einem geſunden, wohlgeſtalteten Knäblein, welches Diebold ſelbſt taufte, und ihm dem Namen Heinrich beilegte.

Unterdeſſen war Kaiſer Konrad im Fluge nach Schwaben gekommen und hatte die Burg Calw zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Er ließ durch ſeine Reiſigen mehrere Raubneſter zerſtören und ſprach eine ſchwere Acht aus über die Verächter der Geſetze. Streng und unerbittlich ließ er ſogar die zurückgebliebenen Kinder der Geflüchteten hinrichten, weil er beſorgte, ſie möchten ihren Vätern ähnlich werden. Eines Tages beluſtigte er ſich mit der Jagd. Indem er einen raſchen Sechszehnender verfolgte, verirrte er ſich im dichten Walde vom Wege und ſeinem Gefolge; auf ein wiederholtes Zeichen mit ſeinem Hüfthorn geſellten ſich zwei ſeiner Knechte zu ihm, die aber der Gegend ſo wenig kundig waren, als er. Endlich gelangten ſie an das Ufer der Nagold, zu der Hütte des Ritters, wo ſie anklopften und um ein Nachtlager baten. Diebold hieß die Fremdlinge willkommen, ging hinaus und zündete ein Licht an. Aber wie erſchrack er, als er damit in die Stube kam und den Kaiſer erkannte. Er hielt ſich nun für verloren und glaubte, Konrad habe ſeinen Aufenthalt erfahren und ſey gekommen, ihn aufzuheben. In die-

ſem Argwohn ward er beſtärkt, als jener ſich für einen Ritter aus dem Gefolge des Kaiſers ausgab, der vom rechten Wege abgekommen ſey. Er benutzte daher den Augenblick, wo ſeine Gäſte bei Tiſche ſaßen, entfloh in den Wald und verbarg ſich daſelbſt in einer Felſenhöhle. Der Kaiſer, welcher müde und ſchläferig war, merkte nicht auf die Entfernung ſeines Wirthes, ſondern legte ſich auf ein ziemlich ſchlechtes Lager, welches Frau Gieſela für ihn zubereitet hatte, und ſeine Begleiter ſtreckten ſich auf eine Bank hinter dem Tiſche. Nicht lange genoß Konrad des erquickenden Schlafes; der kleine Heinrich, der bei ſeiner Mutter im Nebengemache lag, wimmerte die ganze Nacht hindurch und wollte ſich nicht geſchweigen laſſen. Konrad ärgerte ſich darob nicht wenig; er wälzte ſich unruhig auf ſeinem harten Lager und verwünſchte hundertmal ſein Abentheuer. Gegen Morgen ſank er endlich in einen leichten Schlummer. Da erſchien ihm im Traum eine dunkle Geſtalt, die ihm zurief: „Kaiſer, mindere Deinen Zorn gegen das Knäblein, welches Deine Ruhe ſtört. Es wird einſt Dein Eidam werden und einen Fürſtenſtuhl beſteigen!“ Konrad erwachte aus dieſem Traum voll ängſtlicher Beſorgniß. Da er abergläubiſch war, ſo wähnte er eine wirkliche Erſcheinung gehabt zu haben.

„Ha“, murmelte er bei ſich, „dieſer Bettlersſohn

mein Eidam! Vielleicht mein Nachfolger auf dem Kaiserthrone, von welchem seine Hand mich herabstürzt?" Grimmig sprang er auf und befahl seinen Knechten, das Kind wegzutragen und im Walde zu ermorden. Diese, welche die Strenge ihres Gebieters kannten, gehorchten ohne Widerrede. Sie nahmen den Knaben von der Seite seiner schlafenden Mutter weg und trugen ihn eine Strecke weit von der Hütte. Eben stieg der Morgen herauf und die Vögel sangen in den Zweigen. Das Knäblein lächelte seine Mörder an und streckte seine Händlein nach dem blinkenden Schwert, welches der eine aus der Scheide zog, um es zu durchbohren. Das Lächeln des Kindes rührte ihre Herzen.

„Warum", sagte der Eine, „wollen wir unsere Hände mit unschuldigem Blute beflecken?"

„Wohl wahr", erwiederte der Andere, „aber der Zorn des Kaisers wird uns treffen."

„Besser Gott zum Freunde haben, als die Menschen."

„Mir fällt etwas ein", fing der erste wieder an; „hier herum gibt es Hasen und anderes Gewild die Menge; wir tödten eines dieser Thiere und zeigen dem Kaiser das blutige Schwert, wenn er unsern Worten nicht glauben will. Das Knäblein legen wir

hier an den Weg, der liebe Gott wird für den Wurm sorgen."

Sie thaten, wie sie gesagt hatten. Am Wege stand eine Tanne, die untersten Zweige derselben flochten sie zusammen, legten das Kind darauf und entfernten sich.

Als Frau Giesela erwachte, sah sie sich nach ihrem Säugling um, und erschrack heftig, da sie ihn nicht fand. Sie stand auf, ging in die Stube und fand auch ihre Gäste nicht mehr. „Sollten diese meinen Heinrich gestohlen haben", dachte sie, „aber was könnte ihnen mit einem armen Kinde gedient seyn? oder war vielleicht mein Mann hier und nahm den Knaben mit sich, aus Furcht vor dem Kaiser?" Indem sie so nach Wahrscheinlichkeit und Hoffnung suchte, sprengte einer der Knechte daher, sein Wehrgehäng zu holen, welches er absichtlich zurückgelassen hatte. „Gutes Weib", sagte er, „bangt nicht für Euer Söhnlein. Einige hundert Schritte von hier, unter der großen Tanne am Wege, wo ein altes bemooßtes Kreuz steht, wahrscheinlich das Mahl eines Todten, werdet Ihr es wohlbehalten finden." Mit diesen Worten entfernte er sich, ohne ihr zum Fragen Zeit zu lassen. Hastig eilte sie nach der bezeichneten Stelle, fand aber ihr Kind nicht daselbst. Ein Reiter trabte waldein. „Sollt' er es geraubt haben",

dachte ſie. „Aber wozu dies Spiel mit meinem armen Kinde?“ So jammerte ſie und ängſtigte ſich und ging tiefer in den Wald, weil der Reiterknecht vielleicht einen andern Platz gemeint haben konnte. Als ſie an eine mit Geſtrippe verwachſene Felſengruppe kam, hörte ſie ihren Namen nennen, ſah um ſich, und erblickte ihren Gatten, der den Kopf aus einer Spalte hervorſtreckte. Sie erzählte ihm den Vorgang. „Sonderbar“, ſagte Diebold. „Da ſah ich eben den Herzog von Schwaben vorüberreiten, der hatte ein Kind unter ſeinem Mantel, wie ich an dem Gewimmer des Kleinen abnehmen konnte. Sollte es unſer Heinrich ſeyn?“ Die beiden Gatten erſchöpften ſich in Muthmaßungen, blieben aber jedesmal wieder im Gewirr neuer Zweifel hängen. Endlich beſchloß der Ritter, ſich verkleidet an das Hoflager des Herzogs zu begeben, und Kundſchaft einzuziehen. Er verſchaffte ſich das Gewand eines Pilgrims und wanderte ſo nach dem Hoflager. Dort vernahm er die Mähr, daß die Herzogin, nach langer Unfruchtbarkeit, vom Himmel mit einem Erben beſchenkt worden ſey. Bald hatte er Gelegenheit, den jungen Herzog zu ſehen, und erkannte in ihm ſeinen Heinrich. Er freute ſich der Fügung des Himmels, der ſeinem Kinde einen Vater gegeben und kehrte getröſtet in ſeine Wohnung zurück. Frau Gieſela empfing die Botſchaft als Mutter. Die Schale war

voll Wermuth und nur der Rand mit Honig beſtrichen. Ihr Heinrich, meinte ſie, müſſe es wohl fühlen, daß das Lächeln der Herzogin kein Mutterlächeln ſey. Doch ergab ſie ſich in den Willen der Vorſehung.

Dieſe hatte ſich auch des kleinen Heinrichs augenſcheinlich angenommen. In derſelben Stunde, wo er von den Knechten des Kaiſers ausgeſetzt wurde, ritt Herzog Hermann von Schwaben an dem Baum vorüber, und ſeine Gefährten waren eine Strecke voraus. Er hörte das Geſchrei des Kindes, ſprang vom Pferde, und war höchlich erfreut über dieſen Fund, da er in kinderloſer Ehe lebte, und ſich längſt ſchon einen Erben gewünſcht hatte. Er betrachtete das Kind als ein Geſchenk des Himmels, nahm es unter ſeinen Mantel, ſprengte nach Hauſe und trug es, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, in das Gemach ſeiner Gemahlin, und ſagte lächelnd zu ihr: „Sieh, meine gute Benigna, was ich Dir hier mitbringe!“ Mit dieſen Worten reichte er ihr das Knäblein dar. Der Kleine ſchmiegte ſich an ihre Bruſt, als wollt' er um Nahrung anklopfen. Der Herzog erzählte ihr, wie er das Kind gefunden, und daß er es für ſeinen Sohn ausgeben und als ſolchen erziehen laſſen wollte. Das war Frau Benigna herzlich zufrieden. Sie ſtellte ſich ſchwanger, ſpielte eine Niederkunft, und obgleich Manche am Hofe nicht an dieſe Mähr glaubten, ſo wagte es doch Niemand, ſeine

Zweifel laut werden zu laſſen. Zufällig gab man dem Kleinen zum zweitenmale den Namen Heinrich. Er wuchs bald heran zum ſchönen, blühenden Knaben und wurde dem Hofkaplan Peter Eichſpalter zum Unterricht anvertraut. Zu dieſem ſagte der Herzog: „Lehrt meinen Heinrich auf Dornen ſchlafen, auf Roſen wird er es ſchon von ſelbſt lernen.“

„Ich verſtehe Euch, gnädiger Herr“, erwiederte der wackere Kaplan. „Wir Menſchen gehören dem Himmel und der Erde zugleich an; beide ziehen an uns, und die Hauptſache iſt, das Gleichgewicht halten zu lernen.“

Der Same, den der treffliche Mann ausſtreute, fiel in ein gutes Land. Der hoffnungsvolle Knabe wurde zum liebenswürdigen Jüngling. Er mochte ſein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben, als ſein Lehrer nach Speier ging, wo er einen Platz im Dom erhielt. Heinrich begleitete ihn dahin und zog von Speier nach Aachen, wo Kaiſer Konrad ſeinen eilfjährigen Sohn zum König der Deutſchen krönen ließ. Hier legte Heinrich bei einem Turnier die erſten Proben ſeiner körperlichen Stärke und Gewandtheit ab. Agnes, Kaiſer Konrad's einzige Tochter, ein ſchönes, liebreizendes Mädchen von dreizehn Jahren, theilte den Dank aus. Heinrich näherte ſich ihr ehrerbietig, um ein Paar güldene Sporen aus ihrer Hand zu empfangen. Eine ſüße Unruhe ſchlich ſich in des Fräuleins Bruſt beim Anblick des

ſchönen Jünglings. Heinrich ſah ihr in das blaue Auge und ließ darüber die Speren aus den Händen fallen.

Heinrich folgte hierauf dem Kaiſer nach Italien, wo er täglich Gelegenheit fand, durch Tapferkeit und gefällige Sitten ſich die Gewogenheit deſſelben zu erwerben, beſonders, da er ihm einmal das Leben rettete. Konrad war nicht undankbar, und es kam ihm ſogar einmal der Gedanke, ihn mit der Hand ſeiner Tochter zu belohnen. Aber in demſelben Augenblicke ſchwebte ihm, wie von einem böſen Geiſte erregt, jenes nächtliche Geſicht in Diebold's Hütte wieder vor. „Eines Bettlers Sohn ſollte ja meine Tochter haben", ſagte er bei ſich, „und wenn das Gerücht nicht lügt, ſo iſt dieſer Heinrich ein untergeſchobenes Kind des Herzogs! Wer weiß — —"

Hier warf er ſich auf einen Stuhl und verlor ſich in düſteres Nachſinnen. Nach einer Weile ſprang er auf, rief einige Leute und erkundigte ſich nach den beiden Knechten, die ihn damals begleitet hatten. Der eine war im Lager und wurde herbeigeholt, und geſtand auch ohne Umſchweife, daß er jenen mörderiſchen Befehl nicht vollzogen habe.

Der Kaiſer befahl ihm, mit verbiſſenem Grimm, ſich zu entfernen, und brütete über ſchwarzen Anſchlägen. „Ja", rief er endlich, „und wenn alle böſen Geiſter mit

im Spiele ſind, ſo will ich ihre Künſte zu Schanden machen.“

Um jedoch keinen Argwohn gegen ſich zu erregen, ſchrieb er ein Briefchen an ſeine Gemahlin, worin er ihr, unter Androhung ſeines ganzen Zornes, gebot, den Ueberbringer in aller Stille in die andere Welt fördern zu laſſen. Dieſes Schreiben übergab er Heinrichen, der noch in derſelben Nacht damit nach Aachen abreiſte, wo die Kaiſerin ihren Hof hatte. Er kam glücklich bis Speier; dort trat er bei ſeinem alten Lehrer, dem Dewſänger Peter Eichſpalter, ab. Dieſen trieb die Neugierde, zu erfahren, was in dem kaiſerlichen Handbrieflein enthalten ſeyn möchte. Nachdem ſein Gaſt ſich zur Ruhe begeben hatte, öffnete er geſchickt das wächſerne Siegel des Briefes. Aber wie ſchrecklich wurde er überraſcht, da er den Inhalt las! Er war überzeugt, daß ſich ſein Zögling keines Verbrechens ſchuldig gemacht habe, und ahnete ein Geheimniß der Bosheit. „Böſes verhüten“, dachte er, „iſt wenigſtens keine Sünde! mein Heinrich hat dem Kaiſer das Leben gerettet, und ſo kann dieſer ihm nicht ſchlechter lohnen, als — — mit der Hand ſeiner Tochter.“ Dieſer Einfall ſchien ihm die Eingebung eines guten Engels; mit einem ſcharfen Meſſer kratzte er die Worte: „den Ueberbringer augenblicklich aus der Welt zu ſchaffen“ — aus, und ſchrieb an deren Stelle: „den Ueberbringer augenblick-

lich mit unſerer Agnes trauen zu laſſen.“ Hierauf ſtellte er das Siegel wieder her und legte den Brief an ſeine vorige Stelle.

Heinrich machte ſich des andern Tages früh auf den Weg und langte am Abend des dritten Tages ſpät in Aachen an. Da er glaubte, daß ſein Brief Dinge von großer Wichtigkeit enthalte, ſo ging er ohne Verzug nach der Pfalz, und verlangte geheimes Gehör bei der Kaiſerin, welches ihm auch ſogleich bewilligt wurde. Sie war nicht wenig durch den ſonderbaren Befehl des Kaiſers überraſcht, aber gewohnt, unbedingt zu gehorchen, rief ſie eine Kammerfrau und flüſterte ihr etwas in's Ohr. Dieſe entfernte ſich alsbald wieder. „Iſt Euch der Inhalt des Briefes bekannt?“ fragte ſie hierauf den jungen Ritter. Dieſer verneinte es. „Dies ſieht meinem Gemahl ähnlich“, verſetzte ſie lächelnd. „Doch er konnte nicht weniger für den Retter ſeines Lebens thun.“ Heinrich wußte nicht, wo das hinaus wollte; ſeine Gedanken ſchwebten aber nicht lange in der Irre, ſondern wurden von einem liebern Gegenſtand verſchlungen; das Bild der ſchönen Kaiſerstochter war ihm nach Italien gefolgt, und nun öffnete ſich die Thüre und ſie ſtand plötzlich vor ihm im leichten Nachtgewand und mit allem Zauber der verſchämten Unſchuld. Sie ſchmiegte ſich kindlich an ihre Mutter, und wagte nur halbe Blicke auf Heinrich. Dieſer ſtand wie in Flammen.

„Dies, mein Kind", sagte die Kaiserin, „dem Du beim letzten Turniere den Dank reichtest, und der den Säbelhieb auffing, welcher dem Leben Deines Vaters drohte."

Agnes wollte reden, aber ihre Worte erstarben in ein leises Flüstern.

Jetzt trat auch der Kaplan herein. Die Kaiserin las den Brief ihres Gemahls. Die Wirkung auf Heinrich und Agnes läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

Sie wurden auf der Stelle getraut, und alle Seligkeit der Liebe war in ihnen. Konrad zog freilich die Stirne mächtig in Falten, als er die Geschichte erfuhr; allein der Anblick seines eigenen Briefes, in welchem die Veränderung so täuschend gemacht war, daß er wähnte, ein höheres Wesen müsse hier seine Hand im Spiele haben, sänftigte bald seinen Groll, und er gab seinen Vatersegen zu dem Bündnisse.

Kurz vor seinem Hinscheiden entdeckte Herzog Hermann seinem Sohne das Geheimniß seiner Herkunft. Dieser wollte doch auch die Wiege seiner Kindheit sehen; er besuchte die Gegend, wo er gefunden worden war. In seiner väterlichen Hütte hauste ein alter Einsiedler, es war Diebold, Heinrichs Vater. Seine Mutter und Schwester lebten längst nicht mehr. Umsonst suchte Heinrich seinen Vater zu bereden, mit ihm in die Welt zurückzukehren; er berief sich auf ein Gelübde, seine noch

übrigen Tage bei dem Grabe seiner getreuen Giesela zuzubringen. Er folgte ihr auch kurze Zeit nach dem Wiedersehen seines Sohnes, und Heinrich ließ auf der Stelle das Kloster Hirschau errichten.

49. Der Ring.

Auf der Burg Rheineck, am Unterrhein, wovon nur noch ein mächtiger Thurm und die Ruinen einer Kapelle vorhanden sind, lebte in früher Zeit ein Edler, Namens Bodo, der die Thorheit beging, nicht nur in seinem fünfzigsten Jahre zum zweitenmale zu heirathen, sondern auch eine junge, schöne, lebenslustige Dirne zur Hausfrau zu wählen. Diese Ehe war, wenn auch nicht eben unglücklich, doch langweilig und freudenleer. Bodo liebte die Jagd und war darum oft abwesend, unterdeß war Frau Irma mit ihren Arbeiten beschäftigt, oder auf die Unterhaltung mit ihren Mägden angewiesen. Jetzt kam plötzlich eine Mahnung des Grafen von Laach, an den Ritter von Rheineck, der ein Vasall desselben war, und rief ihn zu einem Kriegszug auf. Bodo liebte die Waffen und rüstete sich augenblicklich. Als aber die Abschiedsstunde sich näherte, da

warf er zufällig einen Blick in den Spiegel, und beim Anblick ſeiner grauen Haare und ſeiner Runzeln erwachte ſchnell der böſe Geiſt der Eiferſucht in ſeiner Bruſt. Irma's Jugend und Schönheit und ſeine lange Abweſenheit konnten allerdings unangenehme Dinge herbeiführen. Finſter ſchritt er eine Weile in der Halle auf und ab, wo Irma am Spinnrocken ſaß, und warf ihr bisweilen bedenkliche Blicke zu. Plötzlich ſchien aber in ſeiner Seele ein tröſtender Gedanke aufzuſteigen; er nahm einen goldenen Ring aus einer Schublade und überreichte ihn ſeiner Hausfrau mit den Worten: „Ich muß jetzt ſcheiden von Dir auf lange Zeit; zwar kenne ich Deine Tugend, aber die Verſuchung in der Welt iſt groß. Siehe hier das Unterpfand Deiner Treue. Dieſer Ring hat die ſeltene Eigenſchaft, zu verſchwinden, ſobald Du von dem Pfade der ehelichen Treue abweichen wirſt. Finde ich ihn bei meiner Rückkehr nicht mehr an Deinem Finger, ſo —" hier warf er ihr einen ſehr ernſten Blick zu und entfernte ſich.

Frau Irma hatte zwar auf ihrem Eheſtandswege wenig Roſen gefunden, aber ſie hatte doch bis dahin ihr Herz rein erhalten und ſich ſo ziemlich in ihr Loos gefügt; deſto mehr wurmte ihr das Mistrauen ihres Gatten, und unwillig ſteckte ſie den Ring an, ohne jedoch an die magiſche Eigenſchaft deſſelben zu glauben.

Eines Nachmittags ſaß ſie auf dem Söller und

arbeitete mit der Nadel. Der Ring war ihr etwas zu weit, darum nahm ſie ihn ab und legte ihn auf das eiſerne Geländer. Ein Rabe, den ein Edelbube groß gefüttert und dem Frau Irma die Freiheit wiedergegeben hatte, kam auf den Söller zugeflogen, denn er beſuchte noch bisweilen ſein altes Wohnhaus. Er ſah den glänzenden Ring, packte ihn mit dem Schnabel und flog davon. Frau Irma gewahrte den Raub erſt, als es zu ſpät war. Sie rief ihre Leute herbei und befahl ihnen, dem Diebe mit Armbrüſten nachzuſetzen und ihm ſeine Beute wieder abzujagen. Umſonſt! Niemand wußte, nach welcher Gegend er ſich gewendet.

Frau Irma gerieth in die größte Verlegenheit. Sie mußte Alles von dem Zorne ihres Gatten befürchten, wenn ſie den verhängnißvollen Ring nicht mehr vorzeigen konnte. Einſam ſaß ſie ſo in ihrem Gemach, verloren in traurige Betrachtungen über ihr Loos, und verwünſchte hundertmal die Stunde, in der ſie Herrn Bodo das Jawort am Altare gegeben, als man einen jungen Ritter aus der Nachbarſchaft bei ihr meldete. Es war Hug von Argenfels, ein weitläufiger Verwandter ihres Mannes, der hier und da auf der Burg einſprach. Lieb war ihr ſeine Erſcheinung, um doch Jemanden zu haben, dem ſie ihren Kummer mittheilen konnte. Nicht ſobald fragte der junge Ritter um die

Urſache ihrer Niedergeſchlagenheit, als ſie ihm den ganzen Vorfall unter Thränen erzählte.

Der Ritter ſagte lachend: „Da kann ich vielleicht Rath ſchaffen, ſchöne Baſe, denn ich verſtehe mich etwas auf Zauberei.“ Frau Irma verſicherte, die Sache ſey zu ernſthaft für einen Scherz, aber jener betheuerte, er wolle den Ring herbeiſchaffen, jedoch gegen eine Belohnung.

Frau Irma ſchaute ihn zweifelhaft an. Der Ritter zog jetzt den Ring aus der Taſche und ſagte: „Meinen Finderlohn, und ich ſtecke den Ring wieder an Euren Finger. Einen Kuß habe ich doch verdient?“

Die Edelfrau ſchalt ihn unverſchämt, er aber entgegnete: Sie ſey zu verſchämt, und der alte Bodo verdiene wohl eine kleine Strafe für ſein Mistrauen. Obgleich Irma ſich im Anfange aufgebracht ſtellte über die Zumuthung des jungen Mannes, ſo bequemte ſie ſich doch zuletzt, den verlorenen Ring gegen einen Kuß einzutauſchen. Aber dieſer Kuß hatte ſchlimme Folgen. Die Edelfrau fand ihn ſüßer, als die Küſſe des alten Bodo, und Hug von Argenfels wurde nach mehr lüſtern. Von dieſem Augenblicke an knüpfte ſich auch ein zärtliches Verhältniß zwiſchen beiden, und als Bodo von Rheineck aus dem Krieg heimkehrte, war zwar der Ring nicht verſchwunden, aber er fand ſeine Haus-

frau ob seiner Zurückkunft doch mehr verlegen, als erfreut.

Irma's Geist soll noch jetzt in den Ruinen spuken, und nur durch ein junges Weib, das seinem alten Manne getreu ist, erlöst werden können.

50. Gutenfels.

Auf einem steilen Berggipfel bei Caub sieht man die uralte Burg Gutenfels, die von den Grafen von Rüringen an die Grafen von Falkenstein kam.

Im dreizehnten Jahrhundert lebte hier Graf Philipp von Falkenstein, ein mannlicher Ritter, der eine Schwester hatte, Namens Guta. Ihre Schönheit, ihr Verstand und ihre anmuthigen Sitten führten eine Menge Freier nach Gutenfels, aber keiner mochte die Gunst des Fräuleins gewinnen. Da wurde ein groſes Turnier nach Köln ausgeschrieben, auf welchem die edelsten und tapfersten Ritter nicht nur vom Rheinstrom, sondern auch aus den übrigen Gauen Deutschlands und andern Ländern erschienen. Auch der Graf von Falkenstein und seine Schwester zogen dahin. Unter ihnen zeichnete sich ein englischer Ritter aus

durch seine hohe Heldengestalt, die Pracht und Kostbarkeit seiner Rüstung und Waffen und die Schönheit seines Streitrosses. In den Schranken mochte ihm Niemand widerstehen und er blieb immer Sieger. Bei den Festen, die am Hofe des Erzbischofs von Cöln bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, hatten der fremde Ritter, dessen Namen, außer dem Erzbischof Niemand kannte, und Guta sich gesehen, und von nun an schien der Britte für keine andere Dame mehr Augen zu haben. Auch Guta's Blicke begegneten manchmal den seinigen und drückten mehr aus als Neugier oder gewöhnliches Wohlgefallen an einem tapfern Kämpfer.

Bei einem abermaligen Stechen saß Guta mit vielen andern blühenden Frauen auf einem Balkon, und ließ, als der Ritter eben vorübersprengte, aus Unachtsamkeit ihren Handschuh herabfallen. Jener sprang augenblicklich vom Roß, hob den Handschuh auf und sprach, sich tief verneigend, zu dem Fräulein: „Vergönnt, schöne Dame, daß ich dieses Zeichen an meinen Helm befestigen dürfe, es wird mir Glück bringen.“ Mit sittsamen Erröthen nickte sie ihm ein Ja zu.

Beim Hauptrennen hob der englische Ritter, wie gewöhnlich, alle seine Gegner aus dem Sattel. Guta freute sich darob, aber noch höher schlug ihr Herz, als ihr Bruder dem Sieger herzlich die Hand drückte und ihn auf seine Burg einlud.

Der Graf von Falkenſtein war mit ſeiner Schweſter erſt ſeit wenigen Tagen nach ſeiner Burg zurückgekehrt, als der engliſche Ritter dort erſchien und die freundlichſte Aufnahme fand. Drei Tage verweilte er daſelbſt und fand in dieſer Zeit Gelegenheit, Guta allein zu ſprechen. Er erklärte ihr ſeine Liebe und ſeinen Wunſch, ihre Hand zu beſitzen. „Wenn ich auch noch meinen Namen verſchweigen muß", ſetzte er hinzu, „ſo ſeyd doch verſichert, daß kein Flecken haftet weder auf der Ehre meines Geſchlechtes, noch auf mir ſelbſt. Nach drei Monaten kehre ich wieder und werbe feierlich um euch. Bis dahin bewahrt meine Liebe noch als ein Geheimniß.

Guta gab in jungfräulicher Verwirrung ihre Einwilligung, und keinerlei Argwohn kam in ihre reine Seele. Der Abſchied des Ritters ließ in ihrem Gemüthe eine ſtille Schwermuth zurück, die ſie jedoch vor ihrem Bruder zu verbergen ſuchte. Um dieſe Zeit ging das herrliche Geſchlecht der Hohenſtaufen unter; die deutſchen Churfürſten trennten ſich bei der Wahl eines neuen Königs; einige gaben ihre Stimmen Alphons dem Weiſen von Caſtilien, die übrigen Richard von Cornwallis, der ein Bruder war Heinrichs III., Königs von England. Die ritterlichen Eigenſchaften des letztern, mehr aber noch ſein Reichthum, zogen die Mehrzahl der Fürſten auf ſeine Seite und er wurde in Aachen gekrönt.

Inzwiſchen lebte Guta auf ihrer Burg traurige Tage. Drei, vier und fünf Monate waren vorüber gegangen, und ſie hatte von ihrem Ritter nichts mehr geſehen und gehört. Ihr ſtiller Gram konnte auch ihrem Bruder nicht länger entgehen, aber er fragte ſie umſonſt nach der Urſache, ſie ſchützte jedesmal ein Unwohlſeyn vor. Eines Tages erſchien vor dem Thore von Gutenfels eine glänzende Schaar von Reiſigen, und auf die Frage des Thurmwarts begehrte König Richard Einlaß. Der Graf von Falkenſtein ging ihm ſogleich entgegen, aber wie erſtaunte er, als jener ſein Viſir aufſchlug und der Graf den engliſchen Ritter erkannte, den er früher auf ſeiner Burg bewirthet. „Ihr ſeyd überraſcht, in mir einen Bekannten zu finden? Ich komme, um dieſe Bekanntſchaft zu erneuern, und Euch zugleich um die Hand Eurer ſchönen Schweſter Guta zu bitten.“

„Ach, meine arme Schweſter!“ antwortete der Graf; „ſie leidet an einem geheimen Kummer, und die Roſen ihrer Wangen verbleichen.“

„So geht zu ihr und meldet ihr einen Freier, verſchweigt aber meinen Namen. Dieſer Handſchuh ſey mein Fürſprecher.“ Mit dieſen Worten gab Richard dem Grafen den Handſchuh, den er von Guta auf dem Turnier erhalten.

Das Fräulein erſchrack, als ihr Bruder zu ihr in's

Gemach trat und einen Freier meldete. Aber beim Anblick des Handſchuhes kam ein Zittern in ihre Glieder und ſie wäre beinahe in Ohnmacht geſunken. Sie folgte ihrem Bruder in die Halle, wo Richard ihrer wartete. Sie flog in ſeine Arme. „Ich dachte, Ihr hättet mein vergeſſen, oder wär't im Kriege gefallen."

„Meinſt Du, ein Britte kenne die deutſche Treue nicht?" entgegnete Richard. „Dann verdiente ich nicht, die deutſche Krone zu tragen."

Guta ſah ihn verwundert an. „Ja, ja", rief der Graf von Falkenſtein, „Dein engliſcher Ritter iſt Richard von Cornwallis, unſer König!" —

Und Richard führte das deutſche Edelfräulein als ſeine Gemahlin heim.

51. Der närriſche Fiedler.

Auf ihrer alten einſamen Burg im Wasgau lebte die betagte Frau von Schoneck mit ihrer einzigen Tochter Bilhild. Sie war Wittwe ſeit vier Jahren, und man wußte nicht zu ſagen, wo ihr Mann geblieben. Sein Wamms und Schwert hatte man am Bord des benachbarten Sees gefunden, und es ging die Rede, er habe

ſich in einem Anfall von Tiefſinn hineingeſtürzt, denn ſein Hausweſen war ziemlich in Verfall gerathen. Die Frau von Schoneck mußte ſich darum auf das Nöthigſte beſchränken und war mehr mit dem Mangel als mit dem Ueberfluſſe bekannt. Doch beſaß ſie einen großen Schatz in ihrer Tochter, die heranblühte in aller Schönheit und Tugend. Sie allein ſchien nicht zu wiſſen, wie freigebig ſich die Natur gegen ſie erwieſen, und alle ihre Wünſche und Sorgen waren ihrer guten Mutter zugewendet.

Die Burg Schoneck lag auf einer Waldeshöhe, an deren Fuß ſich zwei gar anmuthige Thäler hinzogen. Das eine dieſer Thäler hieß das Brunnenthal, von den vielen Quellen, die dort hervorſprudelten, und es ſtand daſelbſt eine Kapelle, mit dem Bilde der Mutter der Schmerzen, unter Linden. Bilhild beſuchte oft in den Abendſtunden die Waldkapelle und ſchmückte den Altar mit Blumen, ſo lange in der Gegend welche zu finden waren. Einſt, auf dem Wege dahin, bemerkte ſie einen alten Mann in ſeltſamer Kleidung. Die Züge ſeines tief gefurchten Antlitzes ſchienen ſtarr und unbeweglich, und aus den erloſchenen Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, flammte bisweilen ein furchtbares Feuer auf. Er ging barfuß im Winterfroſt wie in der Sommerhitze, und hatte eine Fiedel in der Hand.

Die Jungfrau erſchrack bei ſeinem Anblick, aber er

legte, ſobald er ihrer anſichtig wurde, die Hände kreuzweis auf die Bruſt und grüßte ſie ſo freundlich, daß ſie Zutrauen gewann und ihm ein Almoſen anbot.

Er ſchlug es aus und ſagte: „Fräulein, betet für mich, das gibt einen Zehrpfennig auf die letzte Wanderſchaft und die trete ich bald an.“

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte Bilhild.

„Ich bin der närriſche Fiedler, ſo nennen mich die Leute.“.

Bei dieſen Worten nahm er ſeine Geige und fing darauf zu ſpielen an, aber in ſo ſeltſamen Tönen, daß der Jungfrau ein Grauen anwandelte. Sie wollte entfliehen, und doch war etwas in der Geſtalt und zumal in den Gebehrden des Greiſes, was ſie wieder feſthielt.

„Erzählt mir etwas von Eurem Schickſal“, fing ſie an, nachdem ſie etwas Faſſung gewonnen hatte.

Der Alte lächelte höhniſch und ſchmerzlich zugleich. Er deutete gen Himmel, und ſang dann mit heiſerer Stimme:

Alles wird ja aufgeſchrieben,
Alles Haſſen, alles Lieben.
Viele hat das Grab genommen,
Doch ſie müſſen wiederkommen,
Müſſen treu die Wahrheit ſagen,
Wenn die fremden Boten fragen,
Und dann eil' ich her und ſingt,
Daß der Schlaf ſie wieder zwingt.

Bei den letzten Worten ſchien eine Flamme aus ſeinen Augen zu ſchlagen, die wenigen dünnen Locken um den kahlen Scheitel ſträubten ſich empor und der Ton ſeiner Stimme klang wie der krächzende Unglücksruf des Raben.

Bilhild ſchauderte zuſammen, und ſie eilte, in ängſtlicher Beklemmung der Burg zu. Als ſie dort anlangte und ihrer Mutter erzählte, was ihr begegnet ſey, gab ihr dieſe einigen Aufſchluß über den närriſchen Greis und erzählte: Er ſey Diener auf der Elſterburg geweſen viele Jahre hindurch, auch hätten der alte Ritter Jörg und ſein Sohn Ulrich viel Vertrauen auf ihn gehabt. Allein plötzlich ſey er wahnſinnig geworden, um die Zeit, da Bilhilden's Vater verunglückte; er geſelle ſich ſelten zu Menſchen, am liebſten noch zu Kindern, doch ſey in ſeinen Reden oft ein klarer Sinn und er bete fleißig und betrübe Niemanden.

Die Erwähnung der Ritter von der Elſterburg machte Bilhilden nachdenkend und faſt traurig. Beide kamen oft nach Schoneck und Ritter Ulrich hatte es kein Hehl, daß die ſchöne Bilhild die Urſache davon ſey. Auch hatte ſein Vater mehr als einmal bei Bilhilden's Mutter ein Wörtlein von einer Verbindung zwiſchen ihren Kindern fallen laſſen, allein die Frau von Schoneck wußte jedesmal auszulenken. Es war

ihr von jeher in Gegenwart dieſer Menſchen ganz unheimlich zu Muth geworden, und ſie hatte es ſtets mit Bekümmerniß angeſehen, daß ihr verſtorbener Eheherr einigen Umgang mit ihnen gepflogen.

Am Abend des nächſten Tages wandelte Bilhild, wie ſie gewohnt war, in das Brunnenthal. Ein junger Pilgrim ſaß unfern der Kapelle auf einem Stein am Wege. Er ſchien ſehr ermüdet, und ſchaute ſchwermüthig in die vorüberfließende Quelle. Als er der Jungfrau anſichtig wurde, ſtand er auf und grüßte ſie ſittſam. Seine hohe bedeutſame Geſtalt und der ruhige klare Blick ſeines Auges fielen Bilhilden auf und nahmen ſie zu ſeinem Vortheil ein. Sie wollte ihn fragen, ob er für die Nacht eine Herberge ſuche oder eines Zehrpfennigs bedürfe, aber die weibliche Sittſamkeit ſchloß ihr den Mund und ſie richtete ihre Schritte, obgleich langſam, nach der Kapelle.

Ihr Gebet war diesmal nicht ſo unbefangen, wie ſonſt, denn unwillkührlich beſchäftigte ſie der Gedanke, welch ein Schickſal wohl dieſen Jüngling, der unmöglich von geringer Herkunft ſeyn konnte, in dieſe Gegend gebracht haben könne. Daß er keine Schuld zu büßen habe, ſondern nur ein Gelübde für die Erhaltung theurer Eltern oder Geſchwiſter entrichten wolle, ſchien ihr außer Zweifel, denn er ſah ja nicht aus wie einer, der ein ſtechendes Gewiſſen hat.

Beim Herausgehen aus der Kapelle überlegte ſie, ob ſie nicht wenigſtens ein gutes Wort zu ihm ſprechen ſollte, und ſie faßte wirklich den Vorſatz, es zu thun, aber er war verſchwunden und darob betrübte ſie ſich faſt und machte ſich ſelbſt zum Vorwurf, daß ſie ihn nicht gefragt, woher und wohin?

Als ſie nach Hauſe kam, erzählte ſie ihrer Mutter von dem Pilgrim, und dieſe ſchalt, daß ſie ihn nicht auf die Burg eingeladen. In dieſem Augenblick trat ein Diener herein und meldete, es ſey ein junger Pilgersmann unten, der um ein Obdach für dieſe Nacht bitte. Die Edelfrau befahl ſogleich, ihn heraufzuführen und ihm ein Schlafgemach zu bereiten. Auch hieß ſie Bilhilden, Brod und Wein herbeizuholen.

Der Pilgrim trat herein und ſein Anblick überraſchte die Edelfrau gar ſeltſam. Sie glaubte den Jugendfreund ihres Gatten, Gisbert von Thurn, der vor fünf und zwanzig Jahren nach Paläſtina gezogen war, vor ſich ſtehen zu ſehen. Sie fragte ihn nach Namen und Herkunft. „Mein Vaterland iſt Aegypten“, antwortete er, „und mein Name Kuno von Thurn.“

„So iſt Gisbert Euer Vater?“ rief die Frau von Schoneck.

Der Jüngling bejahte es. Eben trat Bilhild herein und brachte Brod und Früchte, und ihr folgte ein Diener mit Wein. Die Edelfrau bat ihn, vor allen

Dingen ſich zu erquicken und dann zu erzählen, wie es ſeinem Vater ergangen und warum er nicht wieder nach Deutſchland zurückgekehrt.

Der Jüngling erzählte, wie ſein Vater vor vier und zwanzig Jahren in einem Gefecht mit den Sarazenen gefangen und als Sklave nach Cairo gebracht worden. Die Liebe zur Tochter ſeines Herrn und die Sehnſucht nach Freiheit hatten ihn verleitet, das Chriſtenthum zu verlaſſen, dem er jedoch im innerſten ſeines Herzens fortwährend treu geblieben. Kuno war ſein einziger Sohn; er hatte ihn heimlich getauft und, nachdem der Knabe herangewachſen war, ihn mit den Lehren der Chriſten bekannt gemacht.

„Ihr ſeyd alſo ein Chriſt?“ unterbrach ihn die Edelfrau, der beim Anfange der Erzählung eine Zentnerlaſt auf die Seele gefallen war.

„Ich bin ein Chriſt“, fuhr der Pilgrim fort, „und es war der einzige Wunſch meines Vaters, mit mir nach Deutſchland zu entfliehen, und hier den Irrthum ſeiner frühern Jahre öffentlich abzuſchwören. Nur das vieljährige Siechthum meiner Mutter hielt ihn von der Ausführung ſeines Vorhabens zurück. Doch hatte er inzwiſchen einen großen Theil ſeines Vermögens durch Kaufleute nach Marſeille zu bringen gewußt. Meine Mutter ſtarb endlich, aber an demſelben Tage, da ſie beerdigt wurde, überfiel ihn eine heftige Krankheit und

er hatte im ersten Augenblick die Ahnung, daß er weder genesen, noch das Land seiner Väter je wieder schauen würde. Er nahm aber von mir das Versprechen, gleich nach seinem Tode in seine Heimath zu flüchten, und dort meinen Wohnsitz zu nehmen. Er gab mir noch ein Schreiben an seine Freunde in Marseille und ein zweites an Euren Gatten, den Ritter von Schoneck, dessen Ableben ich erst von Euren Leuten erfuhr. Zugleich mußte ich ihm geloben, die Reise als Pilgrim zum heiligen Vater nach Rom zu machen, und mich dort öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Dies hab' ich denn auch treulich erfüllt. Das Glück war mir günstig auf meiner Reise, und nur zweierlei Trauriges ist mir begegnet: die Burg meines Vaters fand ich in einen Steinhaufen verwandelt, und Euren Eheherrn bei den Todten."

Als die Edelfrau den Brief an ihren verstorbenen Gatten öffnete, kamen ihr Thränen in die Augen, und Bilhild verhüllte sich das Antlitz. Aus dem Schreiben ergab sich, daß Kuno's Vater bei seiner Abreise nach dem gelobten Lande einen großen Schatz vergraben und daß sein Freund, der Ritter von Schoneck einzig um das Geheimniß wußte. Diesem sollte auch der Schatz als Eigenthum zufallen, wenn jener, nach einem Verlauf von zwanzig Jahren, nicht zurückgekehrt seyn würde. In dem Brief hieß es unter Andern: „Der eiserne Topf, den

wir in der grauſigen Wetternacht vor meinem Abſchied am See vergraben, iſt Dein, weil die zwanzig Jahre längſt um ſind und mein Sohn reich genug iſt, und Du ſelbig Geld nöthiger brauchen wirſt. Wenn Dir der Himmel inzwiſchen eine Tochter geſchenkt hat, die meinem Kuno anſteht, ſo wär's mir gar lieb, er nähme ſie zur Hausfrau."

Die Edelfrau hatte die letzten Worte des Briefes ſtill für ſich geleſen, allein Kuno und Bilhild konnten den Inhalt leicht aus dem Anfang der Stelle errathen. Beide geriethen in nicht geringe Verlegenheit, aber der Jüngling faßte ſich ſchnell und ſagte: „Edle Frauen, wenn ich eine Zeit lang in Eurer Nähe gelebt habe, ſo werdet Ihr urtheilen können, ob der Wunſch meines Vaters einige Ueberlegung verdiene."

Mit dieſen Worten verließ er das Gemach, um Bilhilden eine größere Verlegenheit zu erſparen. Ihre Mutter hatte indeſſen wenig auf die Rede des Ritters geachtet, denn in ihrer Seele ſtiegen jetzt ſeltſame Gedanken und Ahnungen auf. Ihr Gatte war oft an den See gegangen, dort Fiſche oder wilde Enten zu fangen, vermuthlich aber mehr in der Abſicht, ſich zu verſichern, ob der Schatz nicht entdeckt und geraubt worden. Dieſer Umſtand ſchien mit ſeinem plötzlichen Verſchwinden zuſammenzuhängen. — Im düſtern Nachſinnen mochte ſie wohl eine Stunde faſt unbeweglich

gesessen haben, als Bilhild, welche unterdessen das Haus besorgte, sie zum Nachtessen rief. Bei Tische schlug Kuno vor, nach dem verborgenen Schatz zu suchen, was freilich seine Schwierigkeiten hatte, indem der See von großem Umfang war; doch wurde beschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen.

In der Frühe des nächsten Morgens begab sich Kuno an den See, um vorerst die Gelegenheit desselben auszukunden. Seine Ufer waren größtentheils flach, und von allerlei Gesträuch und Wasserpflanzen bedeckt. Nur gegen Osten stieß er an einen Vorhügel, aus dessen Gestein eine Quelle herabrieselte. Da und dort lagen große Felsstücke, mit Moos und Farrenkraut bewachsen. Eines davon stand aufrecht, an ein anderes gelehnt, was ohne Zweifel durch Menschenhände geschehen seyn mußte. Indem der Pilgrim die Stelle aufmerksam betrachtete, kam der seltsame Fiedler daher, starrte den Fremden einige Augenblicke an, nahm seine Geige und ras'te darauf in den schneidendsten Mistönen. Kuno wußte nicht, was er aus der Erscheinung machen sollte. Wohl hatte der Mann den Blick und die ganze Art eines Wahnsinnigen, doch schien auch seine Brust ein nagender Kummer zu verschließen, um sein scheues Auge Hinterlist zu fürchten. Er hörte plötzlich mit seinem tollen Spiel auf, schaute ängstlich umher, ob nicht noch andere Menschen in der Nähe seyn möchten, legte als-

dann den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und deutete mit der linken auf den Fleck, welchen Kuno nachdenkend betrachtet hatte. Der Jüngling wurde durch dieſe Gebehrde auf's höchſte überraſcht. „Mann", ſagte er zu dem Fiedler, „gibt es hier ein Geheimniß, wozu Du den Schlüſſel haſt?"

Der Fiedler lachte gräßlich, ſprang an den Rand des Sees und langte aus dem Schilf einen eiſernen Topf hervor, und warf ihn dem Pilger vor die Füße. In dieſem Augenblicke ſchien ihn eine tödtliche Angſt zu befallen; er blickte nach allen Seiten umher, und entfloh ſo eilig, daß Kuno ſeine Spur gar nicht mehr gewahr wurde. Er wußte den wunderſamen Auftritt gar nicht zu deuten; ein furchtbares Geheimniß ſchien hier obzuwalten, und des Jünglings Herz erbebte vor der Enthüllung. Er verbarg den eiſernen Topf wieder im Dickigt und kehrte nach Schoneck zurück, um die Sache mit der Edelfrau zu überlegen. Dort waren inzwiſchen Jörg und Ulrich von der Elſterburg angekommen und hatten ſich als Gäſte auf den Mittag gemeldet. Die ſchöne Wilhild hatte in aller Unſchuld dem Junker ſeine Ruhe geraubt, und er war feſt entſchloſſen, die Pein der Ungewißheit nicht länger zu dulden, ſondern es auf ein klares Ja! oder Nein! ankommen zu laſſen. Auch der Vater ſchien die Verbindung zu ſuchen, ob-

gleich er reich und geizig und auf Schoneck nichts zu holen war.

Als Kuno hörte, daß Fremde da seyen, ging er in die Gesindestube und ließ sich da mit einigen alten Knechten in ein Gespräch ein. Er fing vom gelobten Lande an, und vom Grab des Erlösers, wußte aber bald nach Schoneck einzulenken und auf den verstorbenen Ritter zu kommen. Die Umstände, welche er jetzt vernahm, gaben ihm allerdings einiges Licht, allein gar Vieles blieb noch dunkel und und ungewiß. — Er suchte jetzt Gelegenheit, die Edelfrau noch vor Tische allein zu sprechen, und bat sie, ihn bei den Gästen für einen schlichten Pilgersmann gelten zu lassen. Als einen solchen stellte sie ihn denn auch beiden Rittern beim Mittagsessen vor, und Kuno's ernste, schwermüthige Gebehrde diente ihrer Aussage zur Bestätigung. Junker Ulrich war einzig mit der schönen Bilhild beschäftigt, aber der Alte faßte den Pilgrim scharf in's Auge, und je länger er ihn betrachtete, desto weniger mochte er sich einer bangen Ahnung erwehren.

„Weß Landes seyd Ihr?" fragte er den Jüngling.

„Ich bin aus Aegypten."

„Also ein Heide?" fiel Ritter Jürg ein.

„Nein, ich bin ein Christ."

„Und was bringt Euch nach Deutschland?" forschte Jener weiter.

„Mein Schickſal. Der Menſch geht nicht immer den Weg, den er will, ſondern den er gehen muß.“

Das Zwiegeſpräch dauerte noch eine Weile. Die Antworten des Pilgers hatten faſt durchaus etwas Räthſelhaftes, worüber der alte Ritter ſtutzig ward. Um ſeine Verlegenheit zu bergen, leerte er fleißig ſeinen Becher und gerieth zuletzt in eine drollige Luſtigkeit. Auch ſeinen Sohn hatte der Wein und Bilhildens freundliches Weſen recht lebendig gemacht; er gab eben ſeinem Vater einen Wink, die Werbung um die Hand des Fräuleins jetzt vorzubringen, als plötzlich die Thür des Gemachs ſich öffnete, und der närriſche Fiedler hereintrat. Sein Geſicht hatte etwas Starres und Todtenähnliches, und ein Kranz von Tannenzweigen um das Haupt gab ihm ein wunderliches und grauenvolles Anſehen. Er verbeugte ſich vor den Anweſenden und fing dann zu ſpielen an, erſt in weichen, ſchmelzenden Trauertönen, hierauf aber wild und kreiſchend, den heulenden Stimmen im Walde beim Orkan ähnlich.

Die beiden Ritter von der Elſterburg ſchracken zuſammen, als ſie des Fiedlers anſichtig wurden, und eine Grabesbläſſe überzog ihr Geſicht; dem Pilger war dies nicht entgangen. Lange konnten ſie kein Wort hervorbringen, endlich zwang ſich Ritter Jörg zu einem verzerrten Lachen und ſagte: „Lebt der tolle Andreas noch! Ich dachte, die Vögel des Himmels hätten ihn längſt aufgeſpeiſt.“

„Wie das?“ fragte Kuno.

„Ei nun“, antwortete der Alte, „dieſer Menſch da iſt der Sohn meines Thurmwarts, und diente mir viele Jahre, da auf einmal würde er irre und verſchwand und hielt ſich meiſtens in den Wäldern auf. Ich habe ſeit lange nichts mehr von ihm gehört und meinte, er ſei irgendwo verunglückt.“

Bilhild füllte jetzt einen Becher mit Wein und brachte ihn dem Fiedler, der ſich unbeweglich an einen Thürpfoſten anlehnte. Er ſchüttelte den Kopf, legte die Hände kreuzweis auf die Bruſt, verneigte ſich vor der Jungfrau und entfernte ſich hierauf eiligen Schrittes. Ritter Jörg wollte den Eindruck dieſer Erſcheinung gern verwiſchen und die Aufmerkſamkeit auf etwas-anderes lenken. Er ſtand daher vom Tiſch auf und bat die Edelfrau, mit ihm in ein Fenſter zu treten. Sie folgte ihm zögernd, und Bilhild, welche ſeine Abſicht ahnen mochte, verließ das Gemach. Der alte Ritter gab der Edelfrau den Wunſch zu erkennen, die Hände ihrer Tochter und ſeines Sohnes zu vereinigen. Sie erſchrack, ob ihr gleich der Antrag nicht unerwartet kam, und da es ihr von jeher in ſeiner Nähe unheimlich geweſen, und ſie ſeine tückiſche Gemüthsart fürchtete, ſo hatte ſie nicht den Muth, Nein zu ſagen, ſondern verlangte blos Bedenkzeit für ihre Tochter. Der Ritter konnte dagegen nichts einwenden. „Nun denn“, ſagte er, „in vier Tagen will ich mir die Antwort holen.“

Er winkte zugleich ſeinem Sohne, und beide beurlaubten ſich.

Die Edelfrau eilte nun, ſich vor allen Dingen mit Kuno zu berathen. Sie fand ihn mit Bilhild im Garten, wo ſich beide ihre Muthmaßungen über den heutigen Vorfall mittheilten. Sie erzählte, was der alte Ritter im Fenſterbogen zu ihr geſprochen. — Bilhild ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und hing ſich um den Hals ihrer Mutter. Kuno's Augen erglänzten vor Zorn und Muth. — Er hob die Rechte zum Himmel und rief: „Ich ſchwöre, eher unterzugehen, als zuzugeben, daß dieſe Taube ein Raub des Geiers werde. — Edle Frauen", fuhr er fort, und wendete ſich zu Bilhilden und ihrer Mutter, „edle Frauen, vertraut Gott und wird Es zieht ein wunderbarer Faden durch die Begebenheiten der Menſchen hin, und wer ihm zu entrinnen meint, der verwickelt ſich darin. — Er bat ſie hierauf, ihm ein Paar vertraute Knechte zu geben. Mit dieſen wollte er um Mitternacht an den See gehen und dort nachgraben an der Stelle, die ihm der tolle Fiedler bezeichnet hatte. „Es iſt nöthig", ſagte er, „uns über das Schickſal Eures Gatten ſo viel Licht zu verſchaffen, als wir können. Eine Spur führt hier auf die andere." Die Edelfrau überließ alles der Klugheit ihres Gaſtes, nur Bilhild machte einige Einwendungen gegen das Graben um Mitternacht. Sie meinte, es könne Gefahr dabei ſeyn.

„Fräulein", verſetzte Kuno", erinnert Euch des Sprüchleins: Wer recht thut, der wandelt in Gottes Hut!"

Sie ſchlug die Augen etwas beſchämt nieder und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen.

Die Anſtalten wurden verabredet, und gegen die Mitternachtsſtunde wanderte Kuno, nebſt zwei rüſtigen Männern, die mit Grabſcheiten verſehen waren, an den See. Der Mond leuchtete hell und kein Lüftchen ſpielte in dem Geblätter der Bäume. Die zwei Knechte gaben ſich alsbald an die Arbeit, und ſie hatten kaum einige Schuhe tief gegraben, als ſie auf Todtengebeine ſtießen, zwiſchen denen ein altes Schwert lag. Kuno nahm das Schwert und hieß die Gebeine wieder mit Erde bedecken. Hierauf nahm er von den Männern einen Eid, daß ſie von allem, was ſie hier geſehen, Niemanden etwas entdecken wollten, bis er ſie dazu auffordern würde.

Kuno zweifelte keinen Augenblick, daß es die Ueberreſte des Ritters von Schoneck ſeyen, welche er gefunden. Das Schwert konnte vollends Aufſchluß darüber geben, und die Edelfrau erblickte es kaum, als ſie mit dem Schrei: „Herr Gott! ſein Schwert!" beſinnungslos zu Boden ſank. Man brachte ſie bald wieder zu ſich, doch war ſie ſehr angegriffen und mußte zu Bette gebracht werden. Bilhild's Schmerz war nicht minder groß, als den ihrer Mutter, doch trug ſie den Schlag

mit größerer Faſſung. Erſt am zweiten Tage konnte Kuno mit der Edelfrau die Sache beſprechen, und er eilte in den Garten, wo er die Frau von Schoneck und ihre Tochter in großer Unruhe fand. Er bat ſie, die Auflöſung des vielfach verſchlungenen Knotens ihm ganz allein zu überlaſſen. Bilhild ſchaute ihn beſorgt an, und in ihrem Auge war zu leſen, daß ſie für ſein Leben bange. Er fühlte dies in ſeinem Innerſten, und ſagte freudig gerührt: „Der Menſch kann zwar für nichts ſtehen, doch hier iſt ſchon Lichts genug, um keinen Mistritt im Dunkeln zu thun.“

Er ging noch denſelben Abend im Zwielicht an den See und nahm einen Knecht mit, ließ das Grab noch einmal öffnen, langte den eiſernen Topf aus dem Geſtripp hervor, legte den Schädel des Ritters von Schoneck hinein und ließ den Topf durch den Knecht auf die Burg tragen, wo er ihn auf ſeinem Gemach verbarg. Des andern Tages erhielt die Edelfrau von unbekannter Hand ein Brieflein, worin ſie gewarnt wurde gegen einen argen Anſchlag des Ritters von der Elſterburg. Sie gerieth in große Angſt und ſuchte bei Kuno Rath. Als ſie eben mit einander in einem Fenſter ſtanden und im lebhaften Geſpräch begriffen waren, ſprengte der Ritter Jörg mit ſeinem Sohn Ulrich über die Zugbrücke. Der Edelfrau wurde das Blut zu Eis bei dieſem Anblick und ihre Kniee wankten. Kuno hieß ſie je-

doch ruhig ſeyn. Sie ſollte die Ritter freundlich empfangen und ſie mit ungewiſſen Worten hinzuhalten ſuchen.

Sie that ſich Gewalt an und bewillkommte die unwillkommenen Gäſte, welche übrigens wenig Umſtände machten, und ohne weiteres die Hand der ſchönen Wilhild verlangten. Die Edelfrau wußte nicht, was ſie hierauf antworten ſollte; indem trat Kuno in's Gemach, und ihnen folgte ein Diener mit dem eiſernen Topf, der mit einem ſchwarzen Tuch bedeckt war. „Edle Frau", hub er an, „und ihr ehrenveſten Ritters-männer, erlaubt mir einen kleinen Scherz, da heute doch ein Tag der Freude werden ſoll. Im Morgenlande, wo ich geboren bin, iſt es Sitte, dem, der um ein Mägdlein wirbt, ein Räthſel aufzugeben, und ſo er es nicht löſen kann, ſo darf er erſt nach vier Wochen wieder kommen, und ſeine Werbung zum zweitenmale vorbringen. Der geſtrenge Junker Ulrich freit um die ſchöne Wilhild, und da möchte ich ihm denn auch ein Räthſel vorlegen. Wenn Ihr's errathet, ſo iſt der Topf Euer mit Allem, was darin iſt."

Der alte Ritter brummte finſter in den Bart, ſein Sohn aber fing zu lachen an, und meinte, einen kleinen Spaß könne man gleichwohl mitmachen. „Nun ſo laßt Eure Weisheit hören, Herr Pilger", rief er gar ſelbſtgefällig.

„Mein Räthſel heißt:

Was jagt neben dem Ritter wohl
Ueber Stein und Hecken wild und toll?"

„Sein Schatten, ſein Schatten", ſchrie Ulrich, „der Topf iſt mein." — Indem er auf den Tiſch zuging, ſich ſeines Gewinnſtes zu bemächtigen, flirrte die Thür auf und der närriſche Fiedler trat herein, und fing zu ſpielen an. Der alte Ritter fluchte und warf ihm grimmige Blicke zu. Dieſer ließ ſich nicht irren und ſpielte fort in ſanften, traurigen Tönen. Junker Ulrich nahm inzwiſchen das Tuch vom Topfe weg, fuhr aber mit einem Ausruf des Entſetzens zurück, als er hineinſah. Die Edelfrau erblaßte — der alte Ritter ſtürzte grimmig auf den Tiſch zu und warf den Topf zur Erde, daß der Todtenſchädel bis an die Thür kollerte.

„Kennt Ihr dieſes Haupt?" rief Kuno mit ſchrecklicher Stimme den beiden Rittern zu. „Es iſt das Haupt von Wilhilden's Vater."

„Das lügſt Du, Bube, ſchrie der Alte", und zog ſein Schwert. Kuno warf im Augenblick das Pilgergewand ab und ſtand da in reicher prächtiger Kleidung. Ritter Jörg und ſein Sohn ſtarrten ihn mit großen Augen an.

„Ich klage Euch des Mordes an und des Raubes", begann Kuno mit flammenden Blicken. Der Alte drang auf ihn ein — der Jüngling hob ihm den Todtenſchä-

bel entgegen. — Ein Zagen überfiel die Ritter von der Elsterburg — sie verließen das Gemach — mit wüthender Gebehrde stürzte der Fiedler ihnen nach, zog ein Messer und durchstach den Alten, daß sein Blut die weite Treppenhalle besprützte. Ulrich nahm die Flucht. Ein gewaltiger Tumult erhob sich auf der Burg. Die Edelfrau war in Ohnmacht gesunken, Kuno und Wilhild eilten, ihr beizuspringen. Aber unten an der Treppe lag im Todeskampf Jörg von der Elsterburg, und neben ihm stand der Fiedler und spielte ihm ein schreckliches Sterbelied.

Junker Ulrich überließ seinen Vater der unsichtbaren Hand, die so furchtbar über ihm waltete, denn ihn selbst trieb ein böser Geist. Bleich und in gräßlicher Angst langte er auf der Elsterburg an, ließ die Brücke aufziehen, die Knechte unter Waffen treten, stellte Späher auf die Warten und verschloß sich hierauf in ein entlegenes Gemach. Seine Leute schüttelten die Köpfe und raunten sich allerlei bedenkliche Vermuthungen in's Ohr. Die Nacht brach herein, Todtenstille herrschte auf der Burg; der Junker hatte tiefe Stille geboten, weil jedes Geräusch ihn aufschreckte wie eine Mahnung vom Gericht des Unsichtbaren. Die Glocke verkündete Mitternacht, da plötzlich ließ sich der tolle Fiedler hören. Er spielte ein Begräbnißlied und stimmte manchmal dazwischen ein gräßliches Gelächter an. Einige

Knechte gingen hinaus und wollten ihm ein Leid zufügen, aber der Junker rief ihnen aus dem Fenſter herab zu: „Laßt ihn, laßt ihn, ihr wißt nicht wer ihn ſendet.“

Todtenblaß und vom Fieberfroſt geſchüttelt, warf er das Fenſter zu und eilte zum Burgkaplan und vertraute dieſem das furchtbare Geheimniß ſeiner geängſtigten Seele. Er hieß ihn hierauf nach Schoneck gehen, und der Kaplan that, wie ihm ſein Herr befohlen. Noch ehe der Tag graute, machte er ſich ſchon auf den Weg. Auf der Burg Schoneck war noch Alles in großer Verwirrung, als er dort ankam. Die Edelfrau ließ ihn gleich vor und er gab Bericht von dem, was ihm aufgetragen war.

„Edle Frau“, ſagte er, „ich komme von einem armen ſündigen Menſchen, der ſeine Rechnung mit dem Leben abſchließen möchte. Allein Ihr habt dabei die Hauptſtimme. Euer Eheherr, dem Gott eine fröhliche Urſtänd verleihen möge, hatte am See einen Schatz vergraben. Der alte Ritter von der Elſterburg merkte etwas von dem Geheimniß und lauerte auf die Schritte und Tritte des Ritters von Schoneck, der manchmal an den Ort ging, wo das unglückliche Gold lag und ſich dort ohne Zweifel umſah, ob auch noch Alles rein ſey. Der Ritter Jörg, als er dies bemerkte, nahm ſeinen Sohn und einen Knecht und ging vor Tagesanbruch hinaus an die Stelle; ſie gruben und fanden einen eiſernen Topf

mit Gold gefüllt. Wohl mochte ihnen das Herz darob lachen, allein die Luſt nach fremdem Gute ſollte ihnen zum ſchrecklichen Verderben gereichen. Im Augenblick, da ſie den Topf in Sicherheit bringen wollten, führte das Schickſal Euren ſeligen Eheherrn, den Ritter von Schoneck, daher. Es kam ſchnell von Worten zur That. Der alte Ritter und ſein Sohn warfen Euren Eheherrn in den See, wo er ertrank. Nachts darauf zogen ſie den Leichnam, der im Schilfe lag, heraus und begruben ihn. Der Knecht, der dies mit anſah, wurde von Stund' an wahnſinnig aus Entſetzen. Dies iſt der tolle Fiedler, den Ihr kennt."

Die Edelfrau hatte kaum Kraft genug gehabt, das Ende der Erzählung anzuhören. Ihre Lebensgeiſter entflohen und ſie ſank ohnmächtig zu Boden. Auf das Geſchrei des Geiſtlichen eilten Kuno und Bilhild herzu; man brachte ſie bald wieder zu ſich und nach einer Viertelſtunde hatte ſie wieder Faſſung genug, den Antrag des Kaplans zu vernehmen.

„Den Vater hat Gott gerichtet", ſagte dieſer, „der Sohn aber will freiwillig büßen und der Welt entſagen. Sein Verſatz iſt, nach Rom zu pilgern und dort in ein Kloſter zu gehen. Doch ſagt er, ſein Leben ſey Euch verfallen, und ſo Ihr es wolltet, ſo müſſe er ſein Haupt auf das Blutgerüſt tragen."

„Möge Gott ſich meiner erbarmen, wie ich mich

des Unglücklichen erbarmen!“ rief die Edelfrau. „Sagt ihm, daß er hinziehe und büße und auf den hoffe, der zu ſtrafen und zu verzeihen weiß.“

Kuno und Wilhild wußten den Sinn dieſer Rede nicht ganz zu deuten; ſie ſahen die Mutter fragend an.

„Ihr ſollt Alles erfahren“, ſagte die Edelfrau, „und zwar jetzt in dieſer Stunde, denn in mich iſt eine Kraft gekommen und eine Ergebung, wie von oben.“

Nachdem der Kaplan ſich entfernt hatte, erzählte ſie ihnen den ganzen Vorgang und machte ihnen zugleich ihren Entſchluß kund, auf der Stelle, wo ihr Gatte ermordet worden, ein Kirchlein und eine Klauſe zu bauen und daſelbſt ihr Leben zuzubringen.

Dieſem Vorſatze blieb ſie treu. Als das Kirchlein und die Zelle gebaut waren, legte ſie Kuno's Hand in die Hand ihrer Tochter, und der Tag, an welchem beide den Prieſterſegen empfingen, war der letzte, den ſie auf Schoneck zubrachte. Sie bezog die Klauſe und entſchlief dort nach wenig Jahren in den Armen ihrer Kinder.

52. Das Windſpiel.

In einem wilden, einſamen Thale des Schwarzwaldes ſieht man noch die Ruinen der alten Burg Schar-

ſenſtein. Längſt erloſchen iſt der Name dieſes Geſchlechtes, und von ſeinem ſchauerlichen Untergang hat ſich folgende Sage erhalten.

Diether von Scharfenſtein hatte die ſchöne und fromme Agnes von Staufen zur Hausfrau gewählt. Die Heftigkeit ſeiner erſten Liebe verlor ſich aber bald in eine merkliche Kälte. Eine Zeitlang that er ſich noch Gewalt an, und wenn er den ſtillen Kummer ſeiner Gattin ſah, und das freundliche Lächeln, womit ſie denſelben zu verbergen ſuchte, wurde er oft wirklich gerührt und ſchloß ſie in ſeine Arme, aber ſein Herz blieb eine todte Aſche, kein lebendiger Funke konnte mehr daraus erweckt werden.

Agnes hatte aus Mitleid eine edle Jungfrau zu ſich genommen, die Rotlinde hieß und eine arme Waiſe war. An Schönheit mochte ſie ſich mit Agnes nicht vergleichen, aber ſie beſaß gar viel Einnehmendes in ihrem Weſen, und ihre lebhafte Gemüthsart und ihre blühende Farbe gewännen bald Diether's Neigung. Das Mägdlein kam ihm Anfangs auf halbem Weg entgegen, allein ſie zog ſich zurück, ſobald er zudringlicher wurde. Durch dieſes leichtfertige Spiel fachte ſie ſeine Leidenſchaft zur wilden Flamme an, und da er das einzige Hinderniß ſeines Glückes in ſeiner Hausfrau zu finden meinte, ſo wurde er gegen dieſe mit jedem Tage mürriſcher und härter, und ſie durfte ſich keines freundlichen Wortes oder Blickes mehr von ihm erfreuen.

Agnes duldete und ſchwieg. Auch fand ſich Niemand auf Diether's Burg, dem ſie ihr Leid hätte klagen mögen; da ſie aber fromm war und Gott vertraute, ſo ſtellte ſie dieſem ihr Schickſal heim, und ihr Gebet und ihre Thränen gaben ihr immer wieder Muth und Hoffnung.

Unter den Leuten des Ritters war ein junger Edelknecht, Gerhold mit Namen, der Agneſen's Schmerz und hohe Ergebung gar wohl erkannte, und tiefes Mitleid hegte mit ihrer Lage. Das Hausgeſind, dem die Abneigung des Ritters nicht verborgen blieb, fing nun auch an, ſie zu vernachläſſigen, und ob ſie gleich gewohnt war, da zu bitten, wo ſie hätte befehlen können, ſo wurde doch wenig mehr auf ihren Willen geachtet. Gerhold, der dieſes alles wahrnahm, zürnte und grämte ſich heimlich darob, und erzeigte Agneſen die größte Aufmerkſamkeit, und leiſtete ihr häufig die Dienſte, die das Hausgeſinde ihr verſagte. Während ſie der Meſſe beiwohnte, ſtellte er die ſchöne Jahreszeit über täglich ein Gefäß mit den ſchönſten wohlriechendſten Blumen auf ihren Tiſch und trug ihr die Speiſen aufs Gemach, denn ſie vermied, mit ihrem Eheherrn an einen Tiſch zu gehen, weil ſie wußte, daß ihm ihr Anblick nur widerwärtig ſey.

Gerhold's Mitleid war ſchon Liebe, noch bevor er es ahnen mochte; aber dieſe Liebe war rein und ohne

Beimiſchung eines ſträflichen Verlangens. Agnes kam ihm faſt vor, wie eine Heilige, und wenn ihm ſpäter das Geheimniß ſeiner Bruſt auch nicht mehr verborgen blieb, ſo erlaubte er ſich doch keinen andern Wunſch, als daß ſie einſt im Lande der Seligen ihm angehören möchte.

Zwiſchen Diether und Notlinden war es indeß zu einem Verſtändniß gekommen, welches nicht lange geheim bleiben konnte. Sie gewann bald über den trotzigen Ritter eine Gewalt, deren ſie kein Hehl hatte, und von dem Geſinde wurden ihre Befehle höher geachtet, als die des Burgherrn. Auf ihr Anſtiften mußte die arme Agnes ihre bisherige Wohnung verlaſſen und ein altes, zum Theil zerfallenes Nebengebäude beziehen, wo der Regen durch die Decke herabträufelte und der Wind durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben pfiff. Agnes ertrug alles Leiden mit einer himmliſchen Geduld, und auf ihrem Antlitz leuchtete eine Ruhe, die Notlinden unbegreiflich vorkam. Sie fing an zu fürchten, Diether's Herz möchte dadurch gerührt und zuletzt von ihr abgewendet werden, und ließ ihrer Wohlthäterin ſagen, ſie ſollte ſich entſchließen, in ein Kloſter zu gehen, oder viel Schlimmeres gewärtigen.

Agnes erſchrack ob dieſer Worte und wurde für ihr Leben beſorgt; ſie entfloh noch in ſelbiger Nacht

mit einer treuen Magd. Auch folgte ihr ein Windspiel, welches sie auferzogen hatte, und das bisher der Gefährte ihrer Einsamkeit gewesen war.

Als am Morgen Agnesens Flucht auf der Burg ruchbar wurde, entstand mancherlei Gerede. Im Herzen gab fast ein Jeder dem Ritter Unrecht, aber nur wenige hatten die Keckheit, ihre Meinung zu sagen. Rotlinde war außer sich vor Wuth; sie hatte sich geschmeichelt, Agnes würde in ein Kloster gehen und ihr alsdann der Ritter seine Hand geben können, allein dieses plötzliche Verschwinden zeigte offenbar ein anderes Vorhaben an.

Niemand war von dem Schicksal der unglücklichen Agnes tiefer ergriffen, als Gerbolt. In der quälenden Angst um sie erkannte er die Gewalt seiner Liebe. Gern wäre er ihr nachgeeilt; um sie gegen Gefahren zu schützen, allein er durfte es nicht wagen, ohne sie der größten Gefahr auszusetzen. Er ging auf die Gemächer, welche sie bewohnt hatte, wo ihr Bild in hundert Gestalten vor ihn trat, wo ihm jedes ärmliche Geräth durch sie geweiht erschien, wo sie geduldet, geweint, gebetet hatte. „Ach", seufzte er, „wie gern wollte ich auf Alles in der Welt verzichten, wenn ich hier in diesem kleinen abgeschiedenen Raume mit ihr leben dürfte!" Er hing lange diesen freundlichen Träumen nach, aber zuletzt gewann die Pein über ihren

Verlust und die Angst um ihre Sicherheit wieder die Oberhand in seinem Gemüthe, er wußte nicht, wo er Rast und Ruhe finden sollte.

Gegen Abend wandelte er gedankenvoll aus dem Burgthor, da sprang plötzlich Agnesens Windspiel an ihm hinauf. Er schrack freudig zusammen, denn er glaubte sie in der Nähe, aber so weit er auch das Auge schweifen ließ, war nichts von ihr zu entdecken. Auch zeigte das Thier, bei aller Freundlichkeit, womit es ihn begrüßt hatte, etwas Unstätes und Schüchternes, und verlor sich nach wenig Augenblicken in die Burg. Gerhold wußte nicht, wie er die sonderbare Erscheinung deuten sollte. Agnes mußte todt seyn, weil sonst das Windspiel sie nicht verlassen haben würde. Aber es hatte doch weder gewinselt, noch sich sonst kläglich gebehrdet. „Ha!“ rief er nach einigem Nachsinnen, „es hat seine Gebieterin im Unglück verlassen; das Thier hat die Untreue von den Menschen gelernt!“

Sein Herz war jetzt mit Bitterkeit erfüllt, und er beschloß, ob er gleich noch nicht wehrhaft gemacht war, zu seinem Vater zurückzukehren und mit dessen Bewilligung in den Krieg zu ziehen. Dieses Vorhaben beschäftigte ihn den größten Theil der Nacht über, und als kaum der Morgen graute, raffte er sich vom Lager auf und trat an's Fenster. Das Burgthor

wurde eben geöffnet, und in dieſem Augenblicke lief das Windſpiel wieder herein und über den Hof nach dem Frauenhauſe, wo die Küche war. Gleich darauf kam es mit einem Brot im Maule zurück, und rannte ſtracks zur Pforte hinaus. Gerbolt eilte nach, voll ſeltſamer Ahnungen. Als er aber in's Freie kam, war keine Spur von dem Thiere zu entdecken. Er erſchöpfte ſich in allerlei Muthmaßungen und beſchloß, aufzumerken, ob es wiederkommen würde. Aber umſonſt ſtand er den ganzen Tag über auf der Lauer; die Sonne neigte ſich bereits, und kein Windſpiel ließ ſich ſehen. Gerbolt ſtreifte düſter und in ſich gekehrt über die Haide hinaus nach dem Saume des nahen Gebirges hin, die Augen auf den Boden geheftet, da vernahm er auf einmal das Gebell eines Hundes, und aus dem Walde heraus ſprang das Windſpiel auf ihn zu, wollte aber augenblicklich den Weg nach der Burg fortſetzen. Gerbolt hielt es durch Schmeicheln und Streicheln zurück, und deutete nach dem Forſte hin. Der Hund ſchien ihn zu verſtehen und lief fröhlich vor ihm her. Der Weg, welchen es den Jüngling führte, war rauh und ungebahnt, und Gerbolt mochte kaum eine Stunde weit gegangen ſeyn, als die Dunkelheit der Nacht die Gegenſtände umher kaum mehr unterſcheiden ließ. Er befand ſich jetzt am Fuße einer ziemlich ſchroffen, nackten Bergwand, an

welcher das Windſpiel hinaufzuklettern anfing, und beſann ſich einige Augenblicke, ob er ihm noch weiter folgen ſolle. Die Hoffnung, Agneſen zu finden, verſcheuchte bald jede Bedenklichkeit, und ohne der Mühe und Gefahren des Weges zu achten, erſtieg er den Gipfel des Berges in dem Augenblicke, als eben der Mond aufging und die ſchweigende Wildniß beleuchtete. Tief unter ſich erblickte er jetzt ein enges mit finſtern Tannen bewachſenes Thal, durch deſſen Krümmungen ſich ein klarer Bach gar anmuthig im Mondlicht hinſchlängelte. Ein wenig betretener Fußſteig führte in das Thal hinab, wohin das Windſpiel in fröhlichen Sprüngen ſeinen Weg nahm. Gerhold folgte ſeinem Führer bis faſt in die Tiefe. Da fiel ihm aber ein, daß die Frauen, wenn ſie ſich in dieſem Zufluchtsort befänden, durch die plötzliche Erſcheinung eines Menſchen, der ihnen im erſten Augenblick unbekannt war, in Schreck und Angſt verſetzt werden müßten, und er beſchloß, ſeine Gegenwart Agneſen auf eine minder ſchreckhafte Weiſe kund zu thun. Er ſetzte ſich auf einen Stein und ſang folgendes Lied, welches ſie ehemals auf der Burg oft und gern von ihm gehört hatte:

„Junge, ſchöne Hirtenmaid,
Biſt wohl nicht bei uns geboren?
Gehſt ſo einſam auf der Haid',
Haſt wohl Deine Heerd' verloren?"

„Meine Lämmlein, weiß wie Schnee,
Weiden dort am Himmelsbogen.
Jüngling, Deiner Sehnſucht Weh'
Hat mich zu Dir hingezogen.“

„Schöne Maid ich geh' mit Dir,
Aus der Heimath ohne Grämen,
Doch von meiner Habe hier,
Sprich, was darf ich mit mir nehmen?“

„Nur den frommen, treuen Sinn,
Alles Andre muß verlaſſen!
Bringſt Du Irdiſches dahin,
Müſſen alle Stern' erblaſſen.“

Er hatte das Lied kaum geendet, als er unter den Bäumen im Thal eine Geſtalt hervortreten ſah, die er für Agnes hielt. „Ich bin Gerhold, fürchtet Euch nicht, edle Frau“, rief der Jüngling, und eilte hinab. „Gott Lob, daß Du es biſt“, ſagte Agnes mit noch zitternder Stimme, indem er ihr näher kam.

Er erzählte nun, wie ihm das Windſpiel den Weg zu ihr gezeigt. „Dieſem treuen Thier“, ſagte Agnes, „verdanken wir unſere Nahrung, denn die Wildniß hier bietet nicht einmal genießbare Wurzeln und Kräuter dar. Es holt uns Brot von der Burg, allein dies reicht nicht hin für unſern Unterhalt und ſetzt uns zugleich der Gefahr einer Entdeckung aus. In ein Kloſter kann ich nicht gehen, denn ich würde das Gelübde gezwungen ablegen und Gott durch einen Eid beleidigen, der nicht aus meinem Herzen käme.“

„Ach!“ ſeufzte Gerholt, „Rath weiß ich nicht, aber mein Arm und mein Leben ſind zu Euren Dienſten.“

Agnes wurde durch den Edelmuth des Jünglings tief gerührt; ſie hob ihr thränendes Auge empor und ſchien dem Himmel zu danken, daß er ihr wenigſtens einen Freund gelaſſen. Sie theilte hierauf ihren Entſchluß mit. Einige Meilen von da, im Einſiedlerthale, lebten einige fromme Frauen als Einſiedlerinnen, zwar nach einer gemeinſamen Vorſchrift, aber durch kein Gelübde gebunden. Dorthin wollte ſie mit ihrer treuen Magd ziehen, doch ſollte ſich Gerholt erſt bei den Frauen erkundigen, ob man ſie aufnehmen wolle und könne.

Da jeder Augenblick Gefahr bringen konnte, ſo machte ſich der Jüngling alsbald nach dem Einſiedlerthale auf und erreichte es am frühen Morgen, nachdem er unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, einige Stunden unter einem Baume geſchlafen hatte. Die Vorſteherin hörte freundlich ſeine Botſchaft an und willigte in ſein Begehren mit Herzlichkeit. Sie ſetzte ihm von den Früchten ihres Gartens vor, der ſich zwiſchen einem kleinen Waldbach und den friedlichen Zellen hinzog, und nachdem er ſich erquickt und ausgeraſtet hatte, kehrte er auf dem Wege zurück, welchen er gekommen war. Die Sonne ſank bereits hinter die Tannenberge, als er in das Thal trat und ſich der Höhle näherte, wo Agnes ihren Zufluchtsort hatte. Er vernahm das

Gewinſel eines Hundes, und bald darauf das Wimmern einer Menſchenſtimme. Eine ſchreckliche Ahnung durchſchauerte ſein Herz: er verdoppelte ſeine Schritte und ſah jetzt das Windſpiel, welches am Eingange der Höhle mit Stricken an einen Baum gebunden war und bei ſeinem Anblick ein furchtbares Geheul erhob. Er eilte in die Höhle und fand Agneſens treue Magd auf den Boden hingeſtreckt und an Händen und Füßen gebunden. Gerholt's Blut gerann zu Eis. „Um Gotteswillen!“ rief er, „was iſt vorgefallen? Wo iſt Agnes?“

Die Magd vermochte Anfangs nur unzuſammenhängende Worte hervorzubringen. Gerholt zerſchnitt mit ſeinem Schwert ihre Stricke, und ſie gewann allmählich ſo viel Beſonnenheit, um den Vorgang erzählen zu können. Vier verkappte Knechte hatten bald nach Mittag die Höhle überfallen, die beiden Frauen gebunden und Agnes mit ſich fortgeſchleppt. Das Windſpiel vertheidigte ſeine Gebieterin mit Wuth und verwundete zwei von den Räubern, die es darum tödten wollten, aber ein Dritter, welcher der Anführer der übrigen zu ſeyn ſchien, gebot, es bei Leben zu laſſen und an einen Baum zu binden. Die Treue des Thieres gefiel ihm und er wollte es bei ſeiner Rückkehr mitnehmen und an ſich gewöhnen. „Ach!“ ſetzte die Magd hinzu, „ſie werden wiederkommen und mich tödten oder in's Burgverließ ſchleppen.

Auf Gerholt's Frage, welchen Weg die Knechte genommen, wußte die Magd keinen Bescheid zu geben. Das Windspiel fing auf's Neue zu winseln an. „Dich hätt' ich beinahe vergessen", sagte Gerholt, indem er es frei machte, „und am Ende bist Du der beste Kundschafter, den ich finden kann." Er wollte sich hastig auf dem Wege entfernen, den ihm der Hund zeigen würde, aber die Magd erhob flehend ihre Hände und beschwor ihn, sie doch nicht einem schrecklichen Schicksale Preis zu geben. „Ich kann Dich nicht ohne Hülfe lassen", antwortete der Jüngling, „und doch fordert mein Geschäft die größte Eile." Nach kurzem Nachsinnen fiel ihm ein, daß eine Stunde von dem Thal eine Mühle liege, dahin beschloß er, die Magd einstweilen zu bringen und sie dort zu verbergen.

Die Leute auf der Mühle schienen durchaus ehrlich und gutherzig. Sie zeigten die größte Bereitwilligkeit, der unglücklichen Magd Schutz zu geben, und versicherten, fremde Knechte würden es nicht wagen, Feindseligkeit hier auszuüben, da die Mühle einem Kloster gehöre und im Bann derselben liege.

Von Agnes und ihren Räubern konnten der Müller und seine Familie keine Auskunft geben. „Was gilt es", sagte der alte Vater, „die Schnapphähne haben ihre Beute nach der alten Römerburg, drüben am Heidenberg, in Sicherheit gebracht." Gerholt

erinnerte sich dieser Burg, von welcher nur noch ein Thurm übrig war. Der Sage nach hauſ'ten Berggeister darin, und Niemand wagte sich leicht in die Gegend. Er ließ sich von dem Müller den nächsten Weg dahin angeben, und verließ die Mühle mit verdoppelten Schritten. Gegen Abend erhob sich ein fürchterlicher Sturm, schwarze Nacht hing vom Himmel herab, und durch den alten Forst drang ein Geheul und Geächz, wie von tausend Geisterstimmen. Gerholt verlor den Pfad und das Windspiel drängte sich zagend und winselnd an ihn an, und hinderte ihn oft am Gehen. Der Orkan hatte ausgetobt, aber es folgte ein schrecklicher Regenguß, und Gerholt mußte Schutz auf einem Baume suchen. Mit quälender Ungeduld zählte er die kostbaren Augenblicke, hob die Hände empor und flehte zu Gott, daß er seinem guten Werke Beistand schenken möge. Sein Gebet schien Erhörung zu finden, der Regen ließ nach, der Himmel klärte sich auf, und die Sterne traten hervor, denn die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Gerholt wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, aber er dachte in seinem frommen Sinn: „Wenn der Herr will, daß ich sie rette, so wird er mich auch führen", und schlug den Weg zur Rechten ein. Bald wurde er gewahr, daß ihn dieser aus dem Gebirge in die Ebene führe, und indem er aus einer Schlucht hervortrat, erblickte er in geringer Entfernung auf einem

Hügel eine Kapelle mit einer Mauer umgeben und neben der Kapelle den Schimmer eines Lichtes. Er ging darauf zu, in Hoffnung Jemand zu treffen, der ihm Auskunft über die Gegend würde geben können.

Beim Eingang durch das zerfallene Thor, neben welchem ein ſteinernes Kreuz ſich erhob, ſah er, daß er ſich auf einem Kirchhofe befand; die Gräber waren meiſt eingeſunken und mit Unkraut und Dornen überwachſen. Neben der Kapelle war ein Mann beſchäftigt, beim Schein einer Laterne, die auf einem umgeſtürzten Grabſtein ſtand, ein Grab zu graben. Dem Jüngling kam dieſe Arbeit zu nächtlicher Zeit ſeltſam vor. Er ging zu dem Mann und fragte ihn, für wen das Grab ſey? „Ohne Zweifel für einen müden Leib", antwortete der Mann.

Gerholt. Der Kirchhof ſieht aus, als ob er ſeit langem nicht mehr gebraucht würde?

Der Mann. Er gehörte zwei benachbarten Dörfern, die ſeit fünfzig Jahren zerſtört ſind.

Gerholt. Du biſt alſo hergekommen, um die Todten zu berauben?

Der Mann. Mein Herr, das wäre Gottesraub, und ich würde fürchten, daß ſie alle dort im Beinhauſe neben der Kapelle ſich regten und mir die ruchloſe That geſegneten.

Gerholt. Aber wer ſoll hier begraben werden?

Der Mann, der eben mit dem Grabe fertig wurde, lehnte ſich auf ſeine Schaufel, trocknete ſich den Schweiß von der Stirn und erzählte: er ſey ein armer Köhler und wohne eine halbe Stunde von da, am Eingange des Forſtes. Gegen Abend ſey ein fremder Knecht zu ihm gekommen und habe ihm geheißen, ein Grabſcheit mitzunehmen und ihm zu folgen. Er habe ihn hierauf nach dem verlaſſenen Friedhof geführt und ihm befohlen, hier ein Grab zu machen.

„Und wo iſt der Knecht?“ fragte Gerhold, indem eine ſchauerliche Ahnung ſein Innerſtes durchbebte. „Vor einigen Augenblicken ging er fort“, antwortete der Köhler, nachdem er mir ein Silberſtück zur Belohnung gegeben, und mir zugleich geboten hatte, mich, wenn das Grab vollends fertig ſeyn würde, alsbald zu entfernen, aber mein Grabſcheit dazulaſſen und ſo mir mein Leben lieb ſey, keinem Menſchen etwas von der Sache zu entdecken. „Ach!“ ſetzte er ſeufzend hinzu, es iſt wohl ein Erſchlagener, deſſen Leichnam hier verborgen werden ſoll! Aber die Sterne ſehen es, wenn ich auch ſchweige. Gute Nacht, Herr!“ Mit dieſen Worten eilte der Köhler von hinnen. Gerhold zweifelte nicht mehr, daß es Agneſens blutiger Leichnam ſey, welchen man hier heimlich beerdigen wolle, und Schmerz und Wuth tobten furchtbar in ſeinem Innern. „Kommt nur“, rief er, indem er das Schwert

zog und es gen Himmel hob, „kommt nur her, ihr Mörder, ich will Gericht halten über euch, hier über den Gebeinen der Todten, und im Angesicht des Richters dort oben.“

So stand er eine Weile und starrte düster in die Nacht hin; da drehte sich das Windspiel gegen das Thor des Kirchhofs, und fing zu murren an; den Jüngling durchzuckte es, wie ein Blitz; er besänftigte den Hund, ergriff ihn am Halsband, und führte ihn mit sich hinter die Kapelle.

Man hörte Fußtritte, die immer näher kamen. Gerbolt schaute vorsichtig hinter einem Pfeiler hervor. Zum Thor herein traten vier Männer, die eine Bahre trugen. Sie sprachen einige Worte, die er nicht verstehen konnte, aber zugleich kam es ihm vor, als vernähme er ein tiefes hohles Gestöhn.

Die Männer waren jetzt auf der andern Seite der Kapelle zu dem Grabe gekommen, und eine weibliche Stimme rief mit herzzerschneidendem Tone: „Gott im Himmel! ihr werdet mich doch nicht lebendig begraben wollen?“

Wüthend riß sich das Windspiel aus Gerbolt's Hand los, wüthend stürzte er ihm nach, mit gezücktem Schwerte. Die Knechte standen im ersten Augenblick wie versteinert vor den Schrecknissen des Gerichts. Ihre Füße schienen in der Erde zu wurzeln, aber als

der erste von Gewaltstreichen fiel, und der zweite fürchterlich unter den Zähnen des Windspiels schrie, da ergriffen die beiden andern die Flucht.

Agnes saß auf der Bahre, an Händen und Füßen gebunden. „Gott Lob, Ihr seyd gerettet!“ rief der Jüngling, und löſ'te ihre Bande. „Du, Gerholt?“ stammelte sie und sank ohnmächtig in seine Arme. — „Vater im Himmel!“ schrie der Jüngling im Weh der Verzweiflung und preßte sie an die Brust und legte seine glühenden Lippen an ihre kalten Wangen.

Agnes kam bald wieder zu sich; sie konnte weinen und beten. Der Knecht, den das Windspiel noch immer festhielt, flehte gar erbärmlich, ihn doch von dem grimmigen Thiere zu befreien. „Wer hat Euch zur ruchlosen That gedungen“, zürnte Gerholt entgegen.

„Wir sind Eigene Diether's von Scharfenstein“, erwiederte der Elende, „und Alles geschah auf Befehl unsers Herrn und seiner Dirne.“ „Ha! und lebendig sollte sie in die Erde gescharrt werden?“ rief der Jüngling. „Es war der Rath unsers Anführers“, entgegnete jener, „denn er fürchtete, Spuren von Blut möchten die That verrathen.“ Agnes verhüllte sich das Antlitz bei dieser Rede, und Gerholt schwur, blutige Vergeltung auszuüben. — „Laß dem dort oben die Rache“, stöhnte Agnes mit fast erloschener Stimme, „und vollende das Werk meiner Rettung, wir können ja hier nicht bleiben.“

Gerbolt wußte nicht gleich, wohin er Agnes bringen sollte, denn sie war fast unvermögend, nur einige Schritte weit zu gehen: da fiel ihm der Köhler ein. Er machte das Windspiel von dem Knechte los und befahl diesem, die Laterne zu nehmen, welche der Köhler zurückgelassen hatte und ihm nach der Hütte desselben voran zu leuchten. Der Knecht gehorchte zitternd; Agnes legte ihr Haupt auf die Schulter des Jünglings, mit der Rechten umschlang er die arme Geängstigte, und so wankte sie langsam auf dem holprichten Wege hin.

Gerbolt mußte öfters stille stehen und ihr Zeit lassen, neue Kräfte zu sammeln. An einem Felsenbrünnlein ruhten sie eine Weile. Agnes verlangte einen Trunk Wassers, da es aber an einem Gefäß gebrach, schöpfte der Jüngling das Wasser mit der hohlen Hand und sie schlürfte es dankbar. Während sie an dem Brünnlein saßen, trat ein bewehrter Mann aus dem Walde hervor. Agnes schrack zusammen bei seinem Anblick. Gerbolt beschwor sie, ruhig zu seyn. „Gott ist mit der Unschuld", sagte er, „hat er's uns nicht erst in dieser Stunde bewiesen?" Der Mann kam näher, sein Gesicht war verhüllt; einen Augenblick betrachtete er Gerbolt und Agnes, deren Gestalten von der Laterne beleuchtet wurden, und ging dann plötzlich auf den Jüngling zu und ergriff seine Hand. „Gerbolt, Du hier, und ist dies nicht Deine Burgfrau?" fragte er.

„Mein Vater!“ rief Gerholt, mein Vater! o Dich führt Gott hieher!“ Der Alte fragte und der Jüngling erzählte nun, was ſich zugetragen. „Edle Frau“, ſagte der alte Rodland, ſo hieß Gerholt's Vater, „edle Frau, Ihr müßt's Euch jetzt einige Tage auf meinem Hofe gefallen laſſen; das Herrenhaus iſt zwar klein, wie's ſich für einen armen Rittersmann ziemt, deſſen Vorältern zu freigebig gegen Klöſter waren, aber es ſoll Euch weder an Bequemlichkeit, noch an freundlichen Geſichtern fehlen.“

Gerholt äußerte einige Bedenklichkeit, denn er meinte, Frau Agnes würde dort Gefahr laufen, aber der Alte hieß ihn desfalls ohne Sorge ſeyn und fügte hinzu, ſie würden bei der nahen Köhlerhütte einen ſeiner Knechte mit zwei Pferden finden; dieſer ſollten Agnes und ſein Sohn ſich bedienen, und darauf nach Rodland reiten. Dem Knecht Diether's aber befahl er mit kurzen aber ſtrengen Worten, ihm zu folgen.

Gerholt hätte gern gewußt, wohin ſein Vater in ſpäter Nacht gehe, und warum er den Knecht mit ſich nehme, aber da er die Frage thun wollte, war der Alte ſchon ſeitwärts hinter den Felſen verſchwunden.

Gerholt und Agnes erreichten bald die Hütte, wo ſie eine recht herzliche Aufnahme, aber eine gar ſparſame Bewirthung fanden. Frau Agnes war ſo entkräf-

tet, daß ſie der Ruhe bedurfte; auch Gerholt's Kräfte waren ſehr erſchöpft, und erſt mit Tagesanbruch ſetzten die Wanderer ihren Weg auf Rodlands Roſſen fort und erreichten den Hof noch vor Mittag. Der Alte langte faſt zu gleicher Zeit mit ihnen an. Gerholt hatte eine Menge Fragen auf dem Herzen: aber ſein Vater nahm ihn alsbald bei Seite und befahl ihm, ſogleich auf die Burg Scharfenſtein zurückzukehren und auf Alles, was dort vorgehe, ein wachſames Auge zu haben, und ihm auf der Stelle Botſchaft zu ſenden, wenn von Diether und ſeiner Dirne Anſtalt zur Flucht getroffen würden. „Du haſt nichts zu befahren", ſetzte er hinzu, „traue auf mein Wort."

Gerholt wäre lieber um die ſchöne Agnes geblieben; auch begriff er nichts von der Abſicht, welche ſein Vater bei ſeinem Auftrage haben konnte; aber er ehrte ihn zu ſehr, um nicht ohne Widerrede zu gehorchen. Auf einem raſchen Pferde legte er den Weg nach Scharfenſtein noch vor Sonnenuntergang zurück. Neben dem Pfade, der zur Burg hinaufführte, ſtand eine hohe Buche. Mit Entſetzen bemerkte Gerholt, daß aus dem Stamme drei Späne gehauen waren, denn er wußte, daß dies ein Zeichen der Vorladung zum heimlichen Gericht ſey. Ein ſtärkeres Grauen wandelte ihn an, als er am Burgthor den pergamentenen Ladungsbrief mit den drei rothen Siegeln in blechernen Kapſeln an-

gebeftet ſah. Im Burghofe war es wie ausgeſtorben. Nur ein paar Knechte gingen bei den Ställen ab und zu, und in ihren Gebehrden war die tiefſte Beſtürzung ſichtbar. Indem Gerholt vom Pferde ſteigen wollte, kam der alte Thorwart auf ihn zu und ſagte mit bleichen bebenden Lippen: „Wie? Ihr kehret zurück in's Haus der Ruchloſigkeit und des Schreckens. Habt Ihr denn nicht geſehen —?“

„Wohl hab' ich geſehen“, antwortete der Jüngling, „und mich ſchauert's noch, als wenn ich in mein eigen Grab geblickt hätte.“

„Sie wollen dieſe Nacht entfliehen, er und die Dirne“, fuhr der Greis leiſer fort, „aber dem dort oben entgehen ſie nicht.“

„Entfliehen, wohin?“ fragte Gerholt.

„Ueber den Rhein“, erwiederte jener. „Es iſt bereits ein Bote fort, um Schiffe zu beſtellen.“

Gerholt ſah eine Weile nachdenkend vor ſich hin, und wendete ſich hierauf wieder zu dem Greis und ſagte: „Alter, ich bleibe nicht hier, wo die Hände bedeckt ſind mit Blutſchuld.“ Mit dieſen Worten wendete er ſein Roß und jagte über die Zugbrücke hinaus. Am Fuße des Hügels, bei der ſchönen Buche, hielt er noch eine Weile ſtill und betrachtete mit neuem Grauen die drei Hiebe im Stamme des Baumes. Ein Gewappneter im ſchwarzen Harniſch ſprengte auf Gerholt

zu und gab ihm ein Zeichen, ihm auf die Burg zu folgen. Der Jüngling starrte ihn verwundert an; jener wiederholte das Zeichen; da aber der Jüngling sich nicht daran zu kehren schien, öffnete er sein Visir. Gerbolt erkannte seinen Vater und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. „Du warst kaum vom Hause fort", sprach der alte Rodland, „als ich schon die Nachricht erhielt, daß man auf Scharfenstein sich zur Flucht auf diese Nacht bereite. Komm und sieh, was die Sünde ist; es kann Dir frommen auf Dein ganzes Leben." Er zog sein Visir wieder herab und stillschweigend ritten beide auf die Burg. Gertholt führte seinen Vater nach Diether's Gemach, der eben in einer sehr ernsten Unterredung mit Rotlinden begriffen war. „Hier ist ein Ritter, der Euch sprechen will", sagte Gerholt. „Wer seyd Ihr und was ist Euer Begehren an mich?" fragte Diether, indem er sich etwas betroffen zu Rodland wendete. „Mein Name thut hier nichts zur Sache", antwortete Rodland, „aber meine Botschaft ist unten am Schloßbühl in den Stamm der schönen Buche geschrieben."

Diether schrack zusammen und Rotlinde wollte mit einem Schrei das Gemach verlassen, aber Rodland gebot ihr, mit schrecklicher Stimme, zu bleiben, und sie warf sich todtenbleich in einen Sessel, und verhüllte sich das Gesicht.

Diether ermannte ſich unterdeſſen und ſein Schrecken ging in Wuth über. „Noch bin ich Herr auf meiner Burg", rief er, „und es koſtet mir nur ein Wort, und meine Knechte ſtürzen Euch von der Mauer herab, daß Eures Gebeins nicht mehr gefunden werden mag."

Rodland zog einen Ring hervor, der in zwei Theile zerbrochen war, und reichte ihn Diethern und fragte, ob er den Ring kenne? „Es iſt der Ring", fuhr Rodland fort, während Diether die ſtarren Augen darauf heftete und kein Wort hervorzubringen vermochte, „es iſt der Ring, welchen Ihr der edeln und frommen Agnes von Staufen am Altar gabt, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Wie Ihr und die Buhldirne da dieſen Ring zerbrochen habt, ſo wird der Faden Eures Lebens zerriſſen werden."

Rotlinde ſchrie laut auf; Diether ging in wilder Haſt auf und nieder.

„Ihr wollt fliehen", hob Rodland nach einigem Stillſchweigen an; „meint Ihr den Augen und den Armen der unſichtbaren Rächer zu entfliehen? Diether, bedenkt, daß es im überrheiniſchen Lande auch Weiden gibt, auf welchen Stricke wachſen. Eine Hand ſchwebt über Eurem Haupte, und dieſer mögt Ihr nimmer entrinnen. Die Zeit Eurer Ladung iſt nicht um, aber Eure Flucht gilt als Geſtändniß Eu-

rer That und Ihr ſeyd verfehmt von dem Augenblick an, da Ihr Euer Roß beſteigt."

„Wer kann zeugen wider mich?" rief Diether, der ſich wieder zu faſſen verſucht hatte.

„Wo iſt Agnes, Eure Hausfrau?" fragte Rodland mit düſterm Ernſte? — Es erfolgte keine Antwort. „Noch einmal, wo iſt Agnes?" wiederholte Rodland mit ſchrecklicher Stimme. „Lebendig habt Ihr ſie in's Grab einſcharren laſſen. Weh,! weh! weh! über Dich und Deine Buhldirne!

Rotlinde bebte zurück, als ſähe ſie ein blutiges Geſpenſt aus der Erde ſteigen; ſie wankte nach dem Fenſter, riß es auf und ſtürzte hinab. Diether hatte ſie zurückhalten wollen, aber er vermochte kaum ſeine zitternden Hände auszuſtrecken, die Schrecken der Rache ſchienen ſeine Füße zu lähmen.

Rodland trat an's Fenſter und ſchaute hinab auf den zerſchmetterten Leichnam. Hierauf wendete er ſich zu Diether mit den Worten: „Sie hat ſich ſelbſt gerichtet! Was willſt Du beginnen?"

„Mein Urtheil von Eurem Gericht empfangen", antwortete Diether mit gräßlicher Kälte.

„Agnes lebt!" fuhr Rodland fort, „aber das mindert Deine Schuld nicht; durch ein Wunder hat ſie Gott aus dem Grabe gerettet.

Auf Diether's Gemüth machte die Nachricht von

der Rettung seiner Gattin einen gewaltigen Eindruck, er warf sich auf die Kniee, dankte Gott, daß er es so gefügt, und heiße Thränen, die er lange nicht gekannt, quollen über seine Wangen. Rodland wurde gerührt. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Ich möchte Dir das Leben zu erhalten suchen, wenn Du es der Reue widmen kannst!“

„Gott [redacted]“, erwiderte Diether, „schon hat er seinen Thau träufeln lassen auf den dürren Felsen. Ich will zu den Karthäusern gehen und nichts mehr sprechen, als: Gedenke des Todes! Meine Burg und die Hälfte meiner Besitzungen vermache ich an Agnes, die andere Hälfte sey ein Erbe der Armen.“

Diether that, wie er gesprochen hatte. In härenen Kleide, den [redacted] in der Hand und die Kürbisflasche an der Seite, verließ er die Burg, wanderte über den Rhein und ließ sich dort von den Karthäusern aufnehmen. Agnes blieb noch einige Zeit bei Rodland und kehrte dann nach Scharfenstein zurück. Beim Abschied, nachdem sie schon das Roß bestiegen hatte, reichte sie Gerholten noch einmal freundlich die Hand, und winkte ihm, sich zu entfernen, und sprach dann zum Alten: „Diether ist im Kloster, ich bin Wittwe und werde trauern um ihn, denn mir und der Welt ist er gestorben. Euer Sohn hat Neigung für mich, so etwas entgeht den Frauen nicht. Kann meine

Hand ihn glücklich machen, ſo bringt ihn zu mir nach Scharfenſtein, wenn das Trauerjahr vorüber iſt.“

Ohne Redland's Antwort abzuwarten, ritt ſie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfing die Nachricht mit unausſprechlicher Freude. Nur ſchien ihm ein Jahr viel zu lange für ſeine Wünſche, und er hoffte, die Liebe würde die Friſt kürzen. Aber Agnes beſtand feſt auf ihrem Entſchluſſe, und wenn er manchmal mit ſeinem Vater nach Scharfenſtein ritt, ſo ſahe er ſie nie, als mit ſchwarzverhülltem Angeſichte. Nach einem Jahr legte ſie die Trauer ab und reichte dem Jüngling ihre Hand und ſeine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Erſatz für die ausgeſtandenen Leiden.

Anhang

verfifizirter Sagen.

1. Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo ſich ſchwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgeſtein.

Einſt mit ſeinen Kindern hauſ'te
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimathberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienroſe gleich;
Doch ſie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Wenn ſie oft vom Rheingeſtade
Zu dem blauen Himmel ſah,
Mußte ſie die Händ' erheben,
Wußte nicht, wie ihr geſchah.

Einmal, in des Herbſtes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte ſie den kleinen Schweſtern
Mütterlich das Abendbrod.

Sieh', da kommt ein fremder Prieſter
Von den Bergen auf ſie zu,

Aus dem edeln Antlitz ſtrahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finſterm Auge,
Denn die Chriſten haßt' er ſehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich ſeine Hand:
„Gönne mir für heut' ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land."

„Wandernd muß ich ihn verkünden,
Der vom Himmel niederſtieg,
Und dem Tod den Stachel raubte,
Und der Hölle ihren Sieg."

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stoßeſt Du mich auch von hier;
Schlägſt Du mir die eine Backe,
Reich ich ſtill die andre Dir."

„Dies iſt meines Meiſters Lehre,
Liebe war ſein erſt Gebot,
Liebe war ſein ſchönes Leben,
Liebe war ſein ſchöner Tod."

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren ſeine Worte
Walter's felſenharten Sinn;

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„Wahrlich", ruft ſie, „ſolche Worte
Kommen von der Erde nicht!"

„Jetzo mag ich erſt verſtehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer ſehnt ich mich nach oben,
Wo der Stern des Abends ſcheint.'

Und ſie hebt empor die Hände,
Und den Blick von Zähren feucht:
„Weihe mich zu Deinem Glauben,
O mein Herz, es faßt ihn leicht."

Und der Prieſter ſchöpft vom Quelle
Nah' an Wodan's Felsaltar,
Läßt das Waſſer niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umglänzet
Plötzlich jetzt den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie ſich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an.

Geht dann hin zu Wodan's Eiche,
Fällt ſie mit dem ſcharfen Beil',
Baut ein Münſter auf der Stelle,
Wo erſchienen ihm das Heil.

Herrlich ſtrahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltars
Ruhet Fridolin's Gebein *).

*) In Säckingen am Oberrhein.

2. Die Entſtehung von Herrnalb.

Es irret der Graf von Eberſtein
In tiefer Nacht durch's Thalgewinde;
Getrennt von ſeinem Jagdgeſinde
Sucht er den Pfad beim Sternenſchein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin;
Da hört er wunderbare Stimmen,
Hoch über Felſen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Geſpenſter zieh'n.

Jetzt tönet einer Glocke Klang;
Er ſieht von den verwachſ'nen Höhen
Tief unter ſich ein Kloſter ſtehen,
Und hört den dumpfen Bußgeſang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle,
Sie iſt von hundert Kerzen helle,
Die Wände ſchmücket Waldesgrün;

Und ſingend ſteht im hohen Chor
Der blaſſen Mönche Doppelreihe,
Der Prieſter hebt, zur heil'gen Weihe,
Am Hochaltar den Kelch empor.

Der Graf ſinkt nieder zum Gebet;
Ihm iſt's, er werd' hinaufgezogen
Aus wild empörten Meereswogen,
In's Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Prieſter wendet ſich und ſpricht:
„Geht hin, zur ſtillen Ruh', ihr Muden,

Und Du auch, Berthold, zieh in Frieden
Jedoch vergiß des Herren nicht!"

Dies ſagend, winkt er mit der Hand,
Und Kirch' und Mönche ſind verſchwunden,
Und wie von einem Traum entbunden,
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Oſten ſcheint ein mattes Licht;
Der Graf kehrt heim, in ſtillen Sinnen,
Doch vor ſeinem Blick zerrinnen
Bis nimmermehr das Nachtgeſicht.

„Wohl", ruft er, „iſt die Deutung klar;
Wo jenes Wunder mir erſchienen,
Da ſollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Kloſter und Altar."

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der ſpiegelklaren Alb umzogen,
Erhebt ſich ſchnell ein Gotteshaus.

---

3. Der nächtliche Tanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds ſchaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felſenſprung
Mit des Hornes ſchmetternden Klängen.

Die Nacht iſt da, die Gefährten ſind fern.
Rings herrſchen Grauſen und Schweigen,
Durch die Wipfel lächelt kein milder Stern,
Und kein Pfad will dem Auge ſich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen;
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Die wagt er jetzt kühn zu erklimmen.

Bald steht er im öden Ritterſaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen,
Und luſtig läßt er hinab in's Thal
Noch einmal ſein Hüfthorn ertönen.

Da wandeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann ſieht ſie mit Grauen,
Es kommen hinter den Lichtlein drein
Zwölf ſtattliche Ritter und Frauen.

Der vorderſte winkt dem Waidmann zu,
Ein luſtiges Stücklein zu blaſen,
Der Waidmann gehorcht, und es ſchweben im Nu
Die Geſtalten dahin auf dem Raſen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an
Und folgen in zierlichen Schritten.
Da plötzlich hört man krähen den Hahn
In des Wieſengrunds ſchlummernden Hütten.

Und Alles hält ſtill und ſchaut empor,
Die Nacht ſie will ſchon zerrinnen.
Vor dem Waidmann neigt ſich der Frauen Chor,
Und geht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling ſteht, wie im ſchweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachſenem Raum
Die Vögel erwachen und ſingen.

4. Hugo von Windeck.

„Sieh', was steht auf Windecks Thurme,
Da noch kaum der Morgen graut?
Fast erscheint es wie ein Ritter,
Der in's Thal herniederschaut."

Das ist Hugo's Geist, er kehrt
Auf die Trümmer oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster,
Wendet er den trüben Blick.

Herrlich hier auf diesen Bergen
Blühte lange sein Geschlecht;
Hugo war von edler Sitte,
Kühn und menschlich im Gefecht.

Von den Frauen Straßburgs reichte
Ihm die schönste ihre Hand,
Doch Hiltrudens Herz blieb immer
Ihrer Heimath zugewandt.

Manche Stunde sah sie traurig
Nach dem schönen, hehren Dom,
Welchen Erwin's Hand gegründet,
An dem väterlichen Strom.

Hugo sprach mit süßen Worten:
„Komm' in's Abendroth hinaus,
Komm und sieh die Rehe springen
In des Waldes grünem Haus."

„Hörst ja gern der Vögel Stimmen,
Wandelst gern im Blumenduft,
Komm und laß den Falken steigen
Fröhlich in die goldne Luft."

Aber Hugo's Worte sullen
Nicht das Weh der Heimath ein,
Immer schaut sie nach dem Münster,
Immer schaut sie nach dem Rhein.

Einst sieht sie des Thurmes Spitze
Herrlich schimmern durch die Nacht;
Neue Sehnsucht weckt im Herzen
Der Beleuchtung hohe Pracht.

Und sie fleht den Gatten weinend:
„Morgen ist ein heil'ger Tag,
Gönne mir, daß ich ihn drüben
In dem Münster feiern mag."

Hugo gibt ihr treue Diener
Auf die Betfahrt zum Geleit,
Und die Mess' im Dom zu hören
Kommt sie noch zu rechter Zeit.

Aber als der Priester segnet
Weht sie an ein kalter Hauch,
Als die Kerzen nun erloschen,
Da verlöscht ihr Leben auch.

Abends [illegible]
Eine Blumenkron' im Haar,
Wie am Thurme gestern, brennen
Lampen heut' um ihre Bahr'.

Hugo hört die Trauerkunde,
Und sein Herz erträgt es nicht,
Und man sieht ihn nicht mehr lächeln,
Bis sein Aug' im Tode bricht.

Auf die Trümmer seiner Veste
Kehrt sein Geist noch oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster
Wendet er den trüben Blick.

5. Der Nummelſee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da iſt ein ſchwarzer See.
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit ſeinem Haſelſtab;
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab.

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binſenrand,
Doch aus dem Waſſer hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund.
„Komm lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund."

„Im See, am Boden, wurzelt
Das Röslein, das Du liebſt,
Da will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergibſt."

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer iſt ſein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu ſagen,
Wo er geblieben iſt.

---

6. Florens.

Es zog einſt König Dagobert
Zur Jagd auf ſtolzem Roß.
Er ritt den Hegenich *) entlang
Mit ſeinem Jägertroß.

Der friſchen Fährten waren viel.
Doch nirgendwo ein Thier;
„Bei Gott", rief Dagobert im Zorn,
„Ein Zaubrer hauſet hier."

Jetzt kommt er tiefer in den Forſt,
Wo ein Kapellchen ſteht;
Ein Klausner ſitzt an einem Kreuz,
Vertiefet in Gebet.

Und Hirſch und Rehe ohne Zahl
Sind um die Siedelei;
Sie liegen da, ſie äſen da,
Und hegen keine Scheu.

„Wer biſt Du?" rief mit wildem Blick
Der König Dagobert,
„Durch welchen Zauber bannſt Du
Das Wild an Deinen Heerd?"

„Ich diene dem, der Dich und mich
Erlöſt' am Kreuzesſtamm;
Lang leb' ich in der Wildniß ſchon
Und Florens iſt mein Nam'."

„Im Morgenroth, im Abendroth
Sing' ich dem Herren Lob,
Da kommen Hirſch und Rehe her
Und freuen ſich darob."

*) Hegenich, ein Königsforſt zwiſchen Rhein und Main.

„Auch suchen sie beim Jagdgetös
An meiner Hütte Schutz,
Und sehen ruhig, ohne Furcht,
Des kecken Waidmanns Trutz."

„Es ist der Herr, der Wunder thut,
Ich bin sein armer Knecht,
Und wandle hin auf seinem Weg,
Einfältig fromm und recht."

Da sprang der König von dem Ritt
Und sprach zum frommen Mann:
„Es sey gesetzt in diesem Forst
Dem Wilde Fried und Bann."

„Auch will ich auf der Stelle hier
Alsbald ein Münster bau'n,
Und seine Thürme sollen weit
Die Eichen überschau'n;"

„Und jeder Waidmann fei're da
Fortan sein Jubeljahr,
Und hänge Horn und Bogen auf
Als Opfer am Altar."

---

7. Der wilde Jäger im Odenwald.

Bei Hörnerklang
Bei Gejohl und Gesang
Was zieht dahin das Thal entlang?
Die Rosse trappeln, die Rüden bellen,
Und es will kein Sternlein die Nacht erhellen.

Sieh Fackelschein
Dort auf Rodenstein,
Da geht der brausende Zug hinein;

Es krächzte der alte Unglücksrabe
Und weckte den Jäger aus dem Grabe.

Um Mitternacht
Da iſt er erwacht,
Er witterte Blut der nahen Schlacht,
Da ſchlug er an's Schwert mit knöchernen Händen,
Daß ſchnell zu ihm die Genoſſen ſich fänden.

Sein Felſenhaus
Dort liegt es in Graus.
Dort zog er im Leben ein und aus.
Und freute ſich, Menſchen und Wild zu hetzen
Und mit rauchendem Blut den Forſt zu netzen.

Auf Rodenſtein
Da kehrt' er einſt ein,
Da war eine Maid, gar hold und fein,
Wie die Engel Gottes auf Erden wallen;
Der Jäger er fand an ihr Gefallen.

Er ſprach zu ihr
Mit frecher Begier:
„Hinüber auf Schnellerts folgſt Du mir.“
Die holde Jungfrau ergreift ein Zagen,
Doch hat ſie den Muth: „Nein, nein“ zu ſagen.

Der Jägersmann
Blickt grimmig ſie an:
„Nun ſollſt Du erfahren, was Rache kann!“
Mit dieſen Worten eilt er von dannen,
Und ſammelt um Mitternacht ſeine Mannen.

Er jagt zu Roß
Weit voran dem Troß,
Er umzingelt der Jungfrau ſtilles Schloß;
Bald lodern empor die wilden Flammen
Und ſchlagen über dem Dach zuſammen.

Die Gluth ſo roth,
Das Geheul der Noth,
In wirbelnder Lohe der greisliche Tod!
Es möchten ſich wohl die Stein erbarmen,
Der Jäger er ſpottet noch frech der Armen.

Im Morgengrau
Sturzt praſſelnd der Bau,
Und der Rauch umdüſtert den Wald und die Au.
Jetzt läßt der Jäger mit gräßlichem Höhnen
Ringsum die jubelnden Hörner tönen.

Da krächzt ein Rab'
Von einem Baum herab,
Er krächzet dreimal: „In's Grab! in's Grab!"
Da ſinkt der Jäger vom Pferde nieder,
Der Tod umhüllt ihm die Augenlieder.

Nach Schnellerts hin
Seine Mannen zieh'n,
Sie bedecken den Leichnam mit Tannengrün;
Da ſchließt ſich vor ihm die Burgkapelle,
Es duldet ihn nicht an geweihter Stelle.

Schurt Kriegeswuth
Die verderbliche Glut,
So weckt ihn im Sarge Geruch von Blut;
Es kommt geflogen der greiſe Rabe
Und krächzet dreimal auf ſeinem Grabe.

Bei Hörnerſchall,
Bei Peitſchenknall
Zieht er dann mit ſeinen Genoſſen all
Hinüber auf Rodenſteins öde Trümmer,
Und in Lüften entſteht ein kläglich Gewimmer.

8. Garlinde.

Es irrt bei Dunkelheit und Regen
Ein Ritter durch die Wildniß hin,
Er muß auf unbekannten Wegen
Zu einem frommen Opfer zieh'n.

Sein Roß will ihn nicht weiter tragen,
Der Sturm erhebet sich mit Macht;
Da hört er eine Glocke schlagen,
Sie kündet schon die Mitternacht.

Und vor ihm ragen hoch die Zinnen
Von einem alten, festen Schloß,
Und schnell, das Obdach zu gewinnen,
Spornt er auf's Neu' das müde Roß.

Doch in der Burg ist tiefes Schweigen,
Wie auf der Haide um ein Grab.
Und über Thor und Brücken neigen
Uralte Rustern sich herab.

Der Ritter geht, nicht ohne Schauer,
Hin durch des Hofes öden Raum,
An einem Ring, an einer Mauer,
Befestigt er des Pferdes Zaum.

Und plötzlich sieht er an den Fenstern
Ein Lichtlein wandern hin und her.
„Ha!" ruft er, „bin ich bei Gespenstern,
So schütze mich des Kreuzes Wehr."

Und ohne Furcht, mit keckem Schritte
Steigt er die Wendeltrepp' hinan,
Und kommt in eines Ganges Mitte;
Ein Söller lehnet sich daran.

Zwölf weiße Marmorbilder ſtehen
Ringsum in Blenden, Geiſtern gleich,
Und dumpfe, kalte Lüfte wehen,
Als kämen ſie vom Schattenreich.

Er öffnet ein Gemach; am Tiſche,
Bei einer Lampe mattem Schein,
Bleich wie der Marmor in der Niſche,
Sitzt eine Jungfrau, zart und fein.

Der Schwermuth ſtille Trauer waltet
Auf ihrem holden Angeſicht,
Sie hat die Hände fromm gefaltet,
Wie wenn man mit dem Himmel ſpricht.

Sie neigt ſich freundlich vor dem Ritter,
Und ſcheint gerührt von ſeiner Noth;
Sie geht und holt aus einem Gitter
Zu ſeiner Labung Wein und Brot.

Doch was der Gaſt auch immer ſage,
Sie giebt mit keinem Wort ſich kund,
Sie ſieht ihn an bei jeder Frage
Und legt den Finger auf den Mund.

Jetzt führt ſie ihn, noch immer ſchweigend,
Zur Ruhe in ein Schlafgemach,
Und geht zurück, ſich ſtill verneigend,
Der Ritter ſchaut ihr ſtaunend nach.

Dann wirft er ſich auf's Lager nieder,
Ihm iſt gar ſeltſamlich zu Muth.
Doch bald umſtrickt der Schlaf die Glieder,
Und ſänftigt ſein empörtes Blut.

Und als ihn nun das rege Leben
Des Forſtes weckt im Morgenſchein,

Sieht er mit Grauen ſich umgeben
Von wildbewachſenem Geſtein.

Die alten grauen Warten liegen
Zerfallen da, in Schutt und Graus,
In des Gemäuers Ritzen fliegen
Uhu und Sperber ein und aus.

Er ſieht ein Grab, tief eingeſunken,
Aus dem herauf der Moder weht,
Es hauſen Molche drin und Unken,
Und auf dem Stein des Grabes ſteht:

„Hier ruht Garlindens Leib, gebrochen,
Hat ſie ein Wort, in ſchnödem Trug;
Das Wort, es hat ein Herz gebrochen,
Wie keins ſo treu auf Erden ſchlug.“

„Die Todten wollen ſie nicht dulden,
Darum ſie auch nicht raſten mag,
Umirrend büßt ſie ihr Verſchulden
Bis zu dem großen Sühnungstag.“

---

9. Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es ſtehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeiſt und die Sturme
Die zieh'n da ein und aus.

Durch die zerfallnen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein;
Sie ſah im weißen Schleier
Faſt wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Heiden,
Und was ſie ſonſt noch fand.

Da rief es aus dem Boden,
Sie wurde lilienbleich,
Und ſprach: „Nur ſtill ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich.“

Die weiße Heiderose,
Die ſteckte ſie ins Haar,
Die Dolden und die Mooſe
Bot ſie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verſchwand jetzt die Geſtalt.

Das Bild iſt mir geblieben,
Noch ſeh' ich ſie vor mir!
Ach! könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging alsbald zu ihr.

---

10. Das Grab auf der Haide.

Es kehrt ein Rittersmann heim vom Streit,
Seine Burg möcht' er bald erreichen;

Die Nacht iſt ſchaurig, die Eule ſchreit,
Der Wind durchſauſet die Eichen.

Jetzt ſieht er nicht fern, mit blauem Schein
Ein Lichtlein ſich plötzlich erheben,
Es flackert an einem Grabesſtein,
Den Dorn und Neſſeln umgeben.

Und an dem Stein lehnt eine Geſtalt
Ein Mägdlein in weißem Kleide:
„Lieb Mägdlein, es iſt die Nacht ſo kalt,
Was machſt Du allein auf der Heide?“

„Mein Geliebter kommt heut aus fernem Land,
Er hat mir die Ehe verſprochen.
Dies goldne Ringlein gab er zum Pfand,
Darauf iſt ſein Name geſtochen.“

„Dein Geliebter er hat gar leichten Sinn,
Die Fremde hält ihn gebunden,
Sein Ringlein, wirf es in's Waſſer hin,
Ein ſchönres iſt Dir gefunden.“

„Ich nehme Dich mit mir auf mein Schloß,
Hinweg mit vergeblichem Harme!“
Der junge Ritter ſpringt raſch vom Roß,
Und ſchlingt um das Mägdlein die Arme.

„Dein Mund iſt kälter als Eis, mir graut!
Du wirſt an der Bruſt mir erblaſſen.“
„Ha! kennſt Du denn nicht mehr Deine Braut,
Die Du ſo treulos verlaſſen?“

„Jetzt hab' ich Dich wieder, hier iſt mein Haus,
Da ſoll uns nichts mehr entzweien.
Am Tage da ruh'n wir, und geh'n heraus,
Wenn die Eulen um Mitternacht ſchreien.“

Sie küßt ihn, ihr Kuß iſt kalt wie der Tod.
Sie ruft: „Nun biſt Du der Meine!“
Sie drückt ihn an's Herz, beim Morgenroth
Da liegt er verblichen am Steine.

---

11. Das Burgfräulein.

In allemanniſcher Mundart.

Dört uſem Tannenberri
Steht e' verfalles Schloß,
Do wörde in de Klamme
Bi Nacht des Ritters Roß.

Do quellt e' Felſebrünnle,
Der Platz is küöl un grün;
S' Burgfräule kommt am Obed
Zuem Felſenbrünnle hin.

Sie wäſcht mit friſchem Waſſer
Ihr G'ſlecht wie Milch und Bluet,
Se flecht ihr Hoor zue Zöpfe,
Un's ſteht er gar zu guet.

Se rieft em Edelknabe
Daß er er d' Zitter bringt,
'S erweckt e lieblis Graue,
Wenn ſe ſo ſpielt un ſingt.

Doch dörf mer ſe nit ſtöre,
Sunſt het me gli ſin Lohn;
Em Förſter iſch es geſchehne,
Er ſeit nit gern dervun.

E' mol, im Ruhſch, do nimmt er
'S Burgfräule in de Arm,

Der Wi und d' Lieb ſe mache
Eim au im Winter warm.

Schnell ſumßt's em vor de Ore,
Wie uuß me Zmmeſtok,
Und zwiſche ſeine Beine
Bäumt ſi e' ſchwarzer Bok.

Der rennt mit em dur abe,
Bis an e Hanfröz hin,
Und wirft en dri und mäckert,
Di Ruſch wurd bald vergin.

Er iſch em nu vergange,
Wie d' Luſcht no fremdem Brot.
Hört er's Burgfräule nenne,
Gli wurd er wiß un roth.

Und hätt's kei Menſch erfahre,
Er gab ſi beſte Rock;
Denn wer en bös will mache,
Seit nu, wie ſpricht der Bock?

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

		Seite
Vorrede		VII
1.	Der Poppele von Hohenkrähen	3
2.	Sanct Landolin's Bad	6
3.	Tegelstein	8
4.	Fürstenzell	10
5.	Die Teufelskanzel	16
6.	Das Bergweiblein	18
7.	Der Bannacker	23
8.	Die Wolfshöhle	26
9.	Die Pfalz im Rheine	28
10.	St. Goar	41
11.	Die heilige Hildegard	43
12.	Der Zweikampf bei Mainz	45
13.	Der Wolfsbrunnen	47
14.	Die Yburg	49

		Seite
15.	Das Brigittenſchloß	51
16.	Die Altenburg	54
17.	Trifels	57
18.	Der Teufelsſtein	62
19.	Der Kellermeiſter auf Arndburg	63
20.	Die Dame von Schwanau	65
21.	Der Burggeiſt auf Rodeck	67
22.	Das Kloſter bei Eberſtein	70
23.	König Pharamund	73
24.	Lore Lay	77
25.	Der Ritter von Boppard	79
26.	Die drei Schweſtern	81
27.	Der Ritter von Angelach	86
28.	Der Langenſtein	92
29.	Laureita von Starkenburg	94
30.	Der Minneberg	104
31.	Der Herrenthurm in Bühl	106
32.	Der Raubritter	109
33.	Der Vogenſchütze	113
34.	Keller's Bild und Kreuz	121
35.	Tiefenau	125
36.	Die Hütte bei Eberſteinburg	127
37.	Der Klingel	128
38.	Der Grafenſprung	130
39.	Die Teufelsmühle	132
40.	Hilpertsloch	134
41.	Das Brigittenſchloß	135
42.	Die drei Jungfrauen aus dem See	143

		Seite
43.	Baden und das Wildbad	146
44.	Die Seeweiblein	147
45.	Der Wildsee	149
46.	Die Belagerung von Neueberstein	151
47.	Wendelgard von Eberstein	157
48.	Die Burg Calw	158
49.	Der Ring	175
50.	Gutenfels	179
51	Der närrische Fiedler	183
52	Das Windspiel	205

Anhang versifizirter Sagen.

1.	Fridolin	233
2.	Die Entstehung von Herrnalb	236
3.	Der nächtliche Tanz	237
4.	Hugo von Windeck	239
5.	Der Mummelsee	241
6.	Florens	242
7.	Der wilde Jäger im Odenwalde	243
8.	Garlinde	246
9.	Die Jungfrau auf Burg Windeck	248
10.	Das Grab auf der Haide	249
11.	Das Burgfräulein. (In allemannischer Mundart)	251

Friedrich Weinbrenner.

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben,

von ihm selbst geschrieben.

Herausgegeben

und mit einem Anhange begleitet

von

D. Aloys Schreiber.

Heidelberg:

Druck und Verlag von Georg Reichard.

1829.

Bay ne
Staa othek
M n

Vorrede des Herausgebers.

Wiederholte Aufforderungen achtungswerther Männer veranlaßten meinen Freund, die Denkwürdigkeiten seines Lebens niederzuschreiben. Die Schlichtheit und Naivetät seines Charakters sind auch in dieser Selbstbiographie unverkennbar, und seine Freunde werden ihn darin ganz wieder finden.

Sein Schwiegersohn, Herr Hauptmann Holz in Carlsruhe, vertraute mir die Handschrift zur Herausgabe. Ich mußte manche Breiten wegschneiden und viele Sprachunrichtigkeiten verbessern, denn im Schreiben, wie im Reden, verwendete er wenig Sorgfalt auf die Sprache, und ließ sich gehen. Andere Verbesserungen durfte ich mir nicht erlauben, denn ich hätte gefürchtet, dadurch die Asche meines unvergeßlichen Freundes zu beleidigen.

Der Anhang enthält mein früher einzeln erschienenes Denkmal auf Weinbrenner. Ich lasse es hier wieder abdrucken, weil es die Ergänzung seiner Geschichte enthält, und auch nur in wenigen Exemplaren in den Buchhandel gekommen ist. Auch enthält es Einiges, was

Weinbrennern beim Aufzeichnen seiner Denkwürdigkeiten aus der Erinnerung entschwunden war.

Er hinterließ viele Freunde und Schüler, denen sein Andenken theuer ist. Einige, wie Joh. Heinr. Voß, Hebel ꝛc. sind ihm bereits nachgegangen in das Land der Ruhe; die meisten aber leben noch, und ihnen besonders wird dieser Nachlaß ein erfreuliches Geschenk seyn. Aber auch andere Künstler und Kunstfreunde werden diese Blätter nicht ohne Theilnahme lesen. Für mich ist es ein eignes Gefühl, den von ihm selbst behauenen, kunstlosen Stein auf sein Grab zu setzen, und ihm noch einmal das

Have anima Candida, pia!

nachzurufen. In diesem Augenblicke treten die Schatten meiner andern hingeschiedenen Freunde und Geliebten vor mich. Sinclair, Schenckendorf, Heinrich und Joh. Heinr. Voß, Ihlen, Dambmann, Baggesen und er, die Freude, der Stolz und der Schmerz meines Lebens, mein Theodor, mir ewig theure Namen! Ich ergreife fester eure Hand, ihr, die ihr mir noch geblieben, die mir die gütige Vorsehung noch gelassen, damit ich nicht ganz den Todten angehöre.

Baaden, am Grün-Donnerstage 1829.

A. Schreiber.

Einleitung.

Schon öfters wurde ich von Freunden, welche zum Theil meine Lebensgeschichte in Bruchstücken kennen, um den Zusammenhang und um die öffentliche Herausgabe angegangen; allein da ich zweifelte, ob dieselbe in unserer Zeit, wo die Geschichte der Schlachten mehr, als das stille, ruhige Leben des Künstlers die Aufmerksamkeit des Publikums an sich zieht, Viele interessiren möchte, unterließ ich solches, bis ich erst vor kurzem von einem bedeutenden deutschen Gelehrten aufgefordert wurde, ihm meine künstlerische Bildungsgeschichte mitzutheilen. Durch diese Veranlassung und den Gedanken, daß ich vielleicht hie und da einen talentvollen jungen Künstler, welcher wie ich in seinen früheren Jahren keine Gelegenheit gehabt, auf einer Akademie oder sonst durch Privatunterricht sich eine geregelte wissenschaftliche Bildung zu erwerben, aneifern könnte, um durch Fleiß noch alles nachzuholen, was er früher versäumte, bekam ich erst Lust zu dieser gegenwärtigen Zusammenstellung.

Da der Mensch meist durch seine Umgebung geleitet wird, und seine Beschäftigungen auf seinen ganzen Cha-

rakter wirken, so iſt ſein Streben und Vollbringen auch nicht wohl von ſeiner übrigen Lebensgeſchichte zu trennen, indem, was er zu Tage fördert, meiſt ſeine Individualität bezeichnet.

Meine Geſchichte, die ich hier ganz unbefangen ohne allen Schmuck erzähle, habe ich aus keinem Tagebuch gezogen, wie es Viele über ihr tägliches Thun und Laſſen führen, ſondern der ganze Inhalt iſt mir als ein natürliches, oft im Schweiſſe meines Angeſichts erworbenes Eigenthum ſo tief eingeprägt, daß ich denſelben nicht ſo leicht vergeſſen werde. Ueberhaupt war es nie meine Gewohnheit, etwas ſchriftlich zu notiren, ſondern als plaſtiſcher Künſtler, der ſich größtentheils mit Formen zu beſchäftigen hat, ſuchte ich mir dasjenige, was ich zu behalten gedachte, bildlich, ſo wie es ungefähr die Lehre der Menemonik erheiſcht, einzuprägen. Dieſe Maxime, die ich freilich nicht jedermann anempfehle, weil ſie mitunter von der Individualität abhängt, veranlaßte es auch, daß ich das in den Schulen erlernte Schreiben oder das Einkleiden der Ideen in Worte beinahe wieder verlernt habe, weil ich von meinen Schuljahren bis beinahe zu meinem dreißigſten Jahre ſolches wenig übte, und höchſtens nur zu einem Brief anwendete, was dann freilich zu wenig war.

Bei Antretung meines Dienſtes, der mit vieler Schreiberei verbunden iſt, ſah ich erſt die Nothwendigkeit ein, mich als Baumeiſter auch ſchriftlich ausdrücken zu können, und es wurde mir deshalb im Anfang ſauer, einen Bericht oder ſonſt etwas Schriftliches von Belang abzufaſſen, wozu keine Zeichnungen gehörten; ſehr oft

wollte ich darum auch lieber zehn Bogen Papier überzeichnet, als nur einen überschrieben haben.

Oft habe ich mir deswegen auch selbst die bittersten Vorwürfe gemacht, daß ich die Schreiberei und, wenn ich mich mit Andern so ausdrücken darf, den todten Buchstaben, der öfters in Dienstverhältnissen so hoch geschätzt wird, daß selbst das Reelle des Dienstes darüber unbeachtet bleibt, neben meinen übrigen Studien so vernachlässigte; ich tröstete mich indessen damit, daß ich mir wegen meines Fleißes nichts vorzuwerfen hatte, und daß ich vielleicht in dem Kunstfach nicht so weit gekommen seyn möchte, wenn meine Bildung mehr ein Werk der Schule gewesen wäre.

Früh schloß sich in mir der Sinn für Formen und Töne auf, und besonders war es die Musik, welche schon auf den Knaben außerordentlich wirkte. Als ich zu lesen anfieng, war es mehr der Unterricht, der mich in einem Buche anzog, als die Darstellungsart, und dem blos Ergötzlichen konnte ich wenig Geschmack abgewinnen. Erst später, durch die Bekanntschaft mit den classischen Schriftstellern der Alten und Neuern, gewann ich auch für die Reize der poetischen Composition in den Dichtern eine entschiedene Neigung. Am mächtigsten sprachen mich aber überall die Werke der alten Architektur an, und ich konnte Essen und Trinken vergessen, und mich an den Ruinen eines alten Tempels, an einer Statue oder einem Basrelief u. s. w. unterhalten. Daneben schwatzte ich auch von Kunst und wissenschaftlichen Dingen so gerne, daß ich mich oft Nächte hindurch darüber unterhalten konnte, ohne Schlaf zu bekommen, oder den Uebergang

der Nacht zum Tag zu bemerken. Für den Umriß meines Charakters glaube ich noch hinzufügen zu dürfen, daß derselbe wohl frei von allem Bösartigen und Egoistischen ist, indem ich gern und eher Andern als mir selbst diene. Trotz meiner Beharrlichkeit in meinen Ansichten und Vorsätzen habe ich mich indessen von jeher gerne in den Willen meiner Freunde gefügt, und meine Meinung nur erst alsdann mit Standhaftigkeit zu behaupten gesucht, wenn es im Ernst einer wichtigen oder Ehrensache galt, und ich überzeugt zu seyn glaubte, daß meine Gegner Unrecht hatten. Wenn ich übrigens von Jugend auf für Kunst und Wissenschaft empfänglich und gelehrig gewesen, allein mich erst auf Reisen dem Studium der Kunst mit Ernst widmen konnte, so glich ich einem Blinden, welcher ohne Leitung sein Ziel selbst suchen muß. Daß daher ein Anderer mit gleichem Trieb und gleicher Liebe für die Kunst, die so vieler Studien und Hülfswissenschaften bedarf, durch eine gehörige frühzeitige Leitung geschwinder zum Ziele gelange, ist wohl nicht zu bezweifeln; allein welcher Mensch ist Herr seines Geschicks, das mit seinem Zeitalter und mit seinen Umgebungen meist so innig zusammenhängt?

So lange ich mich in Deutschland befand, gieng es mir übrigens mit der Kunst wie einem Hungrigen, der in einem Kochbuche liest, denn die Kunst daselbst konnte meine Neigung zu ihr nur vermehren, aber nie befriedigen. Italien, dem Sitz der Künste, habe ich hingegen vorzüglich meine geringen künstlerischen Ansprüche zu verdanken, und ich werde deshalb in dieser meiner Lebensgeschichte von meinem Aufenthalt in diesem so scho-

nen und intereſſanten Lande etwas umſtändlicheren Bericht geben.

Meine noch lebenden Freunde werden es mir verzeihen, daß ich in dieſen Nachrichten, welche ich bis zu dem Augenblicke, wo ich in die Dienſte meines Vaterlandes trat, mit unbefangener Treue aufgeſchrieben, und wovon ich auch noch die Fortſetzung in gleichem Sinne abzufaſſen gedenke, ſie zuweilen bei luſtigen und ernſthaften Dingen namentlich angeführt habe; denn ihre Perſonen traten bei der Durchwandlung meiner Jugend und Jünglingsjahre zu lebhaft vor mich, als daß ich ſie mit Stillſchweigen hätte übergehen können. Ingleichen muß ich auch um billiges Urtheil bitten, wenn Einer oder der Andere meiner Freunde die Begebenheiten, die ich hier erzähle, mit andern Augen angeſehen haben ſollte, und darum dieſelbe verunſtaltet glaubt; eine Verſchiedenheit der Anſichten ergiebt ſich nothwendig, je nachdem man den Gegenſtand von dieſer oder jener Seite betrachtet und ſich in dieſer oder jener Stimmung befindet, ohne daß darum durch verſchiedene Darſtellung die Wahrheit verliere oder gewinne.

Abriß meines Lebens.

Ich wurde geboren zu Karlsruhe am 29. November 1766, in dem reichen und fruchtbaren Jahre, worauf ein so furchtbarer Winter folgte, daß, wie mir nachher oft meine Mutter erzählte, die Bäume in dem an unsere Wohnung angränzenden Eichwalde krachten und zersprangen. Mein Vater, Ludwig Weinbrenner, aus Menten bei Schwäbischhall, war Hofzimmermeister, mit der Tochter des ehemaligen Zimmermeisters Arnold in Karlsruhe verheirathet. Er hatte außer mir noch einen älteren Sohn und zwei Töchter. In der heiligen Taufe bekam ich die Namen Johann Jakob Friedrich. Meine Mutter hatte für mich eine große Vorliebe, weil ich, wie sie sagte, niemals wie meine übrigen Geschwister geweint und geschrieen hätte. Von der Natur erhielt ich einen starken, gesunden Körper und eine Lebhaftigkeit, die mich im frühesten Alter schon einigemale in Lebensgefahr brachte.

In meinem dritten Jahre, sobald ich nur an den Schlüssel eines Kastens reichen konnte, der in der Wohnstube stand, suchte ich die Thüre zu öffnen, hieng mich daran, und bediente mich derselben als einer Schaukel.

Ein oder zwei Jahre, ſo lang ich noch nicht ſchwer genug war, den Kaſten zu überwichten, gieng dieſes Spielwerk vortrefflich; allein nachdem ich gröſſer und ſchwerer geworden, ſtürzte der Kaſten einſt plötzlich über mich, doch kam ich zum Glück in denſelben hinein zu liegen. Durch dieſen Fall und durch das Getöſe der alten porcelänenen Weinkanne, Teller und Taſſen, welche oben auf dem Kaſten zur Zierde in Pyramidalformen aufgeſtellt waren, und in tauſend Stücke zerbrachen, kam meine Mutter erſchreckt und wehklagend aus dem Nebenzimmer herbei und glaubte mich todt unter dem Kaſten liegen. Indeß ſie das Geſinde herbeirief, um mich hervorzuziehen, ſuchte ich ſie aus dem Kaſten heraus zu tröſten und zu verſichern, daß ich noch lebte und keinen Schaden genommen hätte. Beim Aufheben des Kaſtens fand man mich in demſelben bei zugeklappter Thüre unter dem Leinenzeug und andern Kleidungsſtücken liegen, ſo daß ich zu meiner Mutter Freude gleich einer Schnecke aus ihrem Hauſe ganz wohlbehalten herauskroch. Außer dieſem Vorfall lief ich noch manche Gefahr, wozu mich meine kindiſche Phantaſie verleitete, allein ich übergehe dieſe Vorfälle, und will nur noch eines einzigen erwähnen, weil er etwas Charakteriſtiſches hat.

Ich war ſechs Jahre alt, als ich eines Sonntags ganz neu gekleidet wurde, was mir gar wohl gefiel. Um mich in meinem Puz zu zeigen, gieng ich in ein zweites Haus meiner Eltern, welches mit dem Wohnhauſe mittelſt eines Anbaues von vorn, von hinten aber durch einen Hof zuſammenhieng, und von einer Familie zur Miethe bewohnt wurde. Bei der Rückkehr zu meinen El-

tern kam mir der Einfall, durch den sehr großen Bauhof mit verschlossenen Augen zu wandern. Als ich nun den Weg mit fest zugedrückten Augen verfolgte, kam ich zu weit rechts, und fiel in eine große, tiefe Grube, welche zur Auffassung des Regenwassers angelegt, und dazumal ganz mit unreinem Wasser angefüllt war. Trotz dieses Zufalls bestand ich noch auf meinem Vorhaben, und watete in der Grube herum, das Ufer mit den Händen suchend, bis ich die Stimme meiner Mutter vernahm, wo ich dann schnell die Augen öffnete, und von ihr aufs Trockne gezogen wurde. Aehnliche Kinderstreiche, welche jedoch alle blos mehr oder minder meine frühzeitige Rührigkeit bezeichneten, indem ich meines Wissens niemals etwas zum Verdruß oder Nachtheil anderer Menschen unternommen, verübte ich noch viele. Meine natürliche Lust zur Arbeit und die tägliche Ansicht des Bauhofes meines Vaters, wo täglich dreißig bis vierzig Menschen mit Zimmerarbeit beschäftigt waren, erweckten übrigens schon in meinem sechsten Jahre zur Erlernung des Zimmerhandwerks eine so große Begierde in mir, daß ich bereits zu dieser Zeit nach Beil, Hobel, Säge, Meißel u. s. w griff, und für mich und meinen Kameraden allerlei Spielsachen, als kleine Gebäude, Vogelkäfige, Meisenschläge u. s. w. zu verfertigen suchte. Der Beifall, den ich mir durch dergleichen Spielereien bei meinen Kameraden und auch sehr oft bei Erwachsenen erwarb, nährte in mir nicht nur diesen natürlichen Hang, sondern machte mir auch die Uebung und Erlernung solcher Arbeiten weit angenehmer, als mein Schulunterricht mir war. Ob ich gleich in der Schule nicht für den Schlechtesten

galt, ſo hatte ich doch nie eine beſondere Neigung für Erlernung der Sprachen, und beſonders hegte ich eine wahre Antipathie gegen alles Memoriren, indem es mir lächerlich vorkam, aus einem Buche von Wort zu Wort auswendig zu lernen, und wie Vögel nachzuplappern. Wenn ich daher ein Geſchichtchen oder ſonſt etwas Intereſſantes gehört oder geleſen hatte, ſo ſtrengte ich mich oft an, um einem Kameraden ſolches mit ganz andern Worten und nur dem Sinn nach wieder zu erzählen. Dadurch fiel es mir zuletzt nicht mehr ſchwer, ein Mährchen oder ſonſt eine Geſchichte in eine andere Geſtalt und Form einzukleiden. Von all meinem früheren Unterricht war mir jedoch das Rechnen und Schönſchreiben, das Leſen von Biographien berühmter Männer, ſo wie auch das Zeichnen und Muſiciren in öffentlichen ſo wie in Privatſtunden das Angenehmſte.

Da ich meinen Vater ſchon in meinem achten Jahre verlor, ſo wurde ich zwar von meiner Mutter noch zu allem jugendlichen Unterricht angehalten, allein Latein zu lernen, wie mein älterer Bruder, wollte mir um ſo weniger in den Kopf, da die Arbeiter meiner Mutter ihn deswegen verſpotteten und mich in meiner Neigung zum Zimmerhandwerk beſtärkten. Darum ſuchte ich mich allem öffentlichen Unterricht, in ſo weit er nach meiner Meinung nicht in mein künftiges Fach taugte, ſo viel möglich durch allerlei Kunſtgriffe zu entziehen und meine Stunden nur in ſo weit zu nützen, daß ich mit Ehren in der Schule und mit meinen Kameraden beſtehen konnte; denn in der That beſaß ich doch auch von der andern Seite wieder ſo viel Ehrgefühl, daß ich nie getadelt oder

der Schlechteſte ſeyn wollte. Außerdem war ich in Leibesübungen, als Schwimmen, Schlittſchuhlaufen, Voltigiren, auf Stelzen gehen und ſogar im Seiltanzen vorzüglich geſchickt. Der Drang, das Zimmerhandwerk zu erlernen, war, bis ich aus der Schule kam, ſo groß, daß ich in meiner Unſchuld oft Gott auf den Knieen bat, daß er die Welt nicht untergehen oder mich ſterben laßen möchte, bevor ich mich nicht in dieſem Fache ausgezeichnet und ſo berühmt gemacht hätte, wie dieſer oder jener Meiſter, der das Darmſtädter Exercierhaus, die vormalige Rheinbrücke bei Schaffhauſen, oder ſonſt etwas Merkwürdiges gebaut, was mir durch die Erzählung unſerer Arbeiter bekannt und von ihnen als erſtaunungswürdig angerühmt worden war.

Neben dieſen meinen Wünſchen hörte ich nicht auf, mich im Zeichnen, Modelliren u. ſ. w. in den Nebenſtunden zu beſchäftigen, und wie ich mehr heranwuchs, ſuchte ich auch größere Modelle zu verfertigen, und ſelbſt in meiner Mutter Zimmerhof, welche als Wittwe das Gewerbe meines Vaters fortführte, legte ich Häuschen an, groß genug, mich mit meinen Kameraden darin aufzuhalten, und in einer darin angebrachten unterirdiſchen verborgenen Höhle vor meinem Hauslehrer zu verſtecken, wenn ich meine Lection nicht gelernt hatte. Mit ſolchen Spielereien beſchäftigte ich mich immer in den Nebenſtunden ohne eine weitere Anleitung, und ich war ſtolz darauf, mich in dergleichen Dingen als beim Unterricht der Schule auszuzeichnen.

Mit meinem vierzehnten Jahre wurde ich confirmirt und, wie ich damals mir ſagte, aus dem öffentlichen

Schulunterricht, wo mir alles ſo mechaniſch und trocken vorkam, erlöst. Mit innigſter Begierde ſuchte ich nun all das Wiſſen der Zimmerprofeſſion zu erlernen, und in dem erſten Jahre, da ich auch noch einen beſondern Unterricht im Zeichnen der Maſchinen und allen bei der Zimmermannskunſt vorkommenden Werkſätze, Stiegen u. ſ. w. bei dem verſtorbenen Kunſtmeiſter Fahſold nahm, brachte ich es ſchon ſo weit, daß ich nicht nur größtentheils alle in der Zimmerei vorkommenden künſtlichen Verbindungen, und was dazu gehört, beſſer begriff, ſondern auch hierin bald den Vorſteher unſrer Arbeiter überſah.

Im Jahr 1782, als ich gerade 15½ Jahr alt war, und mein älterer Bruder, welcher ebenfalls das Zimmerhandwerk erlernt hatte, auf Reiſen gehen ſollte, ſtarb auch meine Mutter, und da es uns zurückgebliebenen vier Kindern von Seiten des Staats erlaubt wurde, das Metier unſerer Eltern bis zu meines Bruders Zurückkunft von Reiſen, unter der Aufſicht von zwei Vormündern fortzuführen, ſo war ich genöthigt, bis zu jenem Zeitpunkt die Geſchäftsleitung beſorgen zu helfen. Dieſe Beſtimmung und meine Ehrbegierde veranlaßten es denn auch, daß ich in meinem ſechszehnten Jahre ſchon einige bürgerliche Gebäude nicht nur allein durch die Angabe des Zimmerwerks, ſondern auch in den Maurer- und andern Arbeiten dirigirte. Da mir bei dieſen meinen Geſchäften nicht nur die Ausführung, ſondern auch manche Entwürfe für Gebäude vorkamen, indem ich durch meine Unternehmungen mehr Kredit erhielt, als ich verdiente, ſo wendeten ſich oft Leute an mich, um von mir Belehrungen in Bauſachen zu erhalten.

Wenn ich bis zu meinem sechszehnten Jahre die erste Epoche meines Lebens zähle, so muß ich hinsichtlich der zweiten bemerken, daß mich damals der Gedanke, die ganze Zimmermannskunst bereits inne zu haben, sehr traurig machte, denn ich fand darin gar wenig Befriedigendes, weil ich wohl fühlte, daß man sich mit derselben keinen Namen und noch viel weniger berühmt machen konne. Außerdem war ich auch durch das Zutrauen von vielen Personen, rücksichtlich meiner vermeinten vielumfassenden Kenntnisse in der Baukunst, so beschämt, daß ich alles aufbot und mir ganze Tage und oft beinahe ganze Nächte hindurch Mühe gab, um mich dieses Zutrauens würdig zu machen.

Das erste, was ich zu meiner weiteren Bildung für nöthig hielt, war das Studium der reinen und angewandten Mathematik, und besonders das topographische Planzeichnen, indem ich glaubte, daß ich mit der Fertigung von Bauriſſen bald im Reinen sey, und es jetzt nur noch darauf ankomme, ganze Distrikte aufzunehmen und zu zeichnen. Zur Erlernung der topographischen Planzeichnung bot sich mir bald eine erwünschte Gelegenheit dar durch einen meiner Kameraden, welcher sich dem Ingenieurfach widmete, und von mir die Baukunst erlernen wollte. Ob ich gleich dazumal noch wenig Unterricht in der Baukunst geben konnte, und dessen noch vielmehr selbst bedurfte, so übernahm ich doch diesen Antrag, um dagegen Unterricht im Planzeichnen u. s. w. zu erhalten. Da mein Kamerad und ich den ganzen Tag über mit andern Geschäften beladen waren, so wählten wir hiezu im Sommer die Morgenstunden von 4 bis 6

und im Winter die Stunden nach dem Nachteſſen, wobei wir auch die mathematiſchen Wiſſenſchaften mit einander durchgiengen. Da nun dieſe Stunden ſehr oft in die Zeit fielen, wo meine Schweſtern ſchlafen wollten, und ich deshalb mehrmals von ihnen den Vorwurf bekam, durch das Oeffnen und Schlieſſen der Thüren ihren Schlaf zu ſtören, ſo nahm mein Freund gewöhnlich den Weg durch mein Kammerfenſter. Dieſer ungewöhnliche Ein- und Austritt machte die Nachbarn und beſonders meinen nachherigen Protektor, den verſtorbenen Badiſchen Artilleriemajor Lux, aufmerkſam auf unſere frühe Zuſammenkunft. Eines Morgens, als mein Freund, wie gewöhnlich, ſeine unbequeme Paſſage zu dem Fenſter des unteren Stocks herein nahm, folgte er demſelben bis zu dem Fenſter, und ſagte zu uns, nachdem er uns einen guten Morgen gegeben: „Meine Herren, Sie machen ſich einander ſehr frühe Beſuche; darf ich mich nicht auch bei Ihnen einſtellen? Allein Sie müſſen mir Ihre Hausthüre öffnen, denn der Weg durchs Fenſter iſt mir zu hoch.“ Nachdem nun Major Lux, der ein äußerſt gebildeter und wiſſenſchaftlicher Mann war (deſſen Aſche ich hier noch meinen Dank für ſeine mir erwieſene Leitung bringe), unſere Arbeiten und gegenſeitige Inſtructionen geſehen hatte, freute er ſich über unſere Lernbegierde, und rieth mir an, ich ſollte aufs neue das Gymnaſium beſuchen, um die reine und angewandte Mathematik, ſo wie die Phyſik gründlich zu erlernen, und das, was ich bisher in dem Schulunterricht verſäumt, ſo viel wie möglich nachzuholen. Durch Befolgung dieſes Raths wurde mir erſt klar, wie weit ich noch zurück ſey, und es war nun mein

eifriges Beſtreben, trotz meiner täglichen Geſchäfte mir die Vorleſungen über obgenannte Wiſſenſchaften möglichſt zu Nutze zu machen. Ungeachtet ich bis dahin verſchiedene Bücher über die Kunſt und beſonders über die Baukunſt geleſen hatte, fehlte es mir doch gänzlich an den für das höhere Studium der Baukunſt unentbehrlichen Vorkenntniſſen, weil ſich dazumal niemand in Karlsruhe fand, welcher die Architektur gründlich kannte. Alles, was ich daher in der Architektur, außer den gewöhnlichen Holz- und Steinconſtructionen eines gewöhnlichen Handwerksmanns, hier erlernen konnte, beſchränkte ſich auf die fünf Säulenordnungen nach Vignola u. ſ. w., ſo wie auf die Ausführung eines Bürgerhauſes nach dem damaligen ſogenannten franzöſiſchen Styl. Dann, außer einem ſehr beſchränkten Freihandzeichnungs-Unterricht, habe ich für das Studium der Kunſt nur mit vieler Mühe die Anfangsgründe in der perſpectiviſchen Zeichnungslehre zuerſt nach Pater Pozzo und ſpäter nach Lambert einſtudirt, weil ſich hier niemand vorfand, der dieſe Wiſſenſchaft gründlich verſtand, und mir darin hätte Anleitung ertheilen können.

Außer dieſen meinen Studien, die ich jedoch bis zu meiner Abreiſe von Karlsruhe, wo ich gegen 20½ Jahr alt war, ſehr leidenſchaftlich neben meinen übrigen Tagsgeſchäften betrieb, machte ich in der Zwiſchenzeit auch einige Excurſionen nach Strasburg, Mannheim und Stuttgart, um in dieſen Städten etwas Bedeutenderes von Kunſt ausgeführt zu ſehen. Dadurch wurde meine Wißbegierde und mein Hang für die Kunſt neuerdings belebt, und immer ſtärker erwachte in mir der Trieb,

mich über die Schranken des Handwerks zu erheben. Ein Freund, der mich im Landschartenzeichnen unterrichtete, ſtarb zwei Jahre vor meiner Abreiſe, welches mir den Vortheil brachte, daß ich nun ſelbſt mit mehr Luſt und Thätigkeit fortarbeiten mußte. Hier glaube ich auch noch bemerken zu müſſen, daß der häufige Beſuch des Theaters, wo ich keine Vorſtellung mehrere Jahre hindurch verſäumte, und mich mit unſern Arbeitern, welche den Mechanismus der Bühne zu beſorgen hatten, jedesmal dabei einfand, wenn nicht direct, doch indirect manches zu meiner Bildung beigetragen habe, denn ich ſah hier das Leben in einer andern und höhern Bedeutung, als es mir bisher erſchienen war.

Da ich in dieſer meiner Lebensbeſchreibung meine Individualität zu ſchildern wünſche, um mein Benehmen in dem wirklichen praktiſchen Leben zu zeigen, ſo erlaube ich mir, etwas Weniges über meine moraliſche und religioſe Denkungsweiſe hinzuzufügen. Von Natur hatte ich als ein geſunder, lebhafter und belebter Knabe von Jugend auf viel Liebe und Neigung zu dem ſchönen Geſchlecht, und ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß ich in meiner Jugend oft mit Vergnügen geſehen, wie ein älterer Jüngling vertraut Arm in Arm mit einem Mädchen ſpazieren gieng, und bedauerte damals nur, daß ich noch nicht groß genug war, um mir gleichfalls ein ſolches Vergnügen zu verſchaffen. Allein da ich zum Jüngling herangereift war, und mich übrigens ſehr gern in weiblicher Geſellſchaft befand, habe ich mir jedoch niemals dieſe Freiheit herausgenommen, und ich glaube wohl behaupten zu können, daß meine Frau das erſte Frauen-

zimmer war, an deren Seite ich öffentlich erschien. In vertrauten Zirkeln war ich übrigens mit Frauenzimmern immer gerne zusammen, und das bloße Berühren ihrer Kleider konnte mich oft schon entzücken, und ein Handkuß sogar glücklich machen; dabei war ich jedoch weit entfernt, mich in Liebesverständnisse einzulassen, weil ich mich auf keine Weise binden wollte, so lange der weite Weg zum Ziele des Künstlers noch vor mir lag.

Zum tüchtigen evangelischen Christenthum hatten auch meine Eltern schon frühzeitig mich angewiesen, indem mich mein Vater, als ich kaum gehen konnte, schon mit sich in die Kirche nahm, und mich mit meinen Geschwistern auch jeden Abend ein lutherisches Abendlied vorsagen oder absingen ließ, wobei ich immer in Gesang und Andacht vor meinen Geschwistern mich auszeichnete. Nach dem Tode meines Vaters forderte meine Mutter ihre Kinder so fleißig zum Gebet und zum Lesen in der heiligen Schrift auf, daß es wohl wenige Stellen in derselben giebt, von denen mir nicht noch etwas im Gedächtniß geblieben wäre. Ungeachtet mir mein französischer Sprachmeister, der ein katholischer Ergeistlicher war, schon frühzeitig bei seinem Privatunterricht mehr von seinen religiosen Meinungen als Sprachkenntnisse beizubringen suchte, so konnte mich derselbe doch nicht in meinem Glauben wankend machen, und ohne zu frömmeln, oder mir auch nur im geringsten den Anschein von Pietät zu geben, setzte ich dennoch mein Zutrauen immer auf das Gebet und die Verehrung des höchsten Wesens fort. Und mein Zutrauen auf das Gebet war bis zu meinem funfzehnten Jahre so groß, daß ich mir mit dem-

ſelben, wie die heilige Schrift ſagt, Berge zu verſetzen und ſelbſt meine Mutter von ihrem langwierigen Krankenlager wieder von Gott zu erbitten für möglich glaubte. Nachdem ich aber einſah, daß das Gebet, welches ich wegen der Geneſung meiner Mutter jeden Morgen und Abend auf den Knieen verrichtete, nichts geholfen, ſondern daß ſich Alles nach der göttlichen Anordnung richte, fieng ich an natürlicher zu denken, und wurde deshalb mit meinem Bitten auch beſcheidener, ſo daß ich nachher nur das Mögliche von Gott zu erflehen ſuchte. Später ſchien mir eine Religion, die ſich blos auf Moral gründet, zwar hinreichend für einzelne Menſchen, allein ich überſah dabei nicht, daß, ſo lange Menſchen Menſchen bleiben, und nicht alle zur gleichen Erkenntniß gebracht werden können, kein bloßes philoſophiſches Raiſonnement, ſondern auch eine Belebung unſerer Sinne für die allgemeine und im Leben wirkſame Moral nöthig ſey, und unſer Gemüth ſelbſt durch den Cultus höher gehoben werde. Ob ich gleichwohl allen Schein der Frömmelei zu vermeiden ſuchte, ſo gab mir mein Aeußeres doch ſpäterhin ein beſonderes frommes Anſehen, ſo daß mich Pietiſten und andere fromme Secten oft für ihren Mitbruder anſahen, worüber ſich meine Freunde bisweilen luſtig machten. Selbſt in Rom, wo ich mit vielen andern Fremden dem Examen der Geiſtlichen in den orientaliſchen Sprachen beiwohnte, hielten mich dieſe Propagandiſten für einen Geiſtlichen, und ob ich wollte oder nicht, ſo war ich genöthigt, mir nach der daſigen Sitte von allen den jungen Geiſtlichen bei ihrem Weggehen die Hände küſſen zu laſſen, während neben mir wirkliche

Geistliche von denselben als Weltkinder angesehen und nicht beachtet wurden. Aehnliches begegnete mir auch sonst, und zur Zeit der französischen Revolution hat mich dieses ehrwürdige Ansehen oft in die größte Verlegenheit gesetzt, indem man mich überall für einen französischen emigrirten Geistlichen nahm.

Zu der Zeit, als mein Bruder schon ein Jahr von Reisen zurück war, und das Metier unsrer Eltern übernommen hatte, fügte es sich gerade im Frühjahr 1787, daß ich einen Antrag nach Zurich zu reisen bekam, um daselbst die Aufsicht über die Ausführung eines projectirten neuen Kornhauses zu übernehmen. Mit Vergnügen folgte ich diesem Ruf, der mir über Strasburg durch einen dasigen Freund zugekommen war, weil ich ohnehin in diesem Jahr auf Reisen gehen wollte, und bisher mit mir selbst nicht einig werden konnte, welchen Weg ich für meine weitere Ausbildung nehmen, und ob ich zuerst Deutschland oder Frankreich besuchen sollte.

Da ich gewohnt war, mir seit meinem vierzehnten Jahre meinen eigenen Unterhalt neben meinem übrigen Studium selbst zu verdienen, so wollte ich aus Sparsamkeit das mir von meinen Eltern zugekommene Vermögen nicht ohne Noth angreifen; es war aber schwer, einen Platz zu finden, wo ich meinen Unterhalt gewinnen, und daneben auch mein Studium fortsetzen konnte. Der Ruf nach Zürich war mir deshalb in jeder Rücksicht willkommen, und für mich auch sehr geeignet. Binnen der zwei Jahre, welche ich in Zürich zubrachte, suchte ich mich etwas weniges im Radiren und Kupferstechen einzuüben, und machte einige für mich äußerst

interessante Schweizer Reisen auf die Alpen und Gletscher mit Herrn Ingenieur Fees, der mit dem Reisebarometer verschiedene Berghöhen für das Usterische Schweizermodell bestimmte. Meine Berufsgeschäfte waren im Wesentlichen dieselben, wie ich sie früher zu Hause betrieben. Zwar hatte ich nicht so viele Gelegenheit, etwas Erhebliches in dem Baufach zu erlernen, indem das Kornhaus, wegen dessen ich nach Zürich berufen war, nicht gebaut wurde, und ich mich deshalb nur mit der Aufsicht bei Errichtung einiger Wohnungen und verschiedener Land-Oekonomie-Gebäude, wozu ich jedoch größtentheils die Pläne selbst entwarf, begnügen mußte; allein die Bekanntschaft, welche ich mit so manchen geschickten Künstlern und interessanten Kunstfreunden in Zürich zu machen Gelegenheit fand, war für mich von äußerster Wichtigkeit, und die Achtung, die man mir dazumal als einem jungen thätigen und wissenschaftlichen Manne angedeihen ließ, gab meinem Bestreben nach Vervollkommnung immer mehr Festigkeit, ohne daß ich übersehen hätte, was mir noch mangelte. Dadurch, daß ich in Zürich einigen jungen Malern Unterricht in der perspectivischen Zeichnungslehre gab, und mir durch meine übrigen architektonischen Arbeiten einigen Kredit bei den älteren Künstlern daselbst erwarb, lernte ich im Umgange mit diesen Männern zuerst das Handwerksmäßige von der Kunst unterscheiden, und dadurch lernte ich nun allmälig das weite Feld überschauen, welches ich zu durchwandeln hatte.

Ob es mir gleichwohl in Zürich gut gieng und keine Nahrungssorgen mich drückten, und ich als ein junger

Architekt mehr geachtet wurde, als ich vielleicht verdiente, so fühlte ich doch die Nothwendigkeit, für meine Fortbildung andere Hülfsmittel aufzusuchen, und ich nahm mir deshalb vor, nach Paris zu reisen, mich aber noch zuerst etwas in der französischen Schweiz aufzuhalten, um der französischen Sprache mächtiger zu werden, worin ich noch sehr zurück war. Da ich nun außer den interessanten Schweizergebirgen, Thälern und Seen auch die vorzüglichsten Schweizerstädte kennen zu lernen wünschte, nahm ich von Zürich den Weg zu Fuß über Aarau, Bern, Biel, Neuchatel, Moudon, Lausanne bis Genf, und da mir Lausanne wegen seiner vorzüglichen Lage am besten gefiel, so kehrte ich von Genf wieder dahin zurück, um mich daselbst mit Ernst auf die französische Sprache zu legen. Obgleich dies in Lausanne meine Hauptbeschäftigung war, zeichnete ich doch auch sehr fleißig Landschaften nach der Natur, und componirte zu Hause Gebäude.

Außerdem übernahm ich auch aus Oekonomie und zur Erleichterung der Ausgaben einige Musikstunden auf der Flote, und aus Mangel eines bessern Meisters und weil mir, da sich dazumal sehr viele junge Engländer in Lausanne aufhielten, dieser Unterricht sehr gut bezahlt wurde, auch überhaupt die Musik von jeher ein leidenschaftlicher Gegenstand fur mich war, so stand ich deshalb oft mit mir selbst im Widerspruch, ob ich die Baukunst verlassen und mich dem weitern Studium der Musik widmen sollte, da ich ohnehin außer der Flöte auch noch das Fagot und die Violine zu spielen verstand; allein der Zufall führte mich zu meiner ersten Bestimmung

zurück. Im Spätjahr 1789, als ich ein halbes Jahr in Lauſanne zugebracht, bekam ich einen Brief, worin ich wegen des Todes meiner Schweſter nach Hauſe berufen wurde.

Ich blieb den Winter über in Karlsruhe. Durch den Tod meiner älteren Schweſter hatte ich einige tauſend Gulden ererbt, und machte jetzt allerlei Entwürfe, dieſes Geld zu meiner weiteren Ausbildung zu verwenden. Meine Vormünder wußten allerlei dagegen einzuwenden, und meinten, zur Fortſetzung des väterlichen Gewerbes ſeyen weder große Reiſen, noch koſtbare Studien erforderlich. Ich war inzwiſchen mündig geworden, und folgte dem inneren Antrieb. Bald fand ſich auch die Veranlaſſung zu einem Reiſeplan.

Herr von Haller aus Bern hatte mit mir das Gymnaſium in Karlsruhe beſucht, und befand ſich in dieſer Zeit in Mannheim, wo er auf Koſten ſeiner Regierung die Baukunſt ſtudirte. Wir waren Freunde, und ich theilte ihm meinen erſten Gedanken mit, nach Paris zu gehen. Er hielt es für zweckmäßiger, nach Wien und ſpäter von da nach Dresden zu gehen, und an den dortigen Akademien unſere Studien fortzuſetzen. Dieſer Plan hatte die ganze Billigung meines väterlichen Freundes, des Maior Lux, zumal da ich auf dieſem Wege einen Gefährten hatte, den Freundſchaft und gleiche Beſchäftigungen mit mir verbanden. Bevor wir die Reiſe antraten, verlangte Herr Maior Lux, daß ich dem damaligen Miniſter, Freiherrn von Edelsheim, dem Freunde von Mengs und warmen Beförderer aller Kunſt und Wiſſenſchaft, der mich kannte und mit welchem Lux

auch schon wegen meiner gesprochen hatte, eine Bittschrift übergeben sollte, um eine Unterstützung zu erhalten, wie sie auch schon andern jungen Künstlern gegeben worden war, und die Zusicherung einer Anstellung bei meiner Zurückkunft.

In vollem Vertrauen, daß mir auf die Empfehlung meines alten Freundes und die Vermittlung des Ministers wenigstens eine von meinen beiden Bitten von unserm humanen Fürsten gewährt werden würde, gieng ich einige Tage, nachdem ich meine Vorstellung übergeben hatte, selbst zu dem Herrn von Edelsheim, um mein Gesuch noch mündlich bei demselben zu betreiben; allein ich erhielt die Antwort, daß er zwar mein Schreiben gelesen habe, aber auf die Gewährung meiner Bitten bei Sr. Durchlaucht nicht antragen könne, weil ich für meine Reisen und Studien eigenes Vermögen besäße, und der Zusicherung eines Dienstes nach meiner Zurückkunft gar nicht bedürfte: denn wenn ich nichts gelernt hätte, so könnte man mich nicht gebrauchen, würde ich aber als ein geschickter Mann in mein Vaterland zurückkommen, so würde mir eine Anstellung nicht entgehen; übrigens sollte ich ihm sagen, wohin ich zu reisen gedächte, er für seine Person wolle mir an alle Orte, wo er Freunde hätte, Empfehlungen mitgeben.

So redlich und gerecht übrigens diese Aeußerung war, so nahm ich solche doch nicht so auf, und sie mußte etwas Abschreckendes haben für einen jungen Menschen, vor welchem eine ungewisse Zukunft lag. Mein alter Freund Lux suchte mich indessen zu ermuthigen, und so trat ich denn heitern Sinnes im Frühjahr 1790 mit Haller

die Reiſe an. Wir giengen von Karlsruhe über Stuttgart, Regensburg, und von da auf der Donau nach Wien, wo jetzt eine andere Periode für meine künſtleriſche Bildung begann, weil ich mir vornahm, mich blos auf das höhere Studium der Architektur zu legen. Ich war jung, kräftig, geſund, vor mir lag eine ſchöne Laufbahn, und ſelbſt das Ungewiſſe der Zukunft gab meinen Entwürfen einen kühnern Schwung. Die ſchöne Waſſerfahrt auf der Donau gewährte mir ein eben ſo neues als anziehendes Schauſpiel. Pfeilſchnell flog unſer Schiff zwiſchen Bergen, anmuthigen Thälern, heitern Städten, einſiedleriſchen Klöſtern und freundlichen Dörfern hin, und ſo flüchtig die Eindrücke waren, ſo blieben ſie mir doch feſt in der Erinnerung. Unſere Reiſegeſellſchaft war zahlreich und beſtand aus Perſonen von allerlei Ständen.

Da mein Reiſegefährte, ſo wie ich, Muſikliebhaber war, ſo griffen wir manchmal nach unſern Inſtrumenten, und ermunterten die Geſellſchaft zu einem Geſang, bisweilen auch zu einem Tanze, und ſo ſchwanden uns die Stunden ſchnell und fröhlich hin, bis wir endlich am Ziel unſerer Reiſe, bei der groſſen und ſo ſchön ſituirten Kaiſerſtadt anlangten.

Ob ich gleich bisher viele Städte geſehen, und daher nicht als ein Neuling in die groſſe Welt trat, ſo machte doch Wien mit ſeinen vielfach belebten Straßen einen ganz beſonderen Eindruck auf mich. Noch mehr ward ich durch die von Kaiſer Joſeph errichtete vortreffliche Kunſtakademie überraſcht; das weitläuſige Gebäude erſchien mir wie eine kleine Stadt, von lauter Profeſſoren und jungen ſtudirenden Künſtlern bevölkert, was mich, der

ich noch keine solche öffentliche Kunstanstalt gesehen, mit wahrer Ehrfurcht gegen die gewählte Laufbahn erfüllte; denn ich sah hier die verschiedenen Kunstfächer mit hohem Ernst und der regsten Theilnahme unter Protection des Staates betreiben. Nachdem wir unsere Empfehlungsbriefe, die wir von Haus mitgebracht, übergeben, die Stadt flüchtig durchgangen und in Augenschein genommen hatten, ließ sich mein Reisegefährte und ich als Schüler auf der Akademie aufnehmen, was wegen unserer Empfehlungen nicht schwer fiel. Als Schüler dieser so einzigen Akademie, wozu schon Maria Theresia den Grund gelegt, und die sich unter Kaiser Joseph zu einer der ersten derartigen Anstalten erhob, besuchten wir sehr fleißig die architektonischen und mathematischen Lehrstunden, die erstern unter den beiden Professoren Fischer, die letztern unter Professor Böck. Neben diesen meinen Hauptstudien nahm ich auch noch einige Stunden in der Freihandzeichnung, sowohl in Figuren als Landschaften, bei den Professoren Maurer und Brand, so daß ich den ganzen Tag volle Beschäftigung hatte, und mir nur die Morgen- und Abendstunden zum Lesen, Musiciren und zur Erholung übrig blieben.

Was meine persönliche Ansicht von Wien betrifft, so dünkt mich auch jetzt noch, nachdem ich so manche andere Stadt kennen gelernt, daß wenige in ihrer Lage und in ihren Einrichtungen sich mit der alten Kaiserresidenz vergleichen können. Unter den Gebäuden in Wien war mir vorzüglich die dasige gothische Kathedrale oder Stephanskirche merkwürdig und interessant. Ich hatte zuvor schon das Strasburger und Freiburger Münster, so wie auch

noch verschiedene andere gothische Gebäude in der Schweiz nicht blos oberflächlich, sondern verschiedene male theilweis gesehen und studirt, und so war mir eine Vergleichung dieses Gebäudes mit jenen eben so angenehm als lehrreich. Rücksichtlich der äußeren Form muß ich dem Strasburger Münster den Vorzug geben, indem sich dieses Gebäude an seiner vordern Seite weit majestätischer in seiner perpendiculären Gestalt himmelan erhebt, während die andern durch ihre allzu pyramidalartige Formen eine ängstlich berechnete Festigkeit zeigen, was den Eindruck der Größe, Kühnheit und Leichtigkeit vermindert. An dem Münster in Strasburg scheint es mir ein glücklicher Gedanke, daß beide Thürme (wovon jedoch nur einer ganz ausgeführt worden) auf den Seiten angebracht sind, so daß hiedurch auch zugleich die Kirche in der Hauptfaçade mit gesehen werden kann. Bei der Stephanskirche in Wien und dem Freiburger Münster verdeckt hingegen der Thurm die Kirche, und sie scheint deshalb nur ein untergeordneter Theil zu seyn.

Rücksichtlich der vielen Gänge, welche der Erbauer mit der Kunst eines Dädalus, ohne das Ganze zu unterbrechen, zu allen Theilen der äußern Ansichten gelegt hat, um solche auch nöthigenfalls ohne alle Eingerüstung wieder reparriren zu können, verdient dieses Gebäude noch eine besondere Bewunderung vor den beiden andern. Nach den Gängen, Balkons, Terrassen und Treppen zu schließen, welche ich mehr als einmal außerhalb an den Façaden und oben auf dem Gebäude durchwandert habe, glaube ich wohl behaupten zu dürfen, daß dieselben, in einer geraden Linie an einander gesetzt, wohl einige

Stunden Wegs ausmachen. Bei allen diesen Vorzügen, die das Strasburger Münster vor den andern hat, ist es übrigens zu bedauern, daß dasselbe an manchen Stellen nicht ausgebaut worden, und daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Chor durch eine Feuersbrunst beinahe ganz zerstört und dann in einem abgeschmackten Styl, welcher weder gothisch noch römisch ist, wieder aufgebaut worden.

Von diesen drei gothischen Gebäuden, die ich hier mit einander vergleiche, möchte wohl das Freiburger Münster das vollkommenste seyn, indem es scheint, daß ein und derselbe Baumeister das Ganze ausgeführt, und keine fremde Hand in seinen Plan eingegriffen hat.

Was übrigens das Innere dieser drei verschiedenen gothischen Tempel anbetrifft, so mochte ich der Wiener Stephanskirche den Vorzug geben, weil das Licht in derselben nicht allzu sparsam und weit reichlicher als in jenen verbreitet ist, was bei großen Feierlichkeiten eine wesentliche Sache ausmacht, und bei kirchlichen Functionen Geist und Herz erhebt, da hingegen das düstere Dämmerlicht uns in eine mehr schwermüthige als erhebende Stimmung versetzt. Da die Stephanskirche besonders auch für Musik günstig gebaut ist, und zu meiner Zeit jeden Mittag gegen zwölf Uhr eine deutsche Choralmesse in derselben gehalten wurde, so versäumte ich selten, mich dabei einzufinden, zumal da der Weg von der Akademie nach meiner Wohnung mich bei gedachter Kirche vorüber führte. Ich darf versichern, daß ich außer Rom nirgends eine schönere und erhebendere Musik gehört, als diesen Choral von tausend Menschenstimmen.

An den übrigen öffentlichen Gebäuden, Palläſten und Privatwohnungen der Kaiſerſtadt gefiel mir vorzüglich ihre innere Anordnung, indem die Eintheilung in denſelben groß und reich iſt, und ſie gleich den italieniſchen Gebäuden ausgeführt und angeordnet ſind. Beſonders machte mich aber die Zweckmäßigkeit der Conſtructionen aufmerkſam, da ſie genau auf unſer deutſches Klima berechnet ſind, wo oft wegen der Strenge der Jahrszeit und unſerer übrigen häuslichen Verhältniſſe die Küchen, Oefen und Kamine Feuersgefahr herbeiführen; überall iſt in der Anordnung und Ausführung auf die feuerpolizeilichen Geſetze Rückſicht genommen, welche Geſetze ſonſt in keiner von unſern Städten Deutſchlands ſo maßgebend angewendet werden, ungeachtet der vielen warnenden Brandfälle. Ich erinnere mich zwar, daß während meines Aufenthalts in Wien zweimal Feuer auskam, allein nicht nur die Nachbarn, ſondern auch die Bewohner des brennenden Hauſes blieben während des Brandes ruhig in ihren Wohnungen, und kein Menſch dachte an die Rettung ſeiner Effekten und noch viel weniger an eine perſönliche Gefahr, weil ein jeder die Ueberzeugung hatte, daß die Bauart der Verbreitung des Feuers hinlängliche Schranken ſetze.

Von den Excurſionen, welche ich in der Gegend von Wien gemacht, waren mir die nach Schönbrunn, Laxenburg u. ſ. w. wegen der dortigen Schlöſſer und Gartenanlagen beſonders intereſſant, vorzüglich aber die Reiſe nach Presburg, die ich auf der Donau hin, und zu Lande nach Wien zurück machte. Presburg hat eine ausgezeichnet ſchöne Lage, und wenn ein Baumeiſter eine

schöne, amphitheatralisch an einem großen schiffbaren Strome gelegene Stadt sehen will, so ist diese vorzugsweise zu empfehlen. Wegen der Fruchtbarkeit des schönen Landes und der Wohlfeilheit der Lebensmittel konnte ich auch meinen Landsleuten, welche früher häufig mit ihren Familien dahin gewandert sind, den Wechsel mit ihrem Vaterlande verzeihen; denn das wenige Land, welches ich auf dieser kurzen Reise nach Ungarn gesehen, ist mit den schönsten und ergiebigsten Gegenden des Rheins zu vergleichen. Da sich übrigens die Cultur von Ungarn hauptsächlich nur an den Ufern der Donau hinzieht, so mag dieser Vergleich mit der Rheingegend wohl nicht im Allgemeinen, sondern nur auf jenen Strich Landes anwendbar seyn.

Da ich in Wien überall eine so humane und freundschaftliche Aufnahme durch meine Empfehlungsbriefe fand, so will ich Einiges davon mit Dank erwähnen. Durch ein solches Schreiben wurden wir, mein Reisegefährte und ich, bei dem damaligen Reichshofrath Herrn von Alt, der zugleich die badischen Geschäfte besorgte, äußerst freundschaftlich in seiner liebenswürdigen Familie aufgenommen, und es vergieng wohl keine Woche, wo wir nicht bei demselben speisten, einem kleinen Familienball oder Concert, bei welchem wir uns auch zu Zeiten hören ließen, beiwohnten, und von Zeit zu Zeit auch kleine Landpartien mit dieser liebenswürdigen Familie machten. Durch Herrn von Alt lernten wir sehr viele interessante Männer, wie Blumauer, Mozart u. a. m. kennen, und es vergieng beinahe kein Tag, wo uns seine Freundschaft nicht etwas Angenehmes bereitet hätte.

Eine ähnliche Aufnahme verſchaffte mir ein Empfehlungsſchreiben unſers Miniſters von Edelsheim bei dem königlich hannöveriſchen Geſandten Freiherrn von Mühl. Dieſe Bekanntſchaft war mir für meine Studien beſonders ſchätzbar und lehrreich. Der Geſandte liebte die Kunſt, er beſaß eine große Kupferſtichſammlung von den beſten Meiſtern, und gab mir die Erlaubniß, dieſelbe zu jeder Zeit, wenn er auch nicht zu Hauſe wäre, durchzugeben. Dieſer redliche Mann gewann mich lieb, und indem er mir einmal ſehr viel Schönes von unſerem Miniſter von Edelsheim, ſeinem alten Freund, erzählte, fügte er hinzu, der Miniſter ſey mein großer Protector, denn noch nie habe er ihm einen jungen Mann ſo warm und dringend empfohlen. Die Aeußerungen des Herrn von Edelsheim auf meine Bitte um Unterſtützung und künftige Anſtellung ſchienen mir mit dieſer Verſicherung nicht übereinzuſtimmen. Ich bemerkte dies dem Herrn von Mühl, der aber meinen Zweifel ſogleich niederſchlug, indem er mir das Schreiben, welches ich von dem Herrn Miniſter an ihn mitgebracht, zu leſen gab. Ich war in der That freudig überraſcht, daß Herr von Edelsheim ſich nicht auf eine gewöhnliche Empfehlung beſchränkte, ſondern dem Herrn von Mühl auftrug, mich nöthigenfalls mit Geld zu unterſtützen, und wenn ich von Wien abreiſen ſollte, mich mit Empfehlungsbriefen an ſeine auswärtigen Freunde und Bekannten zu verſehen.

Meine Beſtrebungen erſchienen mir jetzt geſicherter, und ich konnte meinen Studien einen größeren Umfang geben, ſo wie ich ſie von nun an mit mehr Heiterkeit und Freiheit betrieb, da früher mich nicht ſelten Rück-

ſichten auf meine ökonomiſche Lage eingeſchüchtert hatten. Bisher hatte ich nur ſelten die Theater in Wien beſucht, nun aber machte ich es mir zum Geſetz, jede Woche wenigſtens einmal dahin zu gehen, wenn entweder das Stück ſelbſt, oder ſchöne Decorationen mich anzogen, überhaupt keine Gelegenheit zu verſäumen, intereſſante Scenerien, Maſchinerien u. ſ. w. zu betrachten, da ich ja als Architekt künftig ſelbſt in den Fall kommen konnte, dergleichen anordnen zu müſſen. Bei meiner Anweſenheit in Wien hatten Schikaneder und Mozart gerade die nachher ſo berühmt gewordene Oper, die Zauberflöte, in die Scene geſetzt; und ich ſah die ſiebente Vorſtellung, welche Mozart ſelbſt dirigirte, und nachher noch einmal die ſieben und ſiebzigſte; denn ſo groß war die Wirkung dieſes Meiſterſtücks der romantiſchen Oper, daß das Publikum ſich daran nicht ſatt hören und ſehen konnte.

Die Gegenſtände, welche mich übrigens in Wien am meiſten anzogen, waren die kaiſerliche und Lichtenſteinſche Gallerie, die kaiſerliche Bibliothek, Modellkammer u. ſ. w., und ich glaube dieſen öffentlichen und Privat-Kunſtſammlungen, welche ich ſehr fleiſſig beſuchte, meine wachſende Liebe zur höheren Kunſtbildung verdanken zu müſſen, indem meine Begriffe ſich erweiterten und berichtigten, und ich auch den innigen Zuſammenhang der Künſte unter ſich immer mehr begreifen lernte. Neben verſchiedenen andern Studien ſuchte ich mich auf der Akademie beſonders mit der Lehre von Licht und Schatten zu befreunden, die ich ſpäter in meinem architektoniſchen Lehrbuch (erſtes Buch, zweites Heft) ſelbſt bearbeitete.

Bevor mein Reisegefährte und ich Wien verließen, erlebten wir noch ein kleines Abentheuer. Einige Abende vor unserer Abreise gab uns Herr von Alt einen kleinen Abschiedsschmaus, wozu er mehrere Freunde des Hauses einlud, die wir früher bei ihm kennen gelernt hatten, allein die Personen nur nach ihren Namen und nicht nach ihren Ständen und Dienstverhältnissen kannten. Als wir gegen Mitternacht uns von unserm Wirth verabschiedeten und nach Hause giengen, erbot sich ein Herr der Gesellschaft, uns zu begleiten, weil er ungefähr den nämlichen Weg zu machen hätte. Unterwegs sagte er: Nun, meine Herren, Sie wollen uns also wirklich verlassen, und sind deshalb auch schon ganz reisefertig. O ja, erwiederte mein Freund; allein reisefertig sind wir jetzt noch nicht ganz, denn wir haben noch einen Kampf mit der abscheulichen Wiener Polizei wegen unserer Pässe zu bestehen, und das kann uns noch einige Tage aufhalten. Ach nein, gab der Begleiter zur Antwort, Ihre Reisepässe fertigt Ihnen die Polizei in einigen Minuten aus. Wie? in einigen Minuten? versetzte Herr von Haller; Herr, Sie kennen die verfluchte Wiener Polizei nicht, denn ich hatte vor einigen Monaten mit zwei meiner Landsleute mehr als acht Tage lang wegen der Pässe mich herumzubudeln. Ja, das ist etwas Anderes, versetzte der Mann; Ihre Landsleute werden ihre Pässe nicht in Ordnung gehabt haben. Den Teufel hatten sie ihre Pässe nicht in Ordnung, platzte mein Freund heraus, sie hatten Pässe von Haus und von Göttingen, wo sie studirt hatten. Meine Herren, entgegnete der Begleiter wieder, das wissen Sie nicht recht, ich muß es

beſſer wiſſen, denn ich bin der Polizeidirector; und damit Sie für die Zukunft beſſer von der Wiener Polizei ſprechen und denken lernen, ſo will ich Sie nun vollends auf Ihre Zimmer begleiten, Sie geben mir Ihre Päſſe mit, und morgen früh um acht Uhr ſollen Sie ſolche in ſchönſter Ordnung wieder ausgefertigt ins Haus geſchickt bekommen.

Beſchämt über dieſe großmüthige Rache, die freilich nicht ieder Polizeidirector auf gleiche Art genommen haben würde, mußten wir nun, ob wir wollten oder nicht, das Erbieten annehmen, und am andern Morgen erhielten wir unſere Päſſe um acht Uhr durch einen Unterpolizeibeamten auf eine ſehr höfliche Weiſe mit vielen Complimenten, als Bekannte ſeines Directors, welcher, wie er ſagte, uns noch einmal eine glückliche Reiſe wünſchen laſſe. Um iedoch unſere Sache wieder gut zu machen, ſo machten wir dem Director noch einen Abſchiedsbeſuch, und dankten ihm für ſeine uns erwieſene Höflichkeit.

Nachdem ich mich über drei Vierteljahre in Wien aufgehalten, und die dortigen Anſtalten für meine Bildung ſo viel wie möglich mit Eifer benutzt hatte, gieng ich mit meinem Freund Haller nach Dresden. Wir traten unſere Reiſe mit Anfang Novembers an, und nahmen den Weg durch Mähren und Böhmen.

Von dieſer meiner Reiſe habe ich wenig zu bemerken. Es waren hauptſächlich die ſchönen, maleriſchen Gegenden, welche uns anzogen und Stoff zur Unterhaltung gaben. Einige Punkte riefen uns die Erinnerungen an den ſiebenjährigen Krieg und den Helden deſſelben,

Friedrich den Großen, zurück. Mit beſonderer Ehrfurcht ſchaute ich aus dem Fenſter des Wirthshauſes zu Collin, aus welchem der König ſeine Garden zum muthigen Kampfe aneiferte, und mit ähnlichen Empfindungen beſuchte ich die Anhöhen von Prag, wo Schwerin ruhmvoll, aber zwecklos fiel.

Wir hatten noch zwei Reiſegefährten in unſerm Wagen; der eine, ein humaner, gebildeter Prieſter aus Böhmen, diente uns zum Führer und Dolmetſcher, da wir der böhmiſchen Sprache unkundig waren. Nicht ſelten trafen wir in den Gaſthäuſern wandernde Muſikanten an, wie denn Böhmen das Vaterland der Tonkunſt heißen kann, und dieſe würzten uns den Genuß der Faſanen, Rebhühner und des köſtlichen Wildprets, welches man in dieſem Lande allenthalben findet, durch ihr oft überraſchendes Spiel.

Schon auf dem Wege von Wien nach Prag trafen wir mit einem andern Wagen zuſammen, der gleichfalls vier Paſſagiere hatte, und denſelben Weg machte. Mittags und Abends kehrten wir in einem und demſelben Gaſthofe ein. Einer der Reiſenden in dem zweiten Wagen gab ſich für einen Kaufmann aus. In Prag beſahen wir mit einander die Schloßkirche, die berühmte Brücke und andere intereſſante Gebäude. Abends giengen wir in das Theater, wo der Vorhang unſere Aufmerkſamkeit erregte, und mich mit dem Kaufmann in einen kleinen Streit verwickelte. Der Vorhang ſtellte das Innere eines Gebäudes vor, und er tadelte die dabei angebrachten Säulen. Ich bemerkte dagegen: Säulen ſeyen runde, freie Stützen, und wenn das Innere eines Gebäudes,

z. B. ein Corridor, ein Saal u. s. w. dergleichen erforderten, so müßten sie auch hier als zweckmäßig erscheinen. Nachdem unser Gespräch eine Weile gedauert hatte, und ein jeder bei seiner Meinung beharrte, fieng mein Gegner an: Er sey ohne Zweifel mehr competenter Richter in solchen Dingen als ich, denn er habe die Architektur seit lange studirt, und komme so eben erst von Rom. Hätte ich einmal seine Schule und Erfahrungen durchgemacht, so würde ich seine Ansicht von Säulen gewiß theilen Ohne daß mir der Mann durch seine Autorität meine Meinung benehmen konnte, bekam ich doch einen großen Respect vor einem solchen gereisten Künstler, und gieng ihm deshalb bei unsern gemeinschaftlichen Excursionen in Prag nicht mehr von der Seite, indem ich von ihm allerlei zu lernen hoffte, was er dann auch leicht gemerkt haben mochte, indem er von jetzt an eine weit gelehrtere Miene annahm. Als wir drei Architekte und einer von unsern ersten Reisegefährten, Herr Doctor Deutsch aus Augsburg, in einer Kutsche von Prag nach Dresden reisten, so waren unsere Unterhaltungen größtentheils Kunstgegenstände, und es konnte sich daher nicht fehlen, daß wir bald einander näher kannten, und dann auch oft wegen verschiedener Meinungen in kleine Zwiste geriethen, wobei denn unser Doctor gewöhnlich den Schiedsrichter machen mußte. Bei einem solchen Streite kamen wir unweit der sächsischen Gränze eines Abends in unser Nachtquartier, wo gerade die Vorgesetzten in der Wirthsstube des Dorfes versammelt waren, und vielleicht ein Gläschen über den Durst getrunken haben mochten. Unser Streit betraf

die Perſpective; unſer neuer Reiſegefährte, Herr Bürnad aus Berlin, behauptete mit meinem Freunde Haller gegen mich, jene Lehre, wie ſie von Pater Pozzo, Lambert und Andern vorgetragen worden, ſey falſch, indem ſich die Perſpective durchaus nicht überall auf mathematiſche Grundſätze zurückführen laſſe. Ich brachte gegen dieſe Behauptung eine Menge Beweiſe vor, und da bei dieſer Gelegenheit die Ausdrücke: Auge, Diſtanz, Accidentalpunkt, Horizont, häufig vorkamen, und das Geſpräch ſich auch noch während des Nachteſſens in der Wirthsſtube fortſpann, ſo kamen die Bauern auf den Gedanken, wir wollten ſie zum Beſten haben. In dieſer Meinung ſchienen ſie beſtärkt zu werden, als ich ein Glas nahm, und an der Rundung deſſelben die verſchiedenen Erſcheinungen des Zirkels zu erklären ſuchte. Die Bauern machten eben Anſtalt, über uns herzufallen, als zum guten Glück unſer Kutſcher hereintrat, und ſie durch die Verſicherung beſchwichtigte, wir hätten ſchon den ganzen Tag über ſolch wunderliches, unverſtändliches Zeug geplaudert, und er ſelbſt könne nicht klug aus uns werden.

Aehnliche Diſpute hatten wir häufig, wobei ſich jedoch am Ende zeigte, daß unſer Reiſegefährte kein eigentlicher Architekt, ſondern ein praktiſcher, aber ſehr geſchickter Theatermaler war, was er ſpäter auch eingeſtand, da er uns in Dresden ſeine ſchönen römiſchen Arbeiten zeigte.

In Dresden ſtiegen wir fürs erſte in einem Gaſthofe ab, und wollten daſelbſt ſo lange verweilen, bis unſer Eintritt in die Akademie ſtatt haben konnte. Ich begab mich alsbald mit einem Empfehlungsſchreiben, welches

mir der Herr Miniſter von Alt in Wien mitgegeben, zu dem Miniſter Lucheſini, der mich ſehr freundlich empfieng, und als er meine und meines Freundes Abſichten vernommen hatte, erwiederte: Er ſey Präſident der Akademie und habe die oberſte Leitung aller Kunſtanſtalten, wir möchten ganz auf ſeine Bereitwilligkeit rechnen, uns nützlich zu ſeyn. Er rathe uns, vor allen Dingen das Terrain in Augenſchein zu nehmen, und beſonders die Gemäldegallerie, den Antikenſaal, die Akademie, die Bibliothek u. ſ. w. zu beſuchen, und wenn wir nun unſern Plan gemacht hätten, wieder zu ihm zu kommen. Auf ähnliche humane Weiſe wurde mein Freund und ich an allen Orten, wohin wir empfohlen waren, aufgenommen, und beſonders bei den dortigen Künſtlern Weinlich, Graf u. ſ. w., die uns wie alte Bekannte empfiengen.

Bevor ich von meinem Aufenthalt in Dresden weiter erzähle, muß ich eines ganz eigenen Mannes gedenken, auf den ich in der Folge wieder zurückkommen werde, und der mir ſpäter große Dienſte geleiſtet, auch zum Theil auf den Gang und die Richtung meines Lebens eingewirkt hat. Bald nach unſrer Ankunft in Dresden ſaß ich eines Abends mit meinen drei Reiſegefährten ganz vertraut bei einer Pfeife Tabak und einem Glas Bier auf einem Zimmer unſeres Gaſthofs, als der Kellner einen Fremden hereinführte, der unſere ganze Aufmerkſamkeit erregte. Er war von mittlerem Alter, trug einen langen, vom Halſe bis an die Schuhe zugeknöpften, grauen Rock mit großen Aufſchlägen, in der einen Hand einen Stock, ſo groß als er ſelbſt, in der andern einen

dreieckigten, ſcharf zugeſpitzten Hut. Die langen blonden Locken fielen ihm auf die Schultern herab, und gaben ihm das Anſehen eines Chriſtuskopfs. Beim Eintritt in das Zimmer breitete er beide Arme aus, und begann ziemlich pathetiſch: Meine Herren, ich habe im Intelligenzblatt geleſen, daß in dieſem Gaſthofe drei Architekten angekommen ſind. Da ich ſelbſt Künſtler bin, ſo wäre mir's ſehr erwünſcht, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Wenn Sie erlauben, ſo werde ich ein wenig bei Ihnen verweilen und ein Glas Bier mit Ihnen trinken.

Wir hießen ihn willkommen, ob wir uns gleich bei ſeinem Anblick und Benehmen des Lachens kaum erwehren konnten, und baten ihn Platz zu nehmen. Nachdem er Hut und Stock abgelegt hatte, begann er ein ziemlich allgemeines Geſpräch, woraus jedoch bald hervorgieng, daß es ihm mehr um die Bekanntſchaft Bürnads als die unſrige zu thun ſey. Er erzählte mancherlei von Berlin, woher er vor einigen Wochen gekommen war, um ſeine Freunde in Dresden zu beſuchen. Ohngefähr nach einer Stunde empfahl er ſich wieder, und ſagte beim Abſchied zu mir und Haller, wir möchten ihn in Berlin beſuchen, falls wir von Dresden dorthin kommen ſollten.

Durch Herrn Bürnad, welcher acht Tage in Dresden verweilte, um mit uns alle die dortigen Kunſtſchätze zu ſehen, hatten wir das Glück, mit den erſten Künſtlern der Reſidenz bekannt zu werden, und da er überdies mit den vorzüglichſten Kunſtwerken in Rom bekannt und vertraut war, ſo mußte mir ſeine Geſellſchaft äußerſt nützlich ſeyn; denn ob ich gleichwohl bisher mehrere intereſſante Bildergallerien und andere Kunſtwerke geſehen hatte,

ſo geſchah dieſes doch nur einſeitig, und ohne mir über die erhaltenen Eindrücke Rechenſchaft geben zu können.

Es iſt unendlich lehrreich für den jungen Künſtler, bedeutende Kunſtwerke an der Seite eines kundigen, gebildeten Führers zu ſehen, der ihn vom Allgemeinen auf das Beſondere und Einzelne leitet, wodurch erſt ein beſtimmtes Urtheil entſteht. Der mehrmals wiederholte Beſuch der Dresdner Gallerie mußte eben darum mir und meinem Freunde von großem Vortheile ſeyn, da unſere Begleiter Bürnad und Inſpector Riedel uns theilnehmend zu orientiren ſuchten. Mit gleicher Aufmerkſamkeit und nicht minderem Intereſſe, wie wir die Bildergallerie nach den verſchiedenen Schulen durchgegangen und unſere Betrachtungen gemeinſchaftlich darüber gemacht hatten, beſahen wir nun auch die Antikenſammlungen, ſo wie auch die übrigen Merkwürdigkeiten, als die Bibliothek, Porcelainſammlung, das grüne Gewölbe u. ſ. w., bis uns endlich unſere Reiſegeſellſchafter, Herr Bürnad und Herr Doctor Deutſch, unſerem Schickſal in Dresden überließen und nach Berlin verreisten.

Als wir uns um acht Tage länger herumgetrieben, und während dieſer Zeit auch die Akademie und beſonders den dortigen architektoniſchen Unterricht eingeſehen hatten, welcher vorzüglich in den Anfangsgründen des Zeichnens, der Perſpective u. ſ. w. beſtand, ſo mußten wir leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier wenig für uns zu gewinnen ſey. Wir hatten bereits mehr als die erſten Elemente der Baukunſt inne, und da auch, außer der neuen Kreuz- oder heiligen Geiſtkirche, ſeit mehreren Jahren in Dresden nicht viel gebaut wurde, und uns

auch die beinahe ganz vollendete Kirche eben keinen hohen Begriff von dem daſigen Geſchmack in der Architektur beibrachte, ſo äußerte ich meinem Freunde, daß es mir in Rückſicht unſeres Studiums in Dresden nicht recht gefallen wolle, und daß ich der Meinung ſey, wir würden in Berlin, wo damals ſo viel gebaut ward, das Studium unſerer Kunſt mit weit beſſerem Erfolg betreiben konnen. Bei dieſen Worten ſchrie Haller voller Freude laut auf: Bei Gott, das denke ich auch, allein ich habe nur noch nicht das Herz gehabt, Dir meine Meinung zu ſagen.

Die Hauptſchwierigkeit zur Fortſetzung unſerer Reiſe war nun das Reiſegeld. Ich hatte von Wien bis Dresden die Auslagen gemacht, und mein Freund erwartete erſt von Haus ſeine Wechſel. Er gieng darum täglich auf die Poſt, aber acht Tage lang vergeblich. Dieſer Umſtand verſtimmte uns gewaltig. Endlich kam Haller eines Abends voller Freude und faſt athemlos in unſern Gaſthof gelaufen, den wir bisher noch nicht verlaſſen hatten, und ſagte, indem er dreißig Friedrichsd'or auf den Tiſch warf: Hier, lieber W., iſt Geld, nun können wir nach Berlin reiſen. Auf meine Frage, ob ſein Wechſel angekommen ſey, antwortete er: O nein, ich habe mir das Geld auf mein ehrliches Geſicht von einem Landsmann geborgt; höre nur, als ich vor einer Stunde wieder vergebens nach einem Brief mit dem Wechſel fragte, und ich mich ſchämte, noch öfters den vergeblichen Gang zu thun, gieng ich zu Maler Graf, welcher ein Schweizer iſt, und uns ſchon einigemal ſo freundſchaftlich aufgenommen hat. Ich klagte ihm unſere Noth

und bat ihn, mir als seinem Landsmanne dreißig Friedrichsd'or zu unserer Reise vorzuschießen, wogegen er dann meinen Brief mit dem Wechsel von der Post in Empfang nehmen, und mir den Rest nach Berlin nachschicken sollte. Ohne sich lange zu besinnen, holte Graf sogleich aus einem Nebenzimmer das Geld; allein als ich es eingesteckt hatte, fieng er erst an: Nun, mein Herr, ich habe Ihnen das Geld auf Ihr ehrliches Gesicht gegeben, denn ich habe eigentlich nicht die Ehre, Sie anders als von den paar Besuchen, womit Sie mich beehrten, zu kennen. Wie wollen Sie sich nun legitimiren, daß Sie derjenige sind, für den Sie sich bei mir ausgegeben? Ich erwiederte ihm, ich sey aus Bern, aus des berühmten Hallers Familie, der dasige Magistrat lasse mich reisen; und dabei nannte ich meinen Vormund. Das mag wohl seyn, entgegnete er mir; dergleichen kann mir aber ein jeder sagen, er braucht nicht einmal aus Bern gebürtig zu seyn, das ist noch kein Beweis. Da ich nun hierauf nichts zu erwiedern wußte, lief ich blitzschnell zur Thüre hinaus, um hier meine Briefschaften und andere Papiere als Beweis zu holen; ich will nun geschwind wieder zu ihm hinlaufen, denn sonst konnte der gute, redliche Mann glauben, er habe es mit einem Abentheurer zu thun.

Diese edle Handlung des trefflichen Graf setzte uns in die gewünschte Lage. Das erste, was ich nun am nächsten Tage zur Beschleunigung unserer Reise nach Berlin unternahm, war ein Gang zu dem Minister Lucchesini, um mich zu verabschieden, und ihn um einige Empfehlungsschreiben nach Berlin zu bitten. Mein Freund

ſah ſich unterdeſſen nach einem Kutſcher um. Als ich zu dem Herrn Miniſter L. kam, entdeckte ich demſelben mein Vorhaben mit den Worten, daß ich in Dresden nun Alles geſehen, aber bei aller Achtung für die vielen Kunſtſchätze doch gefunden hätte, es ſey nicht der Ort, um in meinem Fache weiter zu kommen, weswegen ich mich nach Berlin zu wenden gedächte, wo jetzt viel gebaut würde. Der Miniſter bezeigte ſich über meinen Vortrag ſehr ungnädig, und es ſchien ihn beſonders zu verletzen, daß ich für meine Studien in Berlin mehr erwartete, als ich in Dresden gefunden. Er fuhr auf und ſagte ziemlich heftig: Junger Menſch, Sie kennen die Welt zu wenig, und ſind zu unerfahren, als daß Sie zwiſchen Berlin und Dresden in Abſicht auf Kunſtanſtalten und Kunſtſchätze entſcheiden können. Statuen auf den Straßen, wie in Berlin, haben wir hier zwar nicht, allein wir haben Kunſtwerke im Innern der Gebäude, wie ſie dort nicht ſind. Gehen Sie alſo nur in Gottes Namen nach Berlin, Sie werden dort Alles ſchon nach Wunſch finden, und bedürfen deshalb nicht meiner Empfehlungen. Ich ſah nun wohl, daß ich meine Sache ſehr ſchlimm gemacht, und ſtellte darum Sr. Excellenz vor, wie ich mich keineswegs dem Studium der Malerei und Bildhauerkunſt, ſondern der Architektur zu widmen gedächte; der Miniſter ſchien dies wenig zu beachten, und ſo empfahl ich mich und verzichtete auf das Empfehlungsſchreiben.

Als ich von dieſer unangenehmen und gar nicht nach Wunſch ausgefallenen Abſchiedsviſite nach Hauſe kam, war Haller ſchon mit dem Einpacken unſerer Koffer in

voller Arbeit begriffen, denn er hatte bereits einen Kutscher ausfindig gemacht, welcher schon zwei andere Passagiere nach Berlin bringen, und uns den andern Morgen um fünf Uhr im Gasthof abholen wollte. Nun galt es, in Eile noch von den Personen Abschied zu nehmen, die sich uns so wohlwollend erwiesen hatten. Abends gieng ich zu Herrn Weinlich, weil dieser Ehrenmann wegen seiner Geschäfte nur in den Abendstunden anzutreffen war, um mich bei ihm nicht allein zu verabschieden, sondern ihn auch um einige Recommandationsschreiben nach Berlin zu bitten. Das Unglück wollte, daß Herr Weinlich gerade auf dem Lande war, da er jedoch den Abend noch zurück erwartet wurde, lud mich seine liebenswürdige Tochter ein, seine Heimkunft abzuwarten, die mit jedem Augenblick erfolgen könne.

Dieses Mädchen besaß Geist und Bildung, und als Tochter eines berühmten Architekten sprach sie gern und mit Einsicht über Baukunst. Die Unterredung führte uns auf die Briefe ihres Vaters über Rom und auf die Kunst in Italien. So gieng wohl eine Stunde vorüber, und ich hielt es nun für schicklich, mich zu entfernen. Beim Abschied gab Demoiselle Weinlich mir die Versicherung, ich sollte darauf rechnen, die von ihrem Vater gewünschten Empfehlungsbriefe in der Frühe des nächsten Morgens noch vor unserer Abreise zu erhalten.

Als uns der Kellner gegen fünf Uhr des andern Morgens weckte und Licht ins Zimmer brachte, übergab er mir zugleich ein Schreiben von Herrn Weinlich, worin er es bedauerte, daß er mich gestern Abend bei seiner Rückkehr nicht mehr angetroffen; er wünsche mir eine

glückliche Reiſe, und ſchließe mir hier einen Brief an ſeinen Freund, Herrn Rath Reibenſtein, bei, der mir in Rom ſehr viel Angenehmes erweiſen könne.

Ich hatte damals noch kaum den Gedanken an Rom gehabt, und der Irrthum war ohne Zweifel durch mein Geſpräch mit Demoiſelle Weinlich über jene Stadt entſtanden. Briefe nach Berlin zu verlangen, dazu war es jetzt zu ſpät, denn eben fuhr der Kutſcher mit einem ſeiner Reiſenden an unſerm Gaſthof vor. Mein Freund und ich mußten uns daher in unſer Schickſal ergeben, und unſer Heil in der Königsſtadt ohne Empfehlungen verſuchen.

Der Fremde, welcher bereits ſeinen Platz im Wagen eingenommen, ſchien, der gebrochenen Sprache nach, ein Italiener, was ſich auch ſpäter beſtätigte. Wir fuhren nun durch einige Straßen, um den zweiten Mann aufzunehmen. Als wir an der Wohnung deſſelben ankamen, war ſchon eine Menge kleinen Gepäcks, als Schachteln, Klyſtierſpritzen u. ſ. w. in Bereitſchaft, wodurch der Raum im Wagen gar ſehr verengt wurde. Endlich erſchien denn auch der Reiſegefährte ſelbſt, voran ein Diener mit der Laterne, und hinter ihm der Hausherr mit ſeinen Kindern und einigen Hunden. In der einen Hand trug der Reiſende ſeine Chatouille, und in der andern einen unmäßig langen Stock. Wir waren nicht wenig überraſcht, in ihm den ſonderbaren Mann zu erblicken, der uns im Gaſthofe beſucht hatte. Im Anfange wollte ſich kein Geſpräch anſpinnen; als wir aber bereits ohngefähr eine halbe Stunde von Dresden entfernt waren, und der hereinbrechende Tag die Gegenſtände im Wagen

deutlich machte, ſah er uns mit einiger Ueberraſchung an und ſagte: Wie, meine Herren, wir kennen ja einander ſchon, Sie ſind die beiden jungen Künſtler, welchen ich vor einigen Wochen in Dresden einen Beſuch gemacht. Haben Sie Ihren Vorſatz geändert, in Dresden Ihre Studien fortzuſetzen? Das macht mir viele Ehre, mit Ihnen nach Berlin zu reiſen; ich hoffe, daß es Ihnen dort gefallen werde, und ich Ihnen einige Freundſchaft erzeigen konne, denn ich habe in Berlin eine große und ausgedehnte Bekanntſchaft, mit welcher ich Sie während unſerer Fahrt der Reihe nach bekannt machen will.

Wir dankten ihm für ſein Wohlwollen, aber ohne darauf zu achten, fuhr er fort: So oberflächlich kennen wir Drei uns zwar ſchon einander; allein da wir etliche zwanzig Meilen mit einander reiſen, und uns auf dieſem Wege leicht etwas begegnen konnte, was wechſelſeitige Theilnahme erforderte, ſo müſſen wir uns alle Vier gegen einander mit Offenheit austauſchen. Ich will daher zuerſt anfangen, Ihnen von meiner Perſon Einiges zu ſagen. Ich bin der Hofrath Darbs aus Petersburg, und in Kopenhagen geboren, habe viele Jahre in Petersburg während der Regierung der großen Katharina gelebt, und wohne nun ſeit ſechs Jahren in Berlin als Künſtler und namentlich als Portraitmaler. Vor ſechs Wochen gieng ich nach Dresden, um meinen einzigen Sohn daſelbſt in das Freimaurer-Inſtitut zur Erziehung zu bringen, und itzt habe ich die Ehre, mit Ihnen zurück nach Berlin zu reiſen, um in meine Geſchäfte wieder einzutreten. Dieſes iſt's, was ich Ihnen von mir zu ſagen habe. Haben Sie nun die Güte, mir auch Ihre Perſo-

nalia mitzutheilen. Nachdem wir nun einer nach dem andern, und so auch unser Italiener, welcher aus Toscana gebürtig war, und als Conditor schon mehrere Jahre in sächsischen Diensten stand, eine kurze Biographie von uns gegeben hatten, nahm Darbs das Gespräch wieder auf, und sagte: Meine lieben, werthen Reisegefährten, ich muß Sie nun auch noch fragen, ob Sie keine Schießgewehre bei sich haben? Als Haller antwortete, daß wir zwei Doppelpistolen auf den Seiten des Wagens in dem Kutschensack stecken hätten, zur Sicherheit bei einem etwaigen Angriff, so fieng er an: Um Gottes Willen, meine lieben Herren, wenn geladene Schießgewehre in einer Chaise sind, so kann ich unmöglich in derselben bleiben. Lassen wir den Kutscher halten, und das Pulver von den Zündpfannen nehmen, und legen Sie dann diese Mordinstrumente in Ihre Koffer, denn auf dem Wege von hier nach Berlin haben wir keine Schelmen auf der Straße zu befürchten; und überhaupt muß ich Ihnen aus Erfahrung sagen, daß die Schießgewehre auf Reisen uns selbst mehr, als den Räubern, die uns anfallen, gefährlich seyn können; ihrer wenige wagen den Angriff nicht, und der Menge übergiebt man sich klüger auf Discretion.

Wir willfahrten dieser Bitte, und setzten nun unsern Weg heiter fort. Darbs, der sich eben so geläufig italienisch und französisch, als deutsch auszudrücken wußte, sprach jetzt viel von den Diensten, welche er uns in Berlin leisten wolle, so wie auch von wissenschaftlichen und andern Dingen. Dazwischen aber kramte er auch so wunderliches Zeug aus, daß mir angst und bange wurde,

und ich in ihm einen Abentheurer besonderer Art zu erblicken glaubte. Als er hörte, ich sey aus Karlsruhe, fieng er an: Wie, mein lieber Freund, Sie sind aus Karlsruhe? Sagen Sie mir doch, wie befindet sich denn mein theurer alter Freund Herr Böckmann daselbst? Ich habe mit diesem interessanten Manne vor sechs Jahren, als er mit einem Herrn Prinzen in Karlsbad war, einige angenehme Wochen verlebt. Auf meine Erwiederung, ich sey ein Schüler Böckmanns, äußerte er eine große Freude, indem, wie er sagte, dies ihn glücklich mache, in meiner Gesellschaft zu reisen, und ich sollte ihm nur recht viel von diesem Ehrenmanne erzählen.

Da sich Böckmann dazumal, als ich seine Vorlesungen über angewandte Mathematik und Physik hörte, viel mit dem Magnetismus abgab, und deßwegen auch mit Doctor Meimer in Verbindung stand, war Parbs sehr gespannt auf Böckmanns Erfahrungen hierüber, ohne jedoch sein eigenes Urtheil kund zu geben. Ueberhaupt hielt er mit seinen Meinungen an sich, wenn von wissenschaftlichen Dingen die Rede war, und versicherte blos im Allgemeinen, ihm sey es immer wichtiger, einen Menschen als ein Buch genau kennen zu lernen.

Einige kleine Abentheuer, die uns unterwegs aufstießen, machten mich an unserm Begleiter Parbs noch mehr irre. Vor einem Gasthofe, an welchem wir in später Nacht anlangten, und dessen Einwohner uns lange fruchtlos pochen und klopfen und um Einlaß bitten ließen, benahm er sich mit großer Heftigkeit, und als nachher die junge, hübsche Wirthin erschien, und ihn sein Betragen gereute, raunte er mir ins Ohr, ich möchte:

ihn nur für ein Bißchen toll ausgeben, was ich auch that.

Indem wir uns einem andern Städtchen näherten, äußerte er Beſorgniſſe, in dem dortigen Wirthshauſe erkannt zu werden. Auf unſere Frage nach der Urſache erzählte er Folgendes: Vor ſechs Jahren, als ich von Petersburg nach Karlsbad fuhr, und in dem Städtchen, wohin wir jetzt kommen, Mittag machen wollte, fand ich in der Thüre einen Mann mit einem Guckkaſten, und in der Wirthsſtube waren eine Menge Leute bei einem Hochzeitſchmauße verſammelt. Ich ermunterte den Mann, hinein zu gehen, weil er ſich bei dieſer Gelegenheit ein hübſches Stück Geld erwerben könne. Er ſchien keinen rechten Muth zu haben. Ich ließ mir von ihm erklären, was in dem Kaſten zu ſehen ſey, nahm die Maſchine auf den Rücken, und befahl ihm, mir zu folgen und ſich für meinen Diener auszugeben. Wir traten nun zuſammen in die Wirthsſtube; ich hielt eine lange, bunt ausſtaffirte Rede an die zahlreichen Hochzeitgäſte, ſtellte meinen Kaſten auf, der zwei Gläſer hatte, und führte dann zuerſt die Braut und den Bräutigam, hierauf aber die ganze Geſellſchaft paarweiſe hinzu, und erzählte ihnen ſo unerhörte Dinge von den Städten, welche in dem Kaſten zu ſehen waren, daß den Leuten vor Erſtaunen der Athem ſtockte. Dem Diener, der mit dem Teller herumging, ward eine ſehr reichliche Spende zu Theil, und mich ſelbſt lud man zu Tiſche, was ich aber ablehnte, und mir ein Zimmer geben ließ.

Dieſe Erzählung war kaum zu Ende, als wir in dem Städtchen und dem Wirthshauſe anlamen, wo

Darbs ſein Spiel getrieben hatte. Die Wirthin kam ihm ſogleich entgegen und betrachtete ihn von unten bis oben. Als er ſie fragte, warum ſie ihn ſo muſterte, ſieng ſie an: Ach Gott, ſind Sie es oder ſind Sie es nicht? Ja freilich bin ich's, erwiederte Darbs. Wo haben Sie denn Ihren ſchönen Guckkaſten? fuhr die Frau fort; und bringen Sie etwas Neues mit? Ich will ſogleich gehen und meine Freunde und Bekannte dazu einladen. Die Zeiten haben ſich geändert, erwiederte Darbs mit großer Gleichgültigkeit; mein Diener iſt mit dem Kaſten in alle Welt gegangen, und ich habe ein anderes Gewerb ergriffen. Die Frau beklammerte den Verluſt der ſchönen Sachen, wir aber hatten Mühe, das Lachen zu verbeißen.

Uebrigens waren dieſe und ähnliche Auftritte nicht geeignet, uns von Darbs einen guten Begriff beizubringen. Ich wenigſtens hielt ihn, trotz ſeines ehrlichen Geſichts und des Anſehens, welches er ſich zu geben wußte, für einen Windbeutel, bis ich ſpäter die freudigſten Beweiſe vom Gegentheil erhielt. Es war in der That ſein eigentliches Beſtreben, allen Menſchen, wo ſich die Gelegenheit bot, Dienſte zu erzeigen und ſie ſich verbindlich zu machen.

Mein Freund Haller und ich kamen fremd nach Berlin; Darbs kannte uns nur, wie ſich Reiſende gewöhnlich kennen; wir waren ein Paar junge Leute, die für ihn nur ein geringes Intereſſe haben konnten, aber väterlich nahm er ſich unſrer an, theilte uns Klugheitslehren mit, gab uns die nöthigen Anweiſungen, und that alles, um uns nützlich zu werden.

Gleich beim Eintritt in Berlin begleitete er uns in den Gasthof zum goldnen Hirsch unter den Linden, und empfahl uns dem Wirth auf das angelegentlichste. Nach seinem Versprechen kam er des andern Morgens Schlag acht Uhr, um uns abzuholen und die nöthigen Besuche mit uns zu machen. Da wir noch nicht ganz angekleidet waren, und selbst noch kein bedeutendes Zutrauen in des Herrn Darbs große Versprechungen setzten, so schalt er uns, indem er sagte: Um Gotteswillen, meine jungen Freunde, ich bin ein alter Mann, und Sie, um derentwillen ich hieher komme, sind noch nicht in Ordnung. Hier in Berlin, wo ein jeder den Tag zu seinen Geschäften eingetheilt hat, muß man pünktlich seyn. Ich habe da eine Liste von den Besuchen, welche ich mit Ihnen machen will, und dabei mit Mühe die Stunden und Minuten angemerkt. Kommen wir zu spät, so können wir die aufgezeichneten Personen nicht mehr sprechen, und mein ganzes Verzeichniß ist unbrauchbar. Alle diese Besuche fordern dann mehr Zeit, und meine Geschäfte erlauben es mir nicht, Ihnen zu diesen Excursionen mehr als acht halbe Tage widmen zu können. Außerdem ist es auch nicht klug, die ersten Besuche bei Personen, deren Freundschaft man sucht, zu lange anstehen zu lassen; man läuft dabei Gefahr, daß denselben von Andern Vorurtheile gegen uns beigebracht werden, die dann oft schwer zu tilgen sind.

Zum Glücke stellte sich der Perruquier bald ein, und so wurden wir in einer Viertelstunde flott. Den ersten Besuch statteten wir dem Oberbaudirector Herrn Geheimen Rath Langhans, den zweiten Herrn Oberbaurath

Becherer ab, und so brachte uns Dards nach einander zu dem ganzen königlichen Oberbau-Personal, und mußte uns einem jeden auf eine besondere, äußerst kluge und vorsichtige Art vorzustellen, je nachdem uns diese Herren etwas Angenehmes erweisen, oder uns überhaupt in Berlin nützlich werden konnten.

Nachdem uns nun unser gefälliger Führer einige Tage lang beinahe von einem Haus zum andern gebracht hatte, bei welcher Gelegenheit wir erst seinen guten Charakter, seine ausgedehnten und interessanten Bekanntschaften in Berlin und seine Lebensmaximen und Erfahrungen kennen und schätzen lernten, sagte er endlich zu uns: Meine jungen Freunde, morgen Mittag führe ich Sie zu der Familie Zelter zum Speisen, dort werden Sie vollends alle angesehenen und interessanten Personen von hier und dem Ausland kennen lernen. Sind Sie, fuhr er fort, daselbst eingeführt, so habe ich Ihnen mein Versprechen und meine Pflichten als Reisegesellschafter erfüllt, und ich werde Sie dann Ihrem eigenen Schicksal überlassen, und mich freuen, wenn Sie Berlin so gut benutzen, wie es von Ihnen benutzt zu werden verdient.

Diese Bemühungen des redlichen Mannes hatten für mich den größten Erfolg. Indem ich dadurch mit Männern bekannt wurde, die wohlthätig auf meine Bildung wirkten, gewann ich zugleich Vertrauen in mich selbst, und konnte allmählig den Gedanken fassen, die Architektur bis zu ihrem höheren Ziele zu verfolgen.

Wenn ich mir gleichwohl gestehen mußte, daß Wien und andere mehr südlich gelegene Städte in Hinsicht der

Kunſt im Allgemeinen Vieles vor Berlin voraus hatten, ſo fand ich doch an letzterem Ort im geſelligen Leben mehr Ideen über Kunſt verbreitet; man begnügte ſich hier nicht mit allgemeinen Urtheilen, ſondern mußte dieſe Urtheile tiefer zu begründen. Den Südländer führt mehr ein glücklicher Trieb, während ſeine nördlichen Landsleute das Reich der Begriffe zu erweitern ſtreben.

Da ich bis jetzt noch nicht viel über Kunſt geleſen hatte, ſo war mir der Umgang mit Perſonen, welche die alte und neue Welt- und Kunſtgeſchichte ihrem ganzen Umfang nach kannten, von äußerſter Wichtigkeit, weil ich durch ſie und durch das Studium der alten griechiſchen und römiſchen Geſchichte, ſo wie durch Leſung des Vitruv, Winkelmann, Sulzer u. ſ. w. mir hellere Anſichten erwarb, und über das Weſen der Architektur mehr ins Klare kam.

Außer den Vorleſungen über Aeſthetik, welche Hofrath Moritz hielt, und den Vorleſungen über Baumaterialien bei Oberbaurath Becherer, beſuchte ich in Berlin keinen öffentlichen Unterricht: indeſſen hatte ich das Glück, mit dem daſigen Architekten Genelly, welcher gerade aus Rom zurückkam, bekannt und ſein Freund zu werden, und durch die Freundſchaft dieſes gebildeten Mannes lernte ich für meine Perſon mehr, als ich vielleicht ſonſt in einem öffentlichen Unterricht gefunden haben würde. Genelly, deſſen Umgang ich während meines Aufenthalts in Berlin alltäglich genoß, war als Architekt in ſeiner Bildung einen dem meinigen entgegengeſetzten Weg gegangen; er fieng ohngefähr zu gleicher Zeit mit mir das Studium der Baukunſt nach ihrer Theo-

rie und Geſchichte an, da ich hingegen von unten, nämlich von der praktiſchen Ausübung, meine architektoniſche Laufbahn begann. Auf dem halben Weg fügte es ſich nun, daß ein Ungefähr mich mit dieſem Manne bekannt machte, von welchem ich zuerſt den wahren Unterſchied zwiſchen der eigentlichen Kunſt und ihren verſchiedenen Hülfsmitteln kennen lernte. Außer dem, daß ich den Winter hindurch, ſo viel wie möglich, ſtudirte, und daneben auch die Zeichnung zu einer Kirche mit der Anlage eines Marktplatzes für meine Vaterſtadt entwarf, die ich nachher nach Hauſe ſandte, ſuchte ich mich zu meiner Reiſe nach Italien anzuſchicken, wozu Gilly mich täglich ermunterte, indem er glaubte, daß ich mir das Techniſche und Wiſſenſchaftliche bis zu dem Grade angeeignet hätte, um in jenem Heimathlande der Künſte meine Bildung vollenden zu können.

Während meines Aufenthalts in Berlin beſuchte ich auch die dort und in der Nachbarſchaft gelegenen Schlöſſer und andere königliche Gebäude, Gärten u. ſ. w. in Charlottenburg und Potsdam, ſo wie auch alle Anſtalten, welche mir nützlich ſeyn konnten, wozu ich durch meine Bekanntſchaften die beſte Gelegenheit fand. Beſonders gefällig bewies ſich mir der Geheime Rath Langhans, welcher die Güte hatte, mich oft mit zu den unter ſeiner Leitung aufgeführten Gebäuden zu nehmen.

Unter den Berliner Gebäuden gefielen mir vorzüglich einige Theile des Reſidenzſchloſſes, das Zeughaus und Opernhaus, im Allgemeinen aber die ſo ſchöne und regelmäßig angelegte Stadt ſelbſt, für deren Verſchönerung ſeit Friedrich dem Zweiten ſo viel gethan worden.

Bevor ich aber meine Bemerkungen über die intereſſante Königsſtadt ſchließe, muß ich noch einmal auf meinen väterlichen Freund Darbs zurückkommen. Ich beſuchte ihn öfters, und jedesmal gab er mir guten Rath und nützliche Lehren. So ſagte er einſt zu mir: Lieber Freund, ich habe in der Welt und beſonders an großen Höfen Manches erfahren, und mein ganzes Streben war von jeher dahin gerichtet, mich als honneter Mann auszuzeichnen, und die Achtung der Welt zu verdienen. Die Form meiner Bildung, die ich mir freilich an einem großen Hofe gab, wo man mehr auf die Schale als den Kern ſah, führte mich zu dem Bemühen, jedermann gefällig zu ſeyn; allein dieſes ſetzte mich in der Erlangung gründlicher Kenntniſſe ſo weit zurück, daß ich die Wiſſenſchaften und Künſte nur oberflächlich kennen lernte. Bei Menſchen von höherer Bildung konnte ich daher nur wenig mitſprechen. Seitdem ich aber das Hofleben aufgab und mich in Privatzirkeln herumtreibe, habe ich meine eigenen Lebensmaximen angenommen. Ich ſuche nämlich jedem Menſchen wahrhaft zu dienen; iſt's ein rechtſchaffener und würdiger Mann, ſo habe ich von demſelben wieder die gleiche Freundſchaft zu erwarten; und erzeige ich einem Unwürdigen etwas Angenehmes, ſo ſchadet dieſes der guten Sache nichts, ſondern ich habe immer die Pflichten gegen meinen Nächſten erfüllt. Manches fällt an mir auf, hängt aber mit meinen Lebensmaximen genau zuſammen. So, zum Beiſpiel, zeichne ich mich durch meine Kleidertracht aus und ſelbſt durch meine Wohnung, wo ich die Rouleaus oder Stors, welche gegen die Sonne ſchützen, nicht oben, ſondern

unten an den Fenstern angebracht habe. Geht nun jemand an meinem Hause vorüber, oder sieht mich selbst auf der Straße, so fragt er meist, was ist das für ein Narr? Durch diese Frage habe ich schon vieles für mich gewonnen, denn der Mann, der mich für einen Narren hält, erfahrt dann bald, daß ich zwar ein Sonderling, aber dabei ein guter und in der Welt bekannter Mann sey; der Getäuschte gewinnt nun einiges Interesse für mich, und lernt er mich endlich selbst, wie Sie, mein lieber Freund, kennen, so bin ich seines Wohlwollens und seiner Freundschaft versichert. Dieses, fügte er hinzu, ist meine Lebensphilosophie, und sie erfordert eben so Geschick und Studium, als Ihr oder ein anderes Fach. Ich habe in meiner Jugend mein Geld nicht zu Rath gehalten, und bin daher nicht reich; allein ich bringe mich wie ein Arzt, der die körperlichen Leiden der Menschen zu mildern weiß, eben so mit meiner Kunst als ein ehrlicher Mann durch, und bin deshalb oft über meine Arbeiten vergnügter als ein König. — Folgender charakteristische Zug mag das Bild des Mannes, der auch als Künstler eines guten Rufes genoß, vollenden.

Eines Morgens, als ich bei ihm war, kam eine ganz in Trauer gehüllte, ansehnliche Frau, welche einige Wochen zuvor ihren Mann, der als Hofrath in königlichen Diensten gestanden, verloren hatte. Indem sie ihm die Hände küssen wollte, sieng sie weinend an: Ach Gott, mein lieber Herr Hofrath, Sie waren der Freund meines seligen Mannes; ich bin nun die unglückseligste von der Welt, denn ich habe kein Vermögen und soll meinen Sohn, welcher meine und seiner übrigen jüngern

Geſchwiſter Stütze werden ſoll, auf die Univerſität ſchicken, und brauche hiezu dreihundert Thaler, die ich nicht aufzutreiben weiß; ich komme daher in meiner Noth zu Ihnen, und will Sie um alles, was heilig iſt, bitten, mir als einer verlaſſenen Wittwe zu dieſem Geld zu verhelfen. Als nun Darbs bedauerte, daß er nicht reich genug ſey, um ihr das Geld zu geben, und ſie hierüber in neue Klagen ausbrach, ſagte er zu ihr: Madame, ich habe das Geld nicht, allein ich will es Ihnen durch einen gutmüthigen Herrn, der ſo viel leicht entbehren kann, verſchaffen. Sie müſſen iedoch alles pünktlich thun, was ich Ihnen ſage. Kommen Sie dieſen Mittag, aber präcis, wenn die Glocke zwölf Uhr ſchlägt, in das Zimmer des Herrn Grafen v. B.; damit Sie iedoch keine Sekunde verfehlen, ſo müſſen Sie, wenn es auf dem der Wohnung des Grafen gegenüber ſtehenden Kirchthurm zu ſchlagen anfängt, ſchon unten vor der Hausthür ſeyn, und dann gleich die Treppe hinaufgehen und wie es ausgeſchlagen hat, ganz unangemeldet in deſſen Zimmer, welches Sie ſchon kennen, hineintreten; Sie werden mich dort antreffen, allein Sie müſſen nicht eine Minute früher und auch keine ſpäter kommen, denn ſonſt kann ich Ihnen für den guten Erfolg nicht ſtehen. Die gute Dame verſprach nun alles, und empfahl ſich ganz getröſtet.

Nachdem ſie weggegangen war, fragte ich: Lieber Darbs, kommt es denn ſo genau auf die Sekunde an? und wie wollen Sie ihr zu dieſem Geld verhelfen? Durch das gute Herz des Grafen v. B., antwortete er. Hören Sie nur, ich kenne das menſchliche Herz, und

wie oft alles vom erſten Moment abhängt. Wie gewöhnlich, gehe ich auch heute um eilf Uhr zu dem Grafen, um ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Sehe ich nun, daß die ſeinem Zimmer gegenüber ſtehende Kirchthurmuhr drei Viertel auf zwölf anzeigt, ſo wende ich das Geſpräch auf die Wittwe und ihre Lage, und gebe zu erkennen, daß ich bedaure, nicht ſo reich zu ſeyn, um eine unglückliche Familie vom Untergang zu retten. Der Graf kannte den Verſtorbenen, die Lage ſeiner Hinterlaſſenen wird ſein Herz rühren und zur Hülfe geneigt machen. Nun ſchlägt es zwölf, die Frau tritt herein, ich ſtelle ſie ihm vor: Herr Graf, dies iſt die Unglückliche, von welcher wir eben geſprochen. Geben Sie ihr Troſt und Rettung, der Himmel wird Sie dafür ſegnen. So wie ich den Grafen kenne, giebt er die dreihundert Thaler, und freut ſich ſeines wohlthätigen Werks. Auch bei beſſern Menſchen entſcheidet oft die Stimmung und der Eindruck des Augenblicks.

Daß die Wittwe das Geld wirklich erhalten, weiß ich nicht nur von Darbs, ſondern auch von der Frau ſelbſt, die ſich nach mir erkundigen ließ, in der Meinung, ich hätte bei Darbs ein gutes Wort für ſie geſprochen. Dankbar ſchickte ſie ihren älteſten Sohn zu mir, um mir für die vermeinte Mitwirkung zu ſeinem Glücke zu danken, und ſich vor ſeiner Abreiſe nach der Univerſität Halle noch bei mir zu empfehlen.

Die beiden erſten Monate meines Aufenthalts in Berlin kam ich mit meinem Freund Haller in nicht geringe Geldverlegenheit. Mein Freund erhielt ſeinen Wechſel auf Dresden, dort wollte man denſelben ohne

deſſen Unterſchrift nicht auszahlen. Der wackre Graf ſchickte darum den Wechſel nach Berlin, um ihn auf ſich ſtellen zu laſſen; den Reſt wolle er an Haller baar ſenden, nach Abzug der geliehenen Summe, oder durch einen andern Wechſel nach Berlin übermachen. Durch das lange Ausbleiben des Wechſels und dann durch die Hin- und Herſendung deſſelben verſtrichen mehr als acht Wochen, in welcher Zeit die 30 Friedrichsd'or zu Ende gingen. Einmal hatte Haller zwar ſchon einige Friedrichsd'or bei einem Landsmann geliehen, allein zum zweitenmal ſchämte er ſich, Schulden auf Schulden zu machen, und mir verbot mein Zartgefühl, welches zu borgen.

In unſerem Koſthauſe, bei Mad. Weichleben, hatte ich es zwar übernommen, unſre Wirthin zu beſtimmen, daß ſie ſich wegen unſerer Zahlung noch einen Monat länger gedulden möchte, weil unſer Geld von Haus noch nicht angekommen wäre, was dieſelbe auch mit vieler Artigkeit zugeſtand. Zur Beſtreitung der Ausgaben, welche wir für das Abendbrod baar zu machen hatten, war guter Rath theuer, und als unkluge, unerfahrne Menſchen wußten wir auch nicht den gehörigen Weg deshalb einzuſchlagen. Als wir nun eines Abends unſere gewöhnliche Abendgeſellſchaft, die ſich wöchentlich ein- oder zweimal bei uns verſammelte, zu erwarten hatten, machte ſich Haller gleich nach dem Mittageſſen aus dem Hauſe, ich arbeitete dagegen bis zur Dämmerung, und entfernte mich dann, um in der Stadt ſo lange herumzugehen, bis es ſpät geworden, und ein Beſuch unſrer Gäſte nun nicht mehr zu beſorgen ſtand.

Als ich nun aus der Charlottenſtraße, in der wir

wohnten, herausging und meinen Weg über den Gensdarmen-Platz nahm, rief mir jemand sehr laut nach, und da ich nicht umzusehen wagte, weil ich mir gleich dachte, daß dies gewiß einer meiner Freunde und Gäste sey, so ging mir derselbe nach, und fragte mich, wo ich denn noch hinwollte, es wäre ja schon spät, und er sey so eben im Begriff, zu mir in Gesellschaft zu kommen. Zum Glück war dieses nun mein ehemaliger Reisegefährte von Wien bis Dresden, Hr. Doctor D., ich klagte ihm aufrichtig meine Noth, und gestand, daß ich an einen andern Ort zum Abendbrod gegangen wäre, allein ich konnte dieses aus Zartgefühl nicht, und wolle daher lieber Hunger leiden, und mich so lange in der Stadt herumtreiben, bis ich keinen Besuch mehr zu erwarten hätte. Lieber Freund, hub er an, warum sagten Sie mir dieses nicht, ich habe zwar selbst nicht viel, allein einige Dukaten kann ich Ihnen schon leihen; kommen Sie jetzt mit, und nehmen Sie bei mir Ihr Abendbrod, denn sonst laufen Sie noch einem andern von Ihren Freunden wie mir in die Hände, und kommen in neue Verlegenheit. Ich theile mit Ihnen meine Kasse und dann können Sie ganz ruhig Ihren Wechsel abwarten, und brauchen sich nicht mehr vor ihren Freunden unsichtbar zu machen.

In Absicht meiner Studien habe ich noch von Berlin zu bemerken, daß ich daselbst zuerst auf meine Farben-Hypothese, welche ich nachher in meinem Lehrbuche der Optik näher ausgearbeitet, gekommen bin. Als ich nämlich den Vorlesungen des Hrn. Oberbaurath Becherer, über die verschiedenen Baumaterialien beiwohnte, kam mir der Gedanke, die Ursache, warum sich die gebrannten Steine

von der Thonfarbe an durch das Feuer in so manchfaltige Farben umwandeln, zu ergründen. Nachdem ich die bis dahin gemachten Hypotheſen von Euler, Lambert ꝛc. und beſonders das Experiment Lamberts, wornach Weiß ſich ihm als eine Miſchung von allen Farben darſtellte, anwenden wollte, fand ich iene Hypotheſen unrichtig, das Experiment aber, daß ſich verſchiedene Farben auf einer Scheibe neben einander geſetzt, beim Herumdrehen in einer weißen Geſtalt zeigen, ganz auf meine nachherige Anſicht, daß Farben als gleichgeformte Atome der Körper anzuſehen ſeyen, anwendbar, und glaubte hieraus erklären zu können, wie die Verwandlung der Farben bei den gebrannten Steinen nur durch die Verwandlung der Atome durch das Feuer geſchehe.

Da ich bisher mit meinem Freund Haller Freud' und Leid in brüderlicher Eintracht getheilt hatte, und mich derſelbe in Berlin verließ, ſo will ich noch von dieſem mir unvergeßlichen Jugendfreunde Einiges ſagen. Er wurde vor einigen Jahren ein Opfer ſeines Dienſteifers, indem er die bei Bern angelegten Militär-Spitäler beſuchte, und dabei das Nervenfieber bekam. Haller hatte ein weit empfehlenderes Aeußere als ich, ſeine Beredſamkeit und beſonders ſeine Schlag auf Schlag treffenden witzigen Einfälle machten ihn bei ieder Geſellſchaft im erſten Augenblicke beliebt, und beſonders bei den Frauen.

Bis Berlin verſchaffte uns iedoch die Verſchiedenheit unſres Charakters eine gleich günſtige Aufnahme, denn wenn Haller durch ſeine Naivetät im erſten Augenblicke Zuneigung gewann, ſo wußte ich ſie mir durch meine Wißbegierde und das Vertrauen, womit ich mich an gebildete Menſchen anſchloß, zu erwerben.

Ein unglücklicher Einfall Hallers über eine sehr verständige Dame, welche jedoch Trotz ihres Alters den Reiz ihrer Reize bewundert wissen wollte, brachte meinen Freund in Berlin in einigen Mißcredit, indem sich diese Dame an ihm zu rächen suchte. Der Vorfall war folgender: Wir wurden in einer Gesellschaft der geistreichen Madame St. vorgestellt, und von ihr in ihre Wohnung eingeladen; indeß verschoben wir diesen Besuch ziemlich lange. Eines Morgens kam einer unsrer Freunde, der uns sagte: Meine Herren, nun habe ich Auftrag, Sie ohne alle Widerrede zur Toilette der Madame St. zu bringen, denn diese Dame wünscht Sie, vorzüglich aber Hrn. von Haller, den sie in besondere Affection genommen, näher kennen zu lernen. Wir folgten der Einladung, und wurden aufs freundlichste empfangen. Madame St. wußte das Gespräch auf hundert verschiedene Gegenstände zu lenken, wobei sie ihren Verstand, ihre Kenntnisse und ihren Witz auf eine für uns überraschende Weise an den Tag legte. Endlich wendete sie sich zu meinem Freunde Haller mit den Worten: In acht Tagen ist Neujahr, und da möchte ich meinem Gemahl mit meinem Porträte eine Freude machen; ich habe mich durch W. malen lassen, da Sie nun ein so geübter Kunstkenner sind, so wollte ich Sie bitten, das Porträt anzusehen, und mir zu sagen, ob Sie nichts darüber zu erinnern finden. Ach, fing Haller an, ich bedaure den unglücklichen Maler, der es wagte, Sie zu portraitiren. Wie? fragte die Dame, welche erwartete, daß ihr Haller eine Schmeichelei sagen werde, sind meine Züge denn so schwer zu treffen? Das eben nicht, gab mein Freund zur Antwort; allein wenn Raphael Sie malte und könnte Ihrem Bilde

mit den Farben keine Sprache geben, ſo hätte daſſelbe wenigſtens für mich keinen Werth. Madame St., welche ſich noch ſehr viel auf ihre Reize zu gut that und die Aeußerung Hallers für einen Spott anſah, wurde gleich ihrem reizenden Negligé-Anzug, ſchneeweiß, und ſprach kein Wort mehr, ſo daß unſer Begleiter nun merkte, daß es beſſer gethan wäre, wenn wir uns wieder empföhlen. Madame St. ließ von nun an gegen Haller überall, wo wir mit ihr zuſammen trafen, eine auffallende Abneigung blicken, und ihre Rache ging ſo weit, daß mein Freund ſeinen Aufenthalt in Berlin ſehr widerwärtig fand, und ſeine Abreiſe beſchloß. Für mich war der Winter, den ich in Berlin zugebracht, einer der angenehmſten geweſen. Haller verließ mich Anfangs April, um nach Koppenhagen zu gehen, und daſelbſt ſeinen Vetter, den Dichter Baggeſen, welcher eine Couſine von ihm zur Frau hatte, zu beſuchen, und in den erſten Tagen des Mai trat ich mit meinem Freunde, dem verſtorbenen Profeſſor und Hiſtorienmaler Carſtens aus Berlin, und dem Hofmaler Cabot aus Koppenhagen, welcher ſchon zuvor mehrere Jahre in Rom ſtudirt hatte, und daher mit der Sprache und den Sitten Italiens ſehr gut bekannt war, meine Reiſe nach Rom an. Von Berlin aus nahm Profeſſor Carſtens den Weg über Dresden, um daſelbſt die Bildergallerie, welche er noch nicht geſehen hatte, kennen zu lernen; Cabot und ich reisten über Potsdam, Wittenberg und Leipzig bis Zwickau, wo wir mit Carſtens wieder zuſammen trafen. Während dieſer die Gallerie in Dresden beſah, hielten wir uns in Leipzig auf, um daſelbſt die intereſſante Winkler'ſche Gemäldeſammlung mit den übrigen dortigen Kunſt-

werken, welche zerstreut bei Privatversonen sich finden, kennen zu lernen. Der berühmte Oeser beschäftigte sich gerade damals mit Ausmalung der Hauptkirche, und die Bekanntschaft dieses so interessanten Mannes, so wie auch noch anderer Künstler und Kunstfreunde, an denen Leipzig von jeher reich war, mußte für uns sehr schätzbar seyn. Von Zwickau aus setzten wir unsere künstlerische Wanderung über Hof nach Nürnberg fort, wo uns die zahlreichen altdeutschen Kunstwerke acht Tage lang in Anspruch nahmen. Der einsichtige und thätige Kunsthändler Frauenholz erwies uns alle Freundschaft; er achtete Carstens als einen der ersten Kompositeur unserer Zeit, Cabot als Bilderkenner, und gewann mich lieb als einen rührigen, wißbegierigen jungen Mann, der noch gern etwas lernen wollte. Durch ihn erhielten wir Gelegenheit, alle in Nurnberg noch vorhandenen altdeutschen Kunstwerke von Albrecht Dürer und andern, die sich größtentheils aus dem 15. bis 16. Jahrhundert datiren, sowohl in den öffentlichen als auch in den Privat-Gebäuden zu sehen und zu bewundern. Besonders gefiel mir die dasige St. Sebaldus-Kirche, die sowohl in Hinsicht des altdeutschen Kirchenstyls, als auch wegen der Gemälde und der Sculptur aus jener Zeit, ein merkwürdiges Kunstdenkmal ist.

In Rücksicht auf Kunst bleibt Nürnberg noch immer eine der ersten interessantesten Städte Deutschlands, und man sieht gegenwärtig noch die Merkmale, daß sie vor einigen Jahrhunderten die größten Künstler aufzuweisen hatte. Von Nurnberg nahmen wir unsern Weg über Augsburg, wo wir uns ebenfalls einige Tage wegen der dortigen Kunstwerke aufhielten, und von da weiter über

Lindau, Schafhauſen und Zürich. Von Zürich aus machten meine beiden Reiſegefährten eine Reiſe nach Baſel, um daſelbſt die Gemälde des berühmten Holbein zu betrachten. Da ich dieſelben ſchon kannte, ſuchte ich mich während der Zeit in Zurich mit meinen alten Bekannten und Freunden, die ich ſeit drei Jahren nicht wieder geſehen, zu unterhalten. Unſere Koffer hatten wir ſchon von Lindau nach Mailand ſpediren laſſen, und außer einem Zeichenbuch, einer Reiſe- oder Poſtkarte und dem Volkmann, welcher uns als Wegweiſer für die Kunſtſachen in Italien dienen ſollte, nur wenige Kleidungsſtücke und etwas Wäſche mit uns genommen, was wir durch einen Führer leicht tragen laſſen konnten, darum ſetzten wir von da an unſere Reiſe über Zug, Luzern, Altdorf und den St. Gotthardt zu Fuß fort. Nachdem wir auf dem St. Gotthardt in dem letzten deutſchen Dorf übernachtet, und des Morgens darauf, als den letzten Mai, unſer Mittageſſen oben auf der Höhe des Bergs bei den Kapucinern eingenommen hatten, und endlich an die Stelle kamen, wo ſich die Straße wieder abwärts gegen die Lombardie hinzieht, von wo aus man ſchon in das ſchöne Italien hineinſehen kann, lagerten wir uns rechts an der Seite des Wegs auf einem etwas hervorragenden Felſen, um da unſere Betrachtungen an der Grenze des heimathlichen Bodens anzuſtellen.

Im Dankgefühl, daß mich die Vorſehung bisher auf freundlichen Wegen zum Ziele meiner Beſtrebungen geführt, erhob ſich mein Herz, und während ich mir einen Punkt an dem ſchönen Himmel zu fixiren ſuchte, unter welchem ich in der Zukunft wohnen ſollte, bat ich Gott

im Stillen, daß er mich auch dort noch beschühen und meinen Bemühungen gedeihlichen Erfolg geben möchte.

Da wir hier eine ziemliche Zeit verweilten, so wurde es schon Abend, als wir in dem ersten italienischen Oertchen Ariolo ankamen, wir waren daher genöthiget, daselbst zu übernachten. Die zwei folgenden Tage fielen Schnee und Regen durcheinander, und wir glaubten daß sich dieses schlechte Wetter durch das ganze Ariolerthal verbreite, darum blieben wir an diesem Ort, fanden aber, als wir den dritten Tag nach Bellinzona kamen, daß es da wohl etwas weniges geregnet aber nicht geschneiet hatte, und das Unwetter blos oben an den Gebürgen ausgebrochen war. Während wir eben in Bellinzona zu Mittag aßen, kam unser Führer, den wir von Altdorf mitgenommen, bei uns nachzusuchen, daß wir ihn nunmehr wieder zurück nach Hause gehen lassen möchten, indem er den Hausknecht aus dem Wirthshaus von Magadino am Lago Maggiore, der so eben hier wäre, ausfindig gemacht, welcher uns weiter begleiten, und unser Gepäck auf seinem Pferd mitnehmen wolle, auch jeden Moment bereit sey, mit uns abzureisen. Nachdem wir nun unsern vorigen Begleiter ausbezahlt, und mit dem neuen übereingekommen waren, unser Gepäck mitzunehmen, verließen wir Bellinzona. Etwa eine halbe Stunde vor diesem sehr romantisch gelegenen Orte, sagte uns unser neuer Begleiter: Meine Herren, es ist heute Sonntag und in meines Herrn Hause giebt es sehr viel zu thun, wenn Sie nichts dagegen haben, so will ich einstweilen voraus reiten, und Sie folgen mir nach Bequemlichkeit; Sie können den Weg gar nicht verfehlen, ich will Ihnen inzwischen ein gutes Nachtessen

und ein gutes Nachtquartier beſtellen. Wir waren es zufrieden, aber kaum hatte er ſich ohngefähr eine Viertelſtunde von uns entfernt, als wir an ein großes breites Waſſer kamen, welches quer über unſern Weg aus dem Gebürge herab lief, wo ſeit einigen Tagen ein außerordentlicher Regen gefallen war; nirgends konnten wir einen Steg oder eine Brücke entdecken. Unſer Freund Cabot, welcher die Art ſolcher Italiener kennen wollte, hielt unſern Begleiter für einen Spitzbuben, und glaubte, daß wir um unſer Gepäck, worin wir ſelbſt den größten Theil unſeres Reiſegeldes verwahrt hatten, geprellt ſeyen, indem der Burſche die Straße ohne Zweifel gekannt, und uns nur fruher verlaſſen habe, damit wir wegen des Waldſtroms nicht ſo geſchwind nachkommen und ihn verfolgen könnten. Cabot war daher der Meinung, daß wir uns nicht lange zu beſinnen hätten, um dieſem Schelmen, der uns auf eine ſo liſtige Art um unſere Habſeligkeit bringen wollte, nachzuſetzen, und deshalb ohne alles Weilen durch den Waldſtrom waden müßten. Ich, als der Jüngſte und Ueberzeſte, entſchloß mich voraus zu gehen, worauf mir dann meine beiden Reiſegefährten folgten. Glücklich erreichten wir das andre Ufer, wo wir bis an die Hüften triefend, anlangten. Es war ein Glück, daß wir auf dieſes Bad, welches uns eine Krankheit zuziehen konnte, gegen zwei Stunden zu gehen hatten, wobei wir uns ſehr warm liefen, ſo daß die Kleider uns auf dem Leibe wieder trockneten. Als wir dieſen Weg mit tauſend Sorgen wegen unſerer Effecten ſo geſchwind als möglich fortgeſetzt hatten, um unſern Dieb zu verfolgen, und endlich in Magadino am Lago Maggiore, dem erſten Wirthshauſe,

ankamen, zeigte sich der Hausknecht schon oben auf der Haustreppe, und rief uns entgegen: Meine Herren, Sie sind mir ausserordentlich geschwind nachgefolgt, ich hätte Sie erst in einer Stunde erwartet. Ohne daß wir ihm unsern Verdacht merken ließen, waren wir nicht wenig vergnügt, uns in unserer Meinung, befohlen zu seyn, geirrt zu haben. Den Tag hierauf nahmen wir ein Schiff und besuchten die Borromäischen Inseln, Isola Madre bella, und brachten den ganzen Tag auf diesem schönen und malerischen See zu. Da wir die Absicht hatten, alle interessante Gegenden auf unserer Reise und vorzüglich die drei Haupt-Seen am Fuße der Alpen zu sehen, so bestimmten wir hierauf zwei weitere Tage für die Bereisung des Lago Lucano und Lago di Como. Als wir den andern Morgen am Ufer des Lago Lucano in Agno ankamen, begegnete uns ein ziemlich ansehnlicher Mann auf der Straße, welcher uns, da er uns miteinander deutsch reden hörte, in deutscher Sprache fragte, wo wir hinwollten. Auf unsere Antwort, daß wir zu Schiff nach Lucano fahren wollten, erwiederte er, das Marktschiff sey schon am frühen Morgen nach Lucano abgefahren, und er rathe uns deshalb lieber zu Land nach Lucano zu gehen, weil es von da nur eine Stunde, hingegen auf dem See gegen vier Stunden dahin sey, weshalb die Schiffer auch einen großen Lohn forderten. Wir äußerten, daß wir die Kosten nicht scheuten, und eigends hieher gekommen seyen, um die gegenseitigen Ufer des Sees zu sehen, erwiederte der Mann, das ist etwas anders, ich glaubte, es wäre Ihnen blos daran gelegen, bald nach Lucano zu kommen, da Sie aber wahrscheinlich Reisende

ſind, die Italien aus Wißbegierde bereiſen, ſo will ich Ihnen ein Schiff beſtellen, denn ich bin hier ſehr gut bekannt und bin der Landvogt von Lucano, habe aber in Deutſchland und Freiburg ſtudirt. Ich ſelbſt will alsbald mit meiner Tochter, welche ich bei mir habe, auf einem Eſel zu Land nach Haus gehen, und die Herren zugleich bitten, daß Sie mir die Ehre erweiſen, dieſen Mittag bei mir in Lucano zu ſpeiſen. Gehen Sie alſo nur hier in dieſes Wirthshaus hinein und nehmen ein Frühſtück, ich will Ihnen einſtweilen das Schiff nach Lucano beſtellen. Kaum ſaßen wir einige Minuten in dem Wirthshauſe, als ſchon zwei Schiffsleute kamen, die ſagten, daß der Landvogt mit ihnen den Accord abgeſchloſſen habe, uns für zwei Dukaten mit einem expreſſen Schiff nach Lucano zu führen, wir möchten uns aber eilen, um noch zeitig daſelbſt anzulangen. Wir folgten alsbald dieſen Schiffern nach dem kleinen Hafen, und fanden dort zwei andere Schiffer, welche der Landvogt gemiethet hatte, die erſtern hatten es gehört, und waren ihren Kameraden zuvorgekommen, worüber jedoch der Landvogt blos die Achſeln zuckte, und es uns freyſtellte, welcher Parthie wir den Vorzug geben wollten; den Schiffern hingegen war dies nicht einerley, ſie geriethen in einen heftigen Zank, indem beide Theile ihr Recht behaupteten, ohne daß der Landvogt das Herz hatte, ſich in den Streit zu legen, oder als obrigkeitliche Perſon die Sache abzuthun.

Ohne zu wiſſen welcher Parthei eines der beiden in Bereitſchaft ſtehenden Schiffe gehöre, beſtiegen wir das erſte beſte, worauf uns die beiden Eigenthümer des Schiffes folgten, welche nun gerade diejenigen waren, die uns

im Gasthof aufgesucht hatten. Auf diese Art war nun der Streit geschlichtet, und wir befanden uns schon eine ziemliche Strecke weit in der See, als sich der Landvogt noch immer mit seiner Parthei herumzankte. Nachdem wir etwa eine Stunde Wegs zurückgelegt, kamen wir an einem ganz nahe am Ufer gelegenen schönen Oertchen vorbei, wo unsere Schiffleute einem jungen Menschen zuriefen, sie wollten ihn mit in das Schiff aufnehmen, zugleich sagten sie uns, dieß sey der Sohn des Landvogts, und so erlaubten wir gerne das Einsteigen des jungen Menschen, welcher aber wegen seines ärmlichen Anzugs eher einem jungen Bettler, als dem Sohn des Hr. Landvogts von Lucano glich. Wir mochten jetzt ohngefähr anderthalb Stunden weit gefahren seyn, als die Schiffer bei einem isolirten Wirthshause anlandeten, und uns weiß machen wollten, daß wir nun in Lucano angekommen seyen, was uns jedoch nicht wahr zu seyn schien, weil wir bisher immer in einer geraden Richtung an den Ufern vorbei gefahren waren, und sehr wohl wußten daß der See eine große Beugung habe, und Lucano in dem andern Bug gelegen seyn müsse. Durch diese Behauptung kamen wir dann mit den Schiffern in einen großen Streit, indem sie darauf bestanden, daß hier Lucano ganz nahe läge und wir von dem Wirthshaus an nur wenige Schritte bis in die Stadt zu machen hätten, was denn auch der junge Mensch aus sichtbarer Furcht vor diesen rohen Menschen auf ihre Aufforderung bestätigte. Nachdem wir uns nun einige Zeit mit ihnen gestritten hatten, ließen uns die Bursche, welche ganz wie Banditen aussahen, im Schiffe sitzen, und gingen in das etwa hundert Schritte

vom Ufer gelegene Wirthshaus. Da unser Protestiren und Schreien gar nichts fruchtete, folgten wir ihnen endlich selbst nach in die zu ebener Erde gelegene Wirthsstube, wo wir eine Menge dem äußern Ansehen unserer Schiffer ähnliche Kerls antrafen, die sich auch gleich auf die Seite unserer Schiffer schlugen, welche jetzt mit Ungestüm ihre Bezahlung forderten.

Der Wirth, welcher den Sohn des Landvogts bei uns erkannte, nahm sich indessen unsrer an, und sagte uns im Vertrauen, wir hätten bis jetzt erst den halben Weg nach Lucano zurückgelegt, allein der See mache ohnweit von seinem Hause eine weite Krümmung, und bei der größten Anstrengung würden die Schiffer uns in vier Stunden kaum bis Lucano bringen können. Da nun eben eine Menge fremde verdächtige Kerls bei ihm eingekehrt seyen, die er selbst nicht kenne, und es in dieser Gegend auf der östreichischen und Schweizer Gränze überhaupt so viel Gesindel gebe, welche von einem Land in das andre überlaufen, wenn man sie packen wolle, so rathe er uns, die Sache in Güte beizulegen, er wolle uns eine Frau mitgeben, um unser Gepäck bis Lucano zu tragen, wohin wir zu Land in ungefähr 1½ Stunden gehen konnten, dann er vermöge uns nicht zu schützen. Diesen Morgen erst, fuhr er fort, wurde in Lucano ein solcher Schelm gehenkt, und habe ich die Kerls in meiner Wirthsstube beinah im Verdacht, daß sie Spießgesellen jenes Gehenkten seyen. Nach dieser Erklärung besannen wir uns nicht lange, den guten Rath des Wirths zu befolgen, und zahlten die Schiffer aus, mußten aber nachher einen abscheulichen und beinahe ganz ungangbaren Weg über lauter kleine ver-

witterte Felsenstücke am Fuße des Bergs gegen zwei Stunden lang bis Lucano machen. Als wir daselbst eintrafen, kam der Landvogt, welcher schon über eine Stunde mit dem Mittagessen gewartet hatte, uns auf der Straße entgegen, allein die Unannehmlichkeit, welche wir den Tag über in seiner Gerichtsherrlichkeit, zum Theil in seiner und zum Theil in seines Sohnes Gegenwart erfahren hatten, gaben uns keinen hohen Begriff von seiner Würde, und wir entschuldigten uns daher, und zogen das Mittagessen in dem Gasthof vor.

Den andern Tag, als wir schon in der Frühe an dem Comer See ankamen, wurden wir bei unserer weitern Reise auf diesem See für die widrigen Zufälle des vorigen Tags entschädigt. Wie wir vor das sogenannte Plinianum (Landhaus des Plinius) ankamen und von der Seeseite auf dem Schiff eine kleine Skizze von der Ansicht machen wollten, wurden wir durch den Zuruf eines ansehnlichen Herrn überrascht, der uns aus dem Hause zurief.

Als wir nun dieser sehr freundlichen Einladung folgten, und der humane Eigenthümer der Villa erfuhr, daß wir Deutsche seyen, sagte er uns in unsrer Sprache: Meine Herren, ich bin der Besitzer dieses so berühmten Landhauses, das vor mehreren Jahrhunderten einer der gelehrtesten und geistreichsten Römer gebaut und angelegt hat. Ich bin ein mailändischer Edelmann, habe aber mehrere Jahre in Deutschland und vorzüglich am Hofe in Dresden gelebt. Nachdem ich in mein Vaterland zurückgekehrt, und mich von allen Geschäften zurückgezogen, so wählte ich mir aus besondrer Vorliebe diesen Landsitz für

meinen Sommeraufenthalt, in der Hoffnung, daß mich hier recht viele Freunde beſuchen würden; allein das Unglück will nun, daß Sie ſeit zwei Jahren höchſtens die dritte Geſellſchaft von Fremden ſind, die bei mir einſpricht. Ich heiße Sie darum um ſo herzlicher willkommen. Wenn ich Sie bitten darf, ſo halten Sie ſich einige Tage bei mir auf, und ſehen ſich in dieſen Gebürgen um, ich kann Sie zwar nicht ganz ſo köſtlich bewirthen, wie es der erſte Erbauer der Villa gethan haben würde, allein es ſoll Ihnen nichts abgehen, und im guten Willen für meine Gäſte glaube ich, ſelbſt dem Plinius nicht nachzuſtehen.

Unſer trefflicher Wirth befolgte auch getreulich den Inhalt der lateiniſchen Inſchrift des Plinius, welche noch jetzt in der obern, mittlern Halle zu leſen iſt, und ſagt: Die Fremden ſollten ſich zuerſt mit den vortrefflichen Speiſen und Getränken des Landes erquicken, und ſich dann erſt umſehen und ſagen, ob er den Ort dieſes Landſitzes recht gewählt habe? Nach einer trefflichen Bewirthung beſahen wir das ganze Haus mit ſeinen ſchönen Umgebungen und himmliſchen Ausſichten; und ſetzten alsdann unſre Fahrt längs der reizenden Ufer des Sees, der faſt in ſeinem ganzen Umkreiſe mit herrlichen Villen und freundlichen Städtchen prangt, weiter fort, bis wir Abends in Como ankamen. Von Como wollten wir den Weg bis Mailand zu Fuß machen, allein da an allen Ecken der Gaſſen und auch ſelbſt auf den Landſtraßen angeſchlagen war, daß ſich in daſiger Gegend und beſonders in der Nähe von Mailand eine Hyäne aufhalte, welche ſchon mehrere Menſchen getödtet, und ſich deßhalb ein

jeder Fußreisende zur Sicherheit mit einer geladenen Büchse versehen möge, so waren wir genöthiget bis Mailand einen Veturin zu nehmen.

Die Hyäne, welche einem Mann, der allerlei Thiere für das Geld sehen ließ, entsprungen war, hatte schon dazumal, wie ich nach Mailand kam, einige Landleute und selbst auch ein Kind aufgezehrt. Die Amme mit den Taufpathen wollten eben dieses Kind zur Taufe tragen, unter Wegs, als die Hyäne sich blicken ließ, warf sie das Kind weg, und lief mit der übrigen Gesellschaft davon. Das nämliche Thier setzte eines Tags halb Mailand in großen Schrecken, indem es vor der Stadt in der Nähe einer Promenade, auf der ich gerade auch war, zum Vorschein kam. Mit einem Geschrei sprang bei dieser Erscheinung alles von der Promenade der Stadt zu, allein der Commandant von Mailand beorderte in der Eile eine Eskadron Cavallerie auf die Promenade, um die Personen zu schützen.

Zu Mailand verweilten wir acht Tage lang, um alle die daselbst befindlichen interessanten Gebäude, Gemäldesammlungen und Bibliotheken zu sehen, unter denen der Architekt besonders von dem noch stehenden altrömischen Porticus, von dem Dom, Spital und einigen Klostern ꝛc., der Maler von den Gemälden des Andreas del Sarto, von dem Abendmahl des da Vinci, der Gelehrte von der ambrosianischen Bibliothek, die sowohl wegen ihrer Bauart als auch wegen der darin aufbewahrten vorzüglichen Werke und den Cartons von den römischen Stanzen Raphaels, angezogen wird. Mir gefiel es hier vorzüglich wohl, und die Hauptstadt der Lombardie gab mir einen

hohen Begriff von der Kunſt in den übrigen italieniſchen Hauptſtädten, und ließ mich auch die kleinen Unannehmlichkeiten, welche ich auf dem Weg von der deutſchen Gränze bis dahin gehabt hatte, um ſo mehr vergeſſen, da mir Cabot bei Betrachtung der Kunſtſchätze in Mailand verſicherte, daß dieſes nur Kleinigkeit wäre, daß das Herrlichſte uns erſt in Florenz und Rom erwartete.

Es iſt gewöhnlich der Fall, daß den Fremden gleich bei den erſten Schritten auf dem italieniſchen Boden manche Unannehmlichkeiten aus Unkunde der italieniſchen Sitten und Gebräuche widerfahren, weshalb nicht ſelten ein ſehr zweideutiges Urtheil von Reiſenden über dieſes ſo merkwürdige Land in Rückſicht ſeiner Bewohner gefällt wird. Wer Italien flüchtig durchreiſ't, wird ſich allerdings von den Menſchen wenig erbaut fühlen; wer ſich aber länger in dem Lande aufhält, und gewiſſermaßen einheimiſch und mit den Bewohnern vertraut wird, fällt gewöhnlich das entgegengeſetzte Urtheil. Dies beſtätigte ſich durch unſre eigenen Erfahrungen. So hatten wir in Mailand eine große Verdrüßlichkeit wegen des Empfangs unſerer Koffer, indem unſer Spediteur in Lindau ſelbige der Sicherheit wegen emballirt, und als Kaufmannsgut ſpedirt hatte, wovon für das Pfund ein Gulden Eingangszoll in Mailand entrichtet werden mußte. Das Handelshaus, an das unſere Koffer adreſſirt waren, ſuchte uns indeſſen von dieſer Abgabe, die für unſere drei Koffer gegen 80 Dukaten betragen hätte, zu befreien, indem es uns anrieth, wir ſollten uns mit unſerem bisherigen Reiſegepäck noch in Mailand behelfen, und die Koffer als tran-

ſt nach Genua verſenden laſſen, wo wir ſie bei unſerer Ankunft ohne Bezahlung eines Zmpot erhalten könnten. Wir befolgten dieſen Rath und erſparten uns dadurch eine Ausgabe, die uns in Verlegenheit gebracht hätte.

Nach unſerem ſchon in Berlin gemachten Reiſeplan, wollten Profeſſor Carſtens und ich zuerſt den Weg über Tyrol nach Italien nehmen, waren aber nachher mit Cabot übereingekommen, ihn durch die Schweiz zu begleiten, wenn er ſodann mit uns ſeinen Weg über Genua, und von da zur See weiter, nach Livorno, Florenz und Rom nehmen wollte. Zn Mailand änderte Cabot ſeinen Sinn, und war entſchloſſen, aus doppelter Urſache, den nächſten Weg von da nach Rom zu nehmen. Dies ſetzte Carſtens und mich in Verlegenheit. Zch hatte in Berlin nur hundert Dukaten Reiſegeld aufgenommen, und unſere Kaſſen waren bereits ſehr geſchmolzen. Carſtens, bei ſeiner Gutmüthigkeit, ließ ſich leicht, gegen ſeinen Willen, bereden, mir aber kam das ſehr ungelegen; ich ſtellte Cabot ſein Unrecht lebhaft vor, und beſtand feſt auf Erfüllung unſrer Verabredung. Zuletzt erklärte ich ihm, wir würden, wenn er uns verließe, in Mailand bleiben, wo wir uns von der Schweiz aus leicht das uns noch etwa fehlende Reiſegeld verſchaffen könnten. Den Weg nach Rom würden wir auch ohne ihn finden, und in Rom ſelbſt würde eine ſolche Störung unſeres freundſchaftlichen Verhältniſſes ihm allgemeine Mißbilligung zuziehen.

Nachdem wir uns acht Tage in Mailand aufgehalten, und daſelbſt alles Zntereſſante und Merkwürdige von Kunſt geſehen hatten, reiſten wir über Pavia nach Genua ab, wo ich unweit der Stadt auf den Höhen der Apenninen

das unbeſchreibliche Vergnügen hatte, an einem ſchönen Morgen zum erſtenmal das Meer mit vielen darauf ſegelnden Schiffen zu erblicken. Die Stadt Genua, welche von dem Ufer des Meeres auf das angränzende Gebürg amphitheatraliſch gebaut iſt, ſo wie auch die maleriſchen Umgebungen, machten auf mich einen unauslöſchlichen Eindruck. Aber dies muß ich geſtehen, daß mich die See faſt mehr noch als die Stadt ſelbſt anzog, und unwillkührlich wendete ſich mein Auge immer wieder von den prächtigen Thürmen und Paläſten auf die unendliche Waſſerwelt hin.

Nachdem wir uns mit den Merkwürdigkeiten in Genua, wobei, wie in Mailand, Volkmann unſer Führer war, hinlänglich bekannt gemacht, ſchloſſen wir mit einem ſpaniſchen Schiffmann, welcher mit einem ziemlich anſehnlichen Kauffartheiſchiff nach Livorno gieng, einen Vertrag ab, ließen auf vier Tage Lebensmittel nebſt unſern Koffern und übrigen Habſeligkeiten auf das Schiff bringen, und verſahen uns mit den nöthigen Geſundheitsſcheinen wegen der Quarantäne in Livorno. Am vierten Abend nach unſrer Ankunft in Genua fuhren wir ab. Außer dem Hafen und auf der Rehde vor Genua lag dazumal ein franzöſiſches Linienſchiff mit zwei Fregatten, welche den erſten franzöſiſchen republikaniſchen Geſandten nach Konſtantinopel bringen wollten, und einige Tage zuvor, weil die Schiffsſoldaten mit den engliſchen Matroſen, welche in dem Hafen von Genua lagen, Händel angefangen, aus demſelben, ſammt dem Miniſter, herausgewieſen worden waren.

Die Republikaner ließen uns nicht ungeneckt an ihren

Schiffen vorbei segeln, sondern riefen uns alle Arten von Spott und Schmähungen nach, welche zwar von unsern Matrosen und einigen Passagieren erwiedert wurden, allein die Mannschaft auf den französischen Schiffen war zu groß, als daß sie uns nicht überschrien, und mit Unarten überflügelt hätten. Bis die Dunkelheit hereinbrach, blieb ich auf dem Verdeck, um zu sehen, wie wir uns nach und nach von Genua entfernten, wo die Fenster der Stadt gleich einer Illumination beleuchtet erschienen. Erst gegen 10 Uhr gieng ich zu meinen Reisegefährten in die Kajüte, um daselbst mit ihnen unser Abendbrod in freundschaftlicher Unterhaltung vom Seewesen, weil beide schon große Schiffahrten gemacht hatten, zu verzehren. Das Geräusch des Wassers, das in der Kajüte so sonderbar tönte, daß man glaubte, das Schiff würde über lauter Kieselsteine gezogen, nahmen wir bei dieser unsrer Unterhaltung als ein vortreffliches Zeichen an, und Cabot, als der erfahrenste Seefahrer, der seine erste Reise von Kopenhagen bis Rom zur See gemacht hatte, gab uns die angenehme Hoffnung, daß dieses Geräusch des Wassers einen so schnellen Lauf des Schiffs vermuthen lasse, daß wir in der Frühe des andern Tags wenigstens schon über halbwegs bis Livorno gekommen seyn müßten. In der angenehmsten Hoffnung und voller Freude, morgen wieder ein anderes schönes Ufer und eine neue Gegend zu sehen, legten wir uns schlafen, und ich konnte kaum den Tag erwarten. Gleich nach vier Uhr des Morgens kroch ich schon aus der Kajüte und auf das Verdeck, wo ein ziemlich starker Wind wehte; da ich ganz nahe vor uns, durch die Beleuchtung der Fenster eine Stadt erblickte,

und auch merkte, daß das Schiff vor Anker lag, so kehrte ich geschwind wieder um, und kam voller Freude zu Cabot, um ihm zu sagen, wir seyen schon in Livorno angekommen. Da ich mich den Matrosen nicht hatte verständlich machen konnen, gieng Cabot mit mir auf das Verdeck, wo wir zu unserem grosten Leidwesen erfuhren, daß wir wieder vor Genua vor Anker lagen, indem der Wind ganz entgegen wäre, und sie zur Vermeidung der Gefahr für nöthig gefunden hätten, wieder in Genua einzulaufen. Als es vollends Tag wurde, sagte uns der Schiffer, daß wir nun ganz ruhig wieder in unsern Gasthof zurückkehren konnten, doch müßten wir unsere Effecten auf dem Schiff zurück lassen, und wenn wir Kleidungsstücke oder sonst etwas aus unseren Koffer haben wollten, solches auf dem Schiff abholen, und uns auch da zu jeder beliebigen Stunde umkleiden, denn, setzte er hinzu, es steht ein großer Sturm (Temporale) bevor, und da kann es wohl seyn, daß wir erst in sechs bis acht Tagen wieder von hier abreisen können, in jedem Fall laß ich es Ihnen aber mehrere Stunden zuvor wissen, wenn wir unter Segel gehen. Dieser widrige Zufall, der uns zum zweitenmal nach Genua brachte, verschaffte uns das Vergnügen, Hr. Handelsmann Zellweger aus St Gallen, welcher in Genua ein grosses Handelshaus hatte, mit seiner würdigen Gattin, einer Tochter des seligen Salomo Gesner, kennen zu lernen. Wir waren an dieses liebenswürdige Ehepaar empfohlen, allein da wir uns die ersten Tage in Genua aufhielten, war Hr. Zellweger mit seiner Frau auf dem Lande, und sie kamen erst während unseres zweiten Aufenthalts zurück. Wir fanden bei ihnen die herzlichste Aufnahme.

Das von unserem Schiffer vorhergesagte Sturmwetter gieng inzwischen vorüber; er selbst hatte die Zeit trefflich benützt, eine Menge Contrebande auf sein Schiff zu schmuggeln, was ihm sehr leicht wurde, da sein Schiff bereits visitirt und er nur, dem Sturm zu entgehen, in den Hafen zurückgekehrt war. Nach sechs Tagen liefen wir zum zweitenmal aus, wozu uns das Wetter äußerst begünstigte.

Als wir Abends gegen fünf Uhr außer der Rehde, und auf die hohe See kamen, waren die Ufer vor Genua äußerst schon beleuchtet, und es trat eine so große Windstille ein, daß das Meer ganz einer unbeweglichen Fläche glich, auf der sich die von der untergehenden Sonne fallende Strahlen gleich einer Spiegelscheibe reflektirten; nur hie und wieder sahen wir diese unbewegliche Fläche mit Schiffen wie mit Punkten bezeichnet, und zu Zeiten durchbrachen Delphine diese Spiegelfläche in der Nähe hinter unserem Schiff, indem sie uns nachhüpften. Mir gab dieser Anblick eine himmlische Empfindung, und ich beneidete die Matrosen, welche so glücklich sind, so oft dergleichen schonen Naturscenen, wo Himmel, Luft und Erde so heiter und versöhnend erscheinen, zu sehen.

Unser Schiffskapitän hingegen prophezeihte uns durch diese Stille des Meers nichts gutes indem er versicherte, wir hätten in 24 Stunden das fürchterlichste Unwetter zu erwarten, was denn auch wirklich der Fall war, denn die Nacht und den Tag darauf war es noch immer so windstill, daß wir kaum bemerkten, daß sich unser Schiff von der Stelle bewegte, und die zweite Nacht darauf stellte sich schon ein starker Wind ein, welcher bald in einen so

heftigen Orkan übergieng, daß wir den Morgen darauf Mühe hatten, in den Golf della Specia zu kommen, wo wir wegen des auſserordentlich ſtürmiſchen Wetters über vier Tage bleiben mußten. Die Wellen thürmten ſich gleich Bergen auf, und drohten die Felſen-Ufer unſeres Golfs, ſo wie der kleinen darin gelegenen Inſeln, in ihrer ſchäumenden Wuth zu vernichten. In dieſen Hafen, welcher durch ein kleines, jedoch von den hohen gefügten Inſeln, auf welchen ein genueſiſches Fort liegt, gegen die Wellen innerhalb geſchützt iſt, weshalb man bei einem großen Sturm kaum in denſelben einfahren kann, hatten wir einige ſonderbare Auftritte. Gleich einige Stunden nachdem wir in denſelben glücklich eingelaufen waren, und vor Anker lagen, flüchtete ſich ein genueſiſches Boot, mit weniger Mannſchaft und einem Paſſagier in denſelben; damit das Schiff nicht an die Felſen anſtieße und in der Brandung untergienge, machte ſich alles was in dem kleinen Ort von Matroſen war, auf die Böte, um das Schiff vor dem Untergang zu retten, indem es die Wellen jeden Augenblick zu verſchlingen, oder an einen Felſen hinzuſchleudern drohten. Mit Mühe retteten jedoch die Leute das Schiff und die Mannſchaft, der Fremde war ſeekrank und todtſchwach, erholte ſich aber nachher bald wieder. Den zweiten Tag wo Profeſſor Carſtens und ich nach Tiſch die daſigen Berge beſtiegen, und Cabot und der ſpaniſche Schiffskapitän ſich auf das Schiff zum Schlafen begaben, um ſich da aus beſonderer Liebhaberei durch die Meereswogen wie Kinder einwiegen zu laſſen, hatte derſelbe einen beſondern Schreck, indem die ſtarke Bewegung der Wellen den Anker von dem Schiff abriß,

ſo daß daſſelbe ganz frei wurde, und in die groſſte Gefahr kam. Die ganze Mannſchaft der im Golf befindlichen Matroſen machten ſich daher abermals auf die Böte, um das Schiff zu retten, allein ſie konnten ſich demſelben nicht nähern, um das Ankerſeil zu erreichen, weil das Schiff viel zu groß war, weshalb den Böten die Vernichtung drohte. Der ſpaniſche Schiffskapitan ließ ſich daher von dem Schiff an dem Ankerſeil ins Waſſer, und ſuchte ſich mit demſelben einem Boot zu nähern, worauf ſodann die ſämmtliche Schiffer ſich alle an das Ankerſeil mit ihren Böten anſchloſſen, und ſomit das Schiff retteten. Als wir von unſerm Ausfluge zurückkamen, ſo trafen wir Cabot im Bette und noch ganz krank vor Schreck von dieſer Geſchichte an. Bevor ich den kleinen unanſehnlichen Ort Speccia verlaſſe, will ich noch einer andern Verlegenheit gedenken, in welche uns Carſtens geſetzt.

Da in den vier Tagen, welche wir daſelbſt zubrachten ein Sonntag fiel, ſo lud uns ein Kapuziner, welcher mit uns auf demſelben Schiffe nach Livorno reiſen wollte, ſchon Sonnabends zu ſeiner Meſſe ein, die er in der Frühe des nächſten Tags leſen wollte, mit den übrigen Reiſenden und Matroſen. Da wir es an dieſem entlegenen Orte, und auch wegen unſerer übrigen Reiſegefährten für unklug hielten, unſer Glaubensbekenntniß abzulegen, ſo ſagten wir dem Kapuziner ſeine Bitte gerne zu. Als wir jedoch den andern Morgen in geſammter Zahl in die im Hafen an dem Ufer des Meers gelegene Kirche zogen, ſo weigerte ſich Carſtens mit in die Kirche zu gehen, indem er vorgab das lange Knieen nicht aushalten zu können. Da wir ihm nun deshalb Vorſtellungen machten, ſo

verſtand er ſich endlich unter der Bedingung dazu, daß ihm Cabot ſagen ſollte, wenn es nöthig wäre zu knieen. Der Kapuziner begann jetzt die Meſſe und die ſämmtliche Schiffsgeſellſchaft ſank um den Altar auf die Kniee. Cabot, der mit dieſen Ceremonien bekannt war, that ein Gleiches, was wir ihm dann nachmachten. Carſtens, der hinter Cabot auf den Knieen lag, flüſterte jedoch dieſem unaufhörlich ins Ohr, ob er noch nicht bald wieder aufſtehen könne, denn länger vermöge ers nicht auszuhalten. Nachdem er nun ſo eine Viertelſtunde gemurrt hatte, und die Ceremonie nicht enden wollte, ſtand er von ſelbſt auf, puzte den Staub von den Knieen, und gieng zur Kirchthüre hinaus. Nach beendigter Meſſe kam unſere Geſellſchaft mit dem Kapuziner, und bedauerte unſern Carſtens auſſerordentlich, daß er nicht bis zur Wandlung hätte in der Kirche bleiben können, weil ſie glaubten, er müſſe todtkrank geworden ſeyn. Wir bejahten dies, als wir aber zur Kirchthüre hinauskamen, ſo gieng Carſten längs dem Meerufer auf und ab, und ſchleuderte mit ſeinem Stock kleine Kieſelſteine von dem Ufer in das Meer. Die ganze Geſellſchaft, welche aber zum Glück kein deutſches Wort verſtand, begleitete uns zu ihm, um zu vernehmen, wie er ſich befände. Da wir nun ſeine Krankheit ſchon kannten, verwieſen wir ihm ſeine Unvorſichtigkeit, allein er ſchalt Cabot, daß er ihn zu ſo etwas, was er nicht vertragen könne, verleitet habe, und die Italiener und Spanier, denen dieſes Geſpräch unverſtändlich war, glaubten, er mache eine recht lebhafte Schilderung ſeiner Kränklichkeit, und riethen ihm gutmüthig, einen Arzt um Rath zu fragen. Nachdem wir einige Zeit in dieſem entlegenen

Orte zugebracht und uns theils an Betrachtung der Naturſcenereien, theils an den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Menſchen erheitert hatten, wurden wir den 8ten Tag ſchon Morgens 3 Uhr von unſern Matroſen aufgeweckt, welche uns zur Abfahrt riefen. Noch wogte das Meer unruhig hin und her, allein der Morgen ſchien einen ſchonen Tag anzukünden, und der Wind wehte gerade von dem Land gegen die See, was uns eine günſtige Fortſezung unſeres Wegs hoffen lieſs. Schon eine Stunde vor Tag waren wir reiſefertig, das Schiff frei gemacht, und die Segel aufgezogen, und es ging nun pfeilſchnell über die noch immer von dem Sturm bewegte See hin, und zwar mit ſo gutem Winde, daſs bei Tagesanbruch kein Ufer mehr ſichtbar war. Die auſſerordentliche Geſchwindigkeit des Schiffes, welches beſtändig zwiſchen den hohen Wogen wie durch ein Thal zu gehen hatte, verurſachten mir und meinen übrigen Reiſegefährten kein groſſes Wohlbehagen, indem wir beinahe alle durch dieſes ſchnelle Schaukeln ſeekrank wurden, was jedoch ſchnell vorüberging. Morgens gegen 7 Uhr erblickten wir ſchon wieder Land; auf die Frage an unſern Schiffskapitän, ob dieſes Livorno ſey, antwortete er, meine Herren! das iſt Baſtia in Corſica, ich habe daſelbſt einiges Gepäck abzugeben, wir ſteigen aber nicht ans Land, denn der Wind iſt zu günſtig, wir müſſen ihn benützen, um dieſen Abend noch bei guter Zeit in Livorno anzukommen. Als wir uns Baſtia etwas mehr genähert hatten, nahm einer unſerer Matroſen ein groſſes Meerſchneckengehäuſe, und blies darauf verſchiedene Töne, wie durch ein Sprachrohr: nach ohngefähr einer Viertelſtunde kam von dem Hafen ein

Boot mit 4 Personen, welche das Gepäck, welches unser Schiffskapitän abzugeben hatte, aufluden. Wir setzten hierauf unsern Weg augenblicklich weiter fort.

Auf dieser unserer Fahrt, unweit von Livorno, sahen wir auch die in unserer Zeit durch Napoleon so bekannt gewordene Insel Elba, welche gleich einem farbigen Punkt aus der unübersehbaren Meeresfläche hervorschaute. Dazumal dachten wir freilich nicht, daß dieser Punkt dereinsten ein so allgemeines Interesse für die ganze Welt gewinnen würde, sonst würde ich ihn wenigstens mit meinem kleinen Seerohr von Tamsen, das ich immer bei mir in der Tasche trug, näher betrachtet haben.

Abends gegen halb sechs Uhr kamen wir in Livorno an, wo wir aber wegen der Quarantäne erst nach einer langen Untersuchung unserer Gesundheitspässe, und nachdem unser Schiffskapitän eine Handtreu abgelegt hatte, daß kein Corsar oder Türke während unserer Reise an Bord gekommen war, an das Land steigen durften.

Livorno war von den Städten, welche ich bisher in Italien gesehen, die erste, die mir ein italienisches Ansehen und in ihrer Bauart einen eigenthümlichen Charakter zu haben schien. Mayland und Genua sind zwar als große Haupt- und Handelsstädte interessant, allein sie haben eine französische Physiognomie, die von Livorno ist nationaler. Da Livorno zu meiner Zeit einer der ersten Freyhäfen des mittelländischen Meeres war, so fanden wir sie auch äußerst belebt durch die verschiedenen Nationen, die sich daselbst aus allen Welttheilen aufhielten. Besonders merkwürdig war mir eine Kunsthandlung, welche

alle Arten von italieniſchen Kunſtprodukten enthielt und jedem Künſtler merkwürdig durch die Gemälde, Statuen, Kopien der altrömiſchen Denkmäler von Korkholz, Moſaiken ꝛc., die zum Theil zu den billigſten Preiſen verkauft wurden.

Aus dieſem Freihafen ſetzten wir nach einigen Tagen unſere Reiſe nach Piſa fort. In dieſer einſt merkwürdigen und blühenden Stadt ſahen wir uns ebenfalls um und wurden an manche große Ereigniſſe einer reichen Vergangenheit erinnert.

Von da machten wir eine kleine Exkurſion in die Bäder von Carrara und die damals berühmten Steinbrüche, in welchen der carrariſche Marmor gebrochen wird. So todt und unbelebt gegenwärtig Piſa iſt, ſo viele Spuren des vormaligen Wohlſtandes findet man noch daſelbſt, beſonders in den ausgezeichneten Gebäuden. Die gegenwärtige Entvölkerung und der dermalige Bedarf der Wohnungen in Piſa war mir ſchon in unſerem Gaſthof äußerſt bemerklich, indem, als wir in demſelben ankamen, uns der Kellner eine Menge Zimmer für Fremde zur Auswahl zeigte. Da nun keines von dieſen Zimmern meublirt war, ſo ſagten wir, er ſollte dieſelben zuerſt mit Betten, Tiſchen und Stühlen verſehen, dann wollten wir uns über die Wahl entſcheiden. Ach, meine Herren! gab er zur Antwort, das iſt hier nicht Sitte; wir haben weit mehr Zimmer als Meubel, und erſt wenn ſich die Fremden die Zimmer ausgeſucht haben, welche ſie zu bewohnen wünſchen, werden dieſe mit den nöthigen Geräthſchaften verſehen. Aehnliche leerſtehende Gebäude giebt es in Piſa viele, ſo z. B. die Borſe, mehr-

rere Kirchen und andere öffentliche Gebäude, unbenutzt, und bloße Zeugen von dem ehemaligen Wohlstande, dieser sonst so gewerbsamen und für den Handel gut situirten Stadt, da sie durch den Arno mit dem Meer in unmittelbarer Verbindung ist, und dabei in dem fruchtbarsten und gesegnetsten Theil von Italien liegt.

Unter den Gebäuden von Pisa zogen mich besonders an: der Dom, das Battisterium mit dem Schiefthurme, das Campo Santo mit den herrlichen Werken des Ficsole. Nie hatte ich vorher so viele merkwürdige Gebäude, Gemälde ꝛc. auf einem Punkt vereinigt gesehen. Wenn es hier der Ort wäre, so würde ich gerne Vieles von diesen so einzigen Monumenten aus dem modernen heroischen Zeitalter anführen. Aber ich muß mich beschränken, und will nur noch etwas weniges von der Fortsetzung meiner Reise nach Florenz und Rom bemerken. Wenn ich alle die Kunstwerke, welche mich in Italien besonders anzogen, anführen wollte, so hätte ich blos von Florenz ein Buch zu schreiben. Hier leben die unsterblichen Werke von den berühmtesten Baumeistern des Mittelalters: Brunelleschi, Bramante, Sertio, Palladio ꝛc. gebaut, und die Gemälde- und Statuen-Sammlung, so wie die Kunstschätze in den Privat-Gallerien und Kirchen sind einzig in ihrer Art, und Florenz, welches schon wegen seiner schönen Lage die Blume Italiens genannt wird, kann daher wohl auch mit Recht als ein Blumenstrauß von allen schönen und interessanten Kunstwerken angesehen werden. Ob ich gleichwohl bis hieher manches treffliche Kunstwerk gesehen hatte, so überraschten mich doch die in Florenz großentheils aus der frühern Kunstperiode

abſtammenden Kunſtprodukte durch den tiefen Sinn der Meiſter und ihr reines, abſichtliches Streben, und es iſt wohl keine Stadt, welche die Künſte mehr als dieſe durch Jahrhunderte genährt und gepflegt hat. Was mich in Florenz von Werken der Architektur vorzüglich anſprach, waren der Dom, das Baptiſterium, der Palazzo Veggio, der Palaſt Pitti mit ſeinen ſchönen Gartenanlagen, ſo wie auch die Lage der alten Stadt Fieſole, von wo aus das ſo ſchöne und reizende Florenz ganz überſehen werden kann. Nie hat mich ein Bild oder der Proſpect von einer Stadt mehr als gerade von dieſer angezogen, und obgleich mein römiſcher Aufenthalt und mein daſiges Studium einen groſſen Theil meiner frühern Eindrücke geſchwächt hatte, ſo gewann dennoch dieſes Bild noch mehr bei mir, als ich es zum zweitenmal ſah. Bevor ich Florenz verlaſſe, wo J. Carſtens wegen ſeines Studiums einen Monat länger als wir blieb, und Cabot und ich nur acht Tage verweilten, und dann zuſammen nach Rom giengen, muß ich dankbar erkennen, daß ich ohne meine Reiſegefährte bei meinem Studium im Gebiete der bildenden Kunſt nicht ſo leicht ſehen gelernt hätte. Alle Kunſtwerke in den Städten, durch die wir kamen, betrachteten wir gemeinſchaftlich, und theilten uns unſere Meinungen über dieſelben gegenſeitig mit, dadurch lernte ich die mehrſten claſſiſchen Maler nach ihren verſchiedenen Schulen in Hinſicht auf Kompoſition und Styl etwas genauer kennen, ſo daß ich alſo auch in dieſem Theil der Kunſt nicht ganz ohne Kenntniſſe nach Rom kam. In Rückſicht meiner bisher in Italien erworbenen architektoniſchen Bildung will ich noch hinzufügen,

daß gleich, nachdem ich den italieniſchen Boden betreten, und unter dem heitern Himmel athmete, eine productive Kraft ſich in mir zu regen begann. Ich komponirte unterwegs bis Florenz und dann bis nach Rom eine Menge Gebäude, wozu ich meiſtentheils die Ideen von den gemeinen ländlichen Wohnungen nahm, indem mir dieſe Gebäude wegen ihrer mannigfaltigen Formen, Benuhung des Locals, der Materialien ꝛc. oft weit ingenioſer und für ihr Bedürfniß zweckmäßiger als ſelbſt manche groſe Palais zu ſeyn ſchienen. Daneben ließ ich jedoch die mit Kunſt und Wiſſenſchaft aufgeführten Gebäude in Hinſicht auf Styl, Anordnung und Konſtruktion nicht auſſer Acht, und die Hoffnung, daß ich nun alles das, was ich bisher nur einzeln und zerſtreut geſehen, weit vereinigter und bequemer für mein Studium in Rom antreffen werde, ſtieg immer mehr und mehr, ſo wie ich mich dieſer ehemaligen Hauptſtadt der Welt näherte. Ob Florenz gleichwohl eine Menge Kunſtwerke, und beſonders aus dem Mittelalter, aufzuweiſen hat, die ſelbſt Rom von dieſem Werth nicht beſizt, ſo konnte ich es doch kaum erwarten, bis Cabot und ich in dem Wagen ſaßen, um nur bald an das Ziel unſerer Reiſe zu gelangen. Als wir erſt Florenz hinter uns hatten, fühlte ich meine Bruſt immer mehr erweitert: in meinen Gedanken erblickte ich bereits die Siebenhügelſtadt, von der ich mir im Allgemeinen ein nicht ganz unähnliches Bild entwerfen konnte, indem ich die piraneſiſchen Proſpecte öfters mit Aufmerkſamkeit durchgangen hatte.

Einige kleine Abentheuer, die wir noch auf dieſer lezten Strecke beſtehen mußten, unterbrachen indeſſen das

freundliche Spiel meiner Phantasie. Unser Vetturin, den wir von Florenz bis Rom gemiethet, trug nicht wenig dazu bei. Er war der Sohn eines Vetturins in Rom und früher unter der päpstlichen Garde gestanden; um die Welt zu sehen, machte er für seinen Vater eine Reise mit Fremden nach Livorno und Florenz und von da wieder mit uns zurück nach Rom. Ob man gleich beim Reisen in Italien, gewöhnlich unterwegs auf Rechnung des Vetturins lebt, indem man mit demselben eine Uebereinkunft für Kost, Logis und Trinkgeld trifft, so kam es doch dem unsrigen, welcher sich auf seiner Reise etwas zu gut thun wollte, nicht so genau darauf an, ob wir uns an einem Orte einen oder zwei Tage länger aufhielten, als er nach unserm Vertrag zu thun schuldig war, und wir mußten ihn sogar immer zur schnellen Reise antreiben, indem er oft schon Mittags seine Station beendigen wollte. Darum traf es sich denn auch oft, daß wir erst spät in der Nacht in einem Gasthofe anlangten, und auch nicht immer in gewöhnlichen Wirthshäusern Mittag machen konnten. So waren wir unter andern genöthigt, am Fuße eines Berges, in einem einzelnen sehr schlechten Posthaus zu Mittag zu speisen. Obgleich das Essen sehr schlecht war, und der Vetturin dasselbe sammt dem Trinkgeld, das in Italien gewöhnlich einem jeden Kellner gegeben wird, bezahlte, so verlangte der Hausknecht, welcher ganz allein mit seiner alten Gebieterin zu Hause war, bei unserem Einsteigen in unser Cabriolet noch zudringlich eine bona mano (Trinkgeld), als wir ihm dieses verweigerten, weil das Essen schlecht gewesen wäre, schimpfte und fluchte der Bursche uns alles

Unheil nach. Als wir nun kaum 30 oder 40 Schritte von dem Gaſthauſe hinweg waren, bemerkten wir, daß hinten an einem unſerer Koffer das Seil los geworden war. Wir ließen unſern Vetturin ſogleich halten, welcher den Hausknecht herbei rief, um den Koffer wieder feſt zu machen: als dieſer nun hinten auf dem Geſtell, worauf die Koffer lagen, ſtand, und das Seil mit einem Holz feſtzog ſo brach jenes, der Knecht verlor das Gleichgewicht, fiel herab, und der Koffer mit ihm und auf ihn, ſo daß er ſehr übel zugerichtet wurde. Der Kerl ſchrie abſcheulich und konnte auch auf dem Fuß nicht ſtehen, wir machten ihm Umſchläge von Salzwaſſer, verbanden ihn ſo gut als wir konnten, und trugen ihn hierauf in das Wirthshaus zurück; wobei er uns ſehr demüthig um Verzeihung bat, weil er ſich an uns verſündigt zu haben glaubte, ſo daß nun die Flüche, die er über uns ausgeſprochen, über ihn gekommen ſeyen.

Bei Monte Fiascone begegnete mir eine andere Unannehmlichkeit, indem ich daſelbſt beinahe arretirt wurde. Als wir nämlich an dem Wirthshaus, welches auſſerhalb der Stadt an der Hauptſtraße liegt, zu Mittag geſpeiſ't hatten, gieng ich allein aus, um das Monument in der Kirche St. Florian zu ſehen, das einem deutſchen Kanonikus geſetzt worden, der ſich daſelbſt wegen des guten Weins aufgehalten und todt getrunken haben ſoll. Bei meiner Rückkehr fand ich einen großen Auflauf in der Hauptſtraße und mehr als 100 Menſchen drängten ſich alle zu einem Hauſe hin. Die Neugierde trieb mich ebenfalls hin. Die erſten Perſonen, welche mir anſahen, daß ich ein Fremder ſey, machten mir aus Höflichkeit Platz,

als ich aber etwas tiefer in den Haufen von Menſchen kam, und ich nur gebrochen italieniſch ſprach, ſo glaubten die Herumſtehenden, daß ich zu der Perſon gehöre, welche ſo eben in das Haus des Gouverneurs gebracht worden war, vor dem wir ſtanden. Alles ſchrie nun, hier iſt der Compagnon, Platz, Platz! Mit dieſen Worten brachte man mich in das Zimmer des Gouverneurs, worin derſelbe mit zwei Geiſtlichen, einem Bürger und einer bis auf das Hemd entkleideten Nonne ſtand, die mit dem Bürger, der aus Monte Fiascone war, eine Fußreiſe aus Frankreich bis in ſeine Vaterſtadt gemacht hatte. Bei ſeiner Ankunft zeigte der Mann dem Gouverneur an, dieſe Nonne habe ihm unterwegs vertraut, daß ſie aus franzöſiſchem Patriotismus nach Rom reiſen wolle, um den heiligen Vater zu vergiften. Die Nonne wurde daher unterſucht, ob man bei ihr nichts Verdächtiges antreffe, was jedoch keineswegs der Fall war. Ich wurde, nachdem ich dem Gouverneur meinen Paß gezeigt, und der Bürger und die Nonne verſichert hatten, mich in ihrem Leben nie geſehen zu haben, ſogleich wieder mit aller Höflichkeit entlaſſen, und von dem Gouverneur ſelbſt bis durch die vor dem Hauſe ſtehenden Leute begleitet. Erſt Abends gegen 10 Uhr langten wir in Viterbo an, wo eben das berühmte jährliche Feſt der heil. Roſa gefeiert ward. Auf einem ganz ſilbernen, mit vieler Kunſt gemachten, mehr als 40 Fuß hohem Gerüſte wurde das Bild der Heiligen, ganz mit Brillantfeuer verklärt, in der Nacht herumgetragen, ſo daß wir ſchon in einiger Entfernung von der Stadt die herumgetragene Heilige auf ihrem Gerüſte über die Häuſer hervorſchauen ſahen.

Die Straßen waren alle beleuchtet und mit so viel Menschen und Fuhren aus der Nachbarschaft angefüllt, daß wir uns auf 100 Schritte kaum dem Wirthshaus, wo wir übernachten wollten, nähern konnten. Unserem Kutscher war dieses Fest ein erwünschter Fund, allein wir hatten Hunger und Durst, und wünschten eher aus dem Getümmel in der Stadt wegzukommen, als länger in demselben zu verweilen. Da es unmöglich war, in dem Wirthshaus abzusteigen, und uns der Vetturin während er etwas zu Essen und zu Trinken in die Kutsche brachte, sagte, daß es unmöglich sey, Platz in dem Wirthshaus zu finden, und wir deshalb die Nacht im Wagen zubringen müßten, so schlugen wir ihm vor, mit seinem Wagen in Viterbo zu bleiben, und uns einen andern Kutscher zu verschaffen, der uns sogleich weiter und vollends bis nach Rom führte, was der Vetturin denn auch sehr zufrieden war, indem er dadurch Gelegenheit erhielt, einige Tage in Viterbo zu verweilen. Bei stockfinsterer Nacht wurde nun unser Cabriolet abgepackt und die Effekten auf die Halbchaise des neuen Vetturin gebracht, so daß wir noch vor Mitternacht mit unserem neuen Kutscher zur Stadt hinauskamen. Als wir ohngefähr eine halbe Stunde Wegs, da eben der Mond herauf kam, sehr rasch in einem Wald fortgefahren waren, wo vieles Gesindel sich da und dort um's Feuer gelagert hatte, fragte der Vetturin ganz ängstlich, ob wir auch Schießgewehr bei uns hätten, indem der Weg von hier bis Rom sehr unsicher, und erst vor einigen Tagen wäre ein fremder Engländer etwa eine Stunde weiter auf der Straße ermordet worden, dessen Grab er uns zeigen wolle.

Bis an dieſes Grab, welches an der Seite der Straße lag, und worauf ein ſimples Kreuz aus zwei kleinen, mit einer Weide zuſammengebundnen Hölzern ſtand, fuhr unſer Vetturin noch in einem ziemlichen Schritt, allein nachher fieng er an einzuſchlafen, was uns um ſo mehr für unſere Sicherheit beſorgt machte, da wir auf den Argwohn gerathen mußten, er ſuche den Räubern ihren Angriff auf uns zu erleichtern. Das entſchloſſene Anſehen dieſes Mannes verſtärkte unſere Beſorgniß. Unter dieſen Vorſtellungen ſahen wir endlich den anbrechenden Tag, und kamen, nachdem wir Nonciglione und Monte Roſi paſſirt hatten, Morgens gegen 6 Uhr in Baccano, ohngefähr 24 italieniſche Meilen oder 7 Stunden von Rom an. Wir ſowohl als der Kutſcher und die Pferde waren äuſſerſt abgemattet, und nachdem wir ein Frühſtück eingenommen hatten, ſagte uns der Vetturin, wir möchten uns nur einige Stunden ſchlafen legen, denn wir hätten nichts zu eilen, und würden darum noch bei guter Zeit in Rom ankommen. Nachdem wir uns nun zu unſerer Erholung auf das Bett gelegt hatten, ſchliefen wir ſo feſt ein, daß wir erſt Abends gegen 6 Uhr wieder erwachten, und unſer Vetturin war nur kurz vor uns erwacht. Wegen anrückender Nacht und der Unſicherheit des Wegs glaubte er deshalb, wir möchten nun lieber, da wir den Tag verſchlafen hätten, noch die Nacht hindurch in Baccano bleiben, und erſt beim frühen Morgen unſere Reiſe fortſetzen, allein meine Begierde, Rom zu ſehen, war zu groß, meine Phantaſie zu lebhaft angeregt, und ich befand mich beinahe in einem fieberhaften Zuſtande. Darum drang ich darauf, daß der Vetturin

ſogleich einſpannte, damit ich mich doch wenigſtens den andern Morgen gleich in Rom umſehen könnte, ohne noch einen halben Tag mit der Reiſe zu verlieren. Cabot, welcher von ſeinem erſten Aufenthalt in Rom eine Geliebte zurückgelaſſen hatte, welche er nachher heirathete, und nach einigen Jahren mit ſich in ſein Vaterland nahm, war mit meinem Eifer ſehr zufrieden, und ſo ſpannte der Vetturin, der ein ſehr gutmüthiger und entſchloſſener junger Mann war, wieder ein, und wir fuhren mit Anfang der Dämmerung von Vaccano ab. Bis gegen 10 Uhr war es ein wenig dunkel, allein nachher geſellte ſich der freundliche Mond wieder zu uns, und beleuchtete unſern ganzen Weg zum Thale der Tiber hin. Es mag ohngefähr etwas über den halben Weg zwiſchen unſerer letzten Station und Rom geweſen ſeyn, als wir 6 Kerls vor uns auf der Straße gehen ſahen. Wir ahneten nichts Schlimmes, aber unſer Vetturin trieb alsbald ſeine Pferde zum Laufen an, dann faßte er die Zügel wieder ſtraffer, und fuhr in einem leichten Trott bis an die vor uns hergehenden Burſche, welche ſich inzwiſchen links und rechts an die Straße vertheilt hatten. Als unſer Vetturin ſah, daß ſie ihm von beiden Seiten in die Zügel fallen wollten, ließ er ſeine jungen Pferde plötzlich in vollem Galopp jagen, ſo daß die Burſche Mühe hatten, ſich vor dem Niederfahren zu retten. Mit ununterbrochener Geſchwindigkeit fuhr unſer Kutſcher bis nach Ponte Molle an die Tiber, wo die Landhäuſer von Rom anfangen, und von da an gieng es vollends bis an die Porta del Popolo, wo die Wache von dieſer heiligen Stadt feſt ſchlief, weil es ſchon ein Uhr nach Mitternacht war. Wir waren daher genöthiget, viel

Lärm zu machen, bis sich das Thor für uns öffnete. Als die Soldaten, welche dazumal noch nicht zu dem regulirten Militär gehörten, welches der Papst später beim Kriege mit Frankreich errichten ließ, den Schlaf ein wenig aus den Augen gerieben hatten, fragten sie uns, ob wir nicht 8 bis 10 Meilen von hier auf der Straße von mehreren Kerls angegriffen worden wären, indem diese Kerls gestern Mittag zum Thor hinaus gegangen wären, wahrscheinlich um etwas auf der Landstraße zu erbeuten. O ja, versetzte der Vetturin, sie wollten meinen Pferden in die Zügel fallen, allein ich habe diese verfluchten Kerls auseinander gesprengt, daß sie zu eilen hatten, sich zu retten. Dieser Vorfall gab uns einen schlimmen Begriff von der päpstlichen Polizei, doch vergaßen wir alles beim Eintritt in die Stadt. Auf dem Wege von dem Thor bis zur Douane, wohin wir mit unseren Koffern zuerst mußten, um uns der verbotenen Bücher wegen visitiren zu lassen, hatte Cabot genug zu sprechen, um mir nur alle Fragen zu beantworten, die ich ihm auf diesem Weg und von der Douane wieder zurück bis in unsern Gasthof machte. Wir stiegen in der Strada Condatti bei dem deutschen Wirthe ab. Mein erstes Geschäft am andern Morgen war, indeß Cabot zu seiner Geliebten eilte, meinen Freund und alten Schullameraden Feodor Iwanowitsch (Kalmuk), welcher schon ein Jahr vor mir nach Rom gereist war, aufzusuchen, um denselben zu bitten, daß er mich in dem alten und neuen Rom herumführen, und mich so einstweilen oberflächlich mit demselben bekannt mache.

Ich fand bald, daß mir meine Einbildungskraft die

Bilder, welche ich mir vorher von Rom gemacht hatte, ganz anders vorgestellt, indem es jetzt beim wirklichen Anblick, mit Ausnahme des alten Roms, unter meiner Erwartung blieb. Die überspannten Bilder, wozu mich besonders die übertriebenen piranesischen Prospekte verleiteten, waren Ursache, daß im Anfang, bis ich ganz bekannt und vertraut war, mein Studium nicht die Ergiebigkeit versprach, die es wirklich mir gewährte.

Im ersten Jahr suchte ich hauptsächlich Rom und dessen Umgebungen mit allem dem, was sich auf Kunst bezieht, kennen zu lernen, und beschäftigte mich daneben mit Ausarbeitung einiger architektonischen Aufgaben, wozu ich die Ueberreste der altrömischen Baukunst, so viel möglich benutzte, und in ähnlichen Fällen auch die Anwendung verschiedener Theile mit denen von den neuern Baumeistern verglich. Durch diese Bearbeitung lernte ich Rom und mich endlich in einem ganz andern Lichte kennen, und wurde bald inne, wie gering und luckenvoll mein bisheriges Wissen sey, und was mir noch zu einem ausgezeichneten Künstler fehle. Mehr als eine Nacht brachte ich deshalb mit Weinen und Gebet zu, daß mir Gott die Kräfte und den Geist geben möchte, die mir noch fehlenden Kenntnisse einzuholen, damit ich dann eben so etwas Großes und durch alle Theile Ueberdachtes wie die alten Gebäude fertigen möge. Dieses Kleinmuths ungeachtet, hoffte ich doch alles, was ich bisher für die Bildung meines Faches versäumt hatte, durch Fleiß nachzuholen, und arbeitete Tag und Nacht, so viel es mir meine Kräfte erlaubten. Das erste, was ich mir als Tagesarbeit aufgab und auch ausführte, war die Entwer-

fung des Plans zu einer Stadt mit allen dazu gehörigen öffentlichen Gebäuden. Neben diesen und den Studien der Antiken, die ich nach allen ihren Theilen durchgieng, um an ihnen die Gesetze der Formen, Verzierungen ꝛc. mir klar zu machen, weil ich glaubte, daß dieselben von den neuern Baumeistern sehr verkannt und nie gehörig angewandt worden, nahm ich mir auch vor, alle die in den alten klassischen Schriftstellern beschriebenen Gebäude, als: das Bad des Hippias, die Landhäuser des Plinius, das Theater des Kurtius, das Vogelhaus von Varus, die Grabmähler des Königs Mausolus und Porsenna, so wie auch den Tempel Salomo's und den Tempel der Diana zu Ephesus ꝛc. in Rissen zu entwerfen, um dadurch in das Eigenthümliche der alten Baukunst tiefer einzudringen. Bei diesen meinen Tagsstudien, wozu ich die Kunstwerke Künstler und Gelehrte in Rom so viel wie möglich benuhte, und mir auch mit diesen Arbeiten manchen Credit und Beifall erwarb, wandte ich die Nächte an zum Studiren der alten griechischen und römischen Geschichte, so wie der übrigen alten Classiker, deren Werke ich in guten Uebersetzungen (die ich mir zum Theil schon in Berlin in Gemeinschaft mit Professor Carstens gekauft) aufmerksam las. Im Griechischen und Lateinischen war ich versäumt worden, da man es für meine Bestimmung entbehrlich gehalten. Ueberhaupt war ich auf den Werth und die Hülfsmittel höherer Bildung erst in Berlin aufmerksam geworden, und lernte nun erst allmählig einsehen, daß das Steigen und Fallen der Künste unmittelbar mit dem Geist der Zeit und mit dem Fallen und Steigen der Völker im Zusammenhang steht.

Während der 6 Jahre, die ich in Rom ſtudirte, und dazwiſchen auch verſchiedene Excurſionen in der Umgegend von Rom machte, welche ich noch beſonders beſchreiben will, hatte ich auch Gelegenheit, mehrere Baupläne für Fremde zu fertigen, wodurch ich mir, ſo wie durch den Unterricht, den ich verſchiedenen fremden Architekten gab, nicht allein die letzten drei Jahre meinen Unterhalt in Rom erwarb, ſondern auch durch dieſen Unterricht meine eigenen Kenntniſſe erweiterte. Wie ich mich nach und nach immer mehr in der Kunſt gebildet, und das mir fehlende Wiſſen eines Künſtlers ſo viel möglich eingeholt hatte, ſo wurde mir Rom und das Kunſtſtudium immer werther, und ob ich gleich während der letzten Jahre verſchiedene, ſehr ehrenvolle Anträge in auswärtige Dienſte erhielt, zog ich die Fortſetzung meines Studiums in Rom dennoch denſelben vor, und da ich mir endlich meinen Unterhalt in Rom durch meine Kunſt zu verſchaffen gelernt hatte, ſo faßte ich den Entſchluß, für immer daſelbſt zu bleiben, indem ich mich mitten unter ſo vielen Kunſtſchätzen, Gelehrten und Künſtlern überglücklich fühlte, und dieſes Glück um nichts vertauſchen mochte.

Nachdem ich etwa ein Jahr in Rom geweſen, war ich Zeuge der fürchterlichen Kataſtrophe, welche die Franzoſen in ihrem republikaniſchen Eifer und wohl auch aus andern Abſichten herbeiführten, und es fehlte wenig, daß nicht ein großer Theil der Fremden ein Opfer jener Volkstumulte geworden wäre. Die wenigen Franzoſen, welche ſich in Rom aufhielten, verſuchten, gegen den Willen des Papſts, mit Gewalt das neue franzöſiſche

Bayerische Staatsbibliothek

Bayern vor ihrer Academie aufzuhängen. Das Volk setzte sich dagegen, und konnte erst nach mehreren Wochen wieder besänftigt werden. Den Schreckensabend, an welchem der Auftritt statt hatte, wobei der dasige französische Minister Basseville ermordet wurde, werde ich nie vergessen. Der Gesandte war Abends vor Sonnenuntergang in dem Corso spazieren gefahren; im Augenblick des Angriffes flüchtete er aus dem Wagen in einen Hausgang, wo er unter der Haustreppe erstochen wurde. Ich stand gerade in der Straße Candatti vor dem griechischen Kaffeehaus mit mehrern andern Künstlern; wir wußten nicht, was auf dem nahen Corso geschah, nur ließ sich ein gewaltiger Lärm von daher vernehmen, worauf bald eine Menge des niedrigsten Pöbels von allen Seiten herbei strömte. Ich und meine Landsleute fanden es rathlich, dem Auflaufe auszuweichen, und nach Haus zu gehen. Kaum war ich einige Minuten auf meinem Zimmer in der Strada Paquini, so vernahm ich aus meinem Fenster einen so fürchterlichen Lärmen in der Entfernung, daß ich glaubte, Rom müsse untergehen. Der Tumult mochte zwei Stunden lang anhalten, und der Lärm verstärkte sich manchmal noch. Unterdessen kam mein Freund und Hausgenosse, Direktor Große aus Wien, nach Haus, und brachte die Nachricht, das römische Volk habe den französischen Ambassadeur ermordet, und wolle jetzt alle Franzosen aus der Stadt verjagen. Nicht lange nachher kam auch einer meiner Freunde zu uns geflüchtet, welcher jenseits des spanischen Platzes wohnte, und weil in jener Gegend der Pöbel die Franzosen in ihren Wohnungen aufsuchte, nicht mehr durch die Haufen hin-

durch konnte. Dieſer ſagte uns voll Schrecken, daß das Volk alle Fremde Haus für Haus aufſuche und dabei immer ſchreie: massacrate tutti gli forestieri (ermordet alle Fremde). Indem wir aus dem Fenſter blickten, ſahen wir ſchon von Weitem dieſen Zug mit vielen brennenden Fackeln durch unſre Straße ſich wälzen. Der Sicherheit wegen baten wir unſere Hausleute, welche über uns wohnten, herunter zu uns in unſer Logis zu kommen, und uns im Nothfall Beiſtand zu leiſten, was ſie auch ſehr willig thaten. Mit Furcht und Schrecken ſahen wir nun, wie ſich die Maſſe von 5 bis 600 Menſchen mit wüthendem Geſchrei von Haus zu Haus dem unſrigen näherte, ohne daß die Polizei oder das Militär dieſem abſcheulichen Aufſtand Einhalt that. Da nun endlich der Zug an unſer Haus kam, und an dem Nebenhaus ziemlich lang ſtill hielt, weil in demſelben ein Franzoſe wohnte, den man nicht finden konnte, ſchlugen unſre Wirthsleute uns vor, mit ihnen an das Balkon-Fenſter zu treten, wo ſie dann ſchon das Weitere für unſer Beſtes vorkehren wollten. Wir befolgten den Rath, und ohne abzuwarten, was dieſe Menſchen nun beginnen würden, rief unſer Wirth ihnen entgegen: meine Herren, ihr ſuchet Franzoſen, hier in meinem Hauſe iſt keiner. Bei mir wohnen brave Deutſche, die hier neben mir ſtehen, und denen werdet ihr doch kein Leid zufügen wollen? Nein, nein, ſchrieen ſie alle, es leben die Deutſchen (eviva gli tedeschi), und hierauf gieng dann der ganze Zug weiter.

Auf ähnliche Weiſe und zu gleicher Zeit durchzogen auch noch andere Horden die Straßen, und zwar einige Nächte hintereinander, wo jedoch ein günſtiger Zufall

wollte, daß jedesmal eine Stunde vor Mitternacht ein abscheuliches Donner- und Regenwetter einfiel, und das Gesindel auseinander jagte. An den Tagen dieser Auftritte war es ebenfalls auf den Straßen sehr tumultuarisch, besonders in der Gegend vom Piazzo d'Ispania, dem Corso und Piazzo di popoli, wo größtentheils die Fremden wohnen, denn während 8 Tagen verließen einige tausend Fremde Rom, und es gab auch noch mit den Franzosen, die größtentheils alle von Rom wegflüchteten, mancherlei Auftritte. Aber auch für Fremde aus andern Ländern wurde jetzt der Aufenthalt unangenehm und manchmal gefährlich, man konnte nicht ohne Besorgniß auf den Straßen herumgehen, weil das gemeine Volk beinahe jeden für einen Franzosen hielt und ihn insultirte. In den ersten 8 Tagen hielt ich mich meist zu Hause, und gieng oft erst Abends 7 Uhr in der Dämmerung zum Mittagessen, bis sich nach und nach das Volk wieder besänftigte, und durch die Regierung mit Hülfe der Geistlichkeit die Ordnung wieder hergestellt war.

Wie leicht es übrigens war, in diesen Zeiten für einen Franzosen gehalten zu werden, und deshalb selbst in Lebensgefahr zu kommen, wird man aus einem einzigen Auftritte sehen, der mir in meinem eigenen Hause begegnete. In dem Hause, wo ich wohnte, logirte zu ebener Erde ein päpstlicher Invalide, dessen alte thätige Frau meinen Freund Grassi und mich bediente. Da nun Grassi, welcher sehr gut italienisch sprach, und deshalb alle unsere gemeinschaftlichen Haushaltungsangelegenheiten besorgte, nicht lange nach jenen Auftritten Rom verließ, so war ich genöthigt, mich selbst meines Hauswe-

ſens anzunehmen. Eines Nachmittags, als ich von Tiſche kam, gieng ich deshalb im Vorbeigehen zum erſtenmal in die Stube des Invaliden, um bei ſeiner Frau zu beſtellen, was ſie mir einkaufen ſollte. Beim Eintritt in die Stube war die Frau im Nebenzimmer, und ihr Sohn, ein Schuſter, der mich vielleicht zuvor nur einigemal geſehen hatte, und mich eben nicht weiter gekannt, ſaß oben auf ſeinem Arbeitstiſch und hörte mein Verlangen, das ich halb in italieniſcher und halb in franzöſiſcher Sprache vorbrachte. Da er mich wahrſcheinlich nicht recht verſtanden, und von mir auf ſeine Fragen zur Antwort erhielt, daß ich zu Hauſe bleiben und nicht mehr ausgehen wolle, nahm er ſein Schuſtermeſſer und ſprang auf mich zu mit den Worten: verfluchter Franzoſe, du ſollſt hier in dieſem Hauſe, wo ich bin, keinen Zufluchtsort finden, und nicht in demſelben lebendig bleiben! Dieſer unſinnige Menſch würde mich gewiß erſtochen haben, wenn ſeine Mutter nicht alsbald herbeigeeilt wäre und ihm geſagt hätte, daß ich in's Haus gehöre, und einer von den beiden deutſchen Künſtlern ſey, die ſie ſchon lange Zeit bediente.

Nicht lange hernach hat ſich dieſer Schuſter bei einem in der Nähe des ſpaniſchen Platzes gehaltenen Madonnen-Feſte, das einem außen auf einem Hauſe angemalten Marienbilde zu Ehren von den in jener Gegend wohnenden Leuten nach römiſcher Sitte mit vieler Pracht und ſelbſt mit Beleuchtung der Häuſer am Abend gefeiert wurde, mit Menſchenblut befleckt, indem er einen Chirurgen, der mit ſeinen beiden Schweſtern am Arme vorübergieng, mit einem Dolch erſtach. Ein böſer Dämon

verleitete sodann diesen Mörder, daß er sich zu meinen Hausleuten, die ober mir wohnten, flüchtete. Ohne dieses zu wißen, wurde ich eines Abends, als ich in der Dunkelheit meine Hausthür aufschließen wollte, auf einmal von einer Wache, die den Kerl aufgespürt hatte, umringt: als man mich aber der Sprache nach erkannte, sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Als ich diesen Vorfall den andern Morgen meinen Hauswirthen erzählte, so sagten sie mir im Vertrauen, daß wahrscheinlich der Aufenthalt des jungen Schuſters, den sie schon seit 14 Tagen verborgen hätten, von der Polizei ausfindig gemacht worden. Hierüber erschrack ich nicht wenig, und erklärte, daß, wenn sie diesen Schuften, der mich selbst schon einmal in die andere Welt hätte fordern wollen, nicht gleich aus dem Hause schafften, so würde ich auf der Stelle ausziehen. Auf diese Art befreite ich das Haus von diesem elenden Menschen, von dem ich nachher nichts mehr hörte. Einige Zeit nach dieser unangenehmen Epoche überfiel mich ein sehr heftiges Fieber, welches ich mir durch einen Spaziergang an einem schönen Frühlingsmorgen auf der Villa mollini außer der Stadt zugezogen hatte.

Um die Gutthätigkeit des römischen Volks zu bezeichnen, und diese Krankheit hier die meisten Fremden ergreift, will ich den Vorfall näher angeben.

Als ich nämlich von meiner Promenade von Monte Mario, wo einst das Heer des Marentius gelagert war, bevor es in Rom eindringen wollte, zurückkam, hatte ich durch das feuchte Gras sehr naße Strümpfe bekommen: mein Hausherr, der dies bemerkte, rieth mir, die Strümpfe sogleich zu wechseln, weil dies in Rom sehr gefährlich

ſey, und ich mir das Fieber zuziehen könne: allein da mich die Feuchtigkeit an den Beinen kühlte und mich gleich nach meiner Nachhauſekunft wieder einer meiner Freunde abholte, um in eine Bildergallerie zu gehen, ſo achtete ich der Warnung nicht, ſondern gieng in den feuchten Strümpfen wieder aus. Aber die Prophezeihung meines Wirths gieng ſchnell in Erfüllung. Schon des andern Tags überfiel mich ein ſo heftiges kaltes Fieber, daß ich gleich phantaſirte und während des Paroxismus das Bewußtſeyn verlor. Ich ließ meinen Arzt kommen, der mir eine Aderlaß und eine Doſis China verordnete. China, erwiederte ich ihm, wollte ich gerne nehmen, zu einer Aderlaß aber könnt' ich mich nur im Nothfall verſtehen. Nachdem ich mehrere ſtarke Doſen von China genommen, und das Fieber nur heftiger wurde, verſicherte der Arzt, daß es nun hohe Zeit ſey, mir, wenn das Fieber ſich wieder einſtelle, während der Hitze eine Ader zu ſchlagen, was denn auch geſchah, und damit war meine Krankheit wie weggewiſcht. Dieſes Fieber, das ich während 8 Tagen 4mal bekam, hatte mich ſo erſtaunlich abgemattet, daß ich über ein Vierteljahr zu thun hatte, um wieder zu Kräften zu gelangen, weshalb ich denn auch über ein halbes Jahr nachher noch China nehmen mußte. Mit Dank muß ich der außerordentlichen Pflege gedenken, die ich während meiner Krankheit von meinen Hauswirthen erhielt, auch wollten die guten Leute durchaus keine Belohnung für ihre Mühe annehmen: denn, wie alle Römer, ſahen ſie die Krankenpflege als eine religiöſe Pflicht an, deren Erfüllung ſie ſich ſelbſt mit Aufopferung unterziehen.

Das Theater hatte mich von jeher angezogen, mehr aber die Oper als das recitirende Schauspiel. In Rom besuchte ich die Vorstellungen fleißig, und vergaß dann gewöhnlich über der herrlichen Musik alles um mich her, was einst zu einer drolligen Szene Gelegenheit gab. Ich hatte mir gerade einen neuen runden Hut gekauft, als einer meiner Schüler, Rivvert, welcher nachher französischer General wurde, und im Jahr 1806 unter General Ney als französischer Obrist die Avantgarde bei dem Feldzug nach Oestreich kommandirte, mit einigen polnischen Edelleuten, welche sich in Rom aufhielten, auf mein Zimmer kam, um mich ins Theater abzuholen. Im ersten Zwischenakt unterhielten wir uns mit zwei sehr schönen Damen, die auf der Vorderbank saßen, welche einen ziemlich betagten päpstlichen Offizier bei sich hatten, und wovon die eine seine junge Frau und die andere ihre Schwester zu seyn schien. Im zweiten Zwischenakt sprachen wir untereinander über die Vortrefflichkeit der Musik von Cimarosa. Während dem fiel meinem Freunde Rivvert sein Hut, den man sonst in Rom gewöhnlich in den Zwischenakten aufsetzt, aus den Händen, und zwischen ihn und mir auf den Boden; als er ihn nun wieder aufgehoben hatte, so bemerkte ich, daß mir der meinige ebenfalls fehlte. Ich und mein Begleiter suchten darnach, aber vergeblich. Endlich bemerkte ich, daß eine der vorerwähnten Damen, die sich mit Bekannten unterhielten, einen Hut mit der Hand verkehrt auf dem Rükken hielt, der in dem Kopf einerlei Devise mit dem meinigen hatte. Ohne mich lange zu besinnen, reichte ich über die Lehne der Bank, um ihr den Hut aus den Hän-

den zu nehmen, in der Vermuthung, daß er mir über die Lehne der vordern Bank aus den Händen gefallen ſey. Indem ich nun den Hut faßte, drehte ſich die Dame um, und fragte, was ich verlange? Meinen Hut, erwiederte ich, welcher mir über die Banklehne hinter Ihnen heruntergefallen. Nachdem wir beide das Eigenthum dieſes Hutes gegenſeitig behaupteten, und meine Begleiter meinen Anſpruch unterſtützten, legte ſich endlich der Offizier, der ſich inzwiſchen noch immer mit den Perſonen in der Vorderbank unterhielt, in den Streit, und fragte, was ich mit ſeinen Damen hier für einen Disput hätte. Nachdem ich ihm die Urſache geſagt, antwortete er: Wie, mein Herr, Sie wollen doch nicht zwei Hüte? Sie haben ja den ihrigen auf dem Kopf. So war es in der That, und die Geſellſchaft nahm meine Entſchuldigung über dieſe Zerſtreuung mit Artigkeit auf.

Während eines Sommers, in welcher Zeit wir Deutſchen gewöhnlich vor der Porta Populo, unweit der Ponte molle, in der Tiber badeten, hatte ich Gelegenheit, einem meiner Freunde, Hrn. Architekt Roſe aus Dresden, welcher nachher, als die franzöſiſche Armee Rom beſetzte, bei derſelben Dienſte nahm, das Leben zu retten.

Als ich nämlich eines Tags mit mehreren Deutſchen in der Tiber badete, ſaßen einige, welche nicht ſchwimmen konnten, blos auf der Seite des Fluſſes, wo das Waſſer nicht tief war. Der nachherige Hofmaler, Feodor Iwanoff (Kalmuk), und ich waren als gute Schwimmer ganz in der Mitte des Stroms, wo er gegen 10 und mehr Fuß tief iſt, und ſchäkerten mit einander, indem wir uns mit Waſſer beſpritzten. Roſe, welcher uns

in dieſer Situation ſah und von der Stadt kam, um ſich ebenfalls zu baden, kleidete ſich ſchnell aus, ohne ſchwimmen zu können, und in der Meinung, daß wir auf dem Boden ſtunden, ſprang er an den übrig Badenden vorbei, um zu uns zu gelangen und an unſern Neckereien Antheil zu nehmen. Als er aber in die Tiefe kam, welche gewöhnlich bei der Tiber nicht nach und nach wie bei andern Flüſſen, ſondern auf einmal anfängt, verſchwand er augenblicklich. Durch ſeinen Sprung kam er jedoch ſo nahe zu mir, daß ich ihn, als ihn das Waſſer wieder emporhob, bei den Haaren ergreifen konnte. Als ich ihn nun etwas über die Oberfläche brachte, um ihn wieder Luft ſchopfen zu laſſen, ſuchte er mich mit beiden Händen zu ergreifen. Ohne mich lange zu beſinnen, ſchlug ich ihm hierauf mit der Fauſt ins Geſicht, daß er ganz betäubt und ſinnlos wurde. Weil ich nun Roſe immer am Schopf hielt, und ihn nur von Zeit zu Zeit wieder über die Oberfläche heraushob, damit er Luft ſchöpfen konnte, ſo war ich nicht mehr Herr, mit einer Hand nach allen Gegenden des Waſſers zu rudern, und der Strom, welcher zwar oberflächlich kaum zu fließen ſcheint, unten aber mit einer außerordentlichen Rapidität fortſtrömt, trieb uns ſehr weit gegen die Stadt fort, ſo daß die Leute, welche am Ufer uns Badenden zuſchauten, mir immer zuriefen, daß ich ihn geben und als verloren aufgeben ſollte, weil ſie befürchteten, daß ich am Ende ebenfalls mit ihm zu Grunde gehen müßte. Feodor, als guter Schwimmer, war uns bisher immer auf der Seite gefolgt, und da er ſah, daß ich nicht genug Kräfte behielt, um das Land zu erreichen, tauchte er endlich unter

das Waſſer und hob Roſe mit dem Kopfe, während ich ihn immer bei den Haaren gefaßt hatte, an das Ufer, wo er alsdann beinahe todt ankam, ſich aber, nachdem wir ihn frottirt und allerlei Mittel angewandt hatten, in einiger Zeit wieder erhohlte. Triumphirend brachten wir ſodann den Geretteten zurück in die Stadt.

Hr. Roſe war nach Rom als ſächſiſcher Penſionär gekommen. Nach einigen Jahren machte er den Feldzug in Neapel und Italien mit, und gieng als franzöſiſcher Aide de camp mit General Leclerc nach St. Domingo. Im Jahr 1806, wo ihn Kaiſer Napoleon vor dem erſten preuſſiſchen Feldzuge in Geſchäften nach Sachſen und Berlin geſchickt hatte, kam er auf ſeiner Retour-Reiſe nach Paris, durch Karlsruhe, um mich als alten Freund zu beſuchen und mir dafür, daß ich ihm in Rom das Leben gerettet, nochmals zu danken. Bei dieſer Gelegenheit erzählte mir derſelbe, daß er in St. Domingo von General Leclerc an die äußerſten Küſten von Indien geſchickt worden ſey, um daſelbſt ein Anlehn in baarem Geld zu holen. Nachdem er nun von dieſer ſeiner Reiſe, wozu er gegen drei Vierteljahre gebraucht, wieder nach St. Domingo zurückkam, traf er den General Leclerc nur noch halb lebend an, indem die franzöſiſche Armee daſelbſt größtentheils zernichtet, der Reſt aber wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt war. Bei dieſer unerwarteten Zurückkunft wurde Roſe von General Leclerc aufgefodert, ſein mitgebrachtes Geld, die Schätze, und andere für das Naturalien-Kabinet in Paris beſtimmte Gegenſtände, was eine ganze Schiffsladung ausmachte, weil viele ausgeſtopfte Thiere dabei waren, nach Frankreich zu bringen.

Roſe verſprach dieſes zu thun, inſofern man es ihm überlaſſe, dieſe Reiſe nach ſeinem Plan anzutreten, und zuerſt von St. Domingo nach Tranquebar in die däniſche Kolonie zu ſegeln, als von wo aus er ſodann das Schiff mit der Bemannung wieder zurückſenden, und dann mit däniſcher Flagge gerade nach London gehen, und von dort nach Frankreich zu kommen ſuchen werde. General Leclerc war dieſes zufrieden, und gab ihm ſeinen Säbel, den er als ein Halbſterbender nicht mehr zu brauchen hoffen durfte, zum Andenken. Als Roſe mit einem däniſchen Schiffe nach London kam, gab er ſich als den Reiſegefährten des berühmten von Humbold aus, indem er dabei äußerte, daß Hr. von Humbold geſtorben und er nun über Tranquebar nach England gereiſ't wäre, um ſeine naturhiſtoriſchen Sammlungen nach Berlin zu bringen. Bei dieſer Erzählung äußerte mir Hr. Roſe, daß er ſich jetzt noch ſchäme, wenn er als Deutſcher denke, daß er auf dieſe Art die Engländer ſo hintergangen und belogen habe, indem dieſe treuherzig ſein Mährchen geglaubt und ſeine Ankunft auf dieſe Art in Lloyd's Kaffeehauſe angeſchlagen hätten. Dabei rühmte mir Hr. Roſe mit der Aeußerung, daß er im Begriffe geweſen, ſich zu erkennen zu geben, die liberale Geſinnung der Engländer, die ihm gaſtfreundlich anriethen, von London nach einem holländiſchen und nicht nach einem franzöſiſchen Seehafen zu fahren, weil, wie ſie ſagten, den Franzoſen (ob ſie gleich dazumal mit den Preußen in Freundſchaft ſtanden), doch nicht ganz zu trauen ſey, zumal da ſolche ſeltene Gegenſtände leicht ihre Habſucht reizen könnten. Um ſich nicht zu verrathen, nahm Roſe den Rath an,

und brachte auf dieſe Art die Schätze von Dominao glücklich nach Holland und von da nach Frankreich, wo er von Napoleon wegen ſeines Wageſtücks gut empfangen wurde.

Den Leſern meiner Schrift wird dieſe Epiſode nicht unwillkommen ſeyn. Roſe blieb nachher in dem preußiſchen Kriege 1809 an der Weichſel.

Während meines Aufenthalts in Rom mußte ich mehrere meiner Landsleute zur Erde beſtatten ſehen. Als Proteſtanten wurden ſie an die Pyramide des Caius Ceſtus begraben. Von den vielen Leichen, als die des berühmten Bildhauers Trippel, Medailleurs Hecker, Architekt Groß aus Stuttgart und Rath Reiffenſtein, war der letzte ein geborner Heſſe, und lebte in Rom über 30 Jahre als ruſſiſcher Rath und war zu meiner Zeit einer der älteſten und berühmteſten Antiquare daſelbſt, ſtarb 1795 und hinterließ einen ziemlichen Reichthum, da er eine ſchöne jährliche Penſion von Rußland bezog, und ihm auch ſeine antiquariſchen Excurſionen, welche er mit den meiſten bedeutenden Fremden ſeit Winkelmann's Tod in Rom und deſſen Umgebungen machte, reichlich bezahlt wurden. Reiffenſtein gab bei ſolcher Gelegenheit meiſt italieniſchen Künſtlern den Vorzug, weil dieſe ihm mehr zu ſchmeicheln wußten.

Daß in Rom auf die irdiſche Hülle eines Fremden, welcher in keinen Familienverhältniſſen und gleichſam verwaiſ't ſteht, nicht viel geachtet wird, ſah ich bei dem Tod Reiffenſteins. Als ich eben in der Barchaci, meinem gewöhnlichen Speiſehaus, mit meinem Reiſegefährten, Hofmaler Cayot, ſaß, trat ein Lohnbedienter (Ser-

vidore di Piazza) zu uns in das Zimmer und meldete, daß so eben Hr. Rath Reiffenſtein verſchieden ſey: zugleich äußerte er ſein Bedauern, daß niemand von ſeinen Verwandten oder Landsleuten, ſondern lauter fremde Diener ꝛc. bei ihm im Hauſe wären. In der Abſicht, unſerm alten verſtorbenen Landsmann, an den ich bei meiner Ankunft in Rom empfohlen war, welchen ich aber ſpäter aus Aerger, daß er die Italiener vorzugsweiſe begünſtigte, nur ſelten mehr beſuchte, doch noch die letzte Ehre zu erzeigen, verließen mein Freund und ich den Tiſch und giengen nach der Wohnung des Verſtorbenen, welche unweit von unſerm Speiſehaus oben auf Trinitati monte ſtand. Als wir in ein vor der Hausthüre gelegenes kleines Gärtchen kamen, erblickten wir ſchon den in ein Leintuch gehüllten Leichnam auf den ſteinernen Platten der Hausflur vor ſeinem Zimmer, und als wir vollends in die Zimmer hineintraten, die größtentheils mit koſtbaren Kunſtſachen und andern koſtbaren Gegenſtänden angefüllt waren, fanden wir die männliche und weibliche Dienerſchaft in voller Arbeit. Gerne hätten wir, zum Beſten der Erben, einige Vorkehrungen getroffen, allein die Anweſenden verſicherten uns, es würden augenblicklich Perſonen erſcheinen, um die Effecten zu verſiegeln. Da uns nun dieſe Leute nicht viel Beſcheid gaben und es uns auch als unzeitiger Dienſteifer gedeutet werden konnte, wollten wir hier unberufen nicht länger verweilen, und verließen das Haus mit traurigen Gefühlen über das Schickſal eines berühmten Mannes, der bei all' ſeinem Reichthum nicht einmal einen Menſchen um ſich gehabt hatte, welcher in den letzten Augenblicken ſeines

Scheidens eine Thräne um ihn vergossen hätte. Den dritten Tag erfolgte die Beerdigung, welche nach obrigkeitlicher Vorschrift für die Bestattung der Protestanten erst Abends, einige Stunden nach Sonnenuntergang, geschieht, und ganz in der Stille unter militärischer Bedeckung bei Schein von Fackeln, die jedoch erst in der Gegend der Grabstätte an der Pyramide des Cestus angezündet werden. Der damalige russische Chargé d'affaires besorgte das Leichenbegängniß und lud daher alle in Rom sich aufhaltende Deutsche, Engländer und Italiener zu demselben Abends eine Stunde nach Sonnenuntergang ein. Um 2 Uhr (2 Stunden nach Sonnenuntergang) begann der Zug. Es fassen je vier und vier in einem Wagen und fuhren langsam hintereinander nach Cajus Cestus hin, wo inzwischen der Leichnam ebenfalls in einem Wagen angekommen war. Vorn an dem Thor, welches das Terrain von Cajus Cestus schließt, und wo man innerhalb desselben links an die Grabstätte und gerade vor sich nach monte testacio (Scherbenberg) kommt, an welchem sich die meisten römischen Familien jeglichen Donnerstag im October versammeln und bei einem Glas Wein lustig machen, wurde der Sarg von der Kutsche quer unter dem Thor abgestellt: die Soldaten schlossen sodann innerhalb des Thors einen Kreis, um das herbeiströmende Volk abzuhalten. Während der Zeit kamen nun auch eine Menge Personen, welche sich bei Monte testacio lustig gemacht, und wollten durch die Soldaten dringen; die, welche zum Leichenzuge gehörten, wurden nun in das Gedränge gerissen, und suchten zu dem Grabe zu gelangen. Allein die Wache, welche uns nicht kannte, indem wir schon

außerhalb des Thors ausgestiegen waren, verweigerte uns den Eintritt, und auf diese Weise gab es wegen dem Ein- und Austritt mit der Wache beinahe einen tumultuarischen Aufstand, bei welcher Verwirrung die italienischen Fackelträger ihre Fackeln, deren jede eine Dukate gekostet hatte, grösstentheils auslöschten, indem sie solche als ihr Eigenthum betrachteten, und sie so viel möglich, ganz erhalten wollten. Dazu kam wohl noch der Umstand, daß sich manche darunter vor ihren Landsleuten schämten, bei einem protestantischen Leichenzuge Dienste zu leisten, und darum ihre Gesichter beim Fackelschein nicht gerne zur Schau stellen wollten. Als wir endlich über den Sarg gestiegen, und innerhalb durch den Kreis der Soldaten mit Mühe gedrungen waren, in welcher Zeit sich auch die Römer, welche von innen nach aussen wollten, meistens verliefen, wurde endlich der Sarg von besondern Trägern auf die Schultern genommen, und so der Weg nach der einige hundert Schritte entfernten Grabstätte eingeschlagen. Als der Zug etwas vorwärts kam, so stieß er auf eine andere päpstliche Wache, die innerhalb des Bezirks ein Pulvermagazin, das erst kurz zuvor daselbst angelegt worden, bewachte. Diese wieß den Zug zurück und nun schrie Alles: (a mano dritta) Rechts! Da die Lichter meist ausgelöscht waren, und die Fremden auch keine Fackeln erhalten hatten, kam endlich der Zug nicht ohne Verwirrung und, nach italienischer Sitte bei solchen Veranlassungen, unter fürchterlichem Gelärm an den Wirthshäusern bei Monte testacio an. Hier schrie nun wieder Alles: (a mano manca) Links! Auf diese Weise hatte sich der Zug in der finstern Nacht und durch

das Geſchrei der Leute verwirrt, ſo daß wir endlich am Monte teſtaccio wieder gegen die Stadtmauer kamen und beinahe über eine Stunde das Grab ſuchen mußten, während deſſen die Träger den Todten einigemal von den Schultern warfen, und auch ſehr oft eine große Menge Menſchen wegen der Unebenheit des Terrains über einander herfielen. Am Grab ſelbſt, dem jedoch die Fremden kaum ſich nähern konnten, weil ſich die Italiener, welche zu dieſem Leichenbegängniß eingeladen waren, mit ihren Bekannten vordrängten, hielt der jetzige Hr. Staatsrath Uden in Berlin eine ſehr rührende und paſſende Rede in deutſcher Sprache, worauf wir dann die Grabſtätte verließen und wieder in unſern Kutſchen nach Hauſe fuhren.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit auch eines merkwürdigen Selbſtmordes erwähnen, der ſich um dieſe Zeit in Rom zutrug. Ein holſteiniſcher Theolog und däniſcher Feldprediger, Hr. Witte, kam im Jahr 1795 ungefähr Anfangs May nach Rom. Bei ſeiner Ankunft fand er zwey Künſtler aus Heſſen, welche ſeit einem Vierteljahr in Rom lebten und ihn auf ihrer Reiſe in Augsburg und München angetroffen hatten. Dieſe erzählten uns übrigen Deutſchen, daß Hr. Witte zwar ein gelehrter, allein auch dabei ein ſonderbarer und überſpannter Mann ſey. Er habe ihnen in München erzählt, daß er in der Welt herumreiſe, um einen Ort zu ſuchen, wo es ihm gefalle, und ſey nun auf dem Wege nach Italien und beſonders nach Rom, wo er ſich häuslich niederlaſſen wolle, wenn ihm jene römiſche Welt zuſage, im entgegengeſetzten Falle wäre er aber entſchloſſen, ſich in Rom

todt zu schießen und von diesem Leben in ein anderes überzugehn. Hr. Witte war kaum ein oder zwei Monate in Rom, so erklärte er diesen seinen Bekannten, daß es ihm in Rom gar nicht gefalle, und unter dem nördlichen wie unter dem südlichen Himmel der Mensch sich abquäle in Thorheit und Wahn; er wolle darum nur noch alles Merkwürdige in und um Rom sehen, und dann ausziehen. Diese Aeußerungen Witte's wurden bald zum allgemeinen Tischgespräche, denen er gewöhnlich selbst beiwohnte, und er scheute sich auch nicht, den Selbstmord gegen andere Deutsche, an die er sich besonders anschloß, zu vertheidigen. Wir suchten alle Gründe auf, ihn von seinen Ansichten abzubringen, und stellten ihm unter andern vor: der Muth des Mannes müsse sich darin bewähren, daß er die Last des Lebens nicht leichtsinnig oder feig abwerfe, sondern männlich trage. Er protestirte jedoch auf das Heftigste gegen diese Behauptung, indem er sagte, daß es eine Klasse gebe, zu der er gehöre, welchen das Leben nichts mehr seyn könne, und die darum sich nach einer andern Welt umsehen müßten, wie der Reisende seinen Stab wieder ergreift, sobald sich ihm an dem Orte seines Aufenthalts nichts Interessantes mehr darbietet. Zugleich versicherte der Unglückliche ruhig und kalt, daß er sich außer der Porta del povolo in der Tiber todt schießen wolle, damit er, falls die Kugel nicht gut treffe, vollends in dem Strome schnellen Tod fände: auch wolle er seine Uhr und einige Stücke Geld zu sich stecken, damit der, welcher ihn im Wasser finde und herausziehe, sich damit für seine Mühe bezahlt machen konne. Auch daß er den Abend vor seinem Auszie-

ben ſeine bedeutende Bücherſammlung den Deutſchen, welche dazumal eine gemeinſchaftliche Bibliothek angelegt hatten, zum Andenken übermachen werde. Alle dieſe Reden machten es ſehr wahrſcheinlich, daß es ihm mit ſeinem Vorhaben Ernſt ſey, und es war nur noch der Tag, wenn er ſolches ausführen wolle, zu wiſſen übrig. Eines Tags, als wir Nachmittags im Caffè greco, wo ſich gewöhnlich die meiſten Deutſchen nach Tiſch verſammelten, eine Geſellſchaft zuſammen zu bringen ſuchten, um eines Abends bei Fackelſchein die Statuen in dem Muſeum zu ſehen, und ihn einer fragte: ob er nicht auch Antheil nehmen wolle? erkundigte er ſich, welchen Abend wir dazu wählen würden? Auf die Antwort, daß ſolches erſt in fünf bis ſechs Tagen geſchehen konne, erwiederte er ganz kalt: Nein, bis dorthin bin ich ausgezogen, und nicht mehr unter euch. Als ich drei bis vier Tage hernach nach Tiſch von meinem Speiſehaus mit einem meiner Freunde, Hrn. Hofrath Hirt, in das Caffè greco gegen zwei Uhr kam, und Hr Witte den Abend zuvor einen ganzen Waſchkorb voll Bücher großtentheils theologiſchen, landökonomiſchen und philoſophiſchen Inhalts, nebſt einem Fernrohr und einem Sonnen-Mikroskop, der neu errichteten deutſchen Bibliothek überſchickt hatte, und nach dem ſelbſt noch der engliſche Leibarzt, Hr. Dr. Temayer, der ſich dazumal in Rom aufhielt, noch hundert Dukaten gegen zehn wetten wollte, daß ſich Witte bei ſeinem ruhigen und kaltblutigen Charakter nicht todt ſchießen würde, kamen uns einige Deutſche, welche mit Hrn. Witte an einem andern Orte geſpeiſt hatten, entgegen, und ſagten, daß derſelbe noch ſehr gut wie gewöhnlich mit ih-

nen zu Mittag gespeist, hierauf Kaffee getrunken, und vor einigen Minuten hier von dem Kaffeehause weggegangen seyn, um sich vor der Porta del popolo in der Tiber todt zu schießen. Indem sie dies erzählten, zeigten sie auf die Bank hin, unter welche er seinen Schlüssel geworfen, weil ihm Niemand denselben abgenommen hätte, um nach seinem Willen die in seinem Zimmer zurückgelaßenen Aufträge zu besorgen. Ich machte meinen Landsleuten Vorwurfe, daß sie den Unglücklichen außer Augen gelaßen, und nicht vielmehr auf seine Rettung Bedacht genommen hätten. Nach kurzer Unterredung beschloßen unsrer 10 bis 12, ihm nachzugehen, da wir es für möglich hielten, ihn noch von seinem Vorhaben abzubringen, oder wenigstens an der Vollführung zu hindern. Vor der Porta del popolo, wo zwei Wege, einer gleich vor dem Thore, der andre aber eine starke Viertelstunde weiter an der Tiber links ging, theilten wir uns, um ihn nicht zu verfehlen. Als nun die erste Abtheilung, welche den kürzesten Weg zu machen hatte, ungefähr an den Ort kam, wo wir Deutschen gewöhnlich badeten, so stand unten an dem Ufer der Tiber Witte, und machte sich gerade seine Pistolen zurecht. Mit finsterm Blick und einer Art Ingrimm sah er auf die Ankommenden. Diese, aus Furcht, er möchte die Pistolen auf sie abbrennen, nahmen Reißaus und brachten die Nachricht auf das Kaffeehaus zurück. Die andere Parthie, welche wegen der vor der Tiber stehenden Häuser eine starke Viertelstunde Weges mehr zu gehen hatte, erblickte den Unglücklichen schon von Ferne, wie er langsamen Schritts bis über die Hüften in den Strom ging, das tödtliche Geschoß auf sich

abdrückte und unterſank. In äußerſter Beſtürzung kam dieſe Geſellſchaft eine halbe Stunde ſpäter, ebenfalls im Kaffeehaus an und erzählte, was ſie geſehen. Des andern Tags, als nun Witte nicht mehr nach Hauſe kam, erkundigte ſich ſeine Hausfrau nach ihrem Hausherrn, den ſie ſehr liebte und hochſchätzte, bei den Deutſchen, welche in ſeiner Nähe wohnten und ihn zu beſuchen pflegten. Dieſe theilten der Frau das traurige Ereigniß mit und ließen ſich von ihr auf Witte's Zimmer fuhren, um nachzuſehen, ob er keine Verfügungen hinterlaſſen. In dem Zimmer fanden ſie ſeinen letzten Willen aufgeſchrieben, wornach die Hausfrau all' ſeine Wäſche und Kleidungsſtücke, und ein jeder von ſeinen Bekannten ein Andenken an ihn, z. B. ein Federmeſſer, das Raſierzeug u. ſ. w. erhalten ſollte. Neben dieſem Schreiben lag ein anderes an ſeine noch lebende Mutter, in welchem er mit kindlicher, innigſter Zärtlichkeit für ihre ihm erwieſene mütterliche Liebe und Pflege dankte, und ſie um Verzeihung bat, daß er ſich auf eine ſcheinbar unerlaubte Weiſe aus dem Leben entferne. Ingleichen nahm er noch in einem Gedicht von ſeiner Schweſter Abſchied, und erinnerte ſie darin an alle Jugendſpiele und Jugendfreuden. Auſſer dieſen 3 Piecen hatte er auch einen Aufſatz über den Mißbrauch der Nonnenklöſter abgefaßt, und nicht wie ſeine übrigen Papiere auf die Seite geſchafft gehabt. In dieſem Aufſatz, den er für den Druck beſtimmt zu haben ſchien, ſuchte er weitläufig zu beweiſen, daß die Nonnenklöſter gegen das Naturgeſetz und gegen das reine Gefühl des Menſchen ſeyen. Was das römiſche Gouvernement mit dieſen Schriften nachher angefangen, wurde

den Deutſchen nicht bekannt, indeſſen ſchickte ſolches den neunten Tag in das Caſe greco, und ließ einige Bekannte des Witte einladen, nach der Tiberinſel zu kommen, wo ein Barcarole, welcher daſelbſt die Ueberfahrt zwiſchen der Engelsburg und der Tiberinſel beſorgt, einen Todten aus dem Waſſer gezogen hatte, den man für den Verunglückten hielt. Die Freunde des armen Witte erkannten ihn ſchnell, obgleich der Leichnam ungeheuer angeſchwollen war. Bei der Unterſuchung fand man, daß er ſich durch den Kopf geſchoſſen, wie er es oft geäußert; in der Taſche fand man ſeine Uhr und ungefähr 4 Scudi, und an der Bruſt, zwiſchen der Weſte und dem Hemde, noch ein geladenes Piſtol. Die eigentliche Urſache dieſes Selbſtmords war, ohne Zweifel, eine Gemüthskrankheit, die in Italien ſich noch verſchlimmerte; denn wie es ſchien, hatte Witte zu leben, und bei ſeiner Bildung und mannichfachen Kenntniſſen auch Gelegenheit, der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu werden.

Ich muß jetzt wieder auf mein Studium in Rom zurückkommen, wo ich im zweiten Jahr meines Aufenthalts die Zeichnung von dem Bade des Hippias nach Lucians Beſchreibung componirte und öffentlich ausſtellte, ſpäter aber nach Hauſe ſchickte. In Rom gewann ich allerdings mit dieſer meiner Arbeit ſehr viel Ehre, und ſie wurde die Baſis meines nachherigen Kredits. Allein zu Hauſe fand dieſe Arbeit keine ſo günſtige Aufnahme. Man ſchickte dieſelbe an das damalige Bauamt zum Gutachten, welches für dergleichen Dinge keinen Sinn hatte, und dem Landesherrſen weitläufig demonſtrirte, daß dergleichen Reſtaurationen von Gebäuden, welche in unſern Tagen nicht

mehr im Gebrauch wären, als leere Phantaſtereien zu betrachten ſeyen, und man mir von Seiten der Regierung aufgeben ſollte, wenn ich je Luſt hätte, einmal in badiſche Dienſte zu treten, dergleichen excentriſche Arbeiten zu unterlaſſen und mein Studium an der ſchönen modernen Baukunſt (nach dem Ausdrucke dieſer Herren) ernſtlich fortzuſetzen. Carl Friedrich ſah indeſſen meine Arbeit mit andern Augen an, und der damalige Miniſter, Hr. von Edelsheim, welcher ebenfalls mit der Kunſt des Alterthums vertraut war, und während ſeines Aufenthalts in Rom ſelbſt mehrere Jahre auf vertrautem Fuß mit Mengs, Winkelmann u. ſ. w. gelebt hatte, ſchrieb mir einen ſehr ehrenvollen und ſchmeichelhaften Brief, und ermunterte mich auf dem betretenen Wege fortzuwandeln, zugleich meldete er mir, daß er den Auftrag habe, mir 25 Louisd'or auszahlen zu laſſen. Was mich aber noch mehr erfreute, war der Schluß ſeines Schreibens, worin er ſagte, ich ſollte mich durch kein ungünſtiges Urtheil in meiner Vaterſtadt irren laſſen, und nur auf das Urtheil der Kenner Werth legen. Jene collegialiſche Anſicht meiner Arbeit blieb indeſſen meinen Verwandten und Freunden, die mir gleich hierüber Nachricht gaben, nicht verborgen, und ich mußte deshalb Vorwürfe hören, daß ich mein Vermögen in Rom nicht ganz zweckmäßig auf mein Studium verwendete, weil, wie ſie mir ſchrieben, unſer Vaterland keines Roms für das Studium der Kunſt bedürfe. Wäre ich nicht handhaft genug geweſen, ſo hätten mich dieſe Vorgänge wohl muthlos machen können. Allein ich war damals ſchon zu lange unter Menſchen von höherer Bildung und ſah zu

gut ein, daß, wer sich über das Mittelmäßige erheben will, die Bedenklichkeiten und den Tadel des großen Haufens nicht achten darf.

Von den verschiedenen Schülern, theils Deutsche, Franzosen, Schweden, Italiener und Spanier, welche ich in Rom nach und nach unterrichtete, will ich nur eines Spaniers wegen seines Stolzes erwähnen. Um meine Tagsgeschäfte nicht zu unterbrechen, indem ich nicht mehr Unterrichtsstunden gab, als ungefähr für meinen Lebensunterhalt [illegible] war, gab ich die Stunden gewöhnlich Vormittags von 11 bis 12, oder nach Tisch von 2 bis 3, weil ich abnehm wegen des Mittagessens ausgehen mußte, und keine Zeit durch besondres Ausgehen verlieren wollte. Als ich nun eines Tags um 11 Uhr zu diesem Spanier, Don Georgo kam, war er nicht zu Hause; seine Hausfrau empfing mich daher und sagte mir, daß ich ein wenig mit ihr auf das Zimmer kommen möchte, weil Don Georgo gleich wieder nach Hause kommen würde, und er ihr aufgetragen hätte, mich bis dahin zu unterhalten. Diese sehr geschwätzige und ansehnliche Dame sagte mir dann, daß sie oft mit Vergnügen von ihrem Hausherrn, Don Georgo, die Lobeserhebungen über meine so große und einzige Geschicklichkeit hörte, die in Rom seit lange nicht mehr gefunden werde. Ich stutzte über diese Aeußerungen und fragte sie, für wen sie mich denn halte? Für einen Astronomen, erwiederte sie, in welcher Wissenschaft Sie meinen Hausherrn instruiren. Ob ich nun gleich der Dame versicherte, daß sie sich hierin irrte und ich von der Astronomie wenig oder gar nichts verstände, so wollte sie solches doch nicht glauben, und meine Gegenversicherun-

gen als Bescheidenheit auslegen. Aus diesem Diskurs merkte ich übrigens, daß mein Scolare, welcher wegen seines gesetzten Alters schon ein großer Architekt seyn wollte, und zuvor schon viele Jahre in Paris, und jetzt auch schon einige Jahre in Rom die Baukunst studirt hatte, neben dem auch als Professor bei einigen Akademien fürs Geld aufgenommen war, sich schämte, noch Unterricht bei mir zu nehmen. Bei seiner Zurückkunft machte ich ihm deshalb Vorwürfe, und erklärte, daß ich ihm von nun an keinen weitern Unterricht geben würde; denn wenn er so eitel wäre und sich dessen schämte, so beiße ich eben so viel Eitelkeit; ich unterrichtete nicht blos des Geldes, sondern auch der Ehre wegen, und er dürfe sich nicht erlauben, mich in den Ruf eines Narren zu bringen.

Er gab mir jetzt noch lange die besten Worte, und weil er sehr reich war und von vornehmer Familie, so daß er nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland eine große Rolle zu spielen hoffte, wollte er mich auch mit nach Spanien mit einer reichlichen Belohnung auf 3 Jahre nehmen, um ihm während der Zeit ein oder zwei Personen für sein Bureau in der Baukunst abzurichten. Allein trotz aller dieser Anbietungen wollte ich mich mit dem Narren nicht wieder einlassen.

Der bekannte Lord Bristol bot mir um diese Zeit ebenfalls ein Engagement an. Ich sollte ihm ein Palais bauen zur Aufstellung seiner vielen Kunstwerke, die er während seines öftern Aufenthalts in Rom kaufte, wobei er die Sonderbarkeit hatte, jeden Tag, so lange er in Rom war, hundert Dukaten gewöhnlich, bei außerordentlichen Gelegenheiten aber auch wohl das Doppelte auszugeben. Dieses Palais wollte er

auf seinen Gütern errichten, und ich sollte ihm daher nach England folgen. Allein meine Freunde, welche diesen launigen Lord Briſol, der übrigens sehr viel für Kunst und Künstler durch sein Geld gethan, beſser als ich kannten, riethen mir ab, indem sie aus eigner Erfahrung wußten, daß der Lord in seiner Großmuth nachzulaſsen pflege, am Ende aber den Künstlern das Leben sauer mache. Da ich nun nicht gern von fremder Laune abhängen wollte, überließ ich den Antrag einem italienischen Architekten. Die Summe, welche Lord Briſol täglich für Kunſtsachen ausgab, veranlaßten in Rom einen beſondern Kunſt-Commerz, und man hatte oft Mühe, ſich vor den vielen Mäklern, welche mit ihrer Waare vor deſſen Hauſe auf der Straße ſtanden, ſich demſelben zu nähern. Kam man vollends in das Haus, ſo ſtanden ſo viele Italiener auf dem Vorplatz, auf der Treppe und in dem Vorſaal, welche da ihre Arbeiten zur Schau aufgeſtellt hatten, damit ſie der Lord beim Ausgehen ſehen ſollte. Dieſer Kunſtmarkt zeichnete ſich noch dadurch beſonders aus, daß ſich unten vor des Lords Wohnung, in dem Veſtibüle und auf der Treppe die Bilderhändler, in dem Vorſaal die ordinären italieniſchen Künſtler aufſtellten, und daß es nur den Fremden und ausgezeichneten Italienern erlaubt war, in die Zimmer des Lords zu treten, als wo er ſich dann gewöhnlich in den Morgenſtunden mit denſelben unterhielt.

Da es übrigens ſcheinen möchte, daß das Geld in Rom für einen fremden Künſtler leicht zu gewinnen ſey, ſo will ich hiergegen die Geſchichte meiner erſten Einnahme daſelbſt anführen, die mir trotz meiner vielen Arbeit nicht ſo leicht

zu erhalten war. Ich hatte bereits gegen 3 Jahre in Rom zugebracht, und bis dahin von meinem eigenen nicht sehr bedeutenden Vermögen gelebt, welches mir fernerhin keine großen Ausgaben erlaubte; jetzt war es nöthig, an Gegenwart und Zukunft alles Ernstes zu denken, zumal da durch die französische Besitznahme der Lombardie und des Venezianischen alle Communication mit Deutschland gehemmt war, und dadurch schon mehrere meiner Landsleute in die äußerste Verlegenheit wegen ihrer Pensionen und von Haus erwarteten Geldes gekommen waren. Ich stand gewissermaßen an einem Scheidewege; hier winkte mir die Kunst, dort zeigte sich Sorge für die Zukunft. Ich öffnete mein Herz meinem Freund Hirt, der mir zur Antwort gab: es sey ihm leid, meine Verlegenheit erst jetzt zu erfahren, indem er schon öfter von Fremden angegangen worden, ihnen diese oder jene architektonische Arbeit fertigen zu lassen; allein er habe sich bisher genirt, sich an mich zu wenden, indem er geglaubt, daß ich reich genug sey, um mein Studium aus eigenen Mitteln in Rom fortzusetzen.

Da übrigens meinem Freunde H. selbst an meinem längern Aufenthalt in Rom gelegen war, indem er eine antiquarische Arbeit vorzunehmen gedachte, wozu ich ihm die Zeichnungen fertigen sollte, so verschaffte er mir bald eine Einnahme. Die erste Arbeit, die ich durch seine freundschaftliche Verwendung erhielt, war die Fertigung eines Bauplans zu einer Kirche für den F. K. Dieser wollte aber schon in acht Tagen abreisen, und da es mir nicht möglich war, in so kurzer Zeit etwas Ausgeführtes und Tüchtiges zu liefern, versprach ich einem Maler, mit

dem ich zusammen wohnte, und der sich aus Mangel an Unterstützung kaum ernähren konnte, von Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden, wenn er mir an dieser Arbeit helfen und die innere Dekoration, welche in einem Cyklus das Leben Christi vorstellen sollte, zeichnen würde.

Da wir beide Tag und Nacht arbeiteten, so brachte ich die Risse schon in der halben Zeit fertig. Wie ich nun selbige meinem Freund des Morgens brachte, um sie nach Verabredung dem F. K. zuzustellen, wollte es der Zufall, daß mein Freund gerade eine Verhinderung hatte und mich ermunterte, meine Arbeit selbst und wo möglich der Gemahlin des Hrn. F. K. zu übergeben, weil dies eine sehr gebildete und interessante Dame sey. Ich befolgte den Rath, allein die Bedienten des Hauses ließen mich so lange im Vorzimmer warten, wahrscheinlich, ohne mich auch nur zu melden, daß mir endlich die Geduld ausging und ich, nach einer Stunde vergeblichen Harrens, mich voll Aergers entfernte. Auf dem Heimweg sprach ich bei einem Freunde ein, welcher eben für F. K. einige Bilder malte. Wir hatten kaum ein Gespräch angefangen, als unser Patron hereintrat. Mein Freund stellte mich ihm vor, und seine erste Frage war nach den Zeichnungen. Ich erzählte, was mir so eben in seinem Hause begegnet, und gab ihm die Zeichnungen, auf die er blos einen flüchtigen Blick warf. Erlauben Sie, sagte er, mit höflicher Artigkeit, daß ich ihre schönen Arbeiten sogleich mit mir nach Hause nehme und sie meiner Frau zeige, welche sich schon lange auf dieselben freut, und erweisen Sie uns dann morgen früh die Ehre, uns zu besuchen. Am andern Morgen begab ich mich voll

ſchöner Hoffnungen zu dem Ehrenmanne, der mich mit Höflichkeit und Lob überhäufte, und dabei versicherte, seine Frau sey entzückt von meiner herrlichen Arbeit. Zugleich fragte er mich nach dem Preise. Dies setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, da er jedoch darauf bestand, so forderte ich stammelnd zehn Zechinen, aber mit so leiser Stimme, daß ich mich selbst kaum hörte. Er eilte in das Nebenzimmer und drückte mir, als er wieder zurück kam, Geld in die Hand. Es ist eine Kleinigkeit über die Forderung, setzte er hinzu, und ich bedaure nur, daß meine Frau noch zu Bette ist und ihre Bekanntschaft jetzt nicht machen kann. Ich empfahl mich und hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als nach dem Schatze in meiner Hand zu sehen. Aber statt der zehn Zechinen waren es drey Scudi. Ungewiß, ob es ein Irrthum sey, schämte ich mich, umzukehren, ging aber sogleich zu Freund H., dem ich mein Schicksal erzählte. Vielleicht, setzte ich hinzu, vielleicht hat der Mann drey Scudi verstanden, weil ich sehr leise gesprochen. Es mag seyn, erwiederte H., daß Sie sich versprochen haben, allein wenn Hr. F. K. kein unvernünftiger Geizhals wäre, so hätte er wohl begreifen können, daß Sie ihm so bedeutende Risse nicht um eine Zechine zu fertigen im Stande sind: leider kenne ich von demselben eine ähnliche Geschichte, und in der That kostet es seiner trefflichen Gemahlin genug Mühe, des Mannes Sottisen und Bettisen wieder gut zu machen, so oft es angeht. Er rieth mir nun, den Patron über ein mögliches Mißverständniß aufzuklären, und die zehn Zechinen oder meine Zeichnung wieder zu verlangen. Ich befolgte den Rath, und schrieb an F. v. K. ein Billet. Ein Paar

Tage nachher brachte mir sein Jäger die Zeichnungen mit allerlei Entschuldigungen. Ich wollte dem Jäger die 3 Scudi zurück geben, aber er verließ mich mit der Versicherung, er dürfe das Geld nicht nehmen, es sey für meine Auslagen, für Papier, Farben ꝛc.

Voll Scham und Aergers ging ich sogleich zu meinem Freunde, welcher der Frau v. K. in Neapel Unterricht im Figurenzeichnen gegeben, und bat ihn, der Dame die 3 Scudi zuzustellen. Mein Freund schüttelte den Kopf, versprach aber, den Auftrag zu besorgen. Dies that er auch in der nächsten Stunde, und kam sogleich auf mein Zimmer. Er habe, sagte er, die Frau von K. so eben gesprochen, sie sey ob der saubern Geschichte ganz außer sich gekommen. Als sie nachher aus meinem Schreiben an ihren Mann gesehen, daß ich meine Risse nur unter der Bedingniß zurückgefordert, wenn ihr Herr Gemahl selbige für 10 Dukaten zu theuer fände, so sey sie ganz beschämt über dessen Benehmen, und habe ihm das Geld mitgegeben, um mich für die Verabfolgung der Risse zu bitten. Ob mir nun gleich das nunmehrige Verlangen meiner Risse ehrenvoller, als die erste Uebergabe schien, so weigerte ich mich doch; allein mein Hausfreund, dem ich ein neues Kleid anzuschaffen versprochen, war trotz meines Widerstrebens andrer Meinung, und indem er die Risse aus meinem Portefeuille holte, äußerte er, daß ich hier nicht bloß auf meine Ehre, sondern auch auf die Rechnung für sein neues Kleid zu sehen hätte; ich mußte somit nachgeben, und die Zeichnungen überlassen.

Bis jetzt habe ich noch nichts von den römischen Feierlichkeiten gesagt, welche besonders die Künstler in-

tereſſiren, und auch meine beſondere Aufmerkſamkeit angezogen. Ich will nur einiger gedenken.

Beſondere Feſte haben die fremden Künſtler in Rom keine, indeſſen machen ſie ſich dergleichen, bei der Ankunft oder Abreiſe eines ihrer Bekannten, oder auch bei Vollendung einer ihnen gelungenen und bedeutenden Arbeit, als worauf gewöhnlich eine Landreiſe in Geſellſchaft guter Freunde, die ſich immer willig dazu finden, unternommen wird, und wobei es beſonders auf zwangloſe Unterhaltung abgeſehen iſt. Uebrigens kann man die ſonntäglichen Zuſammenkünfte der Künſtler, wo ſie gewöhnlich in der Frühe vor Tiſch die verſchiedenen Gallerien und andere Kunſtſammlungen, Nachmittags aber die in und um Rom gelegenen Villen, Ruinen ꝛc. miteinander beſuchen, und hierauf gewöhnlich ein freundſchaftliches Abendeſſen einnehmen, ebenfalls Feſte nennen, indem wenigſtens bei ſolchen Veranlaſſungen heitrer Scherz und laute Freude herrſchen, und die lehrreichſten Mittheilungen über die geſehenen Objekte ſtatt finden. Zu meiner Zeit feierten die Künſtler, und überhaupt die fremden Deutſchen bloß die Neujahrsnacht mit einem Schmaus, wo ſich gewöhnlich in dem Speiſehaus Cavaletto die meiſten verſammelten, und nachdem ſie miteinander zu Nacht geſpeiſt, die letzten Stunden des Jahrs mit einem Punſch ſchloſſen. Waren die erſten Punſchgläſer geleert, und die Geſellſchaft in luſtiger Stimmung, dann wurde eine Rede gehalten, wobei ein Anderer die Hände des Redners zu mancherlei komiſchen Geſtikulationen in Bewegung ſetzte. Da zu dieſer Poſſe gewöhnlich der witzigſte Kopf aus der Geſellſchaft gewählt ward,

und es an Stoff, die Zuhörer über ihre im alten Jahre begangenen Thorheiten und ähnliche Dinge zu unterhalten nie fehlte, so bildete der Uebergang von dem Alten in das neue Jahr, ein langersehntes Freudenfest für die Künstler in Rom, zumal da die Getränke dabei nicht gespart wurden, und in allen Sprachen, selbst in Versen gescherzt ward, und auch der Unsinn die Lachlust erhohlte.

Nicht selten geschieht es auch, daß die Künstler an den jährlichen Vergnügungen der Römer, auf den ersten Mai, oder in der Herbstzeit an den sogenannten fetten Donnerstägen (Giovedi grassi) Antheil nehmen. Die Römer versammeln sich dann mit ihren, meist schönen und oft auch gefälligen, Hausfrauen auf Monte-Testaccio in einer Villa, oder auch auf dem Lande, erlustigen sich mit Musik, Tanz und Scherz. Ohne daß ich mir nun gerade dergleichen Ausgaben oft erlaubte, ließ ich mir doch keinen Vorwurf wegen Versäumung einer solchen Villeggiatura oder Landpartie machen, und in Gesellschaft mit meinen Freunden, besuchte ich auch gerne und nicht selten dergleichen Orte, wo man die Romer so heiter und vergnügt findet, daß ihnen wohl in der Welt kein Volk darin gleich kommt: denn hier siehet man malerische Tänze, man hört den Improvisatore mit poetischem Grüße und Scherz die Gesellschaft erheitern, und sie oft zur Musik und zu einem gemeinschaftlichen Gesange aufmuntern, und Jugend und Alter mischen sich im bunteſten Wechsel. Zu diesen Vergnügungen gehört auch der Carneval, wobei sich jeder Fremde den Nachmittag im Corso einfindet. Dort sammeln sich die Masken, die

eine ganz eigene komiſche Welt bilden, wie ſie Göthe ſo ſchön beſchrieben. Eben ſo ergötzlich iſt auch der Schluß eines ſolchen Tages, der ſich gewöhnlich mit einem Pferderennen, und dem Anzünden der Lichter endigt, worauf dann die Maſken in die Theater zum Tanzen ziehen. Von den kirchlichen Feſten, welche in Rom alljährlich ſtatt finden, die für das Studium der Künſtler von großer Bedeutung ſind, und treffliche Vorbilder in Abſicht auf Koſtüme und ſinnvolle Anordnung abgeben, will ich nur einiger gedenken, welche auf mich einen beſondern Eindruck gemacht. So war mir z. B. die von Sr. päpſtlichen Heiligkeit am Oſtertag gegebene Benediction, zu welcher viele tauſend Menſchen aus allen Welttheilen nach Rom wallfarthen, eine äußerſt intereſſante Scene, die ich nie verſäumte, und ſelbſt mit Rührung jedesmal ſah. Eben ſo wohnte ich auch mit vielem Intereſſe der Fußwaſchung, und dem in der Sixtiniſchen Kapelle am grunen Donnerſtag und Charfreitag aufgeführten Miſerere bey, wo das Auge durch die von den anweſenden Cardinälen, Biſchöfen und andern Geiſtlichen in Gegenwart des heiligen Vaters gehaltener Feier ergötzt wird, indeß die erhabenen Töne von Nomelli oder Pergoleſi von mehr als 80 Baſſiſten und Caſtraten vorgetragen, das Herz in unnennbare Gefühle einwiegen. Beſonders feierlich war mir auch die Proceſſion am Frohnleichnamstage, wo die Straße, durch welche der Zug geht, oben an den Häuſern ganz mit Tuch überdeckt, der Boden mit rothem Sand und Lorbeerblätter beſtreut iſt, und die Häuſer zu beiden Seiten an den Fenſtern mit den koſtlichſten, goldgeſtickten, ſammtnen Draperien be-

hangen und geſchmückt ſind. Der heilige Vater erſcheint hier faſt wie ein höheres Weſen, indem er links und rechts ſeinen Segen über das Volk austheilt, und auf einem mit vielem Pomp und Glanz angeordneten Traggerüſte, hinter einem kleinen Altar, und vor einem mit weißen Pfauenfedern, gleich den Sonnenſtrahlen geformten, Halbzirkel kniet, hinter ihm ſein Hofſtaat und ſeine Garde. Dieſen folgen dann alle verſchiedene Ordensgeiſtlichen mit ihren Monſtranzen, koſtlichem Rauchwerk und Muſik. Das ſtattliche und ehrenvolle Anſehen, der bei dieſem über eine Stunde dauernden Zuge befindlichen Diener des Herrn; die Auszierung der Häuſer, aus deren Fenſter die Zuſchauer Blumen und Lorbeeren auf den Zug werfen, das myſteriöſe Tageslicht, da die Sonnenſtrahlen nur ſchwach durch die über die Straße aufgeſpannten Tücher eindringen, die Wohlgerüche, welche das Rauchwerk und die Blumen verbreiten, bezaubern die Sinne und verſetzen uns in eine überirdiſche Welt.

Die Einweihung der Thiere an dem Feſttage des heiligen Antonius von Padua, das Feſt aller Seelen, wo man die oft ſehr kunſtvoll ausgezierten Grufte beſucht: ſo wie auch das Heilig- und Seligſprechen, und noch mehrere andere kirchliche Feſte geben ebenfalls dem Künſtler zu mannichfaltigen Betrachtungen und Studien Anlaß, und in dieſer Hinſicht bleibt Rom für ihn der einzige Ort. Rückſichtlich der während meines Aufenthalts in Rom erlebten außerordentlichen Feſte und Feierlichkeiten, bleibt das im Jahr 1796 statt gehabte Wunder für mich eines der merkwürdigſten; denn es begann unter furchtbaren Andeutungen für alle Fremden

Nach dem Falle von Mantua, ſah man täglich dem Einmarſche der Franzoſen in den Kirchenſtaat entgegen; der römiſche Pobel, ſchon lange aufgereizt gegen die Franzoſen, gerieth in Wuth gegen alle Foreſtieri, und die päpſtliche Regierung ſah ſich genothigt, ihre Zuflucht zu einem außergewöhnlichen Mittel zu nehmen, welches nur lächerlich finden kann, wer den Charakter der Römer nicht kennt. Die beſten geiſtlichen Volksredner wurden beauftragt, auf öffentlichen Plätzen zu predigen, und das Volk, wenn die Franzoſen in Rom erſchienen, zur Ordnung und Ruhe zu ermahnen.

Als Einleitung zu dieſen Volksreden geſchahen Wunder, und in den erſten Tagen, bis man wußte, wohin dieſelben deuten ſollten, war jeder Fremde in Rom für ſeine Sicherheit um ſo mehr beſorgt, da ſich das Volk zuerſt ſchaarenweiſe auf den Straßen ſammelte, und von einem Madonnenbilde zum andern zog, um zu ſehen wie dieſe Bilder gleich lebenden Menſchen die Augen bewegten. Bald bildeten ſich Maſſen von vielen tauſend Menſchen, die mit Geſang, und in der größten Devotion von einem wunderthätigen Madonnenbilde zu dem andern, und ſo auch von einem Platz zum andern in Proceſſion bei Tag und Nacht wanderten; allmählig wurden die Gemüther beſänftigt, man ſah das Unglück als eine Fügung des Himmels an, die harten Friedensbedingungen von Tolentino wurden mit Faſſung aufgenommen, und der Fremde freute ſich bald wieder der alten Sicherheit.

Noch will ich etwas weniges über die äußerliche Anordnung dieſer Feſte in Hinſicht ihrer Beleuchtung be-

merken, welche gewöhnlich mit großer Kunſt und optiſchen Kenntniß angeordnet iſt. So ſieht man z. B. zur Weihnachtszeit ſelbſt bei Privatperſonen die ſogenannte Preſepien, welche die Geburt Chriſti vorſtellen, und durch das Tageslicht ſo ſchön beleuchtet werden, daß ſie keine bloße künſtliche Vorſtellung, ſondern vielmehr die Natur ſelbſt zu ſeyn ſcheinen. In neuern Zeiten hat man zwar mit den Transparenten ebenfalls die Natur in täuſchender Anſicht nachzuahmen geſucht; allein der Effect dieſer Vorſtellung muß jener Anordnung, welche die Gegenſtände theatraliſch hinter einander ſtellt, weit weichen, weil dort bloß eine zerſtreute und gleichförmige Beleuchtung ſtatt findet, während bei den Preſepien das einfallende Licht den Gegenſtänden ſelbſt Licht und Schatten gibt. Eine eben ſo glückliche und auf den Effect wohl berechnete nächtliche Beleuchtung iſt wohl die ſogenannte Kreuzbeleuchtung am Gründonnerſtag und Charfreitag in der St. Peterskirche, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, je einen ſchönern und größern Effect durch das Lampenlicht, auf verſchiedene Gegenſtände zugleich angewandt, geſehen zu haben. Beim Eintritt in das große Schiff der Kirche, wo man aus dem Dunkel das auf der Seite des Hochaltars in der Luft ſchwebende Kreuz erblickt, das ſich auf der hintern Dunkelheit des Chors ganz rein und ſcharf abbildet, ſein Licht auf die nahe gelegenen Gegenſtände und auf die unten umherſtehenden Menſchengruppen ausbreitet, und auf keine Art geſtört iſt, weil an dieſen Tagen beinahe kein andres Licht in der ganzen Kirche angeſteckt wird. — fühlt man ſich von einem heiligen Schauer durchdrungen, der

kann endlich in Bewunderung über die treffliche Anordnung übergeht.

Mit eben so vieler Bewunderung sah ich auch mehrmals die äußere Beleuchtung der St. Peterskirche, in der Nähe und Ferne, und es gewährt eine eigene Ueberraschung, wenn dieser gewaltige Tempel schon vor der Dämmerung mit kleinen Lampen illuminirt wird, so daß das ganze Gebäude beim Uebergange des Tags in die Nacht, mit den glänzendsten Perlen überstreut zu seyn scheint. Um 1 Uhr in der Nacht (1 Stunde nach Sonnenuntergang), auf den ersten Glockenschlag, werden die großern Lampen zu gleicher Zeit angezündet, was einen feenhaften Anblick gibt, indem nun das ganze Gebäude, wie durch einen Zauberschlag der Glocke, wie verklärt in Flammen steht, und das vorangehende Spielwerk der kleinen Lampen ganz dem Gesichte entschwunden ist.

Nicht weniger als bei dieser Beleuchtung, wird man von dem Feuerwerk auf der Engelsburg, wo mehrere tausend Raketen auf einmal in die Höhe steigen, überrascht, und es ist trefflich berechnet, daß etwa eine Stunde, nachdem die Beleuchtung der Peterskirche begonnen, als Nachspiel das Feuerwerk auf dem Castell St. Angelo gegeben wird. Diese Erscheinungen gewinnen noch besonders dadurch, daß sich die Reflexe in der nahe an dem Castell vorbeifließenden Tiber abbilden, und sie doppelt sichtbar werden.

Ich muß bei dieser Gelegenheit folgende Anecdote erzählen. Als der griechische Kaffeewirth seine drei Schenk-

zimmer, wo gewöhnlich in dem vordern, größern Gemach die Gäste von allen Nationen, in dem hintern die Deutschen, und in dem mittlern die Spanier sich zu versammeln pflegten, neu ausmalen lassen wollte, und hiezu von einigen italienischen Künstlern die Zeichnung im kleinen hatte fertigen lassen, kam ich eines Nachmittags in das Caffe greco, um, wie gewöhnlich, nach Tisch eine Tasse Kaffee zu trinken. Der Kaffeewirth zeigte mir die Skizen mit dem Bemerken: wie er nunmehr gesonnen sey, seine Kaffeezimmer ausmalen zu lassen, und verlangte dabei mein unbefangenes Urtheil über die Anordnung, besonders über die emblematischen Verzierungen, welche mit Beziehung auf die verschiedenen Nationen dabei angebracht werden sollten. Der gute Mann erwartete von mir großes Lob über seine scharfsinnigen und witzigen Gedanken; aber ich lachte: und suchte ihm zu erklären, daß es sich nicht wohl schicke, in das vordere, große Gemach, wo gewöhnlich Gäste von allen Nationen hinkamen, oben an der Decke zur Bezeichnung der vier Welttheile, Pferde, Kameele, Elephanten und Löwen anbringen zu lassen, indem diese Thiere nicht an den Decken, sondern nur auf dem Boden zu gehen verständen, also leicht herunterfallen und ihm einen Gast todtschlagen konnten. Er meinte: da es ja nur gemalte und keine wirklichen Thiere seyen, so könnten sie wohl auch an der Decke wandeln. Ich erwiederte: wenn sie gut gemalt wären, so müßten sie auch den natürlichen Thieren gleichen, und dann wäre es ja schreckhaft, sie über eines Kopf schweben zu sehen. ich mochte ihm anrathen, sich von seinen Malern etwas passenderes für

ſeine Kaffeeboutique aufzeichnen zu laſſen. Als ich nun den nächſten Sonntag wieder in das Kaffeehaus kam, wandte ſich derſelbe wieder an mich und ſagte: Mein Herr, ich bin dieſen Morgen in den erſten Kirchen von Rom geweſen, und habe in den mehrſten derſelben oben an der Decke die vier Welttheile ebenfalls durch gemalte Thiere vorgeſtellt geſehen, und dieſe Gemälde ſind nun ſchon alt und noch nicht heruntergefallen, und ich glaube, daß ſie wohl auch in meinem Kaffeehaus anzubringen ſind: denn, ſetzte er hinzu, heut zu Tage macht man über alles Kritiken, ſogar über St. Peter. Weil ich mich nun mit dieſem Manne nicht weiter einlaſſen wollte, auch merkte, daß er ſeinen Malern meine Kritik mitgetheilt hatte, und daß dieſe ſolche nicht ganz günſtig aufgenommen haben mochten, ſo ſagte ich ihm: er mochte es denn auch ſo machen laſſen, ich hätte ihm meine Meinung nur auf ſein Verlangen geäußert, und er ſollte ſich deßhalb über meine Kritik hinausſetzen.

Nachdem nun das Zimmer, worin ſich gewöhnlich die deutſchen Künſtler alle Abende verſammelten, mehrere Wochen wegen des Ausmalens verſchloſſen war, und dann wieder geöffnet worden, hatten die italieniſchen Maler, um ſich an mir zu rächen, an die eine Wand eine große Landſchaft in Fresko gemalt, worauf als Staffage mein Freund Feodor, der dazumal mit mir zuſammen wohnte, auf einem Eſel ſaß, den ich an einem Seil über eine Brücke führte, und in der andern Hand einen großen Zirkel hatte. Dieſen Zug ſchloß Maler Frey, der ebenfalls unſer Hausgenoſſe war, ein großes Portefeuille

und einen Sonnenschirm uns nachtragend. Als nun die deutschen Künstler einer nach dem andern dieses Tableau sahen, und von mir die Ursache dieses italienischen Witzes vernahmen, kamen sie einmüthig überein, daß man diese Neckerei, über deren Erfindung ich mich mit Recht lustig gemacht, nicht dulden dürfe, und ich Namens aller Deutschen, dem Wirth bedeuten möchte, die Staffage auslöschen zu lassen, widrigenfalls wir von ihm weg in ein anderes Kaffeehaus ziehen würden. Da nun der Wirth dieses Bild, das mir übrigens gar nicht zuwider war, für ausserordentlich schön hielt, so wollte er es nicht vernichten, und ließ es darauf ankommen, bis sämmtliche Deutsche, die den größten Theil seiner Gäste ausmachten, in das sogenannte englische Kaffeehaus auf dem spanischen Platz zogen.

Als nun der Mann sah, daß es uns Ernst sey, da wir ihm alle auf einen Morgen das Frühstück, welches er durch seine Kaffeejungen in unsere Häuser schicken ließ, wieder zurückschickten, auch zu Mittag und Abend nicht mehr zu ihm kamen; so ließ er endlich die Staffage, in so weit sie sich auf mich und meine beiden Hausgenossen bezog, abändern. Allein seine Maler machten es nur noch schlimmer, verwandelten Feodor auf dem Esel in einen Türken, was sie wegen seines damaligen Kostums leicht thun konnten, mich in einen deutschen Soldaten mit großen Stiefeln, und Frey in einen ordinären Eselstreiber. Durch diese Verwandlung glaubten sich alle Deutschen verletzt, und drangen nun mit Ernst darauf, daß der Kaffeewirth die ganze Staffage von seinen Malern mußte auswischen lassen,

wenn er anders wolle, das wir wieder bei ihm einkehren ſollten, was er denn auch mehrere Tage darauf thun ließ. Seine Maler begnügten ſich nun, jenſeits der Brücke vor ein großes Gebüſch einen bellenden Hund zu ſtellen. Ob dieſer Hund ſie ſelbſt repräſentiren, oder eine neue Satyre auf uns ſeyn ſollte, war ſchwer auszumitteln; wir ließen uns darum die Verbeſſerung gefallen, und zogen wieder ein.

Unter meinen verſchiedenen Excurſionen, während meines Aufenthalts in Rom, machte ich auch im Jahr 1791 mit meinem Freunde, Kupferſtecher Gmelin, eine Reiſe nach Terni, um daſelbſt den Waſſerfall des Velino zu zeichnen, den Gmelin ſpäter nach ſeiner Zeichnung als Pendant zu der Grotte des Neptun zu Tivoli, mit ſeiner bekannten Geſchicklichkeit in Kupfer geſtochen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich dieſer intereſſanten Reiſe, über den ſchönſten Theil der Apenniniſchen Gebürge, von welchem Plinius in ſeinen Briefen bei Beſchreibung ſeines Landhauſes ſo herrliche Schilderungen macht. Bei dieſer ſo ſchönen Reiſe, und namentlich während unſeres Aufenthalts in dem Velíniſchen Thale, in der Nähe des Waſſerfalls, hätten wir uns jedoch wegen eines unvorſichtigen Scherzes etwas ſehr Unangenehmes zuziehen können. Den Weg von Rom nahmen wir über Civita Caſtellano und Terni, auf welchem Wege man in der Gegend von Narni noch viele Ruinen antrifft, von denen einige mir die Reſte der Villa des jungen Plinius zu ſeyn ſchienen; indem nicht nur jene Gegend mit ſeiner Beſchreibung harmonirt, ſondern weil

ich auch mehreres Mauerwerk daſelbſt gefunden, das der Form nach den Grundplan von jenem Landhauſe angibt.

In Terni kamen wir gegen Mittag an, und gingen nach dem Eſſen auf unſer Zimmer, um uns auf unſeren Betten, die, mit dem Kopf an einer Hinterwand und mit den Seiten vis-à-vis in den hinterſten Ecken des Zimmers ſtanden, zur Ruhe zu legen. Kaum waren wir eingeſchlummert, ſo wurden wir auf einmal durch einen heftigen Schlag, dem Fall eines mit Mehl angefüllten Sackes gleich, geweckt. Mein Freund und ich fuhren gleichzeitig auf, weil ein jeder glaubte, daß der andere aus dem Bette gefallen ſey. Indem wir uns verwundert einander anſahen, und auch nichts bemerken konnten, wodurch ſich das Getöſe erklärt hätte, ſo vermutheten wir, es könne wohl in dem anſtoßenden Hauſe verurſacht worden ſeyn. Auf dieſe natürliche Erklärung ſchliefen wir ſorglos noch eine Stunde lang. Als wir wieder in die Wirthsſtube traten, fragte uns der Wirth: ob wir das ſtarke Erdbeben und beſonders den Stoß, wodurch eine Menge Kamine in der Stadt zuſammen gefallen wären, nicht geſpürt hätten? Zugleich zeigte er uns aus dem Fenſter eine Menge Mauerſteine, welche unweit ſeines Hauſes von den Kaminen eines Palaſtes auf die Straße herunter gefallen waren; dabey prophezeite er auch, daß Terni in dieſem Jahr noch durch einige Erderſchutterungen werde heimgeſucht werden; denn es pflege nie eine ſolche Erſcheinung einzeln zu kommen. Dieſer Vorfall, und da wir nicht Luſt hatten,

uns unter den Ruinen von Terni begraben zu laſſen, ſo wie auch die große Entfernung des Waſſerfalls, die über zwei Stunden Wegs betrug, veranlaßte uns, eine Unterkunft in der Nähe des Waſſerfalls ſelbſt zu ſuchen. Etwas über die Hälfte auf dem Wege von Terni und der Cascade, liegt ein kleiner Ort Namens Babiano, welcher ebenfalls ſchon mehrere male durch Erdbeben gelitten, und jedesmal wieder neu neben den Ruinen des alten Orts aufgeführt worden. Dieſem Orte gegenüber, unten in dem engen Thale, worin der Velino fließt, nachdem er den Fall gemacht, ſahen wir ein von außen ziemlich anſehnliches Luſtgebäude. Wir ritten mit unſern Eſeln dahin, und trafen unweit davon einen Landmann mit einer Frau und einen jungen Menſchen von ohngefähr 20 Jahren, welche die Gartenleute dieſer Villa waren, und uns ſagten, daß ſie von ihrem Principale Erlaubniß hätten, Fremde in das Caſino zu logiren, und ihnen auf ihre Rechnung Eſſen und Trinken geben zu dürfen. Dieſes Gebäude lag nur eine Viertelſtunde von dem Waſſerfall, und ſo war uns das Anerbieten ſehr erwünſcht. Wir ließen uns ſogleich das Haus zeigen. Als wir aber in das Innere deſſelben kamen, ſo fanden wir die hintern Mauern von den, oben von dem Berge nach und nach herunter gewälzten, Steinen zum Theil eingefallen, und in dem ganzen Hauſe kamm noch 2 bis 3 Zimmer für die Noth gegen die Thalſeite wohnbar. So bequem nun einer Seits dieſe Wohnung für unſern Aufenthalt in der Nähe des Waſſerfalls war, ſo vorſichtig machte uns andrer Seits die Beſchaffenheit derſelben hinſichtlich unſerer Sicherheit; denn fürs Erſte dringt in dieſer Einode der Velino mit einem außer-

ordentlichen Geräuſch durch das Thal, und fürs Andere konnte man an der Mauer des Gebäudes, wo gegen alle Eingänge Schieſsſcharten zur Vertheidigung eingerichtet waren, wohl bemerken, daſs der Aufenthalt hier nicht ſo ganz ohne Gefahr ſey. Ohne jedoch die geringſte Beſorgniſs blicken zu laſſen, ſagten wir dem Gärtner: wenn er den jungen Menſchen im Nebenzimmer bei uns ſchlafen laſſen wollte, weil wir vielleicht Nachts etwas bedürften, und ihn wegen des Geräuſches des Waſſers nicht aus der Ferne rufen könnten, würden wir uns auf einige Wochen bei ihm einlogiren, und das Weitere wegen des Eſſens und der Bedienung verabreden. Nachdem wir nun auf dieſe Art alles mit ihm ausgemacht, unſere Koffer in Terni abgeholt, und die erſte Nacht mit unſerer Sauve-garde in den Trümmern dieſes alten Luſtſchloſſes zugebracht, und ſelbſt ſchon den Tag darauf zu zeichnen angefangen hatten, weigerte ſich der junge Menſch, die zweite Nacht bei uns in dem Schloſs zu bleiben. Er und die Frau ließ ſich deshalb bei dem Nachteſſen, wo ſie uns bedienen ſollten, nicht ſehen, und als wir den Gärtner um die Urſache fragten, erhielten wir zur Antwort, der junge Menſch ſey wegen der Feuchtigkeit des Gebäudes in voriger Nacht unpäſslich geworden, und habe darum dieſe Nacht nicht bei uns im Schloſſe ſchlafen konnen. Wir ſchalten den Mann, daſs er uns die Sache verſchwiegen, indem wir jetzt, ſo ſpät in der Nacht, nicht mehr nach Terni reiſen konnten. Meine Herren! erwiederte er, ſeyd nur zufrieden, ich will bei Euch bleiben, und nur noch zu meiner Frau gehen, um es ihr zu ſagen. Bis dahin hatten wir nichts Schlim-

mes geahnet; allein da wir bis gegen Mitternacht ganz vergebens auf die Zurückkunft dieſes Mannes warteten, ſo fingen wir an, allerlei Beſorgniſſe wegen unſerer Sicherheit zu bekommen; denn wie leicht konnte das Geſindel in der Nachbarſchaft unſern Aufenthalt ausfindig gemacht haben und uns überfallen. Auch mußten wirs für möglich halten, daß ſelbſt unſere Hausleute, von welchen Niemand dieſe Nacht über bei uns bleiben wollte, vielleicht ſchon einen Wink erhalten hätten. Als uns endlich der Schlaf übermannte, brachten wir unſre Piſtolen in Ordnung, und verrammelten Thür und Fenſter unſeres Zimmers mit Tiſchen und Stühlen, und ſchliefen endlich aus Ermüdung ein. Als wir des andern Morgens ganz früh erwachten, und unſere Fenſter öffneten, ſo ſtanden unſere 3 Hausleute in ziemlicher Entfernung von dem Hauſe, und ſchauten einer hinter dem andern ganz furchtſam herüber, ob wir noch lebten Wir machten ihnen Vorwürfe, und Gmelin drohte mit geballter Fauſt. Der Mann, welcher den Herzhaften ſpielte, ging jetzt auf uns zu, während die Frau und der junge Menſch ſich ängſtlich an ſeine Kleider hingen, und ihm folgten. Beim Eintritt in das Zimmer, wurden die Leute ganz verblüfft über unſere Anſtalten zur Vertheidigung. Mit großer Heftigkeit fing jetzt mein Freund an: Ihr ſeyd Lumpengeſindel ſonſt hättet Ihr uns nicht in dieſes abſcheuliche Neſt einquartirt. Per l'amore di Dio! (Um Gotteswillen!) was iſt geſchehen? fragte der Mann. Wie! was iſt geſchehen? fuhr Gmelin fort, Ihr fragt? Ihr ſehts ja. — Wenn wir nicht ſo gute Chriſten wären, und ſo heilige Gebete wüßten, ſo wären wir dieſe Nacht

ſicher von den böſen Geiſtern, die hier hauſen, verſchlungen worden. Denn ſeht, jetzt nahms eine Hundsgeſtalt an, dann ſpie es Feuer u. ſ. w., und bei dieſer Erzählung ſprang er in der Stube herum, indem er bald dem Manne, bald der Frau und dem Burſchen einen Stoß beibrachte, worüber die Frau und der junge Menſch am ganzen Körper zitterten, und einmal über das andere Jeſus Maria! ausriefen, der Mann wußte jedoch mit ſeiner Furcht an ſich zu halten.

Nachdem nun Gmelin ſeine Erzählung unſerer nächtlichen Abentheuer geendigt hatte, wobei die Frau immer ihren Mann zupfte und flüſterte (eccolo i'ho detto) hab' ichs nicht geſagt? fing ſie endlich ſelbſt an: O Dio mio! (O mein Gott!) ſo wie Sie, meine Herren, die böſen Geiſter, welche hier in dieſem Hauſe ſind, dieſe Nacht geſehen, ſo hat ſie dieſer junge Mann gerade auch die vorige Nacht erblickt, weswegen er nicht mehr im Schloſſe bleiben wollte. Gmelin warf dem jungen Menſchen einen furchtbaren Blick zu. O Du gottloſer Kerl! fing er an, Du muſt ein großer Böſewicht ſeyn. Auf der Stelle geſteh, was haſt Du Schlechtes begangen? Per l'amore di Dio! erwiederte der Burſche mit Zittern und Beben: Nichts mein Herr, gar nichts. Wie? Gar nichts? Wie, wie? Gar nichts? Ach, ich will es ja geſtehen, fing er zu ſtottern an, ich habe zwei Mädchen die Ehe verſprochen. „Was ſagſt Du, gottloſer Geſelle, das wäre nichts? Gleich auf der Stelle gehe, ſage es der einen ab, und die andere, die Du zuerſt geliebt haſt, die heirathe, dann wird dich in Zukunft kein böſer Geiſt

wieder quälen. Der Mensch versprach heilig zu thun, was mein Freund forderte.

Auf diese Weise glaubten wir nun, die Nacht über in diesem alten Zauberschlosse vor allen Unfällen frei und unbesorgt seyn zu können, weil des Nachts Niemand hineinzugehen wagte, und am Ende auch der Mann, welcher bisher den Herzhaften gespielt, es nicht mehr that.

Allein der unzeitige Scherz, den wir uns erlaubt, wäre uns bald theuer zu stehen gekommen. Die Frau, als sie erfuhr, daß wir am nächsten Sonntage nicht zur Messe gegangen seyen, hielt uns jetzt für Teufelsbanner; und weil uns die bösen Geister in ihrem Schlosse nichts Uebles zugefügt, so schien es ihr gewiß, daß wir mit Dämonen einen Bund haben müßten. Der Zufall wollte, daß ihre Seidenwürme in der Nacht, auf den Abend, an welchem wir sie in ihrem Häuschen besuchten, erfroren. Nachdem wir nun 10 bis 12 Tage ganz ruhig in unsrer Freiburg, ohne weitere Sorgen vor Dieben geschlafen hatten, kam eines Morgens in der Frühe ein Landmann aus dem nächsten Oertchen Babingo zu uns, der uns sehr freundlich grüßte, und erzählte, daß er auch schon einen französischen Künstler Namens Ducros (den wir von Rom aus sehr gut kannten) in dieser Gegend herumgeführt, und daß er sein Gevattermann geworden, weil seine Frau gerade dazumal einen Buben zur Welt gebracht. Weil er nun so gut mit Fremden umzugehen wisse, so hätte ihn sein Herr Pfarrer, welcher uns etwas zu sagen hätte, zu uns gesandt, um uns einzuladen, diesen Morgen noch in das Pfarrhaus

zu kommen. Wir nahmen keinen Anſtand der Einladung zu folgen. Der Pfarrer entſchuldigte ſich mit vieler Artigkeit, daß er uns habe zu ſich bitten laſſen, ſtatt ſelbſt zu uns zu kommen, er habe aus Beſorgniß für uns ſo handeln müſſen. Die Frau, bei der wir wohnten und ſpeiſten, habe uns bei ihm als Hexenmeiſter angeklagt, indem wir unter Geſpenſtern wie unter Menſchen leben könnten, und wenigſtens einen Bund mit dem Böſen haben müßten. Auch gingen wir nicht zur Meſſe, und hätten ihre Seidenwürmer in einer Nacht getödtet. Ich wollte Ihnen daher rathen, fuhr der redliche Pfarrer fort, nicht mehr bei ihr zu ſpeiſen und überhaupt ihren Aufenthalt zu verlaſſen, denn ſolche Menſchen laſſen ſich leicht zu Unbeſonnenheiten verleiten. Sollten Sie aber noch länger in hieſiger Gegend verweilen wollen, ſo will ich die beiden Herren mit Vergnügen bei mir aufnehmen. Die Warnung des Geiſtlichen machte uns beſorgt; und da Gmelin und auch ich unſere Arbeit ſo weit beendet hatten, daß wir ſie zu Hauſe vollends ausführen konnten, ſo beſannen wir uns nicht lange, und dankten dem ehrlichen Geiſtlichen für die Warnung, ſo wie für die uns angebotene Bewirthung. Nachdem wir nun noch denſelben Tag unſre alte Villa verlaſſen, und noch einige Tage in Terni verweilt hatten, wo noch verſchiedene Alterthümer, und beſonders der alte merkwürdige tempio di sole unſre Aufmerkſamkeit erregte, traten wir die Rückreiſe nach Rom an. Auf dieſem Wege überfiel uns einige Stunden vor Civita Caſtellana ein ſo heftiges Donnerwetter und ein ſo gewaltiger Regenguß, daß wir genöthigt waren, in dieſer Stadt ſchon Nachmittags gegen

4 Uhr unſer Nachtquartier zu ſuchen. Indem wir uns in unſer Zimmer führen ließen, kamen wir an einem Zimmer vorbei, deſſen Thüre offen ſtand. Hier ſah ich zwei Reiſende, welche halb deutſch und halb italieniſch ſprachen, in heftigem Streit mit dem Aufwärter. Im Vorbeigehen glaubte ich, den einen Herrn zu kennen, und blieb in der Abſicht, dieſen Fremden vielleicht etwas Angenehmes erweiſen zu können an der Thüre ſtehen. Der Zank betraf die überſpannte Foderung des Kellners. Plötzlich kam jetzt der vermeinte Bekannte auf mich zu, und ſagte ganz erfreut: Mein lieber Freund! wie kommen Sie hieher? Ich war nicht wenig überraſcht und erfreut, einen meiner Freunde aus Wien, den nachherigen Kaiſerlich Königlichen Oberhofarchitekt von Ammon, vor mir zu ſehen, und erzählte ihm in wenigen Worten den Zweck unſres Ausflugs. Ach! mein Lieber, da kommen Sie mir wie gerufen; denn ich bin auch auf dem Wege nach Rom. Mein Onkel in Trieſt hat mir dieſen Diener, der deutſch und italieniſch ſpricht, mitgegeben, der Burſche ſcheint aber mit Wirthen und Kellnern gemeinſchaftliche Sache zu machen und mich betrügen zu helfen.

Ich ſuchte jetzt den Streit zu vermitteln, und verſicherte dem Aufwärter, daß der Fremde für Eſſen und Nachtlager nicht mehr zu bezahlen hätte, als wir für uns überein gekommen wären. Dieſer gab ſich damit zufrieden, und wir überließen uns jetzt der Freude über den Zufall, der uns nach mehreren Jahren wieder auf eine ſo unerwartete Art zuſammen führte. Hocherfreut, auf dieſer Excurſion in die Apenninen viel Intereſſantes von Kunſt und Natur geſehen, und auf dem Rückwege

einen alten Bekannten angetroffen zu haben, kehrten wir mit demſelben nach Rom zurück.

Den Tag nach unſerer Ankunft in Rom, machte ich nun gleich meinen Freund mit den meiſten Künſtlern und mehrern Gelehrten bekannt, und führte ihn auch zu denjenigen Perſonen, an welche er von Sr. Hochfürſtlichen Gnaden dem ehemaligen Fürſten von St. Blaſien, bei welchem er dazumal in Dienſten ſtand, Empfehlungen mit ſich brachte, und wo er überall ſehr freundſchaftlich aufgenommen wurde. Die intereſſanteſte Empfehlung für Ammon war jedoch die an ſeinen Freund und Landsmann Hofrath Hirt aus Berlin, der ſich noch in Rom aufhielt, und für den ich dazumal gerade die Zeichnungen zu ſeinem, ſpäter in Berlin herausgegebenen, architektoniſchen Werk arbeitete, und deßhalb mit ihm die römiſchen Bibliotheken häufig beſuchte, ſo wie alle Nachmittag irgend ein in Rom befindliches antikes Gebäude, um ſolches zu unterſuchen. Herr Hofrath Hirt lud Herrn Ammon zu dieſen Wandrungen ein, bei welchen es ſich ſehr oft traf, daß Hirt, welcher ſich auf ältere Schriftſteller und ſpätere Gewährsmänner ſtützte, mit mir, der ich blos mit den Augen des Architekten ſah, in ſehr heftigen Streit gerieth. Was mich betrifft, ſo habe ich Herrn Hofrath Hirt wegen dieſer Excurſionen ſehr viel zu verdanken, indem er das antiquariſche Studium in Rom, wie überhaupt in Italien, ſehr lange getrieben, und Kenntniſſe beſaß, die mir in mancher Hinſicht nützlich wurden und mich zum Theil mit vielen literariſchen und künſtleriſchen Anſichten bekannt und vertraut machten.

Unter den verſchiedenen Ausflügen, welche wir nach Tivoli, Paläſtrino, Albano, Nemi u. ſ. w. gemacht, will ich zuerſt meiner zweimaligen Reiſe nach Neapel und in die dortigen Gegenden gedenken, indem dieſe großes Intereſſe für mich hatte. Die erſte Reiſe, die ich im Frühjahr 1791, vor der Reiſe nach Terni, antrat, machte ich in Geſellſchaft des Herrn Profeſſor Hummel aus Berlin und Herrn Bildhauer Wolf aus Heſſen-Kaſſel zu Fuß, um unterwegs alles Intereſſante zu zeichnen, während einige andere von unſrer Geſellſchaft, einige Tage ſpäter mit Vetturini uns nach Neapel folgten. Da wir ſchon ſehr frühzeitig von Rom abreiſ'ten, ſo kamen wir Abends 4 Uhr auf unſrer erſten Station in Ciſterna an. Als wir eben in das Wirthshaus treten wollten, kamen mehrere Kerls mit Dolchen in der Hand zur Thüre herausgeſtürzt, und balgten ſich mit einander herum. Dieſer Vorfall, der in Italien freilich nicht ſelten iſt, und wobei gewöhnlich mehrere Perſonen ſchwere Wunden oder den Tod erhalten, vermochte uns zu dem Entſchluſſe, weiter zu gehen, zumal da es noch ziemlich hoch am Tage war. Die nächſte Poſtſtation lag nur 3 kleine Stunden von da, in den pontiniſchen Sümpfen. Als wir auf dieſem einzelnen Poſthaus ganz ermüdet ankamen, war es bereits Nacht. Auf unſere Frage, ob wir ein Nachteſſen und Betten haben konnten? war die Antwort: O ja, die drei Herren müſſen ſich aber mit einem Bette begnügen. Da uns nun keine Wahl blieb, ſo baten wir den Kellner, er möchte uns nur gleich das Nachteſſen bringen, denn wir ſehnten uns nach Ruhe.

Da bekanntlich zu Pius VI Zeit die pontiniſchen Sümpfe ein Freiort für alle Mörder waren, und ſich darum nur große Verbrecher in denſelben aufhielten; ſo ließen wir uns, während des, ziemlich gut bereiteten, Nachteſſens mit dem Kellner in ein Geſpräch ein, indem wir ihn fragten: was er denn begangen habe, daß er ſich in dieſer unfreundlichen Gegend aufhalte? Eine Kleinigkeit, gab er uns zur Antwort: ich habe meine Mutter erſtochen, weil ſie mich einen ſchlechten Kerl geſcholten und mich dadurch in Zorn und Furie gebracht hat; doch, ſetzte er hinzu, ſey dies nicht die nächſte Urſache, warum er ſich dahin geflüchtet, denn um ſeine Mutter würde ſich Niemand bekummert haben. Allein nun habe ihm der böſe Geiſt eingegeben, einen Livree-Bedienten des Prinzen N. zu erſtechen, und da wir in Rom bekannt wären, ſo wüßten wir ja, daß ſo etwas gar hoch aufgenommen würde. Doch glaubte er längſtens in einem Jahr wieder nach Haus gehen zu können, weil alsdann dieſe Mordgeſchichte vergeſſen ſeyn werde. Um nun dieſen Kerl uns geneigt zu machen, bedauerten wir ihn als einen guten Menſchen wegen ſeines harten Schickſals, und fragten ihn dann auch: was denn der Herr Poſtmeiſter begangen, daß er hier im Exil wohne? Ja, meine Herren, dieſes iſt eine andere Sache, der iſt nicht ſo ganz unſchuldig wie ich; denn er hatte öfters das Unglück, Mordthaten zu begehen, und nahm zuletzt auch Antheil an der Ermordung eines Abbate. Indem wir nun bei dieſer Erzählung die übrigen Gäſte, welche noch in der Wirthsſtube herumſaßen, aufmerkſam betrachteten, wandelte uns doch ein kleines

Grauen an, und wir verloren alle Luſt, in der ſaubern Geſellſchaft länger zu verweilen. Wir ließen uns daher auf unſer Zimmer leuchten, wo wir zwei Bettſtellen fanden. Auf die Frage: warum ſein Herr uns dreien nur ein Bett zugeſichert habe, da doch hier im Zimmer noch ein zweites ſtehe? antwortete der Burſche: Ja, meine Herren, dieſes Bett iſt ſchon für andere Fremde beſtellt, die noch dieſen Abend ankommen. Sie dürfen darum auch die Zimmerthüre nicht ſchließen. Mit nicht geringer Sorge für unſre Sicherheit legten wir uns nun zu Bette, und weil ich der älteſte und ſtärkſte von meinen Reiſegefährten war, ſo mußte ich mich vornhin, der andern Bettſtätte gegenüber, legen. Ermüdet durch unſre große Tagreiſe ſchliefen wir jedoch bald ein. Allein kaum hatten wir eine Stunde geſchlafen, ſo wurden wir durch die angekündigten Gäſte, welche ohne Licht in das ſtockfinſtre Zimmer hereintraten, wieder aufgeweckt und in nicht geringen Schrecken geſetzt, als wir hörten, wie ſie Schießgewehre und andere Waffen auf den Tiſch legten. Bald unterſchieden wir drei Perſonen, aus deren Reden ſich ergab, daß ſie das Handwerk von Wilddieben trieben; denn ſie beklagten ſich über ihr heutiges geringes Jagdglück, und daß ihre Schüſſe ſo manches ſchöne Wild gefehlt hätten. Uebrigens mußten ſie auch ſehr müde ſeyn, denn ſie waren ſchnell ausgekleidet und zu Bette, worauf ſie in einigen Minuten zu ſchnarchen anfingen. Am andern Morgen, nachdem uns dieſe Buſchklepper noch vor einbrechender Dämmerung verlaſſen hatten, machten wir uns ebenfalls reiſefertig, und dankten Gott, dieſer Gefahr mit heiler

Haut entronnen zu seyn. Unser Weg ging über Terracina, Fondi, Vaia bis Gaeta, wo wir am dritten Tag ankamen, und daselbst übernachteten. Hier wurden wir Morgens 2 Uhr durch den Streit, welchen drei englische Damen mit dem Kellner wegen überspannter Foderung bekamen, aufgeweckt. Ohne daß nur einer von uns nach der Uhr gesehen hätte, ließen wir uns von dem Kellner, welcher uns mit den Engländerinnen zum Hause hinaus bringen wollte, um alsdann ruhig schlafen zu können, bereden, daß es schon gegen 6 Uhr und höchstens in einer Stunde heller Tag sey. In dem Gedanken, dem anbrechenden Tag entgegen zu gehen, machten wir uns auf die Reise, nachdem die Engländerinnen abgefahren waren. So lange wir noch zwischen den Häusern in Molo di Gaeta wanderten, wo hin und wieder die Lampen an einem Madonnen-Bildchen die Straßen etwas beleuchteten, nahmen wir die Dunkelheit der Nacht nicht so gewahr; allein als wir auf die freie Landstraße kamen, war es so finster, daß wir nur durch den Staub, der uns in die Nase lief, versichert waren, auf dem Wege zu seyn. Um bald an einen Ort zu gelangen, verdoppelten wir unsere Schritte, so daß wir mit Tages Anbruch schon in Garigliano ankamen, nachdem wir mehr als 3 Stunden in der Dunkelheit zurückgelegt hatten. Als wir hierauf einige italienische Meilen weiter in das Posthaus von St. Agata kamen, und daselbst gut gefrühstückt hatten, machte uns der Wirth Vorwürfe, daß wir uns durch Gehen so abmatteten, was in Italien kein Bettelmann thue; er halte uns für Herren, die nicht aus Dürftigkeit gezwungen wären, zu Fuße zu gehen, und setzte hinzu:

um 3 Ducaten würde er uns von jetzt, als Morgens 10 Uhr an bis Abends 4 Uhr nach Neapel führen. Um von da nach Neapel nicht noch einmal, und vielleicht in einem ſchlechtern Gaſthauſe übernachten zu müſſen, ließen wir uns den Vorſchlag gefallen, jedoch unter der Bedingung, daß wir Punkt 4 Uhr in Neapel anlangten, damit wir heute noch einige Bekannte daſelbſt beſuchen könnten. Meine Herren, erwiederte der Mann, ich laſſe jetzt einſpannen und Sie bis 4 Uhr nach Neapel bringen, wohin es noch 14 Stunden ſind. Treffen Sie um dieſe Stunde nicht dort ein, ſo ſollen Sie dem Kutſcher keinen Kreuzer bezahlen. Auf dieſe Weiſe kamen wir nun in Zeit von etwa $5\frac{1}{2}$ Stunden, wobei uns unſer erſter Poſtillion in Capua und der von Capua wieder in Averſa an einen andern Kutſcher mit Cabriolet übergab, nach Neapel, wo wir den accordirten Fuhrlohn dem letzten Kutſcher auszahlten. In Neapel machte ich die mir ſehr intereſſante Bekanntſchaft der Herren Hakert, Heigelin, Knieyp u. ſ. w. und ſah in der herrlich ſituirten Stadt das Merkwürdigſte von Kunſt. Beſonders aber waren mir das Muſeum in Portici, das Theater in Herculaneum und die aufgegrabene Stadt Pompeii intereſſant; und ich glaube am letztern Ort zuerſt bemerkt zu haben, daß das dortige große Theater nie ausgebaut geweſen, oder daß man gerade im Augenblick, wo Pompeii mit glühender Aſche überſchüttet wurde, im Begriff war, die Gardinen neu aufzubauen, weßwegen man nur hin und wieder Stücke von denſelben verſetzt antrifft, von welchen das Fehlende nie früher ausgegraben war, was ſonſt andere zu behaupten ſuchen. Ingleichen habe ich (was ich

auch ſchon in der Beſchreibung des Karlsruher Theaters anführte) zuerſt die ſinnreiche Form des daſigen Odeums bemerkt, eine Form, die, nach meinem Erachten, die vollſtändigſte und zweckmäßigſte iſt, welche einem ſolchen Gebäude für Muſik gegeben werden kann. Von den Excurſionen aus Neapel nach Baja und auf die bei Neapel gelegenen Inſeln Capri, Iſchia, Procida und Nißda, bleibt mir die auf die Inſel Capri, wo wir die Frau Fürſtin Eſterhazi antrafen, und wo noch viele Ruinen von dem ſogenannten Hauſe des Tiberius ſind, am unvergeßlichſten, indem ich daſelbſt vielleicht den ſchönſten und vergnügteſten Abend meines Lebens beim Sonnenuntergang erlebte. Um dieſes herrliche Schauſpiel zu ſehen, wenn die Sonne nach einem ſchönen Sommertage ſudwenlich in das Meer einzutauchen ſcheint, und bei ſchönem Wetter deren goldne Strahlen über der Oberfläche des Waſſers zittern, und den ſchönen Golf von Neapel mit ſeinen Gebirgen, ſo wie den Veſuv mit ihrem letzten ausſtromenden Licht bemahlen, mußten wir auf Stufen unten von dem Meere an den ſteilen Felſen bis zu Anna Capri, dem höchſten Gipfel dieſer herrlichen Inſel, ſteigen. Als wir Anna Capri erreicht hatten, was wohl eine Stunde Zeit erfodert, ſtand die Sonne noch ſehr hoch, wir beſchloßen daher, von dieſer Bergſpitze, welche ſich auf der andern Seite ganz ſanft abneigt, ein Stück Wegs vorwärts zu gehen, und die romantiſchen Landhäuschen näher zu betrachten, welche wir von da aus erblickten. Im Hingehen nahmen wir wahr, daß ein niedliches Landhäuschen, das immer vorn eine Weinlaube hatte, und in der Nähe der Straße in einem

kleinen Garten ſtand, nach dem andern folgte, und dieſer ſüdliche Theil der Inſel, wie ein Garten angebaut, und von vielen Menſchen bewohnt war. Kaum waren wir eine halbe Stunde weit gegangen, als wir uns ſchon von mehr als 100 fröhlichen Kindern umringt ſahen, die uns freundlich anlachten. Als wir nun wieder zurück auf die Spitze des Berges gingen, um die untergehende Sonne zu betrachten, zog der ganze Schwarm von Kindern mit uns, und weil wir Anfangs einigen etwas Geld gaben, ſo verlangten jetzt auch die übrigen Geſchenke von uns. Dieſer Zudringlichkeit müde, verwieſen wir am Ende den Kindern ihre Bettelei, doch verſprachen wir ihnen noch etwas zu geben; allein ſie ſollten uns auch dafür ein wenig unterhalten. Ein Junge von etwa 10 bis 11 Jahren trat heraus, und ſagte: Meine Herren, wir wollen Euch einen Ball geben, und wenn Ihr mir eines von dieſen Mädchen zum Tanz beredet, ſo will ich mit einem einzelnen Tanz den Anfang machen. Mit Mühe konnten wir eines der Mädchen hiezu bereden, dem wir nach beendigtem Tanz ohngefähr 20 bis 30 Krz. in Silber gaben, weil wir kein kleineres Geld mehr hatten. Da die andern Kinder ſahen, daß wir mit Silberſtücken, deren ſie vielleicht in ihrem Leben noch wenig geſehen, um uns zu werfen anfingen, wollte jetzt alles tanzen, und auf dieſe Art eröffnete ſich für uns ein Schauſpiel von einer Menge fröhlich tanzender Kinder, während ſich die Sonne in das Meer tauchte, und von unſerer Umgebung mit den letzten Strahlen Abſchied nahm — ein Bild, welches vielleicht nicht ſo leicht auf einem andern Punkt der Welt ſchöner geſehen werden kann. Aus Dankbarkeit gegen die

Kinder für das Vergnügen, welches sie uns verschafft, gaben wir einer herbeigekommenen Bauersfrau, welche vermuthlich ein Kind unter dem Haufen hatte, einen Scudi, um solchen in Kupfergeld wechseln zu lassen und dann unter die Kinder zu vertheilen, worauf wir uns von den lachenden Gruppen verabschiedeten, und den ersten Weg über den Felsen hinunter zu dem Meere wieder antraten. Kaum waren wir aber etwa ein Drittheil des Wegs hinunter gestiegen, als auf einmal der Knabe, welcher den Tanz begonnen, uns nachgesprungen kam, und uns bat, wieder zurück zu gehen, weil man ihm seinen Antheil mehr an dem letzten Scudi geben wolle, indem er schon zuerst von uns Geld empfangen. Wir versicherten ihm zwar, daß er das Recht habe, ebenfalls seinen Antheil an jenem Geld zu fordern; allein er antwortete drein: das hilft nichts, Ihr müst auf alle Fälle wieder zurück, denn sonst werde ich geprellt um meinen zweiten Antheil des Geldes, für welchen ich so viel als die andern getanzt. Um uns den Jungen vom Halse zu schaffen, waren wir genöthigt, seinen Bitten nachzugeben, und mit ihm zurück den Felsen hinauf zu gehen, weßwegen wir erst in der Dämmerung unsern Weg über die Felsenstufen hinab bis zum Hafen, und in unser Wirthshaus zurücklegen konnten. Während wir uns in Capri einige Tage aufhielten, nahmen afrikanische Seeräuber auf der hintern Seite der Insel ein neapolitanisches Kauffahrteischiff. Es wurde dabei stark gefeuert, was wir auf der Insel sehr gut hörten.

Wir badeten mehrmalen im Meere, und fanden bei dieser Gelegenheit, daß man zwar nicht, wie der berühmte

Schwimmer Abbe N. N. im Meere ohne alle künstliche Bewegung, jedoch mit leichter Mühe und einer kleinen Bewegung, auf dem Wasser schwimmen und auch in demselben aufrecht, ohne tiefer als bis zur Mitte der Brust einzusinken, sich fortbewegen konnte.

In Baja, in den sogenannten Schwitzbädern des Nero, wo man eine halbe Viertelstunde durch den Felsen in das Innere eines Berges zu einer heißen Quelle geht, und da ein Dampfbad nehmen kann, ging es mir schlimm. Meine Freunde gingen verschiedene Male, ohne sonderliche Beschwerde hinein, aber so oft ich ihnen folgen wollte, trieb mich der erstickende Qualm zurück. Endlich wagte ich es, der Gefahr zum Trotz, auf allen Vieren in die Höhle zu kriechen, um diese merkwürdige Naturerscheinung zu sehen. Ganz ausgekleidet kroch ich in die Oeffnung, den Kopf beinahe an der Erde; einige meiner Freunde und ein Führer folgten mit Fackeln. In der Grotte selbst befand ich mich nachher recht behaglich und athmete leicht. Dabei schwitzte ich aber so außerordentlich am ganzen Körper, daß das Wasser von mir rollte. Nachdem wir ohngefähr eine halbe Stunde in dieser Quelle verweilt, und einige Eier, die unser Begleiter mitgenommen, gesotten hatten, kehrte ich wieder durch den Eingang zurück, ohne wie früher, die geringste Beschwerde zu fühlen. Als wir ins Freie kamen, wo die Sonne ziemlich heftig brannte, froren wir so außerordentlich, daß uns im eigentlichen Sinne die Zähne klapperten, und dieser unangenehme Zustand dauerte fort, bis wir wieder die freie atmosphärische Luft gewohnt waren.

Um nicht weitläufig zu werden, übergehe ich die weitere Beschreibung der auf den übrigen Inseln, so wie bei dem Mare morto, Puzzoli u. s. w. gesehenen Merkwürdigkeiten, und will nur im Allgemeinen bemerken, daß diese südwestlichen Gegenden von Neapel, welche in Hinsicht auf Kunst und Natur so interessant sind, einen lange bleibenden Eindruck auf mich gemacht, und ich mir oft gewunscht habe, in jener Gegend geboren zu seyn, und unbekummert um die übrige große Welt, in dieser großen, und wundervollen Natur, unter so vielen bedeutsamen Erinnerungen, meine Tage zuzubringen. Auf der südöstlichen Seite von Neapel, fand ich indessen das Land, wegen seiner Kultur noch reizender, und als ich nach Pästum über Pompeji hinaus gegen Caluzo und Salerno kam, und daselbst manche Pflanze fand, welche man bei uns in Deutschland nur in Treibhäusern zu sehen gewohnt ist; als ich die Felsen statt mit dürren Hecken mit Aloe eingefaßt erblickte, glaubte ich wirklich in eine poetische Welt versetzt zu seyn, und die zauberische Erscheinung kam mir lange wie ein Traum vor, bis ich im Hinwandeln mit der flachen Hand auf die Spitzen der Aloeblätter schlug, und der Schmerz der blutenden Hand mich zur nüchternen Besinnung brachte.

Den Weg nach Pästum wollte ich mit meinen zwei übrigen Reisegefährten machen, zu welchen sich noch zwei sächsische Architekten gesellt hatten, welche uns von Rom aus mit einem Vetturin nachgefolgt waren. Allein die beiden letztern waren so schlechte Fußgänger, daß wir uns genöthigt sahen, von Salerno aus einen Wagen zu nehmen, und so die Reise bis Pästum fortzusetzen. So

ſchön und intereſſant übrigens die Tempel, das Stadtthor, die Stadtmauer und die übrigen Ruinen von Päſtum für jeden Künſtler und Gelehrten ſind, ſo mußten wir jedoch unſere Wißbegierde, wegen Mangel an Lebensmitteln und einer ordentlichen Wohnung mit ſehr viel Unbequemlichkeiten bezahlen. Wir fanden dort blos eine kleine, arme Hirtenfamilie und einen Mann, welcher ſich für einen neapolitaniſchen Invaliden ausgab und in einem alten Hauſe Wirthſchaft trieb. Allein er konnte uns nichts vorſetzen, als etwas Wein und einige Brocken alten Brodes. Wir hatten den Fehler begangen, von Salerno keine Lebensmittel mitzunehmen, und der ganze Vorrath, den wir in Päſtum fanden, wurde von uns ſchon beim erſten Mittagstiſche verzehrt. Nachdem wir nun den ganzen Nachmittag in dem alten Päſtum unter den Trümmern ſeiner ehemaligen Herrlichkeit, zugebracht, und ſo viel wie möglich gezeichnet hatten, kehrten wir ziemlich ermüdet und hungrig gegen Abend in unſer Quartier zurück, um die Nacht daſelbſt auszuruhen. Aber leider war das Haus ſo baufällig, daß wir uns in Acht zu nehmen hatten, daß das Gebälk nicht mit uns zuſammen brach, und wir in den untern Stock fielen. Ich und einer meiner Freunde, welche die ſchwerſten in der Geſellſchaft waren, durften daher nicht in die Mitte des Zimmers treten, ſondern blos an den Wänden herum gehen, um einen möglichen Einſturz zu verhüten. Dabei lag das Haus in dieſer recht ganz ſumpfigen Einöde äuſſerſt traurig, und gewährte keine Sicherheit gegen einen nächtlichen Ueberfall von Banditen und Dieben, die uns hier in die andere Welt ſchicken konnten, ohne daß eine Spur

von uns geblieben wäre. Ein Zufall ſteigerte noch dieſe Beſorgniſſe. Wir hatten uns nämlich bereits ſeit einer Stunde zur Ruhe begeben, da hörten wir auf einmal ſingen und ein Getoſe von vielen Menſchen. Erſchrocken über dieſen unerwarteten Beſuch gegen Mitternacht, öffneten wir leiſe und behutſam den innern Laden des Zimmers ein wenig, und ob wir gleich den ſchönſten Proſpekt von Päſtum vor uns hatten, deſſen Tempel ſich beim Leuchten des Vollmonds ganz ſchwarz in dem angrenzenden Meere abbildeten, wich doch jeder andre Eindruck dem Schrecken, der uns ergriff, als wir vorn an dem mittlern großen Tempel ein großes Feuer erblickten, um welches ſich wohl gegen 100 Menſchen von jedem Alter und Geſchlecht gelagert hatten, die mit Scherz und Geſang die Zeit verkürzten. Haſtig warfen wir uns in die Kleider, und eilten hinunter, um unſern alten Hauswirth zu fragen, wie dieſe Leute hiehergekommen, und was ſie wollten? Seine Antwort klang jedoch ſehr beruhigend. In der Nachbarſchaft, einige Stunden von Päſtum, wurde am nächſten Morgen ein großes Madonnenfeſt gefeiert, zu welchem dieſe Menſchen zogen; dies geſchah alle Jahre, und dabei pflegten die Wallfahrer gewöhnlich unter den Ruinen auszuruhen und den Anbruch der Morgenröthe zu erwarten.

Von aller Furcht befreit baten wir jetzt den Wirth, die Leute zu fragen, ob ſie uns nicht für Geld und gute Worte etwas zu eſſen und trinken geben wollten, indem wir ſonſt in der Frühe wieder abreiſen müßten, denn an ein langes Faſten ſeyen wir nicht gewohnt. Der Mann kam bald mit der Antwort zurück, wie dieſe Pilger be-

dauerten, daß wir nicht früher geſchickt hatten, denn ihr Vorrath ſey beinahe ganz aufgezehrt. Indeſſen ſchickten ſie uns doch noch den Ueberreſt, der in einer Flaſche Wein, einem Stück Brod und ungefähr 12 Alice (Sardellen) beſtand. Ob nun gleichwohl dieſes Wenige nicht ſättigte, indem wir durch Luft und Bewegung einen ungeheuren Appetit verſpürten, der ſich durch die Furcht, hungern zu müſſen, noch vermehrt hatte, nahmen wir die Gabe doch mit Dank an, beſonders da dieſe guten Leute ſie ſo freundlich mitgetheilt hatten.

Den andern Tag in der Frühe, machten wir nochmals einen Gang unter die Ruinen, und traten ſodann unſere Rückreiſe nach Salerno wieder an. Als wir auf die Landſtraße kamen, welche von Salerno nach Eboli zieht, trafen wir auf ein kleines Wirthshäuschen. Ein freudiger Anblick, indem uns Hunger und Durſt noch quälten. Aus dem Wagen fragten wir den Wirth, ob er nichts zu eſſen und zu trinken habe? O ja: Wein, Brod, Wurſt, kurz was die Herren verlangen, gab er zur Antwort. Bringen Sie, was Sie haben, riefen wir ihm zu, der ſogleich Brod, Wurſt und einen großen Topf mit ſchlechtem Wein herbei holte. Hungrig, wie wir waren, fielen wir über den magern Imbiß her, vergaßen aber, nach italieniſcher Sitte, mit dem Wirthe zuvor über den Preis zu accordiren. Der unverſchämte Burſche verlangte zwei Zechinen für eine Sache, die höchſtens einen Sechsbätzner gelten konnte. Ohne mich in einen Streit einzulaſſen, nahm ich zwei neapolitaniſche Kreuzer und druckte dem Unverſchämten ſolche zur Chaiſe heraus mit den Worten in die Hand: Hier habt Ihr die Zeche mit zwei Zechi-

nen bezahlt. Er machte groſse Augen, und ſagte: Meine Herren, dieſes ſind keine zwei Zechinen. Wie! antwortete ich, was fehlt Ihnen? Eccellenzie, fing er an, ſie ſind falſch, es fehlt ihnen die Farbe. Wie! rief ich, wie konnet Ihr dieſes Geld falſch nennen, da doch das Bildniß Euers Konigs darauf geprägt iſt? Ja Eccellenzie, falſch iſt es nicht, ich meine die Zechinen wären viel gelber. Dummer Teufel, gebt ſie her, Ihr kennt das Geld gar nicht, verſetzte ich, indem ich ihm 2 ſilberne Lire in die Hand druckte und das Kupfergeld mit den Worten zuruck nahm: gelber als dieſe haben wir keine. Bei dieſer Rede kam endlich ſeine hochſchwangere Frau zur Thüre heraus und ſchrie: Ach meine Eccellenzie! betrachtet mich und gebt mir nur auch etwas, wenn ihr meinem Mann etwas von ſeiner Foderung abziehen wollt. Mit Freundlichkeit und Scherz gab ich ihr die beiden Kreuzer, die ich ihrem Manne wieder abgenommen hatte, als worauf beide ſo vergnugt und dankbar über unſere Güte und Zahlung waren, daß ſie uns eine glückliche Reiſe und allen Segen mit auf den Weg gaben, was dieſe Leute gewiß im andern Fall nicht gethan hatten, wenn wir ihnen ihre erſte Foderung von funfzigmal mehr ſtreitig gemacht hätten. Ueberhaupt kommt man mit den Italienern am beſten zurecht, wenn man ſie bei dergleichen Prellereien ſpöttiſch und ſcherzhaft behandelt. Nachdem wir in Neapel wieder angekommen und uns von der Päſtumer Reiſe erholt hatten, unternahm ich mit meinem Reiſegefährten die Beſteigung des Veſuv, wobei es mir beſonders intereſſant war, daß dieſer vulkaniſche Berg damals gerade ſeine höchſte Höhe erreicht hatte, indem er 8 Tage ſpäter in

Flammen gerieth, und nachdem er das Städtchen Torre del Greco mit Lava überschwemmt, beinahe bis auf ¾ seiner Höhe zusammen stürzte. Wenn gleich die Besteigung dieses Berges wegen seiner öeilen und mit Schlakken und Asche bedeckten Oberfläche, über welche man kaum zu gehen vermag, sehr mühsam ist, so erinnre ich mich doch mit dem größten Vergnügen an das schöne Bild, welches sich von der Spitze dieses Vulkans zu meinen Füßen entfaltete.

Nachdem ich gegen ein Vierteljahr in Neapel und der Umgegend verweilt, und alles Merkwürdige, was auf Kunst und Wissenschaft Bezug hat, gesehen hatte, trat ich mit meinen beiden ersten Reisegefährten und einem jungen Gelehrten, Herrn Ammiller aus Stuttgart, die Zurückreise nach Rom über alt Capua an, wo einst der große carthagische Feldherr Hannibal mit seinem Heere sich den Untergang bereitete, und so viel Interessantes für den Baumeister zu sehen ist. Ohngefähr in der Mitte der pontinischen Sümpfe schlugen wir einen Seitenweg nach Cora ein, um die daßigen sogenannten Herkules- und Castor- und Pollux-Tempel zu sehen, und umgingen hierdurch einen großen Theil der Paluden und besonders den Theil, in welchem wir auf dem Hinweg übernachtet hatten, was wir auch wegen der vorgerückten Jahreszeit; denn es war gegen Ende May) thun mußten, weil es für unsere Gesundheit wegen der Aria cattiva gefährlich gewesen wäre, daselbst zu schlafen. Von dem Weg von Cora, wo ich mir den kleinen Herkules-Tempel aufzeichnete, den ich im Werkchen über die Säulenordnung herausgab, bis Rom will ich noch einer italienischen Artig-

keit des Prinzen Borgia und seiner verehrungswürdigen Gemahlin erwähnen, die sie uns bei unserer Durchreise durch Velletri erwiesen, als wir das so berühmte Kabinet von Alterthümern sehen wollten. Wir kamen etwas spät und höchstens 2 Stunden vor Nacht in Velletri und im Palaste des Prinzen an, um die Borghesische Sammlung, welche nachher von den Franzosen beinahe ganz verbrannt und zerstört wurde, in Augenschein zu nehmen. Auf der Treppe begegnete uns eine Dame. Auf unsre Frage, wohin man sich wenden müsse, um das Kabinet des Prinzen zu sehen, antwortete sie: Wir sollten nur noch die Treppe hinauf gehen, und dann rechts an der Thüre die Glocke ziehen. Nachdem wir dieses gethan, kam alsbald eine stattliche Dame und fragte uns um unser Begehren. Mit Schüchternheit, indem wir nun wohl merkten, daß wir an die unrechte Thüre gekommen, entschuldigten wir uns wegen dieses Irrthums, wir seyen Fremde und die so berühmte Kunstsammlung des Prinzen habe uns hergeführt. Meine Herren, erwiederte sie, Sie sind recht gegangen, kommen Sie nur herein, mein Gemahl macht zwar einen kleinen Spaziergang, allein er wird in kurzer Zeit zurückkommen, und ihnen dann seine Antiquen-Sammlung mit Vergnügen selbst zeigen. Als wir in das Zimmer getreten waren, und sie den Eingang hinter uns wieder schloß, nothigte uns die Dame in das zweite anstossende Zimmer, wo sie gerade einen grossen Besuch von den ersten Fürstinnen Roms wegen ihres Namenstags hatte. Wir entschuldigten uns, nicht wenig verlegen, wegen unseres Reisecanzugs, der noch obendrein mit Staub bedeckt war, aber die erlauchte Dame führte uns mit äusserster Freund-

lichkeit in ihren Zirkel ein; alle Anweſenden empfingen uns auf gleiche Weiſe, und es wurden uns Erfriſchungen aller Art angeboten.

Bei der Erzählung, welche wir jetzt den Damen von allem machten, was wir auf unſern Fußreiſen nach Neapel, Päſtum u. ſ. w. von Kunſt und ſchönen Naturſcenen Intereſſantes geſehen, zeigte die Prinzeſſin Borgia beſonders eine große Freude, als Herr Ammüller ihr von Malta ſprach, von wo er eben erſt gekommen war, und ihr ſagte, daß er daſelbſt ihren jüngſten Herrn Sohn ſehr gut gekannt, und dieſer ihm in ſeine Brieftaſche mit Bleiſtift geſchrieben habe, ſeine theure Eltern bei ſeiner Durchreiſe durch Velletri herzlich und vielmals zu grüßen. Mit Haſtigkeit bat ſie ihn, ihr die Schrift ihres Sohnes in ſeiner Brieftaſche zu zeigen, welche ſie ſogleich erkannte und mit innigſtem Gefühl und glücklicher Erinnerung vielmals küßte. Endlich kam auch der Prinz gegen Ave Maria (Sonnenuntergang) von ſeinem Spaziergang zurück, und bewillkommte uns auf gleiche freundliche Art, wie zuvor ſeine Gemahlin. Nachdem wir uns eine ziemliche Zeit mit ihm unterhalten, und alle Hoffnung aufgegeben hatten, das Kabinet noch dieſen Abend ſehen zu können, weil inzwiſchen die Nacht eingetreten war, ſo ſagte uns endlich der Prinz: Meine Herren, Sie haben nur zu befehlen, wenn ſie das Kabinet beſuchen wollen, ich habe ſolches während der Zeit unſerer Unterhaltung illuminiren laſſen, ſo daß ſie alles hell und deutlich wie bei Tage überſehen konnen. Mit nicht geringer Verwunderung über dieſe Gefälligkeit folgten wir dem Prinzen und mit uns die übrige Damen-Geſellſchaft in die vielen

wohlbeleuchteten Säle, welche beinahe ganz ausgefüllt waren mit altrömischen und griechischen, insbesondere aber mit egyptischen Alterthümern, auf deren Wichtigkeit uns der sehr unterrichtete Besitzer aufmerksam machte, und uns auf diese Weise bis gegen Mitternacht sehr lehrreich und freundlich unterhielt.

Dieses ist ohngefähr das Merkwürdigste meiner ersten Reise nach Neapel. Zwei Jahre später, im Frühjahr 1790, unternahm ich eine zweite Reise dahin, von welcher ich noch einiges erzählen will.

Abgeschreckt durch die Unannehmlichkeiten, welche mir auf meiner ersten Fußreise auf dem Wege von Rom nach Neapel begegneten, machte ich diesesmal diese Reise nebst drei andern Künstlern, mit einem Vetturin. Außer einigen Zänkereien, welche wir mit unserm groben aus Bologna gebürtigen Vetturin hatten, weil derselbe gegen unsern in Rom abgeschlossenen Vertrag, nirgends verweilen, sondern uns gerade wie ordinäre Reisende, die unterwegs nichts anspricht, an Ort und Stelle bringen wollte, kamen wir endlich ziemlich gut und wohlbehalten in Neapel an. Es war an einem Sonntage, Abends zwischen 4 und 5 Uhr, als wir durch eine mit Menschen und Pferden angefüllte Strasse fuhren, in welcher das erste Wirthshaus lag. Hier verlangte der Vetturin, daß wir absteigen sollten, indem wir nun in Neapel seyen, und er seinen Vertrag gegen uns erfüllt habe. Wir antworteten, daß wir unsre Einkehr keineswegs in diesem Gasthause nehmen wollten, indem eine Wohnung für uns bereits in einem andern in der Gegend vom Molo im Aquila negra (schwarzen Adler) bestellt sey. Dieser Streit veranlaßte,

daß ſich die Straße wegen der großen Menge von Fuhrwerken und Fußgängern bald ſperrte, ſo daß endlich die Polizeidiener nach der Urſache dieſer Stockung fragten, und uns darüber zu Rede ſtellten. Auf unſere Erklärung befahlen ſie dem Vetturin, uns in den beſagten Gaſthof zu bringen, und als dieſer ſich weigerte, ſetzte ſich ein Polizeidiener auf den Bock, und brachte uns ſelbſt an den bezeichneten Ort, wohin uns denn auch der Vetturin zu Fuß auf der Seite des Wagens folgte. Beim Auszahlen verlangte der unartige Menſch, wahrſcheinlich aus Aerger über das Einſchreiten der Polizei, eine beſondere Vergütung dafür, daß wir uns unterwegs hin und wieder einige Stunden mit Umſehen und Zeichnen aufgehalten hatten. Wir laſen ihm unſern Vertrag vor, und nun mußte er zwar geſtehen, daß jenes Verweilen an Stellen, die unſre Aufmerkſamkeit erregten, allerdings einbedungen ſey, allein, ſetzte er hinzu, meine Unterſchrift fehlt. In der That hatte er auch, des Schreibens unkundig, ſein Namenszeichen blos mit drei Kreuzlein gemacht. Der ſeltſame Burſche leugnete zwar keineswegs, die Zeichen gekritzelt zu haben, behauptete aber, dies ſey ſein Name nicht. Bei dieſer Verſicherung ſchrieen alle Anweſenden: Jeſus Maria! welch gottloſer Menſch, und es fiel nun alles und beſonders die Polizei mit Stockſchlägen über ihn her, und ſo war der Streit ſchnell entſchieden.

Während ich mich abermals gegen 3 Monate in Neapel und den dortigen Umgebungen aufhielt, machte ich mir die noch fehlenden Skizzen von den intereſſanten Alterthümern, die man in Kupferſtichen noch nicht erhalten konnte, beſonders von den Verzierungen und ſchönen Moſaiken in

Portici und Pompeii, zu deren Abzeichnung man mit Mühe die Erlaubniß erhielt.

Um diese Zeit zeigte sich mir auch eine günstige Gelegenheit, in königliche Dienste zu treten. Die angestellten deutschen Künstler wünschten dieses besonders, indem sie hofften, daß durch mich der dortige Kunstsinn und die große Liebe, welche die königliche Familie für die bildenden Künste überhaupt hegte, noch mehr angeregt werde, allein ich zog die Fortsetzung meines Studiums und das freie ungebundene Künstlerleben in Rom diesen glänzenden Aussichten vor, und begnügte mich, die Merkwürdigkeiten in und um Neapel wieder zu besuchen.

Bei den verschiedenen Excursionen, die ich von Neapel aus diesmal machte, war mir besonders die Besteigung des Vesuv merkwürdig, indem ich da das Städtchen Torre del Greco, durch welches ich 2 Jahre zuvor mehrmals gegangen, nunmehr bis an die Thurmhöhe mit Lava überdeckt sah, so daß ich mit den Händen die auf dem vorigen Marktplatz gestandene Thurmuhr berühren konnte. Ungeachtet der schrecklichen Vernichtung dieses Städtchens, wo damals die Lava kaum 3 — 4 Fuß tief erkaltet war, und man hin und wieder aus den Ritzen und Spalten der zersprungenen Rinde einen Stock brennend herausziehen konnte, wenn man ihn hinein steckte, bauten sich die Leute schon wieder auf der erkalteten Kruste an, und suchten auf diese Art den Platz ihrer vorigen Wohnung zu behaupten, ohne an die so mögliche Wiederkehr der furchtbaren Erscheinung zu denken. Da der Vesuv gegen $\frac{1}{3}$ seiner Höhe eingestürzt war, so wurde das Besteigen nicht so mühsam wie 2 Jahre zuvor, der Anblick gewährte

aber ein neues Intereſſe, da man mehrere 100 Fuß tief in das Innere des Kraters, welcher einem ungeheuern großen Keſſel glich, bei welchem die vormalige äußere Kruſte nunmehr die innere Anſicht bildete, und von der äußern Oberfläche des Berges wie ein Theil eines Baums von ſeinem Stamm abgebrochen war, hinein geben konnte. In der Mitte dieſes großen Keſſels hob ſich eine große Maſſe gleich einer Kolonne in die Höhe, zu welcher man aber auf mehrere 100 Fuß Wegs, theils wegen der Hitze theils aber wegen des ſchwierigen Wegs über die ausgebrannten Schlacken nicht kommen konnte. Bei meiner zweiten Wanderung nach Päſtum mit einigen Freunden gedachte ich der frühern ſchlechten Bewirthung, und wir ließen darum in Salerno, wo wir übernachteten, unſere beiden Wagen mit Speiſen und Getränken aller Art füllen, damit der geiſtige Genuß nicht durch körperliches Mißbehagen geſtört wurde. Vor dem großen mittlern Tempel machten wir von Steinen eine große Tafel, und ſtellten darauf, wie zu einem Opfermahle, unſere mitgebrachten Tafelgeräthſchaften, Speiſen und Getränke, und ließen uns dann auf den vordern Gardinen des Tempels nieder. Mit Wonnegefühl wiederholten wir uns hier das wenige was wir von der Geſchichte dieſer alten Stadt und ihren ehemaligen Einwohnern wußten, und ich erinnerte dabei meinen Freund Profeſſor Hummel an unſer erſtes Hierſeyn vor zwei Jahren, wo wir als arme Pilgrimme gleichſam von Almoſen lebten, während wir jetzt wie Prieſter ſchmauſ'ten.

Neben der geſchichtlichen Unterhaltung ließen wir es auch nicht an artiſtiſchen Bemerkungen, beſonders über

die Merkwürdigkeiten der noch vorhandenen altgriechischen Tempel fehlen, indem diese, was ich auch schon in meiner Schrift über die wesentlichen Theile der Säulenordnung bemerkte, wegen ihrer eigenen Konstruction für den Architekten sehr interessant und lehrreich sind.

Es sind jetzt zwanzig Jahre, seit ich im schönen Neapel war, aber noch in diesem Augenblicke steht das Bild lebendig vor meiner Seele, und ich weile in himmlischer Erinnerung bei Capo di miseno Como und an Posilippo's Lorbeerbaum, wo ich mir von Virgils Grab einen Zweig pflückte.

Nur noch einige Bemerkungen über die Wasserleitung von Caserta und die unter dem Berg gezogene Straße von Posilippo. Die Zeit, da die beinahe eine halbe Stunde lange durch den Berg gezogene Communications-Straße von Neapel nach Baiä gemacht wurde, ist nicht genau bekannt. Nach Einigen geschah es unter August, auf Befehl des Agrippa, durch zwei Freigelassene, welche die Baukunst erlernt hatten.

Wenn ich erwäge, daß nun Caserta durch seine Aquaducten fortwährend Wasser erhält, und daß durch die unterirdische Straße von Posilippo täglich mehrere 1000 Menschen, welche von der Ebene Neapels nach Baiä oder umgekehrt von da nach Neapel ziehen, viele Zeit gespart wird, die sie sonst wegen des Umwegs über den hohen Berg verloren, so ist eine solche Unternehmung eine Wohlthat für Jahrtausende, und ein Monument, das noch die spätesten Nachkommen (wie wir jetzt noch nach 1800 Jahren) bewundern und dankbar benutzen.

Da ich bereits ſchon bei meiner erſten Reiſe in Neapel alles Merkwürdige, was mich beſonders angeſprochen, bemerkt habe, ſo will ich nur meine Rückreiſe nach Rom noch kurz beſchreiben.

Von Neapel nahm ich mit 4 andern Künſtlern den Weg über alt und neu Capua nach Monte Caſino, um daſelbſt in der Nähe die noch übrigen Reſte der alten Stadt Germanum, ſo wie auch die in dem daſigen Kloſter befindliche heilige Familie von Raphael zu ſehen.

Mit der humanſten Gaſtfreundſchaft wurden wir von dem dort wohnenden Oberhaupt des Benediktiner-Ordens aufgenommen, und während wir einige Tage hindurch die Kunſtſachen und Merkwürdigkeiten unterſuchten, mit der größten Freundlichkeit bewirthet. Der Generalprior gab uns 2 von ſeinen gelehrteſten Ordensbrudern als Geſellſchafter, welche uns den ganzen Tag über begleiteten, und auf alles Intereſſante in der Gegend aufmerkſam machten. Ich war ſehr bemüht, den Ort aufzuſpuren, wo die Villa des Varus ſtand, und das von ihm beſchriebene Vogelhaus in der Nähe einer ſtarken Quelle, die in einen vorbeiziehenden Fluß ſich ergießt. Allein die Zeit hat dieſe Gegend ſo wie die Menſchen daſelbſt viel zu ſehr verwandelt, als daß man außer einigen Ruinen von Mauerwerk noch weitere Spuren dieſer ehemals ſo cultivirten Gegend finden konnte.

Von Monte Caſino nahmen wir unſern Weg nach Iſola di Sora, in welcher Gegend, wie man ſagt, Cicero ein ziemlich beträchtliches Landhaus gehabt haben ſoll. Dieſes jetzt noch ſo ſchöne Städtchen liegt auf einem Felſen, gegen den ſich der Fluß wendet, und ſich dann

links und rechts neben dem Städtchen in 2 Arme theilt, und vorn, wo das Städtchen aufhört, auf beiden Seiten sehr hoch herunter fällt, und Wasserfälle bildet, wodurch eine der herrlichsten Ansichten entsteht, indem noch außerdem die Brücken, welche in das Städtchen führen, über den beiden Wasserfällen sich befinden, und so mit dem Bilde von unten, wo man das Städtchen mit den Wasserfällen übersieht, ein ganz eigenes Ansehen geben. Von hier aus gingen wir über St. Patria, und da wir daselbst kein Nachtquartier fanden, so mußten wir noch Abends spät bis Urbino, dem Geburtsorte des Cicero, wo wir erst gegen Mitternacht ankamen, weil wir den Weg nicht fanden und ohne Führer suchen mußten. Der unsrige hatte sich davon gemacht, als er uns zusammen hatte deutsch reden hören, und diese Sprache nicht verstehen konnte. Als wir daselbst in dem sogenannten Gasthofe abtraten, der eine bloße erbärmliche Schenke war, in welcher sich gewöhnlich die Spiri aufzuhalten pflegten, hatten wir einen sonderbaren Auftritt, indem ein eben daselbst befindlicher Haufe dieser Leute glaubten, wir gehörten in Neapel zu einer Verschwörung, und hätten die Flucht auf wenig betretenen Wegen genommen und in eine Gegend, wohin damals selten ein Fremder kam.

Die Wirthin, eine Wittwe, wollte uns daher gar nicht beherbergen, und einige der Spiri gingen, weckten den ganzen Magistrat, und brachten ihn mit vielen andern Leuten in die Schenke, während wir uns mit der Wirthin herumzankten, und mit Ungestüm ein Nachtlager verlangten. Nachdem uns nun die Spiri mit

dem hochlöblichen Magiſtrat von Urbino angekündigt, daß wir ſammt und ſonders Gefangene ſeyen, wenn wir uns nicht gehörig ausweiſen konnten, zeigten wir ihnen unſere königlich neapolitaniſchen Päſſe, aber dieſe Menſchen hatten Päſſe dieſer Art nie geſehen. Der erſte wurde in der Reihe von Hand zu Hand beim Fackelſchein außen vor dem Wirthshauſe herumgegeben, und hierauf einer von der Geſellſchaft, welcher leſen konnte, aufgefordert, denſelben vorzuleſen. Als nun dieſer die gewöhnliche Paßformel, daß der König allen ſeinen Militär- und Civilbehörden die Reiſenden empfehle ꝛc. ꝛc. herunter las, ſchnitt die ehrſame Geſellſchaft große Geſichter und einige ſagten: Ach dieſe Herren ſind uns beſonders vom König empfohlen, und wir haben ſie nun beleidigt. Ein jeder ſuchte ſich jetzt davon zu ſchleichen und die übrigen wußten nicht, was ſie uns für Complimente und Entſchuldigungen machen ſollten. Die Spiri ſagten endlich: Meine Herren, befehlen Sie nur, wir haben Ordre vom König, Ihnen mit all unſern Dienſten zu Handen zu gehen, und Ihnen alles Angenehme zu erweiſen. Wir warfen uns ein wenig in die Bruſt, und forderten vor allen Dingen, daß für ein gutes Quartier, und dann für ein Nachteſſen geſorgt werde, was der Wirthin denn auch ſogleich aufs dringenſte anempfohlen wurde. Bei Tiſche bedienten uns die Spiri, ſo wie ſie die Nacht über vor der Hausthüre Wache hielten. Am andern Morgen führten ſie uns in die ehemalige alte Stadt, von welcher noch ein großer Theil der Stadtmauer vorhanden, und aus irregulären großen Steinen Cyclopen-mauerartig gebaut iſt. Das alte, dreieckigte, pyramidenartige Stadtthor konnte

bei einer Belagerung der Stadt sehr leicht, und ohne den Ort der Oeffnung zu bemerken, vermauert werden, und das Ganze bot einen interessanten Anblick dar.

Von hieraus kamen wir in das Lyris-Thal, um daselbst den Ausfluß (Emissario) des Lago lucino, welchen Kaiser Claudius machen ließ, zu sehen, indem ich die Zeichnungen über diesen so merkwürdigen Emissario auf Bestellung des Herrn Grafen Münster für Sr. Königl. Hoheit den Prinzen August von England zu fertigen hatte, weshalb ich denselben genau untersuchte, und dabei auch bemerkte, was man zuvor noch nicht wußte, daß dieser Emissario, nachdem er das Wasser des fuzinischen Sees abgeleitet, zu einer Communicationsstraße zweier an Getreide und Viehzucht reichen Thäler gedient habe, indem sonst der Zugang nur über die hohen Gebirge, wie jetzt, wo der ganze Emissario durch Verwahrlosung und die Zeit wieder verschüttet worden, statt haben konnte.

Nach Tacitus (Annalen lib. XII. §. 56. 57.) und andern römischen Schriftstellern, ließ Kaiser Claudius an dem über eine deutsche Stunde langen Emissario, der durch ein hohes Kalkgebirge geht und die Austrocknung des fuzinischen Sees bezwecken sollte, gegen 11 Jahre mit 30,000 Menschen arbeiten; und da er den Auslauf des Wassers im Angesicht vieler tausend Menschen, die er aus seinem ganzen unermeßlichen Reiche hiezu einladen ließ, bewerkstelligen wollte, so geschahen mehrere Unglücksfälle. Um das allgemeine Interesse für die Austrocknung dieses Sees zu erregen, ließ er den ganzen Umkreis desselben, welcher gegen 4½ italienische Meilen beträgt, mit Gradinen oder

Sitzbänken für die Zuschauer umfassen, um gleichsam das Schauspiel einer Naumachie zu geben. Zwischen den Gradinen wurden hie und da hohe Thürme errichtet, von welchen die Soldaten Steine auf die Schiffe der Sclaven warfen, die 30,000 an der Zahl ein Seetreffen geben mußten, um die Streitenden hiedurch zum ernstlichen Kampf anzutreiben. Da es aber nach geendigtem Seetreffen, in welchem eine große Menge Sclaven umgekommen seyn soll, dem Kaiser mißlang, diesen See im Angesicht der Zuschauer ganz bis auf den Grund ablaufen zu lassen, weil der Baumeister den Emissar nicht tief genug angelegt hatte, so unternahm man eine größere Vertiefung desselben während der folgenden drei Jahre. Bei dieser Veranlassung ließ Claudius zu einer zweiten großen Feierlichkeit bei dem Einlauf in den Emissar ein großes Amphitheater errichten, um in demselben ein Kampf und Fechtspiel zu Lande zu geben, während der See unter dem Amphitheater auslaufen sollte. Die Exekution dieses neuen Projekts gelang zwar vollkommen, allein als das über dem Emissar gewölbte Theater von Zuschauern angefüllt war, und die Schleusen nun zum Ablaufe des Wassers aufgezogen wurden, so schoß selbiges mit einer solchen Heftigkeit in den Emissar, daß der Boden des Amphitheaters zersprang, das Gebäude zusammenstürzte, und mehrere tausende von den Zuschauern, welche hier das Fechterspiel ansehen und nach Beendigung desselben trockenen Fußes über die Stätte des Sees gehen wollten, ihren Tod fanden.

So groß und gemeinnützig auch die Unternehmung des Claudius in Hinsicht auf die Austrocknung des fuzi-

niſchen Sees war, ſo erlaubte es die Eiferſucht der auf ihn folgenden Kaiſer doch nicht, etwas für die Unterhaltung zu thun, ſondern ſie ließen dieſes kühne Werk nach und nach zerfallen. In dieſem Zuſtand und gerade in der Zeit, als der König von Neapel einen Theil dieſes Emiſſars von dem Ausfluſſe an, ausgegraben, die Arbeit aber, wegen des franzöſiſchen Revolutionskriegs wieder eingeſtellt hatte, beſuchte ich dieſe ſo intereſſante Gegend. Von dem geöffneten Ausfluß, in den man einige 100 Schritte gehen konnte, nahmen wir den Weg oben über das Gebürg zu dem See und dem Einfluſſe, welcher noch in völligem Ruin lag. Der Anblick war in mancher Hinſicht intereſſant, indem noch vieles von den Reſten des Amphitheaters und der Logen, von welchen der Kaiſer zu gleicher Zeit in das Amphitheater und auf den auslaufenden See hatte ſehen können u. a. m. vorhanden iſt. Dem Emiſſar gegen über in der Nähe des Sees erblickten wir die ehrwürdigen Ueberreſte der alten Stadt Alba.

Unter den daſigen Ruinen befinden ſich die Reſte eines Tempels von alter dorſcher Säulenordnung, bei welchem auf eine ſehr ſinnreiche Art die Tryglyphen auf dem Mauerwerk ohne Architrav ruhen. Viele Architekten wollen ſich in unſern Zeiten dieſe Freiheit nicht erlauben, allein ſie iſt im ſtrengſten Sinn genommen, ganz mit der Conſtruction des dorſchen Hauptgebälks übereinſtimmend, und ich habe mich auch ſchon dieſer Freiheit mit Vortheil bedient.

Bei dieſem See auf dem Wege nach Taglioozo, kam ich über den Fluß, worin ſich einſt meine deutſchen Lands-

leute, nachdem ſie unter Konradin von Schwaben und Friedrich von Oeſtreich die Neapolitaner geſchlagen, badeten.

In Tagliogozo, wo wir übernachteten, waren dazumal die Fremden eine ſo ſeltne Erſcheinung, daß die Wirthin, als wir unſere Zeche bezahlen wollten, bitterlich zu weinen anfing, indem ſie, wie ſie ſich äußerte, nicht einmal die Freude hätte, uns als Fremde gaſtfreundlich, das heißt umſonſt zu bewirthen, ſo daß wir am Ende nur mit Mühe ihrem Kinde ein Geſchenk von Geld beibringen konnten. Der Weg von da war abſcheulich und ich kann ihn bis jetzt noch nicht vergeſſen. Da wir nämlich denſelben Tag von Tagliogozo bis Tivoli wollten, wohin uns mehrere unſerer Freunde entgegen reiſ'ten, um von uns ſelbſt ruhig und ungeſtört unſere Reiſeabenteuer zu hören, brachen wir ſchon morgens in aller Frühe auf, und es mag wohl erſt 3 Uhr geweſen ſeyn, als wir oben am Berge zu den letzten Häuſern, an denen ſich die Straße theilt, gekommen waren. Hier auf der Scheide dieſer beiden Straßen begegnete uns ein Mädchen, welches an einer Quelle Waſſer geholt hatte; als ſie uns deutſch ſprechen, lachen, ſingen und pfeifen hörte, ſo gerieth ſie in die größte Angſt, und auf unſre Frage, ob dies der rechte Weg für uns ſey, antwortete ſie halb außer ſich, ja, ja! So geriethen wir auf die unrechte Straße, was wir jedoch erſt nach mehreren Stunden bemerkten, als ſich der Fahrweg immer verſchmälerte, dann in einen Fußweg und endlich ganz im Gebuſch, Wald und Berge verlor. Bei dieſem abſcheulichen Irrweg mußten wir immer Berg auf ſteigen, und in der Hoffnung, daß wir

endlich die Höhe des Berges erreichen würden, wo wir wieder einen Ort in der Ferne erblicken könnten, ſtrengten wir uns nicht wenig an. Allein es wurde inzwiſchen Mittag, und erſt Nachmittags 3 Uhr erreichten wir den Gipfel des Berges, welcher dazumal, zu Ende Aprils noch ganz mit Schnee bedeckt war, ganz erſchöpft und in halber Verzweiflung, da ſich kein Ausweg aus dieſer Wildniß darbot. Mich und meinen Freund Hummel koſtete es Mühe, unſere übrigen Reiſegefährten, welche oft zu weinen anfingen, und jeden Augenblick liegen bleiben wollten, mit uns fort zu bringen. Oben auf dem höchſten Gipfel der Sabinergebürge, wo wir uns nun befanden, ſahen wir in der Himmelsrichtung, nach welcher wir glaubten, daß Rom liege, auf einer Entfernung von etwa 1½ Stunden tief unter uns einen Ort, wir folgten der Richtung und wanderten nun auf der andern Seite des ziemlich ſteilen Berges durch den Wald hinab, und langten endlich, Abends gegen 5 Uhr daſelbſt an. Nach einer ſolchen Anſtrengung wäre es uns freilich angenehm geweſen, wenn wir auf die Tageslaſt und Hitze, die Nacht über hier hätten ausruhen können. Dieſer Ort war aber troh des ſchonen italieniſchen Landes, ſo öde und armſelig, daß wir kaum einige Brode, Ziegenkäß, Eier und einige Gläſer ſchlechten Weins haben konnten. Als wir uns damit etwas erquickt und geraſtet hatten, ſehten wir mit einem Wegweiſer unſern Weg ganz langſam in das an der neapolitaniſchen Gränze gelegene erſte romiſche Städtchen fort, in welches wir auf dem rechten Weg ſchon in der Frühe gegen 10 Uhr hätten kommen ſollen, und langten erſt Nachts gegen 10 Uhr daſelbſt an. Da es gerade

ſehr ſchöner Mondſchein war, und wir einigen Freunden ein Rendez-vous auf dieſen Tag in Tivoli gegeben hatten, ſo ſetzten wir von da aus unſere Reiſe auf Eſeln vollends bis Tivoli fort, wo wir erſt gegen Morgen 1 bis 2 Uhr ankamen. Von dem ſo ſchönen und intereſſanten Tivoli, dem Sommerlieblings-Aufenthalte der alten Römer, will ich nur noch im Allgemeinen anmerken, daß ich die daſigen Ruinen, die Villa des Caſſius, Varus und beſonders die Villa Adriana mit äuſſerſter Aufmerkſamkeit nach den bekannten piraneſiſchen Plänen mehrmal durchgangen, und an der Conſtruction des Mauerwerks und andern vorher unbekannt geweſenen Merkmahlen manches Intereſſante entdeckt habe, indem hier mit äuſſerſtem Scharfſinn oft die Zimmer, die ſich an Erdhügel lehnen, gegen die Feuchtigkeit gebaut ſind, und man phyſiſche Kenntniſſe angewendet ſieht, auf die man heut zu Tage ſo wenig reflectirt. Die praktiſche Anſicht, die ich mir in der Kenntniß der alten Mauerwerke, rückſichtlich ihres Zeitalters, ihres Zwecks und Stils, eben ſo wie in den übrigen Kunſtwerken erwarb, brachten mir beſonders in den letzten Jahren meines römiſchen Aufenthalts, wo die meiſten fremden Antiquare wegen der unruhigen Zeiten ſich entfernt hatten, manche Empfehlung, wodurch ich oft genöthiget war, mit fremden Reiſenden oder auch andern Perſonen antiquariſche Ausflüge zu den in Rom oder auſſerhalb in der Gegend gelegenen Alterthümern zu machen.

Ich will nur einige dieſer Excurſionen hier anführen, die mehr oder minder ernſthaft und für meine Lebensgeſchichte merkwürdig waren. Im Jahr 1795 geſchah es, daß ſich die Galioten der beiden päbſtlichen Galeeren zu

Civita Vecchia, die ohngefähr 500 Mann zählten, frei machten, und nachdem sie an das Land gestiegen waren, so lange bis sie nach und nach wieder aufgefangen wurden, das römische Gebiet sehr beunruhigten und besonders den Reisenden gefährlich wurden. Die Sträflinge jener beiden römischen Galeeren hatten nämlich mehrere Jahre hindurch die Ketten, mit welchen sie an die Ruder angeschlossen waren, nach und nach nächtlicher Weise durchgeschliffen, wobei sie sich besondrer Ausdrücke und Zeichen bedienten, und nachdem sie einmal im Jahr 1795 auf einige Wochen verproviantirt worden und auf die hohe See gingen, streiften sie auf einmal ihre Fesseln ab, und stellten dem commandirenden Offizier und den wenigen Seesoldaten frei, ob sie sich gegen sie vertheidigen, oder aber entwaffnet ans Land gesetzt seyn wollten. Aus Furcht, der Mehrzahl unterliegen zu müssen, wählten die Soldaten das Letztere. Nachdem sie ihren Schiffsvorrath verzehrt hatten, stiegen sie bis auf einen einzigen türkischen Sclaven, welcher schon gegen 10 Jahre bei dieser schlechten Gesellschaft war, und das Schiff nicht verlassen wollte, ebenfalls ans Land, machten Straßen und Dörfer unsicher, und beunruhigten das römische Gebiet nicht wenig, indem sie sich oft in großen Haufen vor einem Ort oder Kloster versammelten, und sehr beträchtliche Contributionen von Geld und Lebensmitteln verlangten, während die andern in kleinen Abtheilungen Mord und Straßenraub verübten.

In dieser Zeit erhielt ich nun von einigen meiner Freunde, die sich während des Sommers und der Aria cattiva in Tivoli aufhalten wollten, eine Einladung, um

ſie nach Paleſtrina zu begleiten, wo ich ſchon zuvor einigemal war, und ihnen die Ruinen des ſo berühmten Fortuna-Tempels zu zeigen und unterſuchen zu helfen.

Nach den Zeitungsnachrichten hatte man damals zu Paleſtrina mehrere Arcaden, in welchen Statuen in Niſchen ſtanden, entdeckt. Dieſer Ort, ehemals einer der glänzendſten und berühmteſten Punkte in Italien, von deſſen Entſtehung die Geſchichte beinahe gar nichts weiß, war viel zu wenig bekannt, und ſcheint nach den noch daſelbſt vorhandenen Ueberreſten des Tempels, welche ſo weitläufig ſind, daß die gegenwärtig ziemlich große Stadt Paleſtrina kaum den halben Raum deſſelben einnimmt, zu Horaz Zeiten (der davon Erwähnung thut) wie der epheſiſche Diana-Tempel berühmt geweſen zu ſeyn.

Mit einem meiner Freunde, dem verſtorbenen Hrn. Hofkupferſtecher Morace von Stuttgart, welcher während ſeines Aufenthalts in Rom noch nicht aus der Stadt gekommen war und mit uns dieſe Reiſe machen wollte, trat ich den Weg nach Tivoli an. Nach der Verabredung wollten wir dort die andern Freunde zur Reiſe nach Paleſtrina abholen. Da es in der Gegend von Rom im Sommer wegen der Aria cattiva nicht räthlich iſt, den Ort wo man ſchläft, häufig zu wechſeln, und viele ſogar behaupten, daß man ohne Gefahr nicht einmal von der ſchlechten Luft weg in der guten ſchlafen dürfe, ſo traten wir in einigen Tagen, nachdem wir alles Merkwürdige in Paleſtrina geſehen, ſchon Morgens 2 Uhr, bei ſehr ſchönem Mondſchein, unſre Rückreiſe nach Rom an, um in einem Tag dahin zu kommen, und unterwegs nicht über Nacht bleiben zu müſſen. Ueberhaupt ſind die Nächte ſo klar, daß

man ohne Anſtrengung leſen kann, und ich habe oft während meines Aufenthalts in Rom die daſigen merkwürdigen Gebäude im Mondlicht betrachtet, wo ſie ſich beſonders ſchön ausnehmen, weil ſich dabei viele Kleinigkeiten dem Auge verbergen, und Licht und Schatten nur im Ganzen und in Maſſen wirken.

Um meinem Freunde auf der Rückreiſe Monte Porcia, Frascati u. ſ. w. zu zeigen, mußten wir von dem an den Bergrucken gelegenen Paleſtrina durch das Thal, welches zwiſchen dieſem und den lateiniſchen Gebirgen liegt, unſern Weg nehmen. Wir mochten nun kaum $1\frac{1}{2}$ Stunden Wegs, ohngefähr die Mitte zwiſchen Paleſtrina und Monte Porcia mit unſern Eſeln und den Eſelstreibern gekommen ſeyn, als wir auf der rechten Seite der Straße 3 bis 4 Kerls außen vor einem alten Mauerwerk ſtehen ſahen. Da ich ſogleich vermuthete, daß dieſe Leute von den von den päbſtlichen Galeeren entflohenen Galioten ſeyn mußten, ſo ſagte ich meinem Freund ganz leiſe: er ſollte ungeſtört auf der linken Seite der Straße fortreiten und den Eſelsführer hinter ſich nachgehen laſſen. Denn da wir dieſen Menſchen nicht entkommen konnten, wenn ſie uns etwas anhaben wollten, ſo hielt ichs für gerathener, gerade zu ihnen hinzureiten und im ſchlimmſten Falle mit ihnen zu tractiren. Während wir ihnen entgegen trabten, und ſie uns erwarteten, ſteckte ich mir in der Geſchwindigkeit eine Pfeife und verbarg meine Uhrenkette und die mit Schweizer Kryſtallen beſetzten Hoſenſchnallen, welche ich in Geneve gekauft, damit ich nicht reicher ſchien als ich war. Indem ich nun von der linken Seite gegen die rechte auf ſie zuritt, ſagte ich, indem ich meine

Pfeife hinſtreckte und ihnen einen guten Morgen bot: Meine Herren, könnt ihr mir nicht ein wenig Feuer geben? die Morgenluft iſt ſehr ſcharf, und ich möchte darum gerne eine Pfeife rauchen. Während nun mehrere aus den Ruinen hinzu kamen, zog einer derſelben ein Feuerzeug aus der Weſtentaſche, und nachdem er Feuer geſchlagen hatte, drückte er mir ſelbſt den brennenden Schwamm mit lachendem Munde auf meine Pfeife und ſprach: Hier, mein Herr, habt ihr Feuer. Ohne nur dergleichen zu thun, als kennte ich die ſaubere Geſellſchaft, dankte ich ihm ſehr höflich für die Gefälligkeit, und trieb hierauf meinen Eſel an, um meinen Reiſegefährten, den indeſſen die Furcht weit vorwärts geführt, wieder einzuholen. Unſer Führer, der die verübten Grauſamkeiten dieſer Menſchen kannte, war erſtaunt, daß ich ſo guten Kaufs von ihnen los gekommen. Als wir in Frascati anlangten und dieſen Vorfall erzählten, waren die Leute in äuſſerſter Verwunderung über den glücklichen Zufall; denn erſt einen Tag vorher hatte das Raubgeſindel auf der nämlichen Straße einen römiſchen Beamten mit ſeinem Diener ermordet. Ueberhaupt war in jener Zeit das Reiſen in Italien, zumal des Nachts, mit den groſsten Gefahren verbunden, wie ſchon aus der Thatſache erhellt, daß während des Pontificats Pius VI., alſo in 24 Jahren, in dem Kirchenſtaate über 40,000 Menſchen ermordet wurden.

Mit unangenehmer Erinnerung an eine andre Scene dieſer Art, wo mein Leben in Gefahr war, will ich nur noch einer Landreiſe gedenken, die ich nach dem Wunſche mehrerer Freunde mit ihnen in die lateiniſchen Gebirge gemacht. Von Rom nahmen wir den Weg nach dem

4 Miglien von da gelegenen Gabi, um dieſen in der Geſchichte merkwürdigen Ort, deſſen Einnahme den alten Römern ſo ſchwer wurde, und die daſelbſt noch vorhandenen Ruinen nebſt den Exkavationen, welche dazumal der Prinz Borgheſe mit einem glänzenden Erfolg betrieb, zu ſehen. Von hier aus reiſ'ten wir nach Frascati und dem alten Tusculum, wo, neben andern Merkwürdigkeiten, auch noch ein Gebäude, welches man für das ehemalige Haus des Cicero ausgeben will, die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Frascati iſt nach meinem Erachten eines der ſchönſten und angenehmſten Städtchen in Italien. Wegen ſeiner reizenden, fruchtbaren und geſunden Lage, wie auch wegen der vielen mit dem Städtchen in Verbindung ſtehenden Villen, Caſinen ꝛc. ꝛc iſt es gegenwärtig der Lieblingsort der reichen Römer, die hier ihr Tivoli wiedergefunden haben. Von da nahmen wir den gewöhnlichen Weg der Fremden nach Grotta Ferrata, um die daſigen Fresko-Gemälde des Domenichino zu ſehen, und gingen dann nach Rocca di Pape, wo Hannibal ſein Lager hatte, nachdem er das römiſche Heer geſchlagen, und die Stadt Rom belagert. Von hier aus verfolgten wir dann den Weg über Gabi, als der höchſten Spitze des lateiniſchen Gebirgs, wo ehemals ein Tempel des Jupiter ſtand, und ſich alle mit Rom verbündeten Völkerſchaften alljährlich verſammelten, bis nach Albano fort. In Albano blieben wir 6 Tage, um die nahe gelegenen Oerter Palazuoli, Grotta Ferrata, den Emiſſar vom Lago d'Albano, Nemi, Civita alla Vigna zu beſuchen, von welchem letztern Ort das Meer um eine halbe Stunde Wegs zurück getreten, und noch die Ringe,

an welchen vormals die Schiffe feſtgebunden waren, deutlich zu ſehen ſind.

Am Abend unſrer Ankunft accordirten wir mit dem Wirthe wegen Koſt und Wohnung. Nach unſerer Uebereinkunft, die ich mit ihm getroffen, weil ich ſchon mehrere Male zuvor bei ihm eingekehrt war, mußten wir ihm, die Perſon täglich 5 Paoli zahlen. Als wir nach 6 Tagen unſere Ruckreiſe nach Rom nach dem Mittageſſen antreten wollten, machte ich über Tiſche meinen Reiſegefährten die Rechnung in der Art, daß ich den Abend unſrer Ankunft und nun den halben Tag, an dem wir nach Tiſch weg wollten, für einen Tag nahm. Einige meiner Freunde zweifelten, ob der Wirth ſich dies gefallen laſſen werde, allein ich kannte die italieniſche Art beſſer, nahm das Geld und ging in die Küche, wo der Wirth ſich aufzuhalten pflegte. Allein der Burſche war pfiffig und unverſchämt, und ich gewann nichts, als daß meine Gefährten mich auslachten.

Außer dieſem Zuge will ich noch einer weitern Reiſe nach Tivoli erwähnen wegen eines beſondern drolligen Eſelritts. Die beiden Brüder Schabler kamen im Sommer 1795 von Neapel nach Rom, um daſelbſt die Merkwürdigkeiten zu ſehen, und baten mich und noch 2 andere meiner Freunde, mit ihnen nach Tivoli eine Parthie zu unternehmen, um ihnen die dortigen Alterthümer zu zeigen. Da es im hohen Sommer war, wo es wegen der Hitze und der Aria cattiva erforderlich iſt, in der Nacht den Weg zu machen, ſo traten wir Abends gegen 10 Uhr die Reiſe mit einem Vetturino von Rom an. Auf dem halben Wege zwiſchen Rom und Tivoli kamen wir ſchon

zu einem Unglücksfall, indem wir Engländer antrafen, welche unter dem Namen von Nordteutſchen reiſten, weil ſie von den Franzoſen in Italien nicht gekannt ſeyn wollten; ihr Wagen lag zerbrochen, und nun ganz allein bei finſtrer Nacht auf dieſem oden unſichern Weg, mußten ſie die Trümmer ihrer Chaiſe bewachen, bis der Vetturin zurück nach Rom geritten war, um ihnen eine andere zu holen. Dieſe beiden Engländer, die nur einen Bedienten bei ſich hatten, erſuchten uns, bei ihnen auf der Straße zu bleiben, bis ihr Vetturin, der ſchon einige Stunden weg war, zurückkommen wurde, wo ſie dann mit uns den Weg wieder fortſetzen konnten. Da wir vermutheten, daß die Leute ein wenig Bange hatten, ſo ließen wirs uns gefallen, ihnen einige Zeit Geſellſchaft zu leiſten. Allein ob es gleich Anfangs Auguſt war, ſo froren wir doch in der Kühle der Nacht, daß wir am ganzen Leibe zitterten, und uns zuletzt wie im ſtrengſten Winter die Zähne klapperten, worüber die Engländer uns auslachten, indem ſie dieſes unbehaaliche Gefühl nicht hatten, vermuthlich weil ihr Körper noch nicht ſo weichlich als der unſrige durch einen längern Aufenthalt in Italien geworden war. Endlich mußten wir ſie der fernern Obhut des Himmels empfehlen, und unſern Weg ohne ſie fortſetzen, wo wir dann Morgens gegen 5 Uhr, die Engländer aber erſt gegen Mittag, in Tivoli anlangten.

Nach der gewöhnlichen Weiſe wurden die Excurſionen zu den Cascaden, dem Monte Spaccato, zu den Ruinen der alten römiſchen Landhäuſer und in die Villa Adriana auf Eſeln gemacht, wobei ſich die Künſtler und andere Fremde ſehr beluſtigen, indem ſie oft auf dieſen Thieren

in großer Gesellschaft ausreiten, in der heitern Stimmung, wie frische Jugend und der schöne Himmel Italiens sie hervorrufen müssen, allerlei Schwänke und Muthwillen treiben.

In Tivoli ist der Eselsritt so gewöhnlich, daß der Wirth denselben zur Zeche schlägt, wenn man sich gleich keiner Esel bedient. Zu meiner Zeit zahlte der Künstler für Wohnung, den Esel, das Essen und Wein so viel man trinken mochte, 4 Paoli für den Tag; gegenwärtig soll die Zeche täglich nur um einen Paolo gestiegen seyn.

Als wir ungefähr in der Mitte der Villa Adriana vor den sogenannten Bädern auf unsern Eseln ankamen, mußten wir vor einer verschlossenen Thüre, welche einen Theil dieses Terrains als eine besondere Vigna abschnitt, Halt machen, und daselbst anklopfen, und den Vignaiuolo rufen, daß er uns die Thüre öffne, und uns einen Theil der Villa betrachten lasse. Inzwischen stürzte Scheiblers Esel zu Boden, so daß er mit dem Thier nicht ganz sanft im Sande zu liegen kam. Aergerlich über diese unangenehme Absetzung, raffte sich Scheibler schnell wieder zusammen, sprang auf und nahm seinen Esel am Strick, welchen er statt des Zaumes um das Maul des Esels gebunden hatte, um selbigen auf diese Art wieder aufzuprügeln. Als er das Thier vorn am Kopf aufzog, so fiel es hinten bei einem jeden Stockstreiche tiefer in den Boden hinein, und es war ganz sonderbar anzusehen, wie zuerst die Beine des Esels, dann sein Hintertheil bis an den Sattel auf festem Erdreich, ohne daß wir im Augenblicke die Ursache wahrnehmen konnten, verschwand. Da nun endlich der weitere Theil des Esels mit dem Sattel, der

inzwiſchen denſelben ein wenig aufgehalten, ebenfalls zu verſchwinden anfing, ſo merkten wir, daß unter uns ein verborgenes altes Gewölb ſeyn müſſe. Wir ſprangen deshalb alle ſchnell von unſern Eſeln, um dem nun ſchon halb verſunkenen Thier zu Hülfe zu kommen, und es an Strick, Kopf und Ohren auf der Oberwelt zu erhalten. Während wir nun auf dieſe Art den Eſel, aus Furcht, daß derſelbe noch vollends in das Gewölb fallen möchte, ſchwebend mit dem Kopf über dem Boden hielten, was keine geringe Laſt war, ſuchte ein Anderer einen andern Zugang in das Gewölbe, und fand auch unweit von uns neben einem Gebüſche eine Oeffnung, durch welche ſich durch Jahrhunderte eine inklinirende bis unten auf den Boden des Gewölbes zulaufende Erdmaſſe angeſchwemmt hatte. Er kroch über dieſes ſchiefe Terrain in die finſtre Oeffnung, und rief uns dann zu, daß wir den Eſel nur mit Seilen, welche wir von den andern Eſeln nahmen, um den Kopf feſtbinden, und dann ihn vollends in das etwa 20 bis 25 Fuß tiefe Gewölbe hinunter laſſen ſollten. Als wir auf dieſe Art den Eſel, halb erſtickt, unten in das dunkle Gewölbe gebracht hatten, entſtand eine neue Verlegenheit. Wir konnten ihn nicht wohl durch die Oeffnung, in welche wir nach und nach zu ihm gekrochen waren, aufrecht heraus bringen, weil das ſchief angeſchwemmte Terrain faſt bis an das Gewölb reichte, und mußten daher den Eſel, welcher am ganzen Körper zitterte, und in dieſer finſtern Stickluft, wo vielleicht ſeit einigen Jahrhunderten kein Menſch mehr hingekommen war, ſich ganz geduldig behandeln ließ, auf die Seite umlegen, und ſo mit Seilen an den Füßen und Ohren

durch die Oeffnung über die inklinirende Fläche hinaufzuziehen. Das arme Thier war an dem Bauch und den Vorderfüßen beschädigt, sprang jedoch aus Furcht vor dieser gefährlichen Stelle sogleich hinweg, und einige Jahre nach einander bemerkte ich, daß dieser Esel niemals wieder an der Stelle, wo er hinein fiel, vorbeizubringen war. Es iſt mir auch sehr oft in der Villa Adriana aufgefallen, wie die Esel alle merkwürdigen Stellen daselbſt kennen, wo die Fremden gewöhnlich abſteigen, und ſich dann zu Fuß in die Ruinen begeben. Saß ein Fremder auf einem zu solchen Ausflügen schon oft gebrauchten Esel, und ritt einzeln mit demselben voraus, so war das erſte, daß der Esel an einem intereſſanten Ort, wo der Fremde seine Wißbegierde befriedigen konnte, Halt machte, um die übrige Geſellſchaft abzuwarten. Verſtand der Fremde diese Zuvorkommenheit nicht, und wollte er den Esel anſtrengen, weiter vorwärts mit ihm zu gehen, so wurde er gewöhnlich abgeworfen, und dem Esel sodann von der übrigen Geſellſchaft die Erklärung gegeben, daß er seinen antiquariſchen Cours gut verſtehe, weil er den Ort des Abſteigens ſich gemerkt.

Die vorzüglichſten Urſachen, warum ich endlich, gegen meine frühere Abſicht, Rom verließ und alle meine Plane, mich daselbſt niederzulaſſen, aufgab, waren beſonders die durch die franzöſiſche Revolution herbeigeführten Veränderungen, und die wenig troſtlichen Ausſichten der Römer für die Zukunft. Alle Gewerbe und Künſte, welche sonſt den großten Theil von Rom beſchäftigten, lagen nunmehr ganz darnieder, und die Nahrungsquellen, welche vom Ausland und durch Fremde nach Rom gebracht wurden,

fingen täglich mehr zu verſiegen an. Ein jeder Fremde war zu dieſer Zeit in Rom jeden Tag in Gefahr, beſtohlen oder wegen Meinungen angetaſtet oder auch gar ermordet zu werden. Obgleich die päbſtliche Regierung durch tägliche Volkspredigten und Mirakel, wie ſchon bemerkt, das Volk zu beſänftigen, und für das kommende Uebel vorzubereiten ſuchte, ſo war es ihr doch nicht möglich, die Exceſſe wegen Nahrungsſorgen und politiſchen Meinungen zu hemmen.

Anfangs und nachdem ich im zweiten Jahr in Rom ganz ungeſtört fort lebte, hatte ich blos bei Ermordung des franzöſiſchen Chargé d'Affaires, Mr. Baſſeville, (1792) etwas weniges durch den Wechſel der Zeit zu leiden, und bis 1796, wo ſich die franzöſiſche Revolution und franzöſiſche Herrſchaft immer mehr und mehr in Italien ausbreiteten, konnten die deutſchen Künſtler auch ziemlich ungeſtört ihr Studium in Rom fortſetzen. Allein nach der Einnahme von Mantua und nachdem ſich der heilige Vater wegen der Niederlage ſeines Truppenkorps bei Foligno die herabwürdigendſten Friedensbedingniſſe, wobei auch die Abtretung der erſten Kunſtwerke Roms mit einbedungen wurden, gefallen laſſen mußte, wurde die Lage eines Fremden immer kritiſcher, und dabei war es wegen der Unrichtigkeit der Poſten auch ſchwierig, Briefe und Wechſel vom Auslande zu erhalten.

Ich hatte mir durch Unterricht, und verſchiedene Arbeiten einige hundert Scudi erſpart, und als einen Nothpfennig bei Seite gelegt, als ich den letzten Donnerſtag im October 1796, an welchem Tag ſich ein jeder Römer, wie ſchon oben bemerkt, eine beſondere Erholung in den

Gärten von Rom oder auf dem Lande zu machen pflegt, die erſte Veranlaſſung erhielt, Rom zu verlaſſen, indem mir meine ganze Baarſchaft geſtohlen, und mir hierdurch der erſte Gedanke für die Zurückkehr in mein Vaterland erregt wurde. Da dieſe Geſchichte, welche ich noch obendrein beinahe mit dem Leben bezahlen mußte, meinem übrigen Lebensgang eine andre Richtung gab, und ſie auch ſelbſt die Regierung zum Theil ſchildert, ſo will ich ſie beifügen.

Ich wohnte damals mit meinem Freunde, dem Maler Bury, im dritten Stock in dem Palaſt Pabuene. Da Se. Eminenz der Cardinal Caraffa bei Sr. Heiligkeit Maggior Domo war, und deshalb im päbſtlichen Palais ſeine Wohnung hatte, ſo ſtanden die beiden untern Stockwerke dieſes Gebäudes leer, und weil überhaupt in dieſem weitläufigen Gebäude nur wenig Leute wohnten, mußte es ein leichtes ſeyn, einen Diebſtahl darin zu verüben. Als ich den obengenannten Tag von Tiſche nach Hauſe kam, fand ich die Gangthüre vor unſern Zimmern erbrochen, und die Thüre in mein Studierzimmer offen. Ich war darüber ſehr betroffen, doch glaubte ich anfangs, daß die Frau, welche uns bediente und zur Zeit, da wir von Hauſe abweſend waren, die Betten ꝛc. beſorgen ſollte, aus Nachläſſigkeit zu ſchließen vergeſſen. Als ich aber in meine Arbeitsſtube trat, und von da aus die ganze Reihe Zimmer bis hinten in die Zimmer meines Freundes, welche ſonſt ebenfalls verſchloſſen waren, offen ſtehen, und auch meine Commode in meinem Schlafzimmer erbrochen ſah, ſo blieb kein Zweifel über mein Unglück. Das erſte war, mich nach meiner Baarſchaft umzuſehen. Allein dieſe, ſo

wie auch meine übrigen wenigen Pretiosen fehlten. Da ich nun unsere Aufwärterin nicht fand, und daher mein erster Verdacht auf sie fiel, eilte ich auch in die Zimmer meines Freundes, wo ich ebenfalls die Commode erbrochen, und einige Meißel mit einer Hacke eines gemeinen Handwerkers auf dem Boden liegen sah. Bestürzt über diese Entdeckung eilte ich aus dem Hause zu meiner Nachbarin, wo sich mein Freund sehr oft aufhielt, um denselben zu rufen oder ihn von dieser Frau aufsuchen zu lassen. Nicht lange, nachdem ich wieder in mein Logis zurück war, kam auch Herr ganz bestürzt nach Haus gerilt, indem er gerade den Tag zuvor eine Rolle Gold von 100 Dukaten eingenommen hatte. So rein als man mir meine ganze Baarschaft genommen, war indeß mein Freund nicht ausgeplündert, indem sich bei der Untersuchung fand, daß die Goldrolle beim raschen Herausziehen der Commodschublade, hinten unter die in der Schublade liegende gebrauchte Wäsche gekommen war, und deshalb nur die wenigen Scudi, welche in kleiner Münze neben der Rolle lagen, weggenommen waren. Nicht lange, nachdem wir das Visum repertum aufgenommen, kam unsere Aufwärterin, welche schon unten im Hause den Diebstahl vernommen, ganz wüthend bei uns an. Da ich nun so ganz von allem Geld entblößt und ohne Hoffnung war, mir bald wieder etwas zu erwerben, oder Einiges von Hause zu erhalten, und ich die Frau im Verdacht hatte, daß sie oder einer ihrer Galane Antheil an diesem Diebstahl gehabt, sie auch verpflichtet war, unser Logis zu hüten, wenn wir nicht zu Hause waren, so empfing ich sie nicht ganz freundlich und secretirte sie einstweilen bis zur nähern

Untersuchung in ein Nebenzimmer ein. Kaum waren zwei Stunden verflossen, als Se. Eminenz der Hr. Cardinal Torrigia schon den in seinem Palast gewaltthätig vorgegangenen Einbruch vernommen, und uns deshalb eine obrigkeitliche Person zur Untersuchung des Vorfalls zugesandt hatte. Bei Vernehmung unserer Aufwärterin, ob sie von diesem Diebstahl nichts bekannt sey, oder sie sondern keinen Argwohn habe, war sie beinahe ganz verzweifelt, daß ich sie in Verdacht hätte. Dabei glaubte sie aber, die Schelme ausfindig machen und angeben zu können. Nach diesem Vorfall, der mir allerlei Grillen über meine Armuth und zukünftige Existenz machte, indem ich bisher noch nie gewohnt war, auf Kredit zu leben, und meine Kost und Wohnung immer baar bezahlte, suchte ich mich in Allem und insbesondere dadurch einzuschränken, daß ich Abends nicht mehr ausgehen und zu Nacht essen wollte. Indessen erforderte es mein jugendlicher Appetit, und die Anstrengung meines Körpers bei der Arbeit, daß ich mir Abends gegen 9 Uhr oft nur eine Bozletta Wein und einige Schnitte Prochuto oder Salame und etwas Brod von meiner Aufwärterin holen lassen musste. Eines Abends, als ich an meinem Arbeitstische sas, und eben meine Wärterin deswegen aufgeschickt hatte, wurde an meiner vordern Gangthüre die Schelle gezogen. In der Meinung, es sey einer meiner Freunde, der mich zum Nachtessen abholen wolle (wie es der Fall oft war), ging ich in den Gang, und fragte in deutscher Sprache, wer da sey? Non avete paura, aprite Signore! (habet keine Furcht, macht auf mein Herr!) gab mir eine Stimme zur Antwort. In der Meinung, es könne ein Sbirro

(Gerichtsdiener) seyn, welcher mir Auskunft über die Entdeckung der Urheber meines Diebstahls geben wolle, (denn außerdem darf kein Sbirro in das Palais eines Cardinals oder Prinzen) öffnete ich die Thüre. Allein ich erschrak nicht wenig, als ich sogleich zwei Kerls zu mir in den Gang treten sah, welche mir gerade die zu seyn schienen, welche unsere Aufwärterin für die Diebe hielt. Beym Hereintreten sagten sie: Sind Ihr der Herr allhier. Mit der Verbeugung lud ich sie mit aller italienischen Höflichkeit ein, in mein Zimmer vorzugehen, weil ich dadurch Zeit zu gewinnen suchte, bis meine Aufwärterin zurück käme, wo ich mir schon getraute, mit ihnen fertig zu werden, indem meine Aufwärterin eine handfeste Weibsperson war, und beständig einen großen Dolch vorn in dem Corset statt einer ordinären Planschete trug. Um diese Meuchelmörder zu gewinnen, und ihnen auf keine Art merken zu lassen, daß ich ihre Anschläge ahnde, bekomplimentirte ich sie mit außerordentlicher Höflichkeit als sehr vornehme Herren und als Engländer, für welche die Römer, wenn sie etwas gut, wie diese es waren, gekleidet sind, so gerne gelten, und schrieb mir ihren Besuch als eine große Ehre zu, während ich sie mit öfter Unterbrechung ihres Anliegens gar nicht zu Worte kommen ließ, und sie sogar zum Sitzen beredete, damit sie mir die Ursache ihres Besuchs auf eine bequemere Art mittheilen konnten. Etwas verlegen fing endlich einer an: Mein Herr, Sie sind ein sehr galanter höflicher Mann. Um aber keine Zeit zu verlieren, wollen wir Ihnen die Ursache unsers Besuchs mittheilen. Ich bin ein Scultore (Bildhauer) und mein Freund hier ein Scarpellino (Stein-

(schleifer) und ſind ebenfalls galant' uomini. Vor ungefähr 8 Tagen ſollen Sie und Ihr Freund um einige 1000 Scudi beſtohlen worden ſeyn. Da nun Ihre Magd ausgeſagt hat, daß wir die Diebe ſeyen, und wir deshalb morgen gegen Mittag, als unſchuldige Leute, welche ihr Brod auf eine ehrenvolle Art verdienen, von den Sbirren aufgefangen werden ſollen, was uns auf immer beſchimpfen würde, ſo wollten wir Sie fragen, ob Sie uns gleichfalls für die Diebe halten. Meine Herren, gab ich zur Antwort, wie können Sie eine ſo abſcheuliche Frage an mich thun, und von mir nur vermuthen, daß ich von Ihnen, der ich gegenwärtig das erſtemal das Glück habe, Sie zu ſehen, einen ſo abſcheulichen Argwohn hegen ſollte? Das, was Sie mir von unſerm Diebſtahl und von einer ſo großen Summe ſagen, iſt unwahr, und es lohnt ſich nicht der Mühe, daß man von dieſer Kleinigkeit, die uns weggekommen iſt, redet. Was übrigens unſere ungeſchickte Magd geſagt haben ſoll, will ich ihr ernſtlich verweiſen. Das iſt ſchon recht, entgegneten ſie, allein Sie müſſen uns jetzt auch mit einem Handſchlag verſichern, daß Sie oder Ihr Freund gleich Morgen früh um 8 Uhr auf das Gouvernement gehen, und daſelbſt öffentlich anzeigen, daß wir die Diebe nicht waren, weil wir ſonſt auf alle Fälle von den Sbirren ergriffen, und eingeſetzt werden, indem Seine Eminenz der Cardinal Caraffa auf unſere Feſthaltung dringet. Ich erklärte hierauf, daß ich ſolches thun wollte, wenn ſie es für keine Beleidigung anſähen, faßte aber zugleich den Vorſatz, den Vorfall am andern Morgen anzuzeigen; denn es war offenbar, daß ich die Scheime vor mir hatte. Indem ſie ſich jetzt empfahlen, ſagten ſie,

daß ſie in der Gegend der griechiſchen Kirche wohnten, und mich alle Mittag an ihrem Hauſe zum Mittageſſen gehen ſähen. Wenn ich ihnen nun morgen frühe mein Verſprechen erfüllt hätte, ſo wollten ſie um Mittag, wenn ich daſelbſt vorbeiginge, auf mich Acht geben, und mich alsdann überzeugen, daß ſie die Künſtler ſeyen, für die ſie ſich ausgegeben. Kaum war ich dieſes ſo gefährlichen Beſuchs los, als plötzlich meine Magd, die während der Zeit von einem dritten Böſewicht, unten vor dem Haus unterhalten wurde, und die beiden Diebe aus dem Hauſe gehen ſah, zur Thür hereinſtürzte, und mich auf den Knien mit Weinen und Wehklagen um Verzeihung bat, daß ſie ſo lange ausgeblieben, und mich dadurch in Lebensgefahr geſetzt hätte, da ich von dieſen Schurken hätte ermordet werden können. Bald kam auch mein Freund Bürn nach Hauſe, und erſchrak nicht wenig, als ich ihm das Begebniß mittheilte; dabei wunderte er ſich, daß ich als ein ſonſt eben nicht geduldiger Menſch den Dolchen der Italiener entkommen, und ſie zu täuſchen gewußt. Rückſichtlich meines Vorſatzes, das Schelmenpaar den andern Tag weiters zu verfolgen, war mein Freund anderer Meinung, und ſagte, wenn ich nicht den andern Morgen die verlangte Erklärung bei der römiſchen Juſtiz machte, ſo wolle er dies für ſich thun, weil es uns doch nichts helfe, wenn dieſe Leute beſtraft würden, indem wir uns dadurch nur ihre Freunde auf den Hals laden, und unſere zukünftige Sicherheit in Rom mehr gefährden wurden. Den andern Tag, als ich zum Mittageſſen gehen wollte, und bei der griechiſchen Kirche vorbeipaſſirte, wurde mir plötzlich zugerufen, und als

ich mich umsah, fanden meine zwei neue Bekannte unter einer Hausthür, und luden mich ein, mit ihnen in ihre Werkstätte zu kommen, und mich zu überzeugen, daß sie die Künstler seyen, für welche sie sich den Abend zuvor ausgegeben. Ich trat hinein, und sie dankten mir sehr verbindlich, daß ich diesen Morgen beim Gouvernement meine gestern versprochene Erklärung gemacht, und die Sache ins Reine gebracht hätte. Der Aerger, den ich auf diese unverschämten Schelme hatte, ließ mir es nicht zu, diesen Dank anzunehmen, sondern ich erwiederte ganz dreist, daß aus Mangel an Zeit, nicht ich, sondern mein Freund diesen Morgen bei der Justiz gewesen, und ihre verlangte Deklaration, daß sie nicht die Diebe bei uns gewesen, gemacht hätte. Das ist uns einerlei, kurz wir sind sehr von diesem Verdacht freigesprochen, ob ihr oder euer Freund solches gethan hat, erwiederten sie, und zeigten mir ihre hinten am Haus gelegene Werkstätte, wo dann der eine, um das Ansehen eines Bildhauers zu haben, an einem in Punkte gesetzten Pianenfort, der andere aber an der Polirung eines kleinen marmornen Obelisken scheinbar arbeitete. Meiner Vermuthung nach war aber weder der eine noch der andere ein Künstler, und es war mir höchst wahrscheinlich, daß die Bursche diese Werkstätte in der Gegend des spanischen Platzes, wo die meisten Fremden wohnen, ihrer Gaunerstreiche wegen gemiethet hatten. Sie konnten auf diese Weise alles beobachten und sich mehr den Augen der Polizei entziehen.

Ich mußte nun bedacht seyn, den erlittenen Verlust durch Unterricht wieder zu ersetzen. Es fehlte mir in

Rom nie an Gelegenheit dazu, und ich wurde deshalb oft von Fremden angegangen. Auf diese Weise hoffte ich mich den Winter über durchzubringen, und vielleicht mit dem Frühjahr eine neue Aussicht für eine zukünftige Existenz zu erhalten, weil ich mit zwei meiner Freunde, dem verstorbenen Professor Fernow und dem Landschaftmaler C. Reinhardt, einen Antrag und auch wirklich schon die Wechsel nach Neapel hatte, zu einer Reise nach Sicilien, um die Materialien zu einer malerischen Reise durch dieses Land zu sammeln. Eine deutsche Gesellschaft wollte das Werk unternehmen. Wir wurden die Reise sogleich angetreten haben, wenn uns nicht von Seiten des neapolitanischen Gouvernements, welches damals allen Fremden den Eintritt in das Königreich und besonders nach Sicilien versagte, die Päße verweigert worden wären. Durch Se. Königliche Hoheit den Prinz August von England und den Hrn. Grafen von Munster, welche sich zu jener Zeit gerade in Neapel aufhielten, und wegen der Franzosen Rom verlassen hatten, hofften wir zwar die Erlaubniß erlangen zu können; allein die Verwilligung wurde uns immer verweigert, und erst auf friedlichere Zeiten zugesichert. Mit süßen Hoffnungen auf diese Zeiten, und schweren Sorgen für die nächste Zukunft habe ich mit meinem Studium den Winter von 1796 auf 1797 in Rom zugebracht, bis mich dann endlich ein anderer unangenehmer Auftritt zur Abreise bestimmte.

Nach dem Mittagessen am heiligen Ostertag 1797, ging ich mit noch acht andern Künstlern, um die Ruinen der Bäder des Caracalla zu sehen, und an diesem vielbesuchten Orte den Nachmittag zuzubringen. Gegen Abend

gingen wir über das Campo Vaccino an dem Forum Nerva vorbei, auf Monte Cavallo, um bei Fontana in einer Osteria unser Abendbrod miteinander in Freundschaft zu genießen. Ein Theil unserer Gesellschaft ging voraus in der Strada Piniani: ich und drei andere, wovon einer (Herr von Limpach aus Bern) erst einige Tage zuvor in Rom angekommen war, und die Colossen auf Monte Cavallo noch nicht gesehen hatte, blieben zurück und vor diesen so interessanten plastischen Kunstwerken stehen. Kaum hatten wir unsern Standpunkt genommen, als einige gemeine Kerls etwa 20 Schritte hinter uns sich zeigten, und um Streit anzufangen, nach Art des römischen Pobels Steine unter uns kugeln ließen. Mein Freund Escher aus Zürich, welchem ein Stein an die Füße kam, verwieß ihnen diese Unart gegen Fremde. Um uns aber mit diesen Menschen nicht weiter einzulassen, schlugen wir den Weg unserer Freunde ein, welche schon ein groses Stück in der Strada Piniani voraus waren. Der Haufe folgte uns mit den dazumal in Rom Mode gewordenen Schimpfworten Francesazze, Jacobinazze, und da wir auf diese Scheltworte nicht achteten, so warfen sie uns Pflastersteine nach, wovon sie eine ziemliche Portion in den Armen trugen. Einer dieser Steine, welcher mir ziemlich hart an das Bein fuhr, machte mich endlich ärgerlich, so daß ich mich umdrehte, und den Burschen den Text las. Mit einer Wuth und Geschwindigkeit, und wie auf ein Tempo nahmen sie jetzt den Dolch in den Mund und warfen die Scheide auf den Boden, um so die Steine, welche sie noch im Arm hatten, besser auf uns zuschleudern zu können. Wir waren daher genöthiget,

diesen Würfen durch alle mögliche Wendungen auszuweichen, und endlich, als sie ihre Steine verworfen hatten, und mit den Dolchen auf uns losstürmten, unsern Freunden nachzulaufen. Unweit der Kirche St. Andrea dé Gesuiti, welche auf der rechten Seite unterwegs in der Strada stand, und wo gerade die Abendvesper gehalten wurde, holten wir sie ein. Alle sprangen wir nun der Kirche zu, wo eine Menge Volks auf den Knien lag, und der Geistliche gerade die Benediction mit dem Kelche in der Hand gab. Das Ungestüm, mit welchem wir zur Kirchthüre hinein und gegen den Hochaltar zu dem Geistlichen stürzten, verursachte eine gänzliche Störung, so daß die zur Andacht versammelte Menge in einigen Minuten durch die Seiten- und hintern Thüren der Kirche voll Furcht und Schrecken mit dem halben Segen davon liefen, weil der Priester selbst durch den Auftritt außer Fassung gekommen war, und die heilige Handlung unterbrochen hatte. Er beschäftigte sich blos mit uns, da wir in die höchste Wuth versetzt wurden, als wir jetzt sahen, daß Hr. v. Timpach unter der Kirchthüre einen Stich erhalten, und vor Schrecken todtenbleich war, bis sich zeigte, daß seine Wunde nicht gefährlich sey. Nun erst bemerkten wir auch, daß drei von unsern Freunden in der Kirche fehlten, die wir ermordet glauben mußten. Unsere Unruhe und Besorgniße stiegen dadurch immer höher, so daß uns der Geistliche endlich den Wein, welcher für die Communion auf dem Hochaltar stand, zur Erholung anbot. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, und während der Zeit auch noch einige andere Geistliche aus dem Kloster herbei gekommen waren, baten wir dieselben, von

der nicht weit entfernten päbſtlichen Hauptwache auf Monte Cavallo Wache zu holen, um uns nach Haus zu begleiten, indem wir befürchteten, daß die Böſewichter, welche uns auf eine ſo mörderiſche Art angegriffen, noch auf den Straßen auf uns lauerten. Wir hatten bereits eine ziemliche Zeit auf das Militär gewartet, als endlich der Sakriſtano der Kirche, den die Geiſtlichen auf die Hauptwache geſendet hatten, mit der Antwort zurückkam: die Soldaten hätten ſich ſo eben zum Nachteſſen geſetzt, und wir ſollten uns nur noch in der Kirche verweilen, bis ſie geſpeiſt hätten, ſie würden uns ſodann abholen und nach Hauſe eskortiren. Wegen dieſer Zögerung, und da uns die Geiſtlichen auch ſelbſt zur Kirche hinaus haben wollten, und uns verſicherten, ſie hätten die Straßen unterſuchen laſſen, und wir konnten ohne alle Gefahr nach Hauſe gehen, baten wir ſie, uns einige Chaiſen kommen zu laſſen, die uns nach Hauſe führen; allein ſie zauderten ſo lange, bis endlich ein Offizier von der Garda civica (Bürgerwache), welche der heilige Vater erſt einige Monate zuvor errichten ließ, mit den drei vermißten Freunden ankam. Da wir nicht alle zugleich in die Kirche hatten eindringen können, waren dieſe eiligſt nach Hauſe gelaufen, und hatten Waffen geholt zu unſrer Vertheidigung. Im Rückweg zur Kirche trieben ſie auf jene Bürgerwache, und nahmen ſie mit ſich. Der Offizier ſagte beim Eintritt: Meine Herren, kommen Sie nun ganz getroſt, ich habe ein Corps Bürger-Soldaten außen vor der Kirche ſtehen, und werde Sie nach Hauſe begleiten, damit Ihnen kein Leid widerfahre. Da es inzwiſchen Nacht geworden war, ſo zögerten wir nicht lange, und

ließen uns, von der Wache umgeben, in die Strada Condo, in welcher Gegend die Mehreßen wohnten, in das griechische Kaffeehaus bringen, wo die Deutschen alle Abende zusammen kamen. Mit den übrigen Deutschen, welche inzwischen den Vorfall gehört, und uns auch schon zum Theil auf dem Herwege aus der Kirche entgegen kamen, oder sich gleich darauf in dem Caffè greco einfanden, um die Geschichte näher zu vernehmen, hielten wir nun Rath, was in der Sache zu thun, und auf welche Art wir uns zu benehmen hätten, um künftig Sicherheit vor dem römischen Gesindel zu erhalten, dem alle Fremden verhaßt waren. Die Mehrzahl der Stimmen fiel dahin, für diesen heiligen Abend die Sache ruhen zu lassen, aber den andern Morgen sollten die Betheiligten zu ihren Gesandten gehen, dort Klage erheben, und um Genugthuung bitten. Am nächsten Morgen als den Oßermontag, gingen dann die bei dem Vorfall Gewesenen nach Verabredung, und zwar die Preußen und Heßen zu dem dazumal in Rom anwesenden Chargé d'affaires, die Schweizer zu dem schweizerischen Hauptmann Pfeifer, und mein Freund, Maler Hartmann aus Stuttgart, und ich, weil von unseren Höfen keine Gesandten in Rom waren, zu dem k. k. österreichischen Geschäftsträger. Als wir in das österreichische Gesandtschafts-Palais kamen, so hieß es, daß Se. Eminenz der Monsignore N. N. in St Peter bei dem Pabße wäre, wo S. Heiligkeit Meße leße, und wir uns deshalb in dem Palais verweilen, oder aber gegen 12 Uhr, wo Dieselben nach Hauße kämen, wieder erscheinen sollten. Da wir das Unheil des vorigen Tages noch nicht vergeßen, und Furcht hatten, einem von

unſeren Widerſachern zu begegnen, ſo zogen wir vor, uns in dem Palais bis zur Zurücklunft des Monſignore aufzuhalten. Wir befanden uns ſchon in dem Vorſaale, als der Monſignor zurücklam, und mit einem koniglichen Pomp, von mehreren Geiſtlichen begleitet, hereintrat, und gingen ihm entgegen und ſagten ganz ehrerbietig: wir ſeyen deutſche Künſtler, welche geſtern auf eine abſcheuliche und mörderiſche Art, unter dem Namen von Franzoſen und Jacobiner, angegriffen worden, und verlangten wegen unſerer künftigen Sicherheit in Rom, ſo wie für die erlittene Beleidigung Satisfaction. Nachdem wir die ganze Geſchichte erzählt hatten, ſagte er: Meine Herren, in dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Franzoſen es auf Rom abgeſehen haben, nehme ich es dem römiſchen Pöbel nicht übel, wenn Sie derſelbe für Jakobiner hält, denn Ihre abgeſchnittenen Haare, ohne daß Sie eine Perucke, oder ſonſt einen künſtlichen Haarputz tragen, ſo wie Ihre Kleidung geben Ihnen ein ſolches Anſehen. Würden Sie ſich, wie die vormaligen alten, berühmten Künſtler ſchwarz, mit einem ſchwarzen Mantel, gleich den jetzigen Abbaten, kleiden, ſo bin ich überzeugt, Sie hätten von dem Pöbel nichts zu befürchten. Wir erwiederten hierauf: daß wir uns nach unſerer Landesart und als Bürgerliche kleideten, und einen geiſtlichen Anzug für unſchicklich hielten. Im Uebrigen möchte er die Güte haben, in Rom, wo man das Betragen und die Aufführung jedes Fremden gewiß genau kenne, unſertwegen Erkundigung einziehen zu laſſen, wo er alsdann vernehmen würde, daß wir uns niemals in die franzöſiſchen Angelegenheiten, oder überhaupt in Politik

gemiſcht hätten, indem unſer Studium in Rom unſere einzige Beſchäftigung ſey. Das mag wohl ſeyn, gab er uns zur Antwort: allein ich ſage Ihnen hier nur meine Privatmeinung über Ihren Anzug und Ihr Ausſehen, wodurch leider jeder Fremde bei uns ſich auszeichnet, und deshalb bei dem Volk einen widerlichen Eindruck macht. Im Uebrigen werde ich mich Ihrer Sache, vermöge meines Amtes, annehmen, und Ihnen alle mögliche Satisfaction zu verſchaffen ſuchen.

Nach dieſer Verſicherung empfahlen wir uns, und ſuchten da wir uns ſo ſehr verſpätet hatten, jetzt ſo geſchwind als möglich in das Caffè greco zu kommen, wohin wir uns das Rendez-vous gegeben, um die erhaltenen Beſcheide auf unſere Klagen einander mitzutheilen. Unter den verſchiedenen Perſonen, an die wir uns in unſerer Sache wandten, zeigte ſich der preußiſche Chargé d'affaires am thätigſten, indem derſelbe ſogleich, nachdem ihm meine Freunde die Geſchichte vorgetragen, zu dem Cardinal de State fuhr, um bei demſelben, als Chef des römiſchen Gouvernements, die Sache formlich anhängig zu machen. Nach Tiſche ließ uns hierauf der Cardinal de State ſelbſt zu ſich rufen, und nahm den ganzen Vorfall aus unſerm Munde zu Protokoll. Am Schluſſe deſſelben ſagte er: Meine Herren, dieſer Vorfall iſt abſcheulich, und eine ſolche Beleidigung noch nie in Rom gegen Fremde verübt worden. Damit wir aber die Thäter, welche Sie nicht kennen, ausfindig machen, ſo müſſen Sie zum Bargello (Hauptmann der Sbirri) gehen, demſelben den ganzen Vorfall erzählen, und ihm dann für ſeine Leute ein Douceur verſprechen; er wird die

Thäter gewiß ausfindig machen, und zur Haft bringen. Als wir zu dem Bargello kamen, welcher wegen seiner großen, über die Achsel herunterhängenden Alongeperücke und seines schwarzen, sonderbaren Anzuges mehr einem Oberpriester, als einem Chef der römischen, mit Säbel, Dolch und Pistolen behangenen Polizei glich, und ihm die Sache vortrugen, so meinte er Anfangs, es sey unmöglich, Leute, welche wir gar nicht kännten, ausfindig zu machen. Sobald wir ihm aber sagten, daß wir die Sache nicht unentgeldlich verlangten, sondern seinen Leuten gerne 8 bis 10 Dukaten geben wollten, wenn sie uns die Schelme habhaft machten, fing er mit einem großen Geräusper an: „Meine Herren, ich will schon sehen, daß ich das Lumpengesindel bekomme, denn wenn Sie es auch gleich nicht kennen, so werde ich wohl einen guten Freund in der Nähe gehabt haben, der die Geschichte mit angesehen, und mir die Thäter angibt.“ Als wir nun den dritten Abend gegen 7 Uhr auf dem Caffè greco beisammen saßen, so kam ein Sbirro in Civilkleidern zu uns in das Zimmer, wo gewöhnlich die Deutschen zusammen allein saßen, und sagte zu einem von uns: Mein Herr, wenn Sie ein Deutscher sind, so sagen Sie Ihren übrigen guten Freunden, daß sie mit mir in ein anderes entferntes Zimmer des Wirths kommen, ich habe ihnen etwas Nothwendiges zu eröffnen. Wir folgten ihm alsbald, und er hub an: Meine Herren, ich bin ein verkleideter Sbirro, und komme, Ihnen zu sagen, daß wir gestern um Mitternacht, bei dem so heftigen Donnerwetter und starken Regenguß, zwei dieser Kerls, welche Sie vergangenen Ostertag auf Monte Cavallo anfielen, in ihrem Hause,

wo ſie uns bei dieſem Wetter gar nicht vermutheten, überfallen und ſchon gefänglich eingebracht haben. Es kommt jetzt nur noch darauf an, daß die beleidigten Herren, welche morgen das Gouvernement vorfordern wird, dieſe Schelme, dem äußerlichen Anſehen nach, noch kennen, weil jetzt dieſe Kerls durch ihre Werktagskleider, und da ſie nicht ſo wie Sonntags raſirt ſind ganz anders ausſehen. Hierauf zog er eine Liſte heraus, worin wir Alle, welche bei dieſem Vorfall zugegen geweſen, von Kopf bis zu Fuß, einzeln, und ſogar, ob einige einen Stock, ein Buch u. ſ. w. in den Händen gehabt, beſchrieben waren. Als wir ihm nun beſtätigten, daß wir wirklich die beleidigten Perſonen wären, welche hier beſchrieben, ſo fuhr er fort: Nun, meine Herren, muß ich Ihnen auch ſagen, daß der Kerl, welcher Einem von Ihnen einen Stich unter der Kirchthür gegeben, etwas groß iſt, etwa 25 bis 26 Jahr alt, gegenwärtig einen ziemlich ſchwarzen Bart hat, und eine rothe Weſte, kurze Jacke u. ſ. w. trägt. Auf gleiche Art beſchrieb er uns auch das Portrait des zweiten, und ſagte dabei, wenn man uns dieſe Schelme mit andern vermiſcht zeigte, ſo ſollten wir dieſe nur dreiſt für die Thäter angeben, und nothigenfalls ſolches auch mit einem Eidſchwur bekräftigen. Als er nun fertig war, ſo verlangte er die von uns den Sbirren verſprochene Summe, mit der Verſicherung: daß er den dritten Brigand, welcher nur auf einige Tage aus der Stadt geflohen wäre, ebenfalls mit ſeinen Kameraden zur Haft bringen wolle. Wir verweigerten ihm für den Augenblick die Zahlung mit dem Bemerken: daß wir ihm ſolche, als ehrliche Leute, leiſten

würden, sobald der dritte auch gefangen sey, und das Gouvernement uns die gehörige Satisfaction gegeben habe.

Den andern Morgen in der Frühe wurden wir nun alle namentlich, so wie wir unsere Namen dem Cardinal de State bei dem Protokoll angegeben hatten, vor Gericht gefodert; und als wir daselbst versammelt waren, sagte uns der Richter, daß sie vorgestern Nacht zwei der Brigands, welche uns am Ostersest auf öffentlicher Straße attaquirt, gefänglich eingesetzt hätten; und da diese Kerls wegen ihrer schweren Verbrechen auf Leben und Tod sässen, käme es nun darauf an, ob wir dieselben auch kannten. Hierauf forderte er uns auf, mit ihm in das Gefängniß, im hintern Hofe des Gerichthauses, zu gehen. Als wir daselbst in einem Vorsaal ankamen, so sagte er zu uns: „Meine Herren, nun muß ich Sie bitten, daß Sie hier verweilen, und daß Einer nach dem Andern mit mir in das zweite Zimmer kommt, an welches der Kerker stoßt, und woraus man in denselben hineinsehen kann, ich werde die Thüre wieder hinter mir zumachen, und so Einen nach dem Andern ein- und wieder zurückführen." Da ich nun, wie die Uebrigen, in das zweite Zimmer einzeln mit dem Richter kam, sah ich durch eine große geöffnete, zweiflüglichte Pforte in einen ziemlich großen gewölbten Kerker, in welchem mehrere Verbrecher an den Wänden herum an steinernen massiven Bänken mit Ketten angeschlossen waren, und ungefähr 5 bis 6 Schritte innerhalb der Pforte, etwas weniges vor dem steinernen Pfeiler, auf welchem das Centrum des Gefängnißgewölbes ruhet, standen neben einander, ganz ohne

alle Ketten, 3 Verbrecher, und aufbei den Seiten 6 Sbirri, zum Theil mit Pistolen, und die Andern mit entblößten Dolchen in den Händen. Der Richter sagte nun: „Meine Herren, unter diesen 3 Verbrechern, die hier innerhalb an der Pforte des Kerkers stehen, ist einer, den Sie angeklagt haben. Konnen Sie denselben von den zwei übrigen unterscheiden, so treten Sie in das Gefängniß, und rühren Sie ihn an.“ Ich ging, trotz dieses furchtbaren Anblicks, auf diese 3 Kerle zu, und im Augenblick, als ich meinen Feind angreifen wollte, schrien die Sbirri der Richter außerhalb der Pforte, und dann auch einige von den an den Wänden angeschlossenen Gefangenen: „Nel nome di Dio non sbaglia!“ (um Gotteswillen irret Euch nicht!) Der, welchen ich als den Verbrecher schon durch seine Gestalt, seine Erblassung, und die Furcht, mir offen in das Gesicht zu sehen, erkannte, ohne daß ich nur im mindesten auf die uns von dem Sbirren den Abend zuvor gemachte Beschreibung Rücksicht nahm, reichte mir sodann mit Zittern die Hand, worauf ich wieder zurückging, und von dem Richter in den ersten Saal begleitet wurde. Diesen gleichen Akt, wobei denn immer die Kerle verwechselt wurden, hatten dann alle die Uebrigen mit zu machen, und die Brigands wurden auch von uns Allen erkannt, weil wir uns ihre Schelmenfigur sehr eingeprägt hatten.

Auf diese Anerkennung der Verbrecher führte uns der Richter wieder in die Gerichtsstube, wo wir ihn zuerst angetroffen, und las uns dann unsere zu Protokoll gegebene Anklage noch einmal vor, worauf er uns fragte: ob wir nichts mehr dabei zu erinnern fänden, und unsere

Angabe der Verbrecher beſchwören konnten? Auf unſere Bejahung verlangte er von uns die Ablegung des Eides, mit dem Beiſatze: zu welcher Religion wir uns bekännten? Der Zufall wollte nun gerade, daß kein Katholik unter uns war, und Einer gab deshalb zur Antwort: wir ſind zum Theil lutheriſche, zum Theil reformirte Chriſten. Sagen Sie uns aber nur wie wir ſchwören ſollen; wir ſchwören als ehrliche Männer, und als gute Chriſten. Der ſehr humane und tolerante Richter fuhr dann fort: ich glaube dieſes von Ihnen meine Herren; legen Sie daher nur alle in einen Kreis nach hieſiger Sitte Ihre rechte Hand hier auf das Protokoll, und ſprechen Sie nur meine Worte zur Betheuerung der Wahrheit für die darin enthaltene Angabe, und daß Sie die Menſchen, welche Sie mir im Gefängniß gezeigt und berührt, für die Thäter erkennen, laut nach. Nachdem dieſes geſchehen, entließ uns der Richter mit dem Ausſpruch, daß es nun Sache der römiſchen Juſtiz ſey, uns die gebührende Satisfaction zu geben, und die Verbrecher geſetzlich zu beſtrafen, wir ſollten darum ganz beruhigt nach Hauſe gehen. Drei bis vier Tage verginzen hierauf; in dieſer Zeit wollte auch der damals in Rom anweſende franzöſiſche Miniſter Caco uns über die Geſchichte zu Protokoll vernehmen, weil an dem nämlichen Tag auch die franzöſiſchen Commiſſäre, welche die franzöſiſche Regierung nach Rom geſchickt hatte, um daſelbſt tractatmäßig die Kunſtſachen für das Pariſer Muſeum abzuholen, vor der Porta del Popolo von dem Pöbel inſultirt und angegriffen worden waren. Der franzöſiſche Miniſter äußerte, daß uns die franzöſiſche Regierung Satisfaction verſchaf-

fen würde, weil wir unter dem Titel Franzoſen auf der Straße mörderiſch angegriffen worden, und es nur ein Zufall ſey, daß ſie ſich in unſern Perſonen geirrt. Allein wir beriefen uns auf den Cardinal de State und die deutſche Geſandtſchaft, bei welcher wir bereits die nöthigen Schritte gethan hätten. Nach drei oder vier Tagen kam eines Abends einer unſerer Freunde auf das griechiſche Caffeehaus voll Schrecken und erzählte, daß er die zwei im Gefängniß geſeſſenen Verbrecher ſo eben ganz frei aus dem Juſtizpalaſt habe herausgehen ſehen, und deshalb aus Angſt und Beſorgniß für unſere künftige Sicherheit kaum ſprechen konne.

Wir konnten Anfangs dieſer Erzählung keinen Glauben beimeſſen; allein kaum war es ganz Nacht geworden, als unſer Sbirro, welcher uns zuerſt den Rapport über die Gefangennehmung der zwei erſten Schelme gebracht, wieder verkleidet zu uns in das griechiſche Caffeehaus trat, und von uns verlangte, daß wir wieder mit ihm in das Zimmer des Caffeewirths, wo er allein und vertraut mit uns ſprechen konne, gehen möchten. In einem ſehr heftigen und aufgebrachten Tone äußerte er, indem er anfing: Meine Herren, es iſt abſcheulich und unverantwortlich, das Gouvernement, welchem wir nun auch ſchon vorgeſtern Nacht den dritten Brigand, welcher Sie auf der Straße ſo mörderiſch angreifen half, überlieferten, hat nun dieſen Abend alle drei Schurken unter dem Titel, daß es nicht die wären, welche Sie am Oſtertage meuchelmörderiſch angegriffen, laufen laſſen. Sie muſſen nun morgen wieder zu Ihrem Hrn. Miniſter gehen, und die Sache aufs Neue zur Klage bringen; denn man muß

Ihnen Satisfaction geben, damit wir ſodann auch von Ihnen die verſprochene Belohnung für unſere Bemühungen mit Recht verlangen können. Als wir dieſe Nachricht dem preußiſchen Geſchäftsträger mittheilten, wollte er ſolche im Anfang kaum glauben; allein nachdem er deshalb ſelbſt wieder bei dem Cardinal de State geweſen, ſo äußerte er ſich gegen uns, daß ſich der Ausgang der Sache wirklich ſo verhalte, weil man aus vielen Gründen, und beſonders wegen künftiger Sicherheit der Fremden, dieſe Leute nicht wohl hätte öffentlich beſtrafen lögnen, ohne das Volk noch mehr aufzuregen. Der Cardinal de State ließ uns übrigens verſichern, daß wir im mindeſten nichts mehr zu beſorgen hätten, und daß dieſen Leuten mit aller Schärfe bedeutet worden ſey, inſofern einem Fremden nur die geringſte Beleidigung auf der Straße begegnen ſollte, man ſie als die Urheber anſehen, und gleich mit dem Tode beſtrafen würde.

Auf ſolche Weiſe endigte dieſe tragiſche Geſchichte, welche mir meinen Aufenthalt in Rom ſo verleidete, daß ich nun mit meinem Freund Eſcher ernſtliche Verabredung nahm, nach Deutſchland zurück zu reiſen; denn es war augenſcheinlich, daß der Aufenthalt eines Fremden in Rom immer bedenklicher und gefährlicher werden müſſe.

Wenn mir zuvor oft Thränen in das Auge traten, indem ich vor der Porta del Popolo einem Deutſchen begegnete, welcher in ſein Vaterland zurückkehrte, weil ich dabei des traurigen Augenblicks gedachte, wo auch ich vielleicht das geliebte Rom wieder verlaſſen müßte, ſo konnte ich nunmehr den Tag meiner Abreiſe vor Ungeduld kaum erwarten. Ich ſuchte daher die mir noch fehlenden Studien

zu sammeln, und die angefangenen Arbeiten zu vollenden, und mir auch noch verschiedene classische Kupferwerke anzuschaffen, um bei meiner Heimkehr nicht von allen Kunstsachen entblößt zu seyn, und meine Studien fortsetzen zu können.

Da ich mir in meinem Fache mancherlei Kenntnisse erworben hatte, und mitunter bei meinen Forschungen über römische Alterthümer auf neue Resultate gekommen war, so wurde ich von den dazumal in Rom lebenden Alterthumsforschern Zoga und Fernow noch vor meiner Abreise angegangen, einen Lehrcurs über diese Gegenstände mit ihnen vorzunehmen, und ihnen besonders an Ort und Stelle die alten Bäder des Titus, Caracalla, Diocletian u. s. w. umständlich zu erklären. Ich hatte nämlich bei der Restauration des Bades des Hippias nach Lucian, und durch den Vergleich des zu Badenweiler bei Basel noch stehenden altrömischen Bades, von welchem noch der ganze untere Theil mit den Schwimmbädern und Badewannen erhalten ist, die bei den Bädern in Rom gänzlich fehlen, ganz andere Ansichten über die ursprüngliche Einrichtung gewonnen, als Palladio und andere Baumeister und Antiquare. Ich willfahrte meinen Freunden, und machte mit ihnen eine Recapitulation meiner so oft zu diesen Alterthümern gemachten Curse, wodurch meine Abreise von Rom um mehrere Wochen verzögert ward.

Es lebten damals in Rom noch ohngefähr 40 fremde Künstler und Gelehrte. Der größte Theil derselben gab mir und meinen beiden Reisegefährten noch ein Abschiedsmahl. Es war in der Mitte des Junius, als ich mit Escher aus Zurich, dem Maler Naco aus Anspach, und

einem italieniſchen Kaufmann Rom verließ. Wir hatten einen Vetturin gedungen, welcher uns nach Florenz zu bringen hatte, und wurden von meinen nächſten Freunden eine kleine halbe Stunde weit bis Porta molla begleitet, wo der Vetturin noch einen Geiſtlichen vorn aufſitzen ließ, welcher bei dem Gymnaſium in Genua als Lehrer angeſtellt war, und von Sr. Heiligkeit, dem Pabſte, die Erlaubniß nachgeſucht hatte, als Weltgeiſtlicher aus ſeinem Kloſter treten zu dürfen.

Auf der Zurückreiſe in mein Vaterland, und beſonders auf dem Wege durch Italien, begegneten mir einige ſonderbare Geſchichten, die vielleicht einiges Intereſſe haben können, weil ſie verſchiedene Charakterzüge der Italiener enthalten; ich will ſie darum nach der Kürze anführen.

Den Weg von Rom über Terni, Spoleto, Baſſia, Perugia u. ſ. w. legten wir ziemlich glücklich zurück. Als wir jedoch über Perugia hinaus und an einem Sonntage in die Gegend der Florentiniſchen Grenze kamen, ſchien ein böſer Dämon die Fortſetzung unſerer Reiſe hemmen zu wollen. Dieſen unglücklichen Sonntag fuhren wir, wie gewöhnlich, ſchon ſehr früh von unſerer Nachtſtation aus. Als wir nun gegen 5 bis 6 Stunden Wegs gemacht hatten, begegneten uns auf der Landſtraße mehrere wohlgekleidete Landleute, die rechts auf der Seite des Berges von einem Orte herunter kamen, wo ſie wahrſcheinlich Meſſe gehört, oder einer Predigt beigewohnt hatten. Der leichte kühle Wind, welcher an dieſem, übrigens ſchönen Tage blies, bewegte das weiße Tuch, welches die Frauen hier in einer kunſtlichen

Form oben quer über den Kopf liegen, und dann auf beiden Seiten an den Wangen wieder herunterhängen haben. Ob nun der vordere Esel hiedurch scheu geworden, oder ob ihm sonst eine Tücke angewandelt, weiß ich nicht. Kurz, dieses Thier fing auf einmal fürchterlich auf der Straße vorwärts zu sprengen an, und munterte dadurch seine zwei, hinter ihm in Gesellschaft mit an unserm Wagen ziehenden, Kameraden zu gleicher Geschwindigkeit auf, so, daß unser Kutscher nicht mehr im Stande war, sie anzuhalten. Im schnellsten Laufe zogen uns diese drei Thiere unter einem über die Straße schief hängenden Baum mit der Kutsche unten durch, daß wir mit aller Geschwindigkeit die Köpfe gegen unsere Füße bücken mußten, um sie nicht zu verlieren, indem der ganze altväterische Kutschkasten, der wegen seiner Höhe unter dem schiefen Baume nicht durchkommen konnte, mit den Glasscheiben über uns in tausend Stücke brach, so daß diese Stücke alle auf unsere Rücken mit dem oben über den Kutschenkasten gezogenen Leder fielen. Unser Kutscher, welcher sich selbst auf seinem Sattelesel, so wie auch der Geistliche vorn auf dem Kutschensitze, ziemlich bücken mußte, um unter diesem Baume ganz durchzukommen, brachte endlich, mit Hülfe der auf der Straße wandelnden Personen, seine Esel zum Stillstand. Als er aber seine Passagiere wie unter einer Mäusefalle liegen sah, und dabei fluchen und schreien hörte, so brach er in ein jämmerliches Wehklagen aus, theils wegen uns, theils aber wegen seines zerschlagenen Wagens. Mit Hülfe der frommen Landleute krochen wir aus den Trümmern des obern Theils der Kutsche heraus, die auf einer Seite

beinahe ganz bis auf die Sitze, auf der andern aber bis zur Hälfte der Glasfenster abgebrochen war; ein Jeglicher hatte einige Kopfwunden, die wir uns einander selbst bei dem schnellen Rücken an der Stirne verursacht hatten. Nun wurde debattirt, was anzufangen sey? Da wir zum Theil Baumeister waren, so wußten wir uns iedoch bald zu helfen. Wir nahmen Stöcke und Prügel, und suchten das Leder über die Reste des Kutschenkastens aufzubinden, wozu uns die Landleute Strumpf- und andere Bänder hinreichend gaben.

Nachdem wir nun auf diese Art in 1½ bis 2 Stunden alle noch brauchbaren Stücke an den Kutschenkasten festgebunden, und zugleich auch mit Seilen, die der Vetturin bei sich hatte, das weitere Brechen zu verhindern gesucht hatten, so setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir mochten ohngefähr drei Stunden zurückgelegt haben, als wir auf eine hohe steinerne Brücke mit einem steinernen, ungefähr 4 Fuß hohen Geländer kamen, hier sprang der Esel in der Mitte der Brücke über das Brustgeländer hinunter, so daß er, weil die Brücke ziemlich hoch war, schwebend an den hintern Strängen und dem Leitseil, welches der Kutscher in den Händen hielt, hängen blieb, und dadurch den Sattelesel mit der Kutsche an die Seite des Brustgeländers hart anzog. In dieser Lage schrie der Kutscher, wir sollten eiligst aus der Chaise heraus, und dem vordern Esel die Stränge abschneiden, damit nicht der Wagen überschlage, und der Esel vollends über die Brücke in das Wasser hinunterfalle. Das Unglück wollte aber, daß die noch gute Seite der Chaise, welche allein noch einen Ausgang gewährte, gegen die Brustwehr der Brücke

gelehnt war, so daß wir nur mit Mühe und Noth auf der entgegengesetzten Seite zwischen den Trümmern des Wagens und unsern angebundenen Stocken herausschlüpfen konnten. Einige hingen sich sogleich an den Wagen, um das Umschlagen zu verhüten, während die Uebrigen auf einen Zug die beiden Stränge abschnitten, so daß der Esel, als der Vetturin gleichzeitig sein Leitseil fahren ließ, vollends in das Wasser hinunterfiel. Nachdem wir nun so von aller Gefahr gerettet, und der Vetturin abgestiegen war, fing derselbe so wüthend zu fluchen an, daß er endlich im Ingrimm, wie die Stimme ihm versagte, alle Heilige in seinen Hut hineinzählte, den St. Antonio di Padua, als den Protector aller Thiere, aber wieder herausnahm, und dann die Uebrigen, die er in seinem Hut beisammen hatte, zur Erde warf, und auf denselben herumtrat. Nun er auf diese Art seinen Zorn ausgelassen, jammerte er um seinen verlornen Esel, welcher während der Zeit ganz langsam dem Laufe des Flusses nach im Wasser fortspazierte, und etwa einen Flintenschuß weit von uns gekommen war.

So sehr wir uns über diesen Zufall ärgerten, so mußten wir doch auch wieder über den toll gewordenen Kutscher lachen, und sagten ihm: er solle nur seinen Sattelesel ausspannen und in das Wasser reiten, um den andern herauszuholen, was er auch that, und dann den unangezogenen Esel nicht mehr vorn, sondern hinten an den Wagen binden, und so leer mitlaufen lassen, damit er keinen neuen Spuk anstellen möge.

Es entstand jetzt zwischen uns ein Streit: einige wollten im nächsten Orte ein anderes Fuhrwerk nehmen;

die Uebrigen hatten Mitleid mit dem armen Kutscher, der nicht der Herr, sondern nur der Knecht war, und verlangten darum, ihn beizubehalten. Die Geschichte hatte uns außerdem über zwei Stunden verweilt, so daß uns der Kutscher bat, wir möchten ihm diesmal das Mittagsessen (welches er, vermöge Akkords, uns zu geben schuldig war) schenken, und mit kalter Küche vorlieb nehmen, weil wir sonst unser Nachtquartier nicht mehr erreichen würden.

Wir entschieden durch Mehrzahl der Stimmen, mit Wein, Brod, Käse und Schinken über Mittag vorlieb zu nehmen. Nachts gegen 11 Uhr, als wir noch immer auf der Straße waren, und vor Müdigkeit und Abspannung der Kräfte schliefen, so, daß sich die Esel vor der Kutsche selbst überlassen waren, und langsam ihren Weg dahin gingen, bekamen wir plötzlich einen so fürchterlichen Schlag des Wagens, daß wir vom Schlummer auffuhren, und der Kutscher mit uns zu schreien anfing: O Dio mio! Wir glaubten anfänglich, daß wir von Räubern überfallen und angehalten würden, weil der Wagen gleich nach diesem Stoß stille stand. Allein als wir herausstiegen, fanden wir in der halbdunkeln Nacht, daß die Straße wegen Reparatur des Pflasters mit einem Querbalken, auf 2 bis 2½ Schuh hoch, gesperrt war. Die Esel, welche den Weg gut kannten, waren über den Querbalken gestiegen, und so mußten wir den Schlag des Wagens erhalten. Ueber diesen natürlichen Vorfall kam unser Kutscher ganz außer sich, indem er glaubte, daß er sich durch seine Rache an den Heiligen bei der Brücke versündigt habe; auch hegte er im ersten Moment

die Ueberzeugung, daß wir so in dieser Stellung, wo die Kutsche diesseits und die Maulthiere jenseits sich befanden, die Nacht vollends zubringen müßten. Wir ertheilten ihm den Rath, seine vordern Maulthiere auszuspannen, und durch das hinten an der Kutsche hängende dritte Thier die Chaise wieder zurückziehen lassen, indem ohne Zweifel hier in der Nähe noch ein anderer Weg sich finden werde, welcher in die Stadt führe. Nachdem wir den dummen Menschen, mit Hülfe unsers Geistlichen, nach und nach zu Verstande brachten, befolgte er unsern Vorschlag, und wir kamen hierauf gegen Mitternacht in dem Städtchen an. Von hieraus setzten wir den andern Tag unsere Reise mit unserer zerbrochenen Kutsche, nachdem der Vetturin sein drittes Maulthier zurückgelassen hatte, weiter fort, und erreichten ohne weitere Unglücksfälle Florenz.

Von Florenz wollte ich meine Reise mit Escher über Venedig fortsetzen; allein da dazumal das österreichische Militär diese Stadt besetzte, und die Franzosen von da abmarschirten, so waren die Straßen in der Gegend von Venedig nicht wohl zu passiren. Escher und ich entschlossen uns daher den geraden Weg über Bologna, Modena, Parma, Piacenza nach Mailand zu machen, und unsern gemeinschaftlichen Freund, Hofrath und Professor Maier aus Weimar, welcher in Florenz krank war, und, wie uns sein Doctor sagte, nur durch die Zurückreise nach Deutschland wieder genesen könnte, mitzunehmen. Rücksichtlich unsers Freundes hatte der Arzt sehr richtig geurtheilt, denn als Prof. Maier auf der Reise war, wurde er täglich besser, und in wenigen Tagen so

gesund, daß er alle die unterwegs vorkommenden Merkwürdigkeiten schon mit uns in Gemeinschaft sehen konnte. Außer einem kleinen Vorfall in Bologna, wo gerade der französische Freiheitsschwindel am höchsten war, so daß selbst aus den Gefängnissen Freiheitslieder ertönten, hatten wir bis Piacenza keine weiteren Unannehmlichkeiten zu erfahren, und die in Bologna war auch von keiner großen Bedeutung; wir wurden blos beim Aussteigen aus der Kutsche von der daselbst liegenden polnisch-französischen Legion wegen unserer ledernen Käppchen als Engländer angehalten, doch gleich wieder freigegeben, als wir uns durch unsere Pässe legitimirten. Durch die französische Occupation, und durch die Umwälzung der Dinge in Italien, begegnete mir, was zu einer andern Zeit nicht geschehen wäre, eine Geschichte, welche mich und meine Reisegefährten in die unangenehmste Lage versetzen konnte. Als wir nämlich bei Piacenza über den Po wollten, mußten wir, ungeachtet die Schiffbrücke von der französischen Armee noch stand, auf einer fliegenden Brücke den Fluß passiren. Es traf sich, daß schon ein Vetturin mit 3 Damen und 2 Offizieren auf der Brücke standen. Als wir nun zusammen an dem entgegengesetzten Ufer ankamen, so stiegen jene fünf Personen in den Wagen des andern Fuhrmanns, und füllten ihn so aus, daß wir in Besorgniß kamen, sie mochten den Kasten auseinandersprengen, denn einer der beiden Offiziere war ein ziemlich großer starker Mann, und zwei von diesen Damen konnten sich ebenfalls einer ziemlichen Peripherie rühmen. Nachdem nun diese Herrschaften, mit welchen wir bisher noch kein Wort gewechselt, im Wagen saßen, ging es vorwärts,

und wir drei in unſerer Kutſche folgten ihnen raſch nach, wie wir denn auch lange vor ihnen marſchfertig geweſen waren, und es unſer Vetturin vor Ungeduld kaum erwarten konnte, von der Stelle zu kommen. Bei der erſten parmaſaniſchen Grenz-Mauthe ſtreckte nur einer der Offiziere den Kopf aus dem Wagen und gab Beſcheid, worauf der Vetturin wieder fortfuhr. Als wir aber ankamen, verlangten die Douanen nicht nur allein unſere Päſſe zu ſehen, ſondern wir mußten ihnen auch die Koffer aufmachen, und ihnen zeigen, daß wir nichts Verbotenes aus dem Lande mit wegnahmen. Weil nun dieſe Unterſuchung eine ziemliche Weile dauerte, während welcher Zeit der andere Vetturin ſchon einen Vorſprung von einer halben Stunde gewonnen haben mochte, wurde unſer Kutſcher ſehr verdrießlich, und er glaubte, wenn wir an der mailändiſchen Grenze ankämen, der wir uns jetzt näherten, ſo wurden wir noch länger aufgehalten werden, indem die dortigen Douaniers weit genauer und ſtrenger ſeyn ſollten. Er ſagte uns daher: Meine Herren, um dieſen Abend noch Lodi, unſere Nachtſtation, und des andern Tages bis Mittag Mailand zu erreichen, will ich jetzt etwas ſtark fahren, und die erſte Chaiſe wieder einzuholen ſuchen. Da Sie nur zu drei ſind, und in der andern Kutſche 5 Perſonen ſitzen, ſo will ich dann von jenen zwei Offizieren, deren einer ein Franzoſe und der andere dicke Herr ein Italiener iſt, den letztern einladen, daß er ſich zu Ihnen in den Wagen ſetze, wo wir dann ebenfalls, durch ſeinen militäriſchen Charakter geſchützt, vor den Douanen unangehalten vorbeifahren können. Meinem Freunde Eſcher, welcher in Florenz einige Paar neue ſei-

dene Strümpfe eingekauft hatte, und darum bei der mailändiſchen Douane in Verlegenheit zu kommen glaubte, war dieſer Vorſchlag beſonders recht, und uns beiden wegen der Unterhaltung mit einem neuen Reiſegefährten auch nicht unangenehm. Als wir nun die vorausgegangene Kutſche eingeholt hatten, führte unſer Vetturin ſeinen Plan leicht aus, indem die Reiſenden in jenem Wagen ſo gedrängt beiſammen ſaßen, daß ſie uns den großen italieniſchen Helden gern als Figurant für die Douanen abgaben. Unſer neuer Geſellſchafter war ganz militäriſch gekleidet, trug einen Schnurrbart, in der Hand einen Pallaſch mit eiſerner Scheide, auf dem Kopfe eine ſogenannte militäriſche Holzkappe, auf welcher unten am Rande herum als Bordür die Worte in italieniſcher Sprache „Freiheit oder Tod" in Gold eingeſtickt waren. Auf unſer Anerbieten nahm er ohne Umſtände den erſten Platz im Wagen ein, und wurde auf einmal ſo geſprächig, daß er uns bald ſeine ganze Biographie mittheilte. Er fing damit an, daß er uns erzählte, er habe als Offizier 9 Jahre unter der öſterreichiſchen Cavallerie gedient, und die deutſche Sprache ganz verſtanden; allein er hätte dieſe Sprache nie ſchön gefunden, und weil er nun ſeinem Vaterlande diene, und ganz den franzöſiſchen liberalen Grundſätzen anhänge, habe er geſchworen, niemals mehr deutſch zu reden, und wir möchten ihm daher verzeihen, wenn er uns nicht antworte, falls wir deutſch mit ihm ſprechen wollten. Aus ſeinen weitern Reden erfuhren wir, daß in der vorausfahrenden Kutſche ein franzöſiſcher Offizier mit ſeiner Frau und Schwägerin, ſo wie ſeine eigene Frau ſäßen, welche er in Bologna zum erſten-

mal geſehen, und gleich geliebt und geehelicht habe, er bringe ſie nun nach Mailand, um ſie ſeinem Obergeneral Buonaparte, welcher ihn zu ſich berufen, vorzuſtellen. Wir ſahen bald ein, daß wir einen albernen Menſchen vor uns hatten, der nicht ein Wort deutſch verſtand; wir erlaubten uns daher, in unſerer Sprache unſer Urtheil frei über ihn auszuſprechen, und keine ſeiner Mienen verrieth, daß er auch nur eine Solbe davon begriff.

Als wir nun endlich bei den Douanen auf der mailändiſchen Grenze anlangten, und uns der Chef des Bureaus erklärte, daß wir nunmehr auf mailändiſchem Gebiet, welches unter franzöſiſcher Botmäßigkeit ſtehe, angekommen ſeyen, und uns zu erklären hätten, ob wir keine verbotene Waare mit ins Land brächten, und zur Verſicherung desbalb unſere Koffer aufſchließen und viſitiren laſſen müßten, fing unſer Held gleich zu ſchreien an: Mein Herr, ich bin Soldat, dieſe drei Koffer hier auf der Kutſche ſind mein, und ich laſſe mich nicht viſitiren. Militärperſonen zu viſitiren, erwiederte jener, habe ich keinen Auftrag; allein Sie müſſen mir durch Ihren Paß beweiſen, daß Sie wirklich Militär ſind. Als er ihm nun ſeine Papiere vorwieß, fuhr jener fort: ich habe Sie nicht zu viſitiren; allein haben die übrigen Herren keine Koffer? Herr Profeſſor Maier machte hierbei den Klugen, und ſagte: ja, mein Herr, der oberſte gehört mir; hier haben Sie die Schlüſſel, haben Sie die Güte, ſelbigen zu durchſuchen. Ich war im Begriff ein Gleiches zu thun; allein Herr Eſcher, welcher um ſeine ſeidenen Strümpfe beſorgt war, gab mir durch ein Paar Stöße zu erkennen, daß ich ſchweigen und keinen weitern Auf-

enthalt veranlaſſen ſollte. Als nun Maier einen Schein über die Viſitation ſeines Koffers erhalten hatte, und Eſcher und ich auf eine nicht ganz kluge Art alle unſere Habſeligkeiten und Studien, welche wir während mehreren Jahren in Rom geſammelt, einem Reiſegefährten, den wir nicht einmal kannten, anvertraut hatten, und leicht um dieſe Sachen kommen konnten, ſahen wir unſern Fehler bald ein, zumal da wir auf dem weitern Wege unſern nunmehrigen Protector noch von einer andern Seite kennen lernten. Der Kutſcher von dem erſten Wagen, welcher der Vertraute von ihm zu ſeyn ſchien, kam nämlich von Zeit zu Zeit an den unſrigen, und erzählte dem Manne, daß ſeine Frau in einem fort kläglich weine, und gar nicht zu jammern aufhöre. Als wir den Militär um die Urſache fragten, ſagte er, daß er ſeine theure Hälfte mit ſeinem Pallaſch durchgeprügelt, weil er ſie erſt vor 8 Tagen geheirathet, und ſie ihn nun ſchon ſatt hätte, und wieder zurück nach Bologna zu ihren Eltern wolle; er ſey darum äuſſerſt unglücklich, und wir würden vielleicht erleben, daß er ſich dieſe Nacht in Lodi, aus lauter Verdruß, den Tod gäbe. Wir dachten hiebei an unſere Koffer, und ob wir gleich an der Feſtigkeit des heroiſchen Entſchluſſes etwas zweifelten, ſo ſuchten wir doch dem zärtlichen Ehemanne Muth einzuſprechen. Allein er beſtand auf ſeinem Vorſatz, bis wir endlich den Abend nach Lodi kamen, wo er den Hrn. Eſcher bat, ihm 4 Scudi zu leihen, damit er die Nachtzeche bezahlen könne. Eſcher gab ihm das Geld aus Mitleid. Als wir den andern Morgen früh aufſtanden, um unſere Reiſe nach Mailand fortzuſetzen, war unſer Italiener am erſten reiſefertig,

und ſtand in voller Rüſtung da. Wir vertheilten uns in die beiden Wagen, wie wir es den Tag zuvor gethan, und kamen ſchon gegen 10 Uhr vor Mailand an. Hier bat unſer Militär meinen Reiſegefährten abermals um 4 Scudi, mit dem Beifügen, daß er dieſes Geld noch vor dem Eintritt in die Stadt zu haben wünſche, und daß er ihm die ganze Summe gleich zurückerſtatten wolle, ſobald er den Obergeneral geſprochen, und von demſelben ſeinen Sold angewieſen bekommen. Daß dieſes auf eine Prellerei angeſehen war, merkte mein Freund wohl, allein da der Mann uns wegen unſerer Koffer, über welche wir keinen Schein von der Grenze mitgebracht, gegen Verdrießlichkeiten ſchützen konnte, ſo gab er ihm dieſes Geld auch noch.

Bei dem Nachteſſen in Lodi trafen wir zufällig Hrn. Kaufmann Heigelin aus Stuttgart, welcher ſeine Braut in Deutſchland abgeholt hatte, und mit derſelben zurück nach Neapel reiſte, wo er in die Handlung ſeines Onkels trat. Dieſer erzählte uns, daß er Tags zuvor beinahe ganz Mailand hätte durchfahren müſſen, bis er, wegen des vielen Militärs, in einem Gaſthof Unterkommen gefunden. Er rieth uns deshalb, gleich beim Eintritt in die Stadt im erſten beſten Wirthshaus eine Wohnung zu ſuchen, damit wir nicht, wie er, in Verlegenheit geriethen. Gleich in der Stadt, unweit des Thores, ließen wir daher beim erſten Gaſthof unſern Vetturin halten, wo uns der Wirth ſagte, daß er noch in dem hintern Bau, im Hofe, 2 Zimmer im zweiten Stock unbeſetzt habe, wir ſollten ſie anſehen, und wenn ſie uns gefielen, ſtunden ſie uns zu Dienſten; er wolle uns dann

das Mittag- und Abendeſſen auf das Zimmer bringen laſſen, weil an ſeinem Table d'hôte meiſtens Militärperſonen ſpeiſten, im Fall uns dieſe Geſellſchaft nicht gefiele. Aus Furcht, weiter in der Stadt keine beſſere Unterkunft zu finden, nahmen wir dieſes Logis gerne an, und unſer Reiſecompagnon ließ ſeine Frau ebenfalls aus der erſten Kutſche ſteigen, und bat uns, daß wir ihm und ihr eines von den beiden Zimmern abtreten ſollten; denn er wünſchte ſehr gern noch länger in unſerer Geſellſchaft verweilen zu können. Was Koſt und Logis für ihn und ſeine Frau anbelange, werde er mit dem Wirth in Ordnung bringen. Den erſten und zweiten Tag kamen wir mit unſerer neuen Nachbarſchaft, deren Zimmer unmittelbar an das unſrige ſtieß, ziemlich gut aus, indem wir gewöhnlich den Tiſch in ihrem Zimmer decken ließen, und gleichſam ihre Gäſte waren. Allein beim zweiten Abendeſſen, als ſich unſer Militär vor Müdigkeit auf das Bett legte, und bald zu ſchnarchen anfing, begann nun die Frau ihre Noth zu klagen, und ſagte: Hier liegt der Schuft; Alles, was er am Leibe hat, iſt von meines Vaters Geld, und den Reſt hat er verpubt. Er hat mich nicht nur aus dem elterlichen Hauſe auf eine abſcheuliche Weiſe weggeſchafft, ſondern, weil ich nun ganz unter fremden Menſchen bin, vor einigen Tagen mit ſeinem Säbel jämmerlich geprügelt. Aber, Gott weiß, ich werde mich an dieſem Schurken zu rächen wiſſen. Bei dieſen Worten zeigte ſie auf ihren Dolch, welchen ſie in ihrem Mieder trug. Da wir beſorgten, der Mann könne durch dieſe heftigen Aeußerungen aufgeweckt werden, ſo ſuchten wir ſie zu tröſten; allein ſie war nicht zu beſänftigen,

und auf einmal fuhr ſie fort: ich möchte nur wiſſen, wo der Schurke das Geld hergenommen, womit er geſtern in Lodi die Zeche und heute den Vetturin bezahlt hat; denn bereits vor einigen Tagen war von dem vielen Gelde, welches ihm mein Vater mitgegeben, kein Heller mehr vorhanden. Auf Eſchers Aeußerung, er habe ihm dieſes Geld geliehen, ließ ſie, was ſie in den Händen hatte, auf den Teller fallen, und ſprach kein Wort mehr, ſondern jammerte und weinte zum Erbarmen. Wir verſuchten ihr abermals Troſt einzuſprechen, und verließen ſie gegen 10 Uhr, ganz unbeweglich am Tiſch in ihrem Zimmer ſitzend, und gingen durch die Nebenthür in das unſrige, um uns zu Bette zu begeben. Als wir ungefähr eine halbe Stunde darauf unſere Thüre verſchloſſen, und uns zum Theil ſchon ausgekleidet hatten, kam der Kellner des Hauſes die Treppe herauf, und gerade an unſers Nachbars Zimmer, wo er denſelben aufweckte, und ſagte, daß ſeine Frau zur Hofpforte hinaus und davon gelaufen wäre, er ſollte ihr geſchwind nachgehen. Im erſten Taumel, und da er den Kellner vielleicht nicht recht verſtanden haben mochte, wollte er zuerſt unſre verſchloſſene Thüre öffnen, indem er glaubte, daß wir ſeine Frau zu uns genommen hätten: allein der Kellner rief ihm zu: er ſolle uns nicht ſtören, ſondern ſich eilen, der Entflohenen auf der Straße nachzugehen, weil er ſie ſonſt bei längerer Zögerung nicht mehr einholen werde, was er denn auch endlich that. Nach der Aeußerung der Frau konnten wir leicht begreifen, daß es einen tollen Auftritt geben werde, und nahmen unſre Maßregeln, indem wir unſre Piſtole zu recht legten, um uns, nach den Umſtänden, ernſtlich gegen

einen Angriff zu vertheidigen. Hr. Professor Maier erklärte sich, neutral zu bleiben, und im Fall der Noth ins Bett zu verbergen, oder aber Lärm zu machen. Es wurde nachgerade Mitternacht, und da alles ruhig blieb, löschten wir unsere Lichter aus, und gedachten ruhig einzuschlafen, als der Mann, vom Kellner begleitet, mit einem fürchterlichen Lärm über den Hof herkam, und unter schrecklichem Fluchen und Schimpfen die Treppe heraufpolterte, indem er immer schrie: die deutschen Schurken haben mir meine Frau gestohlen, ich will sie ihnen aber entreißen. Der Kellner suchte ihm zwar diese Meinung zu benehmen, und ihn von seinem Vorsatz abzubringen; allein der tolle Bursche war nicht zu beschwichtigen, und wollte mit seinem Pallasch unsere Stubenthüre einhauen, wobei er fortwährend schrie: macht die Thür auf, macht die Thür auf, Ihr Spitzbuben! Ich nahm schnell meine Pistole zur Hand, und im Augenblick, da er seinen Säbel in dem Holze festgehauen hatte, öffnete ich die Thüre und setzte ihm das Gewehr auf die Brust, wobei ich ihm einen tüchtigen Stoß gab. Diese Erscheinung machte ihn so bestürzt, daß er die Hand vom Säbel fallen ließ, dessen der Kellner sich augenblicklich bemächtigte. Schurke, rief ich jetzt, Du glaubst, wir hätten Deine Frau verführt? Tritt herein und überzeuge Dich, daß sie nicht hier ist, — oder ich schieße Dich gleich übern Haufen! Als er nun in das Zimmer trat, und Hrn. Escher ebenfalls mit der Pistole in der Hand, so wie unsern Freund Maier noch in Reserve zum Bett herausschauen sah, schien er noch mehr zu erschrecken, und ging gleich wieder ganz beschämt und

bescheiden unter großen Entschuldigungen hinweg, und der Kellner leuchtete ihn zum Hause hinaus.

Am andern Morgen kam unser Wirth zu uns, und entschuldigte sich, daß der Kellner aus Unachtsamkeit das Haus nicht geschlossen, und den tollen Menschen, welcher uns eine so unruhige Nacht verursacht, wieder hereingelassen hätte. Der Wirth glaubte indessen, daß die Frau und der Mann mit einander einverstanden gewesen, um ihn auf diese Art um zwei Tage Kost und Logis, und vielleicht auch selbst uns um etwas Mehreres zu prellen. Wir theilten übrigens diese Meinung nicht, und sachten ihm wenigstens die Frau als ehrlich und honnet zu schildern, was ihm aber nicht einleuchtete, denn er hielt nun einmal diese Geschichte für ein abgeredetes Spiel. Während wir beim Mittagessen am Dessert saßen, kam auf einmal unser Held mit seiner Dame, welche außerordentlich weinte, ganz beschämt zu uns auf unser Zimmer, um uns wegen seiner Unart, die er uns die Nacht zuvor gemacht, um Verzeihung zu bitten. Dabei äußerte er verlegen und stotternd, daß er seine Frau anfangs bei dem Vetturin, mit dem sie hierher gefahren, als dem einzigen Menschen, welchen sie in Mailand kenne, gesucht; und da er sie bei demselben nicht gefunden, so hätte er ganz über geglaubt, sie habe sich in unser Zimmer geflüchtet. Sobald er sich aber vom Gegentheil überzeugt, sey er auf die Hauptwache gegangen, und habe daselbst erfahren, daß an der Porta nach Lodi ein fremdes Frauenzimmer arretirt worden, welches spät noch ohne Paß zum Thore hinaus reisen wollen. Er wäre deßhalb dahin gegangen, und hätte sie wirklich gefunden. Zugleich erbot

er ſich, Hrn. Eicher für das geliehene Geld einen Schuldſchein auszuſtellen, indem er mit ſeiner Frau wieder nach Bologna zurück zu ihren Eltern reiſen muſſe, von wo aus er ihm dann ſeine Schuld abtragen wolle. Herr Eicher, welcher wahrſcheinlich dieſes Geld nie zurück erhalten haben würde, ſchenkte ihm daſſelbe, worauf das traurige und unglückliche Ehepaar unter Thränen und tauſend Dankſagungen für unſere Güte und großmüthiges Benehmen von dannen zog.

Nachdem wir nun von unſerm abentheuerlichen Reiſegefährten erloß waren, fingen wir erſt an, uns ruhig in Mailand umzuſehen; und es war mir außerordentlich intereſſant, die damaligen Kunſtwerke, welche ich 6 Jahr zuvor auf meiner Hinreiſe nach Rom geſehen, nunmehr mit andern, geübtern Augen zu betrachten; Vieles erſchien mir jetzt weit ſchöner, Manches aber auch nicht mehr ſo vollkommen, wie zuvor. Es waltete damals über Mailand ein trauriges Geſchick, und dieſe reiche Stadt hatte durch die Republikaniſirung gar Vieles verloren.

Bei meiner erſten Reiſe hatte ich die Mailänder außerordentlich fröhlich geſehen, jetzt waren ſie ganz verſtimmt, und nur ſelten ſah man noch einen Wagen auf den Straßen, die ſonſt mit den ſchönſten und reichſten Equipagen angefüllt waren.

In dem Dominikanerkloſter, bei der Kirche Madonna della Gracia, wo wir das Abendmahl von Leonardo da Vinci betrachteten, freuten ſich die Geiſtlichen, die uns begleiteten, als ſie uns deutſch ſprechen hörten; und nachdem ſie uns lange betrachtet und zugehört, fragten ſie uns

endlich: ob wir Deutſche, und aus welcher Provinz wir ſeyen? Nachdem wir ihnen hierüber Auskunft gegeben, ſo fingen ſie bitterlich zu klagen an, daß ſie nicht mehr der deutſchen Nation, welche ſie ſo liebten, angehörten. Es iſt abſcheulich, ſagten ſie unter anderm, wir lieben die Deutſchen, und ſind durch die Franzoſen gezwungen, mehrere 100 Gefangene von Eurer Nation in unſerm Kloſter aufzubewahren, und müſſen dieſe Unglücklichen alle Tage leiden ſehen, ohne im Stande zu ſeyn, etwas für ſie zu thun. Sie führten uns hierauf in einen Gang, von wo wir in einen in der Mitte des Kloſters gelegenen Hof ſahen, der ganz mit unglücklichen öſterreichiſchen Gefangenen angefüllt war, die uns um eine Gabe anflehten, die wir ihnen auch nicht verweigerten, zumal da dies die erſten von unſern unglücklichen Landsleuten waren, die wir als Opfer des franzöſiſchen Krieges ſahen. Nachdem wir uns nun 5 Tage in Mailand umgeſehen, und alle die Merkwürdigkeiten, wovon jedoch viele berühmte Gemälde nach Paris gebracht waren, beſucht hatten, ſetzten wir unſere Reiſe in unſer Vaterland über Como, Graubünden u. ſ. w. bis Zürich fort. Auf dieſem Wege, zwiſchen Mailand und Como, ſah ich zum erſtenmal Napoleon, welcher ſich dazumal auf ſeinem Gute Montebello, welches ihm die lombardiſche Republik zum Geſchenk gemacht, aufhielt. Auf dem Wege von Como bis an das Ende des Sees Arriva verfehlten wir auch nicht noch einmal mit unſerm Schiff an die Villa Pliniana zu fahren, und dieſes ſo merkwürdige Gebäude noch einmal in allen ſeinen Theilen zu betrachten,

und von diesem letzten italienischen Denkmal auf unserm Wege Abschied zu nehmen.

Bis jetzt gefielen mir die Prospekte an dem Comer See, und so auch die äußerst malerischen Gegenden, welche man auf der Via Mala über den Splügen und auf dem Wege nach Graubünden und dem Wallstädter See erblickt, noch ungemein, weil mir einestheils die jenseits des Splügen durchwanderten Gegenden, die ich schon einmal gesehen, jetzt zum zweitenmale noch anziehender durch die Erinnerung wurden, und da andrerseits die Gegenden bis an den Züricher See noch den frischen Reiz der Neuheit hatten; allein ohne den schönen Scenereien des Züricher Sees etwas zu vergeben, muß ich aufrichtig gestehen, daß die ersten Bilder von den Schweizer-Gegenden tiefere Wirkung auf mich machten. Da die italienischen Gegenden wegen ihres klaren und reinen Himmels weit vortheilhafter als die der Schweiz beleuchtet sind, so gewähren sie einen weit größern Reiz, und durch die Reinheit der italienischen Luft ist man auch weit empfänglicher für das Schöne, und wandelt mit heiterm und frohem Sinn in den schönen und anmuthigen Scenereien Italiens. Rücksichtlich der schönen üppigen Vegetation und des schönen Grüns der Pflanzen, hat zwar die Schweiz, so wie auch überhaupt Deutschland, im Allgemeinen den Vorzug; hingegen sind die in Italien durch das milde Klima begünstigten Formen der Gebirge, Bäume u. s. w. weit angenehmer und sanfter in den Formen, als die mit dunkeln Tannenwäldern überzogenen Gebirge und Felsenmassen der Schweiz, die durch die Strenge der Kälte, und des auf vielen derselben ewig

ruhenden Eises oft etwas Schauerliches haben, so daß uns deren Anblick oft mehr überrascht, als erfreut.

Dasselbe verschiedene Gefühl gab mir der Anblick von Werken der Architektur. Mein ernstes Studium der Bauwerke in Italien mußte meine Begriffe von der Kunst sehr verändern, und indem ich auf die Grundsätze der alten Architektur einging, wollte ich dieselbe später auch bei Gebäuden in Deutschland zum Maaßstabe nehmen. Allein mit Ausnahme der sogenannten gothischen Architektur, die ganz original und in sich abgeschlossen ist, mußten mir die modernen Gebäude, die ich sonst so schön und in allen Theilen kenntnißvoll angeordnet gefunden, jetzt weniger vollkommen erscheinen; darum trug ich mich auch schon bei meiner Heimkehr aus Italien mit dem Gedanken, in meinem deutschen Vaterlande, wo ich meine erlernte Kunst nun auszuüben gedachte, besonders auf die Verbesserung der deutschen Baukunst durch Bildung junger Architekten und Handwerker zu wirken, und dabei von der ersten, sichern Grundlage auszugehen, daß überall im Kunstgebiete nichts Erspriessliches zu Stande gebracht werden kann, ohne eine vorgängige richtige und gründliche Ansicht des Ganzen.

Mit dergleichen Ideen und Betrachtungen über mein künftiges Dienstleben langte ich mit meinem Freunde Escher, nachdem wir zuvor Hrn. Prof. Maier in seinem Geburtsorte Stäfen, am Zurcher See, zurückgelassen, endlich in Zürich an, wo ich das Vergnügen hatte, von den verehrten Eltern meines Freundes ganz liebreich und freundschaftlich aufgenommen zu werden. Während der Zeit, daß ich bei dieser trefflichen Familie verweilte, hatte

ich das Vergnügen, sehr oft den äußerst interessanten Umgang des seligen Lavaters zu genießen, und mir dessen Gunst und Freundschaft zu erwerben. Als ich ihm das erstemal meine Aufwartung machte, und meinen Namen noch nicht gesagt hatte, fing derselbe sogleich an: Mein Herr, ich kenne Sie schon aus Ihrem Gesicht. Nicht wahr, Sie sind der deutsche Architekt von Rom, von dem mir Maler Pfänninger vor einigen Jahren zweimal das Portrait von Rom schickte? Ich habe beide Bildnisse in meiner physiognomischen Sammlung, und Sie können sie mit meinen darunter gemachten Bemerkungen gelegentlich sehen. Nachdem wir nun vieles von Rom und über die Kunst, als sein Lieblingsfach, gesprochen, lud er mich ein, ihn recht oft zu besuchen, und wenn er auch nicht zu Hause sey, so sollte ich nur ungenirt kommen, und mich mit seinen Kunstsammlungen unterhalten, was ich auch nicht versäumte, und bei dieser Gelegenheit aus der unter meine Portraits gesetzten Unterschrift sah, daß er in meine Physiognomie ein großes Vertrauen setzte, indem er unter das eine, in ganzer Figur, die Worte geschrieben: „Wer da nicht Wahrheit liebt, der liebt sie nimmermehr;" und unter das andere Brustbild: „Weisheit im ganzen Gesicht, besonders in der Nase." Diese für mich äußerst günstige Beurtheilung veranlaßte dann auch, daß ich mit diesem äußerst interessanten und in seiner Art einzigen Manne, der wenige Zeit darauf als ein Märtyrer seines Wiedersinns gestorben, so bekannt wurde, daß er mich beinahe jeden Abend nach 4 Uhr zu einem Spaziergang abholte, wo wir uns dann größtentheils über die Kunst unterhielten. Unter anderm ver-

langte Lavater besonders von mir über einen wissenschaftlichen Streit über die Perspektive, von dem ihm geschrieben worden, und den ich einige Jahre zuvor mit einem deutschen Gelehrten in Rom gehabt, nähere Auskunft, indem er glaubte, ich hätte daran Unrecht. Dieser Gelehrte wollte nämlich einen Maler tadeln, weil er auf einem hohen Pinienbaum einen Mann, welcher die Früchte herunterschlägt, in gleicher Größe mit den unten stehenden Personen auf dem Boden gemalt. Als ich ihm entgegenhielt, daß sich die Perpendikuläre in der Perspektive nicht ändere, und daß deshalb gleich dicke Thürme immer parallel in ihrer perpendikulären Linie erscheinen, so veranlaßte ihn dieses Gleichniß, sogar zu behaupten, daß es darum auch sehr fehlerhaft sey, wenn man einen hohen viereckigten, gleich dicken Thurm auf einem Bilde in paralleler Dicke aufzeichne, weil derselbe in natura, wo man sich gewöhnlich näher bei dem untern Theile desselben, als bei dem obern befindet, komisch erscheine. Da nun die Malerei blos die Gegenstände auf einer ebenen Fläche vorzustellen habe, so glaube er, daß man bisher bei vielen Bildern noch nicht auf diese natürliche Erscheinung den gehörigen Betracht genommen. Meine Gegenbehauptung bezog sich vorzüglich darauf, daß zwar ein paralleler Thurm unten, wo er dem Auge näher erscheint, sich breiter als oben darstelle, daß aber horizontale oder perpendikuläre Linien, in sofern sie parallel mit der Zeichnungsfläche gehen, immer parallel auf derselben aufgezeichnet werden müßen, weil ein jedes perspektivische Bild nur von einem Gesichtspunkte aus angesehen werden will, wodurch sich dann die Schwinkel im Bilde von unten und

oben des Thurmes gegen das Auge eben so im gleichen Verhältniß als die in der Natur zeigen. Diese Meinung hatte in Rom eine große Sensation unter den Künstlern gemacht, weil sie anfänglich glaubten, ich behaupte etwas Paradoxes, was ich nicht durchzusetzen im Stande wäre. Allein bei näherer Auseinandersetzung meiner Ansicht habe ich dieselben, so wie auch Hr. Pfarrer Lavater, der als ein wissenschaftlicher Mann eine große Freude über meine Aufklärung hatte, überzeugt, daß ich in meiner Behauptung Recht gehabt.

Lavater äußerte oft gegen mich, daß er zwar die italienische Malerschule sehr verehre, doch könne er in den Arbeiten derselben, vorzüglich aber in den Werken der altrömisch und griechischen Bildhauerkunst, nicht so viel Natur als in den altdeutschen und niederländischen Gemälden finden, indem die Köpfe eines Apollo, einer Niobe u. s. w. wohl ideale, aber mit keinem ausgearbeiteten Kopfe eines Holbein, eines Rubens, oder Rembrand u. s. w., in Hinsicht des Ausdrucks und der individuellen lebenden Natur, zu vergleichen seyen. Ich vertheidigte die alte Kunst dagegen, indem ich meinem freundschaftlichen Gegner zu bedenken gab, daß der Künstler hinsichtlich seiner Formen, so wie seines Ausdruckes, durch die Idee, welche er darstellt, bestimmt werde, und es eine höhere und eine gemeine Natur gebe. Dieser Streit veranlaßte, daß er mir Folgendes zum Andenken auf ein Blatt schrieb:

Weisheit lehre Dich stets auf den wohlgeprüftesten Zweck sehn,
Eins sey stets Dein Zweck — die mannichfaltige Einheit;

In dem Schönen verehre von allem Schönen das Urbild;
Nie laß herrschenden Ton den Geschmack der Natur Dich entlecken,
Bleib Dir selber treu, wenn Natur und Wahrheit Dich leiten.
Richte Deine Werke — mit Zweckfesthaltender Schärfe.
Eile mit der Vollendung, wenn ganz den Entwurf Du geprüft hast,
Nie was die Täuschung stört in der Kunst,
Sey Vernunft und Gesetz Dir;
Nur die Kunst sey Dir lieb, in der sich die wahrste Natur zeigt,
Ehe Du Schönheit suchst, suche Wahrheit, welche sich selbst preist;
Reinige Deinen Geschmack durch Beschauung des Schönsten was wahr ist.

Nehmen Sie, lieber Weinbrenner, diese Erinnerung eines profanen Kunstfreundes mit Liebe an, und behalten Sie in gutem Andenken

Joh. Casp Lavater.

Zürich, Samstags Morgen,
den 19. August 1797.

Da ich vor meiner Abreise von Rom schon Hoffnung hatte, der Gräfin von Riez (Lichtenau) in Berlin ein Palais zu bauen, und ich meiner Gesellschaft zu Liebe nach Zürich gereist war, so wollte ich, bevor ich nach Berlin ging, doch auch meine Geschwister und Freunde, welche ich seit mehreren Jahren nicht gesehen, besuchen; und schlug deshalb den Weg von Zürich, wo ich mich gegen zwei Monat aufgehalten, und während dieser Zeit verschiedene Bauprojekte zu entwerfen hatte, über Basel und Strasburg ein, auf welcher Route ich durch den

franzöſiſchen Revolutionskrieg manches verändert, und nicht mehr in dem vormaligen blühenden Zuſtande fand.

In Strasburg hielt ich mich einige Wochen bei meinem Onkel Arnold auf, der dazumal Bau-Inſpektor der Stadt war, und hatte Gelegenheit, vielleicht ſehr Vieles zur Erhaltung des daſigen Münſters beizutragen, indem mich die daſige Munizipalität zu Rathe zog, eben da ſie im Begriff war, das Innere des Münſters nach einem abſcheulichen Plane, welcher das ganze Gebäude verdorben und verunſtaltet hätte, zu einem Tempel der Vernunft einzurichten durch das Vertrauen, welches man in einen von Rom kommenden Künſtler ſetzte, und da ich über den Gegenſtand klarer und beſtimmter als die dortigen Baumeiſter zu reden wußte, brachte ich es dahin, daß die Munizipalität ebenfalls einen Plan von mir verlangte, bei welchem ich dieſes herrliche Gebäude nicht verletzte, und die Einrichtung durch bloße hölzerne Gradinen in der Form eines Zirkus mit gothiſchen Verzierungen in das Innere ſtellen wollte, wodurch ich das abſcheuliche Projekt verdrängte. Man war jedoch kaum an die Execution geſchritten, ſo wurde die Einrichtung von ſolchen Tempeln der Vernunft ſchon wieder in Frankreich außer Mode, und dafür andere neue republikaniſche Pferdwerke auf das Ackerfeld, die Entthronung des Robespierres u. ſ. w. zur Tagesordnung gebracht, weßhalb dann dieſes ſo ſchöne Gebäude von allen ähnlichen Mißhandlungen verſchont blieb.

Von Strasburg, wo ich mich dann auch zum erſten Mal ernſtlich in meines Onkels Tochter verliebte, und mich auch mit ihr verlobte, eilte ich nach Carlsruh; als

ich kaum eine Stunde daſelbſt angekommen war, und mein damaliger, allgemein geliebter und verehrter Landesherr meine Zurückkunft vernommen hatte, ließ mich derſelbe zu ſich rufen, indem er ſeit meiner Abweſenheit mehrere günſtige Nachrichten von mir vernommen, und mir darum gleich bei dieſem erſten Beſuche die gnädigſten Verſprechungen und Präpoſitionen machte, um mich in ſeine Dienſte zu ziehen. Durch dieſe gnädige, huldreiche Aufnahme meines theuern unvergeßlichen Fürſten, und aus Liebe zu meinem Vaterland, gab ich nun meine weitern Reiſeprojekte auf, und trat im Spätjahr 1797 meine Laufbahn zuerſt als Bau-Inſpektor an.

Anhang.

Friedrich Weinbrenner.

Ein

Denkmal der Freundſchaft

von

Aloys Schreiber.

Vorrede.

Dieſe Schrift macht keine Anſprüche. Es iſt ein Todtenopfer, das ich bringe, am Grabe eines Mannes, der ſich mehr als ein bleibendes Denkmal gegründet hat. Dieſer Mann war mein Freund, in des Wortes vollſter Bedeutung, und im vieljährigen, faſt täglichen Umgange mit ihm lernte ich den Gang ſeines innern und äußern Lebens kennen. Er ſchloß ſich gern auf, wo er Vertraute und Erwiederung fand. Mehrere Nachrichten theilte mir auch der damals noch lebende Bruder des Verſtorbenen mit, und einige intereſſante Notizen verdanke ich ſeinem Schuler, Hrn. Thierry, der lange im Hauſe ſeines Lehrers lebte.

Iſt die Form des Ganzen auch nicht aus reinem Guſſe, und hätten Hammer und Meiſel noch gebraucht werden konnen, ſo entſchuldige mich Lage und Stimmung, in welcher ſie geſchrieben wurde. Eben da ich im Schmerz um einen unvergeßlichen, geliebten Todten in

die Dunkelheit meiner heimathlichen Berge zurückkehren wollte, wurde mir auch der Freund begraben. Es wäre mir leichter gewesen, Thränen zu finden als Worte.

Carlsruhe, am 31. März 1826.

A. Schr.

Es muß der Meiſter gehen
Still zu dem Schatten hin,
Doch ſeine Werke ſtehen
Und überdauern ihn.

Friedrich Weinbrenner wurde geboren zu Karlsruhe den 9. November 1766. Die Familie ſtammt aus Freudenſtadt, aber der Vater war im Hohenlohiſchen, bei Schwäbiſch-Hall, geboren, und hatte ſich als Bürger und Zimmermeiſter in Karlsruhe niedergelaſſen, wo er der allgemeinen Achtung genoß. Seine beiden Söhne wurden von ihm zu demſelben Gewerbe beſtimmt. Damals waren Kunſt und Handwerk noch nicht ſo ſtreng geſchieden, wie es ſpäter, zum Unglück von Beiden, geſchah. Aus den alten, ehrwürdigen Bauhütten hatte ein Reſt jener Tüchtigkeit ſich erhalten, der wir die herrlichen Dome und Münſter unſers Mittelalters verdanken; und wer auf den Namen eines Meiſters Anſpruch machen wollte, der mußte ſeine Meiſterſchaft nicht blos durch Einübung im Techniſchen, ſondern auch durch die erforderlichen artiſtiſchen Kenntniſſe bewähren, und allenfalls auch den Plan eines Gebäudes entwerfen, und die Ausführung des Ganzen leiten können. Er mußte Werkmeiſter ſeyn,

und begnügte ſich dann auch mit dem beſcheidenern Namen.

Weinbrenner verlor ſeinen Vater früh. Als er im Alter von vierzehn Jahren ſtand, und ſich nun für eine künftige Beſtimmung entſcheiden ſollte, war Karlsruhe noch ein unbeträchtlicher Ort, deſſen erſte Anlage ſogar verrieth, daß der Erbauer an eine bedeutende Vergrößerung in der Zukunft eben nicht gedacht hatte. Der verewigte Karl Friedrich mußte mit der Markgrafſchaft Baden-Baden große Schuldenlaſten übernehmen; er war genothigt, Jahre lang nur die allgemeinen Bedurfniſſe des geſammten Landes im Auge zu haben, und konnte wenig für ſeine Reſidenz thun. Es fehlte an Bildungsanſtalten für angehende Künſtler, und ein Jeder mußte ſich forthelfen, wie Zufall und Umſtände es fugten. Unter Weinbrenners Jugendfreunden war einer, der ſich in der Geometrie umgeſehen hatte, und ihm einige Unterweiſung gab. Faſt zu gleicher Zeit lernte ihn der damalige Hauptmann und Pagenhofmeiſter (nachheriger Maior) Lux kennen, welchem Baden die erſte Einrichtung ſeiner Artillerie, unter Leitung des Obriſten von Freiſtett, verdankt. Lux entdeckte bald die trefflichen Anlagen des Junglings: er ertheilte ihm Unterricht in der Mathematik und im Zeichnen, und ermunterte ihn auf alle Weiſe zur Ausbildung ſeiner Talente.

Etwas ſpäter beſuchte Weinbrenner die mathematiſchen Vorleſungen bei Wucherer, und die Vorleſungen uber Phyſik und Mathematik bei Böckmann am Lyceum. Sein noch lebender Bruder — ein wackerer Zimmermeiſter — beſaß einige Bucher, die er ihm mittheilte.

Das Mechaniſche ſeines Gewerbes wollte dem Jünglinge nicht zuſagen. Dazu beſaß er zu viel Phantaſie, und ſein Geiſt war nun ſchon vielfach angeregt. Um ſo mehr ſprach ihn die der Architektur ſo nahe verwandte Muſik an. Er nahm, bei dem damaligen Hofmuſikus Reuſch, Unterricht auf der Flote, und behielt immer eine Vorliebe für dieſes Inſtrument, das ihn auf allen ſeinen Reiſen begleitete, und von dem er ſich, wegen Bruſtbeſchwerden, zuletzt trennen mußte.

Sein Bruder hatte unterdeſſen die Wanderjahre angetreten, und ſchickte einſt eine Parthie perſpektiviſcher Zeichnungen, die er entworfen, ins elterliche Haus. Für Weinbrenner war dies ein elektriſcher Funke; von der Perſpektive hatte er bis dahin noch keine Kenntniſſe gehabt: er copirte die Zeichnungen, und ſuchte ſich zugleich mit den Regeln bekannt zu machen.

Der Gang ſeiner Entwickelung war bis jetzt noch immer ungeregelt und unzuſammenhängend geweſen; das Genie bricht ſich aber oft da eine Bahn, wo das gewöhnliche Talent keinen Ausweg findet. Es iſt, als ob in genialen Menſchen wirklich jene platoniſche Erinnerungsgabe wäre, die, wie erwachend aus einem Schlummer, nach und nach das Vergeſſene wieder hervorruft, und im Unbekannten, das ſie nun erblickt, ein längſt Gekanntes ahnet.

Die Heimkunft ſeines ältern Bruders hatte für Weinbrenner erſprießliche Folgen. Dieſer konnte ihm nicht nur im Techniſchen manche Aufſchlüſſe geben; ſie gingen auch gemeinſchaftlich die wichtigſten Lehren der

Mechanik noch einmal durch, und beſprachen ſich über die Anwendung derſelben.

Im März 1788 begannen Weinbrenners Wanderjahre, aber im edlern Sinne des Wortes, ohngefähr wie bei Goethes Wilhelm Meiſter. Sein erſter Ausflug war nach Zürich, wo er bei Schneider als Pallier aufgenommen wurde. Hier fand er die erſte Gelegenheit bei einigen neuen Bauten, deren Aufſicht ihm vertraut ward, ſeine Kenntniſſe in der Holzconſtruction zu erweitern und zu vervollkommnen. Bald gewann er ſich auch durch ſein Streben und ſein Benehmen die freundſchaftliche Zuneigung von Lavater, der ſo gern junge Künſtler an ſich zog; er wurde mit Eſcher und andern wackern jungen Männern bekannt, die ſeine Freunde blieben durch's ganze Leben.

Der Anblick der großen, maieſtätiſchen Schweizernatur, und einzelne treffliche Kunſtwerke, die er in Zürich fand, beſonders aber der Umgang mit Lavater und andern geiſtvollen Männern mußten auf ſeinen empfänglichen Sinn eine tiefe Wirkung hervorbringen. Wenn aber nur erſt in der Bruſt des begeiſterten Jünglings das Streben nach einem ſchönen Ziele geweckt iſt, wenn zu dem Gefühle ſeiner Kraft nun das Gefühl deſſen kommt, was er ſich mit dieſer Kraft ſelbſt noch erringen muß; wenn die Welt, in die er treten will, nicht mehr blos in dunkeln Nebelbildern vor ihm liegt, ſondern die Ferne ſich bereits in beſtimmten Umriſſen zu geſtalten anfängt, dann beginnt eigentlich die ſchönſte Periode ſeines Daſeyns. Die Neugriechen haben einen ſinnvollen Ausdruck, den ſie brauchen, wenn ſie ihre Kinder auf eine höhere Schulanſtalt bringen. Gehe hin, und werde ein Menſch, ſagen ſie.

Dieſes Gefühl der Menſchwerdung iſt es denn auch, was den Maler, den Dichter, überhaupt jeden angehenden Künſtler, gleichſam wie ein Sehnen nach dem Unendlichen durchſchauert, wenn nun das Unbekannte, aber Geahnete, ſich ihm als ein Wirkliches darſtellt, wenn er zum erſtenmale aus ſich ſelbſt hinaustritt, um das wunderbare Geheimniß in ſeinem Innern gelöſt zu finden.

Weinbrenner hatte ſo vieles von Wien gehört, von den herrlichen Kunſtſchätzen daſelbſt, daß er nun nicht länger in der Schweiz verweilen mochte, und an die Ufer der Donau hineilte, wo er noch mehr fand, als er erwartet hatte.

Der damalige Badiſche Miniſter, Freiherr v. Edelsheim, ein Freund von Mengs, und ein Kenner und Beſchützer der Künſte und des Talentes, verſah Weinbrenner mit Empfehlungsſchreiben nach Wien, Dresden und Berlin, denn von der erſten Stadt aus wollte er auch die beiden andern beſuchen. Wien bot ſeinem Beobachtungsgeiſte und ſeiner Wißbegierde ein reiches Feld dar. Die herrliche St. Stephanskirche, die Kirche des heil. Karolus Baromäus, die Paläſte des Prinzen Eugen und der Fürſten von Lichtenſtein, das nahe Schönbrunn, und ſo manche andere Gebäude waren für ihn eine neue überraſchende Erſcheinung. An dem trefflichen Vinzenz Fiſcher, Profeſſor der Architektur an der dortigen Akademie, fand er einen trefflichen Rathgeber und Führer. Auch gewann ihm ſein naiver Charakter (dieſes weſentliche Kennzeichen des wahren Künſtlerberufs) noch manchen andern Freund.

Fleißig beſuchte er auch die reichen Gallerien, wo Meiſterwerke aus allen Schulen vereinigt ſind.

Weinbrenner hatte mehr Sinn für Formen als für Farbe; ihn hatte die Natur zum Architekten, nicht zum Maler beſtimmt, darum zogen ihn in einem Gemälde hauptſachlich nur die Compoſition, die Gruppirung, die Motive an, und obgleich ſein empfängliches Gemüth nichts weniger als unempfindlich war gegen die Reize der Natur, ſo fand er doch mehr Wohlgefallen an den anmuthigen Bildern eines Peter Neefs, Canaletti u. ſ. w. als an den einfachen Scenereien eines Ruisdael und Everdingen. Indeß fing er ſchon in Wien an, den Zuſammenhang zu ahnen, in welchem die ſchönen Künſte ſtehen, und den gemeinſamen Geiſt, der ſie belebt. Von bedeutenden Werken der Architektur hatte er bis dahin nur einige Kirchen und Münſter des deutſchen Mittelalters geſehen. Es entſteht aber ein wunderbares Gemiſch widerſtrebender Empfindungen in der Seele des Jünglings, der mit ſcharfem Sinn für Ebenmaaß und Verhältniſſe geboren ward, wenn er nun auf der einen Seite den ehrwürdigen Dom in ſeiner myſtiſchen Kreuzgeſtalt, mit den Spitzbogen und unendlich mannichfachen, labyrinthiſchen Gliederungen erblickt, auf der andern Seite die heitere Halle mit den ſchlankaufſtrebenden Säulen, zierlichen Knäufen und Geſimſen. Er kann noch nicht begreifen, wie ein und derſelbe ſchöpferiſche Geiſt ſich in ſo verſchiedenen Geſtaltungen offenbaren, und aus dem nämlichen Prinzip ſo entgegengeſetzte Bildungen hervorgehen können.

Das Räthſel ſollte ſich unſerm jungen Wanderer erſt ſpäter löſen, als er nun des eigenen Kunſtvermögens inne

wurde, und die Idee als das Höchste erkennen lernte, dem die Form dienen muß, so wie diese hin und wieder die Materie sich unterwürfig macht. Die, welche noch in unsern Tagen eine einige und alleinige Architektur predigen, in deren Besitze sie sich wähnen, haben von der Kunst überhaupt nur blos die Aeußerlichkeit derselben verstanden.

Weinbrenner konnte zwar in Wien die antike Baukunst nun erst aus Abbildungen und Schriften kennen lernen; die beträchtlichsten Gebäude, welche er dort aufgeführt sah, zeigten meist ein elektrisches System an, wie man es sich in den letzten Jahrhunderten erbildet hatte, und das eben darum, weil es Fremdartiges vermischt und die nothwendige Einheit in der Verbindung der Theile übersieht, weder in der Kunst noch in der Wissenschaft etwas taugt. Wenn indeß die Bequemlichkeit dieses Systems auch leicht das Talent irre führt, so wird sich doch das Genie nicht bald dadurch verlocken lassen, denn der schöpferische Geist wird da am stärksten abgestoßen, wo er sich nicht mit Freiheit und in seiner eigenthümlichen Kraft bewegen kann.

Die Menge und Mannichfaltigkeit neuer Erscheinungen mußte auf sein jugendliches, tiefempfängliches Gemüth beunruhigend wirken; er konnte die Vorstellungen nicht ordnen, die einzelnen Eindrücke nicht festhalten, aber er erhielt dadurch einen Antrieb zum eignen Schaffen und Wirken.

Sein Aufenthalt in Wien war nicht von langer Dauer. Zwar gefiel er sich dort in jeder Hinsicht, und besonders sprach ihn der humane, treuherzige Charakter

der Bewohner an, der mit dem seinigen so sehr übereinstimmte; aber vor ihm lag noch ein anderer und weiter Weg.

Mit freundlichen Erinnerungen an die Kaiserstadt, die ihn noch bis in sein Alter begleiteten, und nachdem er vorher noch einen Abstecher nach Ungarn gemacht, wendete er sich jetzt nach den Ufern der Elbe, wo in dem reizenden Dresden die kunst- und prachtliebenden Auguste einen Reichthum von Kunstwerken aller Art zu sammeln gewußt, und der Einfluß derselben auf Geschmack und geistige Bildung, auf Regsamkeit und das Leben überhaupt sich sehr erfreulich zeigt. Leider wird hier dem Fremden der Zutritt zu den Schätzen der Gallerie u. s. w. etwas erschwert, wie denn, ohne besondere Erlaubniß, ein Bild nicht einmal ganz copirt werden darf, und schon das Sehen Geld kostet. Zum Glück besaß Weinbrenner eine Empfehlung Edelsheim's an den damaligen Minister, der ihn mit Güte aufnahm, und ihm Gelegenheit verschaffte, alles ihm Interessante mit Muse zu betrachten.

Unter den Malern zog ihn besonders Correggio an, dessen Prinzip ein wahrhaft musikalisches ist, indem es auf einer wunderbaren Abstufung der Töne beruht, und eben dadurch seine nahe Verwandtschaft mit dem Architektonischen begründet.

In Dresden verweilte Weinbrenner nur kurze Zeit; es war noch immer sein Vorsatz, nach Beendigung seiner Reisen in die Heimath und zum väterlichen Gewerbe zurückzukehren; darum wollte er die Zeit sparsam brauchen, und sich nicht zu sehr in eine Welt vertiefen, der er nachher wieder entsagen sollte.

Als Weinbrenner nach Berlin ging, ahnete er nicht, daß dort der fernere Gang ſeines Lebens beſtimmt werden ſollte. Seine Empfehlungsbriefe verſchafften ihm eine gute Aufnahme; er beſah die Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen — nicht als neugieriger Reiſender, ſondern als ein Mann, der ſein Urtheil nicht auf ein wandelbares Gefühl, ſondern auf unwandelbare Gründe zu bauen ſucht, und ſich von Allem Rechenſchaft geben will. Seine Neigung, mit Künſtlern umzugehen, veranlaßte die Bekanntſchaft mit den Brüdern Genelli, mit Carſtens, Cabot und mehrern andern. Dieſe Bekanntſchaft war für ihn von den wichtigſten Folgen Die Genelli, als geſchmackvolle Zeichner und Architekten bekannt, und der geiſt- und talentvolle Carſtens, in welchem ſich etwas ſpäter ein ſo reiches Kunſtvermögen entwickelte, ermunterten Weinbrenner, nach Italien zu gehen, und ſich dort als Baumeiſter auszubilden. Das Zureden der Freunde beſtimmte ihn zu einem Entſchluſſe, der mit ſeiner Neigung ſo ſehr übereinſtimmte, und den er nicht den Muth gehabt hatte, ſelbſt zu faſſen.

Wenn es eine niederſchlagende Bemerkung iſt, daß wahrſcheinlich die größten Genies dahingegangen ſind, ohne eine Gelegenheit gefunden zu haben, ſich bemerklich zu machen, daß mehr als ein Giotto unerkannt bei der Heerde ſitzen blieb, bis ein günſtiger Zufall an dieſem Einen endlich den Mann *) vorüberführte, der ſeine An-

*) Cimabue, der den Hirtenknaben Giotto bei der Heerde fand, wie er eben mit einem ſcharfen Stein ein Lamm zeichnete, und ihn als Schüler zu ſich nahm.

lagen erkannte, und zur Entwickelung brachte, so muß man sich um so mehr freuen, daß auch hier, durch eine zufällige Verbindung, ein seltner Geist in die Sphäre versetzt wurde, in welcher er, nach dem bedeutenden Maaße seiner Kraft, schaffen und wirken konnte.

Weinbrenner suchte sich jetzt mit der italienischen Sprache in etwas bekannt zu machen; er las einige Schriften über Italien, besonders Volkmann, der auch sein Führer wurde.

Es war im Jahre 1792, als er, mit Carstens und Cabot, den Weg nach Italien antrat. Die Unbekanntschaft mit den Sitten und Gewohnheiten in dem fremden Lande mußte für die fremden Wanderer manches kleine, drolligte Abenteuer herbeiführen, wodurch sie fortwährend in heiterer Stimmung erhalten wurden.

In Rom fand Weinbrenner seinen Jugendgenossen Feodor, der früher aus Karlsruhe dahin gegangen war, und seinen Landsmann Gmelin, den trefflichen Landschafter, die ihm seine kleine Einrichtung besorgen halfen. Aber auch die übrigen deutschen Künstler boten den Ankömmlingen freundlich die Hand.

Ihr erstes Geschäft war, die Herrlichkeiten Rom's fürs erste nur flüchtig zu beschauen. Der Corso, die Ufer der gelben Tiber, das Kolosseum, das Pantheon, die Peterskirche mit ihren dreihundert und zwanzig Säulen, das Kapitol, der monte pincio mit seiner Dreifaltigkeitskirche, der Janikulus, der aventinische und palatinische Hügel, die Triumphbogen, Grabmäler, Obelisken u. s. w. Diese und hundert andere Gegenstände fesselten ihre Aufmerksamkeit und beschäftigten ihre Einbildungskraft.

Weinbrenner, der keine Zeit verlieren wollte, gab ſich nun an ſeine Studien. Die alten Theater, Thermen, Tempel, Waſſerleitungen, Monumente, ſo wie die Kirchen und Paläſte des neuen Rom's, enthielten reichen Stoff für ſeinen Forſchungsgeiſt. Bei allem Enthuſiasmus, womit er in dieſe neue Welt trat, fehlte es ihm weder an Beſonnenheit noch an Muth und Ausdauer. Er wurde bald gewahr, daß, um die Werke des Alterthums ganz zu begreifen, man mit der Geſchichte, mit der Religion, mit der Verfaſſung und den Sitten ſeiner Völker bekannt ſeyn müſſe. Hierin war er aber in ſeiner Jugend verſäumt worden. Er begann nun die Schriften des Livius, des Vitruv und anderer Klaſſiker in Ueberſetzungen zu leſen, und damit die neueren Werke eines Palladio, Winkelmann, Visconti u. ſ. w. zu verbinden. Dazu bot ihm die vatikaniſche Bibliothek, beſonders aber die Bibliotheken einiger Klöſter, welche den Fremden mit der größten Humanität geöffnet werden, die bequemſte Gelegenheit. Manches blieb ihm jedoch dunkel und unverſtändlich; da fügte es ſein gutes Glück, daß er mit Zoega in nähere Bekanntſchaft kam. Im Umgange mit dieſem gründlichen Kenner des Alterthums, der dabei ein ſehr edler Menſch war, berichtigten, erweiterten und ergänzten ſich Weinbrenners Kenntniſſe, und er lernte immer den Geiſt des Alterthums und der Kunſt beſſer verſtehen.

Den Tag brachte er meiſt mit Zeichnen und Nachforſchungen über die Technik der alten Architektur hin, den Abend im geſelligen Kreiſe von Künſtlern und Kunſtfreunden, unter denen damals C. Reinhard, Koch, Rhode,

Voogd, Gmelin, Rehberg, Fernow, Hirt u. ſ. w. ſich befanden. Das Künſtlerleben in Rom iſt eine eigenthümliche, höchſtanziehende Erſcheinung. Vereint auf einem claſſiſchen Boden, in der ſchönen Begeiſterung der Jugend, ſeiner Beſtimmung hingegeben, welche Gefühl und Phantaſie beengt, und die friſche Kraft des Lebens eindämmt, ſind jene Zöglinge der Kunſt zugleich Schooßkinder der Natur. Der Wetteifer der Talente, die Gleichheit der Beſtrebungen, die wechſelſeitige Anregung und Mittheilung, dazu die Freiheit und Sorgloſigkeit, das Wohlwollen und die Argloſigkeit eines glücklichen Alters — was fehlt noch, um das reizende Bild einer wahrhaft poetiſchen Zeit darzuſtellen? Darum mochten ſo manche Künſtler, die als Fremdlinge nach Rom kamen, nie wieder von dort ſcheiden; darum iſt allen, welche in der Siebenhügelſtadt länger verweilten, ein Heimweh nach dem ſchönen Land geblieben, wo der Baum des Lebens ewig neue Bluthen treibt.

Italien heißt mit Recht das Vaterland der Kunſt, und wer da nicht zum Künſtler wird, dem iſt der Beruf dazu verſagt. Sie, die allenthalben vom Leben ſich trennen mußte, wandelt hier noch ſichtbar unter Denkmälern, in denen ſich Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen. Noch rinnt die Quelle der Egeria in den Schatten, die Numa beſuchte, noch zieht die heilige Straße vom Capenniſchen Thore her, noch ſteht das Capitol, und der tarpeiſche Fels, und, von Epheu umwebt, das Gemäuer des ehrwürdigen Palatiums, das allen Paläſten ſeinen Namen gab. Auf dieſem Boden, wo ſpäter Dante, Arioſto und Taſſo ihre Lieder dichteten, die noch im Munde des Volks

forttönen, wo Bramante, Buonarotti und Raphael ihre ewigen Werke ſchufen, wo man keinen Schritt thun kann, ohne eine Stimme der Vorzeit zu vernehmen, oder auf das Werk eines gewaltigen Geiſtes zu ſtoßen, auf dieſem claſſiſchen Boden allein ſchlingen Leben und Kunſt ihre Kränze noch freundlich in einander.

Die Franzoſen konnten den Italienern einige Bildwerke entführen, aber nicht ihren Himmel und ihre Erde, nicht die großen Erinnerungen, nicht die Ueberreſte ſo vieler Herrlichkeit. Hier haben ſich die Denkmäler der Jahrhunderte mit dem Volke und in dem Volke forterhalten. Was beſitzen z. B wir Deutſche von unſern Vätern, als einige Dome und Kirchen des Mittelalters und Archive mit Papieren angefüllt? wiſſen wir doch nicht den Ort genau, wo Armin den Varus und ſeine Legionen vertilgte, und die römiſchen Centurionen an den germaniſchen Opferaltären bluteten. Was die Römer bei uns gründeten, ſteht noch unverwüſtbar in ſeinen Ruinen, aber wer kann noch die Sitze unſerer Könige zeigen, die gegen Cäſar, Druſus und die ſpätern Imperatoren kämpften?

Man verzeihe mir dieſe Abſchweifung, die denn doch eigentlich zu meinem Gegenſtande gehört. Weinbrenner wäre, ohne Rom, nie ganz vertraut geworden mit dem Genius der Kunſt: er hätte, wie jetzt noch manche Andere, die Produktion der Architektur als bloße mathematiſche Combinationen angeſehen, und nicht den Geiſt begriffen, der im Gefüge des kalten Geſteins, in der ſtarren Gliederung ſich ſo lebendig offenbart. Er begnügte ſich auch bald nicht mehr mit dem Nachzeichnen des Vor-

handenen, sondern versuchte eigene Entwürfe und Restauration zerstörter antiker Bauwerke. Seine Erfindungskraft war meist schon aufgeweckt, und jene Restaurationen übten und schärften seine tiefe Combinationsgabe.

Die Sonntage wurden gewöhnlich zu kleinen Wanderungen nach Fraskati, Tivoli und anderen Umgegenden Roms angewendet, oder zum Besuch der zauberischen Villen Medici, Borgbese, Pampbili, Ludovisi u. s. w., oder einer der vielen Gallerien und Sammlungen, an denen die Römerstadt so reich ist. Weinbrenner machte auch Versuche im Zeichnen nach der Natur, und er hat eine ziemliche Anzahl von Veduten, die wenigstens ein Talent beurkunden, aus Italien mit nach Hause gebracht.

Da Weinbrenner seinen Vater früh verloren hatte, und die Mutter sich wirthschaftlich beschränkte, so benuhte er Gelegenheiten, die sich ihm in Rom häufig darboten, durch Unterricht etwas zu erwerben. Der Prinz August aus England, der Graf von Münster, einige andere Engländer und Deutsche nahmen bei ihm architektonische Lehrstunden, und es kann zum Beweis der Achtung dienen, welche seine Schüler von seinen Kenntnissen und seinem Charakter faßten, daß der gedachte Prinz ihm in der Folge einen glänzenden Ruf nach Hannover verschaffte, von dem später wieder die Rede seyn wird.

Es hing damals eine trübe Zeit über Italien. Der Geist der Unzufriedenheit verbreitete sich auch jenseits der Alpen, und der römische Staat kränkelte außerdem an innern Uebeln. Die damaligen Lenker der französischen Revolution waren bemüht, die Völker allenthalben auf-

zuregen, nicht um ihnen die nachher so theuer bezahlte und gar wenig ersprießliche Freiheit zu geben, sondern ihr eigenes verkehrtes Werk zu sichern. Es war eine furchtbare politische Diversion, die von den Häuptern des Nationalconvents ausging. Schon hatte Montesquion Savoyen erobert, und General Anselme war in Nizza eingedrungen. Das Volk in Rom, ohnehin den Franzosen abhold, erhob sich jetzt in einem schrecklichen Aufstande (am 13. Jan. 1793); der französische Gesandtschaftssekretär Basseville ward ermordet, und die tobende Menge schien mit diesem Opfer noch nicht befriedigt. In der Nacht, beim schauerlichen Fackelschein, wälzten sich die lärmenden Haufen durch die Straße, wo Weinbrenner seine Wohnung hatte. Da der Italiener unter den Oltramontanern wenig Unterschied macht, und den Spanier, Deutschen, Engländer, Franzosen u. s. w. blos als Forestieri bezeichnet, so liefen auch die fremden Künstler bei diesem Tumulte Gefahr. Feodor, der damals mit Weinbrenner zusammen wohnte, und in den mannichfach bewegten und beleuchteten Massen nur den malerischen Effekt sah, hatte sich unter sie gemischt. Er klopfte an der verschlossenen Thüre seines Freundes, als der wilde Zug bereits das Haus erreicht hatte, und Weinbrenner öffnete ihm den Eingang. Zum Glück war der Hauseigenthümer gegenwärtig, der seinen Landsleuten zurief: es seyen nur Deutsche im Hause. Dadurch wurde die schreckliche Gefahr abgewendet.

Auf Kunst und Künstler wirkten diese und die folgenden Ereignisse nachtheilig. Viele Fremde verließen Rom, und doch waren es noch diese allein, die Kunst-

werke kauften. Auch manche Künſtler kehrten in die Heimath zurück. Die deutſche Landsmannſchaft blieb die ſtärkſte, und beſtand noch aus ohngefähr dreißig. Einige hatten Rom zu ihrem beſtändigen Aufenthalt gewählt, wie die Angelika, Fritz, Müller, Gmelin, C. Reinhard, Koch. In ihrem Kreiſe fand Weinbrenner Erholung von ſeinen anſtrengenden Arbeiten, denn ſchon damals hatte er ſich an faſt ununterbrochene Thätigkeit gewohnt. Mitunter beſuchte er auch die Werkſtätten anderer Künſtler. Unter den Bildhauern war Canova der einzige gefeierte Name. Unter den Geſchichtmalern galten Benvenuti und Camoccini für die vorzüglichſten. Sie hatten ſich nach David gebildet. Aber die ſeltſame Miſchung des antiken Styls in der Zeichnung, mit der Nachahmung der gemeinen Natur in den Extremitäten und der geſpreizten Stellung und Bewegung des franzöſiſchen Theaters mochte Weinbrenners beſſerm Sinne nicht ganz zuſagen. Auch zog ihn überhaupt die Landſchaft mehr an, als die hiſtoriſche Compoſition, was ſich erklären läßt, weil ſie der Architektur näher verwandt iſt. Beim Beſchauen eines hiſtoriſchen Bildes treten wir aus uns ſelbſt heraus, aber beim Anblick einer herrlichen Scenerei oder beim Eintritt in einen majeſtätiſchen Tempel verſinkt das Gemüth in ſeine eigenen Tiefen; unſere Gefühle löſen ſich zuletzt in ein unerklärliches Sehnen, in ein Ahnen ewig waltender, ſchaffender Kräfte auf. Rom beſaß zu jener Zeit treffliche Landſchafter, wie der Franzoſe Voguet, der Flamänder Denis, der Ruſſe Feodor Mattweff, der Holländer Voogd und der Deutſche Reinhard. Es war wohl nicht blos nationelle Vorliebe, daß Weinbrenner

ſich beſonders von den Werken des letztern angezogen fühlte. Kein Anderer hat die Natur ſo gründlich aufgefaßt, Keiner alle Theile der Landſchaft mit ſo viel Wahrheit und Sicherheit darzuſtellen gewußt, und Wenige haben ihn im geiſtvollen, kräftigen Vortrage übertroffen. Dabei iſt die ſchönſte Poeſie in ſeinen Erfindungen.

Unbekümmert um die politiſchen Stürme, die ſich immer furchtbarer gegen Italien heranzogen, beſchäftigte ſich Weinbrenner einzig mit der Kunſt. Zwar mußten die Umſtände ihm manchmal Beſorgniſſe erwecken, wie er denn einmal, bei einem Volkstumult, genöthigt war, in eine Kirche zu flüchten, und an dem Altar, eben als der Prieſter Meſſe las, eine Freiſtätte zu ſuchen; aber es gehörte zum Eigenthümlichen ſeines Charakters, daß er nicht ängſtlich den Eindrücken des Augenblicks nachgab, ſondern mit Ruhe und Beſonnenheit Lagen und Verhältniſſe, Urſachen und Wirkungen überſchaute. Auch beſaß er manchen Freund unter den Römern ſelbſt, und ſetzte daher ſeinen Gang, wie bisher, fort.

Lange war es ſchon ſein Vorhaben geweſen, Neapel zu beſuchen. Einige andere junge Künſtler boten ſich ihm zu Gefährten an, und heitern Sinnes unternahmen ſie die Reiſe dahin; obgleich der Saame der Revolution auch ſchon in den vulkaniſchen Boden jenes Landes gefallen war, und dort ſchnell Wurzel zu faſſen ſchien.

Noch in ſpäter Zeit ſprach er mit freudiger Erinnerung von den Eindrücken dieſer Wanderung. Schönes hatte er ſchon in Italien geſehen, aber in dem von Orangen und Myrten beſchatteten Thale von Fondi, in Mola, wo der Weinſtock zwiſchen Roſen und Oliven

blubt, und die benachbarte Villa des Cicero das Andenken an die letzten Tage der römischen Republik hervorruft; im üppigen Capua, dessen Falerner noch jetzt das Lob Horazens verdient, glaubte er sich in eine mehr poetische, als wirkliche Welt versetzt.

In Neapel fand er seinen Landsmann, Nikodemo aus Nassatt, den der Neid seinem Vaterlande entrissen hatte, und lernte Philipp Hackert kennen. Er besuchte Capo di Monte, wo in einem geschmacklosen Palast herrliche Kunstwerke in bunter Verwirrung durch einander lagen; die Karthause auf St. Elmo, mit der wunderschönen Aussicht auf Neapel, Portici, den Vesuv, das misenische Vorgebürge und die fruchtreiche Ebne bis Kaserta. Die Werke der Architektur, die er in dieser Stadt fand, befriedigten ihn im Ganzen weniger, desto mehr zog ihn die Umgebung an; das paradiesische Pausilipo, der schönste Fleck der Erde, wo an des keuschen Virgils Grab noch immer der Lorbeer grünt; Pozzuoli, der düstre Avernersee mit der Grotte der kumäischen Sybille, Capri, Surrent, das Vorgebürge der Minerva mit ihrem Tempel, vor allen aber Pompeii und Herkulanum, wo eine untergegangene Zeit aus ihrem Grabe wieder aufgestiegen ist, und das ganze häusliche Leben jener Zeit vor dem Beschauer in die Wirklichkeit zurücktritt.

Weinbrenner hatte sich auch auf dieser Reise mit manchen Kenntnissen bereichert; seine Studien in Rom waren beendigt, und die Ereignisse, welche sich vorbereiteten, mußten seinen Entschluß zur Heimkehr beschleunigen. Schon war von den Gewaltigen in Frankreich eine cisalpinische und ligurische Republik proklamirt worden;

ſchon hatten Genua und Venedig, mit Unterwürfigkeit, die Revolution in ihren Schooß aufgenommen; ſchon ſtanden die Heere der großen Republik bereit, nach Rom zu ziehen, und dort, vom Kapitol, die Herſtellung der curuliſchen Stühle zu verkünden.

Weinbrenner verließ jetzt (1797) Rom; und der Abſchied aus dem ſchönen Lande, in welchem er ſechs Jahre zugebracht, und an deſſen Aſchengluten ſich ſein Genius entzündet hatte, ward ihm nun weniger ſchwer, als er ihm unter andern Umſtänden geworden wäre. Er nahm den Rückweg über die Schweiz, und durch das obere Elſaß.

In Straßburg, wo er mehrere Tage verweilte, lernte er ſeine nachherige Gattin — eine Tochter aus der geachteten Familie Arnold — kennen. Bei ſeiner Ankunft in Karlsruhe war ihm ein günſtiger Ruf bereits vorangegangen. Der Markgraf Friedrich ſtellte ihn als Bau-Inſpektor an. Man wollte den damaligen Bau-Inſpektor Müller nicht zurückſetzen, und ernannte dieſen zum Bau-Direktor.

Weinbrenner hatte nun einen Wirkungskreis gefunden, und es wurde ihm bald eine Gelegenheit, ſich als Künſtler zu zeigen. Die jüdiſche Gemeinde verlangte von ihm einen Plan zu einer Synagoge, den er auch ſogleich entwarf. Man erkannte ſchon in dieſem erſten Werke den denkenden und ſelbſtſchaffenden Architekten, der ſich nicht mit der erſten beſten gefälligen Form begnügt, ſondern dieſe überall der Idee unterordnet, und ſeinem Werke ein unterſcheidendes charakteriſtiſches Gepräge aufzudrücken weiß. Der erſte Blick auf dieſes Gebäude zeigt, daß es

kein christliches Bethaus, daß es überhaupt nichts anderes als eine Synagoge seyn kann. Auch zu einigen Privatwohnungen (der Wohnlich'schen und Beck'schen) wurden um diese Zeit die Risse von ihm gefertigt, und man sah nun Gebäude entstehen, die stylisirt waren, und sich durch schöne Eigenthümlichkeit auszeichneten.

Im Jahr 1798 ging Weinbrenner nach Straßburg, um seine Braut (Margaretha Arnold) als Gattin heimzuführen. Bei dieser Gelegenheit scheint in ihm schon der Gedanke entstanden zu seyn, Straßburg zu seinem fernern Aufenthalte zu wählen. Seine Gattin, seine dortigen Verwandten, die Achtung, welche ihm einige französische Generäle und andere bedeutende Kunstfreunde dort erwiesen, die Aussicht, sein Talent in der (damaligen) Republik geltender machen zu können, als in seinem durch den Krieg hart mitgenommenen Vaterlande — alles dies wirkte um so mehr, ihn nach und nach in dem Vorhaben zu bestärken, da seine Besoldung in Karlsruhe noch gering war, und sich unter den Bewohnern wenig Kunstliebe zeigte.

Im Jahr 1799 legte er wirklich seine Stelle als Bau-Inspektor nieder, und zog mit seiner Gattin nach Straßburg. Es war in einer stürmisch bewegten Zeit. Schon mit Anfang des Jahres 1799 hatten die Franzosen in Neapel eine parthenopeische Republik ausgerufen, nachher Ehrenbreitstein und Mannheim besetzt, und waren in Graubünden eingerückt. Der Rastatter Kongreß löste sich jetzt mit einer traurigen Katastrophe. Die Russen und die Oesterreicher traten bald allenthalben als Sieger auf, und neue gewaltsame Erschütterungen schienen im Innern

Frankreichs ausbrechen zu wollen. Unter ſolchen Umſtänden konnte der Aufenthalt in Straßburg für Weinbrenner nicht ganz angenehm ſeyn. Er beſchäftigte ſich hauptſächlich mit dem Unterricht einiger Schüler. Zum Glück erhielt er im Frühling des Jahres 1800 vom Prinzen Auguſt aus England, der ſich damals in Berlin aufhielt, eine Einladung nach Hannover. Der franzöſiſche Geſandte am preußiſchen Hofe beſorgte den Brief. Des edlen Howards menſchenfreundliche Bemühungen, die Schickſale der Gefangenen zu erleichtern, hatten bei dem humanen Prinzen und der Regierung in Hannover ihre Wirkung nicht verfehlt. Weinbrenner ſollte alle Gefängniſſe des Landes beſuchen, und Vorſchläge zur zweckmäßigen Einrichtung derſelben machen. Zugleich wurde ihm eine ehrenvolle Anſtellung mit ſehr bedeutendem Gehalt angeboten. Den erſten Antrag übernahm er; hinſichtlich des zweiten wollte er ſich erſt im Lande ſelbſt orientiren.

Seine Abreiſe geſchah im Frühlinge. Er fand die Gefängniſſe im Hannover'ſchen, wie ſie damals faſt allenthalben waren — auf der einen Seite zerſtörend für die Geſundheit, auf der andern meiſt nicht einmal ſicher genug. Sie wurden zum Theil, nach ſeinen Entwürfen, neu erbaut, oder verändert.

Man zog ihn noch außerdem über andere Bau-Unternehmungen zu Rathe, und als er ſich nicht ſogleich über den Eintritt in hannover'ſche Dienſte entſcheiden wollte, gewährte man ihm ein Jahr Bedenkzeit, und übergab ihm noch einen Schüler, um ihn in der Architektur auszubilden. Unter mehreren Subjekten, die ihm in dieſer

Absicht vorgestellt wurden, wählte er Moller, der gegenwärtig Oberbaudirektor in Darmstadt ist, und sich sowohl durch sein Theater, sein Museum und andere Werke, als durch seine Schriften, seines Lehrers und Meisters vollkommen würdig bewiesen hat.

Weinbrenner kehrte jetzt nach Straßburg zurück. Ohne Zweifel wäre er seinem Vaterlande auf immer entrissen worden, und hätte den Ruf nach Hannover angenommen, wäre nicht die Frau Reichsgräfin von Hochberg, zweite Gemahlin Karl Friedrichs, ins Mittel getreten. Karl Friedrich liebte Kunst und Wissenschaft, allein die Lage des Landes überwog bei ihm jede andere Rücksicht. Da indeß Weinbrenner in seinen Ansprüchen höchst bescheiden war, und sich mit weniger als dem vierten Theile dessen begnügte, was man ihm in Hannover angeboten hatte, auch außerdem eine Schule zur Bildung junger Architekten als sehr nützlich und nothwendig erscheinen mußte, so willigte der Fürst endlich in seine abermalige Anstellung, und schenkte ihm auch bald sein Vertrauen.

Weinbrenner fand damals unter seinen Landsleuten den Sinn für Künste nur wenig angeregt. Zwar hatte die treffliche Markgräfin Caroline (Mutter unsers jetzigen Großherzogs), deren gebildeter Geist alles Gute, Schöne und Nützliche mit Liebe und Ernst umfaßte, neben andern wissenschaftlichen Sammlungen auch ein Kabinet erlesener Gemälde und Kupferstiche angelegt, welche nach und nach vermehrt wurden; aufgezeichnete Gelehrte und Künstler fanden am Hofe die freundlichste Aufnahme; allein es ist Vielerlei erforderlich, wenn der Geschmack am Schönen sich unter die verschiedenen Klassen der bür-

gerlichen Geſellſchaft verbreiten ſoll — bedeutender Wohlſtand, Oeffentlichkeit der Kunſtwerke und mehrere Künſtler, welche die Kunſt ausüben. Die Architektur hat allerdings in einer Hinſicht den Vortheil vor der Malerei und Kupferſtecherkunſt, ja ſelbſt vor der Plaſtik, daß ihre Produkte vor aller Augen daſtehen, aber auf der andern Seite iſt es auch unter allen Künſten diejenige, welche den größten Aufwand erfordert, und dem Künſtler am wenigſten freie Hand läßt. Es muß als eines der größten Verdienſte Weinbrenners anerkannt werden, daß er nach allen Seiten hin thätig war, Luſt und Liebe — nicht blos einſeitig für Baukunſt, ſondern für bildende Künſte überhaupt zu erwecken und zu befördern.

Er ſtand nun (von 1800 an) in einem vielfachen Wirkungskreiſe. Die Arbeiten des Bauamtes und die damit verbundenen Reiſen, die Ausführung neuer Gebäude und die Erweiterung ſeiner Schule forderten eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit. Zwei Schüler (Hubert und Stäblin aus Baiel) hatte er bereits von Straßburg mit hierher gebracht. Meßer kam aus Hannover, und bald geſellten ſich mehrere aus Karlsruhe und andern Gegenden dazu.

Wie er eigenthümlich war in allem, und überall nur der eigenen Kraft vertraute, ſo ſchuf er ſich auch ſeinen beſondern Lehrplan und ſeine eigne Methode. Noch bevor man bei uns von dem polytechniſchen Inſtitut in Paris eine nähere Kenntniß hatte, führte ihn ſein eigener Geiſt auf dieſelbe Unterrichtsart, bei welcher die Theorie mit der Praxis Schritt für Schritt fortwandelt, und an jedem Theorem zugleich ſeine Anwendung gezeigt

wird. Dabei mußten die ältern Schüler den jüngern vortheilen.

Ohne Zweifel iſt es in jeder Kunſtſchule, beſonders aber in einer architektoniſchen, von der größten Wichtigkeit, daß der Meiſter die Kenntniſſe des Techniſchen und Artiſtiſchen in ſich vereine. Zwar führt er ſein Werk nicht ſelbſt aus, aber wie will er große, kühne Conceptionen entwerfen, wenn er nicht die Holz- und Steinconſtruction vollkommen inne hat? Wie oft kommt es bei einem Gebäude weniger auf ſeine Form, als auf ſeine Zweckmäßigkeit, Feſtigkeit und Dauer an? Wie oft muß er Fragen löſen, Gutachten ertheilen u. ſ. w., welche die gründlichſte Einſicht in die Technik vorausſetzen?

Indeſſen lagen die Vorzüge der Weinbrenner'ſchen Schule nicht blos in ihrer durchaus praktiſchen Tendenz, ſondern auch zum Theil in der Perſönlichkeit des Lehrers. Wenn, auf der einen Seite, ſein genialer Geiſt die Erfindungskraft der Schüler allſeitig anregen mußte, ſo gewannen ihm, auf der andern Seite, ſein Wohlwollen, ſeine Gelaſſenheit, ſein unermüdlicher Eifer, ſeine reine Freude an der Entwickelung jedes Talentes allgemeine Liebe und eine ſeltene Anhänglichkeit.

Ein streng geordneter, wiſſenſchaftlicher Vortrag hat da ſeinen Werth, wo es (wie auf Univerſitäten) blos darauf ankommt, ein Geſchmacksurtheil zu bilden, und richtige Anſichten vom Weſen der Kunſt zu verbreiten. Die Erziehung des Künſtlers fordert jedoch einen ganz andern Gang. Sie beſchränkt ſich keineswegs auf Begriffe, auf das Wiſſen, ſondern nimmt zugleich auch

das Können in Anſpruch, je nach dem verſchiedenen Maaß von Kraft, nach der Individualität eines jeden Lehrlings.

Weinbrenners Geiſt war zu reich, zu vielſeitig gebildet, er kannte zu gut den Zuſammenhang zwiſchen Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, um ſeine Schüler pedantiſch innert der Schranke ſeiner Schule feſtzuhalten. Er machte ſie aufmerkſam auf den Werth der Malerei, der Plaſtik, der Poeſie; er veranlaßte ſie, meinen Wintervorleſungen, die ich ſeit acht Jahren über Aeſthetik, Kunſtgeſchichte, deutſche Kulturgeſchichte ꝛc. (die erſten Jahre in ſeinem Hauſe) hielt, beizuwohnen, ſich mit einzelnen Hulfswiſſenſchaften der Architektur bekannt zu machen; überhaupt war er unabläſſig bemüht, ihr Gefühl zu erwärmen, den Kreis ihrer Ideen zu erweitern, und ihren Beſtrebungen die Richtung nach dem Ziele zu geben, welches ſie ſich vorgeſteckt hatten.

Er beſaß eine ausgeſuchte Sammlung von Handzeichnungen, Kupferwerken, Schriften über Architektur, alte Kunſt ꝛc. ꝛc. — unentbehrliche Hülfsmittel für eine Anſtalt, wie die ſeinige.

Sein redlicher Eifer blieb auch nicht unbelohnt. Gegen hundert junge Architekten ſind aus ſeiner Schule hervorgegangen, die ſeinem Namen Ehre machen, und in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, der Schweiz ꝛc. die Kunſt ihres Meiſters mit ſchönem Erfolg üben. Mehrere Regierungen ſchickten ihm talentvolle Jünglinge zu, die ſich, unter ſeiner Leitung, ausbilden ſollten.

Mit demſelben Ernſt, mit derſelben raſtloſen Thätigkeit, die in ſeinem Inſtitut walteten, beſorgte er auch

die Arbeiten in ſeinem Bauamte. Der Geſchäftskreis deſſelben hatte ſich nach gerade immer mehr und mehr erweitert; Kreisbaumeiſter und Bezirksbaumeiſter, deren es früher keine gab, wurden aus ſeiner Schule aufgeſtellt. Der Bau von Kirchen, Rathhäuſern, Pfarrwohnungen, Schulhäuſern, Brücken ꝛc. blieb nicht mehr, wie es früher oft geſchehen, dem Zufall überlaſſen; alle Riſſe und Plane mußten dem Bauamt zur Genehmigung vorgelegt werden. Auch über die Ausführung von Privatwohnungen, über neue Anlagen, über alles, was mehr oder weniger in den Bereich der Architektur fällt, mußte es ſein Gutachten oder ſeine Genehmigung ertheilen. Das Polizeiliche und das Artiſtiſche wurde gleich berückſichtigt. Häufig verlangten die Miniſterien Berichte über Gegenſtände, die zum Reſſort des Bauamtes gehörten. Solche Arbeiten waren nicht immer angenehm. Es gab dazwiſchen Berichte und Gegenberichte von Landräthen; es gab verſchiedene Anſichten aus verſchiedenen Geſichtspunkten. Weinbrenner, mit ſeiner Einfachheit, ſeinem reinen Dienſteifer, ſeiner unerſchütterlichen Rechtlichkeit, ſah nur immer die Sache ſelbſt, wie ſie ſich ſeinem unbefangenen Auge darſtellte. Bisweilen mochte er auch wohl Lagen und Verhältniſſe zu wenig würdigen — er kam oft von ſeinem Büreau verſtimmt und mißmuthig; dann aber fand er ſchnell wieder Ruhe und Heiterkeit im Kreiſe ſeiner Schüler und ſeiner Familie.

Wie häufig aber auch die Arbeiten des Bauamts waren, und wie ſehr es ihm Bedürfniß war, alles ſelbſt zu thun, ſo begnügte er ſich doch nicht mit dem, was ihm ſeine Dienſtpflicht vorſchrieb. Oft machte er ausführliche

Vorſchläge: deren Ausführung ihm nützlich oder ehrenvoll erſchien; oft gab er, unaufgefordert, Gutachten ab, wenn er das Rechte und Gute gefährdet glaubte. Ihn ſchreckte keine Furcht vor Mißdeutung, vor Verkanntwerden.

Wer von Weinbrenner auch nichts wüßte, wer von ihm nichts geſehen hätte, als die Arbeiten, die er in dem Bauamt ausfertigte, der würde ſchon die große Thätigkeit dieſes Mannes bewundern. Dieſe Thätigkeit war auch ſein Lebenselement; er war nur glücklich, wenn er wirken und ſchaffen konnte. So blieb er bis zum Ende ſeines Lebens.

Es würde in rein-architektoniſcher und in polizeilicher Hinſicht wichtig ſeyn, manche Bedenken, Gutachten, Entwürfe und Vorſchläge des trefflichen Mannes dem Aktenſtaube und der Vergeſſenheit zu entreißen, und für den gemeinnützlichen Gebrauch zugänglich zu machen. Seine hierher gehörigen Arbeiten verbreiten ſich über alles, was nur irgend im Bereiche der Baukunſt liegt; und viele derſelben, z. B. über Einrichtung von Bädern, Gefängniſſen, über den Bau eines Kanals, der Karlsruhe mit dem Rhein in Verbindung ſetzen ſollte (wobei er die reichen und gründlichen Vorarbeiten unſers wackern, vielverdienten Tulla benutzte); ſeine meiſt ſcharfſinnigen und glücklichen Löſungen von Schwierigkeiten, welche das Terrain da und dort einem Bau entgegenſetzt, ſo wie manche andere Aufgaben enthalten einen Schatz für junge Architekten und Geſchäftsmänner, deren Wirkungskreis in dieſes Feld eingreift. In allen dieſen Verrichtungen bewieß er einen Eifer, eine Redlichkeit und Treue, wie ſie nicht häufig erſcheinen. Noch in den leh-

ten Tagen seines Lebens, als seine Kräfte schon sehr abgenommen hatten, diktirte er noch Berichte und erledigte, was keinen Aufschub gestattete.

Als ausübender Künstler fand er jetzt gleichfalls Gelegenheit, sein Genie und sein Talent geltend zu machen.

Wenn Dichter und Zeichner, unabhängig von äußern Verhältnissen, den Moment der Begeisterung ergreifen und festhalten können, wenn die Wirksamkeit ihrer Produktionskraft nicht gebunden ist an einen fremden Willen, so muß der Architekt sich begnügen, seine Ideen auf's Papier zu werfen, bis der günstige Augenblick eintritt, wo er sie in die Wirklichkeit treten lassen darf. Aber auch dann mag er selten mit voller Freiheit schalten. Er hängt von der Kasse, von den Ansichten, manchmal von den Launen des Bauherrn ab, von einem gegebenen Terrain, von der Bestimmung des Gebäudes. In der letzten Hinsicht ist die Architektur auch nicht als eine freie Kunst zu betrachten, wie die übrigen Künste; diese gehorchen blos dem Gesetze der Schönheit, jene muß sich dabei nach der Zweckmäßigkeit fügen. Mit Ausnahme der Monumente und weniger andern dient jegliches Gebäude einem Bedürfnisse, wodurch zum mindesten die innere Einrichtung desselben bedingt wird. Selbst der christliche Tempel, in dessen Bestimmung die herrlichste Kunstidee liegt, besteht wegen des Ritus, zumal des Katholischen, Einrichtungen, welche sich nicht immer mit der reinen Form verbinden lassen. Dazu kommt noch ein anderer schlimmer Umstand. Der Maler, der Dichter, der Tonsetzer ꝛc. bringen ihre Werke erst vor das

Publikum, wenn sie vollendet sind; das Werk des Architekten ist aber nicht nur der öffentlichen Schau, sondern zugleich auch der öffentlichen Kritik preis gegeben, so wie es dem Boden zu entsteigen anfängt. Ueber ein Drama, über ein Gemälde, über eine Statue ꝛc. wissen sich die Leute mit ihrem Urtheile noch zu bescheiden; nur über die Produkte der Architektur und der Tonkunst maßt sich ein jeder das Richteramt an, dem die Natur Augen und Ohren verliehen. Einzelne tadelnde Stimmen gewinnen bisweilen Einfluß, der Meister wird genöthigt, seinen Plan abzuändern, trotz der strengen innern und äußern Einheit, die er hineingelegt, und büßt dann bei der Nachwelt und bei Kennern, denen die Verhältnisse fremd sind, für eine fremde Schuld.

Weinbrenner mußte bisweilen die Erfahrungen machen. Eines seiner ersten Hauptgebäude in der Residenz war das Theater. Es wurde im April 1807 angefangen, und im Oktober 1808 eröffnet. Ueber die Grundsätze, welche er dabei befolgt, hat er in einer eignen Schrift Rechenschaft gegeben. Daß er die Form der antiken Bühnen zum Muster genommen, weil sie musterhaft ist, erweckte ihm gleich anfangs manchen Widerspruch. Aber der weise Karl Friedrich vertraute ruhig dem Manne, dessen Werth er erkannt hatte, und das Werk wurde nach dem Plane des Meisters vollendet bis auf die Façade. Kleinigkeiten abgerechnet, steht es als eines der schönsten Theater der Neuern da, und hat bereits mehrere Nachahmer gefunden.

Das Museum, das Palais der Herren Markgrafen, die Gartengebäude der Frau Markgräfin Amalie, und die

Kaserne, gehören gleichfalls zu seinen frühern und bedeutendern Gebäuden in Karlsruhe. Später folgten die katholische und die evangelische Kirche, der Garten der Frau Markgräfin Friedrich ꝛc. ꝛc.

Das Museum hätte, als Eckhaus und bei der fächerartigen Anlage der Straßen, einen spitzen Winkel bilden müssen. Mit glücklicher Kühnheit legte Weinbrenner den großen Saal, der zu Concerten, Bällen ꝛc dient, in die Diagonale des Hauses, ohne daß störende Mißverhältnisse entstanden wären.

An dem Palais der Herren Markgrafen wird man besonders das schöne Portal und die Treppe, welche ein Meisterwerk heißen kann, bewundern müssen.

Die Gebäude im Garten der Frau Markgräfin Amalie, den der Garteninspektor Schweickhard, aus einer alten, steifen Anlage zur herrlichsten landschaftlichen Parthie umgeschaffen, geben gleichfalls Zeugniß von Weinbrenners reicher Erfindungsgabe, so wie von seiner Sinnigkeit. Das Wohnhaus, umgeben von alten Eichen, den letzten Ueberresten des Waldes, an dessen Stelle Karlsruhe gebaut wurde, ist zierlich, heiter, und der innere Raum vortrefflich benutzt.

Bedeutsamer und origineller ist der sogenannte gothische Thurm am Saume des Gartens. An den runden (eher romischen als gothischen) Thurm, auf welchen 130 Stufen führen, ist ein Badhaus und eine Kapelle im altdeutschen Styl angebaut. Die letzte sollte das Denkmal aufnehmen, welches die edle Markgräfin, über deren Leben so manche Schale des Kummers ausgegossen wurde, ihrem in Schweden verstorbenen Gemahl errichten ließ.

Bei Ausführung dieſes Gebäudes hatte Weinbrenner mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen. Von den ehrwürdigen Eichen, die im Wege ſtanden, ſollte keine gefällt werden. Es blieb daher nur übrig, den Aba, der den Garten von der Straße trennt, zu durchſchneiden, und das Gebäude auf den Weg hinauszurücken. Dadurch wurde allerdings die gerade Linie vom Karlsthore bis zum Ettlinger Thor unterbrochen, und man beſorgte eine unangenehme Störung. Der Meiſter drang jedoch mit ſeinem Plane durch, und der Erfolg hat bewieſen, daß die Unterbrechung kaum bemerkt wird, und dem Auge ſogar wohlgefällig erſcheint. An dem Thurme könnte man die modernen Ballone tadeln, wenn nicht gerade wieder dieſes Moderne den ſchroffen Gegenſatz etwas milderte, den das Alterthümliche hier mit den benachbarten Gebäuden hervorbringen muß.

An der Kaſerne zeigt ſich wieder eine ſchöne Eigenthümlichkeit Weinbrenners, das Charakteriſtiſche. Keines ſeiner Gebäude läßt in Zweifel über die Beſtimmung deſſelben. Immer weiß er die Form mit dem Begriffe in vollkommene Uebereinſtimmung zu bringen.

Die katholiſche Kirche hat dem Künſtler manchen unverdienten Vorwurf zugezogen. Es iſt eine ſchöne Rotunde mit einem eben ſo ſchönen Portikus, an welche, ſeltſam genug, ein deutſcher Thurm hinten angeklebt wurde. Dieſer Thurm gehörte aber keineswegs in Weinbrenners Plan. Nach dieſem wäre die Säulenlaube, nach beiden Seiten hin, fortgeſetzt worden, und hätte ſich, rechts und links, an zwei Glockenthürme angeſchloſſen. Uebrigens möchte die Rotunde ſchwerlich dem Begriff

und den Bedürfnissen einer katholischen Kirche ganz entsprechen. Die Kanzel, die Orgel, die Seitenaltäre, die Beichtstühle ꝛc., werden immer störend wirken.

Bei der edel und großartig stylisirten evangelischen Kirche mußte er sich nach dem Raume bequemen. Die schmale Breite steht hier mit der Länge in keinem gefälligen Verhältnisse. Außerdem schadet es dem Gebäude, daß es zwischen zwei andere eingeklemmt werden mußte. Eine Kirche, ein Palast, ein Monument sollten immer frei stehen. Ihre Verhältnisse werden dann dem Auge nicht entrückt, und indem sie durch die Totalität ihrer Gestalt erfreuen, dienen sie zugleich offenen Plätzen zur angemessensten Verzierung.

Der Garten, den die humane und kunstliebende Frau Markgräfin Friedrich anlegen ließ, um eine Lieblingsidee ihres verstorbenen Gemahls in's Leben zu rufen, und dadurch sein Andenken zu ehren, wird immer ein schönes Denkmal von Weinbrenners genialem Geiste bleiben, wenn auch gerade hier der wackre Meister mit seinen Ideen am wenigsten verstanden und begriffen werden sollte. Das größte Lob für den Meister liegt in der Wirkung, welche das Hauptgebäude mit seinen freundlichen, mannichfachen Umgebungen, auf empfängliche Gemüther macht, die noch nicht in falschen Ansichten befangen sind, und den frischen, lautern Naturſinn noch in sich erhalten haben. Ich habe diesen Eindruck mit Ueberraschung bemerkt, aber ach! es knüpft sich ein schmerzliches Gefühl an die Erinnerung davon!

Wie jeder Künſtler ſich gefällt im fortwährenden Schaffen und Bilden (denn darin liegt ja das Element ſeines innern Lebens, und der Zuſammenhang deſſelben mit dem äußern), ſo war dies auch der Fall bei Weinbrenner. Früher wurde ihm die Gelegenheit nicht ſo häufig zu Theil, als er es wohl wünſchen mochte. Aber ein reiches Feld öffnete ſich für ſeine Neigung unter der geſegneten Regierung Ludwig Auguſts, der nicht blos darauf Bedacht nahm, ſeine Reſidenz zu verſchönern, ſondern zugleich der Stadt Karlsruhe (die weder eine Feldmark beſitzt, noch ſich durch Induſtrie und Handel ſo leicht heben kann) ergiebigere Nahrungsquellen zu öffnen. Sparſamkeit und ſtrenge Ordnung im Staatshaushalt ſetzten den Fürſten in den Stand, in einer vielfach beengten Zeit, Unternehmungen auszuführen, die ihm den Ruhm eines zweiten und eigentlichen Stifters von Karlsruhe erwerben müſſen. In kurzer Zeit wurden (unter Weinbrenners Leitung und nach ſeinen Riſſen) das Mühlburger Thor, das Ständehaus, das Rathhaus, die Waſſerleitung mit den Brunnen, das Denkmal des Erbauers von Karlsruhe, errichtet, und der Grundſtein zur Münze gelegt, deren Vollendung er nicht mehr erleben ſollte. Beim Ständehaus wurden, während des Baues, Abänderungen mit ſeinem Plane vorgenommen, was ihn tief kränkte. Er ließ darum ſeine Zeichnungen zu dieſem Gebäude (Grundriß, Durchſchnitt, perſpectiviſche Anſicht ꝛc.) lithographiren, und verfertigte eine Beſchreibung dazu, welche zum Druck bereit liegt.

Eines ſeiner ausgezeichnetſten Gebäude iſt das neue Rathhaus. Auch hier machte die Localität den Plan

ſchwierig. Ein Theil des frühern Plans war bereits (auf der Nord- und Oſtſeite) ausgeführt, und der Platz an der Südſeite von irregulärer Form. Nach der erſtern Abſicht des Künſtlers ſollte das Gebäude zwar ſeine gegenwärtige Höhe, aber nur zwei Geſchoſſe erhalten. Allein das Bedürfniß einer großen Menge von Zimmern und Sälen zu Wohnungen der Civil- und Polizeibeamten, zu den Sitzungen des Magiſtrats, für die Regiſtraturen, für das Lager- und Waghausperſonale ꝛc. erforderte ein drittes Geſchoß. Zugleich mußte Raum bleiben für den Gefängnißthurm. Weinbrenner gab hier einen glänzenden Beweis von ſeiner ſeltenen Combinationsgabe. Der innere Raum iſt mit der größten Umſicht benutzt, und dabei auf häusliche Bequemlichkeit ſtrenge Rückſicht genommen. Das Ganze iſt einfach, zierlich ohne alle Verſchnörkelungen, von trefflichen Verhältniſſen, nur das Portal vielleicht etwas zu kleinlich. Der Thurm hat eine ſchöne, großartige Form, und zeigt von ſeiner Gallerie ein reizendes Panorama der Stadt und ihrer nahen und fernen Umgebung. Die Gefängniſſe ſind in die hintere Seite des Gebäudes gelegt, und dem Auge ſo viel als möglich entzogen; gehörig feſt, ſicher, aber nicht dumpf, lichtleer und ungeſund.

Ohngefähr gleichzeitig mit ſeinen neueſten und letzten Gebäuden in Karlsruhe führte er auch mehrere in Baaden auf, worunter wir hier nur die Dampfbäder, das Reſervoir mit der Säulenhalle darüber, und das Converſationshaus auf der Promenade bemerken wollen. Beſonders muß das letzte als eine ſeiner trefflichſten Produktionen erkannt werden. Es vereinigt die ihm eigen-

thümliche Großartigkeit und Anmuth des Styls, und das steife Symetrische verliert sich in den mannichfachen, trefflich verbundenen Formen.

Es kann nicht in dem Zweck dieser Blätter liegen, von den einzelnen Bauwerken des trefflichen Künstlers ausführliche Nachrichten zu geben. Er selbst hat dies in der Sammlung seiner theils ausgeführten, theils projektirten Gebäude gethan, wovon ein Paar Hefte bereits erschienen sind. Einige liegen zum Drucke fertig, und die um den wohlverdienten Ruhm des Meisters eifrig besorgten Erben werden sie gewiß dem Publikum mittheilen.

Ein Verzeichniß ist dieser Schrift beigefügt.

Uebrigens war er, durch die meisten seiner Gebäude, selbst nicht ganz befriedigt, weil er nur selten eine Idee so ausführen durfte, wie er sie gefaßt hatte. Außerdem erkennt jeder schopferische Geist in seinem Werke den Abstand desselben von dem Bilde, welches ihm vorschwebte, und das in der Umgränzung der materiellen Form, immer mehr oder weniger von seiner ursprünglichen Reinheit und Hoheit verlieren muß. Vielleicht vermag auch jeder Künstler das Beste und Trefflichste, was er geben kann, nur in einem einzigen Werke niederzulegen. Weinbrenner mochte dies fühlen, als er vor ein Paar Jahren zum erstenmale nach Speier ging, und dort, beim Anblick des von Kaiser Konrad erbauten Doms, ausrief: „das möchte ich gebaut haben, und sonst nichts!“

Während den Rastlosen seine Schule, sein Bauamt, die Ausführung so mancher Gebäude unablässig beschäftig-

ten, wurde er noch bisweilen ins Ausland gerufen, oder hatte andere Veranlassungen zu reisen, und mußte für jene Arbeiten kleine Pausen eintreten lassen. Er erhielt 1801 eine zweite Einladung nach Hannover, wo die Regierung über den Streit wegen eines Kanalbaues, so wie über einige andere Bauprojekte, sein Gutachten verlangte. Er erledigte dieses Geschäft zur allgemeinen Zufriedenheit, doch ist der Plan, den er zum dortigen Theater entworfen, nicht zur Ausführung gekommen.

Im Jahr 1806 veranlaßte ihn der damalige Kurprinz und nachherige Großherzog Karl (bei Gelegenheit seiner Vermählung) nach Paris zu gehen, wo er mehrere Wochen verweilte, nicht ohne reichen Genuß unter so vielen Kunstschätzen, und nicht ohne Gewinn für seine architektonischen Studien.

Im Jahr 1817 wurde er nach Leipzig gerufen, um dort das Innere des neuen Stadttheaters zu bauen. Ueber diesen Gegenstand hat er sich selbst, in der Abendzeitung, ausführlich erklärt. Auf dieser Reise begleiteten ihn seine beiden Töchter und einer seiner Schüler (Hegner). Von Leipzig ging er nach Dresden und Berlin. In Dresden fand er die schmeichelhafteste Aufnahme, und man machte ihm glänzende Anerbietungen, die er aber ablehnte, aus Liebe zu seinem Vaterlande. In allen diesen Städten traf er alte Freunde, Stieglitz, den wackern Archäologen und Geschichtschreiber der Baukunst, welcher ihn auch nach Karlsruhe zurückbegleitete; Böttiger, Hartmann, Hummel, Hirt ꝛc. ꝛc.

Im Jahre 1821 machte er die Reise nach Düsseldorf, um an Ort und Stelle den Plan zu einer Bühne

zu entwerfen, welche die Stadt erbauen wollte. Die Oertlichkeit war nicht sehr günstig, aber der Künstler, geübt in Beseitigung solcher Hindernisse, kam bald mit einem trefflichen Entwurf ins Reine, den man jedoch (wenigstens für den Augenblick) bei Seite legte, vermuthlich weil es auffiel, daß man nicht einen heimischen Meister gerufen hatte, während das Land doch der Meister so viele zählte. Weinbrenner sah auf dieser Reise, auf welcher ihn wieder seine Tochter und sein (jetzt in Rom lebender) Schüler Berkmüller begleiteten, zum erstenmal die herrlichen Rheingegenden, deren Bild sich seiner Seele unauslöschlich einprägte. Er unternahm von Düsseldorf aus eine weitere Reise nach Holland und Brabant bis Antwerpen. Von Holland sprach er immer mit einer Art von Begeisterung. Der Anblick eines Landes, das dem Meere abgewonnen worden, und fortwährend gegen den alten Besitzer vertheidigt werden muß; die Rührigkeit, Reinlichkeit und Unverdrossenheit eines Volkes, welches alles seiner eigenen Kraft verdankt, selbst den Boden, auf dem seine Wohnungen stehen, und seine Heerden weiden; die vielen, in Holland und Brabant zerstreuten herrlichen Bildwerke, die kunstreichen Wasserbaue und manche andere treffliche Werke der Architektur — alles dies hatte auf seinen damals noch so lebhaften und regsamen Geist einen tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Auch kam er heiter, gestärkt, lebensfroh in seine Vaterstadt zurück.

Mitten unter vielfachen, oft niederdrückenden Beschäftigungen hatte er noch Zeit für schriftstellerische Arbeiten zu ersparen gewußt.

Sein erſter Verſuch in dieſem Gebiete war ein Aufſatz im Hannover'ſchen Magazin (Jahrgang 1803) über das bei Ettlingen ausgegrabene Römerbad, welches dünkelvolle Unwiſſenſchaft zu einer Villa gemacht, und mit den Ruinen des weit entfernten Burgſtädtels in Eins verſchmolzen hatte. Nachher folgten die ſcharfſinnigen Unterſuchungen über die römiſchen Katakomben im Morgenblatt; die Schriften über Theater- und Säulenordnungen ꝛc. Am meiſten Sorgfalt verwendete er auf ſein architektoniſches Lehrbuch. Ihm, der nichts einſeitig auffaßte, nicht an der todten Abſtraktion klebte, und an dem ſchulgerechten Herkommen, der die Regel zugleich mit ihrer Anwendung im Auge hatte, dem ſich jedes Gebilde in ſeiner ganzen Gliederung darſtellte, in ſeinem Werden und Seyn zugleich, mochte weder die kümmerlich zuſammengebettelte Theorie noch der bloße Mechanismus der Techniker genügen. Nicht blos, wie er die Kunſt begriffen, ſondern auch, wie er ſie als Meiſter inne hatte, ſuchte er in dieſem Werke darzulegen.

Dazwiſchen nahm er auch wieder ſeine bereits in Italien angefangenen Reſtaurationen und Entwürfe antiker Gebäude, nach Beſchreibungen griechiſcher und römiſcher Schriftſteller, vor, und gab davon einige Hefte ins Publikum. Einige liegen noch im Manuſcript. Aus dieſen Arbeiten leuchtet ſein tiefes Studium der alten Architektur eben ſo ſichtbar hervor, als ſeine Kunſt im Bilden und Ordnen.

Ohne Zweifel hätte Weinbrenner auch in der Naturwiſſenſchaft glänzende Fortſchritte gemacht, wäre er mit den nöthigen Vorkenntniſſen mehr vertraut geweſen.

Seine Abhandlung über Entſtehung der Planeten und Ausbildung der Erde (im Morgenblatt), ſo wie einige andere, noch ungedruckte, über ähnliche Gegenſtände, enthalten Beweiſe großen Scharfſinns und eines tiefeindringenden Geiſtes.

So floſſen ſeine Tage in nützlicher, ruheloſer Thätigkeit hin; aber die ununterbrochene Anſtrengung mußte nach gerade zerſtörend wirken auf ſeine Geſundheit. Der Umfang ſeines Körpers nahm zu, und es traten krankhafte Zufälle ein. Sein freundſchaftlich beſorgter Arzt (Medizinalrath Teufel) rieth ihm wiederholt den Genuß reiner Landluft und den Gebrauch von Mineralwaſſern an. Er beſuchte, in den letzten Lebensjahren, die Heilquellen in Griesbach und Rippoltsau, und die Bäder in Badenweiler. Geſtärkter kehrte er jedesmal zurück, aber ſeine Heiterkeit verminderte ſich allmählig, und ein Steckfluß oder eine Waſſerſucht waren zu befürchten. Im Jahr 1825 machte er, zu ſeiner Erholung, eine Reiſe nach München, auf welcher ihn auch diesmal wieder einer ſeiner Schüler (Lieutenant Mahler) begleitete. Er nahm den Weg über Stuttgart, wo er ſeine Freunde, Wächter, Dannecker, Thouret, Tuttenhofer ꝛc., beſuchte. In Tegernſee, dem romantiſchen Landſitze Maximilians, wurde er als alter Bekannter bewillkommt. Der König und die Königin, beide den Künſten hold und den Künſtler achtend, freuten ſich ſeines Wiederſehens, und er erhielt den ehrenvollen Auftrag, das Kreithbad in Augenſchein zu nehmen, und die dortigen Einrichtungen zu ſehen.

Er kam von dieſer Reiſe etwas abgemagert zurück, was ſeinen Freunden ein gutes Zeichen ſchien, und mit einem Gefühle von Wohlſeyn. Muthig begann er ſeine gewohnten Arbeiten, doch bald zeigten ſich die alten Zufälle wieder, und der düſtere Ernſt, der ſich ſeiner manchmal bemeiſterte. Er nahm weniger Theil an allem, was ihn ſonſt angeſprochen hatte, und ſeine dunkle Geſichtsfarbe, ſein beſchwerliches Athmen, ſeine Neigung zum Schlaf mußten als bedenkliche Symptome erſcheinen. Er klagte nie über ſeinen Zuſtand, er ſprach nie davon; es war überhaupt ſeine Weiſe, jedes unbehagliche Gefühl in ſich zu verſchließen, und jeden Verdruß, jede bange Ahnung auch vor denen zu verbergen, die ihn liebten. Darum nahm er ſich auch zuſammen, ſelbſt wenn ſein Arzt eintrat; er wollte weniger krank ſcheinen, als er ſich fühlen mußte. Auch ſeine Arbeiten ſetzte er fort bis zum letzten Tage ſeines Lebens. Doch konnte er der Legung des Grundſteins zum Münzgebäude nicht mehr beiwohnen. Seine Erholung beſtand in Geſprächen oder in einem kleinen Spiel mit Hausfreunden (meiſt Künſtlern), die ſich Abends von ſechs bis neun Uhr bei ihm einzufinden pflegten. Er lenkte die Unterhaltung am liebſten auf Italien oder auf Gegenſtände der Kunſt und Literatur. Auf das Spiel wurde wenig Aufmerkſamkeit verwendet; es diente zum Scherz und zu kleinen Neckereien.

Noch am Abend vor ſeinem Tode nahm er an dieſem ihm liebgewordenen Zeitvertreib Theil, aber mit ſichtbarer Abſpannung. Zwei junge Künſtler, die ihn gewöhnlich beſuchten, und denen er ſehr geneigt war, Rauſer und Thiersch, waren noch, außer mir, zugegen. Einige

Male fing er an irre zu reden, und ſchlief zuletzt ein. Das müde Leben neigte ſich ſichtbar zur Ruhe. Ich ahnete, daß ich ihn nicht mehr ſehen würde, und wollte nicht ſcheiden ohne den letzten Abſchied. Ich ergriff ſeine Hand — er wachte auf, lächelte freundlicher als je — am andern Morgen (1. März 1826), bald nach ſechs Uhr, verſchied er.

Man hatte noch den Arzt gerufen — er kam eilig, der Puls des Kranken ſchlug noch einige Sekunden, und ſtand dann plötzlich ſtill; er war eingeſchlummert, friedlich, ohne Todeskampf. In allen Theilen des Körpers hatte ſich eine Menge Waſſers gebildet.

Sein Tod erregte allgemeine Theilnahme; es war ein Verluſt für die Kunſt, für das Vaterland. Die Lücke, die er zurückließ, wird lange bleiben.

Hunderte folgten ihm zur Stätte der letzten Ruhe — die tiefe Stille dabei bewieß, daß Trauer um ihn in jedem Herzen war. Einige ſeiner Schüler wünſchten, ich möchte einige Worte an ſeinem Grabe ſprechen. Gern hätte ich es gethan, aber ich vermochte es nicht, mich dem Orte zu nähern, wo, nachbarlich dem Hügel des hingeſchiedenen Freundes, ein anderes, noch nicht bewachſenes Grab, die letzten ſchönſten Wünſche und Hoffnungen meines Lebens verſchließt. —

Ruhet ſanft, ihr Todten, die ihr mir ſo lieb waret! Im Vaterlande der Geiſter ſehen wir uns wieder.

Ich habe noch einige Worte zu ſagen über Weinbrenners Perſönlichkeit, über den Menſchen und den Künſtler.

Er war von mehr als gewöhnlicher Größe, ſein Bau ſtark und kräftig. Die zunehmende Dicke machte ihn gleichwohl nicht unbehülflich.

Auf ſeinem Geſichte lag der Ausdruck von Ruhe, Klarheit, Offenheit und Wohlwollen.

Sein ganzes Weſen war ſchlicht, ungeſucht, natürlich.

Im Umgange zeigte er ſich gefällig gegen Jeden. Bei ſeinem großen Ideenreichthum ſtand ihm die Sprache nicht ſehr zu Gebote, und ſeine Naivetät ließ ihn oft das unrechte Wort wählen, was man bisweilen für bittre Ironie oder Unhöflichkeit halten konnte; von beiden war er jedoch weit entfernt.

Offen ſprach er aus, was er dachte, und wie ers dachte. Heuchelei und Lüge empörten ſein Innerſtes.

Seine Rechtlichkeit konnte nichts erſchüttern. Er war der treueſte Diener ſeines Fürſten, und der treueſte Freund ſeiner Freunde.

Ob er gleich viel in der Welt und unter Menſchen gelebt hatte, ſo kannte er beide doch wenig. Dies iſt der Fall mit den meiſten Künſtlern und Gelehrten; ſie bewegen ſich in ihrer eigenen, abgeſchloſſenen Sphäre, und ihr Blick iſt nicht geübt, das Thun und Treiben der Menge zu beobachten. Bei Weinbrenner kam noch ſein unbegrenztes Wohlwollen hinzu. Er glaubte an Edelmuth, weil er ſelbſt edel war. Mit Menſchen ging es ihm bisweilen wie mit Büchern, Gemälden und Kupfer-

ſtichen. Selten hielt er das Gute für ſchlecht, aber manchmal das Unbedeutende für gut.

Nie wechſelte er ſeine Grundſätze, ſelten ſeine Geſinnungen. Sein Vertrauen ſtand feſt, wenn er es einmal geſchenkt hatte, aber auch eben ſo ſein Mißtrauen, ſobald er Niedriges und Gemeines an Menſchen bemerkte.

Ohne verſchwenderiſch zu ſeyn war er doch weit entfernt von Geiz und Habſucht. Er unterſtützte das Talent und das Unglück, verwendete bedeutende Summen auf Kunſtwerke, und ſein Haus ſtand allen gebildeten Fremden, beſonders den Künſtlern, gaſtfreundlich offen.

Gegen Lob und Tadel war er, wie jedes edle Gemüth, nicht gleichgültig. Er hatte nicht ſelten gegen Neid, Dünkel und Eigennutz zu kämpfen. Während ſeiner Abweſenheit in Leipzig kam ein gewiſſer Miniaturmaler Leonelli nach Karlsruhe, und ſuchte ſich als Baumeiſter einzuſchleichen. Das erſte, wohlberechnete Manövre des ſchlauen Italieners war, Weinbrenners Gebäude in einer (franzöſiſchen) Druckſchrift herabzuſetzen. Zugleich entwarf er abenteuerliche Plane zur Verſchönerung der Reſidenz. Es war eine der ſchmerzlichſten Kränkungen für Weinbrenner, zu erfahren, daß ein Fremdling, der ſeine Unwiſſenheit ſo offen zur Schau trug, Eingang und Gehör gefunden. Er ſah ſich da verkannt, wo er es am wenigſten erwarten konnte. Bei ſeiner Rückkehr antwortete er dem hämiſchen Gegner in einer Schrift: „Der Baumeiſter an den Maler," und dies iſt wohl das erſte und einzigemal in ſeinem Leben, daß er

ſich laut mit Bitterkeit äußerte. Sonſt war er gewohnt, das Unangenehme, was ihm widerfuhr, in ſeiner Bruſt zu verſchließen. Er beſaß überhaupt viel Seelenſtärke und eine große Herrſchaft über ſich ſelbſt. Wenn er verſtimmt oder gereizt war, und es trat ein Fremder, oder auch ein Freund zu ihm ein, ſo erſchien er plötzlich umgewandelt, frei und heiter. Selbſt unter körperlichen Leiden, und bei dem Gefühle ſeines herannahenden Endes, kam keine Klage aus ſeinem Munde, er ſprach nie über ſeinen Zuſtand. Nur verſank er oft ſtill in ſich ſelbſt.

Seine einzige Leidenſchaft war —; Bauen.

Nie hat er ein Verdienſt angefeindet; jedem aufſtrebenden Talent kam er freundlich, ermunternd, hülfreich entgegen, und während niedrige Selbſtſucht nur ſich zu heben trachtet, beſtrebte er ſich unabläſſig, Andere zu heben.

Seine Freude war das Aufblühen der Kunſt in ſeiner Vaterſtadt, und er hat mehr dazu beigetragen, als bekannt wurde. Früher ſtand er faſt ganz allein. Als aber, ſeit Vergrößerung des Landes, Haldenwang, Kunz, Frommel, die gemüthvolle Sophie Reinhard nach Karlsruhe kamen, und der Sinn für Kunſt ſich auch im Publikum mehr zu regen anfing, da begann für Weinbrenner eine neue, heitere Lebensperiode. Wenige haben das Gute mit ſo reinem Willen, ſo rückſichtslos, und nur der Sache wegen, zu fördern geſucht, als er.

Trotz mancher Anfeindung iſt ihm doch zu Theil geworden, wonach er geſtrebt, wofür er die ganze Kraft

ſeines Geiſtes und die ganze Thätigkeit ſeines Lebens redlich eingeſetzt — ein ehrenvoller Name bei den Zeitgenoſſen und der Nachwelt. Sein Werth wurde im Vaterlande erkannt und im Auslande. Unſer verehrter Großherzog ertheilte ihm — neben andern Beweiſen von Wohlwollen, Achtung und Vertrauen — das Ritterkreuz des Zähringer Ordens, ſpäter auch Titel und Rang eines geheimen Raths. Zum Oberbaudirektor war er bald nach ſeiner Anſtellung ernannt worden. Die Theilnahme, welche Seine Königliche Hoheit bei der Nachricht vom Tode Ihres treuen Dieners bewieſen, iſt gleich ehrenvoll für das edle Herz des Fürſten, wie für das Andenken des Hingeſchiedenen.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Heſſendarmſtadt, der aus Weinbrenners Schule den trefflichen Architekten Moller erhalten, gab dem verdienten Lehrer das Commandeurkreuz des Verdienſtordens. Mehrere andere Regenten kannten ihn perſönlich, und ſchätzten in ihm den Menſchen und den Künſtler. Auch erhielt er vielfache Beweiſe ihres Wohlwollens.

Er rühmte ſich jedoch nie der Gunſt und der Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, ſo gern er auch von ſeinen Arbeiten ſprach. Nur in dieſen wollte er geehrt ſeyn.

Nicht Viele mögen einer ſo großen Zahl von Freunden und Verehrern ſich rühmen, wie Weinbrenner ſie allenthalben (in Deutſchland, der Schweiz, Italien ꝛc.) beſaß. Mit einigen derſelben (Voß, Klüber ꝛc.) ſtand er, wiewohl nicht in regelmäßigem, Briefwechſel.

Früh verlor er seine Gattin, die treue, sorgsame Gefährtin seines Lebens. Sie hinterließ ihm zwei Töchter in noch zartem Alter. Mit seltener Zärtlichkeit hing er an seinen Kindern, und wendete alle Sorgfalt auf ihre Erziehung.

Seine Lebensweise war höchst einfach. Die Stunden des Tages gingen meist über seinen Arbeiten hin. Bei Tische verweilte er kurz, und nur selten konnte man ihn bereden, eine kleine Spazierfahrt zu machen, oder einen Gang im Freien. An schönen Abenden brachte er wohl mitunter eine Stunde in seinem Garten zu, oder er ließ sich vorlesen — meist aus Schriften über Kunst und Alterthum, oder über Denkwürdigkeiten der Zeit.

Gewöhnlich versammelte sich bei ihm, in den Abendstunden, ein bald kleinerer, bald großerer Kreis von Freunden und Bekannten, worunter sich fast immer junge Künstler befanden. Die Unterhaltung war frei und ungezwungen. Er scherzte und erzählte gern. In der Zeichnung drollichter und komischer Begebenheiten war er oft originell, und wußte sie trefflich zu koloriren. Er liebte besonders eine kleine Spielpartie, die keine Aufmerksamkeit erforderte, und wobei das Gespräch sich heiter hin und her bewegen konnte.

In der letzten Zeit hatte aber auch diese Erholung ihren Reiz für ihn verloren. Er spielte nur noch mechanisch, und sprach dabei wenig; um seine sonst so heitere Stirne hatten sich die Wolken eines trüben Ernstes zusammengezogen, hinter denen die Sonne seines Lebens erlöschen sollte.

Sie iſt erloſchen, und traurig ſieht manches Auge nach dem warmen, belebenden Strahl, der im kalten Hauche der Nacht verſchwand.

Als Architekt hat er ſich in ſeinen Bauwerken und Schriften bleibende Denkmäler geſetzt. Ein Geiſt, reich an Erfindung, eine äußerſt glückliche Combinationsgabe, eine erſtaunliche Leichtigkeit und Sicherheit, örtliche Schwierigkeiten zu beſiegen, ein großartiger Styl, in welchem Symplicität mit antiker Grazie ſich vereint; ein durch Studien klaſſiſcher Muſter gebildeter Geſchmack und eine genaue Kenntniß des Techniſchen, dies ſind die Vorzüge, welche ſeinen Rang in der Reihe der deutſchen Architekten beſtimmen.

Sein Künſtlername erbt ſich zwar in keinem Sohne fort (der einzige, den er hatte, ſtarb als Kind), aber in einem Neffen, den Bezirksbaumeiſter Johann Weinbrenner. Auch gehoren zu ſeiner Künſtlerfamilie noch zwei Neffen ſeiner Gattin, Aug. Arnold in Straßburg, und Paul Arnold in Mainz, ſo wie zwei Söhne ſeines Oheims, der Militairbaudirektor Arnold in Karlsruhe, und der Kreisbaumeiſter Arnold in Freiburg, welche ſämmtlich aus ſeiner Schule hervorgegangen.

Als Anhang gebe ich hier die Verzeichniſſe ſeiner Gebäude, ſeiner Schriften und ſeiner Schüler.

I.

Oeffentliche Gebäude in Karlsruhe.

Die Kanzlei.
Die Synagoge.
Das Theater.
Die Infanteriekaserne.
Die katholische Kirche.
Die evangelische Kirche.
Das Ständehaus. (abgeändert)
Die Ställe für die Cavallerie.
Zwei Pulvermagazine außer der Stadt.
Das Ettlinger Thor.
Das Mühlburger Thor.
Das Museum.
Das Rathhaus.
Das Schlachthaus.
Die Münze.
Einige Gewächshäuser im botanischen Garten.
Die Brunnen.

Zur Façade des Hoftheaters und zur Vollendung der Gallerie sind keine Risse vorhanden.

Privat-Gebäude ebendaselbst.

Das Palais der Herren Markgrafen mit Gartenhaus.

Die Gebäude im Garten der Frau Markgräfin Amalie.

Der Garten der Frau Markgräfin Friedrich.

Das General Beck'ſche Haus (jetzt der Prinzeſſin Auguſte).

Die neuen Privatgebäude auf dem Markte.

Das Staatsrath Meyer'ſche Haus.

Sein eignes Wohnhaus, nebſt vielen anderen.

Oeffentliche Gebäude in Baden.

Das Converſationshaus.

Die Antiquitätenhalle.

Das Dampfbad.

Die Reſervoirs mit Trinkhalle.

Das Pferdebad.

Privat-Gebäude ebendaſelbſt.

Das Sommerpalais des Herrn Markgrafen Leopold.

Das Sommerpalais der Königin von Schweden. (abgeändert)

Der neue Saal im Gaſthofe zum Salmen.

Einige kleinere Gebäude.

Oeffentliche Gebäude anderwärts im Badiſchen.

Die Kirche in Scherzheim.

Die Kirche in Langenſteinbach.

Mehrere Pfarr- und Schulhäuſer.

Die Reitſchule in Heidelberg.

Das Bad- und Gaſthaus in Beyertheim.

Das Bad in der Hub.

Der Bertholdsbrunnen in Freyburg.

Mehrere Förſterwohnungen.

Privat-Gebäude im Badiſchen.

Das Schloß Neueberſtein bei Gernſpach, für den verſtorbenen Herrn Markgrafen Friedrich, ganz aus den Ruinen wieder hergeſtellt.

Das Landhaus in Rotenfels.

Das Landhaus in Bauſchlott.

Das Landhaus in Katharinenthal bei Pforzheim.

Das Landhaus auf der Rheininſel Ritterbeck.

Im Auslande.

Das Theater in Leipzig.

Landſchloß für den General Miloradowitſch in der Krimm.

Landhaus Mainau bei Straßburg.

Das Gewächshaus in Hechingen.

Das Bibliotheksgebäude in Göttingen. (eingerichtet)

Das Gauy'ſche Haus in Stuttgart.

Mehrere Gefängniſſe im Hannöver'ſchen.

Mehrere Gebäude in der Schweiz, bei Düſſeldorf, Straßburg ꝛc.

Monumente.

Das Monument des Generals Deſſaix bei Straßburg.

Das Monument des Generals Beaupuis.

Monument für den Erbauer von Karlsruhe.

Folgende Denkmäler wurden durch Kupferſtich oder Steindruck bekannt gemacht, kamen aber nicht zur Ausführung:

Auf das Schlachtfeld von Leipzig.

Auf das Schlachtfeld von Belle-Alliance.

Auf Wieland.

Auf Schiller.

Auf den Frieden von Lüneville.

Auf Karl Friedrich.

Château trompette, Nationaldenkmal nach Bordeaux.

Monument Napoleons, projektirt auf die abgetragene Magdalenenkirche in Paris. (Seine beiden vorzüglichſten.)

Monument auf Nelſon.

— — — den General Kleber.

— — — Herder.

— — — Kant.

— — — Göthe.

Er fertigte noch eine Menge Bauriſſe für Fürſten und Privatperſonen, von deren Ausführung uns nichts bekannt geworden.

II.

Schriften und Zeichnungen.

Ueber die weſentlichen Theile der Säulenordnungen. Mit 6 Kupfern. Stuttgart 1809.

Ueber Theater, beſonders über das neue in Karlsruhe. Ebendaſ. 1809. Mit 3 Kupfrn.

Zeichnungslehre. 1810. Ebend. Mit Kpfrn.

Optik. 1811. Ebendaſ. Mit Kpfr.

Ideen zu einem deutſchen Nationaldenkmal auf das Schlachtfeld bei Leipzig. Karlsruhe 1814. Mit Kupfer.

Perſpektivlehre. 1s und 2s Heft. Mit Kpfr. Stuttgart 1817.

Ueber Form und Schönheit. 1819. Mit Kupfer. Ebendaſ.

Ueber architektoniſche Verzierungen. M. Kpfr. 1820. Ebendaſ.

Vorſchlag zu einem Monument auf das Schlachtfeld von Belle-Alliance. Mit Kupfr. Karlsruhe 1820.

Projektirte und ausgeführte Gebäude, 1s Heft, Garten der Frau Markgräfin Friedrich. Mit Kpfr. Karlsruhe 1822.

Reſtaurationen antiker Gebäude, 1s Heft. (der ſchöne Saal nach Lucian, das Bad des Hippias, die Ruinen des Römerbades in Badenweiler). Mit Kpfr. Karlsruhe 1822.

Perſpektivlehre, 38 bis 68 Heft. Mit Kpfr. Stuttgart 1824.

Ueber Säulenordnungen, den Gebrauch der Säulen, Eintheilung und Aufführung der Gebäude. Mit Kpfr. Stuttgart 1825.

Plan der Stadt Karlsruhe, in der Einfaſſung perſpektiviſcher Anſichten der vorzüglichſten Gebäude.

Die meiſten ſeiner gedruckten kleinen Schriften, z. B. über die Katakomben, über einen römiſchen Brunnenſtein bei Baaden, über Denkmäler auf Schiller, Wieland, Kant, Herder ꝛc., ſtehen im Morgenblatt; einige im hannöverſchen Magazin, im Abendblatt ꝛc.

Außerdem ſind fertig, aber nicht ausgegeben, von ausgeführten und projektirten Gebäuden:

Der Garten der Frau Markgräfin Amalie, in 13 lithograph. Blättern, mit Text.

Das Ständehaus, und Rath- und Ständehaus verbunden, mit Text.

Das projektirte und das ausgeführte Rathhaus. (fehlt noch der Text, wie bei den beiden folgenden.)

Die katholiſche Kirche.

Die evangeliſche Hauptkirche.

Von Reſtaurationen:

2tes Heft, das Mauſoleum, das Grabmal des Porſenna und das Vogelhaus des Varro. Lithogr., mit Text.

3tes Heft, der epheſiſche Dianentempel und das Zelt des Ptolomäus Philadelphus. (noch nicht lithographirt.)

Vom architektoniſchen Lehrbuche liegen im Manuſcript, nebſt den lithographirten Zeichnungen:

Die Lehre über Fertigung der Treppen.

Die techniſche Lehre von den Schreiner-, Glaſer- und Schloſſerarbeiten.

Die Holzkonſtruktion. Die Platten ſind bereits auf Stein gezeichnet, aber noch nicht abgedruckt.

III.

Schüler Weinbrenners.

Escher in Zürich.
Vierordt.
Arnold in Straßburg.
Arnold in Straßburg.
Arnold in Carlsruhe.
Morell in Augsburg.
Voß in Offenburg.
Medicus †
Hodel †
Moller in Darmstadt.
Stadler in Zürich.
Schwarz in Bruchsal.
Burnitz in Frankfurt.
Stäble in Basel.
Huber in Basel.
Lumy in Freyburg.
Bertsch in Gotha.
Heiß in Carlsruhe.
Oehl in Rastatt.
Daug in Würzburg.
Hinkel †
Büchler †

Dyckerhoff in Mannheim.
Streib in Coburg.
Waldmann in Conſtanz.
Bils †
Ybig in Berlin.
Arnold in Carlsruhe.
Knapp in Bonn.
Dorville †
Thiers †
Kobel in Rom.
Weinbrenner in Baaden.
Frinz in Lörrach.
Uhlenfelder.
Ferſenfeld in Hamburg.
Koch †
Gaßner in Carlsruhe.
Arnold in Straßburg.
Weber in Bruchſal.
Lerch in Darmſtadt.
Hübſch in Frankfurt.
Weißbaar in Donaueſchingen.
Weiſſenburg in Rom.
Heger in Darmſtadt.
Doring in Carlsruhe.
Hennenberg.
Lang in Carlsruhe.
Berger in Freyburg.
Berkmüller in Rom.
Künhle in Rom.
Hellner in Hannover.

Chateauneuf in Hamburg.
Petersen in Hannover.
Vögeli in Zürich.
Verri in Paris.
Geyer in Mainz.
Hengſt in Anhalt-Köthen.
Off.
Lerch in Darmſtadt.
Geyer in Mainz.
Fiſcher in Carlsruhe.
Bayer.
Arnold in Mainz.
Zais in Wiesbaden.
Buttmann in Meiningen.
Brandt in Hanau.
Feer in Zürich.
Ringer in Carlsruhe.
Krönke in Darmſtadt.
Kluck in Mundten.
Schumann in Münſter.
Karſtens in Reval.
Beyers in Paris.
Ebeling in Hannover.
Lendorf in Carlsruhe.
Haller in Bern.
Maler in Carlsruhe.
Hänle in Weilburg.
Thiery in Carlsruhe.
Vogel in Zürich.
Heuchler in Freyburg.

Kayser in Worms.
Williard in Carlsruhe.
Crone in Münster.
Eisenlohr in Freiburg.
Roßbrugger in Constanz.
Andreä in Hannover.
Dittmar in Darmstadt.
Voos in Weilburg.
Wimpf in Weilburg.
Hammelmann in Hamburg.

Romantiſche
Erzählungen

von

verſchiedenen Dichtern.

Mit einem Kupfer.

Augsburg 1795,
bey Johann Melchior Lotter und Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Da es nun einmal Mode geworden iſt, Vorreden zu machen, ſo unterlaſſe ich es auch nicht, wie wohl ich das gar nicht ausſtehen kann; es iſt manchmal ſo etwas Furchtſames dabey; — zwar iſt dieſes die erſte nicht, die ich mache; wird vielleicht auch nicht die letzte ſeyn, aber — — — — warum ich die Welt mit einem Buche vermehrt habe? fragen viele, und — mit Recht! Hören Sie: Ich lebe an einem Orte, wo man Monatſchriften, Flug- und Tagblätter ſelten lieſt, weil er zu abgelegen iſt, wo man aber doch manchmal ein ſchönes Buch nicht ungerne ſieht; durch Zufall bekam ich von einem Freunde, Meißners Apollo, neues deutſches Muſeum, und einige andere; daß dieſe Schriften ſchöne Aufſätze enthalten, wird niemand bezweifeln, daß ſie aber ſo theuer ſind, bedauern viele; es wurden daher einige Freunde mit mir aufgefodert, die ſchönſten Stücke her-

auszuwählen, und in einem Bändchen sie zusammen drucken zu lassen. Anfangs bestimmte man dieselben nur in einen engern Zirkel, nach reiflicher Ueberlegung wurden sie aber fürs allgemeine bestimmt. Am schönsten aber ist dabey der Zweck; denn der Ertrag ist für eine in diesem Kriege unglücklich gewordene Familie; — Haben wir nun etwas Unrechtes begonnen?? —

Ich wünsche schlüßlich meinen Herren Verlegern vielen Abgang, und Ihnen, meine Herren R.,— ein sanftes Gefühl, wenn Sie über meine Sammlung kommen. Adio! — Mehr habe ich nicht zu sagen! —

Kl. R. — i. O. W.
am St. Michaels Tage
1794

M. N. N. O. D. L. J. J. A. E. S.

Der

hinterlaſſenen Wittwe

des

Kaufmanns Herrn Simon

und

Ihrer Tochter Henriette

dankbarlichſt gewidmet

vom Herausgeber.

Innhalt.

Seite

1.) Klara von Horgen. Eine Geschichte von J — r. . . . . 1.

2.) Was vermögen Weiber nicht? von J — 23.

3.) Der Hundssattler und der Leinweber, von Meißner. . . . . 45.

4.) Geistesgegenwart, von Meißner. 70.

5.) Der Thorwächter an der Höllenpforte, von Spieß. . . . . 80.

6.) Die Stecknadel, von Meißner. . 107.

7.) Neunzigjähriges Leiden, von Spieß. 111.

(Zur Nachricht.)

Das Kupfer gehört zur Geschichte: Geistesgegenwart.

I.

Klara von Horgen.

Klara von Horgen, die einzige Tochter eines rauhen, aber biedern Ritters, war die größte Schönheit ihres Zeitalters. Alle gleichzeitigen Minnesänger besangen sie um die Wette; aber alle gestanden, daß sie dem Original auf keine Weise beykommen könnten. Fromm und einsam war sie, nach der Mutter Tode, von einer alten Amme erzogen worden, welche ihr die Menschen, und überhaupt die ganze Welt, im häßlichsten Lichte geschildert hatte; kein Wunder also, daß das bange Mädchen nie sich in die Gefahr des eignen Umgangs wagen wollte, und immer im Innern der Burg ihre unschuldigen Tage durchlebte. Schon hatte sie, nach dem Rathe der Amme, sich dem Herrn gewidmet, schon hierzu, durch anhaltendes Bitten und Flehen, vom Vater die Erlaubniß erhalten, als dieser einst am Abend eines sehr schwülen Sommertages in ihr Gemach trat; er gebot ihr, die Runkel wegzulegen, um, ehe sie die väterliche Burg verlassen wollte, noch einmal mit ihm auf die Jagd

zu gehen. Gewitterschwangere Wolken stiegen von allen Seiten empor, und drohten einen nahen Sturm, dessen Ankunft das Knarren des Thurmfähnleins weit umher verkündete. Klara, die ohnehin die Jagd und den Tod unschuldiger Thiere haßte, gewahrte dieß alles, und bat ihren Vater, der bessern Zeit zu harren, und bey so gefährlichem Wetter sich nicht in Forst zu wagen. Konradin, der als Ritter keine Furcht kannte, sich überall unter Gottes Schirm sicher dächte, sprach ihrer Besorgniß Hohn, und überließ es ihrem freyen Willen: Ob sie zu Hause um ihn bangen, oder des Vaters letztes Gebot erfüllen, und die Gefahr redlich mit ihm theilen wolle?

Mehr aus Furcht, ihn zu beleidigen, als aus ächtem Gehorsam folgte nun die zagende Tochter dem begierigen Vater, bereuete es aber bald, als kurz nachher der Sturm sich mehrte, und fürchterlich zu toben begann. Vergebens flehte izt Klara um Rükkehr nach der sichern Burg; Konradin achtete ihrer Bitte nicht, weil er schon einige Tage vorher einer Bärin mit ihren Jungen belauret hatte, und diese bey solchem Wetter sicher in der Höhle zu treffen hoffte. Das Gewitter näherte sich allmählig stärker; feurige Blizze mit dem stärksten Donner vermischt, durchkreuzten das Firmament; das junge Roß, auf dem Klara saß, dadurch scheu gemacht,

entriß ihrer zitternden Hand den Zügel, stürzte sich seitwärts in das dichte Gebüsch, und entfernte das sanfte und weinende Mädchen von allen ihren Begleitern. Der Sturmwind verwehte ihre rufende Stimme, und der stets rollende Donner betäubte die forschenden Ohren der von ihrem Vater zu ihrer Rettung ihr nachgesandten Jägerbursche.

Tief im Forste, als Felsen auf Felsen sich dem unbändigen Rosse entgegen stemmten, gewann erst Klara den Zügel wieder, und sprang, an einigen Orten leicht verwundet, herab, um sich keiner neuen dieser ähnlichen Gefahr mehr auszusetzen. Das schäumende Roß am Zügel leitend, und den Ausgang aus diesem Labyrinth suchend, verirrte sie sich immer tiefer in diesen Felsen. Oft schauderte sie zusammen, wenn der hellleuchtende Blitz ihr das schreckliche dieser Wildniß einen Augenblick zur Schau darstellte. Oft bebte sie, wenn der Donner neben ihr einen Baum zersplitterte, und jedes der unzählbaren Felsenechos's den Knall wiederholte. Sie versuchte zu beten, und vermocht' es nicht; sie wollte fliehen, aber ihre wankenden Füße versagten ihr allen Beystand, und bald hernach sank sie ohnmächtig aufs nasse Mooß hinab. Als sie erwachte, hatte der Sturm sich gelegt; der Donner rollte nur noch in der Ferne; Sterne blickten hie und da durch die zerrissenen Wolken hervor, und weckten aufs

neue in ihrem Herzen die entflohene Hoffnung. Sie raffte sich schnell empor, und überlegte eben, welchen Weg sie zur Rückkehr wählen sollte, als der dumpfige traurige Ton einer großen Glocke ihr Ohr durchschauderte. Die Erde fieng unter ihr zu beben an, und die Felsen krachten ringsumher fürchterlich. Ein neuer stärkerer Stoß warf sie abermals zu Boden, und ein herabrollendes Felsenstück zerschmetterte ihr Roß, welches unfern von ihr stand. Heiliger Gott, flehe mir Arme bey! schrie sie ängstlich, und blickte betend in die Höhe. Feurige Flammen, die an den ungeheuren Felsenspitzen umherfuhren, schreckten ihr flehendes Auge in die Tiefe zurück, aus welcher eben auch blaue Flammen in unzählbarer Menge empor stiegen. Sie wünschte aufs neue ohnmächtig zu werden; aber Angst und Furcht bestürmten ihre Sinne, und weckten sie zu neuer Empfindung. Ein Donnerschlag, so, wie ihn noch kein menschliches Ohr hörte, durchrollte nun die ganze weite Gegend, die blauen Flammen verwandelten sich in menschliche Gestalten. Eine feurige Wolke, deren Glanz Klarens Auge nicht ertragen konnte, senkte sich von der Höhe herab. Sturm und Donner schwieg, kein Lüftchen regte der Bäume Blätter, kein leiser Laut störte die Stille, welche nun auf einmal im ganzen Felsenthale herrschte. Die Gestalten reihten sich an einander, und näherten sich ehrerbietig der glänzenden Wolke,

Eine hellröhnende Stimme schallte dem Anführer der Gestalten entgegen: Wo kömmst du her? fragte sie gebietend. Welches war der Zweck deiner Sendung? Und wie hast du ihn vollendet?

Die Gestalt. (im demüthigen Tone) Ich bin die ganze Welt durchwandert, und suchte Menschen, die mir sagen und beweisen sollten: Wie dieses unermeßliche All entstanden sey? Wessen Hand es regiere? Welche Macht es leite? Wie es begann? Wie es enden wird?

Die Stimme. Und fandest du sie?

Die Gestalt. Ich fand viele, die da glaubten, was ihnen gelehret wurde; aber keinen, der mir mit Gewißheit sagen konnte: Ob der Stern, welcher am Firmamente glänzt, eine Welt, oder nur ein Nagel im alles umfassenden Rade sey?

Die Stimme. Und doch glaubtest du, und alle, die dir folgen, dieß und weit mehr ergründet zu haben? Suche ferner, und kehre nach tausend Jahren zur neuen Rechenschaft zurück. — —

Seufzend schlich nun der ganze Haufe an der Wolke vorüber, und, indeß sich aller Gestalt wieder zur Flamme auflößte, wieder in die Erde versank, sproßten am andern Ende des Thals neue Flammen, und aus diesen neue Gestalten empor. Sie nahten sich, wie die erstere, der Wolke, und die nämliche

Frage schallte ihnen entgegen. — "Wir suchten, antwortete ihr Anführer, Menschen, welche uns beweisen sollten: Wie die menschliche Seele auf die Sinne wirke? Ob ihr Wesen geistig? Ob sie nach der Vernichtung des Körpers noch lebe? Ob sie auch ohne diesen noch wirken könne?

Die Stimme. Und fandet ihr sie?

Die Gestalt. Wir fanden viele, die es beweisen wollten; aber ihre Gründe auf Muthmaßungen baueten, und nach langem Reden endlich weiter nichts bewiesen: als, daß der Wurm um deßwillen krieche, weil er nicht gehen könne!

Die Stimme. Und handeltet ihr ehedem anders? Verirrtet ihr euch nicht eben so im Labyrinthe der Scheingründe, indeß Hoffnung und Vertrauen euch vergebens die Hand reichte, um euch dem Lichte stufenweise näher zu führen! Suchet ferner, und kehret nach zweyhundert Jahren zur neuen Rechenschaft zurück!

Die Gestalten verschwanden nun, wie die vorigen, und neu entstandene näherten sich der Wolke. Klarens starrendes Auge sah deutlich, daß es eine ungeheure Schaar von Mönchen und Nonnen war, welche die Stimme izt um den Zweck ihrer Sendung befragte. — "Wir suchten, sprach Einer aus ihrer Mitte, ein menschliches Geschöpf, das dem alles belebenden Vermehrungstrieb widerstand. Dessen

Herz jeder Begierde darnach ganz widerſtrebte, und ſeinen Sinnen nie zu begehren, nie zu verlangen erlaubte.

Die Stimme. Und fandet ihr ein ſolches?

Alle. Wir hoffen, es gefunden zu haben!

Einer aus ihnen. Dort lehnt ſie an der Felſenwand. Prüfe: Ob wir nicht vergebens hoffen?

Ein Lichtſtrahl beleuchtete nun Klaren, und zog ſie ſanft der Wolke näher. Sie ſank demüthig zur Erde.

Die Stimme. Ihr Herz iſt rein, ihre Andacht ächt! Nie begehrte, nie verlangte ſie! Aber ſie zählt erſt achtzehn Jahre.

Eine der Geſtalten. Aber ſie wird nach fünfzig Jahren immer noch ſo rein und unſchuldig ſeyn, wenn ſie der Verſuchung entzogen wird; wenn ſie in einem Kloſter ſich der Andacht widmet, und ungeſtört faſten und beten kann.

Die Stimme Die Probe beginne! Euch ſey es aber nicht erlaubt, den geringſten Eindruck zu verhindern! Frey bleibe ihr Wille; frey der geheimſte Wunſch ihres Herzens! Nichts hindre ſie, zu begehren; nichts ſtehe ihr im Wege, wenn ſie vollenden will! Zieht weiter!

Der ganze Hauſe umſchloß nun Klaren! Ein ſanfter Wind erhob ſie, und trug ſie ſchnell in der

Luft davon. Alle Mönche und Nonnen begleiteten sie. In einer andern eben so schrecklichen Einöde sanken sie herab. Du hast alles gehört, sprach einer aus ihnen, zu der noch immer staunenden Klara, du kannst unsere Retterinn werden! Laß uns nicht vergebens hoffen! Dort oben an des Felsens Spitze steht ein Kloster; klimme hinan, du wirst aufgenommen werden; kannst, wenn du siegst, immer dort leben, immer dort beten. Oder willst du deinen Vater, deine Freunde, noch einmal sehen, dich im Abschiede zum leztenmale mit ihnen letzen?

Klara. (standhaft) Nein! Ich will Vater und Freunde verlassen, und nur an ihm hangen!

Alle. So ziehe in Frieden! Segen sey mit dir, gedenke unser, wenn du zagst! — Sie verschwanden, und Klara begann ihre Wallfahrt nach dem Kloster, in welchem ein Licht glänzte, und ihr den Weg dahin zeigte. Voll heiligen Eifers, voll Begierde, immer beten zu können, stieg sie muthig bergan, und hatte die Hälfte desselben schon erstiegen, als unfern von ihr ein Jagdhorn ertönte, welchem in der Nähe bald andere antworteten; sie stand stille, und sah Fakkeln, welche den gebahnten Weg herabzogen. In der Meynung, daß dieses vielleicht Jäger wären, welche ihr Vater zu ihrer Rettung ausgesandt hätte, verließ sie schnell den gebahnten Weg, und verbarg sich ins Dikicht.

Die Jäger näherten ſich nun. Ihr Anführer ritt voraus; Fakkelſchein beleuchtete ſein Angeſicht. Klara erkannte in ihm den Sohn eines benachbarten Ritters, den ſie oft ſchon, aber nie ſo genau, geſehen hatte. Sturm und Wetter hatten ihn auf der Jagd überfallen; um Schutz dagegen in einer Höhle zu finden, hatte er ſich bis in dieſe Wildniß verirret, und war eben ſo glücklich geweſen, ſeine Begleiter wieder zu finden. Als ſie Klaren gegenüber ritten, hielt der junge Ritter ſeines Roſſes Zügel an. Folgendes Geſpräch begann:

Der Ritter. Es iſt, traun! eine ſchreckliche Nacht, und eine noch ſchrecklichere Wildniß! Zündet mehr Fakkeln an, damit wir nicht wieder vom gebahnten Wege abkommen.

Ein Jäger. Hab' Euch's vorher prophezeiet, daß ſolch ein Wetter kommen müße.

Ein anderer. War wohl auch leicht zu prophezeyen, da es ſich ſchon auf den Bergen aufthürmte, und zu blitzen anfieng, wie wir auszogen.

Ein Jäger. Nehmts mir nicht für ungut, geſtrenger Herr! aber möchte doch ſchon wiſſen, was Ihr dabey gewinnt, wenn Ihr ſo immer ganze Nächte im Gewitterſturm den Forſt durchirrt; zu jagen vorgebt, und doch nicht jaget?

Der Ritter. Freilich, (seufzend) ach! freilich gewinne ich leider nichts! Ich wünsche so sehnlich, daß einmal ein gutthätiger Blitz meine Leiden enden möchte, und nie wird mein Wunsch erfüllt! Oft, wenn der Blitz einen nahen Baum zerschmettert, denke ich immer: Warum ihn, den Gefüllosen, und nicht mich? O! ich kann's nicht ausharren, dieß qualvolle Leben, dessen Stunden sich zu Tagen, dessen Tage sich zu Jahre ausdehnen. Der Kummer hat mich zum Greiße gemacht, das Grab muß mein Ruhebett werden.

Ein Jäger. Seyd ruhig, Rudolph! Es giebt der hübschen Dirnen noch mehr in unserm Thale!

Ein anderer. Ha, merkt ihrs! Er sticht auf Horgers Klare!

Der Ritter (schaudert einigemal hoch empor).

Ein Jäger. Hoho! Euch ergreift wahrlich das kalte Fieber! Oder hat der Sturm euch so durchnäßt? Behagts euch, so wollen wir hier ein Feuer anschüren, damit ihr euch wärmen könnt; denn vor Tages Anbruch erreichen wir des Forstes Ende ohnehin nicht!

Der Ritter. (vom Rosse springend) Thut, was euch beliebt! (aufs Herz klopfend) Da, da brennts, ob es gleich von aussen friert!

Ein Jäger. Immer die alte Leyre! Wenn ich an Eurer Stelle wäre: ſo — (**die gekuppelten Hunde bellen, und reiſſen aus der Leine**) Verdammte Bezzen, ſo hört!

Ein anderer. Was ſie nur wittern müſſen!

Ein Jäger. Sie hören wahrſcheinlich da oben die Nonnen beten, und ſind des Geſchreyes nicht gewohnt.

Der Ritter. Stille! Peitſcht ſie, wenn ſie nicht ſchweigen! (**indeß die Jäger Feuer anſchüren, horcht er dem Geſange der Nonnen zu**) Ach! auch ſie — auch ſie wird einſt ſo ſingen! Dann, o dann will ich immer jagen! immer nur der Stunde harren, wann ihre Silberſtimme beginnt! Aber dann, Gott im Himmel! will ich auch dich fragen: Warum du mir Gefühl für eine Schönheit gabeſt, die du doch zu deinem Dienſte auserkohren haſt?

Ein Jäger. So will Klara immer noch Nonne werden?

Der Ritter. Will, will! Wird, wird! Ach! bald, bald!

Ein Jäger. Wollt Euch ſchon ſo oft fragen, und da es eben Gelegenheit giebt, will ichs doch thun: Weiß denn Klara, daß Ihr ſie ſo gränzenlos liebt? Hat ſie denn Eurer Liebe gar keine Hoffnung gegeben?

Der Ritter. Sie weiß es nicht — — —

Ein Jäger. Nun, und — —

Der Ritter. Und doch kann, doch darf ich nicht hoffen!

Ein Jäger. Nehmt mir's nicht übel, aber —

Der Ritter. Urtheile dann erst, wenn du alles weißt: Als ich sie vorm Jahre am St. Anna Feste in der Kirche zum erstenmale sahe, und ihr durch zwey Monden vergebens einen Blick der Liebe abzugewinnen suchte, da ward ich endlich der heissen Sehnsucht müde, und wandte mich gerade an ihren Vater. Er hörte meinen Antrag mit sichtbarer Wehmuth. Gern, sprach der biedere Ritter, würde ich dich als Sohn umarmen! mit Sehnsucht von dir Enkel und Nachkommen erwarten; aber meiner Tochter Herz ist nicht zur Liebe geschaffen. Ihre Schönheit reizt und glänzt, wie Edelgestein; aber ihr Herz ist auch so rauh, wie dieser. Sie hat nur Gefühl für die Andacht; sie betet unaufhörlich am Tage, und wacht des Nachts, um wieder beten zu können. Sie haßt alle Männer, und liebt nur das Kloster. Schon längst hat sie sich dem Herrn verlobt; vor kurzem hat ihr Flehen, ihr ungestümmes Bitten mich zur Einwilligung bewogen. Kaum erhielt ich noch ein halbes Jahr Aufschub von ihr. Sie ist eine Braut Gottes, und wer kann es wagen, ihr Nebenbuhler zu werden? —

Ein Jäger. Ich hätt' es doch gewagt!

Der Ritter. Thor! Wag' es, wenn ſie dich nicht eines einzigen Blickes würdigt, dich, gleich einer Schlange, flieht!

Ein Jäger. Ich wär' ihr nachgeeilt, bis ich ſie erhaſcht hätte! Anhören hätte ſie mich müſſen; geſchildert hätt' ich ihr die Größe meiner Leiden, und wäre ſie ſo grauſam geweſen, mich ohne Hoffnung von ſich zu ſtoßen: ſo hätte ſie dann doch Urſache zum Gebet, Stoff zur Reue, des Jammers wegen, den ſie über einen ſo ſchuldloſen Jüngling gebracht hat! (**Ein Geräuſche im Dikicht; die Hunde ſchlagen aufs neue an.**) Was raſchelt denn da?

Ein anderer. Vielleicht ein Wild! Laßt die Rueden los! Bringen uns wahrſcheinlich einen Braten, der uns hier treflich ſchmecken ſoll! Luſtig! Holt ihn! (**will die Hunde abkuppeln; ihr Freudengebell ertönt ſchrecklich: neues Geräuſch erhebt ſich im Dikicht**)

Eine Stimme. Jeſus! Maria! Haltet, haltet!

Der Ritter. (**auffahrend**) Haltet! Gott! welche Ton! Welche Stimme!

Klara. (**dringt aus dem Dikicht hervor**)

Der Ritter. (**ſie erblickend und aufſchreyend**) Klara! Heiliger Gott! Klara hier! Klara! Und

Ihr habt gehört? O Klara, erbarmt Euch! (sinkt zu ihren Füßen nieder)

Klara. (zitternd und bebend) Ritter! Edler Mann — Wollt Ihr Barmherzigkeit an mir üben: so laßt mich dort nach dem Kloster geleiten.

Der Ritter. Nein, nein! Jezt, oder nie!

Klara. Ich muß fort, nach dem Kloster! Ich muß!

Der Ritter. (sie beym Kleide fassend) Jzt oder nie! Ihr müßt hören meine Leiden! hören meinen Jammer: müßt Retterinn werden!

Klara. Ich muß — ich muß fort!

Der Ritter. Nein! Hört mich! Ich liebe Euch! So rein, so heiß hat noch kein lebendes Geschöpf geliebt. So unwankbar wird nie mehr eins lieben. Erbarmt Euch meiner! Ich kann nicht sprechen, wie ich wünschte. Mein Herz ist gepreßt; meine Brust glüht. Blickt auf mich; seht mein flehendes Auge! Seht, wie Hoffnung mein Gesicht nach Erhörung erfüllt! Seht, wie tiefe Verzweiflung schon die Stirne furcht, wenn Ihr jene tödtet! Leben und Tod liegt in Euren Händen. Erbarmt Euch!

Klara. (ernst und standhaft) Ein unwiderrufliches Gelübde bindet mich; ich kann, ich darf Euch nicht länger hören. Ich bin die Verlobte Gottes: ehret diese in mir!

Der Ritter. Seyd Ihr wirklich dieſe: ſo werdet Ihr ihm auch nachahmen; werdet, wie er, barmherzig ſeyn! Hier lieg ich; Ihr habt ohne Abſicht den Wurm tödtlich verwundet: es iſt Pflicht, ihn völlig zu tödten! Her, über meinen Nacken, geht der Weg zum Kloſter: tretet kühn darauf! Mein letztes Wort ſoll Lob, mein letzter Hauch ſoll Dank für dieſe Wohlthat ſeyn.

Klara. Ritter, ſteht auf! Ritter, wenn Ihr wüßtet! — Ihr würdet nicht ſo grauſam mit mir verfahren. Ich muß, ich muß fort. Ich werde ſehen, wer ſich mir zu widerſetzen wagt! Eure Pflicht iſt es, Gottes Verlobte, und eine Ritterbürtige Jungfrau in mir zu verehren! Ich will ſehen: Ob Ihr dieſe verletzen werdet? (ſie geht fort)

Ein Jäger. (ihr nacheilend) Edle Jungfrau, blickt auf mich! Ich bin alt; nähere mich den Greiſesjahren: Eure Pflicht iſt's, mein Alter zu ehren! Wollt Ihr dieß?

Klara. Wozu dieſe Frage? Hab' ich Euch beleidigt? Euch die gebührende Achtung entzogen?

Der Jäger. Wollt Ihr mir eine Frage erlauben?

Klara. Ihr ſeht, daß ich eile; doch wenn dieß der Beweis meiner Achtung ſeyn ſoll: ſo fragt; ich werde antworten.

Der Jäger. Zieht Ihr nach dem Kloſter, um Nonne zu werden? um dort Eure ganze Lebenszeit zu verbeten?

Klara. (ſtandhaft) Um Nonne zu werden, und lebenslänglich zu beten!

Der Jäger. Ueberlegt dieſen Schritt wohl, damit nicht zu ſpäte Reue Eure Tage verbittere, Eure einzige und verhaßte Geſellſchafterinn werde! Ich bin den Strom des Lebens ſchon beynahe ganz durchſchwommen, kenne die reiſſende Gewalt, die ſchreckliche Untiefen deſſelben, und kann mit Grunde Euch warnen; Ihr tretet die Wanderung erſt an. Sanft fließt er anfangs; leiſe ſpielen izt ſeine Wellen an Euren Ferſen. Aber wandert weiter, und bald wird er mit Ungeſtümm Euch fortreiſſen, Euch unbarmherzig an den ehernen Damm hinſchleudern, den Ihr ſeinem Laufe im Kloſter entgegen baut. Schmerz und Thränen, hülfloſes Wimmern, und endliche Verzweiflung wird Euch nicht vor ſeinem Wüthen ſchützen! Unaufhörlich wird Euch ſein Drang verwunden, bis Ihr, ſchrecklich gemartert, unterliegt, und Euer qualvolles Leben ſich endet.

Klara. Ehrlicher Alter! ich verſtehe Euch nicht. Sprecht ohne Bild mit mir! Seine Deutung iſt mir zu hoch.

Der

Der Jäger. Wohl dann, ſo will ich frey und ohne Decke mit Euch ſprechen. Aber verſprecht auch mir dagegen, mir jede meiner Fragen zu beantworten.

Klara. Ich will!

Der Jäger. Iſt Gott gerecht?

Klara. Du wirſt ſein Läſterer, ſo du daran zweifelſt.

Der Jäger. Noch zweifelte ich nie; wohl Euch, wenn Ihr nicht auch zweifelt! Doch muß ich die Frage auf andere Art wiederholen! Iſt Gott gegen alle Menſchen gerecht?

Klara. Gegen alle, ohne Ausnahme!

Der Jäger. Gut geantwortet! Wenn er nun gegen alle ohne Ausnahme gerecht iſt: ſo muß ein gutes löbliches Werk in ſeinen gerechten Augen eben das Verdienſt bey allen haben, welche es bey irgend einem einzelnen hat?

Klara. Sicher und gewiß!

Der Jäger. Iſt, ſich dem Kloſter weihen, ein gutes verdienſtvolles Werk?

Klara. Allerdings!

Der Jäger. Allerdings? Wie, wenn nun alle Menſchen, Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau, dieſes Verdienſtes theilhaftig werden wollten,

ſich alle dem Kloſterleben widmeten? Wenn die Erde nun unbebaut und öde liegen bliebe, das ganze menſchliche Geſchlecht in einem Zeitalter zu Grunde gienge, würde dieß auch noch ein gutes Werk bleiben? Würde nicht dadurch die ganze Abſicht des Schöpfers zerſtört? nicht ganz ſein herrliches Werk zernichtet? Wäre dieß nicht offenbarer Aufruhr, vollkommene Widerſpenſtigkeit des Menſchen gegen Gott, der ihm befahl, die Erde zu pflanzen, und ſich darauf zu mehren?

Klara. Du ſetzeſt hier etwas voraus, was —

Der Jäger. Nein, antworte mit einem kahlen Ja, oder Nein! Du verſprachſt und mußt Wort halten!

Klara. Nun gut! Wenn — was unmöglich iſt — alle ſo dächten: ſo —

Der Jäger. Vollende, was Du ſagen willſt!

Klara. So wäre dieß freilich wider die weiſe Abſicht des Schöpfers gehandelt?

Der Jäger. Nun biſt Du, wie ich Dich haben will! Was allen insgeſammt nicht zum guten Werke, nicht zum Verdienſte angerechnet werden darf, kann auch, da Gott gerecht iſt, dem einzelnen Manne, dem einzelnen Weibe, keine Frucht, kein Verdienſt bringen. Wir Menſchen ſind Glieder einer einzigen großen Kette! Jedes einzelne Glied

derſelben kann, mit dem Ganzen verbunden, wirken, tragen und ziehen! Reißt es ſich aber daraus los, will es allein und nach ſeinem Dünkel wirken: ſo iſt es ein unbrauchbares Ding, das ungenutzt in einen Winkel geworfen wird, und ſich nach und nach der Vernichtung naht. Glaube und traue meinen Worten: ich ſpreche aus Erfahrung, die Dir nützlich ſeyn kann, und die Du, wenn Du weiſe biſt, benutzen wirſt. Ich ward in einem Kloſter erzogen, in allen Wiſſenſchaften unterrichtet, und wollte mich eben dem Herrn auf ewig widmen, als ein alter, ehrwürdiger Mönch, mir eben das ſagte, was ich Dir izt wiederhole. Ich folgte ſeinem weiſen Rathe, kehrte in die Welt zurück, verdiente im Schweiße meines Angeſichtes mein Brod, nahm ein Weib, und bin nun Vater von ſechs Kindern, denen ich das Leben gegeben habe. Wenn nun einſt ein Mönch und ich vor das allgemeine Weltgericht treten; wenn dieſer erzählt, wie er ſich der allgemeinen Pflicht entriſſen, in einer Einöde gelebt, ſich Gott zu Ehren gegeißelt und gefaſtet habe, um izt ſeine Seele rein und unſchuldig darbringen zu können; und ich nun mit meinem Weibe und ſechs Kindern darzu trete, und ſage: Herr, hier bin ich, und die du mir gegeben haſt! Ich habe im Schweiße meines Angeſichtes mein Brod verdient; habe im Freyen gekämpft, und mich hinter keine Schutzwehr verſteckt; habe dieſe hier in der Pflicht des Menſchen,

und in deinem Dienſte unterrichtet; bin in ihren Armen geſtorben, und hinübergegangen, um den Lohn zu ärnten, welchen du deinen treuen Knechten zugeſagt haſt! Was meynſt Du? Welcher Lohn wird dann größer ſeyn?

Klara. Verſucher, weiche von mir! Viele ſind berufen; aber Wenige ſind auserwählt! *(ſie eilt fort)*

Der Jäger. *(zum Ritter, welcher noch immer auf der Erde lag, ihn empor reißend)* Folge ihr nach! Ich habe ihr Gewiſſen beſiegt; der Kampf mit ihrem Herzen wird dir nicht ſchwer werden!

Ohne ein Wort zu ſprechen, taumelte izt der Ritter Klaren nach. Sie gieng ſtandhaft voran; er folgte weinend und ſtillſchweigend. Als beyde eben die Pforten erreicht hatten, begann der Geſang der Nonnen aufs neue. Der Ritter ergriff Klarens Hand; ſie zog ſolche zurück, und ſuchte die Schnur der Glocke, um anzuläuten.

Der Ritter. *(es hindernd)* O Klara, erbarme dich deiner und meiner! Hörſt du nicht ihr Klagen? Iſt dieß der Ton der Freude? Iſt dieß ein Lobgeſang des Schöpfers? Iſt es nicht vielmehr ein klägliches Rufen nach Hülfe? nicht Flehen um Auflöſung aus der Qual? Willſt Du die Anzahl dieſer Unglücklichen vermehren?

Klara. Ich muß! Ich will! Ich muß!

Der Ritter. O, ſo gewähre mir nur eine einzige Bitte! Gewähre ſie mir, ſonſt ende ich vor deinen Augen! Sonſt werde ich dich noch in dieſer Stunde als meine Mörderinn vor Gottes Thron anklagen!

Klara. Grauſamer! (kämpfend. Pauſe.) — Wenn es mein Gelübde nicht hindert, — bitte! Ich will gerne gewähren!

Der Ritter. (kniend) Würdeſt du, Edelſte deines Geſchlechts, würdeſt du — wenn dein Gelübde dich nicht hinderte, würdeſt du dann mich wohl lieben können?

Klara. Warum quälſt du dich und mich? Was kann —

Der Ritter. Sprich! Holde, theure Klara! Sprich offen und frey! Von deinem Ausſpruche hängt mein Leben, oder mein Tod ab.

Klara. Um dich zu entfernen, um dich zu beruhigen: ſo nimm das Bekenntniß mit dir: Ich würde dich lieben, wenn mein unauflösliches Gelübde mich nicht hinderte!

Der Ritter. (ſie umfaſſend) Dank, tauſend Dank! — —

Ein Sturmwind erhob Beide in diesem Augenblicke hoch in die Luft empor; sie umschlangen sich fest, und sanken bald darauf ins Felsenthal hinab. Noch glänzte am Abhange desselben die leuchtende Wolke, und eben reihte sich zu beiden Seiten aufs neue eine große Zahl Mönche und Nonnen. Der Ritter stand zitternd und staunend mit seiner Klara in der Mitte.

Die Stimme. (sanft und väterlich) — Seyd fruchtbar, mehret euch, und füllet die Erde! — (ernst und streng zu den Mönchen und Nonnen) Ihr aber kehret nach einer Million von Jahren zur neuen Rechenschaft zurück.

Verschwunden war in diesem Augenblicke das ganze Bild! Der Ritter führte seine Klara in die väterliche Burg zurück, und empfieng sie binnen Monatsfrist vom Vater zum Weibe. —

F — e.

(Aus Meißners Apoke.)

II.

Was vermögen Weiber nicht?

Eine Erzählung.

Ein Edelmann, der in den Böhmischen Gebirgen ein altes Schloß bewohnte, das er von seinen Ahnherren geerbt, die es vielleicht vor vielen hundert Jahren den Gothen oder Vandalen abgenommen hatten, heurathete eine von seinen Nachbarinnen. Seine Braut brachte ihm zum Heurathsgut eine gute Portion Stolz, noch mehr Dummheit, und eine ganze Menge Dokumente und Verschreibungen mit, woraus kein Mensch klug werden konnte. Sie waren ganz eigentlich dazu gemacht, den einfältigen Besitzer zu bethören; denn im Fall man Gebrauch davon machen, und alle diese Ländereyen in Besitz nehmen wollte, mußten nothwendig über das Mein und Dein langwierige Prozesse entstehen, wobey kein Theil gewinnen, aber in jedem Falle verlieren konnte. Aus dieser edlen Verbindung erhielt ein Sohn sein Daseyn, der viele Jahre lang den Urhebern seiner Geburt ähnlich war. An den Geschlechts-

namen liegt wenig; aber der Held unſerer kleinen Erzählung muß doch einen Namen haben; er mag Nepomuk heiſen. Nepomuk ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, auf dem Schloſſe ſeines Vaters nach deſſen Maximen und Grundſätzen erzogen. Der Pfarrer des Dorfes, der ſehr mittelmäßige Kenntniſſe hatte, keine Philoſophie verſtand, und von Weltſitten und Weltton ſich keinen Begriff machen konnte, weil er beide, auch nicht dem Namen nach, kannte, ward ſein Lehrmeiſter im — Leſen und Schreiben — weil er ſelbſt weiter nichts und überdies beides ſtümperhaft wußte. Aus dem allem iſt es ſehr begreiflich, welche Erziehung er erhielt. Sein Genie entwickelte ſich ſchneller, als man anfangs glaubte. Im achtzehnten Jahre konnte er leſen, und im zwanzigſten ſchreiben. Die ganze Familie in einem Umkreis von einigen Meilen, die alte Tanten und Onkel, und überhaupt die ganze hochadeliche Sippſchaft erſtaunten nicht wenig über die ungeheure Fortſchritte, die der junge Nepomuk in ſo kurzer Zeit gemacht hatte. Es konnte nicht fehlen, er wurde in der ganzen Nachbarſchaft als ein Wunderkind ausgeſchrieen. Bey ſeinen ungeheuren Kenntniſſen war er aber ganz ſtille vor ſich, ohne viel Lärm von ſich zu machen; es ſchien, daß er der Vorſchrift eines gewiſſen Philoſophen folgte, der den Rath gab, man ſollte nur wenig ſprechen. Gerade ſo machte

es Nepomuk, daß es schien, als wenn er bey diesem Philosophen selbst in die Schule gegangen wäre. Die wenige Fehler, die er an sich hatte, wußte man geflissentlich zu entschuldigen, wenn man sie mit den rühmlichen Eigenschaften in Paralelle stellte, die er in einer solchen Vollkommenheit besaß. Diese Talente konnten unmöglich auf einem elenden Dorfe vergraben bleiben; sie mußten ans Tageslicht kommen. Nach vielen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten war seines Vaters Resultat, ihn nach Wien zu einem seiner nahen Anverwandten zu schicken. Nepomuk willigte mit einer gewissen Schüchternheit ein. Allein Widerspenstigkeit gegen die Befehle seines Vaters kannte er nicht; er reißte daher nach Wien, nachdem ihm sein Vater Vorsicht und Klugheit sehr nachdrücklich empfohlen hatte. Nepomuk — doch, nun wird es wohl Zeit seyn, ihn Baron zu nennen: also — der Herr Baron wunderte sich gewaltig, daß er die Welt so groß und geräumig fand, die er sich nicht viel größer, als seines Herrn Vaters Gut, mit allen Pertinentien, gedacht hatte, und kam, ohne irgend ein Abentheuer bestanden zu haben — denn diese Geschichte hat sich ja in unsern Tagen zugetragen — wohlbehalten bey seinem Oheim an. Dieser alte gutmüthige Mann nannte sich von Walter; er war im Kriege grau geworden, hatte in seiner Jugend manche Männer eifersüchtig gemacht, manchem auch Hörner

aufgesetzt, und manche, die jezt alte Mütterchen sind, waren in seinen Jünglingsjahren seine Gebieterinnen gewesen. Er war Hofmann, verstand den Conversationston, und galt überall, selbst noch in seinem Alter, für einen guten Gesellschafter. Er konnte also seinen Herrn Neven nicht anders, als auf eine Art, empfangen, die diesem eben so neu, als überraschend war; allein, aus den ersten paar Worten, die der junge Herr Baron nur halb zwischen den Zähnen hervorbrachte, und halb verschluckte, schloß der Herr Onkel auf seine Fähigkeiten, auf seinen Verstand, auf seine Kenntnisse, und es that ihm wirklich leid, daß er sich in der guten Meynung betrogen sah, die er von ihm gehabt hatte.

Der junge Herr Baron hatte sich einen schiefen Gang angewöhnt; stets hatte er die Augen auf den Boden geheftet: und seine Furchtsamkeit, die er bey allen Gelegenheiten äusserte, war von einer solchen Beschaffenheit, daß man sich schwerlich einen Begriff davon wird machen können. Redete man ihn an: so waren es abgebrochene Worte, die keinen Sinn hatten; dieß mußte er selbst merken, denn, so wie er etwas gesagt hatte, wurde er blutroth. Allein, er war von Person groß, wohlgebaut; sein Wesen kündigte ihn als einen Mann an, mit dem Mars und Venus zufrieden seyn würden.

Dem Herrn von Walter blieben beide Eigenschaften seines Neveu nicht unbemerkt, und er war gleich darauf bedacht, sie ihm benutzen zu helfen. Sein Plan war schon gemacht. Um seinen Neveu mit einemmal umzumodeln, um ihn von seiner Furchtsamkeit zu heilen, um ihm seine bäurischen und äusserst unanständige Manieren abzugewöhnen, um ihn recht bald zum Militär, wozu er noch die meiste Anlagen zu haben schien, geschickt zu machen, blieb ihm weiter kein Mittel übrig, als den jungen Herrn Baron, Damen von Stande vorzustellen, und diese zu ersuchen, für die Ausbildung des jungen Herrn zu sorgen, ihm nach und nach seine Fehler abzugewöhnen, und unvermerkt ihm durch Beyspiel und Zurechtweisung zu der guten Lebensart und zum feinen Weltton Anleitung zu geben. Walter brachte seinen Neveu zuerst zur Gräfinn von Baiern, mit der er auf dem vertrautesten Fuße zu leben das Glück hatte. Diese Dame war recht gut vierzig Jahre alt, sie gab sich aber kaum für dreyßig aus; aus den Ueberresten ihrer Reize sah man, daß sie eine bezaubernde Schönheit mußte gewesen seyn. Gnädige Frau — sagte der Herr von Walter — ich empfehle Ihnen meinen Neveu, er ist noch jung, aber er nimmt Lehre an. Ich bitte Sie, sich für ihn zu interessiren. — Die ganze Figur des Barons war für die Gräfinn ein überraschender Anblick.

Seine Figur gefällt mir — sagte sie zum Hn. von Walter — es wird mir lieb seyn, wenn ich ihm nützlich seyn kann. Der Baron antwortete hierauf blos mit tiefen Bücklingen, oder mit einigen halb hörbaren Worten, die er zitternd herstammelte. Doch unterstand er sich, die Gräfinn von der Seite anzusehen, und fand sie reizend. Sie empfohlen sich, und der Baron empfand eine gewisse Unruhe, die er sich nicht erklären konnte, doch, so bald er wieder im Freyen war, dachte er weiter an nichts.

Nach einigen Tagen erinnerte Walter seinen Neveu, daß er seine Besuche bey der Gräfinn nicht so sparsam machen müßte, weil sie ihm manche nützliche Dienste leisten könnte. Der Baron wünschte selbst, sie bald wieder zu sehen; allein, seine Unruhe nahm in dem Verhältniße zu, je näher er ihrer Wohnung kam. Am Ende, da er bald fürchtete, bald wünschte, sie nicht zu Hause zu treffen, kommt er an ihren Pallast, fragt, ob sie zu sprechen wäre, und hört mit Schrecken, daß sie allein sey. Die Gräfinn nahm den Baron mit einem zärtlichen Lächeln auf, und nöthigte ihn, sich neben ihr aufs Sopha zu setzen. Der Baron war nie in seinem ganzen Leben in einer solchen Verlegenheit gewesen; er fühlte es, daß es der Wohlstand erfordere, zu sprechen, allein es fiel ihm zum Unglück auch nicht das Geringste ein, womit er die

Unterredung hätte anfangen sollen. Das schöne Wetter, der Regen oder Sonnenschein, Stadtneuigkeiten, die Moden und Schönheiten Wiens, hätten ihm freilich tausendfache Gelegenheit gegeben, ein Gespräch auf die Bahn zu bringen, wenn ihm andere Materien nicht gerade beygefallen wären, allein, selbst dieser tägliche Stoff zu Unterhaltungen fiel ihm auch nicht einmal ein. Zum Unglücke liebte die Gräfinn dergleichen Kleinigkeiten nicht; nur zu sichtbar bemerkte sie die Unruhe des jungen Menschen; und nun faßte sie mit einemmale den edelmüthigen Entschluß, ihm in der Lebensart und dem Weltton Unterricht zu ertheilen. Sie bat ihn, er möchte sie täglich besuchen. Der Baron versprachs. Nun war wieder eine lange Pause. Der Baron wünschte sich weit weg. Ein Bedienter meldete einen Besuch an. Wie froh war der Baron, daß sich eine so herrliche Gelegenheit zum Aufbrechen ereignete. Er entfernte sich so schnell als möglich. Nun besuchte er die Gräfinn öfters. Allein er war noch immer unleidlich. Ihre Blicke, ihre listige Wendungen, und feine Angriffe rührten ihn nicht. Auf die Art vergieng recht gut ein Monat. Der Hr. von Walter prüfte beynahe täglich seinen Neveu, welchen Eindruck der Unterricht der Gräfinn auf ihn machte; allein er bemerkte noch immer in seinen Augen eine stupide Mattigkeit, worüber er hätte mögen närrisch werden. Schon

gab er alle Hoffnung auf, daß seine Plane je in Erfüllung kommen würden; allein, gerade um diese Zeit war der Zeitpunkt, wo der Herr Baron etwas von seiner Blödigkeit und seinem linkschen Wesen verlor.

An einem Morgen machte er bey der Gräfinn seine Aufwartung; er fand sie bey ihrer Tollette. Ein blöder Liebhaber spielt in dieser Verfassung bey den Damen die traurigste Rolle. Der Baron wagte es nicht, mit seinen Augen bey tausend Schönheiten zu verweilen. Er spielte unterdessen lieber mit einem kleinen Hunde. Umsonst ließ die Gräfinn ihren Nachtmantel fliegen, umsonst zeigte sie ihm ihren runden Arm, der zum Küssen gemacht war. Lieber Baron — sagte endlich die Gräfinn, und unterbrach das Stillschweigen — Sie haben gewiß eine Schöne, die Sie lieben. Wo sollte man aber auch den jungen Menschen finden, der nicht ein Mädchen hätte? — Der Baron ward über und über roth, sann lange auf eine Antwort, endlich sagte er: Ich liebe noch nicht. — Sie sagen mir nicht die Wahrheit. — Nichts ist wahrer, als was ich eben gesagt habe. — Wie, noch keine Dame sollte Eindruck auf Ihnen gemacht haben? — Der Baron wurde etwas dreister, faßte ein Herz und sagte: Wenn alle Frauenzimmer so wären, wie Sie, so würde es mir doch wohl etwas Mühe

machen, unempfindlich gegen solche Reize zu bleiben. — Wie, Sie werden ja galant? — Gnädige Frau — Er stammelte einige Worte ohne Sinn und Verstand, er wußte nicht, was er sagen sollte. Die Gräfinn hatte wahres Mitleiden mit seiner Bestürzung. — Sie lieben mich also? sagte sie. — Ich glaub — ich bitte um Vergebung — aber — doch — Ei! Ei! Ich muß Ihnen doch sagen, lieber Baron, daß Sie Ihre Zeit ganz unnützer Weise verschwenden. Aber verhelen Sie mir nichts, entdecken Sie mir ganz offenherzig Ihre wahre Gesinnung. — Wenn ich es wagen dürfte. — — — Nur dreust damit heraus: Sie lieben mich, nicht wahr? — Der Baron schwieg. — Die Gräfinn rückte näher an ihn heran. — Armer Junge! rief sie aus — wie beklage ich Sie! — Der Baron that sich selbst Gewalt an, er küßte ihre Hand: dieß war würklich sehr viel. Hieraus schloß die Gräfinn, daß ihre Unterweisungen nicht ganz fruchtlos seyn möchten; sie erwartete neue Beweise von den Fortschritten ihres Günstlings: aus ihren Augen stralte ein Feuer der Liebe, das jeden entzünden mußte, der als Neuling sein Probestück machte. Gerade dieser Augenblick war für sie erwünscht, wäre auch für ihn erwünscht gewesen, wenn er noch länger hätte warten wollen; allein so gab er nöthige Geschäfte vor, und empfahl sich. Er war ausser sich vor Freuden, als er sich wieder

im Freyen sah; aber er bemerkte seine Blödigkeit und Schüchternheit nur zu gut. So muß man mit den Damen nicht umgehen, sagte er bey sich. Er nahm sich vor, auf ein andermal seinen Fehler wieder gut zu machen.

Der Baron ward unbemerkt nach und nach dreuster und verwegener. Er lief spornstreichs zur Gräfinn. Sie essen heute Mittag bey mir — sagte sie zu ihm — wir sind allein. Ich habe Kopfschmerzen, Sie sollen mir Gesellschaft leisten; aber führen Sie sich artig auf. Der Baron versprach alles, und hielt leider nur zu gut sein Wort. Die Gräfinn war nicht wenig verlegen. Sie wußte nicht, wodurch sie ihm Muth einflößen sollte. Sie befürchtete, zu weit zu gehn, und dann glaubte sie wieder, zu wenig zu thun. Er sprach blos in einsylbigen Tönen. Es fiel ihm nicht ein, daß es gewisse Dinge gäbe, welche die Damen erröthend machen; und daß man etwas verwegen seyn müßte, wenn man glücklich seyn will. Sie setzen sich beide zu Tische. Hier bemerkte man erst ganz sichtbar die Blödigkeit des jungen Barons. Es war ihm peinlich, daß er einem artigen Weibe gegenüber sitzen mußte; er wußte nicht recht, was er mit Messer und Gabel anfangen sollte, und die Augen schlug er stets nieder, und hatte sie auf seinen Teller geheftet. Die Gräfinn bediente ihn mit vieler

Auf-

Aufmerksamkeit, und that ihr Möglichstes, seine Schüchternheit zu verscheuchen. Jezt stand man von Tische auf. Die Gräfinn gieng in ein anstoßendes Kabinet, das von Grazien aufgeputzt zu seyn schien, und welches ein Asyl von geheimen Vergnügungen ankündigte.

Die Gräfinn warf sich nachläßig auf einen Sopha nieder, und der Hr. Baron nahm in einer weiten Entfernung ehrfurchtsvoll seinen Platz. In allem Ernst — rief die Gräfinn aus — muß ich es nur gestehn, daß ich närrisch bin. Wie! Ich bleibe mit einem jungen Menschen allein! — Man kennt ja Ihre Klugheit, sagte der Baron. — Ich rechne auf Ihre. Allein, Baron, kommen Sie doch näher, ich begreife nicht, was Sie so nahe an der Thüre machen wollen. Der Baron ward unruhig, beklommen, und rückte endlich seinen Stuhl neben der Gräfinn ihren Sopha. — Es muß heute schrecklich warm seyn, man kann nicht ausdauren, sagte die Gräfinn, nahm ihr Halstuch ab, und ließ einen Busen sehen, der sie um zehn Jahre verjüngte. Gern würde der Baron in die Arme der Gräfinn geflogen seyn, allein, eine unsichtbare Macht hielt ihn zurück. Wissen Sie wohl, sagte die Gräfinn zu ihm, daß Sie die Kunst verstehen, Andere in sich verliebt zu machen? Wenig Damen werden Ihnen widerstehen können.— Ich bestrebe mich jezt bloß, die Achtung einer Ein-

zigen — Sie können sie mir ohne Furcht nennen — Sie ist nicht weit von hier. — Die Gräfinn schwieg, und der Baron blätterte in einem Buche, das er neben sich liegen fand. Der Gräfinn ward endlich die Zeit lang, sie fragte ihn: Haben Sie keine Geschäfte? — Alle meine Wünsche bestehen blos in dem einzigen — entgegnete er — bey Ihnen bleiben zu dürfen. — Ich danke Ihnen für das Compliment. — Vielleicht sollte ich darauf bedacht seyn, mich Ihnen zu empfehlen. — Nein; nein, bleiben Sie: ich sehe Sie mit Vergnügen bey mir, ja ich glaube sogar, daß Sie in der Folge mir nicht ganz gleichgültig seyn möchten. Der Baron fiel der Gräfinn zu Füßen, und rief mit Enthusiasmus aus, daß er sich nun für den glücklichsten Sterblichen hielte (*).

(*) Allein, wie war es möglich, daß er in einigen Wochen es so weit brachte, und sogar das Niederfallen und Hinknien vor dem geliebten Gegenstand jezt mit einemmal in Praxin brachte, welches andre erst durch eine lange Romanenlectüre erlernen müssen? Diese Frage wird vielen meiner Leser einfallen, so wie sie mir eingefallen ist. Ich kann sie durch weiter nichts beantworten, als daß der Hr. Baron würklich Romane gelesen hat, woraus sich Vieles von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden mit leichter Mühe erklären läßt. Anmerk. des Herausgeb.

Er schien wirklich mit Empfindung zu sprechen, und tief gerührt zu seyn; nahm die Hand der Gräfinn, drückte sie an seine Lippen, herzte und küßte sie, und benetzte sie mit seinen Thränen. Bleiben Sie mir stets getreu — sagte die Gräfinn zu ihm — und versprechen Sie mir vornehmlich Verschwiegenheit. Der Baron ward immer dreuster und verwegener, und erlaubte sich manche kleine Freyheiten. Machen Sie endlich dem Dinge ein Ende, sagte die Gräfinn von Baiern mit einer schwachen Stimme, verstehen Sie mich wohl, machen Sie dem Ding ein Ende. — — Der junge erschrockene Liebhaber glaubte, die Gräfinn beleidigt zu haben, entfernte sich, und setzte sich auf seinen vorigen Platz. — Versprechen Sie mir, bescheidener, vorsichtiger und zurückhaltender zu seyn! — — Ich verspreche es heilig — schenken Sie mir nur Ihre Vergebung. — Ich vergebe Ihnen; und zum Beweise, daß ich alles vergessen habe, erlaube ich Ihnen, meine Hand zu küssen. Der Baron stammelte seinen Dank mit der auffallendsten Bezauberung, und lebhaftesten Freude. Die Gräfinn ward von dieser Bezauberung mit bezaubert; ihre Blicke verriethen es, daß sie mehr, als blose Freundschaft andeuteten. Zärtlichkeit und Liebe schimmerten aus ihnen hervor. Der Baron wagte es, sich mehrere Freyheiten herauszunehmen; die Gräfinn that nur sehr schwachen Widerstand; mit Zittern wollte er

den letzten Schritt wagen, sich zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Ha! machen Sie endlich ein Ende — sagte die Gräfinn, und that dabey einen Seufzer. — Die Unschuld behielt jezt über den Baron die Oberhand; die Gräfinn war betroffen, kam zu sich selbst, entfernte sich wider ihren Willen, und schloß sich in ihr Kabinet ein. Der Baron entfernte sich, und verließ den Pallast der Gräfinn; er sah nur zu bald seinen Fehler ein, den er begangen hatte, und ärgerte sich, daß er die gute Gelegenheit zu wenig benutzt habe, da es blos an ihm gelegen, ob er den blumenreichen Pfad der Liebe betreten wollte. Lange verfluchte er seine Blödigkeit.

So bald wagte es der Baron nicht, die Gräfinn von Baiern zu besuchen. Sie erwartete ihn täglich und stündlich mit Ungeduld, indem sie die Hoffnung noch nicht ganz aufgab, ihm seine Fehler abzugewöhnen, und seine Irrthümer zu benehmen. Endlich, nach einem ziemlich langen Zwischenraum, wagte es der Baron auf gut Glück, und machte der Gräfinn seine Aufwartung. Er traf sie durch Zufall gerade in dem glücklichen Kabinet. Er trat hinein, vor Furcht und Freude zitternd. Die Gräfinn redete ihn an: Ich bitte Sie, auf ein andermal vorsichtiger und klüger zu handeln, sonst könnte ich leicht über Sie böse werden. Einzig und allein muß die Liebe — versetzte er — mir zur Entschul-

digung dienen. — Ihre Schönheit ist zu reizend, zu bezaubernd, daß man nicht immer zurückhaltend seyn kann, wenn man auch gern wollte. Diese Antwort kostete ihm viel Mühe, und machte der Gräfinn nicht wenig Vergnügen. Wir wollen einander lieben, und der Liebe pflegen. — Die Glückseligkeit, die Sie mir versprechen, entzückt mich, und macht mich schwindelnd; ob sie mir gleich nur in einer Entfernung gezeigt wird. — Ich empfinde es zu gut — entgegnete die Gräfinn — daß ich ohne Sie nicht länger leben kann.

Der Baron dachte an keine Antwort, weil ihm keine einfallen wollte; er begnügte sich blos, die Gräfinn mit unverwandtem Blick anzusehen. Sie verwünschte innerlich die Blödigkeit ihres Liebhabers, als mit einemmal ein Nichts die ganze Sache entschied, die Furchtsamkeit des jungen Herrn vertrieb, und beyde glücklich machte. Die Gräfinn ließ ihr Schnupftuch fallen: Der Baron war gleich bereit, es aufzuheben, die Gräfinn bückte sich ebenfalls, bey welcher Gelegenheit ihr Mund des Barons Mund begegnete. Der Baron benutzte diesen Vorfall, er ward verwegener: er gieng dabey langsam zu Werk, wenn etwa die Gräfinn zürnen sollte; aber sie that nur schwachen Widerstand. Jezt sprachen beyde leise miteinander, und er überwand glücklich alle Hindernisse. Nun sah erst der Baron

ein, daß bey der Liebe eine gewiſſe Dreuſtigkeit ſchlechterdings nothwendig ſey, und daß man viel wagen müßte, wenn man zum Zweck kommen wollte. Er empfand auch nun zum erſtenmal, daß unter allen Vergnügungen die Vergnügungen der Liebe die reinſten und erhabenſten ſind. Die Gräfinn wollte ihres Sieges gewiß ſeyn, ſie mußte alſo natürlich nachgeben, und ſich nicht lange ſträuben, wenn ſie ihrem blöden Liebhaber nicht vollends allen Muth benehmen wollte.

Seit dieſem glücklichen Tage war der Baron ein ganz anderer Menſch geworden; ſein Verſtand entwickelte ſich nach und nach; ſeine Blödigkeit verſchwand — zum Theil —; er ſtudierte die Moden, und ward in kurzer Zeit ein galanter und bey den Frauenzimmern beliebter junger Herr.

Der Herr von Walter bemerkte nur zu bald die Veränderung, die mit ſeinem Neveu vorgegangen war: ohne viele Mühe errieth er die nächſte Veranlaſſung von dieſer Metamorphoſe. Der Baron ſah öfters die Gräfinn, welche allen Fleiß darauf wandte, aus ihm einen vollkommenen Kavalier zu machen.

Dem ungeachtet wünſchte der Herr von Walter, daß die Munterkeit und Lebhaftigkeit ſeines Neveu

noch vermehrt werden möchte, und weil er die letzte Hand an die Erziehung seines Zöglings zu legen sich vorgenommen hatte, stellte er den jungen Herrn der Baroneſſe von Korn vor. Dieſe Dame vereinigte mit dem reizendſten Wuchs die ſchönſte Figur von der Welt; ihre ſchalkhaften Augen ſchienen ihre Liebhaber auszuhöhnen, wenn ſie ſtarr auf ſie hinſah; ihr fleiſchichter Arm war mit einer zum Entzücken ſchönen Hand verbunden. Allein dabey äuſſerte die Baroneſſe den auffallendſten Muthwillen; ſie hatte gewiſſe Kaprizen, Manieren und Weiſen ſich angewöhnt, welche ihren Anbetern nicht wenig zu ſchaffen machten. Wegen ihrer Koketterie war ſie überall, weit und breit berüchtigt; ſie fand ein großes Vergnügen daran, ihre Anbeter täglich vermehrt zu ſehen, und Huldigungen über Huldigungen zu erhalten. Die anſcheinende Unſchuld und der Ernſt des Barons machte ihr kein geringes Vergnügen; ſo bald ſie ihn das erſtemal ſah, nahm ſie ſich gleich vor, ihn zu bilden, und nach ihrer Hand zu ziehen (*).

(*) Unter dem Schreiben fällt mir Etwas ein, das ich unmöglich auf meinem Herzen behalten kann. Ein gewiſſer * heurathete ein junges Mädchen, und ſagte öffentlich, als ſie noch ſeine Braut war, daß er ſie nach ſeiner Hand ziehen wollte. Allein das Blättchen drehete ſich bald um, die Frau zog

Der Baron vergaß sehr bald die Gräfinn von Baiern; ob sie ihm gleich manche Dinge geleistet hatte, und er ihren Unterweisungen vieles zu verdanken hatte. Er gieng jezt weit lieber zur Baronesse hin, und die Gräfinn war sehr bald aus seinen Gedanken gänzlich verschwunden. Er war jezt weit freyer und ungezwungener bey den Damen, und hatte sehr vieles von seinem vorigen Wesen abgelegt, daß, wenn sein Vater und seine Mutter ihn in diesem veränderten Zustande zu sehen bekommen hätten, sie ihn vielleicht nicht für ihren Sohn würden erkannt haben.

Einst traf er die Baronesse allein. Ich freue mich — sagte er zu ihr beym Eintritt ins Zimmer — über das Glück, das mir der blose Zufall verschaft; allein glauben Sie mir, gnädige Frau, es ist gefährlich, wenn man Sie sieht; man verliert nur zu bald seine Freyheit. — Ist dieß denn eine so erstaunliche Sache! war der Baronesse ihre Antwort. — End-

---

den Mann nach ihrer Hand, und legte ihm so listige Fußangeln und Handschellen an, daß er vielleicht bis auf diese Stunde es noch nicht weiß, daß er sie trägt, und noch immer wähnt, in Freyheit zu seyn, da er im Grunde der ärgste Sklave ist. Anmerk. des Herausg.

lich erwachen Sie aus Ihrem Schlummer: Wiſſen Sie was, mein Lieber, wenn Sie in der Welt gefallen wollen, ſo müſſen Sie munter und lebhaft ſeyn, und nicht ſo beſtürzt ſcheinen. — Wie belehrend iſt nicht dieſer Unterricht, den man von dem geliebten Gegenſtande empfängt, wie bleibend iſt er nicht! — Benutzen Sie meinen Rath, und beſonders in dem Punkt der Liebe. — Es iſt wahrlich ſchwer, keine zu empfinden, wenn man Sie ſieht. — Sie finden mich alſo ganz artig. Ey freylich, dazu braucht man nur Augen zu haben. — Ich will mein Möglichſtes thun, daß Sie in der Welt glänzen ſollen. Befolgen Sie nur meine Lehren, dann werden Sie gewiß zum Zweck kommen. Der Baron ward beſtürzt; ſeine Blödigkeit ſtellte ſich wieder ein. — Er macht mir unendliches Vergnügen! rief die Baroneſſe aus. Kommen Sie ja, mein Lieber, morgen früh zu mir. Der Baron empfahl ſich der Baroneſſe, nachdem er für die hohe Gnade gedankt hatte, die ſie ihm erweiſen wollte. Er nahm ſich feſt vor, in der Folge dreuſter zu werden; er ſah, daß hievon ſein ganzes Glück abhieng. Jezt hatte er ſeine Augen nicht weiter auf die Erde geheftet, ſie liefen im Kopf herum, und aus ihnen ſtralte ein Feuer, das ſehr leicht Verwüſtungen anrichten konnte; und ſein Gang und Betragen kündigten den wahren Petitmaitre an.

Den andern Tag flog er zur Baroneſſe hin. Ich wartete auf Sie — ſagte ſie zu ihm — weil ich mich eben an die Toilette ſetzen wollte; hier können Sie mir manche nützliche Dienſte leiſten. Der Baron verſicherte auf die beßte Art von der Welt, daß er von allem dem, was zum Putz der Damen gehörte, auch nicht das geringſte verſtünde. Es wurde ihm geſagt, er müßte gehorchen, worauf er ſich zu dieſem Geſchäfte entſchließen mußte. Er legte ein Schönpflästerchen auf, ſteckte eine Nadel an; allein er war dabey ſo zerſtreut und unruhig, daß er oft das Eine für das Andere that; oft entdeckte er auch gewiſſe Reize, die verſteckt hätten bleiben ſollen. Die Baroneſſe lachte über ſeine Ungeſchicklichkeit, und ermahnte ihn, es beſſer zu machen. Der Baron hatte nicht das Talent zu einem galanten Petitmaitre. Die Toilette war nun gemacht; die Baroneſſe fand alles ſchön, vortreflich. Sie wollte einer Dame eine Viſite machen, daher mußte alles nach der ſtrengſten Regel der Kunſt eingerichtet ſeyn. Der Baron erhielt zärtliche Blicke zur Belohnung, und ehe er ſich entfernte, küßte er der Baroneſſe ehrfurchtsvoll die Hand.

Es ward ihm erlaubt, ohne Umſtände die Baroneſſe zu beſuchen. An einem Nachmittage, als die gewaltige Hitze zur Ruhe einladete, fand er ſie eingeſchlafen. In der Stille bemerkte er alle

Reize, welche ſich ſeinen Blicken darſtellten. Ein anderer würde dieſen ſanften Schlaf zu ſeinem Vortheil benutzt haben, allein er blieb lange unbeweglich ſtehen, und wußte nicht, was er machen ſollte. Eben war er im Begriff, wegzugehen, als die Baroneſſe erwachte. Wie glücklich bin ich — ſagte ſie zu ihm — daß ich noch zu rechter Zeit aufgewacht bin. Sie hätten leicht verwegen werden können. Ich weiß es zu gut, welchen Reſpekt ich Ihnen ſchuldig bin — ſagte der Baron. — Sie werden mir doch wohl nicht weiß machen wollen, daß es möglich ſey, Ihre Weisheit wirklich ſo weit zu treiben. — Jezt merkte der Baron erſt, daß er noch lange nicht ſeine Blödigkeit abgelegt habe, und daß er noch viel lernen müßte, um dieſe ganz zu vergeſſen. Ich glaubte — ſagte er — daß Ihnen eine ſolche Zurückhaltung lieb ſeyn würde. — Sollte ich Sie etwa dafür belohnen? — Es hängt blos von Ihnen ab, entgegnete er mit Feuer — mich zum Glücklichſten von den Sterblichen zu machen. — Ich verſtehe Sie nicht: und ein Seufzer bewieß gerade das Gegentheil. Er nimmt der Baroneſſe Hand, drückt ſie an ſeinen Mund; er wird in Flamme geſetzt; iſt zudringlich mit etwas Furchtſamkeit; es erfolgt ein kleiner Widerſtand; er macht einen neuen Angriff, und es erfolgt weiter kein Widerſtand, ſein Glück zu bekrönen.

Dieſer glückliche Baron wird durch gewiſſe Glückszufälle aufgeklärt, verliert ſeine bäuriſche Einfalt; mit Verluſt ſeiner Unſchuld erkauft er die ſtädtiſche Manieren und Laſter, wird galant, macht den Damen fleißig die Cour, und macht in der Welt ein ſogenanntes Glück, indem er ſehr bald von einem militäriſchen Poſten zum andern ſteigt. Sein Beyſpiel beweiſet, wie nützlich und ſchädlich die Frauenzimmer ſind, und in wie kurzer Zeit ſie die Mannsperſonen abſchleifen können.

(Aus den Unterhaltungen für Leſegeſellſchaften.)

III.

Der Hundsſattler und der Leineweber.

Eine Criminal-Anekdote.

Im Fränkiſchen durchſtrich vor ohngefähr 40 bis 50 Jahren ein Krämer das Land, den der größere Haufen faſt durchgängig nur unter der Benennung des Hundsſattlers kannte. Er war ein Mann, der mit Schnittwaaren handelte, auf den Dörfern und in Flecken oft anſehnlichen Abſatz fand, jenen Spitznamen aber von den zwey engliſchen Docken erhalten hatte, die er überall mitzuführen, und mit einem Theil ſeiner Waaren zu bepacken, mithin ſie gleichſam zu ſattlen pflegte. Ein junges Weibsbild, das er für ſeine Frau ausgab, und bey welcher ihm wenigſtens alle Rechte eines Mannes frenſtanden, war ſeine gewöhnliche Begleiterinn. Für ſo ganz Ungetreu galt freilich ſeine Denkungsart und ſein Betragen nicht; gleichwohl wußte niemand ihm etwas auffallendes nachzuſagen, und noch weniger zu erweiſen.

Um eben diese Zeit lebte auf dem Lande, in einem kleinen offenen Marktflecken ein Leineweber, der schon Vater von sechs Kindern und ein kreuzbraver Mann, nur eben seiner zahlreichen Familie halber so blutarm war, daß oft die Sonne Wochen lang in seine Küche schien, ohne einen Funken Feuer auf seinem Heerde zu finden. Der Hundssattler hatte ihn, weiß der Himmel, durch welchen Zufall, kennen gelernt, und pflegte zuweilen, wenn Nacht, oder übles Wetter sein weiteres Fortkommen hinderten, hier auf einer Streu — denn an ein Gastbett war nicht zu denken — zu übernachten. Wenn ihm dann sein armer Wirth nach gewöhnlicher Art der Dürftigen, seine Noth recht herzlich klagte, schien er ihm mit Theilnehmung zuzuhören, und versprach: bey erster vorfallender Gelegenheit auf Verbesserung seiner Umstände zu denken.

Einst kam der Krämer und seine angebliche Frau gerade zu einer Zeit, wo die Noth des Webers äusserst groß und dringend war. Er sollte zwey Gulden, die ein harter Gläubiger ihm vorgestreckt, zahlen, oder des andern Morgens sein Handwerksgeräthe sich auspfänden lassen. Im ganzen Hause waren keine vier Kreuzer aufzutreiben; zu verkaufen, oder zu versetzen war auch nichts mehr da; kein neuer Darleiher wollte sich finden, und der ältere war unerbittlich. Die arme Frau rang die

Hände; der Mann saß hinter seinem Weberstuhl, stumm, thränend und zur Arbeit unfähig; die Kinder schrieen um Brod. Als der Hundssattler diesem Jammer eine Weile zugesehen und zugehört hatte, sagte er; Wohlan, hier will ich mich ins Mittel schlagen. Ich bin so eben im Begriff, zu einem meiner vorzüglichsten Kunden zu gehen, eine ansehnliche Summe Silbergeld einzukassiren, und einige neue Waare abzuholen. Komm mit; hilf mir tragen! Ich will dir reichlich lohnen. Ueberhaupt, wenn ich merke, daß du in mein Geschäfte dich schickst, so will ich dich von nun an dazu gebrauchen, und ich wette, es soll dich bald besser nähren, als dein ärmlicher Weberstuhl. Aber freilich, da deine Noth dringend ist, so müssen wir auch sogleich uns aufmachen. Ich hatte ohnedem keine Lust, heute hier zu übernachten: mein Weib mag aber da bleiben, und unsere Rückkunft abwarten.

Wer war zu allem diesem bereitwilliger, als unser Weber! Da der Krämer noch überdieß einen Zwanziger vorstrekte, da sogleich Brod und Bier dafür eingekauft, und das Weinen der Kinder gestillet ward, so entstand aus dem bisherigen Klagen ein ordentlicher Jubel. Man aß, und die beyde Männer machten sich dann sofort auf den Weg. Dieser Weg gieng durch einen Wald. Es ward schon dunkel, als sie sich in der Mitte desselben

befanden. Als ſie an einen Kreuzweg kamen, blieb der Krämer ein paar Augenblicke ſtehen, und pfiff viermal äuſſerſt ſtark nach jeder Himmelsgegend, ohne daß ſein Gefährte begreifen konnte; warum dieß geſchähe? Sie giengen weiter; nach drey oder vier Minuten rauſchte es zur Rechten und zur Linken ſtark im Gebüſch. Der Weber fuhr erſchrocken zuſammen; er erſchrack noch mehr, als neun oder zehn Kerls hervorſprangen, unſere beyde Wanderer umringten, den Weber mit einiger Verwunderung anſtaunten; und endlich faſt einſtimmig riefen: Willkommen, Hundsſattler, willkommen! Wo ſteckteſt du denn ſo lange? Und wer iſt dieſer hier?

"Ein neuer Camerad iſt es! erwiederte der Krämer. Armuth und Unfälle haben ihn in der Welt bisher genugſam ausgebeutelt. Nun will er ſich an anderer Leuten Beutel dafür ſchadlos halten. Ich ſteh' euch für ſeine Treue; denn ich kenn ihn ſchon lange."

"Wenn dem ſo iſt, ſo ſey er uns willkommen! antworteten alle; ergriffen einer nach dem andern ſeine rechte Hand, und ſchüttelten ſie, gleichſam zur Beſtättigung ihres Bundes. Stumm und zitternd ſtand immer noch der Weber in ihrer Mitte. Daß man ſo ihm helfen, in eine ſolche Geſellſchaft ihn einführen wollte, davon hatte er in den Worten des

Satt-

Sattlers, so sonnenklar sie jezt ihm wurden, keine Sylbe gemuthmaßt. Gern wäre er tausend Meilen davon entfernt gewesen; gern hätte er sich in dem Augenblick wieder in sein häusliches Elend zurückgewünscht; gern hätte er diesen gräßlichen Bundsgenossen geradezu gesagt: daß er jede Verbindung mit ihnen verabscheue. Aber er besorgte nicht ohne Grund, daß er selbst dann so gut als geopfert sey. Ein drohender Blick, den der Hundssattler ihm zuwarf, verstärkte diese Besorgniß, und die Liebe zum Leben bewieß ihre gewöhnliche Stärke. Er sammelte daher alle seine Kräfte, nahm eine willige Miene an; erwiederte ihren Händedruck; dankte für gute Aufnahme, und versprach sein Möglichstes zu thun, um der Gesellschaft nützlich zu werden.

Jezt eröffnete der Krämer, der sich überhaupt als Anführer der Bande betrug, wohin es heute gehen sollte? — Ein reicher Müller, sagte er, ohngefähr eine kleine Stunde von hier wohnhaft, dessen Mühle ganz abseitig liege, der weder wegen seiner selbst, noch wegen seines Hausgesindes viel zu fürchten sey, habe, wie er gewiß wisse, vor vier oder fünf Tagen 3000 Gulden baar eingenommen. Diese könnten sie besser brauchen, als er. Dieß Geschäft sey eben so leicht, als belohnend. Um unerkannt zu bleiben, wollten sie sich das Gesicht schwärzen. Wirth, Wirthinn und ein paar Mägde

müßten zuerſt gebunden und geknebelt werden; die zwey Mühlpurſchen würden in der Mühle beſchäftigt ſeyn, und vielleicht nicht einmal merken, was im Hauſe darneben vorgehe. Merkten ſie es, und ſetzten ſich zur Gegenwehr, ſo würde die Geſellſchaft leicht den Meiſter ſpielen, und müſſe zur ſchuldigen Dankbarkeit alles, was dort Odem hole, umbringen.

Man ſtimmte einmüthig dieſem Vorſchlag bey, machte ſich ſofort auf den Weg, und vertheilte während deſſelben die Rollen bey der Ausführung. Unſerm Leinweber, weil er noch Lehrling im Handwerk ſey, ward das bloſe Schildwachtſtehen zugetheilt. Auch dafür war ihm bange genug; doch fuhr er fort, ſich zu verſtellen, und verſicherte, ſo wachſam als möglich zu ſeyn. Der Einbruch ſelbſt gieng nach Wunſch von ſtatten. Der Müller und ſein Hausgeſinde ward im tiefſten Schlaf überfallen; alle waren ſchon gebunden, ehe ihnen von Dieben träumte. Aber gleichwohl fanden auch dieſe bey weitem nicht alles, was ſie ſuchten. Daß dem Müller ein Kapital von 3000 Gulden vor wenigen Tagen eingegangen, das hatten dem Hundsſattler ſeine Kundſchafter richtig hinterbracht; doch daß eben daſſelbe ſchon wieder ausgeliehen worden, das hatte er nicht erfahren, und fluchte daher jezt fürchterlich, als er das leere Neſt antraf. Der unglückliche Müller mußte eben daher an ſeinem Körper

verſchiedene Mißhandlungen erfahren, die fruchtlos blieben, weil er doch auch beym willigſten Herzen jenes Geld nicht herbeyzuſchaffen vermochte. Man packte dann zuſammen, was man fand, knebelte nochmals die Beraubten ſorgfältigſt, und entfernte ſich. Im Walde theilte man die Beute; auf unſern Weber kamen fünf Gulden; die übrige Räuber zerſtreuten ſich im Gehölze. Der Hundsſattler und der Weber giengen geradewegs auf ihre Heimath zu.

Kaum ſah ſich dieſer Letztere mit ſeinem angeblichen Verſorger wieder allein, als er in die bitterſte Vorwürfe, wegen der That, wozu er ihn verleitet habe, ausbrach. Der arme, ehrliche Mann ſchwur, daß er eher den Bettelſtab, als dieſen Ausweg gewählt haben würde, wenn er nur mit einer Sylbe ſein Vorhaben gemuthmaßt hätte. Er wollte ſelbſt die ihm zugefallene fünf Gulden wieder zurück geben. — Es ſey Sündengeld, ſagte er, es ſey Blutſchuld, die ihn ſchwerer, als ſelbſt der Hunger drücke; und er werde nie an die heutige Nacht denken, ohne zu bereuen, daß blos die Liebe zum elenden Leben und die Sorge für ſein Weib und Kinder ihn bewegen können, hülfliche Hand bey einem ſolchen Bubenſtücke zu leiſten.

Der Hundsſattler hörte die ganze Rede gelaſſen und lächelnd an; nur die fünf Gulden ſchob er

zurück, so oft sein Gefährte sie ihm anbot. — Behalte sie, sagte er, ich begreife gar wohl, daß sie der feigherzigen Memme sauer genug zu verdienen fielen. Gedenke daran, daß vielleicht morgen dein Weib und deine Kinder verhungern, wenn du jezt einen Bettel wegwirfst, der wenigstens nie wieder an seinen rechtmäßigen Herrn zurückkommen soll. Willst du aus frommer Dummheit mit Gewalt ein armer Teufel bleiben, so bleib es! Ich wieß dir wenigstens den Weg, wo du dir helfen konntest; dich mit Gewalt geschelb und glücklich zu machen, wäre Thorheit. Nur das merke dir, Kerl! von allem, was du bey uns sahest und hörtest, halte das Maul! Unterstehst du dich, auch nur ein Wort davon auszuplaudern, so wird dir die Hütte überm Kopf angezündet; so soll nicht etwann dir allein der Schädel zerschmettert, sondern auch Weib und Kinder vor deinen Augen erwürgt werden, das schwör ich dir, du magst einen Gott oder Teufel glauben, bey beyden! Und das werden gewiß vierzig bis fünfzig Bursche möglich machen, denen weder vor Galgen noch Gericht grauet.

Diese herrliche Zusicherung ward in einem Tone ertheilt, der bestättigen half, daß sie ernstlich gemeynt sey. Der arme Weber, für das Leben der Seinigen besorgter, als für sein eigenes, verschloß auch den Mund daher sorgfältig; selbst seiner

Frau ſagte er von der Geſchichte dieſer Nacht kein Wort! Er ſah den Hundsſattler in den nächſten drey oder vier Wochen noch einigemal; er zitterte heimlich, ſo oft der Räuber zu ihm eintrat; aber wenn derſelbe ihn lachend einlud, wieder mitzugehen, antwortete er blos mit einem treuherzigen: Gott bewahre! und verſchmerzte gern Spott- und Schimpfreden ſeiner Zaghaftigkeit wegen.

Selten entläuft der Dieb lange dem Galgen, und noch ſeltener lebenslang dem Gerichte. Auch der Hundsſattler ward einige Monate darauf zu Bayreuth, nicht jenes Einbruchs, ſondern andrer ähnlichen Räubereyen wegen verhaftet. Die Anzeigen gegen ihn waren ſtark. Er läugnete zwar friſch weg; doch konnte er ſich von der Tortur, die damals bey Gerichten noch allgemein im Schwange war, nicht loßläugnen. Sie ergieng, und zwar ziemlich ſcharf über ihn. Er ertrug ſie, wie man einen mäſigen Kopfſchmertz erträgt; beharrte feſt auf ſeiner Vertheidigung, und erhielt endlich nicht nur wieder ſeine Freiheit, ſondern auch ſchriftliche Anerkennung ſeiner Unſchuld, nebſt Erlaubniß, ſich, wie bißher, von ſeiner Krämerey zu ernähren; und wegen erlittener Unterſuchung weder Schaden noch Vorwurf dulden zu dürfen. So gieng er aus dem Kerker, mit dem feſten Vorſatz: ſein bißheriges Hand-

werck treulich, nur etwas vorsichtiger, als jemals fortzusetzen.

In der Vorstadt von Bayreuth war ein Wirthshauß, wo er vor dem oft einzukehren pflegte. Auch jezt nahm er dahin einen seiner ersten Ausgänge, und weil es gerade Jahrmarkt war, fand er im untern Zimmer eine Menge Gäste beysammen. Einige alte Bekannten umringten ihn bey seinem Eintritt, freuten sich, ihn wieder ledig zu sehn; fragten: Wie es denn eigentlich damit hergegangen sey? Ob er viel ausstehn müssen? Ob er völlig gerechtfertigt worden? u. dgl. m. — Er prahlte dagegen, so viel sich nur prahlen läßt, mit seiner Unschuld, seiner Herzhaftigkeit in unverdienten Leiden, und seiner endlich anerkannten gerechten Sache. Er wieß überall den erhaltenen Freyheitsbrief herum, und unterließ freylich nicht, auch gegen die löbliche Justiz manches bittre Wörtgen fallen zu laßen, weil sie so einen ehrlichen Kerl so mir nichts, dir nichts quälen könnte, und doch am Ende, wenn diesem nur das Hertz auf dem rechten Flecke sitze, vor den Mund sich schlagen müsse. — Diese Erzählung würkte. Man bedauerte seine erlittene Schmerzen; bewunderte seinen Muth bei ihrer Ertragung, und drängte sich von allen Seiten um ihn herum, nicht nur, um ihm zuzuhören, sondern auch, gleichsam zur Entschädigung, ihm etwas abzukaufen.

Aber unter den Gästen in eben diesem Zimmer war auch einer befindlich, dessen der Hundssattler sich gewiß nicht versah, und von dem er nicht ahnden konnte, daß er bald als sein schrecklichster Feind auftretten werde, und dies war — der Freimann von Culmbach. Niemand kannte denselben, und wohlweißlich hatte er auch Niemanden sich zu erkennen gegeben; denn die Denkart damaliger Zeiten entfernte noch Gerichtsdiener und Freymänner beinahe von jeder bürgerlichen Gesellschaft. Einsam und still saß er in einem Winckel bey seinem Krug Bier. — Doch eben dieser Freimann war selbst, ein Jahr vorher, zur Nachtzeit völlig ausgeraubt worden; und jezt, so wie er den Hundssattler eintretem sah, erkannte er den Rock desselben für eines seiner ehemaligen Kleider, und den Anzug seiner Begleiterinn für den Sonntagsshabit seiner eigenen Frau. Daß er gegen ein also gekleidetes Paar aufmerksam ward, ergiebt sich von sich selbst; und gleich aus den ersten Reden sah er noch deutlicher, mit wem er zu thun habe? — Er entfernte sich daher leise aus dem Zimmer, rief aber den Wirth beyseite, und sagte: „Herr, mit seinem Haus und Vermögen haftet er mir, oder vielmehr der Gerechtigkeit für den Mann da drinnen. In einer halben Stundt auf's späteste bin ich, und zwar hoffentlich mit hinlänglicher Begleitung wieder da? Will der Vogel indeß wieder ausfliegen, so halt' er ihn auf, es sey

In Gutem oder in Bösem? Treff ich ihn nicht noch, oder erfahre wenigstens pünktlich, wohin er zu gieng, so sitzt der Herr selbst noch heute als ein Diebsbehelfer in Ketten und Banden."

Der Wirth wollte freilich dagegen verschiedenes einwenden, doch jener gieng unverweilt fort; und es bedürfte beym Hundssattler auch weder List noch Gewalt, ihn so lange aufzuhalten, biß das Essen fertig geschmiedet war. Er dachte an keine Gefahr, und zechte, schwazte und prahlte noch immer fort, als der Culmbacher schon mit der Wache eintrat. Jezt, als sie Hand an ihn legte, stuzte er freilich nicht wenig, spielte bei der Verhaftung und bei der Frage? Wo er diese Kleider her habe, den Unwissenden, gleichsam Beleidigten, mußte aber doch, so ungern er wollte, wieder in eben den Kerker wandern, den er vor kurzem erst verlassen hatte.

Verdächtige Umstände, fremde Zeugnisse, einige Widersprüche, häuften sich jezt stärcker, als vorher, gegen ihn. Die Justiz, ihrem damaligen Schlendrian getreu, sprach abermals auf geschärfte peinliche Frage. Man fand dieß vollkommen in der Ordnung; nur war man verlegen darüber, welche Marter eigentlich gegen eine Person zu gebrauchen sey, deren Hartnäckigkeit man schon aus Proben kannte. Der Culmbacher Freymann bot

auch hier seine Beyhülfe an, und mit einem Scharfsinn, der jeden gefühlvollen Menschen zwar zum Unwillen und Abscheu reizt, den man aber ein halbes Jahrhundert früher, bey Leuten seiner Art sehr zu billigen pflegte, zwang er das wirklich, was er zwingen wollte. Denn ein feines, baumwollenes Hemde in Baumöl eingetaucht, und mit einer gewissen Vorsicht am Leibe des Hundssattlers angezündet, verursachte diesem so unerträgliche Schmerzen, daß er sich endlich alles zu bekennen erbot.

Schändlich, gräßlich, unmenschlich — ich wiederhole es — war diese Marter. Ich würde sie verdammen, selbst wenn sie gegen einen Ravaillac, oder jene Teufel in der Weltgeschichte, gegen die Urheber der Pariser Bluthochzeit, gebraucht worden wäre. Wenn dieß Verfahren indeß ja durch etwas entschuldigt werden könnte, so müßte es dadurch seyn, daß solches wieder gegen ein Ungeheuer erging. Die Richter, als der Hundssattler einmal zum Geständniß kam, erfuhren mehr, als sie wollten; mehr, als die kühnste Einbildungskraft sich vorgestellt hatte. Nicht zufrieden damit, seit vielen Jahren, bald allein, bald in Gesellschaft, bald bey Tag in Wäldern und auf der Straße, bald des Nachts durch gewaltsamen Einbruch zu rauben, hatte dieser Böswicht auch eine ungeheure Menge Menschenblut auf sein Gewissen geladen: hatte

nicht nur unschuldige Fremde, freundschaftliche Reisegenossen, sondern sogar sein eigenes Fleisch und Blut gemordet; hatte um gleichsam desto eigentlicher in seiner Art zu seyn, es nicht aus Habsucht allein, sondern auch aus einem Aberglauben gethan, in welchem Grausamkeit und Wahnsinn um den Vorzug wetteifern. — "Hätte ich nur den einzigen Tag, als ich gefangen ward, noch überstanden, (sagte er im Verhör mit halbem grimmigen Lachen) so hätte ich euch und eure Käfichte, eure Wachen und Henker verspotten können. Und warum das? — Weil ich an eben dem Abend das neunte schwangere Weib zu ermorden dachte, und alle Gelegenheit dazu schon ausersehen hatte." — Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich jezt der Gerichtspersonen; sie forschten weiter und genauer nach; und siehe da, er hatte schon acht schwangere Weiber gemeuchelmordet, aus ihren Leibern die Geburten gerissen, und die Herzen derselben, indem sie noch lebten, oder vielmehr noch zuckten, gefressen. Ja, um dieß abscheuliche Bubenstück recht vollständig zu machen, hatte seine eigene, erste Frau, ein unschuldiges Geschöpf, das ihn nie beleidigt, aber deren er bald überdrüßig worden war, hatte sein eigenes erstes Kind auch das erste Opfer abgeben müssen. Man schauderte bey diesem Geständniß zurück; aber man wußte nicht, was man vollends von der Ursache denken sollte, die er angab. Der grausame Aber-

gläubiſche hatte gehofft, nach dem Genuß des neunten Herzens — fliegen zu können, wie ein Vogel.

So willig übrigens der Hundsſattler war, ſich ſeiner Schandthaten gleichſam zu rühmen, ſo verſchloſſen war er in Angabe ſeiner Zunftgenoſſen. Man befragte ihn oft, ernſtlich, und mit Bedrohung abermaliger Folter nach denſelben. Er blieb dabey: daß er weder ihre eigentliche Namen noch Wohnungen kenne; ſondern, daß er nur immer auf der Straße, an beſtimmten Tagen und Orten ſie getroffen habe. Auch hätten ſie ſich ganz gewiß nun ſämtlich ſchon aus Deutſchland, oder wenigſtens aus den nächſten Kreiſen weggeflüchtet; denn ſie wären darüber einig geworden, ſich zu zerſtreuen, ſobald einer von ihnen, zumal ihr Oberhaupt, eingezogen werde. — Daß man ihm dieß nicht glauben wollte, war ſehr natürlich.„ Wohlan, ſagte er, als man einſt ſcharf in ihn drang: eines Namen und Wohnung kenne ich allerdings; und glaube auch, das man ſeiner habhaft werden dürfte. Dieſer war mein treueſter Genoſſe in allen meinen Räubereyen; war ſo einfältig er ſich ſtellt, ſchlauer, als ich; und kann allerdings noch mehr geſtehn, als ich ſelbſt.“ — Man fragte nach dem Namen, und er nannte — ſollte man es glauben? — jenen armen Leineweber.

Daß derſelbe auf dieſe Angabe ſofort geholt und hingeſezt ward, erräth man leicht. Aber keine Zunge erzählt, und keine Feder beſchreibt den Schrecken, den der Unglükliche dabey empfand. Schon lange vorher, als er des Hundsſattlers erſte Verhaftung hörte, hatte er heimlich gefürchtet, in ſein Schikſal mit verwikelt zu werden, doch nunmehr war er ſchon ſeit einer geraumen Friſt wieder ruhig und ſicher. Denn was gieng ihn jener Culmbacher Diebſtahl an? und zudem ſprach man auch im ganzen Lande davon, daß jener vermaledeyte Böſewicht doch ſo ehrlich ſey, keinen ſeiner Gehülfen zu verrathen. Eben hatte dem Weber ſeine Frau den Tag vorher die freylich nicht tröſtliche Nachricht mitgetheilt: daß ſie zum ſiebentenmal ſchwanger ſey. Auch darüber nachdenkend ſaß er grade in der Dämmerung, und erholte ſich ein wenig von den Arbeiten des Tages, als er den fürchterlichen Beſuch der Gerichtsperſonen eintreten ſah. Ein Schauder am ganzen Leibe überlief ihn; aber vollends jedes Haar auf ſeinem Haupte, jeder Blutstropfen in ſeinen Adern erſtarrete, als er, wiewohl noch kurz und dunkel, von der lügenhaften Ausſage jenes Böſewichts etwas vernahm. Indeß ſein Weib in Ohnmacht hinſank, ſeine Kinder um Hülfe und Erbarmung ſchrien, und ſeine Nachbarn zuſammen liefen, ließ er ſich hinſchleppen, wie ein Sinnloſer, und geſtand gleich bei der erſten Frage vor Ge-

richt, alles, was er gethan hatte; alles, was er wußte.

Aber auch bey der gröſten Aufrichtigkeit traf ſein Geſtändniß mit der Angabe des Hundsſattlers noch äuſſerſt wenig überein. Umſonſt betheuerte der Weber im Verhör mit ſeinem Ankläger, daß er in allem übrigen ſchuldloß ſey; umſonſt beſchwur er mit Thränen, mit aufgehobenen Händen den Verläumder: ſich nicht ſo frevelhaft, ſo grundloß an ihm zu verſündigen, dieſer blieb unverrükt auf ſeiner Rede, die immer ſteigende Herzensangſt des Webers galt für einen Beweiß gegen ihn. Eben die Armuth, die ihn hätte vertheidigen ſollen, machte, das man ihn auch jedes Unternehmens fähig hielt; ſeine Acten wurden nach Umſtänden verſendet, die ihm im Voraus nicht viel gutes verſprachen.

„Lieber zehn Unſchuldige martern, als einen Schuldigen entſchlüpfen laſſen.“ Dieſe der Menſchheit ſo entgegenſtimmende Formal war damals ein Glaubensſaz auf allen juridiſchen Facultäten. Auch unſerm Weber ward daher die Tortur, und völlig von Rechtswegen zuerkannt. Er erlitt ſie, und zwar ſchreckbar. Denn ſo oft er unter Scharfrichters Händen ſich befand, geſtand er für Schmerz alles, was man fragte und was man

wollte. Ließ man mit Qualen nach, ſo wiederrief er alsbald; und verhalf ſich durch dieſen Wiederruf — nur zu erneuerter, verſtärkter Qual. Sein öfters Ableugnen galt für bloße Boßheit, Beyhülfe zu einer Räuberey war er doch einmal geſtändig; auf die Richtigkeit der übrigen erbot ſich ſein Mitgenoſſe zu ſterben. Daß eine Privatfeindſchaft zwiſchen ihnen geherrſcht habe, konnte man aus nichts abnehmen. Dies waren für die Urtheilfaſſer Gründe genug, um auf den Tod zu ſprechen. Sie erkannten für den Hundsſattler das Rad, für den Weber den Strang. Als der kleinere Verbrecher ſollte dieſer Leztere eine Todesangſt minder leiden, und zuerſt an Galgen.

Als den Gefangnen dieſer Ausſpruch erbfnet ward, lächelte der Hundsſattler verächtlich und der Weber rang voll Jammer die Hände. Die Liebe zum Leben, mehr noch der Gram um ſeine nakte Kinder, um ſein hülfloſes Weib erwachten mit gröſter Stärke in ihm. Auch war dieſe Leztere in der That noch bedauernswürdiger, als er ſelbſt. Während ſeiner Verhaftung hatte ſie und ihre ſechs Waiſen faſt ganz von dem Allmoſen ihrer Nachbarn gelebt. Nur mit äuſſerſter Mühe hatte ſie zwey oder dreymal die Erlaubniß erhalten, ihren Gatten zu ſprechen. Sie hatte ihn geſehen, als man ihn mit noch ganz zerrenkten Gliedern aus der Folter-

kammer zurük in Kerker brachte. Steine hätte damals ihr Jammer erweichen ſollen. Daß ſie in gegenwärtigen Umſtänden, bey der ſchwerſten Handarbeit, beym öftern Laufen in die Stadt, und wieder zurük in ihre Heimath, bey unabläßiger Angſt zur Nachtzeit und am Tage, bey der Noth, die ſie drükte, bey der noch größern, die ſie bedrohte, doch nicht ganz erlag, ſondern immer noch in ihrer Schwangerſchaft nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fortgieng — dies würde unbegreiflich ſcheinen, wüßte man nicht ſchon aus andern Beyſpielen, wie ungeheuer viel ein Menſch, und zumal ein Weib, ertragen kann.

Ein einziger, aber ſchwacher Troſt blieb ihr noch übrig; derjenige, welcher den Unglücklichen ſo ſelten ganz verläßt; die Hofnung! — daß ihr Mann biß auf jenes unſelige Schildwachſtehn, von allen Verbrechen ledig ſey, das wußte ſie gewiß. Denn noch im Gefängniß hatte er es auf's heiligſte ihr zugeſchworen; und ſie wußte, er werde ſie nicht hintergehen, wußte noch aus mancherley Umſtänden, daß er unmöglich des Hundsſattlers genauer Freund geweſen ſeyn könne, daher hofte ſie noch immer: ſeine Richter würden doch endlich einſehn, was ihr ſo ſonnenklar vor Augen ſtand, hofte, der Himmel werde ſich ſeiner Unſchuld, und wäre es mit Zeichen oder Wunder, annehmen. Aber als

der zum Hochgerichte anberaumte Tag nun da war; als ſie das Todesurtheil öffentlich ausſprechen hörte, als ſie ſah, wie man den Stab brach; wie ſich der Zug bereits in Ordnung ſetzte; und ihr Mann mit thränendem Auge ſie zum leztenmal umarmen wollte; da glaubte ſie freylich an keine Rettung mehr. Sie riß ſich von ihm loß, und mit der ganzen Fülle der Verzweiflung, indem ſie ihr jüngſtes Kind auf den Armen trug, das nächſte an der Hand fortriß, flog ſie zum Schloſſe hin, und verlangte, vor den Fürſten gelaſſen zu werden.

Die Wache verwehrte ihr den Zutritt, denn ſie glaubte, eine Wahnſinnige in ihr zu ſehen. Aber eine freundſchaftliche Seele flüſterte ihr zu, daß die Markgräfinn ſo eben ſich im Schloßgarten befinde; ſofort eilte die Aermſte dorthin, fand die Fürſtinn, und ſtürzte vor ihr aufs Knie hin. Auch hier von ihren Kindern umringt, beſchwor ſie bey dieſen unglüklichen Geſchöpfen, bey dem noch unglüklichern, das unter ihrem Herzen liege, und in wenigen Tagen das Licht erblicken ſolle, bey ihrem Jammer ohne Maas und Namen; bey allem, was der Himmel heiliges und erhabnes hat — bey dieſen und bey tauſend andern Dingen noch, beſchwor ſie die Markgräfinn, ſich ihres Mannes anzunehmen, nicht zu dulden, daß er in dieſem Augenblik gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch

nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbſt, wenn er es hätte — Gott ſey ja gnädig! Warum nicht auch Menſchen und Fürſten? Das Herz der Fürſtinn war edel und weich. Sie fühlte ſich von dem Jammer dieſes unglücklichen Weibes, von den Thränen derer, die ſo eben wahre Waiſen werden ſollten, und vom Schickſal deſſen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie gieng zu ihrem Gemahl, und bat ſelbſt für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürſten erhielt Befehl, ſich auf's ſchnellſte Pferd aus dem Marggräfl. Stall zu ſetzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Markgräfinn ermahnte ihn zweimal, ja zu eilen, was er könne; denn ſie beſorgte ſonſt, daß er zu ſpät kommen dürfte.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So ſehr jene unglückliche Halbwittwe und auch die Prinzeſſinn ſich gefördert hatten, ſo war doch eine ziemliche Friſt darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgeſezt worden. Das ganze Volk, das mit hinausſtrömte, bedauerte den Weber; ſelbſt diejenige, die ſonſt auf ſein hartnäckiges Läugnen geſchmält hatten, ſchloßen nun aus ſeinem Betragen ſeine Unſchuld, und wünſchten ſeine Befreyung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man ſuchte ihn noch zu verlängern, ſo viel man konnte. Man

ward immer lauter, immer unwilliger, je mehr man sich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jetzt oder jetzt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Priester hatte bereits seine Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder stieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jetzt, indem er schon auf der dritten Sprosse stand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wollte, jetzt wandte sich der größte Theil der Zuschauer, halb unwillkührlich, noch einmal gegen die Stadt zu, und einige sahen von weitem etwas weises in der Luft. Man schrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkannte in der nächsten Minute das Roß, den Zwerg und das weise Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf einmal. Man eilte dem Zwerg entgegen, man jauchzt von neuem, als man die Hoffnung bestätigt fand. Man rief von neuem Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war also die Würckung, die diese angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch stärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verursacht wurde; und dieser war, nicht etwa der Weber selbst, sondern der Hundsfattker. Hartnäckig hatte dieser Böswicht ohne gleichen im Gefängniß alle geistliche Zusprüche, alle Erinnerungen an ein jenseitiges Leben zurückgewiesen. „Er

werde ſchon als ein Mann, und nicht als ein altes Weib zu ſterben wiſſen!" Dies war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über ſeine Miſſethaten ermahnte. In den letzten drey Tagen, wo man ihm (nach einer in verſchiedenen Ländern den Vorurtheilen gewöhnlichen Sitte) frey ſtellte, was er zu eſſen und zu trinken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen; ins Angeſicht gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lermen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äuſſerten, und über das Zittern ſeines Cammeraden geſpottet — „Das ſoll meine lezte Freude ſeyn, ſagte er, zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet." Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er würklich hin, wie dieſer Arme die Leiter hinauf ſtieg.

Doch als gerade im lezten möglichen Augenblick ſich die Rettung noch würklich einſtellte, da war der Hundsſattler auf einmal bleicher, als eine getünchte Wand, trat ein paar Schritte zurück, und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vorſicht, die ich bisher niemals glaubte! dies iſt die Probe, die ich mir ſezte! Ich glaubte ſchon gewonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich ver-

lere!" — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meyne? — „Unschuldig, sprach er, ist der Weber. Nur gezwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. Selbst das Geld, das er bekam, wollt' er zurückgeben, so sehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. Jeden Diebstahl hat er sonst wie den Tod gehaßt. Alles dies wußt' ich, und verläumdete ihn absichtlich. Doch nicht etwa aus Rachbegier, sondern nur um zu sehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit gebe, die sich der Unschuld annehmen werde. Jetzt erkenn' ich, es giebt eine; und ich bitte, man führe mich zurük, damit ich mich bekehren könne; ehe ich sterben muß. Ich will auch noch manches bekennen, was wohl verdient, daß man mich einige Tage länger leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um ihm sein Verlangen zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings manches von ihm, was nüzlich und wichtig war. Denn jezt erst zeigte er seine ehemalige Genossen wahrhaft an: viele wurden eingezogen, und das Land von Böswichtern gesäubert. Ueber eine Menge von Diebstählen bekam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward ausser Zweifel gesezt. Als ohngefähr zehn oder zwölf

Tage darauf der Hundssattler zum zweytenmale hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Aenderung viel innern Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen, aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte manch andrer Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Böse wicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten! *)

(Meißner.)

*) Diese Anecdote ist nach der Erzählung einer Person niedergeschrieben, die gewiß glaubwürdig ist, und die in ihrer Jugend selbst ihrer Execution zufah. Absichtlich ist nicht daran geändert worden; sollten doch Unrichtigkeiten sich eingeschlichen haben, so verdient der Verfaßer hoffentlich eine gelinde Berichtigung.

IV.

Geistes Gegenwart.

Wahre Anecdote.

Graf W — r, den seine mannigfaltige Abendtheuer und seine seltne Glückswechsel so berühmt in der neuen Geschichte und in ganz Europa machten, befand sich einst in einer leichten Kalesche und von einem einzigen Bedienten begleitet, auf der Reise von W°. nach B°. Mitten auf derselben, im B°°°schen, als er noch ohngefähr zwey Meilen von der Stadt entfernt, wo er übernachten wollte, überfiel ihn eines Tags ein gewaltiger Platzregen. Die Jahrszeit war kalt, der Abend schon nah, durch das Regenwetter ward die Dunkelheit verstärkt; ein feines Wirthshauß, das am Wege, wiewohl einzeln stand, kam unserm Reisenden sehr gelegen. Er kehrte hier ein, in der Absicht, des andern Morgens sich desto früher auf den Weg zu machen.

Die Leute im Hause schienen dienstfertig und gutherzig genug zu seyn. Man räumte ein oberes

Zimmer, das nett und sauber war. Man versprach für ein gutes Abendbrod zu sorgen; kurz W—r hatte allen möglichen Grund, mit seiner Einkehr zufrieden zu seyn. Von Jugend auf des Herumstreifens gewohnt, pflegte er in Wirthshäusern fast immer in der allgemeinen Gaststube sich aufzuhalten; war daselbst gegen jedermann, er mochte einheimisch oder fremd seyn, gesprächig, zuvorkommend, drollicht sogar; gab Scherz aus, und nahm ihn auch wieder an; erzählte, ließ sich wieder erzählen, und verband mit dieser Geselligkeit einen einnehmenden Ton, und eine männlich schöne Bildung. Es gab selten einen Mann, dem er nicht behagte; noch seltner ein weibliches Geschöpf, der er nicht, wenigstens heimlich gefiel. Ließ sie ihre Gesinnung ihm merken, so verstand er gegenseitig jeden Wink, und nützte ihn mit dem bereitwilligsten Herzen.

Auch jetzt brachte er wohl ein Stündchen und drüber unten im Gastzimmer zu; unterhielt sich mit dem Wirth, der sonst Kriegsdienste gethan; unterhielt sich noch mehr mit der Wirthin, einem jungen, fast bildschönen, aber jetzt hoch schwanger gehenden Weibchen, und bot sich ihr zum Gevatter für ihren Erstling an; erkundigte sich scherzend nach der Aufführung ihres Mannes, nach ihrer eigenen Zufriedenheit mit dem Ehestande, versicherte zu wissen, daß ein Knabe sich einstellen würde; mit einem

Wort, er erlaubte sich mancherley Kurzweil, die junge Weiber von diesem Stande und um diese Zeit gern hören, wenn sie gleich thun, als ob sie sich dessen schämten.

Während dieses Gesprächs lief in eben dieser Stube ein junges Dienstmädchen oft auf und ab. Wohl möglich, daß der Graf sie nicht einmal bemerkte! Aber um desto genauer bemerkte sie den Grafen. Der schöne, wohlgewachsene Mann, die Munterkeit seines Betragens, selbst seine Uniform gefiel ihr von ganzem Herzen. Sie hätte gern Tagelang ihm zugehört; sie hätte noch lieber ein Viertelstündchen sich mit ihm allein unterhalten. Sie wußte eine Sache, die ihm sehr nahe angieng, wovon er sich nichts träumen ließ; die er bald erfahren mußte, oder es war zu spät. Seine Unwissenheit, seine Sicherheit that ihr weh. Zwar sie selbst wagte unendlich viel daben. Aber, so oft sie ihn wieder ansah, dacht' sie bey sich selbst: Er ist gar zu liebenswürdig! Sie konnte sich nicht enthalten, sie mußte ihn, als sie wieder vorbey lief, an seinem Kleide zupfen.

W — r spürte es, sah sie an, merkte, daß sie ihm winke, wußte freylich nicht Warum? Oder dachte sich nach einer gewöhnlichen Eitelkeit seines Geschlechts, daß dieser Grund wohl noch Verzug

bis zum Schlafengehn haben werde. Indessen, das Mädchen war jung, ansehn und anhören konnte er sie ja wohl. Als sie daher wieder herausgegangen war, machte auch er sich einen Vorwand, draußen frische Luft zu schöpfen. Sie wartete seiner bereits, folgte ihm in den Hof nach, und sprach allda ängstlich und eilend: „Um Gotteswillen, gnädiger Herr, sehn Sie sich vor! Sie sind nicht unter so ehrlichen Leuten, als Sie wohl denken. Man weiß, daß Sie Geld bey sich führen; man ist willens, dieses sowohl, als auch ihr Leben zu rauben. Man hat schon nach Helfershelfern geschickt. Seyn Sie auf ihrer Hut! Aber um Gottes willen, verrathen Sie mich nicht! Merkt man, daß ich Sie warnte, so kostet es mich das Leben; und doch konnt' ichs nicht übers Herz bringen, einen so braven Offizier gleichsam in seinen Sünden erschlagen zu lassen.

W—r stutzte bey dieser Rede, wie man wohl denken kann. Ein Mann von gemeinem Kopfe wäre sogleich geflohen; er, wiewohl er nur ein Paar Secunden Zeit zum Ueberlegen hatte, begrif doch, daß jeder Versuch zum Entfliehen jetzt in der Nacht, in einem stockfremden Land, und unter solchen Umständen vergebens seyn würde. Eine fast unglaubliche Gegenwart des Geistes leitete ihn auf ganz andere Gedanken. Er hielte das Mädchen, das

ſich wieder entfernen wollte. — „Nur ein Wort noch, Kind, ſprach er, hat dein Herr ſeine Frau lieb?“ — „Wie ſein eignes Leben!“ — Nun ſo geh! Rett' ich mich, ſo ſoll zum Dank auch dein Glück gemacht ſeyn. Sterb' ich, ſo ſtirbt deine Warnung mit mir. Verrathen werd' ich dich nie. Selbſt meinen Bedienten laß nichts davon wiſſen!

Das Mädchen flog in die Küche; der Graf kehrte in's Gaſtzimmer zurück. Keine Miene verrieth ihn; ſeine Laune war ganz die vorige, oder ſchien es wenigſtens zu ſeyn. Selbſt ſeine Abendmahlzeit ließ er ſich unten auftragen; und aß nur mit dem Bedinge, daß ſeine Wirthsleute an den Speiſen ſowohl, als an ſeinem Flaſchenkeller Theil nähmen. In Freundlichkeit verhüllter, was vorſichtiger Argwohn war. — Nach dem Eſſen befahl er ſeinem Bedienten, ſeine Schatulle, die noch im Wagen ſtand, herzubringen. „Herr Wirth, ſprach er, viel iſt nicht drinnen, doch ein paar hundert Rthlr., die mich bis B° bringen ſollen. Ich hätte ſie daher gern gut verwahrt; und wo könnte ſie ſicher ſeyn, als in ihren Händen? Auf der Rückreiſe wird ſie in Gold ſchwerer, als jetzt in Silber ſeyn. Dann kehr ich wieder hier ein, und wenn ſich, wie ich hoffe, in dieſen ſechs oder acht Wochen mein Pathgen eingefunden hat, dann bring' ich ihm auch ein Pathengeſchenk von wenigſtens fünfzig

Rthlr. mit." — Man nahm die Schatulle an, und versprach: sie sowohl, als auch die Zusage nicht aus der Acht zu lassen.

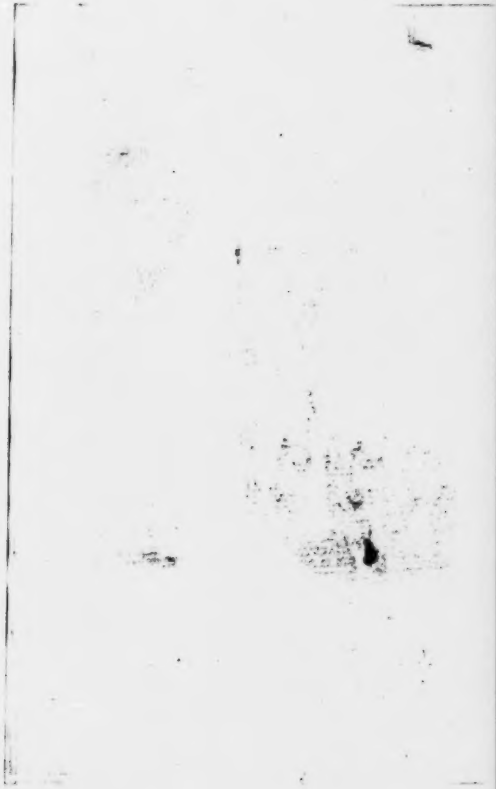
Gleich darauf verlangte der Graf Licht, um auf sein Zimmer zu gehn. Der Wirth war erbötig, ihm zu leuchten. — „Wissen Sie wohl, Fr. Wirthin, hob W — r lachend an, daß dieß ein Geschäft wäre, das ich lieber Ihnen gönnte? Scherz bey Seite, schönes Weibchen; ich habe den Aberglauben, daß ich noch einmal so gut schlafen werde, wenn Sie mich hinauf begleiten, und mir meine Ruhestätte anweisen." — Die Frau schien sich über diesen Vorschlag zu wundern, und hatte keine rechte Lust dazu. Aber immerfort scherzend drang ihr der Graf das eine Licht auf; nahm sie unterm Arm, und mit steten Possen, daß sie doch ihrem Gevatter eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen werde; daß die Bewegung in jetzigen Umständen, zumal nach Tische, ihr gesund sey; daß sie auch ihren ehelichen Wächter ja mitnehmen könne; und mit dergleichen mehr brachte er sie endlich zum Mitgehn, oder vielmehr Wirth und Wirthin leuchteten ihm.

Jetzt traten sie in's Zimmer. Hier hatte W — r, so wie er vom Wagen abgestiegen war, einen doppelten Carabiner, den er immer auf Reisen zu führen pflegte, und der mit Kugeln scharf geladen war, an einen Nagel aufgehängt. Er hütete sich wohl, auch nur einen Blick darauf zu werfen. Doch

indem nun die Frau das Licht auf einen Tisch am Fenster stellte; indem sie ihm eine gute Nacht wünschen wollte; da grif er rasch nach dem Gewehr, trat noch rascher zwischen Wirth und Wirthin, und sprach mit einer Stimme, die von Scherz und Lachen plözlich in den rauhsten befehlenden Ton übergieng: „Nein, Fr. Wirthin, so hurtig scheiden wir nicht von einander. Auf diesen Stuhl, vor diesem Tisch hier werden sie sich niedersetzen, und diese Nacht in meiner Gesellschaft durchwachen. Ihre Keuschheit, das schwöre ich Ihnen, soll keine Gefahr bey mir laufen. Aber beym mindesten Lermen vor meiner Thüre, bey der kleinsten Widerspänstigkeit von ihrer oder einer andern Seite, beym geringsten Angriff auf mich selbst, werden die drey Kugeln, womit jeder dieser zwey Läufe geladen ist, ihr und ihrem künftigen Söhnlein das Lebenslicht ausblasen. Das betheure ich bey meiner Seelen Seeligkeit.

Wohl eher des Himmels Einfall, als eines solchen Vorschlags, hatten Mann und Frau sich versehn. Diese bat flehentlich, sie doch gehn zu lassen, drohte in Ohnmacht zu sinken, um's Kind auf der Stelle zu kommen, zu sterben sogar! Alles vergebens! — Jener konnte gar nicht begreifen: warum dies geschehe? nahm auch zu Bitten und Betheurung der allervollkommensten Sicherheit seine Zuflucht, und drohte endlich, als nichts anschlagen

Nein Frau Wirthin so hurtig
Scheiden wir nicht von einander.



wollte, seine Leute zu Hülfe zu rufen. — „O! ich glaub' allerdings, erwiederte W — r, daß der Herr Hülfe in der Nähe hat. Aber gewiß so nahe nicht, daß seine Frau vorm Tode gesichert wäre, sobald sich nur ein Hund an mich wagt. Auch habe ich ausser dem zweiten Lauf meiner Büchse, noch ein Paar Terzerole hier in der Tasche, die ihre Dienste herrlich thun sollen. Ich kann übermannt werden, das gesteh' ich gern; aber drey oder vier Menschen werden mich alsdann hoffentlich begleiten, und dieses schöne Weibchen soll den Vorrehn haben. Dies ist meine Art in manchen Wirthshäusern; gefällt sie dem Herrn nicht, so sorge er, daß morgen meine Pferde fein früh gefüttert und angeschirrt sind! Jetzt aber entfern' er sich ohne weitere Umstände! —

Gegen wahre Entschlossenheit verlieren Böswichter gewöhnlich ihren Muth. Die Frau setzte sich, und der Mann gieng. In der sonderbarsten Lage von der Welt brachte unser Paar die Nacht wachend hin. W — r am Tische ihr gerad gegenüber, vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben so gut er konnte. Immer hatte er sein Gewehr zum Anschlagen bereit. Beym kleinsten Geräusch im Hause war er zum Abdrücken fertig. Aber auch beym kleinsten Geräusch zitterte das arme Weib mehr, als ein Verbrecher vorm Hochgerichte; und bat flehentlich, sich nur nicht zu übereilen. An W — rs Zimmer nahte sich auch würcklich die ganze Nacht durch kein Fußtritt weiter.

Des andern Morgens, als es Tag wurde, kam W — ts Bedienter, brachte ihm die Schatulle, das Frühstück und eine sehr mäsige Rechnung. Der Wirth selbst ließ sich nicht mehr sehen. Der Graf bot der Wirthin wieder die erste Tasse Caffee an, und nachdem sie denselben genossen, trank er den seinigen ganz gemächlich. Als er hörte, daß alles zur Abfahrt bereit sey, dankte er ihr lachend für geleistete Gesellschaft, bat sie, ihm solche nun auch bis zum Wagen zu gönnen, und führte sie so verkindlich, als sey es die erste Dame, die Treppe am Arme hinunter. An der Hausthüre fragte er nach dem Dienstmädchen, daß er gestern gesehn habe, und das er deutlich genug beschrieb. Sie kam zitternd aus einem Winkel hervor. Schon war des Wirths ganzer Verdacht auf sie gefallen; schon hatte er ihr, wie sie später hin erzählte, ihren Lohn auszuzahlen versprochen, sobald der Fremde weg seyn würde. Als W — r sie jetzt beym Tageslicht betrachtete, und genauer besah, fand er eine recht schlanke, feine Dirne an ihr. Er warf ihr eine volle Börse zu. „Behalte das! sagte er: Traust du dich aber nicht hier zu bleiben, so setze dich mit auf! Ich schwöre dir, dich lebenslänglich zu versorgen.“ — Mit einem Sprunge war das Mädchen im Wagen. Wie sie gieng und stand, war sie mitzufahren bereit, und ließ gern ihre Habseligkeiten, deren freylich nicht viel seyn mochten, dahinten.

Der Graf beurlaubte sich nochmal von der schönen Wirthin, ersucht sie, ja die Gevatterschaft nicht zu vergessen, bat um einen Kuß zum Abschiede; und die Reise gieng dann weiter fort.

Von seinem Bedienten, der in der Gaststube geschlafen, erfuhr er nachher, daß um Mitternacht drey baumstarke Männer leise zur Hausthüre hineingekommen wären, sich mit dem Wirth in eine Kammer begeben, aber nach einem ziemlich langen Gespräch wieder fortgemacht hätten. Das Mädchen, das erst seit vier Wochen in diesem Hause sich befand, erzählte: daß während denselben schon zwey Fremde, die da eingekehrt, verschwunden wären, sie wisse nicht wohin? — In der nächsten Stadt zeigte der Graf den ganzen Verlauf der Obrigkeit an. Es wurden sogleich Soldaten hinausgeschickt: sie fanden aber weder Wirth noch Wirthin; oder wollten sie vielleicht nicht finden. — In eben dieser Stadt kaufte Graf W — r seiner Rotterin anständigere Kleider. Sie blieb seine Begleiterinn, vielleicht noch etwas mehr bis B°. Dort lebte sie bei ihm verschiedene Jahre. Endlich als ihn der Krieg in's Feld rief, verheurathete er sie anständig, und mit einer reichlichen Aussteuer.

A. G. Meißner.

V.

Der Thorwächter an der Höllenpforte.

Eine wahre Geſchichte.

In der bergreichen Grafſchaft Tyrol liegt ein groſes, langes Thal. Wenn man von Ratenberg nach Innſpruck fährt, kann man es bey dem Dorfe, die Straße genannt, mit einem Blick überſchauen. Es iſt ein herrlicher, Sinn und Herz ergötzender Anblick! Die kunſtvolle und doch ſo kunſtloſe Natur hat hier alle ihre Reitze dem Auge enthüllt, und dieſe laßen ſich nicht beſchreiben, nur genießen und fühlen.

Hohe, ſteile Felſen umgränzen dieß Thal. Sie gleichen ſo ganz der Geſtalt ſchreckbarer Rieſen, dunkle Wolken ſind ihr weiter Hut, unter welchem ewiger Schnee gleich einem greiſen Haar hervorglänzt. Die graßreiche, hellgrüne Alpen ſind ihr Mantel, den ſchäumende Waldſtröme mit Silber bordiren, und deſſen Saum der in der Tiefe ſich ſchlängelnde, breite Zillerfluß ringsherum einfaßt. Oft iſt dies Thal, groß und breit, oft engen

es

es Berge und Felsen zusammen. An den Ufern des Zillers liegen zahlreiche Dörfer, in welchen das glücklichste und zufriedenste Volk auf Erden wohnt. Der ganze Ueberblick bildet ein Amphitheater, in welchem das gröste und prachtvollste der alten Römer sich gleich einem Sandkorn verlieren würde.

Wer je die Fesseln der grosen Welt trug, ein Sclave der stolzen Etikette war, seinen Rücken kriechend schmiegen, seine Zunge durch unterthänigste, gehorsamste Schmeicheleyen mißbrauchen mußte, der steige hinab in dies glückliche Thal, und fühle zum erstenmal, daß er ein Mensch sey. Freundlich und offen wird ihm jeder die Hand zum Gruß reichen. Anstaunen wird man seine schöne Kleider, aber nicht beneiden, denn dies glückliche Volk nennt alle dergleichen Kleider eine **Liverey**, und glaubt fest, daß jeder, der sie trägt, ein vornehmer Bediente eines noch vornehmern Herrn sey. Alle lieben ihren Monarchen mit warmer Treue, erfüllen gewissenhaft seine Befehle, und ehren ihre Vorgesezte; aber sie nennen auch den Fürsten **Du**, weil er nur **eine** Person ist, und wundern sich hoch, daß wir, der deutschen Sprache so kundig, sie doch so gewaltig radbrechen, und uns der vielfachen Zahl **Ihr** oder **Sie** gegen **eine** Person gebrauchen. Nennst du ja deinen Gott **Du**, warum nicht auch den Menschen? sagte ein Alter im vollen Eifer zu

mir, als ich mich anfangs nicht gleich an ihre treuherzige Sitte gewöhnen konnte, und ihn Ihr nannte.

Eben so einfach und eingeschränkt, wie ihre Sitten, sind auch ihre Begriffe und Kenntnisse. Ganz natürliche Begebenheiten, deren veranlassende Ursach sie nicht ergründen können, werden in ihren Augen zum Wunder. Hexen und Gespenster treiben hier noch laut ihr Wesen, und oft spukt auch selbst der leidige Teufel unter ihnen, holt wohl gar einen aus ihrer Mitte. Von vielen mit dergleichen erzählten Geschichten, will ich nur eine erzählen, die sich erst vor kurzem dort zutrug, und mir aus mehr als einer Rüksicht merkwürdig wurde: Vor ohngefähr funfzehn Jahren lebte in diesem Thale ein junger Pursche, den man nur den schönen Hans nannte, und der bey den dortigen kaiserlichen Bergwercken als Holzknecht diente. Es war ein Pursche, wie Milch und Blut, rüstig und stark, troz einem im Thale. Er raufte mit jedem und trug als Zeichen seines Siegs drey Federn auf dem Hute, die nach eingeführter Gewohnheit jedem jungen Purschen zum Zeichen der Aufforderung dienen. Da aber noch keiner Ueberwinder ward, so versuchten es wenige mit ihm, und man erkannte ihn allgemein für den besten Kämpfer im Thale. Auf jedem Tanzboden wurde

ihm daher willig Plaz gemacht. Er konnte ungehindert mit den schönsten Dirnen den Reihen beginnen, ihn nach Gefallen verlängern oder verkürzern. Haus, dessen Verdienste auf diese Art am meisten im Wirthshause glänzten, besuchte solches auch alle Sonn- und Fevertage, und blieb oft noch dort sitzen, wenn die Glocke die andern Gäste zum Gebete und Seegen rief.

Noch ein gröseres Vergnügen empfand er, wenn er zur Nachtzeit herumschwärmen, und nach geendigtem Tanze, die jungen Pursche verjagen konnte, wenn sie zu ihren Mädchen fensterken *) giengen.

*) Dies ist unter den jungen Thalleuten eine so eingewurzelte Gewohnheit, daß kein Gesez sie zu hindern vermag. Der junge Liebhaber schleicht in der Nacht zum Fenster seiner Geliebten. Meistens trägt er eine Leiter mit sich, auf welcher er zu ihr hinauf steigt, und, ist das Fenster groß genug, in ihre Kammet hinein kriecht, und bei ihr bis Tages Anbruch harrt. Ein groser Beweiß der reinen Sitten dieses Thals ist wohl dieser, daß äusserst selten, oft bey Menschen Gedenken nicht, aus diesen nächtlichen Besuchen so ganz natürliche Folgen entstehn, und doch muß beyder Kampf groß und schwer seyn, denn die Dirne empfängt ihren Liebhaber bey solch einem Besuche ganz ausgekleidet; ja, es würde beleidigen des Mißtrauen von ihrer Seite verrathen, der Geliebte würde auf der Stelle wieder umkehren, wenn sie ihn angekleidet empfangen wollte.

Er lokte sie dann gewöhnlich durch verstellte Stimme zum Kampf, und schikte sie besiegt nach Hauß.

Einst verließ er an einem Feyertage in einer der schönsten Sommernächte aus eben dieser Absicht früher als gewöhnlich, den Tanzsaal. Er hatte sich munter und fröhlich gezecht, war aber nicht berauscht. Ehe er fortgieng, sagte er zu vielen, welche mit ihm am Tische saßen: daß er sich heute für keinem Teufel fürchte, und auch diesen zu überwinden sich getraue. Seine Kameraden verwiesen ihm diese frevelhafte Reden, er wiederhohlte sie aber nochmals, und gieng endlich fort.

Früh fand man ihn nicht in seiner Wohnung; viele hatten ihn im Dorfe am späten Abend noch gesehen; zwey waren ihm sogar auf dem Stege nach den Berghöfen begegnet; aber Hans kehrte nicht wieder zurük, und als seine Freunde vergebens das ganze Thal nach ihm durchsucht hatten, so hielt man ihn allgemein für verlohren und todt. Viele glaubten, daß er im Ziller ertrunken; manche meynten, daß er in irgend einen Abgrund bey seiner nächtlichen Wanderung gestürzt sey. Einige Alte behaupteten aber steif und fest, daß solche frevelhafte Reden, welche Hans noch Abends vorher so laut verkündigt habe, nicht ungestraft blieben, und daß ihn also sehr wahrscheinlich der

Teufel könne geholt haben. Lange ſtritt man ſich über dieſe getheilte Meynungen; als aber von Hanſens Leben und Tode gar nichts zu erfahren war, ſo verkaufte man ſeine wenige Kleidungsſtücke und ſeine Wäſche, um damit die Schulden zu bezahlen, welche er hier und da in den Wirthshäuſern gemacht hatte.

Schon war Hans ganz vergeſſen; ſchon hatten die Geiſtlichen längſt aufgehört, für ſeine arme Seele ein bezahltes Vater unſer zu beten, und man feyerte eben den Feſtag wieder, an welchem Hans vor drey Jahren ſo ſchnell verſchwunden war, als er am andern Morgen darauf wieder lebend vor ſeiner Wohnung ſaß. Viele hielten ihn anfangs für einen Geiſt, kreuzigten und ſegneten ſich vor ihm; aber dieſe Furcht verſchwand bald; dann die Sonne ſtand ſchon am Himmel, und Hans ſaß noch da, antwortete ſogar den Beherzten, welche ihn anzureden wagten. Er war ſonſt ſchön roth und weiß in ſeinem Geſichte, hatte volle Backen, jetzt war er ſo verbrannt und ſchwarz, wie ein Zigeuner; überdieß waren ſeine Backen ſo eingefallen, daß man füglich daß kleinſte Beinchen in ſeinem Geſichte ſehen und zählen konnte. Er trug noch den nemlichen Rock, die nemlichen Strümpfe und Schuhe, ſogar eben das Hemde, welches er bey ſeinem Verſchwinden anhatte. Kei-

nes dieſer Kleidungsſtücken war allzuſtark veraltet, aber ſehr ſchwarz und rußig. Man labte ihn, denn Labung forderte er! Unter allen, was man ihm reichte war friſches Waſſer ihm das angenehmſte, und er verſicherte alle, daß er dieſen köſtlichen Trunk ſeit ſeiner Abweſenheit gänzlich hätte entbehren müſſen. Als man nun weiter in ihn drang, begann er folgende Erzählung:

„Ich gieng, ſagte er: vor drey Jahren mit der gewiſſen Ueberzeugung aus dem Wirthshauſe fort, daß ich alle im Kampfe überwinden könnte, durchſtrich das ganze Dorf, fand keinen, der es mit mir wagen wollte, und gieng endlich nach den Berghöfen, wo ich herzhaftere Purſche anzutreffen hoffte. Nahe an einem der einzelnen Bauernhöfe fieng ich zu locken an, und es antwortete mir zu meiner groſen Freude Jemand in weiter Ferne. — Schon als die Stimme näher kam, wurde mir zum erſtenmale etwas bange ums Herz, noch banger aber, als ich bald darauf einen groſen, langen Jägerpurſchen auf mich zueilen ſah. Ich beſchloß mich zwar tapfer zu wehren, aber Feuer und Muth ſank in dem Augenblick, als er mich beim erſten Gang empor hob, und hoch in den Lüften davon führte. Pfeilſchnell giengs über Berg und Thal fort, ich zitterte und bebte. Warum haſt du, ſagte mein Führer, da er mein Zagen bemerkte,

den Teufel heraus gefordert? Er iſt nun gekommen, dich abzuholen! Hätteſt du nur eine Sünde in deinem ganzen Leben mehr begangen, ſo wärs mir's vergönnt, deinen Körper zu vernichten, und deine Seele wäre verloren; ſo muß ich dich aber mit Leib und Seele unverlezt zur Hölle führen. Doch ſollſt du nicht ungeſtraft herauskommen! — Ich ward, wie ich dieß hörte, auf den Schultern meines Trägers ohnmächtig, und kam nicht eher zu mir, biß er mich in einer groſen dunklen Höhle niederſezte. Da harre ein wenig! ſagte er zu mir, öfnete ein kleines Pförtchen, verwandelte ſich in ein ſcheußliches Ungeheuer, und fuhr zum Loche hinein. Bald darauf öfnete ſich eine große, eiſerne Pforte, die halb ſo breit, wie das ganze Zillerthal war. Mein Führer ſtand in Jägerstracht wieder neben mir, und rieß mich in die Mitte. Ich ſahe eine ganze Welt vor mir liegen, viele hundert Städte, viele tauſend Dörfer! Im Hintergrunde thürmten ſich links hohe Eißberge empor, und rechts ſtanden eben ſo groſe Feuerklumpen, welche fürchterlich rauchten und brannten. Eine fürchterliche, unausſprechlich ſchrekbare Stimme ſchallte aus dem höchſten dieſer Feuerberge, durch die ganze vor mir liegende Welt herab, mir entgegen. „Der Kühne, brüllte die Stimme, ſoll drey Jahre durch Thorwächtersdienſte an der Pforte verrichten, dann wird ihm das Herausfodern ſchon vergehen!“ Die

Pforte schloß sich, und mein Führer gab mir einen grosen Schlüssel in die Hand, mit welchem ich in ein kleines, nahe am Thor stehendes Häuschen wandern mußte. Ich fand dort noch neunzehn andere, lebende Personen, konnte aber nicht mit ihnen sprechen, weil sie meine Sprache nicht verstanden. Sie waren mit mir zu gleichem Dienste bestimmt, und wir mußten einander ordentlich ablösen. Der Dienst war äusserst beschwerlich. Tag und Nacht langten Seelen in Menge an, die aber alle mit einem Körper begleitet erschienen, der nur dieß besondere an sich hatte, daß er einem Schatten glich, und eben so, wie dieser, unfühlbar war; denn, wenn's manchmal bunt über Ekke gieng, und ich die Pfort nicht weit genug öfnete, so giengen diese Körper mitten durch mich durch, und flogen wie ein Schatten über mich hin."

Sehr natürlich war es nun, daß die Anwesenden den wundervollen Erzähler mit Fragen mancher Art bestürmten. Ich will die wichtigsten davon herausnehmen, und seine Antworten beysetzen. Alle die zwanzig Thorwächter der Hölle hatten stets zu essen und zu trinken in Fülle gehabt, denn ihnen war vom Obersten Beelzebub alles dasjenige zur Nahrung angewiesen worden, was auf unsrer Welt ungebraucht und unnüz von Speisen verdarb, oder sonst zu Grunde gieng. Wenn daher die grosen

Herrn tafelten und zechten, ſo gabs der köſtlichen Ueberbleibſel im Ueberfluß, und oft konnten ſie im Malvoiſir und Tokaier ſich die Hände waſchen. Wenn es aber auf den Meeren und Seen dieſer Erde ſtürmte und tobte, und Schiffe untergiengen, ſo erhielten ſie ganze Ladungen von Spek, Schinken und geſalzenem Fleiſche. Aber nie bekamen ſie einen Tropfen Waſſer, nach dem ihre Zunge doch oft lechzte. Auch hatten die Speiſen für ſie kein Gedeihen; ſie wurden bey der fetten Koſt immer magrer, weil immerwährende Angſt ihr Herz füllte, und die ſchrecklichen Dinge, welche ſie oft mit anſehen mußten, ſie zitternd und bebend machten. Am häufigſten paßirten durchs Höllenthor eine groſe Menge vornehmer Müſſiggänger und Bettelleute, wenig Bauern, mehr Bürger, und unter dieſen viele Schenkwirthe, Kauf- und Handelsleute. Advocaten und Mediciner langten auch oft an. Die erſten verführten den gröſten Lermen am Thore, und diſputirten auch noch beym Eintritte; die leztern wollten es nie glauben, daß ſie todt wären, und fragten ſogleich nach der Apotheke. Vornehme Geiſtliche ſchlichen dann und wann auch beſchämt und ſtill herein, am wenigſten unter allen aber kamen Soldaten an. Weit wunderbarer iſt es noch, daß er drey ganze Jahre durch kein einziges Frauenzimmer hinein paſſiren ſah, da aber in den Städten und Dörfern der

Hölle eine große Anzahl derselben herumspazierte, so glaubte er, daß für diese ein besonderes Thor in der Hölle erbaut seye, an welchem ohne Zweifel auch weibliche Thorwächter angestellt wären. Wann ein großer, sehr ruchloser Sünder in der Hölle anlangen sollte, da gabs dort am meisten zu thun, und sein Eintritt in die Hölle war den armen Thorwächtern am schrecklichsten, und ihrem Leben am gefährlichsten. Denn ehe er kam, fuhr ihm Beelzebub in einem feurigen Wagen mit vier feurigen Rossen entgegen. Die Wächter mußten dann lange zuvor das Thor öfnen, und sich bey seiner Ankunft in ihrem Häuschen verbergen; aber wenn er sich nahte, so ward die Hitze in ihrem Zimmer so groß, so unausstehlich, daß sich Blasen auf ihrem Gesichte und Händen erhoben, und sie zu schmelzen glaubten. Rauch und Ruß staubten aus der Feuermasse in Menge empor, und lezterer legte sich am Thor so dik an, daß er ihre Hände und Kleider schwärzte, und durch kein Abwaschen zu vertilgen war.

Die gemeinen Teufel passirten täglich in groser Anzahl zum Höllenthore aus und ein, doch hatten sie in der Höhe des Thors zu ihrem eignen Gebrauche ein besonderes, kleines Pförtchen, welches sie selbst öfneten, und auf diese Art den armen Thorwächtern keine Mühe machten. Ihrer

waren zwey verſchiedene Gattungen. Viele kamen aus denen im Hintergrunde liegenden Feuerbergen; ſo bald ſich einer derſelben dem Thor nahte, empfanden die Thorwächter allemal oft groſe, oft mindere Hitze. Andere kamen aus den Eisgebürgen, und ihre Ankunft erregte in den Körpern der Wächter Kälte und Zähnklappern. Hans hatte während ſeines Dienſtes die Bemerkung gemacht, daß, wenn dieſe Gattung Teufel ausflog, ſich bald darauf irgend ein vornehmer Geiſtlicher an der Pforte meldete, welcher weidlich mit den Zähnen klapperte.

In der Hölle war ſtets Tag, nie Nacht, denn ſie wurde immer durch die Feuerberge mit hinlänglichem Lichte erhellt. Sie ſoll ſo groß, wie die ganze Welt, und doch dem Auge überſehbar ſeyn, weil ſie von der Pforte an in einer ſich immer gleich ſanft erhebenden Ebene biß an die Feuer- und Eisgebürge fortlauft. Rechts, nahe an den Feuerbergen wars ſandig und unfruchtbar, und jedes Körnchen dieſes Sandes glänzte, wie Silber; aber auch dort ſtanden Städte und Dörfer. Tiefer herab fiengs an grüner zu werden, und nahe am Thore herrſchte eine immerwährende Frühlingswärme. Links an den Eisgebürgen lag ewiger Schnee, in dieſem viele Gebäude, welche wie Kirchen und Klöſter ausſahen.

Als die drey Jahre ſeines Dienſtes verfloſſen waren, wurde ihm von dem ziemlichen Teufel, welcher ihn nach der Hölle abgeholt hatte, der Schlüſſel abgefordert. Er trug ihn wieder auf dem Rücken durch die Luft, ließ ihn, als er eben über ein Meer flog, ins Waſſer fallen, ergrif ihn aber bey den Haaren, und ſezte ihn endlich murrend und ſtillſchweigend an eben dem Orte nieder, wo er ihn abgeholt hatte. Von da war er matt und ſchwach nach ſeiner Wohnung geſchlichen. Zwey ganze Jahre konnte er nichts arbeiten, weil er ſtets ſiech und krank war, er mußte ſich vom Allmoſen nähren, das man ihm reichlich mittheilte, welches er aber meiſtens wieder verſchenkte. Nach dieſer Zeit wurde er geſund, und verdung ſich als Knecht. Schon diente er, als man mir dies erzählte, bey einem Bauer zehn Jahre ſo treu, ſo emſig, ſo fleiſig, daß dieſer nach aller Verſicherung ſich keinen beſſern Knecht wünſchen konnte. Unter dieſer langen Zeit hatte keiner auch nicht eine lächelnde Miene an ihm bemerkt, er war nie mehr im Wirthshauſe erſchienen, hatte nie mehr gekämpft, nie bey einer Dirne gefenſterlet. Er gieng fleiſig zur Kirche, arbeitete aber an den aufgehobenen Feyertagen ohne Murren, und dieß oft ohne Befehl, folglich aus freyem Willen. Er kleidete ſich ſehr dürftig, und ſchenkte das Erſparte ſolchen Armen, die nicht mehr arbeiten konnten;

alle andre Arme aber, welche noch zu arbeiten vermochten, wies er hartherzig ab, und drohete ihnen mit der Hölle. Spur eines Wahnsinnes könne, versicherten mich alle, auch kein Doctor an ihm bemerken, weil er in allen Stücken gleich vernünftig handle, und seinem alten Bauer die Wirthschaft so vortreflich führe, daß solcher jährlich um ein merkliches vorwärts rükte.

Dieß sind alle Bruchstücke, welche ich zu dieser Geschichte aus dem Munde verschiedener Thalbewohner sammeln konnte. Viele hatten selbst mit ihm darüber gesprochen, aber mehr als dieses ihn nicht gefragt, alle versicherten mich aber einstimmig, daß er ungerne davon spräche, oft keine einzige Frage beantworte. Und doch war mir diese Geschichte so interessant geworden; seine Beschreibung von der Hölle war von der Cochemischen so ganz verschieden, nur im Hintergrunde spukt' es ein wenig. Am begierigsten war ich, zu erfahren: Womit eigentlich die Bewohner der höllischen Städte und Dörfer sich beschäftigten, und worinn ihre Strafe bestünde? Beides hatte keiner unter allen ihn gefragt, sie konnten daher meine Neugierde nicht befriedigen. Ueberdieß verlangte es mich sehr, zu ergründen: Wo dieser Mensch durch die drey Jahre seiner Abwesenheit gewesen? und wie er auf den so seltsamen Einfall gerathen sey,

sich für einen Thorwächter an der Höllenpforte auszugeben? Diese, und noch mehrere Gründe bewogen mich, ihn selbst zu besuchen, weil ich mir soviel Beredungskraft zutraute, daß ich in einer Unterredung mit ihm meine ganze Verlegenheit befriedigen könnte. Ich traf ihn auf einem Acker, an dessen Ende er die vom Berge durch Regen herabgeschwemmte, fruchtbare Erde aufgrub, und wieder auf die Höhe des Bergs hinauf führte. Ohne von ihm beobachtet zu werden, sah ich seiner Arbeit stillschweigend zu. Er war allein, und arbeitete doch sehr emsig. Seine Miene, sein ganzes Gesicht verrieth Traurigkeit, aber nicht Wahnsinn. Daß er viel gelitten, daß er starken Kummer ertragen habe, stand deutlich auf seiner Stirne geschrieben, auch verrieth's sein mattes Auge. Seine Physiognomie schien nicht Dummheit, nicht Bigotterie, sondern tiefes Nachdenken, und nicht ganz gemeinen Verstand zu verrathen. Der Wagen war nun beladen, er trieb die Pferde aufwärts, ich folgte langsam nach. Als sie die steile Anhöhe bald erreicht hatten, blieben sie aus Mattigkeit stehen. Ihr arme Thiere! sagte er laut, trat ans hintere Rad, und half aus allen Kräften schieben, da es aber noch nicht vorwärts gehn wollte, so warf er etwas von der Ladung ab, und erreichte glüklich die Anhöhe. Dieser Zug eines guten Herzens (denn der Gerechte erbarmt sich auch seines

Viehes) interessirte mich noch mehr für ihn, und als ich die Anhöhe erreicht hatte, begann sogleich mein Gespräch mit ihm.

Ich. Es ist schwer gegangen.

Hans. (sich umsehend). Ja wohl schwer! Hatte diesmal das Augenmaas nicht bey mir, auch ist manche Erde schwerer, als die andere. (Bey diesen Worten wischte er seinen Pferden den Schweiß ab.)

Ich. Der Feldbau ist hier mühsam!

Hans. O sehr! Wie lange wird's dauern, so liegt die Erde alle wieder im Thale, und doch müssen wir sie, wenn wir anders die Anhöhe benutzen wollen, wieder herauf führen. Du bist ein Fremder!

Ich. Ja, ich bins.

Hans. Willst gewiß die schöne Gegend betrachten? Hast recht! Von hier aus sieht unser Thal recht schön aus! Bin stets hier, und doch fühl' ich's auch. Setze mich manchmal auf den grosen Stein dort, und bete ein paar Vater unser zu unserm Herr Gott, der alles uns zu Liebe so schön gemacht hat. Nun! (seinen leeren Wagen umlenkend) Behüte dich Gott! Wenn du dich recht ins Gaffen vertiefst, so besuche ich dich noch einmal.

Um meine Abſicht nicht zu verrathen, blieb ich oben, und weidete mich indeſſen, bis er zurükkehrte, an der würklich herrlichen Ausſicht. Ehe ich's vermuthete, ſtand er wieder mit einem vollen Wagen vor mir.

Hans. Dasmal wohl! dasmal hab ichs beſſer getroffen! Gelt! Es iſt ſchön hier? Es wird einem die Zeit nicht lang! Haſt du denn auch da links hinaufgekukt? Da ſiehts gar hübſch aus! Wie das Thal ſtuffenweiſe in die Höhe ſteigt! Wie's wieder eben fortlauft, und wie's wieder ſteigt, biß es endlich ganz, ganz hinten die Schnee- und Eisgebürge einſchlieſen! Gelt! das iſt ſchön!

Ich. Ja wohl ſehr ſchön! Gottes Allmacht iſt hier groß, und deutlich zu erkennen!

Hans. Wahr! Wahr! Aber die kann man auch in jedem Grashalme betrachten. Es iſt ein kleines Ding! Aber mach einmal einen.

Ich. Du haſt recht, auch in dieſem kann ich Gottes Größe bewundern.

Hans. Freilich, aber da wir's alle Tage ſehen, ſo achten wirs nicht, und müſſen ſchon etwas wunderbareres ſehen, wenn es uns zur Andacht reizen ſoll.

Als er dieß ſprach, läutete man eben im Dorfe die Mittagsglocke. Er zog ſogleich ſeinen Hut herab. Seine Lippen bewegten ſich nicht, aber

aber er blikte andächtig aufwärts, und ich sah's deutlich, daß seine Seele betete.

Wie er geendet hatte, spannte er seine Pferde aus, ließ sie am Berge weiden, und zog ein gröſes Stück Käſe aus seinem Sacke, das er mit groſem Appetite zu verzehren anfieng.

Ich. Nach solch schwerer Arbeit muß die Mahlzeit treflich schmecken.

Hans. Ja! Ja! Arbeiten und beten muß man schon, wenn man einſt dort beſtehen will.

Ich. Wenn wir auch nur sicher wüßten, wie's dort ausſieht! Welcher Lohn, welche Strafe unſrer wartet!

Hans. Wir wiſſen es schon, wenn wirs nur glauben wollen.

Ich. Alles würde ich darum geben, wenn einer der Verſtorbenen wiederkehrte, und mich von allem mit Gewißheit überzeugte!

Hans. Hm! Hm! Es giebt auch noch lebende Zeugen! Bin selbſt einer! Iſt dirs Ernſt, willſt du der Hölle entfliehen, ſo brauche nur fleiſig dies Recept, und es wird dir einmal nicht fehlen.

Hier grif er in die Taſche, und überreichte mir ein kleines Papier. Ich machte es begierig auf, und fand, daß es ein gedrukter Quartblatt war, welches auf der rechten Seite eine in Kupfer

gestochenes Apothecke enthielt, in welcher zwey Engel die Medizin präparirten. Auf der linken Seite standen folgende Worte, die ich meinen Lesern der Seltenheit wegen mittheilen will.

Ein untrügliches Recept wider die Hölle.

„Nimm fünf Loth: **Traurigkeit**, zehn Loth **Geduld**, funfzehn Loth **Mäßigkeit**; zwanzig Loth **Keuschheit**; dreißig Loth **Freygebigkeit**, und hundert fünf und zwanzig Loth **Demuth**. Dieses alles stose wohl untereinander im Mörser des **Glaubens** mit dem Stempel der **Stärke**. Gieße alsdann ein viertel Seidel **Hofnung** dazu, siede es in der Pfanne der **Gerechtigkeit**, bey dem Feuer der **christlichen Liebe**. Rühre es oft um mit einem andächtigen **Gebete**, und bewahre es auf im Gefäße der **Beständigkeit**, damit der Schimmel der Eitelkeit es nicht verderbe. Mit dieser Salbe schmiere dich täglich Früh und Abends. Es hilft für die Hölle. Probatum est!„

Schade wars, daß der Druckort fehlte, weil es sonst einiges Licht über die Wanderungen verbreitet hätte, welche Hans während seiner dreyjährigen Abwesenheit wahrscheinlich unternommen hatte. Eben wollte ich ihn fragen: Von wem er dieses Recept erhalten habe? als er meiner Frage selbst zuvor kam, und mich versicherte, daß er es von einem Engel erhalten, welcher, wie ihn dey

seiner Rükkehr aus der Hölle der Teufel ins Meer fallen ließ, über dem Wasser schwebte. Da Hans auf diese Art die Materie selbst berührte, über welche ich so gern mit ihm zu sprechen wünschte, so gab ein Wort das andre, und er erzählte mir ohne Rückhalt seine ganze Geschichte, die ich meinen Lesern bereits erzählt habe. Sehr unangenehm wars aber für mich, daß er sich ungern in seiner Erzählung stören ließ, meine häufige Fragen oft gar nicht, oft nur mit einem geheimnißvollen Kopfschütteln beantwortete. Alles, was ich Neues erfuhr, bestand darin, daß seiner Aussage nach die Verdammten keineswegs bloß mit Feuer oder Kälte in der Hölle gequält werden. Feuer und Eiß sei nur die Wohnung derjenigen Engel, welche Gott aus dem Himmel verstoßen habe, und welche nun die arme Verdammten mit ganz andern Qualen martern. Die leztern wohnten in Städten und Dörfern wie auf der Welt, und je nachdem sie mehr oder weniger gesündigt h'tten, wohnten sie auch näher oder entfernter von den Feuer- und Eißgebürgen! Ihre Strafen bestehen eigentlich darinn, daß ihnen mit eben dem Maaße gemessen wird, mit welchem sie andern auf Erden maaßen, und daß sie ihre Leidenschaften, welche sie auch jenseits noch beybehalten, mit äußersten Kräften zu befriedigen suchen, aber nie befriedigen können.

Einen Wollüstling reitzen sie daher in der Gestalt des schönsten Frauenzimmers, und wann der Betrogene sie umarmen will, so verwandelt sie sich in ein schreckliches Ungeheuer, und spottet seiner.

Ein geiziger Bauer, welcher nahe am Thore wohnte, mußte zwanzig Ochsen mästen, sie täglich pflügen, und wohl pflegen. Wenn er dann nun nach langem Harren, nach vieler Arbeit sie fett gemästet, und mit einem als Käufer verkleideten Teufel in den Stall gieng, so standen die Ochsen wie magre Pharaos-Kühe da, und er mußte die Arbeit von neuem beginnen.

Noch hätte ich vielleicht manches erfahren, wenn nicht das Geräusch eines Kommenden ihn in seiner erzählenden Laune gestört hätte. Unter dem Vorwande, seine Pferde zur Tränke zu reiten, entfernte er sich schnell, und ich war nachher nie mehr so glücklich, ungeachtet ich ihn noch oft besuchte, etwas von ihm zu erfahren.

Eben wollte ich wieder nach dem Dorfe wandern, als ein alter Jäger, welcher das Geräusch verursacht hatte, sich mir näherte. Er grüßte mich freundlich, erzählte mir, daß er von der Gemsenjagd heimkehre, und fragte mich lächelnd:

Ob ich mir von Hansen nicht seine Höllenfahrt habe erzählen lassen. Als ich es bejahte, frug er weiter: Ob ich dann die Geschichte würklich glaube?

Ich. Nein! Aber ich wünschte doch sehr zu erfahren: Wo Hans diese drey Jahre über war, und was ihn eigentlich zur Erzählung dieser Geschichte bewogen habe?

Der Jäger. Könnte es ihnen wohl enträthseln, wenn sie im Dorfe nichts wieder erzählen wollen: Ich gelobte es, und erfuhr nun unverhoft alles, was ich zu wissen wünschte, wonach ich so lange vergebens geforscht hatte.

Der Jäger, welcher damals, als Hans im Wirthshause versicherte, daß er sich für keinem Teufel fürchtete, unter andern auch mit am Zechtische saß, gieng später als dieser fort, und wollte zur Nachtzeit nach den Alpen gehen, um dort am Morgen die Gemsen zu belauren. Wie er Berg aufwärts kam, hörte er Hansens rufende Stimme, antwortete, und beschloß sogleich, ihn tüchtig zu erschrecken, und gelänge der Spaß, ihn im Wirthhause alsdann recht auszulachen. Den Kampf mit ihm fürchtete er nicht, weil er im Nothfalle sich nur zu erkennen geben durfte, und dann sicher war, daß Hans, der auch gerne oft mit auf die Jagd gieng, ihm nichts thun werde. Als er ihm schon nahe war, und Hans ihn eben packen

wollte, schrie er mit fürchterlicher Stimme: Ich bin der Teufel, der dich holen will! Hans sank bey diesen Worten ohnmächtig zu Boden, und da der Jäger wirklich kein Leben an ihm fand, so versuchte er es, ihn nach dem nahen Bauernhofe zu schleppen. Ehe er aber dieß bewerkstelligte, kam Hans wieder zu sich, starrte ihn eine Weile an, und entsprang endlich so schnell, wie eine Gemse. Der Jäger lachte des Furchtsamen, und freute sich schon auf den herrlichen Spaß, den er am künftigen Sonntag mit ihm im Wirthshause haben werde, als er aber bald darauf hörte, daß Hans verschwunden seye, und man ihn nicht finden könne, so schwieg er weißlich. Seine Freude verwandelte sich in Leyd, denn er vermuthete nun ganz gewiß, daß der Erschrockene sich im vollen Laufe von einer Anhöhe den Hals gebrochen habe. Stets fürchtete er die Trauerpost zu hören, daß man ihn dort oder da todt gefunden habe, und ließ zur Befriedigung seines Gewissens manche Messe für seine arme Seele lesen!

Nach Jahresfrist reißte eben dieser Jäger nach Graubündten, um dort eine kleine Erbschaft zu erheben. Seine dortige Freunde erzählten ihm unter andern Neuigkeiten, daß vor kurzem ein armer, wahnsinniger Tiroler in der Gegend herumgeirrt sey, welcher von Nichts, als von der Hölle,

und von Teufeln spreche, und schon in ersterer zu seyn glaubte. Nach der Beschreibung, die er sich von diesem Armen machen ließ, erkannte er sogleich Hansen in solchem, und schöpfte aus dieser Erzählung Stof in Menge zu neuem Jammer, zu neuen Gewissensbissen. Er verschwieg aber, als er nach Hause kam, alles, weil er fürchtete, daß die ganze Geschichte entdekt werden könnte.

Am Mariä Himmelfahrtstage gieng er einst wieder nach den Alpen, dachte an den armen Hans, welcher an eben diesem Tage vor drey Jahren seinen Verstand verloren hatte. Er hörte ein Geräusch über sich, blikte aufwärts, und Hans stand in Lebensgröse da. Er sah zwar elend und schlecht aus, aber er erkannte ihn doch, und die Reihe, sich zu fürchten traf nun den Jäger, welcher sicher glaubte, daß dieß Hansens Geist sey, der, mit ihm abzurechnen, komme. Da aber dieser ihn gar nicht beobachtete, immer mit den Händen herumvagirte, und mit sich selbst sprach, so schwand des Jägers Furcht, und er beschloß, ihn anzureden.

Kaum erblikte ihn aber Hans, so sprang er auf und davon. Der Jäger eilte ihm nach, und da Hansens Kräfte bald schwanden, so holte er ihn an einem tiefen Waldbache ein. Er konnte nun

nicht weiter, und sprang grade hinein. Nach vieler Mühe und Arbeit gelang es dem Jäger, ihn endlich heraus zu ziehen, wie er sich aber nur etwas erholt hatte, entsprang er sogleich wieder, und der Jäger folgte ihm nicht weiter, weil er neues Unglük besorgte. Einige Tage darauf hörte er, daß Hans würklich nach Hause gekehrt sey, ganz vernünftig spreche, aber eine sehr wunderbare Geschichte von der Hölle erzählte. Er hielt ihn noch für wahnsinnig, als er aber kurz darauf selbst mit ihm sprach, so fand er ihn ganz vernünftig, nur entdekte er, daß der Eindruk seines Wahnsinnes ihm noch geblieben war, und daß er die Vorstellung, welche ihm dieser drey Jahre durch vorgegaukelt hatte, nun auch noch vernünftig für wahr hielte.

Der Jäger glaubt, und ich glaube es mit ihm, daß Hans, als er ihm auf den Alpen begegnet sey, noch wahnsinnig war, und durch den jähen Sprung ins kalte Schnee- und Eißwasser erst seine Vernunft auf einmal wieder erlangte. Er versicherte mich, daß er mit einer wahnsinnigen Magd nach der Hand den nemlichen Versuch gemacht, und sie von einem Stege ins Wasser gestoßen habe. Diese sey dann auch am nemlichen Tage noch zum Gebrauche ihrer völligen Vernunft gekommen. Hans bedurfte aber zu seiner Erho-

lung längere Zeit, und volle Zwey Jahre. Der Jäger unterſtützte ihn dieſe Zeit über redlich, und betheuerte mir, daß er nicht hätte betteln gehn dürfen, wenn er nicht alles wieder an arme Leute verſchenkt hätte. Die ganze That reut jezt den Jäger nicht mehr, weil er Hanſen ſo ſehr dadurch gebeſſert, und zu einem rechtſchaffenen Mann gemacht hat. Dieſer iſt jezt ganz bey Vernunft, nur erſchrikt er dann und wann noch, wann ihm von ungefähr ein Jäger begegnet, und kann ſolche überhaupt nicht wohl leiden.

Nie hat es der Jäger gewagt, die ganze wahre Geſchichte ſeinen Landsleuten zu erzählen, weil man es ihm doch vielleicht nicht glauben, ihn gar eines Verſtändniſſes mit dem Teufel beſchuldigen würde.

Merkwürdig bleibt dieſe Geſchichte doch immer, weil man aus dem Erfolg derſelben erſehen kann, wie oft eine kleine, geringe Urſache, wichtige und große Folgen veranlaßt. Auch iſt mir Hanſens Wahnſinn ein neuer Beweiß, wie mächtig und ſtark erhizte, geſpannte Einbildungskraft auf die Seele des Menſchen würken kan. Sein Verſtand war, ehe er wahnſinnig wurde, roh und unausgebildet, ſeine Begriffe von der Hölle waren gewiß ganz á la Cochem! denn wo und durch

wen hätte er andere erhalten, und doch schuf sich sein Wahnsinn ganz neue, und zwar solche, die man von ihm gar nicht erwarten konnte! Wer leitete ihn darauf? Wer gab ihm Stof dazu? O es liegt noch so manches in der Seele des Menschen verborgen, das wir nicht ergründen können, oft nur durch Zufall erfahren, und still-schweigend anstaunen müssen.

C. H. Spieß.

VI.

Die Stecknadel.

Eine wahre Anekdote.

Zu einem reichen und angesehenen Kaufmann in F. kam einst ein Handwerker, ziemlich dürftig, doch sauber gekleidet, begehrte mit ihm allein zu sprechen, und brachte seine Worte wenigstens folgendermaßen an: Mein Herr, von Jugend auf hatte ich grose Lust zur Handlung, aber mein Vater dachte anders, und besaß auch würklich nicht so viel Vermögen, um irgend etwas auf meine Erziehung verwenden zu können. Ich mußte mich daher schon entschließen, sein Handwerk auch zu lernen, habe nach seinem Tode es fortgesezt und stehe dem Himmel sei Dank, izt am mittlern Fenster zwischen Darben und Ueberfluß. Eine Gewohnheit ist mir indes von meiner alten Neigung doch noch übrig geblieben: daß ich nemlich dann und wann Sonntags, wann ich von meiner wöchentlichen Arbeit ausruhe, im Stillen bei mir überdenke, was ich wohl vornehmen würde, wann ich izt Kaufmann wäre. Manche Plane

gehen dann durch meinen Kopf und vergehen auch wieder; denn so klug bin ich doch meinen Freunden und Zunftgenossen nichts von meiner Träumerei merken zu lassen. Ein einziger Plan will schon seit einigen Wochen nicht wanken noch weichen. Er scheint mir so ausführbar, und die ganze Spekulazion so einträglich, daß ich wohl wissen möchte: Ob Sie wohl Lust hätten mir ein paar Minuten zuzuhören?

Herzlich gerne! erwiederte der Kaufmann!

„Aber noch eine Bedingung hätt' ich dabei." Gesezt: Sie fänden nun daß ich Recht hätte, und die Sache ausführbar sei; gesezt, sie unternehmen es wohl selbst, versprechen sie dann: Mich an der Ausführung und am Nuzzen Antheil nehmen zu lassen? Geld hab' ich freilich keines; aber an Thätigkeit wollt ich gewis nichts sparen; und der erste Gedanke von einer guten Sache ist doch auch etwas werth.

„Sei es! Wenn der Vorschlag ausführbar ist, so gehört dem Herrn das Drittheil des reinen Gewinnstes!

Der ehrliche Handwerksmann erdfnete nun seinen ganzen Plan, und der Kaufmann mußte bei sich selbst gestehen: Es sei ein Geschäft, worauf er nicht gefallen; sei thunlich und im Gelingungsfall sehr belohnend. Indessen war dieser

Gelingungsfall nur vermuthlich, nicht gewiß; Auslage wird ziemlich viel erfordert: und endlich mußte er sich dabei großentheils einem Mann anvertrauen, den er heute zum erstenmal in seinem Leben sah; deßen moralischer Karakter ihm also ganz fremd war; der nicht übel sprach, aber doch selbst gestand, daß er eigentlich die Handlung nie erlernt habe. — Der Kaufmann gab daher die sehr vernünftige Antwort: daß er diesen Vorschlag keineswegs abweisen, sondern nur genauer durchdenken, und seinen Bescheid darüber in einigen Tagen, spätestens in einigen Wochen ertheilen wolle.„ — Doch gerade dieser Aufschub misfiel unserm Handwerker höchlich. Entweder, daß er in die Aufrichtigkeit von jenem, wenn es sich verzöge, Mistrauen sezte; oder daß er wirklich so aus Ueberzeugung sprach, kurz, er behauptete: Was unternommen werden solle, müsse izt, so schleunig als möglich, unternommen werden; und er bewies dies mit Gründen die allerdings nicht unbeträchtlich, wenn gleich immer noch für die zweite Person nicht ausschlaggebend waren.

Mitten im Fluß seiner Rede und indem er ein paar Schritte mit dem Hausherrn im Zimmer auf und abgieng, ward er auf dem Fußboden einer Stecknadel gewahr, bükte sich, hob sie auf und stekte sie sorgfältig, ohne jedoch im Sprechen

zu ſtocken, in den Aufſchlag ſeines Ermels. Dies, ſo ſehr es Kleinigkeit war, entgieng des Kaufmanns Augen nicht; und kaum daß eine Pauſe ihm Gelegenheit zum Einfallen gab, fragt' er jenen halb lächelnd: „Sagen ſie mir aufrichtig: halten ſie in ihrer ganzen Wirthſchaft alles ſo zu rathe, wie ſie es eben mit dieſer Steknadel machten?„

„Mit dieſer Steknadel? Hm! — Wer wird denn eine Steknadel liegen ſehen, und nicht aufheben?„

„Wirklich? bravo! Sie ſind mein Mann! hier iſt meine Hand; ich wag' es mit Ihnen.„

Er that es; und hatte keine Urſache, es zu bereuen. Das Geſchäfte lief gut. Jener bisher gemeine Mann zeichnete ſich vortreflich dabei aus. Der Gewinn, der ihm zu theil ward, ſezte ihn in den Stand, mehrerlei zu verſuchen. Der Kaufmann, der ihn liebgewonnen; unterſtüzte ihn ferner. Mehrere Pläne, von ſeinem Kopfe ausgedacht, fanden in jenes Kaſſe ihre Ausführbarkeit. Er ward endlich ſelbſt Handelsmann, und ſtarb reich und geachtet. Seine Nachkommen folgten eine Zeitlang ſeinen Fußſtapfen, begiengen aber nachher die Dumheit ſich adeln zu laſſen! —

Meißner.

VII.

Neunzigjähriges Leiden.

Eine wahre Geſchichte.

Als ich neulich Einſamkeit ſuchte, und ſie in einem kleinen, angenehmen Thale zu finden hoffte, begegnete mir auf dem Wege dahin ein alter Bettler. Ehe er ſich ganz näherte, zog er ſchon ſeine Mütze herab, und der Wind ſpielte mit den wenig grauen Haaren, die ſein Haupt ſparſam bedekten. Ich grif in die Taſche, und zog eine Kupfermünze heraus; als ich aber ſah, daß er ſeine Augen ſogar Hoffnungsvoll auf mich richtete, und mit zitternden Schritten auf mich zueilte, ſtekte ich dies Kupfer wieder ein, und ſuchte eine Silbermünze. Unter dieſer Beſchäftigung kam er eben bei mir an. Erbarmen ſie ſich eines armen Greiſes, ſagte er, der gerne noch arbeiten wollte, wenn ers nur vermöchte.

Ich. Wie alt iſt er wohl, guter Alter?

Bettler. Muß ſchon tief in'n Achtzigen, wohl gar drüber ſein! Als die Franzoſen in Böh-

men ſtanden, (er ſeufzete) war ich ein vierziger! Wie der ſiebenjährige Krieg begann, (er ſeufzte zweimal) war ich ſchon über die funfzig.

Ich. Nun ſo wäre er ſchon über neunzig alt!

Bettler. Kann wohl ſein! deſto beſſer! wird mich alſo Gott bald aus dieſem Jammerthale erlöſen.

Ich. Habt ihr keine Verwandte, keine Freunde?

Bettler. Herr, die hatte ich nie!

Ich. Nie?

Bettler. Nein! So lange ich's denke, war ich ein Aelternloſer Waiſe, fand im ganzen Dorf keinen, der mit mir anverwandt ſein wollte.

Ich. Hattet ihr kein Weib, keine Kinder?

Bettler. (mit ſeinem Dornſtocke in der Erde ſpielend) Ich hatte ein Weib, hatte ſieben Töchter und zwei Söhne. Aber (mit einiger Wehmuth) nun habe ich keine mehr.

Ich. Waret ihr immer arm?

Bettler. Ich war arm, wurde reich, beſaß da im Dorfe unten zwei Bauerhöfe, und wurde wieder arm, und muß iezt — — (bitterlich weinend) in meinen alten Tagen bettlen gehen!

Ich. Denn ſeid ihr ſehr zu bedauern!

Bettler. Ja wohl! O Gott, ja wohl! Gäb's dort keine Belohnung, wo fände ich denn Troſt?

Ich

Ich. Sezt euch ein wenig zu mir! da im Schatten; und erzählt mir wenn ihr wollt, euren Lebenslauf. Er muß wohl sehr merkwürdig sein!

Bettler. O nur allzu merkwürdig! Aber, Herr, wenn ich mich so ganz dran erinnern muß, da thuts meinem Herzen schrecklich weh, da muß ich wie ein Kind weinen und ich habe so der Thränen wenig mehr. Ich muß sparsam damit haushalten, damit ich in der gröſten Noth die harten Herzen damit bemitleiden kann.

Ich. Gott bewahre mich, daß ich euch euern einzigen, so wenig beneidenswerthen Reichthum rauben sollte. Sparet eure Thränen, bei mir habt ihr sie nicht nöthig! Da, da! und geht in Gottes Namen!

Bettler. Gott bezahlt's! Gott vergelt es Ihnen tausendfältig!

Er schlich langsam fort, betrachtete im Gehen die Gabe, welche ich ihm reichte, blieb stehen, und kehrte endlich wieder um. Herr, sagte er: ihr habt mir meine wenige Thränen zu theuer bezahlt! Es ist Schuldigkeit, dankbar dafür zu sein. Ich will euch meinen ganzen Lebenslauf erzählen.

Ich. Wenn's euch aber kränkt, wenn's schon vergeſſenen Jammer in eurem Herzen weckt, so

will ich's nicht wissen. Laßt's sein, guter Alter! es könnte euch zu stark angreifen, und ich hätte es dann zu verantworten.

Bettler. Sorgt euch nicht! Unglük, das man so lange mit Geduld trägt, kann man auch erzählen. Greifts mein Herz an, so werde ich schon zu rechter Zeit enden. Er legte nun seinen Bettelsak ab, und begann seine Erzählung, die ich zwar nicht wörtlich, aber doch getreu meinen verehrungswürdigen Lesern wieder erzählen will.

Als Jakob (*so hies der arme Greis*) ein Jahr alt war, fand ihn Abends in der Dämmerung ein Knecht, weinend und ganz allein an der Straße sizzend. Dieser erbarmte sich seiner, und trug ihn nach dem Herrschaftl. Schlosse. Auch den Besizzer desselben jammerte das verlaßene Kind, *und er versprach, es zu versorgen. Ein armes* Weib nahm ihn gegen Bezahlung in die Kost, und pflegte ihn, gleich einer leiblichen Mutter. Als er gegen zehn Jahr alt war, kam er als Schäfer in herrschaftliche Dienste, und mußte sich sein Brod nun selbst verdienen. Er schlief im Stalle, hatte kein Bette, sein ganzer Reichthum bestand in einem alten Sacke, in welchen er alle Abende hinein kroch, ihn über sich zusammenzog, und so recht vergnügt, recht zufrieden bis an Morgen schlief. Seine Kräfte mehrten sich, er wurde stark

und groß, und wie er ungefähr ſechszehn Jahr alt war, genoß er ſchon das ſeltene Glük als Ochſenknecht im Maierhofe angeſtellt zu werden. Sein Herr war ein ſehr reicher Graf. Er hatte oft Beſuch von Fremden, die wochenlang ſeine Gaſtfreiheit misbranchten, unter dieſer Zeit walker mit ihm ſpielten, und ihm viel Geld abgewannen. Der arme Jakob ſah oft, wenn er im Garten Gras für ſein Vieh holte, von weitem dieſem Spiele zu, denn die Herrſchaften ſpielten immer zur Abendzeit in einem kleinen Luſtwäldchen, das in der Mitte des Grasgartens lag. Er ſah wie jeder der Spieler einen Berg voll Gold, vor ſich liegen hatte, und wünſchte öfters nur einen Dukaten davon zu haben. Einſt gieng er früh morgens durch eben dieſes Wäldchen, in welchem man bis Tagesanbruch geſpielt hatte. Er blieb am leeren Tiſche ſtehen, und dachte eben wieder an ſeinen Wunſch, als er im Sande etwas glänzen, und zu ſeinem Erſtaunen, einen ſchönen, gelben Dukaten liegen ſah. Seine Freude darüber war groß, entſezlich groß, aber auch nicht lange, denn ſein Gewiſſen erinnerte ihn zugleich, das man gefundene Sachen wieder zurükſtellen müßte. Er beſchloß daher dieſer Erinnerung zu folgen, den Dukaten dem Grafen ſelbſt zu überreichen, und ſich vielleicht ein kleines, rechtmäßiges Trinkgeld zu verdienen. Zu Mittage war er

so glüklich, vorgelassen zu werden; der reiche Graf lachte über seine Ehrlichkeit, und schenkte ihm sogleich den Dukaten. Suche alle Morgen dort! sagte er: Was du dann findest, sei dir im Voraus geschenkt. Ich will wünschen, daß du noch hundert findest, sie sollen dir herzlich gerne vergönnet sein! Aber, rief er ihm nach, verkaufe dein Gold nicht, und kaufe dir lieber einen Rok dafür. Jakobs Freude war nun grenzenlos, denn sie war ächt und rein? Er eilte sogleich wieder nach dem Wäldchen, durchwühlte den ganzen Sand, fand noch 4 Dukaten, und einen Laubthaler. Nun war er seiner Meinung nach, ein reicher Mann, dem in der Welt nichts mehr fehlen könne. Er verfertigte sich sogleich einen ledernen Beutel, stekte das Geld hinein, und trug's stets bei sich. Des Greises Augen funkelten noch bei dieser Erzählung, wie er mir das Vergnügen beschrieb, mit welchem er oft nach einer schweren Arbeit sich am Abende an einen einsamen Plaz hingesezt, und sein Geld gezählet habe. Bilder der frohen Zukunft gaukelten dann vor seinen Augen herum; er kaufte sich ein Häuschen, nahm ein Weib, und fühlte sich ganz glüklich. Auch schien dies Glük sich ihm zu nähern, weil er, da er alle Morgen den Sand im Lustwäldchen durchsuchte, dann und wann wieder einen Dukaten oder Thaler fand. Der Greis versicherte mich, daß er am Ende es schon allemal

Abends vorher gewußt habe: Ob er früh Morgens etwas oder nichts finden würde, denn, wenn die Spielenden ruhig an ihren Tischen saßen, und sich das Gold nur zuzählten, da fand er nichts; aber wenn sie in einem grosen Haufen nur um einen Tisch herum standen, und das Geld mit Karten nach einem grosen Geldhaufen hinschoben oder schnellten, dann war er sicher, früh etwas zu finden. Sie spielten vermuthlich Pharo! Da seine Erndte jedoch nur den Sommer durch dauerte; da auch zu dieser Zeit nicht allemal das für ihn so glükliche Spiel gespielet wurde; so war er eben bereits zwei und Zwanzig Jahre alt, als er sich zwei Hundert Gulden auf diese Art gesammelt hatte.

Um diese Zeit, herrschte in dieser Gegend eine ansteckende, gefährliche Krankheit, die einer Pest glich, und halbe Dörfer entvölkerte. Als sie endete lagen viele Bauernhöfe öde, deren Besizzer mit allen ihren Kindern und Vieh die Seuche weggerafft hatte. Jakob hörte bald darauf, der Oberamtmann habe bei öffentlichem Amtstage publizirt: daß die gnädige Herrschaft diese verlaßene Bauerhöfe an Leute, welche nur etwas Geld zum erforderlichen Viehankauf besäßen, überlassen, ja sie ihnen sogar als ein Eigenthum, verkaufen wolle, wenn ein oder der andre sich fände, der vierzig Gulden für den Hof baar bezahlen, und

nebenbei noch den darauf haftenden Frohndienst leisten wolle. Jakobs Herz schlug bey dieser Erzählung laut und stark. Er war allerdings in damaligen Zeiten ein reicher Mann, konnte so einen Hof baar bezahlen, sich auch hinlängliches Vieh verschaffen; aber sein Geld war ihm auch durch die lange Gewohnheit beynahe theuerer, als all dieses Glük geworden. Sich von solchem zu trennen, schien ihm eine Unmöglichkeit. Er hatte noch keinen Pfennig davon ausgegeben, lebte von seinem Dienste, gieng oft zerlumpt daher, und war dann nur seelenvergnügt, wenn er das nun volle Beutelchen in stiller Einsamkeit ausleeren, und seinen Schaz zusammen zählen konnte. Wahrscheinlich würde diese Geldliebe ihn besiegt und wohl auch verderbt haben, wenn er Hofnung gehabt hätte, seinen Schaz zu vermehren; da aber eben diese ansteckende Krankheit auch bis ins Schloß gedrungen war, und dort die Gattin des Grafen, nebst zwey seiner hofnungsvollsten Kinder getödtet hatte, so herrschte auch allda tiefe Trauer, und es wurde im Lustwäldchen, dem Lieblingsplaz der verstorbenen Gräfinn, nicht mehr gespielt. Ueberdieß hatte eine weit mächtigere Leidenschaft sich Jakobs Herzens bemächtigt. Er liebte schon durch zwey volle Jahre eine neben ihm dienende Magd, die zwar sehr arm, aber auch schön und tugendhaft war, und die Arbeit eben so sehr, wie

ihren Jakob, liebte. Ihr hatte er im Uebermaaße der Liebe sein Geld gezeigt, und es schon einigemal auf ihrem Schooße gezählt, es war also billig, daß er auch jezt sie um Rath fragte.

Man kann sich ihre Antwort leicht denken. Voll des Wunsches, Jacobs Weib und Bauernfrau zugleich zu werden, beschrieb sie ihm das Glük, welches sie mit einander genießen und fühlen würden, so reizend; schilderte ihm den Gewinn, welchen er bey diesem Kaufe haben würde; so gewiß und groß; daß er ihr zu folgen beschloß, und nun kaum den morgenden Tag erwarten konnte. In seinem leinenen, zerrissenen Kittel trat er am Morgen vor den Grafen, und meldete sich als den Käufer eines Bauernhofes, welchen er nebenbey mit allen kundgemachten Bedingungen zu übernehmen versprach. Der Graf lächelte, und wollte ihm eben vorstellen, daß zu diesem Kauf auch Geld erfordert werde, als Jakob stolz seinen Beutel herauszog, und das Geld auf einen Tisch ausschüttete, und baar bezahlen wollte. Der Graf staunte mit Recht über des Knechts Reichthum, und fragte: Wie es möglich sey, daß er in Ehren so reich geworden wäre? Doch Jacob erinnerte ihn an die Erlaubniß, welche der Graf schon längst vergessen habe mochte. Ich habe, sagte ersterer, sie nebst ihrem Rath emsig und fleißig benuzt, habe dort täglich gesucht, und

alles, was ich fand, zusammen gespart. Vollendet nun mein Glük, und verkauft mir einen Bauernhof! Gerne, sehr gerne, antwortete der Graf. Deine Bitte sey dir gewährt! Du bist der erste der durch Spielgeld reich geworden ist, möge es dir doch auch mehr Glük bringen, als es sonst gewöhnlich seinem Besitzer gewährt.

Auf Befehl des Grafen wurde nun dem frohen Jakob der Kontract ausgefertigt, der selbst gewählte Bauernhof übergeben, und ihm zugleich die Erlaubniß ertheilt, seine geliebte Marie ehelichen zu dürfen. Es war eben Herbst, er kaufte sich daher sogleich den erforderlichen Saamen, zwey Kühe, und zwey Pferde, mit welchen er seine Felder bestellte und besäete. Dies half ihm vor andern weit voraus, welche mit dem Kaufe zu lange zögerten, und so die Saatzeit versäumten. Als er diese Saatzeit geendet hatte, wollte er die mit ihm bereits verlobte Marie als Wirthin in sein Haus führen; er gieng, ihr dieß zu melden; fand sie aber im Bette. Sie war seit gestern krank, doch bewog sie die Freude, ihren Geliebten in der Nähe zu wissen, sogleich das Bette zu verlassen, mit ihm zu schwätzen, und ihn sogar ein Stük Wegs nach Hause zu begleiten. Früh meldete man aber Jacoben; daß seine Marie äusserst krank sey, und phantasire. Da man im herrschaftlichen Meyerhofe, wo Marie noch wohnte, jede

Krankheit jezt ſehr fürchtete, und ſogleich wieder Peſt prophezeite, ſo ward ihm zugleich kund gemacht: daß ſie noch dieſen Morgen von da weg, und an einen andern Ort gebracht werde müſſe. Weinend ſpannte Jacob ſeine Pferde an, und führte ſeine kranke Marie zu ihrer alten Mutter, die mit ihm in einem Dorfe wohnte; von ihr eilte er ſogleich in die Stadt nach einem Arzt. Dieſer wollte nichts verſchreiben, und ſie noch weniger beſuchen, wenn Jacob nicht im Voraus die Belohnung ſeiner Mühe und Arbeit mit baaren zwölf Gulden ſicher ſtellte. Er öfnete freudig ſeinen Beutel, und zählte zum erſtenmal mit vielem Vergnügen Geld daraus auf des Arztes Tiſch. Ihm ſchien jezt ohne Marien dieſes Geld gar keinen Werth zu haben; ihr zu Liebe hatte er den Bauernhof gekauft; ſie zu retten; hätte er ihn willig wieder hergegeben, um nur mit ihr, ſey's auch in der gröſten Armuth, leben zu können; denn ſie hatte; ſeinem Ausdruk nach ſein ganzes Herz gewonnen, war ihm äuſſerſt theuer und werth geworden.

Der bezahlte Arzt wandte zwar alle Mittel an, aber Mariens Krankheit ſtieg täglich, und ſie ward eben vom Pfarrer mit allen Sacramenten verſehen, als Jacob vom Amte aus den Befehl erhielt, mit ſeinen Pferden ſogleich dort zu erſcheinen, um mit noch einigen Bauern in Geſchäften

der Herrschaft nach der Hauptstadt zu fahren. Noch hatte er keinen Knecht, und da der Befehl dringend war, so mußte er selbst dran. Sein Abschied von Marien; die ihn nicht mehr kannte, war herzergreifend, und auf dem ganzen langen Hin- und Herwege war dieß sein gröster Jammer, daß er ihr nicht im Todeskampfe beystehen, nicht einmal ihrem Sarge folgen könne. Es dämmerte eben, als er heimkehrte, niemand begegnete ihm; er mußte nahe am Kirchhofe vorbeyreiten. Schüchtern blikte er über die Mauer hinein, und sah unfern vor sich ein neues Grab. Da liegt, da ruht sie, dachte er, und sein Herz drohte für Jammer zu zerspringen. Weinend zog er seine Pferde in Stall, und warf sich dann laut jammernd aufs Stroh. Wahrscheinlich würde er die ganze Nacht seine Marie beweint haben, ohne die hungrige Pferde zu füttern, wenn nicht seine Magd in den Stall gekommen, und ihn erblikt hätte. Seyd ihr da, rief diese freudig aus, das muß ich gleich Marien sagen.

Jacob. Lebt sie denn noch?

Magd. O freilich! Mit ihr hat sichs weidlich gebessert, sie kann schon wieder im Bette aufsizzen! — Keine Nachricht konnte wohl dem verzweifelten Jacob angenehmer klingen. Er eilte selbst zu ihr, und fand sie wirklich um vieles besser. Nach vier Wochen konnte sie schon wieder aus-

gehen, und da es eben ein schöner Herbsttag war, so führte Jacob sie zu seinen Feldern, die nun schon herrlich grünten, und die reichste Erndte versprachen. Er erinnerte sich noch jezt dieses glüklichen Augenbliks mit wahrem Vergnügen, und zählte die Viertelstunden, welche er hier mit seiner Verlobten durchträumte, unter die wonnevollsten seines Lebens.

Kurz darauf heurathete er sie, und ehe noch ein Jahr verfloß, trug Jacob schon ein Ebenbild seiner Marie, ein liebes, schönes Mädchen zur Taufe. Sie wirthschafteten munter und frölich, emsig und eifrig, konnten aber, da es der Ausgaben so viele gab, das erste Jahr nichts ersparen; selbst im zweiten hatten sie wohl zum täglichen, hinlänglichen Brode, aber noch nicht zur Ersparung einige Hofnung. Jacob sah in dieser Zeit oft seine Marie im Stillen weinen, und da er sie herzlich liebte, da er so gerne ihren Kummer mit ihr theilen wollte, so forschte er nach der Ursache desselben.

Marie. Soll ich nicht traurig sein? Wir können mit aller unserer Arbeit und Fleiße nichts für uns bringen, und doch fühle ich mich wieder schwanger. Wenn's so fortgeht, wenn alle Jahre ein Kind mehr zuwächst, wie sind wir denn im Stande, sie alle zu ernähren?

Jacob. Dafür laß du nur unsern Herr Gott sorgen! Wenn er uns Kinder schenkt, so wird er

uns auch Mittel und Wege zeigen, wodurch wir sie ernähren können. Der Ehestand ist ein Wehestand; aber er gewährt auch mehr Freude, mehr Vergnügen, als jeder andre, und will man das Leztere genießen, so muß einem das Erstere nicht bitter schmeken. Gibst du wohl da deine kleine Marie für tausend Gulden hin?

Marie. (das Kind an ihre Brust drückend) O nein! Um keinen Preiß in der grosen weiten Welt!

Jacob. Willst du dasjenige, welches jezt auf dem Wege ist, nicht im Voraus um diesen Preiß verkaufen?

Marie. Ah rede nur nicht so albern! Wer wird denn ein Kind um Geld verkaufen? Sie wachsen ja nicht, wie die Schwämme im Walde!

Jacob. Warum trauerst du also, daß dir ein Glük bevorsteht, das du um keinen Preiß in der Welt verhandeln willst. Sind Kinder der Eltern Glük, so muß man sie auch dankbar, nicht weinend empfangen.

Mit diesen und ähnlichen Trostgründen machte er Mariens Herz frölich, ihm selbst aber schien ihre Bemerkung allerdings wichtig, und sein Eifer, mehr als sonst zu erwerben, ward dadurch mächtig erregt. Da er sahe, daß seine Felder ihm erst in der Zukunft wahren Nutzen bringen könnten, jezt aber würklich manche Auslagen erfoderten,

so fieng er einen kleinen Handel mit Vieh an, welches er hier und da kaufte, und auf den Wochenmärkten der nahen Stadt nie mit Verlust, oft mit ganz ansehnlichem Gewinn wieder verkaufte. Als seine Marie ihm ein zweites Mädchen gebar, hatte er schon siebenzig Gulden in diesem Handel gewonnen und zurük gelegt. Er trat also, wie sie eben noch die gröste Freude über ihr neugebohrnes Kind fühlte, zu ihrem Bette, empfieng das Kind aus ihren Händen, und reichte ihr dagegen den Beutel. Lächelnd fragte er sie nun: Ob sie nun an Gottes Vorsicht zweifle, und wieder weinen werde, wenn sie aufs neue schwanger werden sollte? Sie gelobte das Gegentheil, und von dieser Zeit an, da sein Handel, seine Wirthschaft ihm immer grösere Vortheile gewährte, genoß er häußliche Glükseeligkeit, Ruhe und ächtes Glük in reichem Maaß. Binnen zehn Jahren gebar ihm seine Gattin sieben Mädchen, und zwey Knaben. Seine blassen Wangen färbten sich hochroth, sein Auge bekam jugendliches Feuer, als er mir erzählte: wie er oft im Zirkel seiner Familie die größten Freuden genossen habe. Sie liebten ihn alle gleich stark, denn er versekte der zornigen Mutter immer die Ruthe, wenn eines davon Strafe verdiente. Wenn er nun einige Tage abwesend gewesen war, und seinem Dorfe sich näherte, da verdoppelte er der Kinder wegen immer seine

Schritte ; kaum war er in's Zimmer getreten, ſo ſprangen und krochen ſie ihm alle entgegen, die größern umarmten und küßten ihn, die kleinern machten ihm tauſend Ba! und verlangten auf ſeine Arme. Nie kam er leer, dieß wußten die Kleinen, und, wenn der frohe Willkomm vorüber war, ſo ſtanden ſie alle harrend und wartend um ihn herum. Er theilte dann aus, und ſein gröſtes Vergnügen war es, wenn er nun zuſehen konnte, wie einige die erhaltene Puppe aufputzten, das hölzerne Kind in Schlaf wiegten, und mit den Knaben zankten, welche durch Trompetenruf und Peitſchengeknalle das arme Kind wieder aufweckten. Rührend war es, und weich wurde ihm ums Herz, wenn er dann wieder zur frohen Mutter hinblikte, welche die Kleinſten um ſich verſammlete, die Semmel, welche der Vater mitgebracht, gewiſſenhaft unter ſie theilte, und dann oft mit ihnen Fleiſch und Braten kochte. Dieß, rief er immer während ſeiner Erzählung aus, waren meine glüklichſte, meine vergnügteſte Stunden! Alle Mühe, allen Kummer vergaß ich dann um ſolch einen Lohn! All mein Geld, das ſich ſchon anſehnlich gemehrt hatte, würde ich, bekäm ich es zurük, um ſolch einen frohen Augenblik wieder hingeben!

Um dieſe Zeit war der franzöſiſche Krieg nach Karl des ſechſten Tod ſchon ausgebrochen, die

Feinde ſtrömten von allen Seiten ins unvertheidigte Land, und kamen bald auch in Jacobs Dorf. Sein Stall war mit ſchönem Viehe, ſeine Schränke und Käſten mit Vorrath und ſchöner Leinwand angefüllt, alles wurde eine Beute des Feindes, der im Anfange ſtreng plünderte. Ein betrunkener Soldat ſezte ſeinem Weibe den bloſen Säbel auf die Bruſt, foderte Geld, und Jacob gab, um ſie zu retten, alles her, was er noch baar beſaß.

Marie ward aus Schreken krank, und als die Feinde ausmarſchirten, begrub der jammernde Jakob ſeine treue Ehegattin, welche aus Mangel gehöriger Hülfe, die er ihr nicht zu leiſten vermochte, geſtorben war. Sie ſtarb — was ihn noch jezt hart zu kränken ſchien, — auf einem Bunde Stroh, denn die Feinde hatten ihm alle ſeine Betten weggenommen.

Sein gröſtes Glück, ſeine einzige Freude, die armen, verwaiſten, unerzogenen Kinder, waren ihm nun Stof zum gröſten Jammer. Er konnte ſie ohne Thränen nicht anſehen, und wenn ſie weinend die Mutter von ihm foderten, ſo glaubte er oft für Schmerz wahnſinnig zu werden. Da ſein Hausweſen ſo nicht beſtehen konnte, da neun kleine Kinder ſorgfältige Pflege brauchten, und die bezahlten Mägde ſie ihnen nicht gehörig reichten, ſo gieng er oft aus, um ihnen eine andere Mutter zu ſuchen; aber kein Mädchen gefiel ihm,

keine gliech seiner Marie, die, wie er mich hoch und theuer versicherte, auch als sie starb, noch ein schönes Weib war. Endlich wurde er mit einem Mädchen bekannt, welche schon über dreyßig Jahre zählte, bey einem Pfarrer als Köchin diente, und sich dort über zwey hundert Gulden gesammelt hatte. Sie war recht schön, versprach seinen Kindern eine recht gute Mutter zu werden, und ihn mit ihrem Gelde in seiner Wirthschaft und Handlung zu unterstützen. Dieß alles bewog den armen Jacob i.r in der Eile die Ehe zu versprechen. Ohne genauere Bekanntschaft, ohne vorher gute Freunde zu Rathe zu ziehen, heurathete er sie geschwind darauf, weil seine hülflose Kinder einer neuen Mutter bedurften, und sein ganzer Handel ohne geschwinde Unterstützung völlig verloren gieng.

Gleich im Anfange seiner Ehe merkte er, daß seine Gattin keine Marie werden würde, als er vollends durch andere erfuhr, daß sie in seiner Abwesenheit seine Kinder oft erbärmlich schlage, da blutete sein Herz im Stillen, und als ihm endlich fünf Monate nach der Hochzeit seine neue Gattin einen Sohn gebar, da sah er erst ein, daß er betrogen sey, und mit jenem wenigen Gelde die Buhlerinn eines andern in sein unbeflektes Ehebette geführt habe. Er der sonst jedes seiner Kinder väterlich liebte, konnte diesen Fremdling

ling, denn man ihm so schändlich verkauft hatte, nicht ansehen. Ungeachtet ihm seines Weibes Freunde, selbst der Pfarrer, das Gegentheil beweisen wollten, so glaubte er doch steif und fest; daß eine Frau unmöglich in fünf Monaten ein vollkommenes Kind gebähren könne, und es kam oft zu heftigen Vorwürfen, welche seine Frau aber meisterhaft abzulehnen wußte.

Zum Glük starb der Knabe nach einigen Monaten; er trug ihn ohne Thränen zu Grabe, als er aber auf den Kirchhof kam, und auf das noch nicht mit Gras bewachsene Grab seiner Marie hinblikte, da weinte er sehr, und sagte laut zu allen, damit man seine Thränen nicht misdeuten möge: Solch ein Weib, wie dort ruht, wird nie wieder gebohren werden! Weil zu Hause ihn häußliche Glükseligkeit floh und es eben Winter war, so blieb er wenig daheim, betrieb aber mit unermüdetem Eifer seinen Handel, welcher ihm aufs neue grose Vortheile gewährte. Ein junger Officier lag diese ganze Zeit über bey ihm im Quartier, welchem seine Frau kochen und waschen mußte. Beides war Jacoben angenehm, weil sie dann bey mehrerer Beschäftigung, der armen Kinder Geschrey nicht so achtete und diese nicht stets bey der geringsten Kleinigkeit so erbärmlich prügelte.

Als schon das Frühjahr herannahte und die Truppen wieder ins Feld zogen, kam er einst in der Dämmerung nach Hause. Seine Kinder sprangen ihm zum erstenmale wieder freudig entgegen; klagten zwar über Hunger, freuten sich aber doch hoch, daß die schlimme Mutter weggegangen sey, und nicht mehr wieder kommen wollte. Jacob stuzte, erfuhr aber bald darauf durch die Mägde, daß seine theure Ehehälfte würklich vor zwey Tagen mit dem jungen Offizier ausmarschirt sey und ihm die Nachricht hinterlassen habe, er solle sich ihrentwegen gar nicht kümmern; denn ihr werde es wohl gehen, weil sie jezt Köchinn bey einem jungen Offizier geworden sey und bey ihm doch nur eine Kindsmagd hätte abgeben müssen. Diese Nachricht kam ihm zwar unerwartet, aber sie kränkte ihn nicht. Er war vielmehr recht wohl damit zufrieden; weil er doch ein Weib nicht lieben konnte, bey welcher sich sein voriger Verdacht nun ganz bestätigte. Sie hatte ihm viel, beynahe mehr mitgenommen, als sie zu ihm gebracht hatte, aber er achtete es nicht, weil er in seinem Handel weit mehr, als dieses wieder gewonnen hatte. Da er nie mehr heurathen wollte, auch, so lange seine Ungetreue lebte, nicht heurathen konnte, so suchte er sich eine alte treue Haushälterin, welche er bald fand, und die durch genaue, redliche Aufsicht sein Zutrauen, auch durch ihre besondre

Freundlichkeit bald das Herz der Kinder dergestalt gewann, daß sie solche nur ihre zweyte Mutter nannten, und eben so ehrten und liebten. Bald darauf ward Friede im Lande, er fürchtete sehr, daß seine Frau wiederkehren würde, aber sie kam nicht, und er hat nie mehr etwas von ihr erfahren.

Als der siebenjährige Krieg ausbrach, war seine älteste Tochter vier und zwanzig, seine jüngste fünfzehn Jahre alt. Seine beyden Söhne waren indeß der Mutter gefolgt, und ruhten an ihrer Seite im Grabe. Der immer sich mehrende und stärkere Handel, welchen er auch mit Getraide trieb, hatte ihn zum reichen Mann gemacht. Er besaß zwey Bauerhöfe, und überdiß 8000 Gulden in baarem Gelde. Viele Freyer hatten sich daher schon um seine Töchter gemeldet, welche alle so schön, wie die Mutter waren, und seine ganze Hauswirthschaft führten. Nie hatte sichs aber recht schicken wollen, bald war der Bräutigam dem Vater, bald der Tochter nicht anständig, und da es sich im väterlichen Hause recht gut wohnte, da die Mädchen unter sich sehr schwesterlich lebten, so zeigten sie selbst immer schlechten Lust zu jeder noch so vortheilhaften Heurath. Eben wars aber Ernst geworden, daß zwey der ältesten sich würklich verehlichen sollten, schon wars biß zum Aufgebot gekommen, als man stark zu rekru-

tiren anfieng, viele junge, gut gewachsene Pursche zu Soldaten, und unter diesen auch die Freyer von Jacobs zwey ältesten Töchtern wegnahm. Die Mädchen weinten zwar, liesen sich jedoch trösten, und versprachen, biß zum Frieden zu warten. Im Winter bekam das Dorf starke Einquartierung; alles wimmelte von Feinden, welche aber der Bauern Eigenthum nicht antasteten und wirklich Ursache waren, daß Jakobs Handel immer stärker wurde. Er war die ganze Zeit über wenig zu Hause; sah nur dann und wann nach, und freute sich immer, daß, da er gleich zwanzig Soldaten im Quartier hatte, doch alles so ordentlich und friedlich zugieng. Mit dem Frühjahre begann der Feldzug wieder; im Dorfe wards öde; Jacob blieb länger zu Hause; bestellte seine Felder, und mußte oft von manchem alten Mütterchen entfernte Stichelreden anhören, die ihn kränkten, weil sie die Ehre seiner Töchtern beleidigten. Als er sie aber nicht zu achten schien, war das Gerede im Dorfe immer ärger, und ein alter Bauer versicherte ihn einst hoch und theuer, daß alle seine Töchter, keine ausgenommen, Huren geworden wären. Nicht ich, sezte er hinzu, sondern das ganze Dorf behauptet es, und das Benehmen deiner Töchter, ihre immer mehr und mehr sich rundende Gestalt beweißt es deutlich.

Jacob saß bei dieser Nachricht, wie vom Donner gerührt, da. Seine unbeschränkte Liebe zu

ſeinen Kindern; hatten ihn auch unbeſchränktes Vertrauen eingeflößt; noch wollte, noch konnte er es nicht glauben; als er aber nach Hauſe eilte, jede insbeſondre in Verhör nahm, und jede es ihm treuherzig geſtand, daß ſie wirklich verführt, wirklich ſchwanger ſei, da ward ſein Schmerz grenzenlos, da wüthete er verzweifelnd in ſeinem eignen Körper. Er fluchte der todten Mutter, ihm ſolche Töchter geboren, er fluchte ſich ſelbſt, ſolche Kinder gezeugt zu haben, und von dieſem Augenblicke wich alles Glük, aller Segen von ihm. Sein ſonſt ſo fröhliches Haus wurde ein Haus der Thränen und des Jammers. Wenn er eines ſeiner Kinder anſah, war es ihm oft, als ob es ihn erſticken würde, und er fragte oft verzweiflungsvoll den gerechten, barmherzigen Richter: Warum er eben ihn ſo entſezlich ſtrafe? eben ihm unter ſieben Kindern, nicht ein einziges tugendhaftes geſchenkt habe? Um nicht Schande und Scham erdulden zu müßen, traute er ſich nicht vor die Thüre; und doch preßte daheim, der Anblik der jammernden, verlohrnen Töchter ſein Herz noch ärger, noch ſchrekklicher. Als er es nicht länger ertragen konnte, nahm er ſeinen Knotenſtok in die Hand, und wollte einen Pfarrer in der Nachbarſchaft beſuchen, der als ein ſehr würdiger Mann ihn oft ſchon, wenn ihn Prüfung traf, mit Religionsgründen ſo herrlich getröſtet hatte. Wie er in die Mitte des Dor-

ſes kam, ſpielten einige Buben am Waſſer: Sieh! ſieh! rieſen ſie einander zu, dort geht der ſieben Huren Vater! Dieſer ſchrekliche Spott ſchrekte ihn wieder in ſein Jammerhaus zurük. Abends erſchien bei ihm der Amtsbote mit der furchtbaren Nachricht, daß er morgen früh mit allen ſeinen Töchtern im Amte erſcheinen ſollte. Die Geſchichte war dort auch ſchon kund geworden, und der Amtsbote verſicherte ihn überdies noch, daß es ſcharf hergehen würde. Ohne ein Wort des Troſtes zu ſeinen Kindern zu ſprechen, denn ihm fehlte ſelbſt Sprache und Troſt, gieng er in ſeine Kammer, öfnete den Geldkaſten, und trug die gefüllten Säke ſtillſchweigend auf den Tiſch, welcher im Zimmer ſtand. Als er den ganzen Kaſten geleert hatte, rief er ſeine Töchter zu ſich. Seht, ſprach er, das iſt der ganze Reichthum eures Vaters. Um euch glüklich zu machen, hab' ich das geſammelt, ich will des Schweiſſes, und der Mühe, die es mich koſtete, nicht gedenken; denn Vorwürfe machen doch nichts wieder gut. Ich wills euch mitgeben auf die Bahn des Jammers, die ihr izt wandeln müßt, und kann mein Segen euch nuzzen, ſo ſoll auch der euch werden. Wir ſind zum Amte zitirt! Gott weis welche ſchrekliche Strafe, eurer und meiner harret, denn der Fall iſt unerhört, iſt ſchrekklich! Wollt ihr zuſehen, wie man euren armen, unſchuldigen Vater martert und jämmerlich prügelt? Wollt ihr das?

Die Töchter. O Gott im Himmel! Nein, ach nein!

Jacob. Wollt ihr mit ihm im schwarzen Bußgewande mit der brennenden Kerze an der Kirchthüre stehen, und euch von jedem verspotten und ins Angesichte speien laßen?

Die Töchter. Nein! Nein! Eher sterben! Eher tod!

Jacob. So nehmet also jede euren Theil, und wandert noch in dieser Nacht, so weit ihr kommen könnet! Zieht euern Verführern nach! Vielleicht haben Sie Mitleid mit euch; vielleicht kann dies Geld sie loskaufen von ihrem Stande, und ihr mit ihnen noch glüklich in ihrer Heymath leben! Kniet nieder! Ich will's versuchen, ob ich euch segnen kann? (Alle knieten sich weinend um ihn herum.) Allmächtiger, ewiger Gott, erbarme dich der Gefallenen! Es sind meine Kinder, und als Vater fleh ich zu dir um Segen über sie! Heilige Mutter Gottes, erhöre auch du meine Bitte, und sei ihre Fürsprecherinn. Du kennst der Aeltern Leiden am besten, auch dein ward unnennbarer Jammer, als du unter dem Kreuze deines leidenden und sterbenden Sohnes hülflos dastandst. Erinnre dich dessen, und fühle das meinige! — Nun, geht, geht! Ich habe gethan, was ich vermochte; mehr kann ich nicht thun! Keinen Abschied, diesen kann mein Herz nicht ertragen! — —

Die Töchter. Was wollt aber ihr thun, Vater? Was soll aus euch werden?

Jacob. Sobald ihr fort seid, folge ich euch nach! Sorgt euch nicht, ich finde überall mein Brod, denn ich bin in fremden Ländern bekannt! Geht! Gottes Segen mit euch! betet für mich! (er wollte nach seiner Kammer, die Töchter umringten ihn.)

Alle. Ach Vater! erst eure Verzeihung!

Jacob. Ich verzeihe, ich vergebe euch alles! Zieht im Frieden! Geht, ich bitte euch, geht, damit ich auch fortkomme!

Er entsprang nun in die Kammer, schloß die Thüre hinter sich zu, und litt dort Qualen der Hölle. Er hörte, wie sich das wimmernde Gewinsel seiner Kinder, nach und nach verzog, und weinte bitterlich. Wie's dann endlich an der Hausthüre knarrte, wie solche einmal um das andre leise geöfnet wurde, und wieder sachte zufiel, schwoll sein Herz, und er konnte nicht mehr weinen, warf sich verzweifelnd auf die Erde, und fühlte, wie mit jedem Schlage der Thüre, ein Kind mehr von seinem Herzen sich loßris. Wie alles stille war, wie nichts mehr im Hause sich regte, trat er aus seiner Kammer. Noch lagen zwei Geldsäcke auf dem Tische, fünf waren weg; er vermuthete also, daß noch zwei seiner Töchter in dem Hause sein müß-

mußten, da er aber nicht länger warten wollte, da ihm vor der morgenden Schande zu ſtark graute, ſo empfahl er ſie Gottes Schuz, löſchte das Licht aus, und ſchlich, gleich einem Diebe, nach dem Stalle, wo er ſein Pferd ſattelte, und dann fortjagte. Als er am Kirchhofe vorbei ritt, hörte er ein lautes Weinen. Es war Mondſchein, auch regte ſich's auf Mariens Grabe. Sonſt wäre er vielleicht geflohen, jezt aber eilte er dahin. Er fand ſeine älteſte und jüngſte Tochter daſelbſt. Kinder, ſagte er, euer Weinen fruchtet nichts? Wahrſcheinlich gehört das Geld euch, das noch auf dem Tiſche liegt, geht, und holt's!

Die Töchter. Vater, behaltet es! Ihr habt es nöthiger!

Jacob. Ich habe genug, und brauche nicht mehr! Holt's, ſonſt bereichert ihr Fremde damit! — — Was macht ihr hier?

Die Töchter. Wir bitten unſre Mutter um Verzeihung!

Jacob. (ſehr gerührt) Marie verzeih's ihnen wie ich's gethan habe! — — Leb' auch du wohl; So nahe kommen wir hier wohl nie mehr zuſammen. Können wir auch nicht neben einander verweſen, ſo werden wir uns doch dort wieder ſehen!

Er führte nun ſeine zwei Töchter mit ſich fort, und nahm nochmals Abſchied von ihnen,

ſie verſprachen das Geld abzuholen, aber ſie hielten nicht Wort; denn am andern Tage fand man ſie, wie er nachher erfuhr, im Dorfteiche todt liegen. Sie endeten aus Reue, und wahrſcheinlich deswegen, weil ſie Verführerinnen der übrigen waren, die alle erſt durch ihr Beiſpiel, durch ihr Zureden ſogar, zum Falle verleitet wurden. Dies hatten ſie vorher ſchon ihrem Vater bekannt! Die übrigen fünfe waren wahrſcheinlich ihren Liebhabern nachgezogen, aber ihr Schikſal blieb dem Greiſe ganz unbekannt; nie hat er von ihnen eine Silbe mehr erfahren. Vielleicht leben ſie noch, ſagte er, vielleicht theilten ſie gerne ihr Brod mit mir, wenn ſie wüßten, daß auch ich noch lebe!

Jacob erreichte in der nämlichen Nacht noch die Gränze, lebte dort ohne Abſicht und Ziel, denn er fand nirgends Ruhe, nirgends Freude. Er hatte gegen 2000 Gulden mit ſich genommen; hatte im dortigen Lande viele Schulden ausſtehen, die er auch richtig einkaſſirte, aber da er nichts verdiente, immer nur von einem Orte zum andern zog, ſeinen Kummer zu vertrinken ſuchte, und endlich wirklich ein Trunkenbold ward, ſo mußte auch ſein Vermögen immer kleiner werden. Zehn Jahre darauf gieng er ſchon im Reiche von Ort zu Ort betteln. Er trieb das lange. In München ergrif ihn die Polizei, und lieferte ihn als ein Aus-

Länder an die Gränzen ſeines Vaterlandes, von welcher er bis in ſein Dorf geführt wurde. Er gieng willig und gerne, weil er dort zwar Strafe fürchtete, aber auch den Ueberreſt ſeines Vermögens zu finden hoffte. Er betrog ſich aber in beiden; ſeine Flucht wurde nicht gerügt; die Strafe auf ſeiner Töchter Verbrechen, war ſchon durch die Geſetze aufgehoben worden, und konnte nur um ſo weniger an dem Vater vollzogen werden! Als er aber nach ſeinem Vermögen ſich erkundigte, da bewies man ihm klar und deutlich, daß er keinen Heller zu fordern habe. Seine zwei Höfe waren anfangs adminiſtrirt worden, als aber in dem ſo ſchweren Kriege, bei ſo großer Theurung, die Adminiſtratoren nicht mehr wirthſchaften wollten, wurden die zwei Güter durch Feilbietung verkauft, und da ſie äuſſerſt vernachläſſigt waren, da zu dieſer Zeit zum Verkaufe ſo vieles angeboten, und wenig verkauft wurde, ſo wurden ſie, damit die darauf haftenden Kontribuzions- und Lieferungsſtände getilgt werden konnten, um einen Spottpreis hingegeben.

Irgend ein Gewiſſenloſer hat die zweitauſend Gulden, welche die unglückliche Töchter liegen ließen, heimlich entwendet; denn als das Gericht inventirte, war kein baarer Pfennig gefunden worden, und Jacob mußte ſich nun auch in dem

Dorfe, wo er einſt der reichſte war, mit Betteln ernähren.

Einige mitleidige Bauern baueten ihm eine kleine Hütte, in welcher er noch wohnte; Anfangs bekam er viel Almoſen; jezt, da man ſeines Anbliks ſchon gewohnt worden, gieng es ihm oft kümmerlich. Seiner Marie Grab konnte er auch nicht mehr beſuchen, denn ſchon ruhete ein anderer auf ihrem Plaze, und ihre Gebeine lagen unter tauſend Fremden im Beinhauſe. Die zwei Selbſtmörderinnen waren hinter der Kirchhofmauer eingeſcharrt worden; eine ganze Hecke von Dornen ſtand auf ihren Gräbern. Wenn wilde Roſen darauf blühten, ſo pflükte er ſich immer einige ab, und wenn ihn die Dornen ſtachen, ſo dachte er: Meine Kinder machten's auch ſo.

Noch fühlte er ſein Leiden, ſeinen Jammer in ſeiner ganzen Stärke. Keine Zeit war vermögend geweſen, ihn zu lindern. Nur dann, geſtand er mir aufrichtig, fühle er, einen kleinen Ueberreſt von dem, was menſchliches Vergnügen ſei, wenn er einen kleinen Rauſch habe, aber heiße, bittre Thränen müſſe er auch oft weinen, wenn er vor den Thüren bettle, und drinnen eine Stimme ſagen höre: Ach, der Hurenvater iſt da; ſchneidet ihm ein Stük Brod ab!

Ich fühlte das leztere tief, wollte ihm alles geben, was ich bei mir hatte, aber er nahm's nicht an. Hätte ich so viel Geld, sagte er: so würde ich mich sicher betrinken, und dann könnte der Tod mich in der Trunkenheit überfallen! Wie stünde es dann um meine einzige Hoffnung, um die ewige Seligkeit? habe ich Hunger, so werde ich schon an eurer Thüre anklopfen! Vor jezt — — Ach lieber Gott, könnte ich doch sagen: Vor immer habe ich genug! —

Gott erhörte seinen Wunsch, denn zwei Wochen darauf verschied er in den Armen des würdigen Seelsorgers, der auf mein Bitten, sich seiner väterlich annahm.

Spieß.

Verzeichniß

derjenigen Bücher welche bey

Johann Melchior Lotter und Compagnie

in Augsburg in der Leipziger Jubilatemeſſe 1795.

erſchienen ſind.

Erzählungen aus der alten und neuen Welt, von M. N. N. O. D. L. J. J. A. E. S. mit 1. Kupf. 8. 12. ggr. oder 45. kr.

Erzählungen (romantiſche) von verſchiedenen Dichtern. 8. 12. ggr. oder 45. kr.

Geheimniß, ein Vaudeville, nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet, anbey ein Prolog u. Epilog in deutſchen und ein Motto in lateiniſchen Verſen, vom freyen Bearbeiter hinzugefügt. 8. 1. ggr. oder 4. kr.

Geiſt (der) unſers Zeitalters, eine Monatſchrift. 8. Der Jahrgang 2. Rthlr. 6. ggr. oder fl. 4.

Geſchäftsmänner (die) ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen. 8. 6. ggr. oder 24. kr.

Herbert (R.) Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Eine den jetzigen Zeiten ganz angemeſſene Rede, zu Mannheim in der Karmeliten-Kirche 1794. vorgetragen. 8. 2. ggr. oder 6. kr.

Menſchheit (die) in beſondern Zügen; in Briefen eines reiſenden Philoſophen, zur Beförderung des wahren Menſchenglücks aufgeſetzt, und als Pendant zu Salzmanns Carl von Carlsberg zu betrachten. 8. 16. ggr. oder fl. 1. 12. kr.

Rechenbuch für Jünglinge, vorzüglich für diejenige, die ſich der Handlung beſtimmen wollen; von einem Praktiker. 8. 12. ggr. oder 48. kr.

Verſuch einer neuen, alt-römiſchen Geſchichte, aus dem Franzöſiſchen. 8. 3. ggr. oder 12. kr.

Zipper (J.) theoretiſch-praktiſche Anweiſung zu Schloſſerarbeiten nebſt dazu gehörigen Zeichnungen und Riſſen, 1ſte Abtheilung, 1ſtes bis 6tes Heft, gr. Fol. 2. Rthlr. 14. ggr. oder fl. 3. 36. kr.

Deutschland und die Deutschen

von den ältesten Zeiten bis zum Tode

Karls des Großen

[illegible]

von

Alois Schreiber

Oberschwäbisch Lachaben

Hofrath und Historiographen

mit vierundzwanzig Kupfern

von

J. M. Mettenleiter

Erstes Heft

mit sechs Kupfern.

CARLSRUHE

bei Johann Velten

1823.

73 1720

4° Germ. g. 261 c

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzoge

Ludwig Wilhelm August

zu Baden.

Durchlauchtigſter Großherzog!

Gnädigſter Fürſt und Herr!

Indem ich Eurer Königlichen Hoheit geliebten und verehrten Namen dieſem Werke vorſetze, möchte ich theils meine dankbaren Gefühle ausſprechen, theils die Stimme eines durch Höchſtdero Regierung beglückten Volkes wiederholen.

Eure Königliche Hoheit haben meiner Kunſtanſtalt den huldreichen Schutz angedeihen laſſen, deſſen ſich alles Gute und Nützliche von einem Fürſten erfreuen darf, der unverrückt auf der Bahn Karl Friedrichs wandelt; Allerhöchſtdieſelben gehören durch Geſin-

nung und That den edlen teutſchen Fürſten an, deren Gedächtniß die Geſchichte ſo gern aufbewahrt, und ſonach kann ein Buch, welches die älteſten Begebenheiten unſers Landes und Volkes erzählt, unter keinen würdigern Auſpicien erſcheinen.

Genehmigen Eure Königliche Hoheit den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollſten Geſinnungen.

Karlsruhe den 1. November 1822.

J. Velten.

Vorbericht.

Die Geſchichte eines Volkes iſt die lehrreichſte Bildungsſchule für ſeine Nachkommen. Ein jeder Zuſtand muß als die Folge eines vorhergegangenen betrachtet werden, und wenn wir Teutſchen unſre gegenwärtige Zeit ganz begreifen wollen, ſo müſſen wir die Zeiten unſrer Väter kennen, aus welchen die unſrige hervorgegangen. Zu lange hat man verſäumt, die vaterländiſche Hiſtorie in den Kreis der Jugend einzuführen, und ſie als Mittel der Nationalerziehung zu benutzen. Die gegenwärtige Schrift hat zunächſt dieſen Zweck, und ich will darin treuen und einfachen Bericht geben, von der Lebensweiſe, den Sitten und Beſchäftigungen der alten Germanen, bis zum Tode Karls des Großen herab, von ihren Thaten im Kriege und ihrem Leben im Frieden. Ich will erzählen, wie ſie feſte

Wohnungen gesucht, und sich von der Jagd und dem Kriege zu dem Feldbau gewendet, wie sie bessere Gesetze und Einrichtungen erhalten, und das Christenthum unter ihnen eingeführt worden.

Die Erzählung soll, in den Hauptmomenten, von bildlichen Darstellungen begleitet seyn, denn dies gewährt einen zweifachen Vortheil. Erstlich prägt sich das Sichtbare dem zarten Gemüth viel tiefer und lebendiger ein, als das bloße Wort, und zweitens wird durch frühe Bekanntschaft mit schönen Formen und gehaltreichen mahlerischen Kompositionen der Sinn für Kunst angeregt, und dem Geschmacke eine zweckmäßige Richtung gegeben.

Eben darum dürfte aber auch dieses Buch kein gewöhnliches Bilderbuch seyn, wie sie jedes Jahr zu Dutzenden hervorbringt, und vergehen sieht. Ein wackerer Künstler, der in mancher Hinsicht neben Chodowiecky stehen kann, Hr. J. M. Mettenleiter in München, hat die Zeichnungen entworfen, und selbst in Kupfer gebracht. Von seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Geschichte und von seiner hohen Kunstfertigkeit gibt jedes seiner Blätter einen erfreulichen Beweis, und selbst der gebildetere Sammler wird sie, ihrer geistreichen Behandlung und Ausführung wegen gern in seine Mappe aufnehmen. Bei diesen chalkographischen Vorzügen des Werkes ist der geringe Preis fast ohne Beispiel. Vier Hefte, mit welchen das Ganze abgeschlossen seyn wird, werden vier und zwanzig treffliche

Kupferstiche enthalten, und doch nur, zusammen, im Pränumerations-Preis, 8 fl. kosten. Hieraus läßt sich schon abnehmen, daß bei diesem Werke, von keiner gewöhnlichen Spekulation auf reichen Gewinn die Rede seyn, und der, das Gute und Schöne gern fördernde Verleger — nur durch eine bedeutende Anzahl von Abnehmern, für seinen sehr großen Kostenaufwand entschädigt werden könne. Darauf möchte nun auch wohl zu rechnen seyn, da das Buch nicht nur zum Nutzen und zur Unterhaltung der Jugend geschrieben ist, sondern auch jedem Gebildeten überhaupt mannigfaches Interesse gewähren kann; denn wer verweilt nicht mit reger Theilnahme bei den Geschichten unserer Väter und ihrem Uebergange aus der Barbarei in die Kultur?

Uebrigens wollte ich keine trockne, chronologische Erzählung geben, sondern ein lebendiges, ansprechendes Gemählde, jedoch ohne alle entstellende Verschönerung. Ich hob darum immer diejenigen Momente besonders aus, welche bedeutsam hervortreten, und dem Erzieher auch Veranlassung geben, eine Menge wichtiger Begriffe und Lehren daraus zu entwickeln.

Mit Bedacht habe ich alles vermieden, was in einer Zeit, in welcher der Zwiespalt der Meinungen so feindselig tobt, irgend misdeutet werden könnte. Die Lehre der Geschichte soll immer versöhnend seyn, und sie ist es auch in der That für alle die, welche diese Lehre ganz begreifen. An den Beispielen der Vergangenheit sollen wir lernen,

wohin Irrthümer und Leidenschaften den Menschen führen, und wie durch sie das Höchste und Trefflichste von jeher verunstaltet worden. Die Geschichte zeigt nur das Nichtige thörichter Bestrebungen, und, im steten Wechsel des Vergänglichen, das Walten einer Macht, die, ewig ruhig und ewig schaffend und bildend, über der Zerstörung schwebt.

Karlsruhe am 1sten März 1822.

Aloys Schreiber.

Die Geschichte der teutschen Vorwelt.

Wie viele andere Völker, so haben auch die Teutschen eine doppelte Geschichte, eine uralte, verlorene, und eine noch vorhandene. Von jener sind bei uns noch einige Denkmäler übrig, unverwüstlicher als die Schrift; wir finden sie hauptsächlich in unsern Bergen aufbewahrt und in den Tiefen unsres Bodens, zum Theil auch in dunklen Sagen, die sich aus einer verschwundenen Vorwelt zu uns herüber gerettet.

Als die Römer unsere Väter zuerst kennen lernten, waren diese nicht mehr ganz roh und ungebildet, vielmehr hatten sie schon die ersten Schritte zur Kultur gethan, und in ihrer Verfassung, in ihrer Religion, in ihren Sitten und Einrichtungen deutete manches auf einen Zustand früherer Bildung hin. Aber die Stürme

groſer Naturrevolutionen ſind auch über das teutſche Land hingegangen, und ſo wurden die Einwohner genöthigt auszuwandern, und nur wenige mochten zurückbleiben, und dem Glück ihre Rettung verdanken. Es muß allerdings ein ſehr ernſthaftes Nachdenken erregen, wenn wir in dem Rheinthale, welches auf der einen Seite von den Vogeſen, auf der andern vom Schwarzwalde geſchloſſen wird, ſo mancherlei wunderbare Erſcheinungen wahrnehmen. Da ſehen wir hohe Felſen von Fluten zerriſſen, und dazwiſchen Ueberreſte von Pflanzen, die zur ſüdlichen Vegetation des Bambusgeſchlechts gehören, wir finden Knochen einer unbekannten Thierwelt, Muſcheln, die nicht weithin zerſtreut, ſondern familienartig, wie auf dem heimatlichen Grunde des Meeres beiſammen ſind, Korallen, die noch nicht losgeriſſen wurden vom Geſteine, an welchem ſie entſtanden, und groſe, verſunkene, verkohlte Palmenwälder. Mehrere Stellen auf den ungeheuren Felſenwänden in den Vogeſen ſind oben geebnet und mit Mauern umgeben, und an den Felſen befinden ſich groſe eiſerne Ringe, ein Zeichen, daß hier einſt Seehäfen waren und Schiffe landeten. Auf einigen hohen Kuppen des Schwarzwaldes, die jetzt ganz unwirthlich ſind, und wo kaum die Tanne fortkömmt, ſind Spuren ehemaligen Anbaues. Ueberhaupt deutet alles darauf hin, daß hier einſt ein anderer Himmel war und eine andere Erde. Dieſe ſehr wahrſcheinliche Muthmaßung wird noch beſtättigt durch

die Sagen, welche einige Dichter und andere Schriftsteller der Griechen aufbewahrt haben.

Nach diesen hätte Herkules den Oelbaum an der Quelle der Donau geholt und nach Griechenland gebracht; auf den rhätischen Alpen wäre Prometheus zuerst angefesselt gewesen, bevor er auf den asiatischen Kaukasus verschlagen worden, und dort hätten ihn die Töchter des Oceanus besucht. Diese Sage gibt einen sehr klaren Sinn, wenn man das Historische von der Dichtung absondert. Als gewaltige Fluten die Ebenen und niedrigern Höhen überschwemmten, rettete Prometheus das Feuer auf die Firsten der Alpen, und so entstand jenes mythologische Mährchen, als habe er das Feuer vom Himmel gestohlen. Nach einer mündlichen Ueberlieferung griechischer Priester wurden im Tempel des Apollo zu Delos uralte, geheimnißvolle Geschenke aufbewahrt, welche nordische Völker dahin gebracht hatten, und wallfahrende nordische Mädchen sangen daselbst die ersten Orakel.

Nicht bloße Muthmaßung ist es, sondern historische Thatsache, daß lange zuvor, ehe die Römer an den Rhein vordrangen, die Phönizier, das größte Handelsvolk der alten Welt, diesen Fluß gekannt, und am Ausfluß desselben in die Nordsee den Bernstein geholt. Sogar die Erzählung, welche sie von diesem Bernsteinlande gemacht, ist keineswegs bloße Fabel. Sie sagten aus,

der Weg nach den Bernstein-Inseln führe durch ein Meer voll Schrecknissen und Gefahren, und wenn man sie alle glücklich überwunden, so gelange man zu einem ungeheuer hohen Felsen, der jeden weitern Weg versperre, und von welchem der Urquell des Oceans herabstürze. Unstreitig ist diese Erzählung der Phönizier aus jener Zeit, wo die Nordsee, oder das teutsche Meer bis an das Siebengebürg bei Bonn reichte, und der Rhein bei Bingen durch eine ungeheure Felsenwand geschlossen war. Ueber diese Wand nun schwoll er hinan, und stürzte sich hinab mit schrecklichem Getöse.

Vergleicht man diese Ueberlieferungen mit den vielen Herkules-Säulen und Bildern an beiden Rheinufern, mit den Ruinen des Sonnentempels im Elsaß und mit manchen andern Denkmälern, die weit über die Römerzeit hinauf gehen, und bedenkt zugleich das Eigenthümliche in der Religion, in den Sitten und dem häuslichen Leben der alten Teutschen, so muß man wohl geneigt werden, die mythische Erzählung von der Jo als eine durch Dichtung verschleierte historische Thatsache zu betrachten. Diesem gemäß möchte aus dem Lande, welches nachher die Griechen bewohnten, in früher Urzeit ein nomadisches Volk durch das Steigen der Gewässer vertrieben worden seyn, und längs den Bergen hin bis an die Alpen sich hinaufgezogen haben. Dort fand es einen gebildeten Stamm,

und erhielt von diesem Unterricht in höheren Kenntnissen des Ackerbaus und der Religion. Diese Kenntnisse trug es alsdann vielleicht zu verschiedenen Zeiten in das nördliche Asien bis nach Indien und endlich auch nach Egypten, wo sie tiefere Wurzeln schlugen und zu religiösen Geheimnissen ausgebildet wurden.

Wie Teutschland in den älteſten Zeiten beſchaffen war.

Die älteſten Nachrichten von Germanien und ſeinen Bewohnern haben die Römer aufgezeichnet. Das ganze Land ſchien ihnen ein unermeßlicher Wald, den die Eingebornen Hart nannten, die Römer aber Herzyner Wald. Cäſar, der fünfzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte, ſagt in ſeinen Denkwürdigkeiten: jener Wald ſey über neun Tagreiſen breit geweſen und über ſechszig lang. Ungeheure Eichen überzogen die Erde mit ihren Wurzeln, die ſich oft in hohen Bogen erhoben, und ſo große Thore bildeten, daß ganze Reitergeſchwader hindurch konnten. Auſſer den Eichen gab es auch Tannen und Buchen. In dem Dunkel dieſer Wildniſſe lebten Thiere, welche jezt nicht mehr bei uns vorhanden ſind, wie das Elen, der Steinbock und der Ur. Von dem Letzten machen die Schriftſteller eine furchtbare Beſchreibung: er ſey nicht viel kleiner geweſen, als der Elephant, und von unglaublicher Stärke

und Geschwindigkeit; in seiner Wuth habe er Menschen und Vieh angefallen, und nie gezähmt werden können. Die Teutschen fingen ihn in Gruben, und das Horn des Ur gehörte zu ihren kostbarsten Geräthen.

Tacitus, der lange nach Cäsar, gegen das Ende des ersten Jahrhunderts, lebte, fand unser teutsches Vaterland noch eben so furchtbar als jener: Es sey, so erzählt er, zwar etwas verschieden in der äussern Gestalt, aber doch allenthalben bedeckt von finstern Wäldern und tiefen Sümpfen. Darum müßten wohl auch die Teutschen Eingeborne seyn und keine Eingewanderte, denn fremde Völker würden sich schwerlich einen so traurigen Aufenthalt zur Niederlassung gewählt haben.

Ausser den angeführten Thierarten fand man im alten Germanien viele Wölfe und ganze Herden wilder Pferde. Unter den Vögeln wurde besonders die Gans geschätzt, und die Römer kauften häufig ihre Federn. Auch soll es im Herzyner Wald seltene Vögel gegeben haben, deren Federn in der Nacht wie Feuer leuchteten. Auch erzählen die Römer von einem Rheinfisch, der bis zu acht Centner gewogen; desgleichen von schwarzen Fischen in einer Quelle neben der Donau, deren Genuß den Tod gebracht. Dergleichen Mährchen findet man aber in den Berichten von allen Ländern, deren Inneres unzugänglich ist.

In den Wäldern schwärmten unzählige wilde Bienenschwärme. Man fand einst eine Scheibe von acht Fuß, die schwarz war auf der hohlen Seite.

Einige Obstarten waren schon vor der Römerzeit bei uns einheimisch, wie der wilde Apfel und die Waldkirsche, die noch jetzt auf den steinigen Vorhügeln des Schwarzwaldes ohne Pflege fortkömmt, und deren Frucht eine aus roth und schwarz gemischte Farbe hat.

Von wild wachsenden Kräutern gab es eine Art Pastinake, Spargel, Rettige von ungeheurer Größe. Die Bohne wurde von den Teutschen fleißig gebaut und der erste Name von dieser Frucht hat sich von unsern Vätern an fort erhalten.

Von den Metallen in unsern Bergen und Strömen kannten die Teutschen nur das Eisen und Goldkörner, auf welche sie wenig Werth legten. Der Bernstein, von den Germanen Glas genannt, wurde am Ausfluß des Rheins in die Nordsee und an der Küste der Ostsee gefunden. Von dem Handel, der damit getrieben wurde, wollen wir weiter unten erzählen.

Der alten Teutschen liebsten Reichthümer waren aber Pferde, Schafe und Rinder. Daraus kann man nun wohl abnehmen, daß das Land nicht so wild und unbebaut gewesen sey, als die Römer glaubten; denn nicht nur waren einige Gegenden stark

bevölkert, sondern auch für die Ueberwinterung der Herden mußte gesorgt werden. Blos unter einem warmen Himmel können Hirtenvölker ohne feste Wohnsitze und ohne Anbau des Bodens bestehen. Sie leben meist im Freien, und schirmen sich höchstens gegen das Ungemach der Witterung durch Zelte. Aber im rauhen Germanien, wo der Schnee wenigstens sechs Monate den Boden bedeckte, und die Thäler großentheils mit Wasser, die Ebenen mit Brüchen angefüllt waren, da erforderte die Erhaltung der Menschen und der Hausthiere angemessene Einrichtungen. Es mußte Sommerfutter gesammelt und aufbewahrt werden für den Winter, und wenn es auch in früheren Zeiten kein Grundeigenthum für den Einzelnen gab, so bestand doch ein solches für die Gesammtheit.

Von der Abkunft, den Sitten und Gebräuchen der alten Teutſchen.

Unſere Väter wußten ſelbſt nicht zu ſagen, woher ſie ſtammten, nur hatte ſich eine Ueberlieferung bei ihnen erhalten, ihr Stifter ſey Tuit oder Teut geweſen, und darum hießen ſie auch Teutſche. Teut habe einen Sohn gehabt, Namens Mann, der die anwachſende Volksmenge in drei Horden vertheilt, und der einen ihren Sitz oben im Lande, der andern in der Mitte, der dritten aber an der Küſte angewieſen. Allerdings nannten ſich unſere Väter zuerſt Teutſche, obgleich jeder beſondere Stamm wieder ſeinen beſondern Namen führte. Die Namen Germanen und Germanien ſind ſpäter aufgekommen, nachdem die Teutſchen im benachbarten Gallien eingefallen waren, und daſelbſt feſte Niederlaſſungen gegründet hatten. Germann, Wehrmann, und Heermann ſind gleichbedeutende Ausdrücke; Gerr bezeichnete in der Sprache unſerer

Väter einen Krieger, und die besiegten Gallen legten ihnen zuerst diese Benennung bei. Der große teutsche oder germanische Stamm selbst begriff unter sich verschiedene Völkerschaften; diese saßen vom Rhein bis an die Weichsel und über diesen Strom hin, und von der Donau bis nach Scandinavien hinauf. Genau war der germanische Stamm von den zwei benachbarten, dem celtischen und dem slavischen, unterschieden. Er selbst theilte sich wieder in zwei Hauptzweige, in den sächsischen, der sich früher dem Ackerbau hingab, und den suevischen, welcher kriegerischer gesinnt war. Aber kriegerisch war die Nation überhaupt, und so war auch ihre früheste Einrichtung. Tapferkeit galt ihnen für die höchste Tugend, dazu gesellte sich eine Treue, die über alles ging; selbst gegen die Römer rühmten die Teutschen von sich, daß ihnen kein anderes Volk gleich komme an Tapferkeit und Treue. Dies bewiesen sie noch in der Folge, als schon manche von ihnen römische Kriegsdienste genommen hatten, darum wählten mehrere römische Kaiser eine teutsche Leibwache. Sie waren zugleich ohne Lug und Trug, und haßten nichts mehr als Verstellung und Unwahrheit. Ihrem Wort waren sie treu, wie einem Eide, daher hat sich bis auf unsere Zeiten das Sprichwort fortgeerbt: „Ein Mann ein Wort.“

Geldreichthum hatte für sie keinen Werth, und das silberne Gefäß galt ihnen nicht mehr als das irdene. Die Römer konnten

nur mit Mühe einige benachbarte Stämme dazu bringen, im Handel Geld zu nehmen.

Besonders liebenswürdig erscheint die Gesinnung unserer Väter in Absicht auf Gastfreundschaft. Dem Römer, der sich auf seine Bildung so viel zu gut that, und auf die übrigen Nationen mit Verachtung herabsah, war der Fremde ein Feind, und in seiner Sprache wurden beide durch ein und dasselbe Wort bezeichnet. Nicht so der unverfeinerte Teutsche. In Germanien stand jedes Haus dem Wanderer offen, an jedem Herde fand er seinen Platz. Wer ihn vorübergehen sah, der rief ihn unter sein Dach, und zwei Tage lang genoß er des Landfriedens, am dritten Tage aber ward er schon als Genosse des Hauses betrachtet, und stand im Hausfrieden. Nun war es aber auch die Obliegenheit des Wirths, Sorge zu tragen, daß weder ihm, noch durch ihn, Uebels geschah. Zog der Fremde weiter, so begleitete ihn der Wirth bis zum nächsten Obdach, und gab ihm noch Gastgeschenke mit.

Auch auf Reinheit der Sitten legte der alte Teutsche einen hohen Werth. Abgehärtet von der Wiege an in Mühen und Gefahren, kannte dieses Volk nicht die Reizungen schlaffer Sinnlichkeit. Das Wort Ehe hieß bei ihnen so viel als heiliger Bund. Die Verletzung dieses Bundes war selten, und wurde mit dem

Tode bestraft. Nach der furchtbaren Schlacht, in welcher Marius die Teutonen besiegt hatte, sprachen die teutschen Frauen zum römischen Feldherrn: führ uns nach Rom, daß wir Vestalinnen werden, oder wir wollen sterben durch unsre eigene Hand.

Unter den sittlichen Gebrechen, welche die Römer den Teutschen vorwarfen, stand die Liebe zum Trunk oben an. In der That wurde bei allen ihren Versammlungen gezecht, man mochte nun über öffentliche Angelegenheiten berathschlagen, über Krieg und Frieden oder über Familienverhältnisse. Aber die Häupter des Volks wachten auch, daß diese Neigung nicht große, verderbliche Folgen herbeiführte. Als die Römer den ersten Wein nach Teutschland brachten, da wurde er von mehreren germanischen Stämmen verboten. Eine zweite sittliche Unart, die den Teutschen anklebte, war die Spielsucht. Der Germane verspielte nicht blos seine Habe, sondern zuletzt wohl auch seine Person, seine Freiheit, er verließ Gattin, Kinder, Eigenthum und gab sich selbst zum Sclaven hin.

Die Römer, als sie gegen die Teutschen nichts im offenen Feld vermochten, suchten nun allmählig ihre Sitten zu verderben, und innern Zwiespalt unter den verschiedenen Stämmen zu erregen. Betrug und Hinterlist lernte der Germane zuerst von den Welteroberern und der Fürst der Catten, Adgang-Gaster, forderte von den Römern Gift, um den ihm verhaßten Armin oder Hermann

aus dem Weg zu räumen. Die Teutſchen kannten nicht einmal den Namen dieſes abſcheulichen Mittels, und Gift hieß in ihrer Sprache eine Gabe, ein Geſchenk, wovon noch die Bedeutung in dem Wort Mitgift vorhanden iſt. Dies iſt übrigens der gewöhnliche und nothwendige Gang der Bildung aller Völker, daß ſie die Bequemlichkeiten des Lebens, die zweckmäßigern bürgerlichen Einrichtungen, die Künſte und die Wiſſenſchaften, gegen die Unſchuld und Einfalt ihrer Sitten eintauſchen.

Von der Gestalt, der Lebensart und den Wohnungen der alten Teutschen.

Durch ihre hohe Gestalt, ihre blauen Augen und ihre blonden Haare zeichneten sich die Germanen auf den ersten Blick vor den Römern aus. Diese waren damals ganz entnervt, und auch in ihrem kleinern Wuchs offenbarten sich die Folgen üppiger Lebensweise; aber die Teutschen, von Jugend auf gewöhnt, Hitze und Frost zu ertragen, abgehärtet durch Jagd und Krieg, und zufrieden mit einfacher Nahrung, dabei keusch in ihren Sitten, wuchsen stark und hochragend heran, wie die Tannen ihrer Wälder. Ihr dunkles blaues Auge war den Römern und den Gallen furchtbar. Das blonde Haar galt in ganz Germanien als eine Hauptzierde, und wem es die Natur hie und da versagte, der gab ihm die Nationalfarbe durch eine Salbe, welche in ganz Teutschland verfertigt, und auch häufig nach Rom ausgeführt wurde, denn die

römischen Frauen hatten großes Gefallen an den blonden Haaren gefunden, und die Eitelkeit will überall das Fremde nachahmen.

Die teutschen Männer ließen sich ihre Haare schneiden, nicht aber die Weiber, bei denen sie in langem Gelock über Schultern und Rücken hingen; blos die Sweifen oder Swefen banden sich das Haar auf dem Wirbel in einen Knoten.

Die ganze Lebensweise unserer Väter war höchst einfach. Im Hause mochten sie zum Theil unbekleidet gehen, aber nur selten ausser demselben; den Leib deckte gewöhnlich ein Hemde vom Hemp, Hanf, also genannt. Diese Pflanze ist in Germanien heimisch und man verstand schon frühe die Kunst zu spinnen und Leinwand zu verfertigen. Männer warfen oft nur unverarbeitete Thierhäute über sich, und diese Bedeckung hieß Rock, von Rauch, weil das Fell rauch blieb. Die teutschen Frauen, die meist Leinwand trugen, verbrämten bisweilen ihr Gewand mit Purpur, es hatte keine Aermel, und die Arme, Schultern und der obere Theil des Busens blieben blos. Die Jagd und der Feldbau lieferten den Teutschen ihre Nahrung. Nach dem Berichte des Tacitus bestanden ihre Mahlzeiten in Holzäpfeln, Wildpret und Molken. Große Stücke Fleisches rösteten sie an Spießen, oder kochten es in tiefen Gefäßen, welche Tiegel genannt wurden. Sie wußten Butter zu verfertigen, aber keine Käse, dies lernten sie erst von den Römern.

Aus dem Haber kochten sie einen Brei; ihr Brot aber bestand in dünnen Kuchen, die am Feuer geröstet wurden.

Mahlzeiten wurden nicht zur bestimmten Stunde gehalten, sondern nach Lust und Gelegenheit. Jeder hatte dabei seinen besondern Platz, den man Bett nannte; von Gabel und Messer wußte man nichts.

Jedes Getränk hieß Lid oder Ley. Dasjenige, worin sich die Teutschen oft berauschten, war aus Gerste, oder anderm Getraide bereitet, welche in eine Gährung gebracht wurden. Das Bier hat einen spätern Ursprung, und wurde von unsern Vätern Oel genannt, wie noch jetzt in Dännemark, England und Schweden das Bier heißt. Die Römer brachten den ersten Weinstock an den Rhein, und die teutschen Anwohner dieses Stroms bequemten sich auch leicht zum Anbau desselben, aber die entfernteren Stämme untersagten den Gebrauch des Weins, weil er träg machte und Erschlaffung herbei führte. Ein älteres Getränk ist der Meth. Er bestand aus Honig und Wasser, und die Germanen mochten die Zubereitung desselben von den Slaven erlernt haben. Das Trinkgefäß wurde Becher genannt, und war gewöhnlich aus Holz. Doch bediente man sich zum Trinken auch häufig der Hörner des Urs, welche von den Teutschen höher geachtet wurden, als die römischen Silberpokale, denn dergleichen Hörner zeigten die glück-

lichen Kämpfe an, welche der Besitzer mit diesen wilden, furchtbaren Thieren bestanden. Später, nachdem der Germane bereits römische Art und Sitte gelernt hatte, ließ man diese Hörner am Rande mit Silber einfassen.

Die Gefäße waren gewöhnlich irden, und wenn einige Stämme dergleichen aus Achat und Onix gehabt haben, so wurden sie ohne Zweifel im Handel eingetauscht, oder im Kriege gewonnen. Uebrigens lebten einige Stämme besser als andere. So fanden die Römer im Lande der Ubier schon mehr Cultur und Bequemlichkeit, während andere in unfruchtbaren brüchigen Gegenden mit allen Mühen des Lebens zu kämpfen hatten. Das Bad war unsern Vätern tägliches Bedürfniß, schon das Kind wurde in den kalten Strom getaucht, und Männer und Frauen badeten vermischt in den Flüssen, und dabei blieben die Sitten rein und unverdorben. Erst die Römer benützten unsere warmen Quellen zu Baden, Badenweiler und Wiesbaden, und erbauten daselbst prächtige Thermen. Beim täglichen Baden in den Strömen wurden sie treffliche Schwimmer, und die Römer erstaunten über ihre Geschicklichkeit hierin.

Die Jagd war des Teutschen liebste Beschäftigung. Er hielt es für sklavisch den Acker zu pflügen oder die Herde zu hüten, das mußten seine Knechte oder Eigenen thun; er schweifte in den Forsten

umher, weniger aus Bedürfniß sich Nahrung zu verschaffen, als aus Lust und Liebe zur Bewegung und zum Kampf mit den wilden Thieren. Das Grundeigenthum entstand bei einzelnen Stämmen früher, bei andern später. Die germanischen Völkerschaften, welche am meisten kriegerisch waren, hatten bloße Allmenden. Der jährliche Ertrag des Feldes wurde unter alle gleich vertheilt, bis nach und nach die Errichtung fester Wohnsitze diese Einrichtung aufhob. Nun entstanden Höfe mit Hofmarken; um die Felder wurden Raine gezogen, und mehrere Höfe zusammen bildeten einen Bezirk. Der Sklave erhielt von seinem Herrn Haus und Wirthschaftsgebäude, Geräthe und das nöthige Grundstück, wurde aber dadurch nicht Eigenthümer, sondern hatte blos den Nießbrauch. Jährlich setzte ihn der Herr auf ein anderes Feld, um es anzubauen, das vorige blieb zur Hutung brach liegen.

Man baute Roggen und Haber, und auch der Waizen wurde bald bekannt. Das Getraide wurde mit der Sichel geschnitten und mit dem Flegel ausgedroschen, und unter der Erde aufbewahrt, dieser Platz hieß Tenne.

Das Gras wurde in Brüchen und Sümpfen gewonnen, welche Matten genannt wurden. Man erkannte früh die Nothwendigkeit, es zu Heu zu machen; erst später wurden hiezu niedrige, dem Wasser ausgesetzte, Plätze bestimmt, und von Wäs-

Feuchtigkeit, Wiesen genannt. Garten hieß jeder umzäunte Platz.

Von den zahlreichen Herden der Teutschen ist schon oben gesprochen worden. Die Rinder waren unansehnlich und in nicht großer Zahl. Mehr verlegte sich der Teutsche auf die Schafzucht, denn er liebte die Milch und das Fleisch dieses Thieres, besonders aber das Fell, welches Wolle genannt wurde.

Von einigen andern Sitten und Gewohnheiten der alten Teutschen.

Unsere Väter sahen es als einen großen Vorzug an, viele Kinder und Verwandte zu zählen, und sie berechneten ihre Sippschaft bis in den siebenden Grad.

Das Kind hing ganz von den Eltern ab, bis es seine eigene Haushaltung antrat, oder gewisse Jahre erreichte; vor dem zwanzigsten Jahre hatte es keine öffentliche Freiheit und keinen Mund, sondern wurde als unmündig vom Haupte der Familie vertreten. Die Tochter erhielt nie ihren eigenen Mund, sondern blieb entweder in der Gewalt der Eltern oder des Mannes. Die ganze Familie zusammen wurde Mag genannt; von weiblicher Seite Spindelmag oder Spillmag, von männlicher Schwertmag.

Das neugeborne Kind wurde in kaltes Wasser geworfen, um es gleich an Kälte zu gewöhnen, doch war vielleicht mit dieser

Sitte auch ein uralter, religiöser Begriff verbunden, denn die Reinigung durchs Wasser galt von jeher bei vielen Nationen als eine gottesdienstliche Weihe. Von dieser Gewohnheit mag bei den Römern das Mährchen entstanden seyn, als würde von den am Rhein wohnenden Teutschen das neugeborne Kind in den Strom geworfen, um, wenn es schwamm oder untertauchte, dadurch die Aechtheit seiner Geburt zu erkunden. Der Knabe erhielt seinen Namen gewöhnlich von einem Thier, oder vom Krieg; das Mädchen aber von einer häuslichen Beschäftigung oder auch von weiblichen Eigenschaften und Tugenden. Von dieser Art sind die Namen: Armin, mein Adler, woraus die Römer Arminius, die spätern Teutschen Herrmann gemacht. Arfest, unerschrockener Adler; Bernolt, alter Bär; Bernwin, Bärenbezwinger; Bruno, der Braune; Egen, der Furchtbare; Gero, der Gierige; Gilmar, munteres Pferd; Aistulf, Schnellwolf; Hedenolf, Feldwolf; Helmolt, alter Kriegsmann; Hilderich, reich an Kindern; Hinkmar, lahmes Pferd u. s. w. und dann die Weiblichen: Adela, die Edle; Amalaswinde, die Tadellose, Behende; Amalhilde, das tadellose Kind; Amaltrud, die Unbefleckte; Fastrade, die Wohlrednerin. Friedelinde, die Sanfte, Friedliche; Geila, die Fröhliche; Gerberga, die Mädchenaufseherin; Gisela, das junge Gaislein; Heimhild, das grämliche Kind. Hermengard, die Herdeaufseherin; Hil-

degard, die Kindswärterin; Hermengard, die gemeinsame Wärterin u. s. w.

Die Kinder wuchsen nackt heran, damit sie an den rauhen Himmel gewöhnt wurden, sie schliefen auf der Erde, und der Schild des Vaters mochte bisweilen zur Wiege dienen. Der Knabe wurde zur Härte und zum Kriege gebildet. Beim gehörigen Alter erhielt er öffentlich Frieme und Schild, zum Zeichen, daß er nun wehrhaft sey, und dem Heerbanne folgen müsse. Spät zu heurathen war großes Lob bei den Teutschen, dabei blieben doch ihre Sitten rein und unverdorben. Das Mädchen wurde vom zartesten Alter an zum Weben, Spinnen und andern Hausarbeiten angehalten. Bei jeder Heurath war die Einwilligung der Eltern erforderlich; das Mädchen wurde eigentlich gekauft, und dies hieß heuren oder heurathen; sie trat nun in den Hausfrieden des Mannes und in die Gemeinschaft seiner Güter. Die Uebergabe geschah durch einen Ring. Bei einigen teutschen Stämmen erhielt die Braut als Morgengabe, ein Streitroß, Schild und Friemen; bei andern wurde sie auf das Gut des Bräutigams geführt. Die Person, welche dies that, hieß Drute. Das Weib blieb stets in Vormundschaft; wenn der Mann starb, trat sie darum in den Schutz des Sohns oder des nächsten Verwandten. In der Regel konnte die Wittwe nicht wieder heurathen; übrigens war das Loos der deut-

schen Frauen nicht schmählich und drückend, wie bei vielen andern Nationen. Der Teutsche kannte und ehrte die Würde der Jungfrau und der Hausmutter, und nur daraus läßt sich jene hochherzige Begeisterung der teutschen Weiber begreifen, die ihren Männern in die Schrecken des Schlachtfeldes folgten, sie zur Tapferkeit aufmunterten, und den Tod der Knechtschaft vorzogen.

Die Verstorbenen wurden von den alten Teutschen verbrannt, und zwar die Vornehmeren mit einer besonderen Holzart. Der Ort wo es geschah hieß Bar. Des Mannes Waffen, und bisweilen auch sein Leibroß, wurden mit in das Feuer geworfen, ein Rasenhügel bedeckte dann die gesammelte Asche. Wollte man den Todten besonders ehren, so wurde um den Hügel ein Ring von ungeheuern Steinen gelegt. Bisweilen pflanzte man sogar Haine um dieselben. Man findet indeß auch teutsche Grabhügel mit unverbrannten Gerippen, die gewöhnlich mit dem Haupte nach Sonnenaufgang liegen. Bei den Gräbern hielten die Verwandten ein Todtenmahl und es wurden dabei Lieder gesungen. Die Ruhestätte eines Todten war heilig, und jede Entweihung desselben wurde für einen Bruch des Landfriedens gehalten; daher entstand wohl die Benennung Friedhof. Bei einigen Stämmen tödteten sich die Frauen, wenn ihre Männer starben.

Von den Vergnügungen, den Kenntniſſen und Künſten der alten Teutſchen.

Der Teutſche liebte Krieg, Jagd und Spiel. Spielen hieß doppeln, und oft wurden Hab und Gut und die Freiheit ſelbſt auf die Würfel geſetzt. Von ihren Tänzen zur Beluſtigung, wiſſen wir nichts, aber von ihrem Kriegstanze hat uns ein römiſcher Schriftſteller Nachricht aufbewahrt. Wenn ein Krieg beſchloſſen war, walzten nackte Jünglinge zwiſchen aufgehobenen Speeren und Schwertern dahin. Sie beſaßen Lieder, in welchen die Thaten ihrer Väter aufbewahrt wurden. Wild und unharmoniſch mochte freilich wohl ihr Geſang ſeyn, darum verglich ihn der römiſche Kaiſer Julian mit dem Geſchrei wilder Vögel. Der Kriegsgeſang hieß Wahr- oder Barlied. Es wurden dabei die Schilde

an den Mund gehalten und die rauhen, wilden, abgebrochenen Töne ahmten das Getöse der Schlacht nach.

Die verschiedenen musikalischen Instrumente wurden Trom genannt. Man hatte Trommeten, Trommeln. Die letzten führten schon die Cimbern in ihren Kriegen mit sich. Sie schlugen auf Felle, die an den Korbflechten befestigt waren, womit sie ihre Wagen bedeckten. Die Harfe kam wohl etwas später nach Teutschland.

Die Teutschen wußten zu spinnen und Leinwand zu wirken. Dies war die Beschäftigung der Frauen, und geschah im Frauenhause, welches von der Wohnung der Männer getrennt, und in früheren Zeiten unter der Erde angebracht war.

Vorzüglich werth und sogar heilig war ihnen das Salz, und sie führten oft mit einander Krieg um den Besitz der Salzquellen. Die Art, das Salz zu kochen, war ihnen eigen. Sie gossen die Sole auf glühende Kohlen, wodurch die wässerigten Theile verdünsteten. Das Salz schoß in Krystalle, und blieb, wie eine Rinde, an den Kohlen kleben. Nun wurden diese zerschlagen, wie Heuschober aufgethürmt, und mit trocknen Kräutern und Gesträuch bedeckt. Nach wiederholter Entzündung erzeugte sich, aussen, eine schwarze, trockne Rinde, die das Salz vor Feuchtigkeit bewahrte.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus sagt: er wisse nicht, ob die Götter den Teutschen Gold und Silber aus Gunst oder aus Haß verweigert hätten. Man wußte also damals noch nicht, daß diese edeln Metalle in unsern Bergen vorhanden seyen, und einige teutsche Ströme sogar Gold führten; doch kannten unsere Väter das Eisen, allein sie besaßen dessen zu wenig für ihre Bedürfnisse. Das Geld wurde erst durch die Römer nach Teutschland gebracht, aber es galt mehr der Tauschhandel, weil der Teutsche von den Römern oft durch falsches Geld betrogen wurde. Die vorzüglichsten Gegenstände des teutschen Handels waren: Bernstein, Haare, Seife, Pelze, Gänsefedern und Sklaven. Die teutschen Küstenbewohner trieben früh schon Schifffahrt und Seeräuberei. Die kleinern Fahrzeuge bestanden aus ausgehöhlten Bäumen und wurden Kähne genannt.

Ob unsre Väter die Schrift gekannt, ist bisweilen bejaht aber noch öfter verneint worden. Ohne Zweifel aber hatten sie Runen oder geheime Zeichen, die nur die Priester und die Wahrsagerinnen deuten konnten. Ihre Kenntnisse waren dürftig, doch waren sie in der Astronomie nicht ganz fremd. Sie bestimmten die Zeit nach dem Mond, und zählten von einer Hauptveränderung desselben bis zur andern, nach vierzehn Nächten. Die Tage erhielten später ihre Benennung. Die Gestirne nannten sie wegen ihrer

Unbeweglichkeit Star oder Stern; der Bär hieß der Heerwagen, die Milchstraße Irmins- oder Arminsstraße ꝛc. Diese Benennung hängt mit der berühmten Irmensäule oder Arminssäule zusammen, welche vielleicht mit den Herkulessäulen der Phönizier ursprünglich einerlei Bedeutung haben mochte.

Die Religion der alten Teutschen.

Ueber die Religion unsrer Väter gibt es sehr verschiedene Berichte und Meinungen; dies kommt aber daher, weil die Zeiten und Volksstämme nicht gehörig unterschieden werden. Aus ihren östlichen Wohnungen brachten sie den Feuerdienst mit. Unstreitig ist das Licht das reinste Element, und darum das würdigste Bild der Gottheit, und selbst Christus wird, in den heiligen Büchern, das Licht genannt, welches da leuchtet durch die Finsternisse. Aus diesem Grunde finden wir auch bei den verschiedensten Völkern die Sonne und das Feuer als religiöse Zeichen. Einen Sonnendienst gab es unter den Wilden in Mexico, einen Feuerdienst bei den Persern; das heilige Feuer brannte in Rom, im Tempel der Vesta, und in den katholischen Kirchen wird die ewige Lampe unterhalten. Von diesem Feuerdienst unserer Väter entstand nachher ihre Feuerprobe, wodurch das Recht entschieden wurde, und

das Andenken daran blieb noch übrig bis auf unsere Tage, in dem Johannisfeuer, welches angezündet wurde, weil am Festtage dieses Heiligen ehemals das Jahr seinen Anfang hatte.

Die Teutschen hatten weder Tempel noch Bildnisse, die sie verehrten. In heiligen Hainen, welche nie eine Axt berühren durfte, und an klaren Quellen verehrten sie das unsichtbare Wesen. Im tiefen, einsamen Dunkel uralter Wälder, beim geheimnißvollen Rauschen der Zweige und dem Gemurmel der Quellen wird das Gemüth von einem religiösen Schauer ergriffen, und der Mensch fühlt gleichsam die Nähe einer Geisterwelt. Diese religiöse Wirkung hat selbst bei dem Gebildeten statt, wenn er mit reinem, empfänglichem Gemüth, in die Schatten eines Gehölzes tritt, und ihn das Schweigen der Einsamkeit umfängt, aber stärker ist der Eindruck beim rohen Naturſohn.

Eine schöne Sage erzählt: ein Wilder habe die Frucht eines Baumes gepflückt, und plötzlich habe der Wind sich in den Blättern geregt, da sey der Wilde auf die Kniee gefallen, und habe sein Antlitz verhüllt vor dem großen Geist, den er nun gegenwärtig glaubte.

So viel uns von den einzelnen Religionslehren der alten Teutschen bekannt ist, mag Folgendes der Hauptinhalt derselben seyn.

Es ist ein einiger und alleiniger Gott, der den Menschen schützt, und seine Verehrung fordert. Im Kriege kann nur er den Sieg verleihen, daher heißt er God, oder der Anführer im Kriege, und von ihm hieß denn auch die Mittwoche Godenstag, und das öffentliche Gericht Godensding. — Dieser Gott nährt und wärmt in der Sonne, leuchtet im Monde durch die finstern Wälder und in die Wohnungen der Menschen, sendet, wenn er zürnt, den Blitz, darum sind Sonne, Mond und Feuer die heiligen Zeichen von ihm.

Gott wohnt in keinen Tempeln, denn er ist frei, wie das Volk der Teutschen frei ist, auch kann er nicht abgebildet werden, denn kein Auge hat ihn noch gesehen, aber er gibt sich zu erkennen im Waldesrauschen, im Gesprudel der Quellen, in den Lichtern des Himmels und im Segen der Erde.

Es gab, im alten Germanien, einen häuslichen und einen öffentlichen Gottesdienst. In seinen Wohnungen war jeder Hausvater Priester und Richter. Sein Hausfriede oder Hausrecht galt, so weit seine umzäunte Hofmark reichte. Aber wenn sich die Nation versammelte, dann galt nicht mehr der besondere Hausfriede, sondern der allgemeine Gottesfriede. Der Ort, wo man sich versammelte, hieß Kirche, vom alten kyrr, ruhig, gesichert. Diese letzte Bedeutung hat sich noch in der alemannischen Mund-

art erhalten, und der Ausdruck: es ist nicht kyrr, heißt soviel, als: es ist unsicher, unheimlich.

Um den Gottesfrieden zu handhaben, und die Stelle desselben zu vertreten, wählte das Volk einen Priester. In der Versammlung stand jeder unter ihm, wie zu Hause jeglicher Hausgenosse unter dem Hausvater stand. Der Priester gebot Ordnung und sprach Recht im Namen der Gottheit; er opferte und betete zu ihr. Der Altar war ein Felsenstück, auf welchem das heilige Feuer brannte, und bei jedem Opfer wurde zugleich berathschlagt und getrunken.

Die Eiche war unsern Vätern besonders heilig, und die Eichenmispel diente ihnen als ein wunderbares Heilmittel. Der Priester nahm sie mit einer Sichel vom Baum ab, und warf sie in ein weises Tuch, welches von Knaben gehalten wurde. Es ist wohl möglich, daß die Verehrung dieses Baums von den Druiden nach Teutschland gebracht worden. Als Kaiser Klaudius dieselbe aus Gallien vertrieb, zogen viele ins diesrheinische Land, und ihre Lehren mußten bei unsern Vätern um so mehr Eingang finden, da mehrere darunter, wie zum Beispiel der Glaube an Unsterblichkeit, auch in Germanien nicht fremd waren.

Auf Wahrsagerkunst hielten auch die Teutschen, und, wie die Griechen, legten sie hauptsächlich den Frauen die prophetische

Gaben bei. Der römische Geschichtschreiber Tacitus erzählt von der Seherin Veleda, welche, beim Aufstande der Belgier, den Untergang der römischen Legionen weissagte. Sie bewohnte einen Thurm, und es war nicht vergönnt, sie zu sehen, sondern ihre Aussprüche wurden von Dienern des Geheimnisses den Fragenden mitgetheilt. Von der Kriegsbeute erhielt sie gewöhnlich ein Geschenk, so, unter andern, das prätorische, mit einer Fahne geschmückte Schiff, welches die Teutschen den Römern bei einem Ueberfalle, in dem erwähnten Kriege, abgenommen. Ihr Einfluß war so groß, daß der römische Feldherr Cerealis (im Jahr 71) sie zu gewinnen, und durch ihre Vermittlung den Frieden mit den Belgiern und ihren Bundesgenossen, den Germanen, herzustellen suchte. Ihre Aussprüche wurden insgemein als der Wille der Gottheit angesehen.

Ueberhaupt ist es den Menschen zu allen Zeiten eigen gewesen, die Zukunft durch Zeichendeuterei und andern Aberglauben zu erforschen. Bei unsern Vätern geschah es besonders durch Loose, durch Pferde und durch Zweikämpfe. Das Loosen war ganz einfach. Man schnitt einen Sprößling von einem Fruchtbaum, zerstückelte ihn in kleine Reiser, machte gewisse Zeichen in dieselbe, und warf sie aufs Gerathewohl über ein weises Gewand. Bei einer öffentlichen Angelegenheit trat nun der Priester hinzu,

bei einer häuslichen, der Hausvater, die fromme Worte sprachen, die Augen gen Himmel richteten, und die Reiser dreimal nach einander aufhoben, und die Zeichen deuteten. Waren diese günstig, so führte man das Vorhaben aus, im Nichtfalle aber wurde die Sache verschoben, oder ganz unterlassen.

Zu derselben Absicht wurden, in heiligen Hainen, weiße Rosse unterhalten, welche nie zur Arbeit gebraucht werden durften. Diese wurden an einen Wagen gespannt, und ein Priester oder ein Häuptling folgte demselben, beobachtete das Schnauben und Wiehern der Rosse. Heiliger und untrüglicher war den Germanen kein Zeichen als dieses.

Die dritte Art, das Künftige zu erfahren, hatte bei gefährlichen Kriegen statt. Man suchte alsdann, auf irgend eine Art, einen feindlichen Krieger zum Gefangenen zu erhalten, und nöthigte ihn zum Zweikampfe mit einem Teutschen. Beide mußten mit den Waffen ihres Volkes kämpfen, und der Erfolg des Gefechts wurde als der Ausgang der Schlacht angesehen.

Wie übrigens die Religion eines Volkes selten rein und unvermischt bleibt, so schlich sich auch bei den Germanen, im Verlauf der Zeit, viel fremder Aberglaube und mancher fremde Begriff ein. Von den Römern, die am Rhein standen, waren Manche, in Aegypten, in die Geheimnisse der Isis eingeweiht

worden, und später ließen sich auch mehrere Teutsche in diese Mysterien aufnehmen. Einzelne germanische Stämme hatten ihre besondern Religionsgebräuche, besonders wenn Bündnisse geschlossen wurden, oder bei der jährlichen Feier eines Bundesfestes. So versammelten sich jedes Jahr, an einem bestimmten Tage, die Stammabgeordneten des Sweifenbundes in einem alten, heiligen Hain. Ein jeder wurde gebunden, ehe er ihn betrat, zum Zeichen, daß die Freiheit ein Geschenk der Gottheit sey. Nun wurden gräuliche Menschenopfer geschlachtet, und uns unbekannte Gebräuche vorgenommen. Wer strauchelte und zu Boden fiel, der durfte nicht wieder aufstehen, sondern mußte sich aus dem Heiligthum wälzen lassen.

Ein anderer Bund von sieben Stämmen verehrte die Erde unter dem Namen Hertha. Diese Stämme wohnten jenseits der Elbe und am Gestade der Ostsee. Ohne Zweifel ist diese Verehrung aus der Sage entstanden, als sey der Stammvater der Teutschen aus der Erde entsprungen. Auf einer Insel im Ocean, wahrscheinlich auf Rügen, war der geweihte Hain der Göttin. Hier stand ihr Wagen, mit einem Teppich bedeckt. Nur der Priester durfte ihn berühren. Ihm nur war bekannt, wenn die Göttin zur Erde herabstieg, und in ihrem Wagen ruhte. Dieser wurde dann mit weisen Kühen bespannt, und im Lande herumgefahren. Der Prie-

ster folgte, und gebot allgemeinen Frieden. Aller Krieg hörte jetzt auf, aller Zwist wurde vergessen, so lange Hertha auf der Erde weilte. Niemand durfte Waffen tragen, ja man verbarg sie sogar das ganze Fest über, und ein jeder überließ sich der Freude. Dies erinnert lebhaft an die Saturnalien der Römer, und deutet auf einen fremden Ursprung der Feier, die sich jedoch wieder schauerlich endigte. Wenn nämlich die Göttin in ihren Hain zurückkehrte, und dort, in einem einsamen, von ewigen Schatten umdüsterten See, sammt ihrem Wagen, abgewaschen wurde, so verschlang das Wasser die Sklaven, welche diesen Dienst verrichteten. Der Aberglaube und der religiöse Betrug sind überall mit Grausamkeit verbunden. Damit Niemand erfuhr, daß der Teppich über dem Wagen — nichts verhüllt habe, und die Erscheinung der Hertha ein bloses Gaukelspiel gewesen sey, wurden die unglücklichen Sklaven, die freilich den Betrug sehen mußten, in den See gestürzt.

Noch jetzt sieht man auf der Insel Rügen, in einem großen Buchenwald, einen runden Platz, von hohen, uralten Bäumen umgeben. Zwischen halbvermoderten Wurzeln und Baumstumpfen liegen Trümmer von Altären und Opfermalen. Neben dem östlichen Rande des Walls, der die Stelle umgibt, fließt, in einem, beinahe zirkelrunden Kessel, der schwarze See, auch

Burgsee genannt. Hier war, ohne Zweifel, der Hain der Hertha. Eine alte Sage geht noch unter dem Volke: an gedachtem See sey, in der Vorzeit, der Teufel verehrt worden. Die Priester hätten zu seinem Dienste eine Jungfrau unterhalten, welche dann, nach einiger Zeit, immer von dem bösen Geist in den See hinabgerissen worden.

Später wanderte, aus dem Norden, eine ganz neue Religion bei den Teutschen ein, die sich jedoch nicht bis in die südlichen und südwestlichen Gauen Germaniens verbreitete. Der Stifter dieser blutigen Religion war Othin, der am Ende des dritten Jahrhunderts lebte, den Dienst der Hertha verdrängte, und mit dem Schwert in der Hand, fantastische Götzenbilder und Menschenopfer einführte. Merkwürdig ist jedoch, daß mit dem wilden Götzendienst des Eroberers die Sage verbunden war, jene gesammte Götterwelt würde eines Tags untergehn, und nur der eine und alleinige Gott alsdann noch herrschen über die Welt.

Wenn in den nördlichen Gegenden unsers Vaterlandes sich in die ursprünglich germanische Religion manches aus dem skandinavischen und slavischen Heidenthum einmischte, so mochten dagegen die, welche dem Rheine näher wohnten, nach und nach Einiges von der Götterlehre und dem Götterdienste der Römer aufneh-

men. Am reinſten hat ſich aber wohl die Religion der in der allemanniſchen Genoſſenſchaft begriffenen Stämme erhalten, die in ihrer Bruſt einen glühenden Haß trugen gegen alles Fremde, und ſich darum auch ſpäter zum Chriſtenthume bequemten, als die Franken und einige andere.

Von der Verfassung und dem Kriegswesen der alten Teutschen.

Als die Römer unsere Väter kennen lernten, waren diese nicht mehr schweifende Horden — sie hatten bereits die ersten Schritte in der Kultur gethan, und kannten das Eigenthum. Wer Land, Od, besaß, war ein freier Genosse der Gesellschaft. Es gab Häuptlinge, von den Römern Könige genannt, und Adeliche oder Geschlechter, vom Wort Atta, das Geschlecht. Davon ist auch die Benennung Aette oder Aetti, Vater, Aeltester, entstanden, die noch jetzt üblich ist in den Hochgebirgen des Schwarzwaldes. So hießen auch die Adelichen in vielen Reichsstädten, zum Beispiel in Augsburg, bis auf unsere Zeiten, Geschlechter. Eigentlich gab es unter den alten Teutschen ursprünglich nur eine Verschiedenheit — sie waren Freie oder Unfreie. Jene machten das Volk aus, welches den Rath gab und die Gesetze. Dem Ober-

haupt lag die Vollziehung ob. Später bildeten sich zwei Stände: die bereits erwähnten Geschlechter (Odelsmänner) und Freie oder Freilinge. Aus diesen wurden die Könige oder Fürsten gewählt, welche man jedoch nicht bei allen germanischen Stämmen findet. Diese Würde war auch keineswegs erblich, und galt manchmal nur für die Dauer eines Kriegs, oder für die Zeit einer Volksversammlung.

Aus den Geschlechtern wurden die Grafen oder Richter gewählt, die in den Gauen und Bezirken den Landfrieden hegten. Ueber Kleinigkeiten berathschlagten die Geschlechter allein, wichtige Dinge wurden jedoch vor das Volk gebracht, welches die Vorschläge annahm oder verwarf. Die Geschlechter und die Freien machten den Heerbann oder die Heermannei aus.

Noch gab es Menschen in Teutschland, die nicht frei waren, sondern eigene Leute. In früherer Zeit wurde der Kriegsgefangene getödtet, aber später schenkte man ihm das Leben, damit er das Feld baute, und andere Dienste verrichtete. Diese Sklaven hatten keine Ehre und kein Recht; sie waren das Eigenthum ihres Herrn, der ihnen Wohnung gab und für ihre übrigen Bedürfnisse sorgte.

Der Sklave konnte dem Heerbann nicht folgen, denn blos der freie Mann durfte im alten Germanien Waffen tragen, und

im Kriege fechten. Er konnte nie in die Nation aufgenommen werden, und ſelbſt die Heirath eines Freien mit einer Sklavin war unerlaubt.

Der Herr durfte ſeinen Knecht züchtigen, ja ſogar tödten; wenn aber ein Anderer ihn verletzte, ſo mußte dieſer dem Herrn dafür ein Wehrgeld bezahlen.

Oeffentliche Verſammlungen hatten zu beſtimmten Zeiten ſtatt. Die Graven, welche den Landfrieden hegten, kamen bei jedem Vollmond und Neumond zuſammen. Die Nation aber verſammelte ſich jährlich im Frühling, woher die Benennung das Märzfeld und Maifeld entſtanden. Alles wurde unter freiem Himmel verhandelt, gleichſam unter den Augen der Gottheit. Der Platz, wo Gericht gehalten wurde, war umzäunt und dabei ein Mahl aufgeſtellt. Nur die Angeſeſſenen konnten der Verſammlung beiwohnen, ſie erſchienen gewaffnet bei dem Mahl, denn ſo hieß der Gerichtsort, die Verſammlung aber wurde Manney genannt. Bei der Verſammlung des ganzen Volks, wurde zuerſt ein Prieſter gewählt, der den Hausvater vorſtellte und den Gottesfrieden handhabte. Bei einem Vortrag war Geräuſch Zeichen des Mißfalls, Waffengeklirr aber Zeichen des Beifalls. Was ausgemacht oder feſtgeſetzt wurde, nannte man Lag. Worüber man nicht ins Reine kommen konnte, das wurde dem Urtheile Gottes überlaſſen.

Richter und Andere hatten keine Einkünfte zu fordern. Jene erhielten bei Vergehungen die Wette oder das Strafgeld; Häuptlinge aber bekamen von ihrem Stamme freiwillige Gaben, die in Getraide und Vieh bestanden.

Der einzelnen germanischen Stämme war eine sehr große Menge. Ihre Namen hatten sie meist von ihrem Aufenthalte, z. B. Friesen Uferbewohner, Mattiaken Wiesenbewohner, Markmannen Gränzbewohner, Brukteren Bruchbewohner. Meist vereinigten sich mehrere Stämme in einen Bund, aber ohne daß dadurch ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben worden wäre, und die ursprünglichen Verschiedenheiten dieser Stämme haben sich bis auf unsre Tage in den Eigenthümlichkeiten der Schwaben, Baiern, Sachsen, Franken, Oestreicher u. s. w. erhalten.

Man rechnete gewöhnlich 100 Wohnungen oder Nahrungen zusammen und nannte sie Hundrede. Von dem ersten und ältesten Hof eines solchen Bezirks hingen dann gewöhnlich die übrigen ab. Jenes war der Richthof oder Richters Hof und auch der Haupt- oder Oberhof.

Aus diesen Hundreden wurden die zum Reitertreffen gehörigen Fußgänger gewählt und deswegen Hundreder oder Zentener genannt.

Der Gesetze waren im alten Germanien wenige, alles beruhte auf Sitten und Herkommen, und auf dem Glauben an Wahrheit und Treue. Zum Zeichen des Worthaltens wurde die Hand gegeben, und mehr bedurfte es bei den Teutschen nicht, um einen Vertrag zu schließen; daher sagt man noch: Etwas mit Hand und Mund versprechen, und treue Hand geht durchs ganze Land.

Der Germane hatte ein dreifaches Recht: Hausrecht, Landrecht und Gottesrecht, und einen dreifachen Frieden. In seinem Hause war ein jeder Richter über seine Hausgenossen. Darum kränkte auch die Germanen nichts tiefer, als daß der römische Feldherr Varus bei ihnen zu Gericht saß, und blutig rächten sie diese Schmach an ihm und seinen Legionen.

Das Recht des Einzelnen reichte so weit als seine vier Pfähle, und der beleidigte Hausgenosse mußte vom Hausvater vertreten werden, darum dauerten Freundschaften und Feindschaften fort, und erbten auf die Kinder. Wer das Gut erbte, mußte auch die Familienrache übernehmen, wer ein Glied der Familie beleidigte, der beleidigte alle, doch gab es für jede Beleidigung ein bestimmtes Wehrgeld. Wer dieses Wehrgeld nicht bezahlen konnte, der mußte durch zwölf Zeugen seine Armuth beweisen. Hierauf ging er in sein Haus, sammelte mit der Hand den Staub aus den vier

Ecken, trat in die Thüre, blickte in das Haus, und warf mit der linken Hand den Staub über die Schulter auf seinen nächsten Verwandten, der noch nichts für ihn bezahlt hatte. Alsdann entgürtete er sich, zog die Schuhe aus, und sprang mit einem Stock in der Hand über den Zaun, und nun mußten die nächsten Freunde oder Magen für ihn zahlen. Konnten es auch diese nicht, so mußten sie ihre Armuth auf dieselbe Art beweisen. War der Schuldige ein Mörder, und wurde durch Niemand gelöst, so hatte der Beleidigte das Recht, ihn zu tödten.

Wer die Nation verrieth, oder zum Feind überging, wurde gehangen, wer sich aber im Kriege feig und muthlos bewieß, ertränkt. Nur in diesen Fällen fand die Todesstrafe statt, und es konnte kein Wehrgeld gegeben werden, denn das Verbrechen war an der ganzen Nation verübt worden. Die Todesstrafe konnte aber nur von der Hermannei ausgesprochen werden, denn da richtete Gott durch den Mund des Priesters. Wer im Treffen den Schild verlor ohne verwundet zu seyn, der wurde ehrlos, und konnte weder beim Gottesdienst, noch bei der Hermannei ferner erscheinen. Wo weder der Richter noch der Priester entscheiden konnte, da entschied Gott selbst durch seine Ordalien.

Die ältesten Gottesurtheile sind: erstens die Probe des siedenden Wassers. Bei derselben mußte der Beklagte den

Arm bis zum Ellbogen in einen Kessel voll siedenden Wassers stecken. Wenn er ihn wieder heraus genommen hatte, wurde er mit einem Tuche umwickelt, zugebunden und vom Richter versiegelt. Nach drei Tagen öffnete man den Verband und besah den Arm. War er unversehret, so wurde der Beklagte für unschuldig erklärt.

Zweitens die Feuerprobe. Die gewöhnliche Feuerprobe hieß Skirsla (scheuern, reinigen); man mußte dabei durchs Feuer oder über glühende Kohlen gehen, zuweilen auch solche Kohlen auf der bloßen Brust tragen. Eine andere Feuerprobe war die Probe der glühenden Pflugschaaren oder des glühenden Eisens. Hier mußte der Angeklagte entweder mit bloßen Füßen über das glühende Eisen weggehen, oder dasselbe in die bloßen Hände nehmen. Die Zahl der glühenden Pflugschaaren war gewöhnlich 9, oder 12, oder auch 15.

Mehrere solcher Gottesgerichte sind erst später durch das Christenthum eingeführt worden. Sklaven konnten nicht zum Ordale gelassen werden, denn sie hatten ursprünglich kein Gottesrecht.

Raub und Diebstahl waren seltene Vergehungen. Nur Menschen wurden manchmal geraubt, besonders Weiber, weil man sie auf diese Weise umsonst erhielt, und den Mahlschatz nicht zahlen durfte. Selbst Hermann oder Armin hatte seine Gattin geraubt.

Eigenthümlich war die Kriegsverfassung der alten Teutschen. Jeder freie Mann mußte dem Heerbanne folgen, aber Gott selbst führte und lenkte den Streit, daher wurden die Kriegszeichen in heiligen Hainen aufbewahrt, und das Recht zu strafen übte im Felde der Priester aus.

Wenn die Heermannei oder Arimannei versammelt war, wurde der Anführer oder Heerzog gewählt, und dann holte man die Feldzeichen aus den heiligen Hainen ab. Sie hatten verschiedene Gestalten, meist von Thieren. Keiner diente um Sold, jeder mußte für seine Waffen und Unterhalt sorgen. Der Bruder stritt neben dem Bruder, der Nachbar neben dem Nachbarn, der Stammgenosse neben dem Stammgenossen. Weiber und Kinder befanden sich in der Nähe, denn alle theilten das Schicksal des Vaters. Zur Vertheidigung und zur Verwehrung der Flucht diente die Wagenburg. Die linke Seite deckte ein langer Schild, aus dünnen Brettern gemacht, oder aus Weiden geflochten und bemalt. Das Haupt blieb meist unbedeckt, oft aber verhüllte der Kopf des Ur mit seinen Hörnern die Schultern des Kriegers und gab demselben eine fürchterliche Gestalt. Wenige hatten Schwerter und Lanzen, jeder führte den Wurfspies oder die Frieme. Dies war die vorzüglichste Waffe des Reiters; das Fußvolk hatte auch Wurfpfeile. Ausserdem bedienten sich die Teutschen auch der Streitäxte. Fußvolk und

Reiterei der Teutschen waren gemischt, so daß gleichsam jeder Reiter einen Fußgänger zu seinem Schutz hatte. Die Schlachtordnung bildete einen Keil. Auf einem Sattel zu reiten, war entehrend. Die teutschen Pferde waren geschickt zum plötzlichen Angriff und zur Schwenkung. Der Kampf galt weniger um das Leben, als um Ehre und Freiheit. Daher war der Wahlspruch des Germanen: Tod oder Sieg. Um Frieden bat er nie, aber er hielt ihn heilig, wenn er geschlossen war, und gab gern Geiseln, selbst edle Mädchen, wie sie einst Rom unter dem Augustus forderte, weil man dort wußte, daß die Teutschen ihre Frauen eher lösen würden. Eben so schlossen sie Waffenstillstand, den sie die Treue nannten. Schrecklich war ihr Angriff, rasch faßte der nervige Arm des Teutschen den Römer und warf ihn zu Boden, und nur dadurch konnte Rom seinen Untergang durch das Schwert der Teutschen verzögern, daß es unter den germanischen Stämmen Zwietracht säete.

Wenn die Teutschen ein Land einnahmen, mußten die Besiegten ihnen Gras darreichen, zum Zeichen, daß die Erde jetzt ihr Eigenthum geworden sey. Der Tapfere hieß ein Held und jeder Krieger ein Kerl oder Recke; von jenem Wort ist der Name Karl übrig geblieben.

Auſſer dem Heerbann gab es noch andere Einungen oder Geneſſenſchaften. Dieſe unternahmen oft, während die Nation im Frieden war, Streifereien auſſerhalb des Landes. Man hieß die Mitglieder Geſellen, und in ihnen zeigt ſich die erſte Spur der wandernden Ritterſchaft des Mittelalters.

Von den Gottheiten des germanischen Nordens.

Von der Religion der alten Germanen ist das Nöthige bereits angeführt worden; aber in den germanischen Norden sind fremde Götter eingewandert, und haben sich dort einheimisch gemacht. Durch die Züge und Vermischung der teutschen Stämme mußten jene Götter, auch im übrigen Germanien, einige Anhänger finden, und da so manche unsrer Schriftsteller, besonders Dichter, die nordische Mythologie als eine nationale betrachteten und behandelten, so scheint es zweckmäßig, einige Nachrichten darüber hier beizufügen.

Die ältesten bekannten Völker im germanischen Norden waren Kimberer und Teutonen, von welchen ein Theil nach Italien zog, und vom Cajus Marius geschlagen wurde.

Ohngefähr 70 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung kam aber ein gewaltiger Kriegsheld mit großer Heeresmacht, von der

Stadt Asgard, am Tanais oder Donflusse, nach Schweden, und baute in Upsal den berühmten Tempel. Er gab sich, nach der Lehre von der Seelenwanderung, für den alten Gott Othin aus, und wurde für die höchste Gottheit und den Kriegsgott gehalten. Die Vornehmsten von seinem Gefolge wurden gleichfalls für Götter gehalten. Sie hießen mit dem gemeinschaftlichen Namen, Asen, weil sie aus Asien gekommen waren.

Die Asen erbauten, wie die nordische Fabel erzählt, eine Stadt im Himmel, und nannten sie Asgard. Von dieser Burg aus machten sie einen Luftweg, den Regenbogen, und setzten, ans Ende desselben, den Gott Heimdall zum Wächter, denn die Bergriesen und Eisriesen zeigten manchmal Lust, den Himmel zu stürmen. Wenn Heimdall einige Gefahr sah, mußte er in sein Horn stossen, um die Götter zum Kampfe zu mahnen.

In Asgard steht der glänzende Palast Wingolf, oder die Halle der Freundschaft, und Walhalla, oder die Halle der Erschlagenen. Diese ist von Gold erbaut, und so hoch, daß man die Decke kaum mit dem Auge zu erreichen vermag. Sie hat 540 Thore, und zu jedem Thor ziehen 800 Helden hinaus, wenn sie, am Ende der Welt, unter Othins Fahne, gegen die Zerstörer der Natur kämpfen. Die Halle ist mit Schilden gedeckt, und mit Schaften getäfelt. Auf den Sitzen liegen die Panzer. Vor

dem Thor gen Westen hängt ein Wolf, und es wird jeden Abend mit dem heiligen Todtengitter geschlossen. Vor Walhalla ist ein Hain mit goldenen Blättern.

Sobald die erschlagenen Helden in die Halle eintreten, werden sie von Othin als seine auserwählten Söhne empfangen, und erhalten den Namen Einherien, Heldengeister. Jeglichen Morgen weckt ein Hahn, der einen goldenen Kamm hat, und dann ziehen sie auf die Kampfbahn, zum Waffenspiel, wo jeder den andern zu Boden haut. Sobald jedoch die Zeit des Mittagsmahls herannaht, stehen sie wieder frisch und gesund auf, und reiten nach Walhalla zurück, wo sie an Othins Tafel sich setzen und schmausen. Sie essen von einem Eber, der jeden Abend, wenn er gekocht und aufgezehrt ist, wieder lebendig wird, um am folgenden Tage abermal geschlachtet und verzehrt zu werden. Sie trinken mit den Göttern köstliches Getränke. Eine Ziege, Heidrum genannt, steht vor Walhalla, und nagt die Knospen von den Zweigen des Baumes Läradur ab. Aus ihren Eutern quillt ein Trank in so reichlicher Fülle, daß alle Einherien täglich davon trunken werden können. Von demselben Baume frißt ein Hirsch ebenfalls die Knospen ab, und aus seinen Geweihen tropft es, ohne Unterlaß, in den Brunnen Wergelmer, aus welchem die Höllenflüsse entspringen.

Beim Mahle ſind alle männlichen Gottheiten gegenwärtig, und eſſen mit den Einherien. Othin ſitzt oben an, genießt aber von keiner Speiſe, ſondern gibt das, was ihm vorgeſetzt wird, zwei Wölfen, die neben ihm ſtehen. Deſto mehr trinkt er aber des purpurnen Weines, den ihm die zwei Schildjungfern, Riſta und Muſta, in goldgerändeten Hörnern darreichen.

Das Göttermahl dauert bis an den Abend. Haben die Einherien genug gezecht, ſo gehts auf den Kampfplatz, und ſo iſt ein Tag, wie der andere, bis endlich, mit dem Welt-Ende auch das Ende Walhallas heran naht, und Himmel und Erde durch die Feuerſöhne zerſtört werden. Aber aus den Flammen gehen andere Götter und andere Himmel hervor, und in einem dieſer Himmel, Brymer genannt, wohnen dann die Helden Walhallas in alle Ewigkeit, und freuen ſich fortwährend an Mahl und Kampf.

In der nordiſchen Mythologie gab es, neben dem Himmel auch eine Hölle, deren Name Niſelheim oder Nebelwelt war. Da hinein wurden die Böſen gebracht. Zu Niſelheim quell der Brunnen Wergelmer.

Zu den Gottheiten vom erſten Rang zählten die Nordländer Folgende:

Othin.

Urſprünglich war er wohl ein Bild der Sonne. Er hatte 126 Namen, die auf ſeine verſchiedenen Eigenſchaften und Thaten hindeuteten. Klugheit, Reichthum, Weisheit, Sieg und Siegeslohn waren die Gaben, welche er den Menſchen verlieh. Unter andern hieß er: der große Alte, der Oberhüter, der Vater der Heere, der Pfeilregner, der einäugige Weiſe, der Adler, der Vater der Zeiten. Er wurde verehrt als der oberſte Gott, als der Lenker der Schlachten, und die, welche ſtarben mit den Waffen in der Hand, wurden von ihm als Söhne betrachtet.

Othin verwandelte ſich häufig in Todtengerippe, in Vögel, Fiſche und Schlangen. Sein Wort löſchte das Feuer, ſtillte den Sturm, und die Winde gehorchten demſelben. Er ſprach in Verſen, und wußte die Seinigen ſo zu begeiſtern, daß ſie ohne Harniſch, mit dem Gebrüll wilder Thiere, und an den Schilden nagend, auf die Feinde fielen. Dies hieß Berſerksganzer, oder die Berſerkiſche Wuth. Todte rief er aus den Gräbern. Auf ſeinen Schultern ſaßen zwei Raben, welche ihm in die Ohren raunten, was ſie auf der Erde geſehen und gehört hatten. Morgens ſchickte er ſie aus, und Abends kehrten ſie wieder heim. Er wußte wo die Schätze der Erde verborgen lagen, und öffnete ſich den Weg dazu durch ſeine Zauberrunen.

Dieſer Gott hatte nur ein Auge, denn als er den Brunnen der Weisheit (Mimer) beſuchte, ließ ihn der Aufſeher deſſelben, der auch Mimer hieß, nur mit dem Verluſt eines Auges trinken. Othin trank, ward weiſe, ſah in die Zukunft, blieb aber einäugig.

Bei andern teutſchen Völkern wurde Othin — Wodan genannt, und ebenfalls als Beherrſcher der Götter, und als Gott des Kriegs und Friedens verehrt. Von ihm erhielt die Mittwoche die Benennung Othins- oder Wodanstag.

Thor.

Ein Sohn Othins und der Frigga, oder der Erde. Er war der Gott der Luft, des Donners und Blitzes. Zwei Böcke zogen ſeinen Wagen, von deſſen Rollen der Donner entſtand. In den Götterrath ging er aber zu Fuße, und mußte einige Flüſſe durchwaten. Sein Zorn war furchtbar; wer die Götter beleidigte, den erſchlug er mit ſeinem gewaltigen Hammer Miölner.

Als er einſt ſchlief, ſtahl ihm der Rieſe Thrym dieſen Hammer. Thor klagte es dem Loke, und ſie gingen mit einander zu Frigga, der Göttermutter, welche dem Loke Flügel gab. Damit flog er ins Land der Rieſen, und kam zu Thrym, der eben auf einem Hügel ſaß, und den Hunden das goldene Band umſchnürte, und ſeinen Pferden die Mähnen ſtrich. Loke fragte nach

dem Hammer. Der liegt acht Meilen unter der Erde, antwortete Thrym, und ich gebe ihn nur zurück, wenn du mir die Göttin Freya bringst, denn sie soll mein Ehegemahl werden. Loke kehrte nach Asgard zurück, und erzählte, wie es ihm ergangen. Die Götter und Göttinnen versammelten sich alle, und Freya zürnte heftig ob der Frechheit des Riesen. Da sie aber besorgten, die Riesen möchten Asgard erobern, wenn Thor seinen Hammer nicht wieder erhielte, so wurde, auf Heimdals Rath, beschlossen: Thor sollte sich in ein Brautgewand kleiden, und für die Freya ausgeben, und Loke in ein Mädchen. Dies geschah, und die beiden fuhren, auf Thors Wagen, ins Land der Riesen. Thrym, der König, ließ, am Abend, bei ihrer Ankunft, ein Mahl bereiten. Die Riesen tranken Bier; Einer aß einen ganzen Ochsen, acht Lachse, und den ganzen Nachtisch, der für die Braut aufgestellt war. Thor trank drei Eimer Meth. Thrym stutzte darüber, daß eine Braut so viel trinke, aber Loke, als Dienerin verkleidet, entschuldigte den Thor, und sagte: ob der Freude in das Riesenland zu kommen, habe Freya, den ganzen Tag über, nichts gekostet. Nun wurde der Hammer gebracht. Thor nahm ihn, und schlug den Thrym und alle Riesen damit todt.

Einst zog er mit seinem Diener Tialf und Loke auf Abenteuer aus. Sie kamen nach Utgard. Der König daselbst verlangte,

nach der Gewohnheit jener Zeit, daß ein jeder der drei Fremdlinge eine Probe seiner Geschicklichkeit oder Tapferkeit ablegen sollte. Loke rühmte sich, Keiner möge es im Essen ihm gleich thun, aber er wurde von einem Gegner besiegt, der nicht nur alles Fleisch, sondern auch alle Knochen verzehrte. Thor wollte Meister im Trinken seyn, doch war er nicht im Stande, ein Horn mit Getränke zu leeren. Tialf dachte nun durch seine Schnelligkeit im Lauf den Preis davon zu tragen, allein ihm that es ein ganz kleines Wesen zuvor. Nun meinte Thor, seine Stärke wenigstens werde man wohl bewundern müssen; aber er vermochte nicht, die Lieblingskatze des Königs vom Boden aufzuheben, und im Ringen überwand ihn ein zahnloses altes Weib.

Der König der Riesen sagte mit Lachen: Du, Loke, bist vom Feuer besiegt worden, welches die Gestalt eines Menschen hatte, und Fleisch und Knochen zugleich verzehrte; und du, Tialf, konntest dem Gedanken nicht vorlaufen, denn dieser wars, der mit dir lief; und du, Thor, trankest aus einem Horn, welches sich, in einem fort, aus dem Meere füllte; was du für meine Katze hieltest, war die Welt, und das zahnlose Weib der Tod.

Auch bei einigen andern teutschen Stämmen wurde Thor als Gott des Donners verehrt, und von ihm kam der Name: Thorstag oder Donnerstag.

Frigga.

Die Erde, und einerlei mit Hertha. Sie war die Gemahlin Othins, die Mutter des Thor, Balder und aller Asen. Im Rathe der Götter saß sie, mit Othin, auf einem Throne, von welchem man Himmel und Erde überschauen konnte. Ihr waren alle Schicksale der Menschen bekannnt, doch offenbarte sie dieselbe niemals. Ihre Bothschafterin hieß Gnaa. Sie hatte viele Vögel, besonders Habichte. Der, dem sie einen davon lieh, konnte die Gestalt des Vogels annehmen und fliegen. Das Gestirn Orion war der Spinnrocken der Frigga.

Es gab nun noch eine Menge Gottheiten vom zweiten Range. Wir wollen die vorzüglichsten anführen.

Aeger oder Ymer.

Der Gott des Weltmeers. Er kam einst nach Asgard, und wurde dort von den Göttern herrlich bewirthet. Nun lud er sie ein, nach drei Monaten bei ihm zu schmausen. Als aber die Götter erfuhren, daß er sie zum Besten habe, indem er nicht einmal einen Kessel zu einem so großen Mahl besitze, schickten sie den Thor an ihn ab, und ließen ihm drohen. Ymer erbat sich vom Thor einen Kessel, den er auch erhielt, und bereitete nun den Asen ein Mahl. Zu diesem Gelag kamen alle Götter und Einherien. Der Speisesaal wurde nicht durch Lichter, sondern durch hellglän-

zendes Gold erleuchtet. Die Gäste waren guter Dinge, und priesen den Wirth und seine Diener. Aber der tückische Loke ärgerte sich über dieses Lob, und tödtete einen Diener. Da schlugen die Götter ihre Schilde zusammen, sprangen auf ihn los, und verfolgten ihn bis an einen Wald. Darauf kehrten sie wieder zum Mahle zurück. Loke folgte ihnen von fern, trat wieder in die Halle, und lästerte alle Götter, die schreckliche Rache an ihm nahmen.

Balder.

Der Gott der Güte und Schönheit, Othins und Frigga's zweiter Sohn. Von ihm soll die Baldrianpflanze ihren Namen haben. Auf den Säulen seiner glänzenden Halle waren Runen eingegraben, die Todten zu erwecken. Balder hatte, seit einiger Zeit, schreckliche Träume von nahen Gefahren. Er erzählte es den Göttern, und Othin, tief bekümmert um das Schicksal des geliebten Sohnes, beschloß in die Hölle zu reiten, und den Geist einer Wole oder Wahrsagerin zu fragen. Von Othins Höllenfahrt hat sich ein herrlicher alter Gesang erhalten, den wir hier mittheilen.

Es erhob sich Othin,
Der Menschen Höchster,
Und nahm sein Roß,
Und schwang sich aufs Roß,
Und ritt hinunter
Zu der Hölle Thor.
Da kam ihm entgegen
Der Höllenhund.
Blutbespritzt
War seine Brust,
Mit offnem Rachen,
Und scharfem Gebiß,
Und Wuth und Schaum.
Er riß den Rachen,

Und bellt' entgegen
Dem Göttervater,
Und bellte lang.
Und fort ritt Othin,
Und die Erd erbebte.
Da kam er zum hohen
Höllenſchloß,
Und ritt gen Aufgang,
Zum Höllenthor,
Wo die Seherin
Im Grabe lag.
Er ſang der Weiſen
Todtenerweckenden
Gräbergeſang,
Und ſah gen Norden,
Und legte Runen,
Und beſchwor und fragte,
Und forderte Rede,
Bis ſie zürnend endlich
Sich erhob und begann
Mit der Todtenſtimme:
„Wer iſt der Mann,
„Den ich nicht kenne,
„Der meine Ruh
„Zu ſtören beginnt?
„Ich lag mit Schnee,
„Mit Eis bedeckt,
„Mit Regen begoſſen,
„Mit Thau benetzt,
„Und lag ſo lange."
Ein Wandrer bin ich,
Ein Kriegersſohn.
Du ſollſt mir Kunde
Vom Höllenreich geben;
Ich will ſie dir geben
Aus meiner Weit.
Jener goldne Sitz,
Wem iſt er bereitet?
Jenes goldne Bett
Für wen ſteht es da?
„Für Balder ſteht es,
„Sieh da, der Trank,
„Der Honigtrank,
„Und der Schild liegt drauf!
„Bald werden um ihn
„Die Götter traueren!
„Unwillig red' ich,
„Nun laß mich ruh'n!"
Noch ruhe nicht, Jungfrau,
Ich frage weiter,
Und laſſe nicht ab,
Bis ich alles weiß.
Sprich, wer wird Balder'n
Den Tod bereiten,
Und Lebens berauben
Othins Sohn?
„Hoder iſt's,
„Der wird dem Bruder
„Den Tod bereiten;
„Und Lebens berauben
„Othins Sohn.
„Unwillig red' ich,
„Nun laß mich ruh'n!"
Noch ruh' nicht, Jungfrau,
Ich frage weiter,
Und laſſe nicht ab,
Bis ich alles weiß.
Sprich, wer wird Hodern

Den Haß vergelten,
Und Balders Mörder
Zum Grabe senden?
„Im Westen wird Rinda
„Dem Othin zu Nacht
„Einen Sohn gebähren,
„Der, kaum gebohren,
„Wird Waffen tragen,
„Seine Hand nicht waschen,
„Sein Haar nicht kämmen,
„Bis er Balders Mörder
„Zu Grab gebracht.
„Unwillig red' ich,
„Nun laß mich ruhn."
Noch ruhe nicht, Jungfrau,
Ich forsche weiter,
Und laß nicht ab,
Bis ich alles weiß.
Wer sind die Jungfrau'n,
Die stumm dort weinen,
Und himmelan werfen
Im Schmerz den Schleier?
Noch das sprich mir,
Eher sollst du nicht ruhn!
„O du, kein Wandrer,
„Wie ich erst gewähnt,
„Du bist Othin selbst,
„Der Menschen Höchster."
Und du keine Weise,
Keine Seherin,
Drei Riesen Mutter
Vielmehr bist du.
„Weg, Othin, wandre
„Nach heim, hinweg,
„Und rühme daheim,
„Daß Niemand der Menschen
„Wie du's vermocht.
„Ausforschen wird,
„Bis einst der Arge
„Die Ketten bricht,
„Und die Götter fallen,
„Und die Welt vergeht,
„Und die Nacht beginnt."

Als Othin zurückkam und erzählte, was er vernommen, da wurde Frigga gar traurig, denn sie liebte ihren Sohn Balder vor allen übrigen Kindern. Darum beschwor sie alle Geschöpfe, ihm nicht zu schaden, und alles Lebendige und alles Leblose mußte ihr dies geloben. Nur die einzige Mispel übersah sie, welche am Thore Walhalla wuchs, und auch gar nicht gefährlich scheinen konnte.

Die Götter, nachdem sie die Beschwörung der Frigga gehört, trieben nun ihre Kurzweil mit Balder; er mußte sich in einen Kreis

ſtellen, und es wurde auf ihn mit Pfeilen geſchoſſen, und mit Steinen geworfen, doch nichts mochte ihn verletzen. Der tückiſche Loke hatte aber durch Liſt erfahren, daß Frigga die Miſpel, als unſchädlich, auſſer Acht gelaſſen. Er riß ſie darum aus der Erde, und kam damit zu Hoder, dem Bruder Balders, welcher blind war, und auſſer dem Kreiſe ſtand. Du mußt auch nach deinem Bruder werfen, ſagte er, und gab ihm die Miſpel in die Hand, und führte ihm den Arm. Der Wurf traf, und Balder fiel todt zur Erde nieder. Da erſtarb den Aſen aller Muth, und ſelbſt die Sprache. Alle waren tief bekümmert, am meiſten jedoch Othin, denn er nur wußte, welchen Verluſt die Aſen durch Balders Tod erlitten hatten. Nicht einmal durften ſie ihn rächen, weil Asgard zu heilig war.

Jetzt nahmen die Götter Balders Leiche, und trugen ſie auf ſein Schiff am Strande, und zündeten es an. Auch Balders Roß wurde in die Flammen geworfen.

Als nun Balders Leichnam zu Aſche verbrannt war, trat Frigga zu den Aſen und ſprach: Wer will, mir zu Lieb, hinunter zur Hela, und ihr Löſegeld bieten für meinen Sohn?

Hermode, der Schnelle, erbot ſich hiezu, und ſein Vater Othin gab ihm ſein eignes Pferd. Neun Tage und neun Nächte ritt er durch finſtre Thäler, bis er Giall, die Brücke des Höllenfluſſes erreichte. Eine Jungfrau, die an der Brücke ſaß, fragte ihn um

Geschlecht und Namen? Gestern, setzte sie hinzu, gestern ritten fünf mal fünf tausend Todte herüber, und die Brücke erbebte weniger, als vom Hufschlag deines Rosses. Auch hast du nicht die Farbe der Abgeschiedenen. Was suchst du hier?

Ich suche meinen Bruder Balder, antwortete Hermode. Hast du ihn nicht auf Hela's Wegen gesehen?

Wohl ritt er über die Brücke, erwiederte die Jungfrau, allein die Todtenstraße liegt weiter hinab gegen Norden. — Hermode setzte seine Reise fort, und kam bis zum Todtengitter, über welches er mit seinem Roß hinwegsprengte. Da fand er jetzt seinen Bruder in Hela's Wohnung, und blieb die Nacht über bei ihm. Am andern Morgen aber ging er zu Hela, und bat, ihn loszugeben. Sie antwortete: Wenn alle Dinge auf der Welt, alle lebendigen und alle leblosen Geschöpfe um Balder weinen, so soll er wieder zu den Asen zurückkehren; ist aber nur Eins, welches nicht weint, so muß er bei mir bleiben.

Hermode kam mit diesem Bescheid nach Asgard, und die Asen schickten alsbald Bothen aus in alle Welt, und alle Geschöpfe wurden aufgefordert, Othins geliebten Sohn aus dem dunklen Reiche der Hela herauszuweinen. Alle ließen sich dazu bereit finden, Männer und Weiber, Erde, Bäume, Steine und Metalle. Schon wollten die Bothen fröhlich zurückkehren, da sahen sie noch, in einer

abgelegenen Höhle, eine Zauberin. Sie baten diese auch um eine Thräne für Balder. Sie gab aber zur Antwort: Meine Augen sollen trocken bleiben. Hela behalte was sie hat. Unter der Gestalt der Zauberin war, Loke verborgen.

Braga.

Gott der Weisheit, Dichtkunst und Beredsamkeit. Die Dichtkunst hatte von ihm den Namen Bragur. Er war ein Sohn Othins und der Gemahl der Iduna. Seine Harfe hieß Telyn.

Den Schatten der gefallenen Helden mußte er, vor Walhalla, entgegen gehen, und sie mit dem Gruße der Unsterblichkeit begrüßen. Bei den Leichenbegängnissen der Könige im Norden saß der Thronfolger so lange auf einem Schemel vor dem Throne, bis das Horn Bragafull (Braga's Becher) herbeigebracht wurde. Dann stand er auf, that irgend ein wichtiges Gelübde, leerte den Becher, und durfte nun erst den Thron besteigen.

Loke.

Die einzige böse Gottheit des Nordens. Loke war der Sohn eines Riesen, verschlagen, arglistig, und immer auf Ränke bedacht. Nachdem er Balders Tod veranlaßt hatte, floh er, vor dem Zorn der Götter, und baute sich, auf einem hohen Berge, eine Wohnung, mit vier Aussichten in die Welt. Doch hatte er das Herz, beim Gastmahl zu erscheinen, welches Aeger den Göttern gab. Dort

läſterte er die Aſen, wie ſchon erzählt worden, und verwandelte ſich hierauf in einen Luchs, damit er ihren Händen entwiſchen möchte, und ſtürzte ſich ins Waſſer. Aber Thor erhaſchte ihn beim Schwanz; er wurde gebunden, und auf drei ſpitzige Felſenſtücke gelegt. Ueber ſein Antlitz hing man eine giftige Schlange. Sigyna, ſeine Gemahlin, ſetzte ſich neben ihn, und faßte in einem Becken das Gift auf. War das Gefäß voll, ſo trug ſie es hinweg; da unterdeſſen aber das Gift auf Loke fiel, bekam er ſo heftige Zuckungen, daß die Erde davon erzitterte. Dadurch entſtanden die Erdbeben.

In dieſer gräßlichen Lage mußte Loke bleiben, bis zur Götterdämmerung.

Mit einer Rieſin hat er drei Ungeheuer erzeugt, den Wolf Feuris, welcher einſt die Sonne verſchlingen wird, die Schlange Jormungandur, und Hela, die Göttin der Unterwelt.

Tyr.

Der Gott der Kühnheit und Stärke. Die Aſen wollten den Wolf Feuris aufziehen, aber nur Tyr getraute ſich, das grimmige Thier zu füttern. Als nun der Wolf heranwuchs, und die Götter der traurigen Weiſſagung gedachten, da verſuchten ſie es zweimal, ihn zu binden, aber jedesmal zerriß er die Stricke. Nun ſchickten ſie einen Bothen ins Land der ſchwarzen Geiſter, da war ein Zwerg, der machte ein Band, welches, dem Anſehen nach, ſehr

ſchwach und gebrechlich war. Die Götter führten hierauf den Wolf auf die Inſel eines See's, um ihn dort zu binden. Allein Feuris, der ſprechen konnte, ſetzte ſich lange dagegen, doch ließ er ſich endlich bereden, unter der Bedingung, wenn ihm Einer die Hand in den Rachen ſteckte. Tyr that's, aber der Wolf biß ihm die Hand ab, doch konnte er ſich von dem Bande des Zwerges nicht mehr los machen. Die Aſen zogen das Ende deſſelben durch einen großen Felſen, der feſt in der Erde lag, und banden es an ein anderes Felſenſtück, welches ſie tiefer gelegt hatten. Feuris ſperrte ſeinen Rachen grimmig auf, und die Götter warfen ein Schwert hinein, ſo, daß die Spitze herausſah. So blieb er feſtgebunden, bis zur Götterdämmerung.

Widar.

Auch ein Sohn Othins, und der Gott der Verſchwiegenheit. An Stärke war er faſt dem Thor gleich. Er trug ungemein dicke Schuhe, die aus weggeworfenen Ledertheilchen verfertigt wurden. Daher war der Glaube entſtanden, man mache ſich den Aſen gefällig, wenn man dergleichen Abfall fleißig wegwerfe. Mit dieſen Schuhen ging Widar durch die Luft und auf dem Waſſer.

Freya.

Die Göttin der Liebe, eine Tochter Niords, der ſie zu den Aſen brachte. Sie wurde mit Niord vermählt, der ſie in der Folge

verließ. Sie eilte ihm nach, verlor aber zuletzt ſeine Spur, und weinte ſeitdem Thränen, wie Gold ſo roth.

Sie trug ein goldenes Kleinod, Briſinger genannt, und in ihren himmliſchen Palaſt nahm ſie alle züchtige und tugendhafte Weiber auf. Ihr Wagen wurde von zwei Katzen gezogen. Ihr Feſt, (Juelfeſt) fiel in die Mitte des Dezembers, und dauerte ſieben Tage. Es wurde ihr alsdann ein Eber geopfert. Ueber den Borſten dieſes Ebers ſchwur man, und that Gelübde. Uebrigens heißt Juel in der gothiſchen Sprache das Sonnenrad. Von der Freya kommt der Name Freyatag, oder Freytag.

Gefiona.

Eine Jungfrau und die Göttin jungfräulicher Unſchuld. Sie beſchützte die keuſchen, frommen Mädchen, und nahm ſie, wenn ſie unverheirathet ſtarben, in ihre himmliſche Wohnung auf. Die Schickſale der Menſchen kannte ſie ſo gut als Othin.

Gna.

Sie mußte die Bothſchaften der Götterkönigin, Frigga, ausrichten, ſowohl im Himmel und in der Hölle, als auf Erden. Zwar hatte ſie keine Flügel, aber ſie durchritt die Luft auf einem Roſſe, welches vor keinem Element ſich ſcheute, und ſogar durchs Feuer ging.

Hela.

Dieſe Tochter Lok's und einer Rieſin wurde, mit ihren Geſchwiſtern, im Rieſenlande erzogen. Da aber die Aſen wohl wußten, welches Unheil dieſe Zucht hervorbringen würde, verſtieß Othin die Hela in die Nebelwelt, oder nach Nifelheim. Dort herrſchte ſie über die neun Welten des unterirdiſchen Reichs, wohin alle die gebracht wurden, welche nicht auf dem Schlachtfelde fielen, ſondern an Krankheit, oder auf ſonſt eine Art ſtarben. Man dachte ſich dieſe Beherrſcherin der Hölle als gräßlich an Geſtalt — ihr Leib war zur Hälfte blau und mit Haaren bedeckt. Das Erbarmen war ihr fremd. Vor Nifelheim ergoß ſich der finſtre Strom Giall, der eine Brücke hatte, über welche alle Todten mußten. Hela wurde von zwei Höllenjungfrauen bedient, und ihre Wohnung bewachten der Höllenhund und die Höllenſchlange.

Iduna.

Die Göttin der Unſterblichkeit und der ewigen Jugend, mit Braga vermählt. In ihrer Hand trägt ſie goldne Aepfel, die in den alten Myſterien geheime Kenntniſſe bedeuteten.

Einſt nahmen Othin, Loke und Hämr Menſchengeſtalt an, und zogen durchs Land der Rieſen. Nach langer Wanderung im wilden Gebirge kamen ſie in ein luſtiges Thal, wo Rinder weideten. Die Aſen hatten Hunger; ſie ſchlachteten einen Ochſen, und machten

Feuer an, um ihn zu braten. Aber das Fleiſch blieb roh, und das Feuer ſchien ſeine ganze Kraft daran zu verlieren. Als die Götter ſich hierüber wunderten, rief ein Adler von einer benachbarten Eiche herab: Wenn ihr mich nicht zu eurem Mahle ladet, werdet ihr umſonſt braten. Die Götter verſprachen es ihm, und der Adler flog alsbald zu ihnen herab, und verzehrte, im Augenblick, einen guten Theil des Ochſen. Darob ergrimmte Loke, und ſchlug auf ihn mit einer Keule. Allein der Adler faßte das Ende der Keule, und zog den Loke, welcher den Griff noch in der Hand hielt, mit Blitzesſchnelle in die Höhe, und flog mit ihm über Felſen und Abgründe. Der Rieſe ſchrie und wehklagte. Endlich verſprach der Adler, ihn loszulaſſen, wenn er die Iduna mit ihren Aepfeln, durch eine Liſt, aus Asgard zu locken gelobte. Er ſchwur es, und wurde frei.

Um aber ſein Wort zu erfüllen, erzählte er Idunen, bei ſeiner Heimkehr, er habe in einem Hain goldne Aepfel gefunden, weit koſtbarer, als die Ihrigen. Die Göttin wollte ihm nicht glauben, da ſchlug er ihr vor, mit ihm in den Hain zu gehen, und ihre Aepfel mitzunehmen, damit ſie ſich durch den Augenſchein überzeuge. Iduna ließ ſich täuſchen, und ging mit Loke nach dem Walde; doch hatten ſie kaum die Götterſtadt im Rücken, als der Adler herabſchoß, und die Göttin davon trug. Dieſer Adler war der mächtige Rieſe Thiaſſe; er brachte ſeine Beute glücklich in ſein Reich, Thry-

heim oder Jötunheim. Als nun die Asen des andern Tags die Iduna nicht mehr fanden, und von den Aepfeln, deren Genuß ewige Jugend gewährte, nicht mehr essen konnten, wurden sie traurig, und bald fingen ihre Haare zu bleichen an, ihre Wangen fielen ein, und das Feuer ihrer Augen erlosch. Da einige von ihnen wußten, daß Loke mit der Iduna aus Asgard gegangen sey, schöpfte man Argwohn gegen ihn; er wurde vorgeladen, und mit furchtbaren Qualen bedroht. Da erzählte er das Begebniß, versprach aber auch, die Göttin wieder zurück zu bringen. Frigga mußte ihn, zu dem Ende, in einen Falken verwandeln, und ihm zugleich die Kraft der Verwandlung mittheilen. So flog er nach Jötunheim, wo der Riesenkönig eben aufs Fischen ausgefahren war. Iduna saß einsam und allein am Fenster ihres fest verschlossenen Gemachs, und schaute traurig vor sich hin. Loke setzte sich ihr auf die Schulter, und flüsterte ihr ins Ohr, wer er sey, und warum er gekommen. Hierauf verwandelte er die Göttin in eine Schwalbe, und beide nahmen ihren Flug eiligst nach Asgard. Thiasse kam bald wieder nach Hause, und gewahrte den Raub. Zornig warf er die Kleider ab, nahm die Gestalt eines Adlers an, und flog dem Falken und der Schwalbe nach. Diese hatten sich bereits auf einem Haufen von Reisern und Baumästen in Asgard niedergelassen. Der Adler schoß wüthend herab, aber die Götter zündeten das Holz an; der Adler schwindelte,

ſtürzte in die Flammen und verbrannte ſich die Flügel. Da tödteten ihn die Aſen. Iduna aber gab ihnen wieder von ihren Aepfeln, und ſie blühten neuerdings in herrlicher Jugend.

Wara.

Die Göttin der Ehe, der Treue und der Wahrheit. —

Wir übergehen hier eine Menge anderer Göttinnen, von denen man nichts weiß, als ihre Namen, und wollen noch die bedeutſamſten Gottheiten des dritten Rangs anführen.

Die Nornen.

Es waren der Nornen drei, und ſie geboten über die Zeit und die Schickſale der Menſchen. Urd (vergangen) hieß die erſte; Werande (gegenwärtig) die zweite, und Skuld (künftig) die dritte. Sie wohnten am Brunnen der Vergangenheit (Urdarborn) unter der Eſche Ygdraſil (dem großen Weltbaum). Dieſer Baum beſchattete die Halle der Jungfrauen, die täglich herauskamen, um ſeine Wurzeln aus dem Brunnen zu begießen. Eben ſo kommen die Götter jeden Tag zu Pferd, über die Himmelsbrücke, und halten Gericht unter der Eſche. Sie hat drei Wurzeln: die eine geht zu den Aſen, und unter derſelben quillt der Urdarborn; die zweite geht zu den Rieſen nach Jötunheim, und unter ihr entſpringt der Quell der Weisheit (Mimer). Die Dritte ſteht über Niſelheim; unter

dieser ist der Brunnen Wergelmer, von welchem die Höllenflüsse ausgehen, und der voll Schlangen ist.

Die Götter selbst fragen die Nornen, um ihre eigenen Schicksale zu erfahren.

Sie wurden im ganzen Norden verehrt, und zwar in Grotten und Höhlen.

Die Walkyren.

Die Göttinnen der Schlacht, und Othins Bothschafterinnen. Den Helden in Walhalla reichten sie den Trank. Sie wurden auf verschiedene Weise vorgestellt: Bald als schöne Jungfrauen, mit Helm und Schild, die auf flüchtigen Rossen dahin schweben, bald furchtbar und Grauen erweckend. Im eilften Jahrhundert, so erzählt eine nordische Sage, am Tage der Schlacht, in welcher nachher der Seekönig Randwer umkam, sah ein Krieger viele Personen zu einem Hügel reiten, an welchem sie alle verschwanden. Neugierig schlich er hinzu, und sah durch einen Spalt in den Hügel. Da erblickte er zwölf Frauen an einem Webestuhl. Es waren die Walkyren, welche ein Todesgewebe webten, und folgendes Lied sangen:

Umher wird's dunkel
Von Pfeilgewölken,
Sie breiten umher sich,
Wettervertündend!
Es regnet Blut!

Auf, Todesschwestern!
Knüpft an Spieße
Das Schicksalsgewebe,
Blutrothen Einschlags,
Zu Randwers Tod.

Wir weben Gewebe
Von Menschengedärm,
Menschenhäupter
Hängen wir dran,
Blutriesende Spieße
Schießen wir durch,
Und sind mit Waffen
Und Pfeil gerüstet,
Und schlagen mit Schwertern
Das Sieggarn fest.
Wir kommen zu weben
Mit nackten Schwertern,
Eh die Sonne sinkt,
Werden Schilde halten
Und Panzer brechen,
Und Schwerter treffen,
Daß die Helme tönen,
u. s. w.

So sangen die Jungfrauen, und als das Todesgewebe fertig war, riß jede daran, und behielt das blutige Stück. Hierauf gingen sie aus dem Hügel heraus, und bestiegen ihre Rosse. Sechs flogen nach Mitternacht, und sechs nach Mittag.

Den Walkyren wurden auch die sechs Schildjungfrauen beigezählt.

In der nordischen Götterlehre gab es noch ferner: neun Riesenjungfrauen; es gab neun Undinen oder Wassernixen; zwo Höllenjungfrauen; weiße Elfen, die unter der Esche Ygdrasil wohnten, und schwarze, böse, unter der Erde; Iwidien oder Waldjungfrauen, welche die Gabe der Weissagung hatten; Zwerge, unter der Erde und auf Bergen, die Waffenschmiede waren; Riesen oder Halbgötter, denen hohe Weisheit zugeschrieben wurde, ꝛc. ꝛc.

Die Götterdämmerung.

Der Einführung des Chriſtenthums im Norden mochte der alte Götterglaube mächtig entgegenſtehen. Wahrſcheinlich erſannen darum chriſtliche Miſſionäre die Erzählung vom Untergang der Aſen, und knüpften daran eine, vielleicht uralte, Sage, von einem ehemaligen oder künftigen Untergang der Planeten. So lautet die Erzählung.

Schreckliche Zeichen gehen dem großen Tage voran. Sechs Jahre wird der Winter die Erde bedecken, der Schnee herabſtürzen, und die Sonne ſich nicht mehr blicken laſſen. Während dieſer Zeit wird kein Friede mehr ſeyn unter den Menſchen, und keine Gerechtigkeit, und der Tod ſeine Ernte halten auf den Schlachtfeldern.

Die Eſche Ygdraſil wird erbeben, und der Höllenhund Garmur ſeine Kette brechen.

Die Eisrieſen kommen angezogen, und mit ihnen der Wolf Feuris. Der Rieſe Hräswelger (Leichenſchwelger), der ſich ſonſt, in Adlergeſtalt, am Ende des Himmels aufhielt, und mit dem Schlag ſeiner Fittige den Wind hervorbrachte, jauchzt und ſättigt ſeine Gier an den Leibern der Gefallenen. Die Miſpelheimer, aus dem Gebiet der Blitze, kommen auf dem Schiffe Nagelfar,

welches aus den Nägeln der Verſtorbenen verfertigt iſt. *) Sie beſteigen ihre Roſſe, unter ihrem Führer Surtur, der mit ſeinem glänzenden Schwert voran reitet. Durch einen Spalt des Himmels ſprengen ſie über die Götterbrücke, die unter ihnen einbricht, und kommen auf eine Ebene, wo ſich Loke, und die von ihm erzeugten Ungeheuer, der Wolf Feuris und die Schlange Jarmungandur, nebſt allen Eisrieſen mit ihnen vereinigen. Der Gott Heimdall ſtößt ſein Horn; die Aſen erſchrecken, und Othin, ſamt den übrigen Göttern und Einherien, ziehen auf den Kampfplatz.

Othin, im goldnen Helm und glänzenden Harniſch, geht mit ſeiner Streitaxt auf den Wolf Feuris los; dieſer aber reißt ſeinen Rachen ſo weit auf, daß der obere Theil den Himmel, der untere die Erde berührt, und verſchlingt den Vater der Götter. Widar, Othins Sohn, eilt herbei, und tritt dem Wolf in den Rachen, den er ſo weit aufreißt, daß das Unthier davon berſtet. Thor ſtürzt auf die Schlange Jarmungandur, und tödtet ſie mit ſeinem Hammer, prallt aber neun Schritte zurück, und erſäuft in den Giftſtrömen, welche das Ungeheuer ausſpeit. Tyr kämpft lange mit dem Höllenhund Garmur, bis beide zugleich fallen. Eben ſo

*) Daher beſchnitt man ſich, vor dem Tode, ſleißig die Nägel, damit jenes heilloſe Schiff ſo ſpät als möglich fertig würde.

tödten sich Heimdall und Loke einander, und alle Asen kommen um. Asgard wird zerstört.

Die Sonne ist erloschen, die Sterne fliehen, die Erde sinkt ins Meer. Surtur, der Gott des Feuers und Götterfeind, zündet mit seiner Fackel die Welt an. Jetzt steigt

Alfadur (Allvater)

von oben herab, und hält Gericht. Er, der Gott aller Götter, wägt die Schicksale der Sterblichen. Nun kommen die guten Menschen nach Gimla, einer herrlichen Stadt gen Süden, wo der Ueberfluß wohnt; die Bösen aber müssen, auf ewig, nach Naastrand wandern, oder an das Leichenufer. Dort besehen die Thore aus geflochtenen Schlangen, die ihre Köpfe einwärts kehren, und Gift ausspeien, daß ganze Ströme davon Naastrand durchfließen. Im Höllenflusse, der brennend heiß ist, nagt ein grimmiges Unthier die Verdammten.

Wenn nun aber die alte Erde und der alte Himmel durch die Flammen zerstört sind, so entsteigt dem Meere eine neue Erde und ein neuer Himmel, die von dem Einen und Alleinigen regiert werden, von dem, der war und seyn wird. Eine Tochter der Sonne und ein Sohn des Mondes erscheinen am Firmament, und laufen die Bahn ihrer Eltern, und ein neues Menschengeschlecht

verbreitet sich über die Erde. Felder und Bäume tragen von selbst, und Friede und Freude herrschen ununterbrochen.

Diese Sage hat sich, mit mancherlei Veränderungen, nicht nur im Norden fortgepflanzt, man findet ihre Spuren auch bei den meisten christlichen Völkern unserer Zeit; darum enthalten auch die mährchenvollen Götterlehren der Vorwelt nicht durchaus blose, phantastische Erfindungen; Manches darin gründet sich auf eine höhere Weltanschauung, und auf jenen Glauben an ein Heiliges und Ewiges, der dem Menschen eingebohren ist, und unsere Verwandtschaft mit dem Himmel beurkundet. Die Wahrheit bleibt jedoch nur rein im einfältigen, frommen Gemüthe und alle Räthsel der unsichtbaren Welt lösen sich im kindlichen Vertrauen.

Teutschland und die Teutschen

von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen

zur Bildung und Unterhaltung

von

ALOIS SCHREIBER

Großherzoglich badischen Hofrath und Historiographen

mit vierundzwanzig Kupfern

von

I. M. METTENLEITER

Zweites Heft

mit sechs Kupfern

Carlsruhe

bei Johann Velten

1825.

Vom Handel und der Schifffahrt der alten Teutschen.

Dem Teutschen ging nichts über sein Schwert, und darum tauschte er wohl oft Waffen ein, mitunter auch Kleidungsstücke, aber den eigentlichen Handel überließ er den Sklaven, denn er hielt dies Geschäft seiner unwürdig. Später kam, in Germanien, der Sklavenhandel auf. Als man nämlich anfing, feste Niederlassungen zu gründen, und den Acker zu bauen, wurden viele Hände erfordert. Von nun an tödtete der Teutsche seine Kriegsgefangenen nicht mehr, wie in der frühern Zeit, sondern machte sie zu seinen Leibeigenen, die für ihn arbeiten mußten. Die Alemannen, Franken, Burgunder und Sachsen brachten von ihren Heereszügen oft ganze Menschenheerden als Sklaven zurück, und es entstanden zuletzt besondere Sklavenmärkte, wo man einen Menschen für ein Pferd kaufte, bisweilen für ein Stück Brotes. Dieser Unfug wurde erst durch das Christenthum, zwar nicht ganz abgebracht, doch sehr gemin-

dert und gemildert. Sonst kauften auch die Römer von den Teutschen Haare, Eiderdunen und eine Art Pomade, womit die Haare gefärbt wurden. Es brauchte lange Zeit, bis die Teutschen sich's gefallen ließen, Geld für ihre Waaren zu nehmen, und es hatte lange nur ein Tauschhandel Statt. Auch später nahm der Germane das Geld nicht ohne Mistrauen, weil er von den Fremden oft durch falsches Gold und Silber betrogen ward.

An den Küsten des Landes wurde Fischfang getrieben. Es wurden besonders viele Wallfische, Wallrosse und Häringe gefangen, und theils verbraucht, theils verkauft.

In der Schifffahrt waren die alten Germanen sehr geübt. Die Griechen gestanden schon den mit uns verwandten Scythen, unter welchen Anacharsis den Anker erfunden hatte, große Kenntnisse in der Schifffahrt zu, und Cäsar macht große Beschreibungen von den Schiffen der Kelten.

Die ältesten Fahrzeuge unserer Väter bestanden in ausgehöhlten Bäumen, dergleichen man noch jetzt bei wilden Völkern findet. Mitunter waren sie groß genug, um 30 Mann zu fassen, wurden aber nur von einem Steuermanne geführt. Später verfertigte man sie aus Weiden, und zog Thierfelle darüber, wodurch sie eine große Leichtigkeit gewannen. Solche Schiffe hatten die Britten, die Iren, die Sachsen und Normänner, und sie hießen, in

der gothischen, angelsächsischen und altfränkischen Sprache Scipa, Scip, Sceff, von schieben, etwas vorwärts treiben. Bald lernten die Teutschen auch größere Schiffe aus Holz bauen, und mit Eisen beschlagen. Einige ihrer Kriegsfahrzeuge, die im Norden Heerskip genannt wurden, konnten 200 Mann fassen. Die Gestalt war im Ganzen oval, vorn und hinten aber rund, und hier etwas erhöht, um den Wellen besser widerstehen zu können. Bisweilen war der hintere Theil so hoch, daß er gleichsam ein Kastell vorstellte. Der mittlere, etwas tiefere Theil des Rumpfs, enthielt die streitbare Mannschaft, die sich, im Nothfall, auf den Hintertheil zurück zog, und von dort aus die Vertheidigung fortsetzte. Im Innern waren die Schiffe mit Speeren, Schwertern, Bogen und Pfeilen behangen. Auf dem Vordertheile war der Kopf von einer Schlange, einem Ur oder Wallfische mit aufgesperrtem Rachen angebracht. Beim Landen wurde jedoch dieser Kopf gewöhnlich abgenommen, indem man den Wahn hegte, die Landgeister würden dadurch zurück geschreckt.

Die ganze Gestalt des Schiffs stimmte mit dem Kopfe überein. Zum Beispiel bei einem Drachenhaupt mußte auch das Schiff, in seinem ganzen Bau, diesem Thiere gleichen. Daher entstanden nun die uralten Sagen und Abbildungen von geflügelten Schlangen, die im Wasser mit einander kämpften, von Helden und Frauen,

die durch Greife ꝛc. entführt wurden, und dergleichen mehr. Es waren Schiffe, welche die Gestalten solcher Thiere hatten.

Ausserdem brachte man noch allerlei Schnitzwerk und Malereien an den Schiffen an. Die Masten waren schon im Gebrauch; der Anker bestand aus einem Stein mit einem hölzernen Doppelhaken. Einige behaupten, die alten Teutschen hätten auch Taue aus Seehundsfellen verfertigt. Das Theeren war ebenfalls schon üblich, und die Planken wurden mit eisernen Nägeln befestigt, dergleichen oft in alten Gräbern gefunden werden. Die Belgen bedienten sich des Schilfrohrs, um die Fugen zu verstopfen.

Die Teutschen konnten mit ganzem und halbem Winde segeln, was die römischen und griechischen Schiffleute nicht verstanden, auch mußten sich diese auf die Uferfahrt beschränken, während jene gleich in die hohe See gehen konnten. Bei trübem Wetter war dies freilich eine mißliche Sache, da der Kompaß noch fehlte. Bei hellem Wetter aber ließ man Vögel in die Luft fliegen, welche die Schiffer in dieser Absicht mit sich führten, und folgte dann der Richtung ihres Fluges. Auf solche Weise wurde Island durch einige Raben entdeckt. Man ließ sie auf einem Schiffe los, wo sie gerade aufwärts stiegen, und bald hierauf landwärts flogen.

Wann der Gebrauch des Kompasses entdeckt worden, wissen wir nicht, wohl aber ist es kaum zu bezweifeln, daß es, in früherer

Zeit, durch Teutsche geschehen, denn die 32 Punkte desselben werden, von allen europäischen Nationen, in teutscher Sprache genannt, so wie die Ausdrücke des Seewesens noch jetzt, in allen europäischen Sprachen gleichfalls teutsch sind. Auch wußten die alten Germanen schon das Geheimniß, durch Ausgießung von Oel die Wuth der Wellen zu besänftigen.

Ueberhaupt waren unsere Väter eben so unerschrocken und furchtbar zur See als auf dem festen Lande. Seit dem dritten Jahrhundert beunruhigten die Sachsen, Friesen und Franken mit ihren Schiffen, Gallien und Brittanien. Der römische Kaiser Probus hatte im Jahr 281 eine Kolonie von Franken an das schwarze Meer versetzt, wo sich dieselben einiger Schiffe bemächtigten, und die asiatischen und griechischen Ufer verheerten. Sie landeten nachher in Lybien und in Sicilien, wo sie Syrakus plünderten, durchstreiften die römische Provinz in Afrika, und schifften, mit reicher Beute beladen, durch die gaditanische Meerenge wieder in ihr Vaterland zurück.

Die Seeräuberei wurde von den nordischen Völkern zuletzt so ins Große getrieben, daß es, im baltischen Meer, eigene Könige gab, die keinen Fuß breit Landes besaßen, und doch über große Küsten- und Inselvölker geboten. Sie hießen Seekönige. Wenn ein solcher Seeheld starb, so wurde sein bestes Schiff entweder auf dem Lande mit ihm verbrannt, oder sammt dem Leichnam in die Tiefe des Meers versenkt.

Vom Bernstein und den Handelswegen der alten Teutschen.

Bei den Alten wurde der Bernstein sehr hoch gehalten, und dem Golde gleich geschätzt. Die Steinschneider behandelten ihn sehr häufig, und zierten ihn oft mit den schönsten kleinen Figuren, theils in erhabener, theils in vertiefter Arbeit. Auch wurden allerlei kostbare Gefäße daraus verfertigt; die Frauen trugen Halsbänder aus Bernstein, und die Kinder der Reichen und Vornehmen wurden damit geschmückt. Den größten Werth legte man darauf, wenn sich eine Fliege, Mücke, Ameise, oder sonst ein Landinsekt darin fand. Der Bernstein ist nämlich ein gelbliches Erdharz, und so lange er noch weich ist, bleiben oft Insekten daran kleben, die dann, bei der Verhärtung in den Stein eingeschlossen werden, und so ein kostbares Grab finden. Nach der Erzählung eines alten Schriftstellers hätte eine Camee oder eine Gemme *) aus Bernstein, mit

*) Cameen nennt man die hochgeschnittenen Steine, Gemmen — die tiefgeschnittenen.

einer menschlichen Figur, oft dreimal mehr gegolten, als ein wirklicher Mensch auf dem Sklavenmarkt. Die Römer, welche zur Zeit ihres nahen Falls, in wahnsinniger Verschwendung, alle Völker übertrafen, ließen ganze Jagdzeuge mit Bernstein verzieren, Griffe zu Dolchen, Messern, und allerlei Geräthschaften daraus verfertigen.

Von der Entstehung des Bernsteins erzählt die alte Fabel folgendes Mährlein. Als Jupiter den Phaeton in den Eridanus hinabschleuderte, weil er mit den Sonnenpferden so ungeschickt umging, da standen die Schwestern des Jünglings, die Heliaden, am Ufer und wehklagten. Sie wurden in schwarze Pappeln verwandelt, und jährlich, am Todestag ihres Bruders, weinen die Verwandelten noch bittere Thränen, die aus der Rinde hervordringen, in den Strom fließen, und dort zu Bernstein werden.

Dieser Stein wurde zuerst an der Einmündung des Rheins in die Nordsee gefunden, und erst später an den Küsten der Ostsee. Dort entdeckten ihn die Phönicier, die schlauesten Seefahrer und Handelsleute jener Zeit. Um aber den Gewinn für sich allein zu haben, und andere Völker von der Fahrt an die germanische Küste abzuschrecken, ersannen sie eine furchtbare Erzählung. Der Weg dahin, sagten sie, führe durch ein Meer voll Schrecken und Gefahren, nahe den Pforten der Unterwelt vorbei, und zuletzt gelange

man zu einem himmelhohen Fels, von welchem der Quell der Oceans herabstürze.

Aus diesem Mährlein leuchtet doch einige Wahrheit hervor. Der Rhein bildete damals noch einen ungeheuren See, und war, bei Bingen, durch eine gewaltige Felsenwand geschlossen. Ueber diese Wand herab stürzte er nun, als ein furchtbarer Katarakt, und nahm seinen Weg in das teutsche Meer oder die Nordsee.

Die Massilioten, griechische Coloniſten, die sich im heutigen Marseille niedergelassen hatten, und gleichfalls sehr unternehmend waren, fanden, später, das Geheimniß der Phönicier, und holten den Bernstein am Rheine. Sie legten einen Handelsweg an, am Strom aufwärts, bis zum Po und zur Rhone.

Der Bernstein an der preussischen Küste wurde von Normännern, besonders Jüten, abgeholt, und an die Massilioten vertauscht. Drei Handelswege gab es von dort, für dieses damals so wichtige Produkt: Einen auf dem Ocean, durch massilische Schiffe; Einen zu Lande, bis zum adriatischen Meerbusen, und Einen auf dem Dnieper zum schwarzen Meere hin.

Der Kaiser Nero konnte des Bernsteins nicht genug haben. Er sandte darum einen römischen Ritter an die preussische Bernsteinküste, der ihm von da eine ungeheure Menge zurückbrachte. Von

dem Könige der Eſthen allein hatte der Römer 13,000 Pfund zum Geſchenk erhalten.

Den Weg den Dnieper hinauf in die Oſtſee nahmen auch manchmal aſiatiſche Kaufleute. Einſt wurden mehrere derſelben durch Sturm an die teutſche Küſte verſchlagen, und nach dem abſcheulichen Strandrecht, welches noch bis in unſere Zeiten ausgeübt worden, von einem Könige oder Häuptling daſelbſt zu Sklaven gemacht, der ſie nachher dem römiſchen Proconſul in Gallien zum Geſchenk ſandte.

Die erſten Schiffe waren ſo eingerichtet, daß ſie zu Lande fortgetragen oder auf Walzen fortgeſchafft werden konnten. Jene aſiatiſchen Kaufleute kamen vom ſchwarzen Meer den Dnieper herauf, gingen mit ihren Schiffen an die Düna, und ſteuerten von da ins baltiſche Meer.

Ueberhaupt waren Schifffahrt und Handel in den früheren Zeiten unſerer Väter mehr ausgebreitet, als man gewöhnlich glaubt. In den alten Rheinſtädten, Strasburg, Speier, Worms, Mainz, Cöln ꝛc. befanden ſich viele römiſche Handelsleute, die mit den benachbarten Teutſchen verkehrten. Im mittlern Germanien verkauften die Einwohner blos an die Römer, duldeten aber keine römiſchen Waaren. Marbod, der Markmannen König, nahm auf ſeiner Burg die römiſchen Handelsleute auf, und man findet auch in den

Rhein- und Donaugegenden eine Menge Grabsteine mit den Namen römischer Kaufleute. Auch gereicht es unsern Vätern zur Ehre, daß mitten unter kriegerischen Bewegungen der fremde Kaufmann meist sicher und ungestört seine Straße ziehen konnte.

Kriegsfahrten der ältesten Teutschen.

Das Land der Gallen war fruchtbarer und blühender, als das wald- und sumpfreiche Land der Germanen; darum beschlossen einige teutsche Stämme, über den Rhein zu gehen, und sich, in den Sitzen ihrer Nachbarn, niederzulassen. Sie thaten sich in einen Bund zusammen, der zuerst Heermannei und später Arimannei genannt wurde, wählten einen Anführer, und bemächtigten sich des belgischen Galliens. Dies geschah lange vor der christlichen Zeitrechnung, und ohngefähr 150 Jahre früher, als Cajus Julius Cäsar an den Rhein kam.

Da dieses Unternehmen geglückt war, so verbreitete sich die Kunde davon durch alle germanische Gauen, und viele Völkerschaf-

ten rüsteten sich zu ähnlichen Heerzügen und Wanderungen. Unter andern thaten dies auch die Kimbrer und Teutonen, die in Jütland und Holstein wohnten. Sie wußten wenig von Gesetz und Ordnung, und verließen sich auf ihres Armes Stärke. Ihr Weg ging gegen die Donau nach Illyrien. Mit Schrecken vernahmen die Römer die Nachricht von dem Anzuge dieser wilden, streitlustigen Horden, denn sie selbst waren weichlich geworden, nachdem sie die Schätze der übrigen Völker geplündert hatten, und mit den Tugenden ihrer Väter war auch der Muth und die hohe Vaterlandsliebe derselben von ihnen gewichen. Unter Roms vornehmen Geschlechtern fand sich auch nicht ein Mann, der zum Heerführer taugte, und das Reich der Welteroberer wäre schon damals zusammengestürzt, hätte nicht Cajus Marius gelebt, ein Mann aus dem Volke, aber tapfer, klug, und von großer Kriegserfahrenheit.

Furchtbare Gerüchte hatten die Zahl der anrückenden Feinde als unermeßlich angegeben; wirklich soll sich dieselbe auch, ohne Weiber und Kinder, auf 300,000 rüstige Männer und Jünglinge belaufen haben. Der römische Senat sandte eiligst den Konsul Papirius Karbo gegen sie ab. Bei Noreja, in der heutigen Steyermark, unter den Judenburger Alpen trafen die Kimbern und Römer zusammen. Die Teutonen hatten einen andern Weg genommen, und

sich anfänglich gegen den Rhein gewendet, um dort neue Wohnsitze zu suchen.

Der Anblick der wilden Riesengestalten, ihre blitzenden Augen und seltsamen Waffen brachten unter den römischen Legionen die größte Bestürzung hervor, und diese wurde noch vermehrt durch den gräßlichen Schlachtruf, in welchen sich das Getön der Schilder und Schwerter mischte. Die Römer wurden, nach kurzem Widerstand, besiegt, aber die Kimbern verfolgten den Feind nicht; sie plünderten und zerstörten Noreja. Hierauf zogen sie den Teutonen entgegen, vereinigten sich mit ihnen, verheerten Gallien, Belgien und die meisten rheinischen Landschaften. Von den damals noch gar muthigen Belgiern wurden sie jedoch zurückgetrieben, und auch von den Keltiberern in Hispanien, denn bis in dieses Reich hatten sie sich mit ihren Waffen Bahn gemacht.

Obgleich die Kimbern und Teutonen bei ihren Kriegsfahrten manchen Verlust erlitten, so gewannen sie doch immer wieder neue Stärke durch Stämme, die sich mit ihnen verbanden. Dies thaten, unter andern, auch die Ambronen und Tiguriner, die damals in Helvetien (um das heutige Bern und Basel) ihre Wohnsitze hatten.

Vier Jahre lang dauerten die Drangsale, welche diese streifenden und schweifenden Schaaren über einen Theil von Germanien und Gallien brachten. Da fiel ihnen wieder das schöne Land Ita-

lien ein, und schnell wurde der Entschluß gefaßt, sich dort bleibend niederzulassen. Doch wollten sie diesmal nicht gleich Gewalt brauchen, sondern die Römer freundlich um Gewährung ihres Wunsches begrüßen.

Sie ordneten eine Gesandtschaft ab an den Konsul Silanus, der bereits gegen sie im Feldlager stand, und an den Senat. Wir wollen des römischen Volkes Bundesgenossen seyn, lautete der Antrag, und mit ihm im Frieden leben, wofern es uns einiges Land abtritt, wo wir uns niederlassen können.

Rom wies den Antrag zurück, und die Teutonen samt ihren Genossen griffen zu dem Schwert. Zuerst wurde der Konsul Silanus geschlagen, und später, von den Tigurinern, Lucius Cassius, dem die Römer, nach der ersten Niederlage, den Oberbefehl vertraut hatten. Der größte Theil des römischen Heeres blieb diesmal auf der Wahlstätte liegen, und der Rest, der gefangen ward, mußte schwere Lösung geloben.

Jetzt rückte Skaurus mit dem dritten Heere ins Feld, und erfuhr das Schicksal seiner beiden Vorgänger. Er wurde gefangen, und vor die teutschen Häuptlinge geführt. Hier benahm er sich mit altrömischem Trotz, der dem schmählich Ueberwundenen wenig ziemte, und sprach drohend: Die Alpen möcht ihr wohl übersteigen, aber nie die Römer besiegen. Solcher Uebermuth verdroß die Teutschen,

und einer ihrer Führer, Bojorik mit Namen, durchstach den Römer mit dem Schwerte.

Zu Rom wurden nun zwei neue Heere ausgerüstet, und unter den Feldherrn Cajus Manlius und Servilius Cäpio den Feinden entgegen gesandt. Beide Führer waren uneins, und dies gereichte ihnen zum Verderben. Die Teutonen und ihre Kampfgenossen boten nochmals Frieden an. Cäpio verweigerte ihn, und die Römer erlitten die schrecklichste Niederlage. Ihrer achtzigtausend deckten mit ihren blutigen Leibern das Schlachtfeld, beide römische Lager wurden erobert, und alles der Zernichtung geweiht. Die Sieger, in ihrer Wuth, zerrissen die römischen Gewänder, tödteten die erbeuteten Pferde, mordeten die Gefangenen, und warfen alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten, die ihnen in die Hände fielen, in die Rhone.

Jetzt kam bleiches Schrecken über Rom, und später nannte man daselbst jede solche Angst eine Kimbrische. Auch war es wirklich um die Weltherrn geschehen, wenn nicht, sichtbar genug, eine höhere Hand, den Untergang des Römerreichs noch aufgehalten hätte. Marius kam, zu dieser Zeit, als Sieger aus Afrika zurück, und wurde zum Konsul und Feldherrn ernannt. Wie nach der Schlacht bei Noreja, versäumten die Kimbern und Teutonen auch diesmal die Gunst des Augenblicks, denn wenn sie, ohne Zaudern,

über die Alpen gingen, so war Rom ohne Rettung verloren. Aber sie rasteten einige Tage, und dann plötzlich, als ob die Unsichtbare, welche die Schicksale der Länder und Völker wägt, ihnen den Sinn verwirrt hätte, wendeten sie sich zum zweitenmale nach Spanien, und gaben dem Marius Zeit, sich zu rüsten, und seine Krieger zu ordnen und zu üben. Als sich jene nun wieder den Alpen näherten, eilte der Römer mit seinen Schaaren an die Rhone, wo er ein festes Lager bezog. Zu ihrem Unglück trennten sich die Kimbern und Teutonen abermals; jene wollten durch Norikum brechen, wo der zweite Römerkonsul, Lutatius Katulus, stand, diese aber zogen gegen den Marius, der jedoch, klüglich, ein Treffen vermied, damit sich seine Soldaten erst an den furchtbaren Anblick der Feinde und ihrer Waffen gewöhnen möchten. Die Teutonen versuchten manchen Angriff auf die römischen Verschanzungen, jedoch ohne Erfolg, und ohne daß die Römer aus ihrer guten Stellung hervorkamen. Den Teutschen erschien dies als Verzagtheit. Lassen wir, riefen sie, lassen wir die Memmen hinter ihrer Brustwehr und ihren Gräben stehen, und nehmen unterdessen ihre Stadt und ihr Land in Besitz.

Treu diesem Vorsatz brachen sie auch wirklich auf, und nahmen ihren Weg am römischen Lager vorüber, und fragten die

Römer spottend: ob sie etwas nach Rom zu bestellen hätten, an ihre Weiber und Kinder?

So groß war die Macht der Teutonen, daß ihr Zug am Lager vorüber sechs Tage dauerte. Marius folgte ihnen aber mit großer Vorsicht nach, und so kamen beide Heere bis Aquä Sextiä, dem heutigen Aix in der Provence. Die Alpen liegen in geringer Entfernung von diesem Ort, darum wollte Marius es nun auf eine Entscheidung ankommen lassen und des günstigen Augenblicks wahrnehmen.

Die Teutschen lagerten an einem Flusse, die Römer aber mangelten des Wassers. Als sie nun darob murrten, zeigte Marius auf die Feinde hin und sagte: Dort iß welches zu holen! Viele Haufen seiner Soldaten zogen nun, bewaffnet, zu dem Flusse. Die Ambronen machten die Vorhut der Teutonen — sie hatten das Ufer besetzt, und eine große Zahl derselben badete sich im Strome, denn sie dachten an keinen Angriff, weil Marius so lange gezaudert hatte, und sie zu fürchten schien. Jetzt entspann sich aber ein Kampf, der bald allgemein wurde. Wüthend drangen die Ambronen über den Fluß, doch die Römer verstärkten sich mit jedem Augenblick, und die Teutschen geriethen nach langem, blutigem Widerstand, in eine wilde Flucht. Die Römer setzten ihnen nach bis zu ihrer Wagenburg. Jetzt stürzten, mit furchtbarem Geschrei, die

teutſchen Weiber hervor, trieben die Ihrigen mit Hohnworten ins Gefecht zurück, und ſtellten ſich ſelbſt dem Feind entgegen, der, ob dieſer Erſcheinung, zu ſtutzen anfing. Mit ſtarker Hand entriſſen die teutſchen Frauen römiſchen Soldaten Schild und Schwert, und empfingen die Todeswunde in die zarte Bruſt. Das Treffen dauerte bis in die Nacht, und blieb unentſchieden. Die Römer zogen ſich in ihr Lager zurück. Unendliches Zagen ergriff ſie. — Daß die Weiber der Teutſchen mit wahrem Löwenmuth, ſich in den Kampf geſtürzt, und das wankende Gefecht wieder hergeſtellt, mußte ſie gewaltig erſchüttern, und war ihre Kriegskunſt ſchon an der Vorhut der Teutonen geſcheitert, wie durften ſie hoffen, die geſammte Macht zu überwältigen? Die tiefe nächtliche Stille vermehrte noch das ängſtliche Beſorgniß, und jeden Augenblick fürchteten die Römer einen Angriff. Plötzlich, wie ein Orkan ſich um Mitternacht erhebt, erſchall jetzt der teutſche Kriegsgeſang, und hallte von den Bergen zurück. Selbſt Marius erblaßte; — er befahl ſeinen Kriegern, das Geſchrei der Feinde nachzuahmen. Sie thatens wohl, aber nur ſchwach, da ihre Stimmen bebten. Die Teutſchen verließen indeß ihr Lager nicht, und verſäumten ſogar den folgenden Tag, wodurch ihre Feinde wieder Faſſung gewannen, und der römiſche Feldherr Zeit, den Plan zur Schlacht anzuordnen. Dieſe geſchah Tags darauf; die Römer hatten den Vortheil der Stellung, und

als vollends ein feindlicher Hinterhalt den Teutſchen in den Rücken kam, war ihre Niederlage unvermeidlich und allgemein. Eine große Zahl blieb auf der Wahlſtatt, und viele wurden gefangen. Mit den Gebeinen der Erſchlagenen ſollen nachher die Maſſilier ihre Weinberge eingefaßt haben.

Unter den Gefangenen befand ſich auch Teutobach, der Heerführer der Teutonen nebſt vielen teutſchen Frauen. Als ſie vor den Marius gebracht wurden, ſprachen dieſe zu dem Römer:

„Wir wollen frey ſeyn und Veſtalinnen werden, oder ſterben.“

Der trotzige Feldherr gebot jedoch, im ſtolzen Grimm ſeines Herzens, ſie gefangen zu halten, damit ſie in Rom ſeinen Triumph ſchmückten. Sie wollten aber dieſe Schmach nicht über ſich kommen laſſen, und tödteten ſich in der Nacht.

Die Kimbern, welche unterdeſſen, auf der andern Seite der Alpen, in Italien einzubrechen ſuchten, wurden anfänglich vom Glück begünſtigt. Katulus floh vor ihnen bis an die Etſch zurück, und auch dort trieben ſie den Römer aus ſeinen Schanzen, und wollten nun die Ankunft der Teutonen abwarten, deren Niederlage ihnen unbekannt war. Dadurch gewann Marius Zeit, zum Heere des Katulus zu ſtoßen. Die Kimbern boten jetzt den Römern noch einmal friedliche Nachbarſchaft an und verlangten Ländereien. Allein jene erzählten ihnen mit Hohn die Niederlage ihrer Genoſſen,

und ließen, zum Wahrzeichen, die gefangenen Häuptlinge vorführen. Da sagte Bojorik zum Marius: So entscheide dann das Schwert, wer fortan der Herr dieses Landes sey. Wähle den Tag und den Ort, wo wir kämpfen wollen als rechtliche Männer. Der römische Feldherr war jedoch zu schlau, um in ein so offenes Begehren zu willigen; allein den Kampf nahm er an, und benutzte einen Tag, da zuerst der Nebel und später die Sonne und der Staub den Kimbern nachtheilig waren. Die Schlacht währte lange und blutig, wie kaum eine. Das vorderste Glied des kimberischen Heeres war mit Ketten vereint, damit keiner von dem andern sich trennen möchte. Hundert vierzig tausend kimberische Männer sollen auf dem Platz geblieben, und sechzig Tausend gefangen worden seyn. So logen die Römer in ihren Berichten und Geschichtbüchern. Bojorik sank unter den letzten der Seinigen, nachdem er wie ein Löwe gestritten, und fiel auf einen Hügel von Leichen, die sein Arm gehäuft hatte. Auch die kimberischen Weiber mischten sich in die Reihen der Ihrigen, und neben dem Gatten lag die todte Gattin, neben dem Jüngling die Braut. Die, derer das Schwert schonte, zogen sich in die Wagenburg zurück, und verlangten von den Römern, daß man ihnen ihre Freyheit lasse und ihren Gottesdienst. Aber weder das Flehen der Schönheit und des Unglücks, noch das Geschrei der Kinder vermochte die Eisrinde um das Herz des Marius zu

schmelzen. Tod oder Sklaverei — lautete seine Antwort. Die Frauen aber wählten den Tod für sich und ihre Kleinen. Viele fanden ihn im Handgemenge mit den Römern, und die andern schnitten das Geflecht der langen blonden Locken ab, und erwürgten sich mit den eigenen Haaren. Selbst die kimberischen Hunde scheuten die Sklaverei der Römer; sie vertheidigten wüthend die Hütten ihrer Herrn, die diese auf Wagen mit sich führten, und mußten alle getödtet werden.

So endigte dieser unglückliche Kriegszug der Teutonen und Kimbern. Ausgerottet waren aber darum diese beiden Völkerschaften keineswegs. Kimbern findet man später wieder in der Geschichte, auf der Halbinsel am Ausflusse der Elbe in das Meer, und andere zogen nach Belgien, wo sie sich am Rheine niederließen.

Vom König Arveſt und ſeinem Kriege mit den Römern.

Drei galliſche Völkerſchaften waren mit einander in Streit gerathen; die Aeduer, welche im nachherigen Herzogthum Burgund wohnten, und die Arwerner und Sequaner, von denen die erſten in Auvergne, die andern um Biſanz und in der Grafſchaft Burgund ihre Sitze hatten. Die Aeduer blieben Sieger, aber die Beſiegten riefen den teutſchen Fürſten Arveſt oder Arioviſt zu ihrer Hülfe. Es war dies ein tapferer, kluger Mann, und ſelbſt bei den Römern im Anſehen, denn ſie hatten ihm den Königstitel beigelegt. Doch geſchah dies blos, um ihm zu ſchmeicheln, und zu zeigen, daß es ihrer Republik zukomme, Könige zu machen und abzuſetzen.

Arveſt folgte der Einladung, und ging zuerſt nur mit fünfzehn Tauſend Mann über den Rhein; aber bald folgten ihm, in großer Zahl, die Haruden, Triboken, Markmannen, Vangionér, Nemeter, Seduſier und Katten. Die Aeduer wurden beſiegt, und

Bayerische Staatsbibliothek München

da es den Teutschen im gallischen Lande besser gefiel, als in der unfreundlichen Heimath, so beschlossen sie, daselbst zu bleiben. Arvest ließ sich von den Aeduern die Söhne ihrer Häuptlinge als Geiseln geben, und von den Sequanern Ländereien für 24,000 Haruden, die noch zu ihm gestoßen waren.

Die Gallier waren mit Gästen, die das Gastrecht etwas weit ausdehnten, nicht sehr zufrieden, und als, um dieselbe Zeit, Cajus Julius Cäsar gegen die Helvetier zog, ließen sie diesem ihren Unmuth merken. Der römische Feldherr erbot sich augenblicklich zum Schiedsrichter, und sandte Abgeordnete an Arvest, den er als Roms Vasallen betrachten mochte, weil der römische Senat ihm den Königstitel gegeben. Cäsar verlangte ein Zweigespräch mit Arvest, zur Beilegung der obwaltenden Irrungen, und lud ihn deshalb zu sich.

Der Teutsche kannte jedoch die Römer zu gut, um nicht eine Hinterlist zu fürchten, ausserdem entrüstete ihn auch der Uebermuth des Imperators. Er antwortete daher den Abgeordneten: Sobald ich etwas beim Julius Cäsar zu suchen habe, werde ich zu ihm kommen: Will er aber etwas von mir, so weiß er, wo ich zu treffen bin.

Den Römer verdroß die Antwort nicht wenig. Er schickte eine zweite Gesandtschaft an den teutschen Führer, und gab ihm sein Erstaunen zu erkennen, über seine Unhöflichkeit, indem doch der

römische Senat ihm den Königstitel beigelegt. Zugleich verlangte er, Arvest solle kein Volk mehr über den Rhein kommen lassen, den Aeduern ihre Geiseln zurück zu geben, und mit ihnen Frieden zu halten. Dies sey sein, des Imperators, so wie seines Senates Wille.

Der teutsche Heerführer erwiederte: Er habe gegen die Aeduer das Recht des Kriegs und Siegs geübt, wie es auch, ihrer Seits, die Römer zu thun pflegten, denen er so wenig vorzuschreiben habe, als sie ihm. Würden die Aeduer den Vertrag halten, so werde er ihren Frieden nicht stören, wolle aber Cäsar sich zu ihrem Beistand aufmachen, dann möge er erfahren, was ein Volk vermöge, das seit vierzehn Jahren die Waffen nicht abgelegt.

Als die Gesandten mit dieser Antwort zum Cäsar kamen, waren dort eben auch Abgeordnete der Trevirer angelangt, mit der Nachricht: Es hätten sich am Rhein Heerhaufen der Sweifen gelagert. Der sweifische Bund sende aus jedem seiner hundert Gauen jährlich tausend Mann aus auf Krieg und Beute. Diesmal gelte der Zug ihnen, und schleunige Hülfe thue ihnen Noth.

Cäsar beschloß nun, sich ohne Zeitverlust auf Arvest zu werfen, denn er besorgte, dieser möchte sich mit den Sweifen vereinigen.

Die Gallier geriethen in Angst, da sie den Ausbruch des Kriegs sahen, denn sie konnten leicht berechnen, daß es, in jedem

Fall, um ihre Freiheit geschehen sey. Sie bemühten sich daher, die Römer auf andere Gesinnungen zu bringen, und machten ihnen von den Teutschen eine furchtbare Beschreibung. Die Germanen, sagten sie, sind ungeheuer groß, stark und tapfer. Im Gefecht haben wir den schrecklichen wilden Blick ihrer Augen nicht aushalten können, und der Kraft ihres Arms mußte alles weichen.

Nun fingen die Römer zu zittern an und zu murren gegen den Cäsar, und es war nahe daran, daß das Heer ihm den Gehorsam weigerte. Viele machten ihr Testament. Der römische Feldherr wußte jedoch durch seinen Muth und die Kunst seiner Rede die Gemüther wieder zu besänftigen. Das Heer brach auf, und kam, nach sieben Tagmärschen, in die Nähe des teutschen Lagers. Arvest erfuhr die Ankunft der Römer, und ließ dem Cäsar sagen: Wenn er ihn jetzt sprechen wolle, so hätten beide keinen weiten Weg zu machen, und keine Gefahr zu besorgen.

Cäsar willigte gern ein, denn er dachte, die Teutschen würden Friedensanträge machen. Zwischen beiden Lagern dehnte sich eine weite Ebene hin, und inmitten derselben erhob sich ein Hügel. Dies war der Ort der Zusammenkunft. Arvest verlangte, die Unterredung sollte zu Pferde geschehen, und jeder nur eine Begleitung von zehn Reitern in die Nähe mitbringen. So geschah es denn auch, und Cäsar begann mit einer Rede voll des empörendsten

Stolzes. Beim Schluſſe derſelben wurden die alten Klagen und Forderungen wiederholt.

Arveſt antwortete, wie ein Mann, der das Recht auf ſeiner Seite hat, und keine Furcht kennt. Die Gallier haben mich aus meiner Heimath gerufen, ſagte er unter andern; was ich hier beſitze, gaben ſie mir. Der erſte Angriff kam von ihnen, und wollen ſie ihr Heil gegen mich noch einmal mit dem Schwerte verſuchen, wohlan, ich bin dazu bereit. Was würdet, ihr Römer, ſagen, wenn ich mich in eure Fehden miſchte? Und nun kommt ihr, da zu ſchalten, wo ich Sieger bin. Krieg oder Frieden, ich biete euch beides, ihr dürft nur wählen. Aber bedenke Du, Cäſar, daß man in Rom frohlocken wird über Deinen Fall, daß es mir die Freundſchaft Deines Senats erwerben wird, wenn ich Dich zu den Todten ſende. Man hat von Rom Boten an mich geſchickt. Nimm meine Hand, und laß uns Freunde ſeyn.

Cäſar entgegnete hierauf mancherlei, aber es waren Worte eines Mannes, der Böſes im Sinne hat, und es beſchönigen möchte. Die Unterredung wurde hitzig; dies ſahen die germaniſchen Reiter, die wie die römiſche Begleitung, in einiger Entfernung hielten. Sie beſorgten Schlimmes, näherten ſich dem Hügel, und fingen an, Steine und Wurfſpieße zu ſchleudern. Cäſarn ward es

unheimlich zu Muthe; er brach ab, und zog sich mit den Seinigen zurück, denen er jedoch verbot, die Feindseligkeit zu erwiedern.

Lange standen sich jetzt beide Heere gegenüber. Arvest vermied noch die Schlacht, denn die prophetischen Weiber hatten, aus dem Rauschen der Quellen und Bäche, geweissagt, die Teutschen würden geschlagen werden, wofern sie das Treffen vor dem Neumond lieferten. Cäsar erfuhr dies durch einige Gefangene, und beschloß den Angriff. In drei Reihen rückte er gegen die Germanen, und Arvest war genöthigt, das Lager zu verlassen, und die Schlacht anzunehmen. Jeder der mit ihm verbündeten Stämme bildete einen eigenen Heerhaufen. Im Rücken und auf den Seiten stand die Wagenburg, mit den Weibern und Töchtern, deren lange Haare im Winde flatterten. Das Kriegslied begann und wurde bald vom Geräusche der Schlacht übertönt. Lange blieb der Kampf unentschieden, Wälle von Leichen thürmten sich, aber endlich entschied Cäsars Feldherrnkunst das Schicksal des Tags, die Teutschen geriethen in Unordnung, und flohen nach dem Rheine. Viele schwammen über den Strom, andere setzten auf Kähnen über, darunter war auch Arvest. Seine beiden Weiber aber und seine Tochter hatten im Gefecht den Tod gefunden.

Glänzend war indeß der Sieg des römischen Feldherrn keineswegs; er hatte ihn mit großen Opfern erkauft, und wagte es nicht, die Besiegten zu verfolgen.

Mit unendlicher Schmach bedeckte sich Cäsar im folgenden Jahre, dem 56sten vor der christlichen Zeitrechnung. Die Usipeter und Teuchterer waren, nicht weit von der Mündung des Rheins, über diesen Fluß gegangen, um nicht den Sweifen zinsbar zu werden. Cäsar zog ihnen entgegen, und da sie blos irgend eine sichere Niederlassung verlangten, lud er ihre Häuptlinge zu einer Berathung ein. Diese begaben sich arglos ins römische Lager, wo Cäsar sie gefangen nahm, während seine Soldaten über das teutsche Volk herfielen, das seiner Führer beraubt war, und, bei dem bestehenden Waffenstillstande, sich keines Ueberfalls versehen konnte. Diese Schandthat berichtete Cäsar nach Rom, als einen Sieg; aber der Römer Kato, der noch an Recht und Tugend glaubte, erhob sich im Senat, wo man eben ein Dankfest für diesen Sieg beschließen wollte, und rief: Um den Fluch dieser That von der Stadt abzuwenden, und die Strafe für gebrochene Treue, solle man den Cäsar an die Germanen ausliefern.

Später ging dieser Cäsar zweimal, auf einer von ihm erbauten hölzernen Brücke, über den Rhein, um die Sweifen zu züchtigen, aber ihn schreckten die Wälder und Berge Germaniens, und beidemale kehrte er, ohne etwas gethan zu haben, über den Strom zurück, und lies die Brücken wieder zerstören.

Vom Drusus.

Die Römer dünkten sich die Herren der Welt, und darum verletzte es ihren Hochmuth gar sehr, daß sie Germanien nicht unterjochen konnten. Nachdem ihre Republik untergegangen war, und sich Augustus als Kaiser auf den Thron gesetzt hatte, schickte dieser einen seiner Feldherrn, Vinicius mit Namen, gegen die Teutschen; allein der Erfolg war unbedeutend. Einige Jahre nachher verlangte Lollius, römischer Legat in Gallien, von den Germanen Tribut. Aber diese hingen die Römer auf, welche gekommen waren, in Teutschland Abgaben einzutreiben, und als Lollius mit einem Heere anzog, um Rache zu nehmen, ward er geschlagen, und verlor den Adler der fünften Legion.

Augustus hatte einen Stiefsohn, der Drusus hieß, und von hoher, edler Gesinnung war, dabei auch tapfer und ein tüchtiger

Heerführer. Diesen schickte er nun, im zwölften Jahre vor der Geburt unsers Erlösers, gegen die Germanen. Bei der batawischen Insel ging Drusus über den Rhein, und verheerte erst das Land der trotzigkühnen Sikambrer, und zwang hierauf die Friesen, Bundesgenossen der Römer zu werden. Auch legte er, längs dem Rheine, an fünfzig Kastelle an. Auf dem Zug gegen die Chauken wäre er schon dies.nal verloren gewesen, hätten ihn nicht die Friesen gerettet. Treue ist ein schöner Zug im Bilde unserer Väter, und wem sie einmal ihr Wort gegeben, der konnte darauf zählen in jeglicher Noth.

Im Jahr darauf unternahm Drusus abermal einen Rheinübergang, zwang die Usipeter, schlug eine Brücke über die Lippe, und drang durch das Gebiet der Sikambrer, in das Land der Cherusker und bis an die Weser. Er eroberte die Insel Borkum, am Ausflusse der Ems, und besiegte, mit Hülfe der Friesen, die Brukterer in einem Seetreffen, in der Gegend von Marienhayn. So war es schon früh über Teutschland verhängt, daß Teutsche den Fremden gegen ihre Brüder Beistand leisteten. Gern hätte der Römer auch die Weser überschritten, allein der Winter näherte sich, und ausserdem zeigte sich eine schlimme Vorbedeutung. Es ließ sich nämlich, im römischen Lager ein Bienenschwarm sehen, und dies galt den Römern für ein böses Zeichen.

Auf dem Rückwege wurde Drusus auf allen Seiten von den nachrückenden Teutschen gedrängt, und kaum entging er ihren Händen. Er legte nun wieder zwei Kastelle an, Eins beim Ursprung der Lippe, das andere im Lande der Katten. Auch baute er zwei Brücken bei Bonn und Mainz.

Im Jahr 10 vor Christi Geburt machte er einen neuen Zug nach Germanien, und es gelang ihm diesmal, bis zur Elbe vorzudringen. Doch über den Strom konnte er nicht, und begnügte sich, am Ufer Siegeszeichen zu errichten. Auf dem Rückwege begegnete ihm etwas Seltsames. Ein Weib von hoher Gestalt trat mit ernstem Blick vor ihn, und zürnte ihn an mit folgenden Worten:

Eile heim, Du Unersättlicher, denn Du bist am Ziele Deiner Thaten und Deiner Tage.

Wirklich starb Drusus, noch bevor er den Rhein wieder erreichte. Er wurde in Mainz begraben, vielleicht auf der Stelle, wo der Eichelstein steht, den viele für ein Denkmal des römischen Feldherrn halten.

Sein Andenken ist bei uns noch in mancher Ruine vorhanden, und auf den Trümmern seiner Kastelle haben sich, später, stattliche Ritterburgen erhoben.

Vom Marbod.

Nach dem Tode des Drusus, im achten Jahre vor der Geburt unsers Heilandes, schickte Augustus den Tiberius an den Rhein und gegen die Germanen. Diese wollten Frieden haben, und schickten sogar eine Gesandtschaft nach Rom. Aber Augustus nahm sie als Geiseln in Verwahr, und beschimpfte so das Recht und die Sitte freier Völker. Wahrscheinlich hatte er gehofft, auf diese Weise sie zu schimpflichen Bedingungen zu nöthigen, doch er lernte jetzt den hohen Sinn unserer Väter kennen. Die Gesandten tödteten sich selbst, damit ihr Volk sich nicht Unwürdiges, zu ihrer Rettung, gefallen lassen möchte. Daraus entsprang ein neuer Krieg, von welchem ein römischer Geschichtschreiber erzählt, seine Landsleute hätten, bei dieser Gelegenheit, ganz Germanien als Sieger durchzogen, und sich alle Völkerschaften unterthänig gemacht, bis auf die Markmannen. Dies ist jedoch großentheils gefabelt, denn die Teut-

schen blicken frei und unbezwungen, nachher wie zuvor, obgleich die Römer Einiges von ihrem Lande in kurzen Besitz bekamen.

Die Markmannen waren aber kein besonderer germanischer Stamm, sondern ein Bund verschiedener Völkerschaften, die eine Mark- oder Grenzmannei bildeten. Ihren Sitz hatten sie wahrscheinlich zwischen dem Main, dem Rhein und der Donau, an dem ungeheuern Hart- oder Hercynerwald. Ihr König Marbod besaß, neben einer edlen Gestalt, so großen Verstand und so viele ritterliche Eigenschaften, daß selbst die Römer gestehen mußten: An ihm sey nichts barbarisch, als der Name.

Einen Theil seiner frühern Jahre hatte er in Rom zugebracht, dort der Römer Art und Weise, besonders aber ihre Kriegskunst, vollkommen kennen gelernt, und mit dem hellen Blick seines Geistes erkannt, daß ein Staat nur durch feste Einrichtungen bestehen könne, und die Kultur einem Volke große Ueberlegenheit gebe über ein unkultivirtes. Zu Hause war es ihm auch gelungen, ein Regiment, nach Art der römischen, zu gründen, und er herrschte fast unumschränkt, wie es die Deutschen bis dahin gar nicht gesehen hatten. Bei seinem Heere führte er römische Zucht und Ordnung ein, und zwang seine Nachbarn, ihm zu gehorchen. Dabei bewies er die größte Klugheit in seinem Benehmen gegen die Römer, und suchte besonders jegliche Feindseligkeit zu vermeiden, denn er fühlte wohl,

daß ein Werk, wie er es auszuführen gedachte, einzig nur im Frieden gedeihen möge. Zugleich aber vergab er sich nicht das Geringste an seinem Ansehn, und zeigte sich bald nachgiebig, bald stolz, alles zur rechten Zeit. Auch konnte er wohl auf sein Heer pochen, welches 70,000 Fußgänger zählte, und 4000 Reiter.

Die Zeit war nun gekommen, da sich Marbod für stark genug hielt, seine Unternehmung ganz auszuführen. Er brach mit seinen Völkern aus den bisherigen Sitzen auf, führte sie ins Land der Bojer (ins südliche Böhmen) vertrieb die alten Bewohner, und gründete sich daselbst ein eigenes Reich, welches, durch seine Lage und die Beschaffenheit des Landes, leicht gegen die Römer vertheidigt werden konnte.

In die verlassenen Gauen schwärmten nun, vom Ueberrhein, Teutsche, Gallier und Römer herüber, und siedelten sich an. Die Römer umgaben das Land mit einem Wall (Rain, Pfalhecke,) wovon noch Spuren sichtbar sind, und so entstanden die dekumatischen Felder, die einen Theil des heutigen Großherzogthums Hessen und Königreichs Würtemberg und das Großherzogthum Baden ausmachten.

Vom Armin oder Hermann.

In Pannonien und Illyrien führten die Römer, um diese Zeit, unter den Feldherrn Tiberius und Germanicus, blutige Kriege, aber im teutschen Lande schien ein langer Friede aufzublühen. Die Römer hatten hier viele zerstreute Landstriche besetzt, und übten eine gewisse Herrschaft aus über die Eingebohrnen. Sie fingen sogar an, Kolonien zu errichten, Städte anzulegen, vertheilten unter die Veteranen Ländereien, und die Teutschen brachten, was sie zum Verkauf besaßen, auf die Märkte, und wurden auch, in manchen Stücken, gesitteter. Tribut zu fordern, wagten die Römer nicht, wohl aber Hülfsvölker, denn diese zu geben, hielt der Teutsche nie für schimpflich. Viele edle germanische Jünglinge nahmen sogar freiwillig Dienst, und kämpften, wie noch später und bis in unsern Tagen, für fremdes Recht und fremdes Unrecht.

Hätten ſich die Römer fortwährend mit dieſer Mäßigung und Klugheit betragen, ſo hätten die Germanen, welche unter ihnen wohnten, ohne Zweifel, nach und nach, ihre Sitten und Gewohnheiten verändert, ihre Sprache und ihre Begriffe. Sie hätten ſich zu fremden Göttern gewendet und zu fremden Laſtern, und untergegangen wären die edlen Keime, aus denen allmählig ein neues, friſches Völkerleben aufblühen ſollte. Dies zu hindern und den Sturz der römiſchen Weltherrſchaft zu beſchleunigen, mußte Auguſtus, wie vom ewigen Schickſal getrieben, einen Mann ſenden, der den alten Zwiſt wieder erweckte. Dieſer Mann war Varus, bisher römiſcher Statthalter in Syrien. Dieſes reiche Land hatte ſeinen Geldgeiz nicht befriedigen können, und nun wollte er auch das arme Germanien ausplündern. Er ſchlug ſein Lager inmitten der von ſeinen Landsleuten beſetzten Länder auf, ohngefähr in der heutigen Grafſchaft Lippe, und fing nun an, die Teutſchen wie nichtswürdige Sklaven zu behandeln. Die Abgaben, die er von ihnen erpreßte, waren unerſchwinglich, und zur Härte fügte er noch Hohn und Gewaltthat. Sie mußten vor ſeinem Richterſtuhl erſcheinen, den die Schergen umgaben, und, nach römiſchen Geſetzen, die den Germanen fremd waren, ja oft nach bloſer Laune, entſchied er die Zwiſte, und ſchaltete über Gut und Leben.

Solchen Schimpf mochten die Teutschen nicht länger dulden. Unter ihnen lebte damals ein kühner Heldenjüngling, Armin mit Namen, ein Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer. Dieser hatte im römischen Heere gedient, wo sein Bruder Flavius sich noch befand, und die Würde eines Ritters erworben. Aber ihm lag unendlich näher die Ehre seines Landes und die Reize des italischen Himmels konnten nie die Sehnsucht nach den Wäldern und Bergen seiner Heimath in ihm vertilgen. Er war von hoher, edler Gestalt, und ein unternehmender Geist leuchtete ihm aus den Augen. Lange trug Armin in seiner Brust den Gedanken, der Befreier seines Vaterlandes zu werden, und jetzt schien der Augenblick dazu günstig. Dem römischen Feldherrn stand freilich eine große Macht zu Gebot, und inmitten seiner Kohorten war es nicht wohl möglich, einen bedeutenden Heerhaufen zu sammeln, und dem Feinde die offene Stirne zu bieten. Armin wollte daher zur List seine Zuflucht nehmen, und beredete sich darüber mit seinen Vertrauten. Fast täglich mußten sich nun einige Teutsche, mit erdichteten Streitigkeiten, vor den Richterstuhl des Varus stellen, und dort Recht suchen, und sich seiner Entscheidung, mit scheinbarem Gehorsam, unterwerfen. Keiner durfte ein unfreundliches Wort gegen die Römer äussern, im Gegentheil bemühte sich ein jeder, ihnen freundlich zu seyn, und Dienste zu leisten. Das machte den Varus sicher. Er gab

seinen Soldaten Freiheit, sich zu zerstreuen, gestattete auch wohl, daß sie mit den Teutschen gemeinsame Streifzüge gegen benachbarte Stämme unternahmen.

Bald schien alles reif zur Ausführung, da trat ein Teutscher auf als Verräther seines Volks und seines Landes. Dieser Mann war Segest, ein Fürst der Dulgubiner und Chaewaren. Armin hatte ihm seine Tochter Thusnelda entführt, und sie zum Weibe genommen, darob haßte er ihn tödtlich, und hatte kaum von der Verschwörung Kunde erhalten, als er sogleich den Varus davon unterrichtete. Segest rieth dem Feldherrn, den Armin und die übrigen Häupter gefangen zu nehmen, damit das Volk keine Anführer hätte, und nichts mit Erfolg unternehmen könnte. Varus besaß Verstand, und mißtraute dem Segest, den er als den Feind Armins kannte.

Nun war aber doch für die Verschwornen keine Zeit mehr zu verlieren. Die Bewohner einer entfernten Gegend mußten schnell zu den Waffen greifen, und gegen die Römer aufstehen. Varus brach alsbald gegen sie auf, ruhig und sorgles, denn er wähnte, in seinem Rücken nur Freunde zurück zu lassen. Doch hatte er kaum einige Tagmärsche zurückgelegt, als Armin und sein Vater Sigimer ihre Mannen aufriefen, die sich schon bereit hielten, die Römer, welche noch um sie waren, tödteten, und dem Varus

nachzogen, den sie im Teutoburger Wald erreichten. Jetzt erst sah der Römer, daß er in die Schlinge gerathen sey. Seine Lage war schrecklich. Die vielfach durchschnittene Gebirgsgegend und der unwegsame Wald hinderten alle Anordnung, und ein Durchgang mußte erst geöffnet werden. Man hieb Bäume um, und schlug Brücken über die Sümpfe, allein dadurch wurden die römischen Soldaten abgemattet, noch bevor sie ins Gefecht kamen, und ausserdem fiel ihnen der große Troß beschwerlich, denn der Feldherr führte viel Gepäck mit sich, und Haufen von Weibern, Kindern und allerlei Gesindel waren dem Heere gefolgt. Zu diesen Uebeln gesellte sich noch die Ungunst des Himmels. Ein Sturm erhob sich, Regengüsse strömten nieder, die Waldbäche schwollen an, das Erdreich löste sich auf, und man konnte fast keinen Schritt thun, ohne zu straucheln.

Bei dieser Noth der Römer näherten sich plötzlich die Germanen, mit wildem Geschrei. Eine unglaubliche Verwirrung stellte sich im Heere des Varus ein, und es galt kein Befehl und kein Gehorsam. Die Teutschen hielten sich jedoch, den ersten Tag, noch in einiger Entfernung, und es gab nur einzelne, leichte Gefechte.

Am andern Morgen brachen die Römer auf; einen Theil ihres Gepäckes hatten sie, in der Nacht, verbrannt, den andern ließen sie zurück. Sie kamen in eine baumleere Gegend, die sie

aber bald wieder in dichte Wälder führte. Immer noch tobten Sturm und Regen, immer mehr drängten die Feinde, die sich mit jedem Tage verstärkten. Die Römer, in eine große Masse zusammengeknäult, und rings von den Germanen umschwärmt, verloren eine Menge Leute. So gings einige Tage, bis Varus an seiner Rettung verzweifeln mußte, und sich selbst das Schwert in die Brust stieß. Mehrere seiner Officiere folgten seinem Beispiele. Mit dem Tode der Führer brach das gänzliche Verderben über ihr Heer ein; viele stürzten sich, muthlos, in die Waffen der Feinde, andere wehrten sich verzweifelt, aber ohne Erfolg. Fast alle Römer sanken, nach und nach, unter den Riemen und Schwertern der Teutschen, selbst ihre Pferde wurden nicht geschont. Auf 50,000 Menschen soll sich die Zahl der Erschlagenen belaufen haben.

Das schrecklichste Loos fiel den Gefangenen; sie wurden gräßlich verstümmelt, und die Tribunen und Centurionen an den Opferaltären geschlachtet, welche sich in der Nähe befanden. Den Kopf des Varus schickten die Sieger an Marbod, der damals mit Rom gute Freundschaft hielt, und ihn dem Augustus übersandte.

Viele von den Gefangenen wurden auch zu Sklaven gemacht, und mancher Abkömmling eines edlen Römergeschlechts mußte in Germaniens Wäldern die Herden hüten, und andere niedrige Dienste

verrichten. Zwei Adler wurden von den Siegern erbeutet; einen dritten hatten die Römer selbst in den Morast versenkt.

In der nördlichen Gegend Westphalens fiel die denkwürdige Schlacht vor, der wir's verdanken, daß wir noch Teutsche sind. Aber wie man die Tugend am Feinde achten muß, so ziemt sichs auch, das Unrecht am Freunde zu rügen. Mit Hinterlist hatte das Unternehmen begonnen, und mit Grausamkeit geendigt. Freilich hatten die Germanen beides erst von den Römern selbst gelernt.

Die Unfrigen benutzten ihren Sieg nicht; es genügte ihnen, das Land von den Unterdrückern befreit zu haben. Kaiser Augustus, der bei der Nachricht von des Varus Niederlage seine Kleider zerrissen und sich den Kopf an die Wand gerannt hatte, schickte neue Feldherrn und Truppen an den Rhein, und wollte Rache nehmen an den Germanen; doch konnte Tiberius auch diesmal wenig ausrichten; er kehrte nach Rom zurück, und Germanikus, der Sohn des Drusus, blieb mit acht Legionen am Rhein stehen.

Armin und Germanicus.

Nach Augusts Tod, im Jahr 15 der christlichen Zeitrechnung, brach eine Meuterei aus unter den Legionen am Rhein, welche Germanicus, theils mit Klugheit, theils mit Gewalt zu stillen wußte. Nachdem die Ruhe hergestellt war, schlug er eine Brücke, und überfiel die Marsen, die sich nichts Arges versahen, und mordete und plünderte und sengte und zerstörte, daß, viele Meilen weit, das Land zur menschenleeren Wüste ward.

Im nächsten Frühling ging er abermal über den Rhein, denn er hatte erfahren, daß unter den Germanen Zwiespalt sey, und diesen wollte er benutzen. Wirklich war der alte Groll zwischen Armin und seinem Schwäher Segest aufs neue entbrannt, sie zogen gegen einander zu Felde, und es gelang diesem, seine Tochter Thusnelda in seine Gewalt zu bekommen. Armin bot alles auf zur Befreiung seiner Gattin; Segest wurde in seiner Burg belagert,

fand jedoch Gelegenheit, Abgeordnete an die Römer zu schicken, und ihre Hülfe anzusprechen. Unter diesen Gesandten befand sich auch sein Sohn Siegmund, ein tapferer Jüngling, aber von unstetem Sinn. Er war früher schon den Römern ganz zugethan gewesen, und hatte sich sogar, beim Altare der Ubier, zum Priester weihen lassen. Als Armin gegen den Varus zog, gewann er ihn wieder dem Vaterlande; der Jüngling zerriß die Priesterbinde, und gürtete sich das Schwert um. Nachher wußte sein Vater ihn den Römern aufs Neue zuzuwenden. Germanicus vernahm die Botschaft mit großer Freude, eilte dem Segest zu Hülfe, schlug seine Feinde, und Thusnelda, die sich bei ihrem Vater befand, fiel, als Gefangene, in seine Hände. Als sie vor den stolzen Sieger gebracht wurde, da würdigte sie ihn keiner Bitte und keiner Thräne. In ihrem ernsten Blick, den sie zur Erde senkte, lag der stille Gram der Mutter über das Loos des Kindes, das sie unter dem Herzen trug.

Umsonst bat nun Segest selbst für seine Tochter. Sie sey seine Gefangene, sagte er, und von ihm mit Gewalt zurückgehalten worden. Auch müßten ihre Jugend und Unerfahrenheit ihr zur Entschuldigung dienen. Der römische Feldherr achtete aber nicht auf das Flehen des Mannes, den er selbst nicht achten konnte. Thusnelda wurde mit andern edlen Männern und Frauen nach Rom geschleppt,

wo sie eines Söhnleins genaß. Sie gab ihm den Namen Tumlich, der Verwegene, und hoffte wohl, ihn zum Rächer ihrer Schmach und seines Vaterlandes zu erziehen.

Drei Jahre hatte sie in der Gefangenschaft verlebt, da wurde ein Triumph über die Germanen gehalten, und Armins Gattin mußte, ihren kleinen Sohn an der Hand, mit den übrigen Gefangenen, den Zug des Siegers verherrlichen helfen. Wahrscheinlich brach darüber ihr Herz, denn sie verschwindet von nun an aus der Geschichte, und man weiß nur, daß der kleine Tumlich nachher gen Ravenna gebracht und daselbst erzogen wurde. Aber auch über ihm waltete der Unstern seines Hauses. Tacitus meldet, es hätten ihn traurige Schicksale getroffen, allein die Schrift, worin er weitere Nachrichten von ihm gegeben, ist verloren gegangen.

Segest erhielt, mit seinem Anhange, Ländereien jenseits Rheins angewiesen, denn aus Furcht, wollte er nicht länger unter seinen Landsleuten bleiben. Armin aber war ausser sich vor Schmerz und Zorn. Er rief zur Rache auf gegen den Verrath des Segest, gegen einen Feind, der schwangere Frauen fortschleppe, und die Ungebohrnen schon zu Sklaven mache. Die Cherusker griffen augenblicklich zu den Waffen, und die benachbarten Stämme schlossen sich an sie an. Germanicus wurde besorgt, als er hörte was vorging. An der Ems vereinigten sich seine vier Legionen. Die Chau-

ken und einige andere Völkerschaften verloren den Muth, und gaben ihm Hülfstruppen. Aber die Brukterer verbrannten ihre eigenen Wohnungen, und leisteten Widerstand. Sie waren jedoch zu schwach, und mußten fliehen. Hier, unter der blutigen Beute, fanden die Römer den Adler der neunzehnten Legion, welchen Varus verloren hatte. Germanicus zog nr · .eiter, und verheerte das ganze Land zwischen der Ems und Lippe. Jetzt stand er am Teutoburger Wald, wo, vor sechs Jahren, Varus mit seinen Legionen geblutet hatte. Er ging auf die Wahlstatt, und Entsetzen durchschauerte ihn. Da lagen, in Haufen, die Gebeine der Erschlagenen, von Sonne und Regen gebleicht, dazwischen zerbrochene Waffen, Glieder von Pferden und Menschenschädel, an Bäume genagelt. Einige alte Krieger, die der Schlacht beigewohnt und sich aus der Gefangenschaft gerettet hatten, mußten dem Feldherrn Bericht geben. Dort, sagten sie, fielen unsere Legaten; dort gab sich Varus den Tod — hier sanken unsre Adler — an jenen Felsaltären wurden unsere gefangenen Hauptleute hingewürgt.

Eine Thräne der Menschlichkeit zitterte im Auge des Feldherrn. Er befahl, die Gebeine zu bestatten, und den Manen der Gefallenen ein Opfer zu bringen. Ein Grabhügel wurde errichtet, der Freunde und Feinde vereinigte, denn zu unterscheiden waren sie nicht mehr, und Germanicus legte den ersten Rasen auf den Hügel.

Bei dieser Handlung, die dem Herzen des Feldherrn zur Ehre gereicht, hatte er Zeit verloren. Armin näherte sich inzwischen, gewann eine günstige Stellung, und legte einen Hinterhalt, der der vorangeschickten römischen Reiterei verderblich wurde. Germanicus eilte den Seinigen zu Hülfe, konnte aber diesmal gegen die Teutschen nicht Stand halten, sondern mußte sich zurückziehen. Mit einem Theile seines Heeres ging er nach der Ems, wo er sich einschiffte; den andern Theil führte Cäcinna auf einem alten Damm, den die Römer früher angelegt hatten, denn das ganze Land war von Sümpfen und Bächen durchschnitten. Indeß war der Damm an vielen Orten zerfallen, und mußte ausgebessert werden. Armin, der den Cäcinna verfolgte, nutzte mit großer Vorsicht die Gelegenheit, wo der Boden den Feinden ungünstig war, und sie nicht in Reihe und Glied fechten konnten. In einem solchen Augenblicke stürzte er einmal über sie her, und sie waren verloren, ohne die einbrechende Nacht. Diese Nacht mußte jedoch den Römern noch fürchterlicher seyn, als der Tag. Sie waren ermattet und kraftlos, von Sümpfen und Feinden umgeben. Rings erschallte, schrecklich, der germanische Kriegsgesang, und kündete einen ungleichen Kampf an. Selbst Cäcinna, der jetzt seinen vierzigsten Feldzug machte, konnte sich banger Ahnungen nicht erwehren. Im ängstlichen Traume sah er den Varus vor sich stehen, der ihm die klaffenden Wunden

zeigte. Mit der Frühe stürzte Armin, an der Spitze seiner Cherusker, mit dem Rufe heran: Hier wieder Varus, hier wieder seine Legionen! — Schrecklich mäheten die Schwerter der Teutschen unter den Römern: nur die erste Legion stellte das Gefecht auf einige Augenblicke wieder her, Cäcinna selbst war beinahe schon umringt, da rettete ihn und die Seinigen die Lust der Teutschen nach Beute. Das römische Gepäck war in ihre Hände gefallen, die Römer selbst ließen sie nun ziehen.

Indessen hätte das Schicksal des Varus den Cäcinna einige Tage später, doch noch erreicht, wenn Armins Rath befolgt worden wäre. Aber die übrigen Führer griffen diesmal zur Unzeit an, und die Germanen erlitten großen Verlust. Die Römer erreichten endlich nach schweren Drangsalen, das Ufer des Rheins, und die Teutschen begnügten sich auch diesmal wieder, das Land von ihnen befreit zu haben.

Wie Armin und Germanicus starben.

Nach einem Jahre kehrte Germanicus, mit größerer Macht, nach Germanien zurück, und kam bis an die Weser. Auf dem andern Ufer dieses Flusses stand Armin mit seinen Cheruskern. Kaum hatte er die Ankunft der Römer erfahren, als er in ihr Lager sandte, und Erlaubniß begehrte, mit seinem Bruder Flavius sprechen zu dürfen, der früher schon mit Bewilligung der Seinigen, in römischen Kriegsdienst getreten war, und den teutschen Namen abgelegt hatte.

Germanicus gestattete die Unterredung. Armin, als er sich seinem Bruder näherte, winckte sein Gefolge zurück, was auch Flavius that, reichte diesem die Hand, und schleuderte glühende Worte in sein Herz. Aber umsonst beschwur er den bethörten Jüngling, des Vaterlandes zu gedenken, und der Thränen der betagten Mutter, und der Schmach, die den Meineid trifft! Flavius war in Rom üp-

pig geworden, und der Schwindel kindischer Eitelkeit hatte sein Herz ergriffen. Die Sitten und die Armuth seiner Heimath kamen ihm fast lächerlich vor, und er versuchte sogar, seinen Bruder zur Freundschaft mit dem Germanicus zu bereden. Da zürnte ihn Armin an, und schloß mit den Worten: Die Ehrenzeichen, Halszierden und Siegeskronen, womit dich unsre Feinde ausschmücken, werden nie das Brandmal des Vaterlandsverräthers auf deiner Stirne bedecken.

Flavius entbrannte im wilden Zorn, und die Brüder hätten sich feindlich angefallen, wenn nicht ihr Gefolge dazwischen getreten wäre.

Tags darauf kam es zur Schlacht, die für die Teutschen verloren ging, weil sie in Verwirrung geriethen, und Armin, von Blut und Wunden bedeckt, mit Mühe nur, sich selbst retten konnte. Die Römer errichteten Siegeszeichen, nämlich einen Rasenhügel, auf welchen die erbeuteten Waffen aufgestellt und mit den Namen der überwundenen Völker bezeichnet waren. Dies reizte die Germanen bis zur Wuth; sie fielen neuerdings über die Römer her, und stritten mit unglaublicher Tapferkeit. Aber es fehlte ihnen ein geschickter Anführer, denn Armin lag an seinen Wunden darnieder, und sie mußten darum dem Feinde zuletzt das Schlachtfeld zum zweitenmale überlassen. Trotz dieser Siege beschloß Germanicus doch den Rückzug; der größere Theil des Heeres schiffte sich auf

der Ems ein, ward aber vom Sturm ergriffen, und viele gingen dabei jämmerlich zu Grunde.

Indem der römische Feldherr über neuen Entwürfen zur endlichen Unterwerfung der germanischen Völkerschaften brütete, wurde er, vom Kaiser Tiber, nach Rom zurückgerufen. Dort hielt er, am 26ten Mai des Jahres 12, einen Triumph über die Cherusker, Katten, Angriwarer, und andere Stämme, die zwischen Rhein und Elbe wohnten. Siegeszeichen, Abbildungen der teutschen Berge, Flüsse und Schlachten, wurden mit vorgetragen. Unter den vornehmen Gefangenen, die in diesem schmählichen Zuge aufgeführt wurden, sah man auch Siegmund und seine Schwester Thusnelda, die ihren dreijährigen Sohn Tumlich an der Hand hatte. Der Verräther Segest war Augenzeuge dieses gräulichen Schauspiels; er, ein Freund der Römer, sah, trocknen Auges, vielleicht mit Hohnlachen, seinen Sohn, seine Tochter und seinen Enkel in Sklavenketten!

Armin hatte nun Weib und Kind und Bruder verloren, ihm blieb nur noch das Vaterland, und diesem wendete er jetzt sein ganzes Wesen zu. Teutschland war endlich so gut als frei von den Fesseln der Römer, aber ein Teutscher konnte den Teutschen noch gefährlich werden, nämlich Marbod, in Bojoheim, denn er suchte täglich seine Macht zu erweitern, und hatte ruhig zugesehen, wie

seine übrigen Landsleute im Vertilgungskrieg mit den Römern begriffen waren. Armin rüstete sich nun zum Kriege gegen ihn, und auf seine Seite traten auch die Sweifen und Langbarden, die es, bis dahin, mit Marbod gehalten.

Zwei gewaltige Heere rückten diesmal ins Feld — Germanen gegen Germanen, beide angeführt von Feldherrn, die sich in der römischen Schule gebildet hatten. Die Schlacht schwankte lange unentschieden; endlich blieb Hermann Sieger, und Marbod zog sich in die Berge zurück. Er forderte nun Hülfe von den Römern, allein der Kaiser Tiberius wieß ihn mit der schnöden Antwort ab: Sie würden ihm helfen, wie er ihnen gegen die Cherusker geholfen.

Bald darauf wurde er von einem jungen Gotonen, dessen Volk er unterjocht hatte, überfallen, und mußte Schutz bei den Römern betteln. Man vergönnte ihm, seinen Aufenthalt in Ravenna zu nehmen, wo er, nach achtzehn Jahren, gleichsam in der Verbannung starb.

Das Ende Arminś war früher und ruhmvoller. Mit fester Hand wollte er die durch ihn gebildete Heermannei zusammenhalten, denn nur in diesem Verein konnte Germanien eine sichere Gewähr seiner Freiheit finden; aber die Häuptlinge der verschiedenen Stämme zogen die alte Unabhängigkeit vor, die der Willkühr schmeichelte, und wobei man die Nachbarn, Einen um den Andern, befehden und

ausplündern konnte. Armin mußte ihnen darum als der gemeinsame Feind erscheinen, und sie verschworen sich zu seinem Untergange. Die näheren Umstände dieser ruchlosen That sind nicht bekannt; nur so viel weiß man aus römischen Berichten, daß er in seinem Hause überfallen und ermordet worden. Er war damals sieben und dreißig Jahre alt und hatte zwölf Jahre die Cherusker geführt. Das Volk erhielt sein Andenken in Liedern, und so lange es Teutsche gibt, wird sein Name schwerlich untergehen.

Germanicus starb auf ähnliche Weise. Nachdem er in Rom seinen Triumph gefeiert hatte über die Teutschen, ging er nach Asien und Egypten, und starb, auf der Rückkehr, zu Antiochien, im vier und dreißigsten Jahr seines Alters, an Gift, welches ihm, wahrscheinlich auf Anstiften des Tiberius, beigebracht worden war.

Was sich nach Armins Tod zugetragen.

Nach Armins Ermordung blieb zwar Germanien, im Ganzen, frei, aber einige teutsche Völkerschaften geriethen mit einander in blutigen Zwist, und andere, die von den Römern in den Bund aufgenommen waren, warfen das Joch ab, wegen harter Bedrückung. Auch die Bataver und ein Theil von Gallien erhoben sich gegen Rom, dessen Weltherrschaft sichtbar ihrem Ende sich näherte. In die Zeit des batavischen Kriegs fallen die großen Völkervereine in Teutschland, und es treten, von da an, nicht mehr einzelne Stämme in der germanischen Geschichte auf, sondern Manneien oder Eidgenossen mit den besondern Namen der Bünde, wie die Alemannen und Franken.

Um das Jahr 166 brach der Markmannen-Krieg aus, an welchem alle Völkerschaften Theil nahmen, die von Pannonien an längs der Donau bis an den Nordgau wohnten, als die Mark-

mannen, Quaden, Hermunduren und andere mehr. In Rom, wo dazumal auch die Peſt herrſchte, war die Furcht unbeſchreiblich über das Andringen der zahlloſen Feindesſchaaren, und der Kaiſer Marcus Aurelius ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres, und gewann Vortheile gegen die Teutſchen. Aber von den Quaden wäre ihm beinahe der Untergang bereitet worden. Sie lockten ihn in eine dürre, wüſte Gegend, wo ſie ihn umringten, und ſamt ſeinem Heere, durch Durſt aufzureiben dachten. Die Noth bei den Römern war auch bereits aufs Höchſte geſtiegen, und der Krieger ſo ermattet, daß er ſeine Waffen kaum mehr halten konnte. Da flehte die zwölfte Legion, die meiſt aus Chriſten beſtand, zum Himmel, und plötzlich zogen Wetterwolken heran, unter Donner und Blitz ſtrömte ein erquickender Regen nieder, und die Soldaten fingen das Waſſer mit Schilden und Helmen auf. Von dieſer Zeit an führte die zwölfte Legion, der Sage nach, den Namen Fulminatrix oder die Blitzſchleudernde.

Die Heiden ſahen dieſes Ereigniß ebenfalls für ein Wunder an, ihre Geſchichtſchreiber erzählen aber, bei dem Heere ſey ein egyptiſcher Zauberer geweſen, und dieſer habe das Gewitter hervorgebracht.

Um dieſe Zeit, oder ſchon etwas früher, mag auch das erſte Chriſtenthum nach Germanien gekommen ſeyn. Unter den römiſchen

Legionen befanden sich schon viele, die der Lehre des Kreuzes anhingen, und im Gefolge derselben zogen häufig christliche Missionäre, die eifrig bemüht waren, den Glauben an den Erlöser des Menschengeschlechts in der Stille zu verbreiten. Einige Kaiser verfolgten zwar die Christen, aber andere zeigten sich ihnen geneigt. Zu diesen letzten gehörte besonders Alexander Severus, dessen Mutter Mamäa in die Geheimnisse des Christenthums durch den Origenes eingeweiht war, und der, in seinem Lararium (Hauskapelle) neben Apollo und Orpheus, auch die Bilder von Abraham und Christus zur Verehrung aufgestellt hatte. Auch mußte es der Verbreitung der neuen Lehre großen Vorschub thun, daß unter den römischen Kohorten, die am Rhein standen, mehrere vorher in Egypten gelegen hatten, und viele darunter in die Mysterien der Isis eingeweiht waren. Auch Teutsche, die in den römischen Legionen dienten, nahmen an diesen Mysterien Theil, deren Lehren und Gebräuche mit den Lehren und Gebräuchen des Christenthums nahe befreundet waren, wie, zum Beispiel, die Lehre von dem Einen, der da war und seyn wird, der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode u. s. w.

Die Missionäre, welche das Evangelium verkündigten, fanden darum die Gemüther schon zum Theil vorbereitet und empfänglich, doch weniger diesseits des Rheins, als jenseits, wo in Strasburg, Trier, Mainz und Cöln die ersten Kirchen entstanden.

Mit der Einführung des Christenthums hebt eine ganz neue Geschichte für uns an, die Völkerbünde der Franken, Alemannen und Gothen erscheinen auf dem Schauplatze, und neue Lebenskeime entwickeln sich. Die Gothen waren am meisten wanderlustig; sie zogen in entfernte Länder und Reiche, die sie, zum Theil, unterjochten; die Franken hatten es auf Gallien abgesehen, nur die Alemannen hielten treu am teutschen Lande, alle aber standen in Waffen gegen die Römer, und rüttelten da und dort an den morschen Säulen des ungeheuern Weltreichs, bis es zusammenstürzte.

Vom Aufstande des Claudius Civilis.

Die Geschichte, welche ich jetzt erzählen will, steht als ein besonderes Ereigniß für sich da, und es scheint daher schicklicher, sie in einem getrennten Abschnitte folgen zu lassen.

Unter den teutschen Völkerschaften hatten die Bataver, am Unterrhein, sich fast immer zu den Römern gehalten. Allein die Schutzgenossen der Eroberer sind meist fast schlimmer daran, als die besiegten und zinsbaren Völker, denn sie müssen ihren Schirmherrn stets zu Werkzeugen dienen, und haben ihren Antheil zwar an den Mühsalen des Kriegs, nicht aber an dem Gewinn desselben. Dies erfuhren auch die Bataver.

Zur Zeit, als sich Vespasian und der Wütherich Vitellius um die Herrschaft Roms stritten, lebten in diesem Lande zwei Fürstensöhne und Brüder, Julius Paulus und Claudius Civilis. Sie schienen jedoch mit den römischen Namen keineswegs auch

römischen Sinn angenommen zu haben, und beide geriethen auch wirklich in Verdacht, als wollten sie Unruhen erregen. Der ältere Bruder wurde hingerichtet, und Civilis entging mit Noth demselben Schicksale. Von diesem Moment an schwur er den Römern ewigen Haß, wie Hannibal, dem er auch darin zu vergleichen war, daß er, wie jener, nur ein Auge hatte.

Der Zufall begünstigte seine geheimen Entwürfe. Vitellius ließ bei den Batavern junge Mannschaft für sein Heer ausheben. Die, welche den Auftrag zu besorgen hatten, erlaubten sich das Schlechteste. Sie nahmen alte, schwache Leute, oder junge Knaben, um sie wieder für Geld loszulassen, und trieben scheulos ihr Spiel mit Recht und Sitte. Alle Gemüther wurden darob empört, und Civilis benutzte den glücklichen Augenblick.

Zwischen Xanten und Nimwegen zieht sich eine Wüstenfläche hin, die noch jetzt vom alten Reichswald umkränzt wird. In diesen damals heiligen Hain lud Civilis die Vornehmsten seines Volkes zu einem Gastmahle. Bei solchen Gastgeboten pflegten unsere Väter auch immer zu berathschlagen. Als es nun tief in der Nacht war, und die Lust alle Herzen geöffnet hatte, fing er an, von seinem Vorhaben zu reden. Zuerst rühmte er die Tapferkeit seiner Landsleute, und zählte unter großen Lobsprüchen auf, was sie bis jetzt für die Römer gethan. Hierauf machte er eine lebendige

Schilderung von der Undankbarkeit und Treuloſigkeit derſelben, von ihren abſcheulichen Laſtern, von ihrem Geize, ihrer Ueppigkeit, ihrer tiefen Verworfenheit. Ha! rief er, behandelt man uns als Bundesgenoſſen? Nein, als feile Knechte, die ſichs zur Ehre rechnen müſſen, für ihre Herren bluten zu dürfen. Rom und ſeine Legionen ſind nicht mehr; in den Winterlagern gibt es Siechlinge, aber keine Krieger. Jetzt iſt der Zeitpunkt zur Rache und Freiheit, jetzt, beim innern Zwieſpalt der Römer, werden wir leicht ihr verhaßtes Joch abſchütteln. Auf unſre Brüder, die übrigen Germanen, dürfen wir mit Gewißheit rechnen; ſie, die unverſöhnlichen Feinde Roms, machen unſere Sache mit Freuden zu der ihrigen.

Dieſe Rede machte unbeſchreiblichen Eindruck; alle erhoben ſich von ihren Sitzen, und der Bund für Freiheit wurde, nach der vaterländiſchen Sitte, beſchworen. Es wurden hierauf Abgeordnete an die benachbarten Kanninefaten geſchickt, um ſie zur Theilnahme einzuladen. Sie traten augenblicklich bei. Unter ihnen lebte ein tapferer, angeſehener Mann, aus edlem Geſchlecht, Brenno mit Namen. Auf den Rath des Civilis ernannten ihn ſeine Landsleute zum Feldherrn. Er wurde auf einen Schild geſetzt, umhergetragen, und vom Volke, unter Frohlocken, als Feldhauptmann begrüßt.

Civilis blieb noch hinter dem Vorhange ſtehen, um die Bewegung deſto ſicherer zu leiten. Durch geheime Unterhandlung

gewann er die batavischen Kohorten, welche in Mainz lagen. Brenno vereinigte sich, ohne Zeitverlust, mit den Friesen, welche jenseits des Rheins wohnten, und brach, vom Meere her, in das Winterlager der römischen Kohorten ein, die sich eines solchen Angriffs nicht versahen, und auch, zum Widerstande, zu schwach waren. Ihr Lager wurde schnell genommen und geplündert, und sie ergriffen, samt ihrem Anführer, die Flucht.

Civilis hielt es noch nicht für gerathen, die Maske abzulegen. Er befehligte selbst eine batavische Kohorte im römischen Dienst, und machte nun den Flüchtlingen Vorwürfe. Sie sollten, sagte er, wieder in ihr Winterlager zurückkehren: er allein wolle es mit den Kanninefaten aufnehmen. Die Römer schöpften jedoch Argwohn, und Civilis sah sich genöthigt, den Kampfplatz öffentlich zu betreten. Schnell zog er die Kanninefaten, Friesen und Bataver zusammen, und stellte sich in die, den Germanen gewöhnliche, keilförmige Schlachtordnung. Gegenüber, nicht weit vom Rheine, lagerten die Römer. Sie hatten eine Flotte von 24 Schiffen, die an dem Gefecht Theil nehmen sollte. Dieses hatte aber kaum begonnen, als schon die Tungrer mit ihren Fahnen zu dem Civilis übergingen, und ihre Waffen gegen die Römer kehrten, welche in Verwirrung geriethen, und sich bald gezwungen sahen, das Schlachtfeld zu räumen.

Aehnliches geschah auf den Schiffen, wo ein Theil der Ruderknechte aus Batavern bestand. Diese hinderten Anfangs, wie aus zufälligem Versehen, Soldaten und Schiffleute in ihren Bewegungen, trieben dann, mit offenbarer Absicht, die Fahrzeuge nach dem jenseitigen Ufer, und ermordeten endlich die Steuerleute und Centurionen, die sich ihrem Willen nicht fügen wollten. Zuletzt war die ganze Flotte übergegangen oder erobert.

Die Kunde von dieser Begebenheit erscholl bald durch ganz Germanien, und im Civilis schien ein neuer Armin auferstanden. Einige teutsche Stämme ließen ihm Glück wünschen, und boten ihm Hülfsvölker an. Nur die Gallen blieben muthlos, und obgleich schon lange wundgedrückt vom römischen Joch, hatten sie doch nicht das Herz, die günstige Gelegenheit zu ihrer Befreiung zu benutzen.

Civilis verstand nicht blos die Kunst des Kriegs, sondern auch die oft schwierigere: Menschen zu gewinnen. Die Befehlshaber der gallischen Kohorten, welche als Gefangene in seine Hände gefallen waren, entließ er, ohne Lösegeld, und auch den gemeinen Kriegern stellte er frei: wegzugehen oder unter seine Fahnen zu treten. Die, welche blieben, erhielten ihre römischen Waffen zurück und hohen Sold. Zugleich suchte er ihren Ehrgeiz aufzuregen, und die Liebe zum Vaterland. Warum, sagte er, wollt ihr Knechte seyn, da ihr freie Männer werden könnt? Schon vor den Batavern sind die

Römer geflohen: was wird erst geschehen, wenn ganz Gallien sich erhebt? Und wodurch haben diese stolzen Welteroberer bisher gesiegt? Doch nur durch die germanischen Hülfsvölker.

Mit diesen und andern Reden wußte er den hohen, männlichen Sinn zu erwecken, ohne welchen, weder im Kriege, noch im Frieden, Großes geschehen kann.

Die Römer wurden zu spät gewahr, daß Civilis sie hintergangen. Der Legat Mummius Lupercus, welcher zwei Legionen im Winterlager befehligte, brach jetzt schleunig gegen ihn auf, und zog Hülfsvölker von den Ubiern und Trevirern an sich. Auch befand sich noch bei ihm ein Geschwader Bataver. Gegen ihn stand Klaudius Labeo, ein batavischer Feldhauptmann, der aber heimlichen Groll wider den Civilis im Herzen trug. Um den Muth der Seinigen zu erhöhen, und die Römer abzuschrecken, ließ er die Fahnen der Gefangenen römischen Kohorten ringsum aufpflanzen, und seine Mutter, seine Schwestern, die Weiber und Kinder seiner Soldaten mußten dem Heere folgen, denn so war es Sitte der Germanen, damit ein jeder wußte: er kämpfe für sein Liebstes und Theuerstes. Bald erscholl der Schlachtgesang — wild und furchtbar; — still, von schwerer Ahnung gedrückt, rückten die Römer heran. Das Gefecht begann, aber plötzlich gingen die Bataver im feindlichen Heere zu ihren Brüdern über; die Ubier und Trevirer, dadurch

zaghaft gemacht, zerstreuten sich da und dorthin, und zuletzt wichen auch die Römer, und überließen dem Labeo das Schlachtfeld.

Acht Kohorten Bataver und einige von den Kanninefaten, welche auf dem Wege nach Rom waren, vernahmen die Begebnisse in ihrem Vaterlande. Auf der Stelle kehrten sie um, fest entschlossen, an dem Kampfe des Civilis Theil zu nehmen. Bei Bonn wollten ihnen die Römer den Uebergang verwehren, aber sie machten sich offene Bahn mit dem Schwert in der Hand, zogen ruhig bei Köln vorüber, und erreichten glücklich die ersehnte Heimath.

Civilis fand es, bei der Uebermacht der Römer, noch nicht gerathen, die Unabhängigkeit seines Volks auszurufen. Vielmehr wollte er noch länger den Schein haben, als sey sein Widerstand blos gegen die Parthei des Vitellius gerichtet. Darum ließ er jetzt auch alle Bataver dem Vespasian huldigen, und schickte Gesandte an die vom Labeo geschlagenen zwei Legionen, mit der Aufforderung: sie sollten seinem Beispiele folgen. Auf ihre Weigerung, die er vorausgesehen, suchte er sein Heer zu verstärken. Mehrere germanische Stämme verbanden sich jetzt mit ihm, besonders die Tenchterer und Brukterer. So zog er, mit großer Heeresmacht, gen Vetera, wo jene Legionen standen. Beide Ufer des Rheins waren mit den Kriegern des Civilis bedeckt, und der Strom selbst mit seinen Schiffen. Jeder Stamm trug vor sich her die ihm eigenen Thierbilder,

welche in heiligen Hainen aufbewahrt wurden. Bei dem Anblick dieser Macht wurden die Römer besorgt; aber ihr wohlbefestigtes Lager und die Hoffnung auf baldige Hülfe flößten ihnen doch wieder Muth ein. Auch vertheidigten sie sich mit großer Kunst und vieler Tapferkeit, und umsonst versuchten die Teutschen mehrere Stürme, die ihnen viele Menschen kosteten, aber ohne Erfolg blieben.

Auch kamen nun wirklich den eingeschlossenen Legionen neue römische Truppen zu Hülfe. Ihr Anführer Vocula hielt es jedoch nicht für gut, die Teutschen anzugreifen; er lagerte sich ruhig bei Gelduba, dem heutigen Flecken Gelb, am Rhein, und beobachtete den Civilis. Doch führte der Zufall bald eine Schlacht herbei. Ein Schiff mit Getreide für die Römer kam den Fluß herab. Die Teutschen wollten sich dessen bemächtigen — jene leisteten Widerstand. Von beiden Seiten drangen jeden Augenblick mehr Leute hinzu, bis sich zuletzt zwei Heerhaufen bildeten, und ein blutiges Gefecht entstand, in welchem die Germanen Sieger blieben.

Unterdessen verstärkte sich Civilis täglich durch neue teutsche Bundesgenossen, die ihm Geiseln gaben, zum Zeichen ihrer Treue. Diese mußten die Landschaften der Ubier, Treverer und anderer Stämme überfallen, welche es mit den Römern hielten. Besonders erbittert waren die Teutschen gegen die Ubier, welche sogar ihren vaterländischen Namen abgelegt hatten, und sich Agrippiner nannten.

Bei Markodurum (Düren an der Rur) wurden sie unversehens angegriffen, und erlitten eine große Niederlage.

Civilis stand noch immer vor Veterum, das er nicht bezwingen konnte. Ein neuer Sturm, welchen er in dunkler Nacht unternahm, lief unglücklich ab. Jetzt kam die Nachricht vom Tode des Vitellius, der vom Vespasian bei Cremona aufs Haupt geschlagen worden war, und an Civilis gelangte die Aufforderung: Nun alle Befehdung einzustellen, indem der, für welchen er das Schwert gezogen, jetzt allgemein als Kaiser anerkannt sey. Der teutsche Feldherr konnte nicht länger ausweichen: er mußte seine wahre Gesinnung erklären. Er antwortete den römischen Abgeordneten: „Fünf und zwanzig Jahre lang habe ich unter Roms Adlern gefochten, oft mein Blut, mein Leben gewagt, und keinen andern Lohn erhalten, als daß man meinen Bruder erwürgte, und mich in Ketten schlug. Darum will ich ferner nicht den Römern dienen, sondern mein Vaterland an seinen Unterdrückern zu rächen suchen."

Er schickte nun auch alsbald die batavischen Kohorten, welche vorher unter den Römern gedient hatten, gegen das feindliche Lager bei Gelduba. Diese streiften, unterwegs, nach Asciburg, welches sie plünderten, und überfielen hierauf, mit Blitzesschnelle, die Legionen bei Gelduba. Das Lager war erstiegen, als die Römer kaum erst

das Daseyn der Teutschen gewahr wurden, und es begann keine Schlacht, sondern ein gräuliches Niedermetzeln.

Die beiden Legionen wären vertilgt worden, hätte nicht das Glück sie gerettet; während des schrecklichen Handgemengs traf unvermuthet ein Hause römischer Hülfsvölker ein. Die Teutschen wurden nun im Rücken angegriffen, und erlitten einen großen Verlust, doch schlugen sie sich am Ende durch, und brachten die eroberten Adler mit den Gefangenen zu dem Civilis. Bald darauf versuchten es die Römer, Veterum zu entsetzen. Sie lieferten den Teutschen eine Schlacht, in welcher sie bereits Sieger waren, als Civilis mit dem Pferde stürzte und für todt gehalten wurde. Die Seinigen geriethen in Bestürzung und flohen, aber der römische Heerführer wagte dennoch nicht, sie zu verfolgen, sondern begnügte sich, Veterum noch mehr zu befestigen. Unterdessen hatte sich Civilis wieder erholt, und schnitt den Römern die Zufuhr ab, wodurch großer Mangel bei ihnen entstand. Der Rhein befand sich in den Händen der Germanen, und das Getreide mußte zu Lande herbeigeschafft werden. Aber auch hier besetzte Civilis die Brücken und Wegengen, und benutzte zugleich mit großer Klugheit die Fehler des römischen Feldherrn, der um diese Zeit sein Heer trennte. Gelduba fiel in die Hände der Teutschen, und die römische Reiterei wurde bei Novesium geschlagen.

Jetzt erhoben sich auch die Gallier, nachdem sie so lange das römische Joch ruhig getragen. Der Brand des Capitols hatte ihren Muth und ihre Hoffnungen geweckt, denn die Druiden deuteten dieses Ereigniß auf Roms Untergang. In alten Zeiten, sagten sie, als unsere Väter, die Gallier, Rom erobert hatten, blieben das Capitol und der Tempel des Jupiters unversehrt stehen, und eben darum wurde das römische Reich erhalten, jetzt aber ist das heilige Unterpfand seiner Dauer dahin; der Himmel zürnt über die Römer, und die über den Alpen wohnenden Völker werden kommen und die Stadt in Besitz nehmen.

Die Treverer und einige andere gallische Völker schickten Abgeordnete an den Civilis; es wurde ein Bündniß geschlossen, und die Verschworenen kamen nachher heimlich in Köln zusammen, unter denen sich auch einige angesehene Ubier und Tungerer befanden. Es wurde verabredet, sich vornämlich der Alpen zu bemächtigen, um den Römern den Zugang von Italien nach Gallien abzuschneiden, und zugleich die römischen Heerführer, in Teutschland, zu ermorden. In dieser Absicht wurden in die gallischen Provinzen Leute geschickt, welche das Volk zum Aufstande gegen die Römer bewegen sollten, und der ganze Entwurf reifte schnell zur Ausführung. Unterdessen hatte Vocula, der römische Feldobriste, von der Verschwörung Nachricht erhalten, und beschloß: List gegen List zu gebrauchen. Er

ging nach Köln, und unterredete sich dort mit Labeo, dem Bataver, dessen oben schon gedacht wurde. Dieser, voll unauslöschlichen Hasses gegen Civilis, versprach, den größten Theil seiner Landsleute den Römern wieder zuzuwenden, wenn man ihm Geld und Volk geben wolle. Er erhielt beides; unternahm jedoch nur einige unbedeutende Streifzüge. Unterdessen zog Vocula mit seinem Heer bis vor Veterum. Bei ihm waren die gallischen Feldobristen Classicus und Tutor, welche das Bündniß mit dem Civilis geknüpft hatten. Als das römische Heer bei Veterum anlangte, trennten sich die Gallier von demselben, und verschanzten sich abgesondert, obgleich Vocula alles versuchte, sie treu zu erhalten. Dieser zog sich bald nach Novesium zurück, allein die Gallier folgten ihm auf dem Fuße, lagerten in seiner Nähe, und reizten seine Soldaten zum Aufstand, die denn auch ihren Feldherrn ermordeten, und die übrigen römischen Befehlshaber gefangen nahmen. Hierauf erschien Classicus im römischen Lager, übernahm darin alle Gewalt, und die Soldaten mußten den Galliern den Eid der Treue ablegen, und zugleich schwören, keine andere Herrschaft anzuerkennen. Tutor zog nun mit einem starken Heerhaufen vor Köln und Mainz, ließ gleichfalls alles römische Kriegsvolk, welches er antraf, huldigen, und die Centurionen, welche sich weigerten, hinrichten.

Ein unglücklicheres Loos traf die römische Besatzung, welche noch in Veterum lag. Sie ergab sich an den Classicus auf die Bedingung eines freien Abzugs, fiel aber unterwegs in die Hände der Teutschen, und wurde theils niedergehauen, theils zerstreut. Civilis schien die That zu mißbilligen, doch wohl nicht ernstlich. Auch wollte ihm der Gedanke an ein gallisches Reich, welches Classicus und Tutor zu stiften gedachten, nicht ganz gefallen. Auf jeden Fall war er entschlossen, Teutschlands Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten, und nie eine Oberherrschaft der Fremden zu dulden. So blieben die Germanier und Gallier zwar Bundesgenossen gegen Rom und für die gemeinsame Freiheit, allein jedes Volk gehorchte nur seinen eigenen Führern. Sie kämpften neben einander in der Feldschlacht, und theilten die Beute; doch kann nicht angegeben werden, ob Gallier oder Germanen an den verschiedenen Siegen den meisten Antheil gehabt. Die allgemeine Verbreitung dieses Aufstands, der Rom zu zernichten drohte, wird der Seherin Velleda zugeschrieben, von welcher wir schon oben einige Nachrichten gegeben. Gleich Anfangs, als Civilis die Waffen ergriff, soll sie verkündigt haben: die Teutschen würden als Sieger aus dem Kampfe gehen, und die römische Macht auf immer von der germanischen Grenze entfernt werden. Diese Weissagung galt für einen Ausspruch der Gottheit, und entzündete im Volk das Feuer der Begeisterung.

Civilis benutzte auch mit gewohnter Klugheit den Glauben an die Prophetin und schickte ihr von aller Beute einen Antheil. Auch der unglückliche römische Legat Mumius Lupercus, welcher den Teutschen in die Hände gefallen war, wurde als Gefangener der Jungfrau zugesendet. Ohne Zweifel hätte er in den Hainen der Brukterer, wo die Seherin wohnte, auf dem Opferaltare bluten müssen, aber seine Begleiter tödteten ihn unterwegs.

Beide Ufer des Rheins waren, zu dieser Zeit, ein großes Schlachtfeld, wo, fast täglich, in größern oder kleinern Haufen, gefochten wurde. Die Teutschen überfielen die Feinde auf ihren Märschen, in ihren Winterlagern und Vesten, und von den zahlreichen Legionen und Hülfstruppen der Römer waren zuletzt nur noch wenige Trümmer übrig. Mainz und Vindonissa allein konnten nicht bezwungen werden. Auch Köln blieb noch dem alten Herrn treu. Civilis und Classicus zogen nun vor diese Stadt, jedoch in verschiedener Gesinnung. Dieser meinte, man müsse sie plündern und zerstören, jener dagegen rieth zur Milde. Bei Gründung eines neuen Reichs, sagte er, müsse man vor allem die Gemüther zu gewinnen und den Groll zu vertilgen Bedacht nehmen. Auch sey er den Bewohnern Kölns Dank schuldig, denn sie hätten sich gegen seinen gefangenen Sohn gastfrei erwiesen. Nach langem Hin- und Herreden wurde die Meinung des Civilis angenommen. Die Tenchterer, im Namen

der gesammten Eidgenossen, schickten eine Gesandtschaft in die Stadt, die sich bereits willig erklärt hatte, dem teutschen Bunde beizutreten, mit folgendem Antrag:

Die Verbündeten dankten der Gottheit, daß die Agrippiner wieder teutsche und freie Leute werden wollten, nachdem sie so lange einen fremden Namen und ein fremdes Joch getragen. Es könne jedoch ein aufrichtiges Bündniß zwischen der Stadt und den germanischen Völkerschaften unmöglich bestehen, wenn nicht die Mauern der Stadt geschleift würden. Diese seyen ein Zeichen der Knechtschaft. Wilde Thiere verlören ihren Muth und ihre Stärke, wenn sie eingesperrt lebten, und mehe noch entwöhne sich der Mensch, hinter Mauern, von aller Tapferkeit. Auch müßten die Römer, welche sich noch in der Stadt befänden, erwürgt werden, und die Güter derselben sollten den sämmtlichen Teutschen heimfallen, damit in Zukunft, keiner sich entschuldigen oder von dieser That lossagen könne, sondern ein Jeglicher dafür stehen müsse. Auch solle es ferner jedem teutschen Volke frei stehen, auf diesem oder jenem Rheinufer zu wohnen, wie es ihm gut dünke, und wie die Vorfahren es gehalten, denn bei tapfern Leuten müsse das Land, wie das Sonnenlicht, Allen offen stehen.

Diesem Antrage war noch eine ernstliche Ermahnung an die Einwohner von Köln beigefügt. Zu den Gesetzen und der Lebensweise

ihrer Väter zurück zu kehren, der Ueppigkeit, die mit den Römern und der Knechtschaft zu ihnen gekommen, zu entsagen, und sich der alten teutschen Redlichkeit neuerdings zu befleißen.

Die Agrippiner wollten weder Ja noch Nein sagen. Sie waren zu lange Römer gewesen, um so schnell wieder Teutsche zu werden. Ihre Antwort lautete: Die Freiheit sey ihnen willkommen, allein die römische Macht sey noch nahe und furchtbar, darum scheine es gerathener, ihre Mauern auszubessern, als sie niederzureissen. Römer fänden sich keine mehr in der Stadt, ausser denen, die sich häuslich in Köln niedergelassen, und mit ihnen durch Heirathen verbunden seyen. Man werde ihnen aber nicht anmuthen, ihre eigenen Eltern, Kinder und Geschwister zu erwürgen. Die Zölle und andere Beschwerden wollten sie abthun, und die Stadt öffnen, doch nur bei Tag, und wer hinein wolle, müsse ohne Waffen kommen. Uebrigens wollten sie den Civilis und die Velleda als Schiedsrichter in der Sache anerkennen.

So geschah es auch, und der Vertrag wurde, nach den Bedingungen der Agrippiner, einstweilen geschlossen.

Civilis wollte nun auch die übrigen Rheinstädte noch von den Römern abwenden, aber er kam nur bis in das Land zwischen der Rur und Maas, wo sich ihm Labeo wieder, wie sein böser Dämon, entgegenstellte. Nicht aus Neigung zu den Römern, sondern aus

Haß gegen Civilis hatte dieser Bataver neuerdings einen Heerhaufen aus allerlei Volk gesammelt. Damit besetzte er nun die Brücke über die Maas, und wehrte den Teutschen den Uebergang. Civilis besann sich jedoch nicht lange; er schwamm mit den Seinigen über den Strom, kam dem Labeo in den Rücken, und trat furchtlos unter die Tungern, die sich bei jenem befanden, und rief ihnen zu: Wir haben nicht die Waffen ergriffen, um die Bataver und Treverer zu Herrn der übrigen Völker zu machen, sondern für die gemeinsame Freiheit. Wollt Ihr in unsern Bund treten, oder mich als Euern Streitgefährten annehmen? ich stelle Euch beides frei.

Bei diesen Worten legten die Tungern die Waffen nieder, und erklärten sich für den Civilis. Die übrigen Haufen des Labeo folgten dem Beispiel, und er selbst konnte sich kaum durch die Flucht retten.

Unterdessen gewannen die Römer, tiefer in Gallien, wieder große Vortheile; die meisten Völkerschaften söhnten sich mit ihnen aus, und erkannten aufs Neue ihre Herrschaft. Nur die Treverer, Lingonen und wenige andere blieben dem teutschen Bunde treu. Ueber die Alpen kamen jetzt sieben römische Legionen, geführt von den tapfern Feldobristen Annius Gallus und Petiles Cerealis. Tutor hatte die Alpen nicht besetzt, wie es in dem Bündnisse zwischen den Batavern und Treverern verabredet worden war, Klassicus saß müßig

und freute ſich des Lebens, und Civilis verfolgte den Labeo, der ihm jedesmal wieder entſchlüpfte. So kam Cerealis, ohne große Schwierigkeit, mit ſeinem Heer bei Mainz an, und erfüllte ganz Gallien mit Schrecken. Civilis und Claſſicus ſammelten, auf dieſe Nachricht, in der Eile ihre zerſtreuten Völker; aber der römiſche Feldherr verlor keine Zeit, er rückte ſchnell an die Moſel vor, und nahm dort, mit Sturm, das feſte Schloß Rigodulum, das heutige Riol, zwei Meilen unter Trier. Hierauf zog er in dieſe Stadt ſelbſt. Seine Krieger verlangten mit Ungeſtüm, ſie ſolle geplündert und zerſtört werden, als die Wiege der Hauptempörer Claſſicus und Tutor. Cerealis aber ſchlug dieſe Forderung ab, feſten Sinnes, ſich durch ſeine Soldaten nicht zwingen zu laſſen, am wenigſten zu ſolcher That. Doch hielt er an die verſammelten Treverer eine ernſte Rede, und verwieß ihnen ihre Untreue.

In Trier erhielt der römiſche Feldherr ein Schreiben von Civilis und Claſſicus, des Inhalts: Kaiſer Veſpaſian ſey plötzlich geſtorben, doch werde ſein Tod noch verheimlicht. Italien werde nun wieder der Schauplatz innerer Kriege. Wolle er jetzt Herr von Gallien werden, ſo würden ſie ihn daran nicht hindern, und ſich mit den Städten begnügen, die ſie im Beſitz hätten. Ziehe er aber eine Schlacht vor, ſo werde er ſie bereit finden. Cerealis gab auf dieſen Brief keine Antwort, und ſchickte den Ueberbringer nach Rom.

Die Teutſchen rückten nun bald von allen Seiten heran. Der römiſche Feldherr, ſtatt ihnen entgegen zu gehen, verſchanzte ſich bei Trier. Civilis wollte jedoch den Angriff noch aufſchieben, bis zur Ankunft der Völker, die vom linken Rheinufer her im Anzuge waren; aber die Häuptlinge der Treverer riethen zu einem ſchnellen Ueberfall, der auch beſchloſſen wurde. Die Eidgenoſſen rückten in Schlachtordnung gegen das römiſche Lager an. In der Mitte zogen die Ubier und Lingonen, auf dem rechten Flügel die Bataver, auf dem linken aber die Brukterer und Tenchterer. In dieſer Ordnung geſchah der Angriff des Lagers, bei anbrechendem Morgen, und mit ſolchem Ungeſtüm, daß es im erſten Sturm erſtiegen ward. Die Legionen flohen in wilder Haſt, oder kämpften ohne Ordnung, und die Teutſchen beſetzten die neuerbaute Moſelbrücke.

Cerealis hatte die Nacht nicht im Lager, ſondern in der Stadt zugebracht, und man weckte ihn mit der Nachricht von der Niederlage der Seinigen. Es kam ihm unglaublich vor, aber als er nach dem Lager eilte, beſtätigten Tauſende von Flüchtlingen die Trauerkunde. Er ſammelte ſchnell einen Haufen, erſtürmte mit demſelben die Brücke wieder, und wendete ſich von da nach dem Lager, wo ein Theil der Römer noch im Kampfe verwickelt war. Der römiſche Feldherr bat, flehte, zürnte, drohte; alles umſonſt!

In der allgemeinen Verwirrung konnte er das Gefecht nicht mehr zum Stehen bringen.

Aber die Beutelust der Germanen rettete, wie schon oft, auch diesmal wieder die Römer. Die Sieger fingen an zu plündern und zu rauben. Cerealis nützte den Augenblick, und es gelang ihm endlich, die Teutschen aus dem römischen Lager zu treiben, und zuletzt aus ihrem eigenen. Den ganzen Tag über währete der furchtbare Kampf, und die römischen Geschichtschreiber erzählen: Die Mosel sey von den Leichen angeschwollen, und in ihrem Laufe gehindert worden.

Die Folgen dieses Tages waren wichtig für die Römer. Viele Städte und Völkerschaften fielen jetzt von dem teutschen Bunde ab, darunter auch die Agrippiner, welche alle Teutschen, die sich, im Vertrauen auf die Heiligkeit des Vertrags, inner ihrer Mauern befanden, des Nachts erschlugen, und römische Besatzung einnahmen, aus Furcht, Civilis möchte für eine solche Treulosigkeit Rache nehmen. Sogar des Civilis Gattin und Schwester und die Tochter des Classicus, welche sie, als Geiseln des Bündnisses bei sich hatten, boten sie dem Cerealis zur Auslieferung an, und verübten noch Schrecklicheres. Zu Zülpich, in ihrem Gebiete, lag die beste Kohorte des Civilis, die aus Friesen und Chauken bestand. Die Agrippiner ließen sie herrlich bewirthen mit Speis und Trank

im Ueberflusse. Als nun die Germanen trunken waren, wurde die Thüre hinter ihnen geschlossen, Feuer in das Gebäude gelegt, und die Unglücklichen mußten in den Flammen sterben.

Den Feldherrn der Bataver hatte der Unfall bei Trier keineswegs muthlos gemacht. Er sammelte alsbald ein neues Heer, meist Friesen und Chauken, und wollte damit nach Köln ziehen. Bei Tolbiak, dem heutigen Zülpich, erfuhr er, was bei den Agrippinern vorgegangen, und er hätte gern Vergeltung geübt, aber der Gedanke, daß die Römer von Brittanien aus in Batavien einfallen könnten, bestimmte ihn, seinem Vaterlande zu Hülfe zu eilen, und die Rache einem edlern Gefühle zu opfern.

Unterdessen wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke fortgeführt. Einige Völker wurden von den Römern bezwungen, dagegen überfielen die Kanninefaten ihre Flotte, eroberten einen Theil der Schiffe und versenkten die übrigen. Classicus schlug die römische Reiterei, welche Cerealis nach Novesium (dem heutigen Neuß) vorausgeschickt hatte, und Civilis selbst hatte bald wieder ein mächtiges Heer unter seinem Gebot. Damit lagerte er bei Veterum, wo das Andenken an frühere Siege ihm eine gute Vorbedeutung seyn konnte. Cerealis hatte sich inzwischen gleichfalls mit drei neuen Legionen und vielen Hülfsvölkern verstärkt. Er folgte dem Bataver, und nahm seine Stellung in einiger Entfernung

von denselben. Die Gegend war sumpfig. Da baute Civilis einen starken Damm quer durch den Rhein, um das Land vollends unter Wasser zu setzen. Die Römer befanden sich nun in einer gar schlimmen Lage. Die Teutschen waren bessere Schwimmer, und der Tiefen und Furthen mehr kundig, auch hatten sie leichtere Waffen. Beim Angriff, der nun erfolgte, versanken die Römer mit ihren schweren Rüstungen und Pferden in dem Morast. Die Bataver stiegen ab, und wußten dem Feinde von allen Seiten beizukommen. Die einbrechende Dunkelheit endigte das Gefecht. Die Germanen brachten die Nacht mit Gesang und Geschrei zu, die Römer mit Verwünschungen und Drohungen. Am nächsten Morgen erneuerte sich der Kampf. Beide Heere standen sich gegenüber in Schlachtordnung, und die Feldherren ermahnten zur Tapferkeit. Cerealis erinnerte seine Römer an ihren alten Ruhm und an die Treulosigkeit, welche sie zu rächen hätten. Zugleich sprach er verächtlich von den Feinden, und sagte: Ihr habt nur noch die Trümmer des Heeres vor Euch, welches Ihr bei Trier geschlagen, und Euer Arm wird es leicht vertilgen.

Civilis sprach zu den Seinigen auf ähnliche Weise. Hier! rief er, über den Gebeinen der Legionen, die wir erschlugen, ist das Feld unseres Ruhms. Dieser Ort muß unsern Muth erheben und die Römer scheu und zaghaft machen. Bei Trier verdankten

ſie ihren Sieg unſrer Thorheit. Vor uns iſt der Rhein, um uns ſind die Götter unſres Landes, dieſer Tag wird unſer Lob verkünden, oder unſre Schmach.

Die Germanen ſchlugen ihre Schilde und Schwerter zuſammen, um ihrem Anführer Beifall zu bezeigen; das Feldgeſchrei ertönte, die Schlacht begann. Es flogen Wurfpfeile und Kugeln aus Schleudern; doch die Römer ſtanden tapfer, und ſuchten nur ihren Feind aus Waſſer und Sumpf hervorzulocken. Die Teutſchen griffen endlich zu ihren langen Speeren, und ſtürzten ſich mit ſo furchtbarem Ungeſtüm auf die Hülfstruppen der Römer, welche das Vordertreffen bildeten, daß ihre Reihen ſich trennten. Doch wankte der Kampf lange unentſchieden. Da kam eine Schaar Brukterer über den Damm, welchen Civilis durch den Rhein gezogen, den Teutſchen zu Hülfe, und nun warfen ſie Alles unwiderſtehlich nieder, und drangen bis zu den Legionen vor, wo die Schlacht von neuem entbrannte. Der Sieg ſchien ſich auch hier auf die Seite der Germanen zu neigen, aber ein bataviſcher Ueberläufer zeigte dem römiſchen Feldherrn einen trockenen Weg durch die Sümpfe, der in den Rücken der Feinde führte. Cerealis ließ augenblicklich ſeine Reiterei dieſen Weg nehmen, und das Schickſal des Tags wurde dadurch entſchieden. Die Teutſchen nahmen die Flucht, und die Römer blieben Sieger.

Civilis zeigte auch jetzt wieder eine Standhaftigkeit, welcher kein Unglück etwas anzuhaben vermochte. Er ergänzte sein Heer durch Hülfsvölker, welche die Chauken ihm sandten, und zog sich, bis zu einer günstigern Gelegenheit, auf die batavische Insel zurück, wo die Römer, aus Mangel an Schiffen, ihm nicht beikommen konnten. Vorher zerstörte er noch den Rheindamm, welchen Drusus gegen die Ueberschwemmungen aufgeführt hatte, wodurch der Strom auf die gallische Grenze geleitet wurde, und nur ein schwacher Arm zwischen dem germanischen Vestlande und der Insel blieb.

Bald darauf führten Tutor und Classicus mit hundert und dreizehn Senatoren der Treverer dem Civilis eine neue Heeresmacht zu, die sie in Germanien geworben. Plötzlich griff er nun die Römer an vier Orten zugleich an: bei Arnheim, wo die zehnte römische Legion, bei ihrer Arbeit ausser der Stadt, überfallen wurde, und mit großem Verlust in die Stadt fliehen mußte; bei Rheinheim und Wageningen und bei Duurstedt. Den Sturm auf Wageningen führte Civilis selbst an. Hier fiel Briganticus, der Oheim des Civilis, welcher gegen seine Landsleute diente. Cerealis eilte zu Hülfe, die Bataver wichen, und ihrem Feldherrn, der sie aufhalten wollte, wurde das Pferd unterm Leib getödtet. Er sprang in den Rhein und schwamm ans andere Ufer.

Der römiſche Feldherr ſchien ſeinem Glücke zu ſehr zu vertrauen, und war auch den Lüſten ergeben, was gewöhnlich zum Verderben führet. Die Germanen bekamen Nachricht von ſeiner Lebensweiſe und ſeiner Sorgloſigkeit, und unternahmen, in finſterer Nacht, einen Ueberfall. Sie ſchifften den Strom hinab, und gelangten unbemerkt, in die römiſchen Verſchanzungen, wo alles in tiefem Schlafe begraben lag. Ohne Geräuſch ſchnitten ſie die Stricke an den Zelten entzwei, ſo daß dieſe auf die Soldaten niederfielen, und aller Widerſtand unmöglich wurde. Ein anderer Haufe der Teutſchen begab ſich auf die Schiffe und zog ſie an Seilen fort. Nun erſt erſcholl ihr furchtbarer Kriegsgeſang. Von den Römern lagen viele verwundet unter ihren Zelten, andere ſuchten ihre Waffen und fanden ſie nicht mehr. Noch andere liefen, faſt unbekleidet, mit den Schwertern umher, und wußten nicht, wohin ſie ſich wenden ſollten. Die Germanen glaubten, den Heerführer ſelbſt gefangen zu haben, indem ſie das Schiff mit ſich fortſchleppten, welches ſeine Flagge trug. Sie ſahen ſich aber bald betrogen, denn Cerealis hatte die Nacht weder auf dem Schiffe, noch im Lager zugebracht, ſondern bei irgend einem Luſtgelage. Mit Schamröthe ſah er, beim Morgenlicht, die Zeichen ſchmählicher Niederlage, und wie die Teutſchen ſeine Schiffe auf dem Rhein davon führten. Sein eignes wurde von den Siegern, auf der Lippe, der Veleda zum Geſchenke geſchickt.

Civilis wollte es nun auch mit einer Seeschlacht versuchen. Alle zweiruderige und einfache Galeeren wurden mit Mannschaft besetzt, und ausserdem eine Menge kleinerer Jahrzeuge, deren jedes 30 bis 40 Mann erhielt. Auf den eroberten Schiffen wurden bunte Gewänder ausgespannt statt der Segel. Da, wo die Maaß den Rhein aufnimmt, legte er sie hin, um die aus Gallien kommenden Lebensmittel aufzufangen. Cerealis war nicht wenig betroffen ob dieser Erscheinung. Er zog dem Teutschen mit seiner schwächern Flotte entgegen, da aber diese durch den Strom, die germanische aber durch den Wind getrieben wurde, so konnten sie sich wenig anhaben, und mußten an einander vorüber segeln. Civilis ging zurück über den Rhein, Cerealis blieb, um die batavische Insel zu verheeren. Allein der Strom trat aus, und das ohne dies niedrige, sumpfige Eiland war einem See gleich. Das römische Lager stand unter Wasser, und es begann ein großer Mangel an Lebensmitteln.

Es fielen, in der Folge, noch einige blutige Gefechte vor. Bei einem derselben wurde der Rhein von der Menge der erschlagenen Römer und Germanen in seinem Laufe gehemmt. Cerealis sah ein, daß er einen Vertilgungskrieg zu führen habe, und dachte auf Frieden. Er schickte heimlich Boten an den Civilis und an die Velleda, und beide wünschten auch das Ende eines Kampfes, der zuletzt allen Partheien zum Verderben gereichen mußte. Der römische und der

teutſche Feldherr traten jetzt zuſammen, um mündlich zu verhandeln. Jener mochte anfangs noch einige bedenkliche Forderungen machen, denn Civilis ließ ihn merken, daß es in ſeiner Hand ſtehe, die Legionen zu vertilgen. Cerealis gab nach, doch iſt unbekannt, auf welche Bedingungen eigentlich der Friede geſchloſſen worden. Nur ſo viel erhellt aus den Berichten der alten Geſchichtſchreiber, daß die Bataver von nun an keinen Tribut mehr an die Römer zahlen durften, jedoch im Kriege ihnen mit Mannſchaft beiſtehen mußten.

Civilis verkündete die Verabredung ſeinem Heere. Das Volk machte keine Schwierigkeiten, und die Klügeren meinten: die Freiheit der übrigen Welt gehe ſie nichts an, ihre eigene hätten ſie wieder erobert, und damit wollten ſie ſich begnügen.

Von den weitern Schickſalen des Civilis hat ſich keine Nachricht erhalten. Vermuthlich zog er ſich in die Stille des Privatlebens zurück, glücklich in dem Bewußtſeyn: ſein Volk der Dienſtbarkeit entriſſen zu haben.

Von einigen merkwürdigen Männern unter den alten Teutschen.

Die Griechen und Römer haben sorgfältig die Namen und Thaten ihrer denkwürdigen Männer und Frauen in Geschichtbüchern verzeichnet, theils zur Nachahmung, theils zur Warnung. Unsre Altvordern bewahrten zwar auch das Gedächtniß ihrer Helden in Liedern, aber diese sind untergegangen. Um so mehr ist es eine heilige Pflicht ihrer Nachkommen, das Wenige, was sich von jenen tapfern Männern in der Geschichte erhalten hat, von Zeit zu Zeit wieder ins Gedächtniß zu rufen. Dieses auch hier zu thun, ist ganz dem Zwecke unserer Schrift gemäß, und wir wollen von Einigen unsrer Väter, die oben gar nicht oder nur mit wenigen Worten angeführt werden konnten, etwas ausführlichere Nachrichten geben.

Brennus.

Ein teutsches Volk, die Senonen, hatte sich früh schon in Gallien niedergelassen. Daß sie germanischer Abkunft gewesen, ist aus den Angaben einiger alten Schriftsteller, und mehr noch aus

ihren Sitten und Einrichtungen abzunehmen. Krieg und Ackerbau waren ihre einzigen Beschäftigungen. Sie haßten die Städte, weil sie mit Mauern umfangen waren, lebten höchst einfach, und schliefen im Grase oder auf Stroh. Wer ihre größte Achtung besaß, dem gehorchten sie willig. Bei den Zwisten der Männer, wenn sie nicht geschlichtet werden konnten, traten die Frauen als Schiedsrichterinnen auf, und ihr Ausspruch galt für heilig.

Ungefähr 358 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, oder 395 Jahre vor Christus, brach dieses Volk, aus seinen bisherigen Sitzen auf, und zog, unter der Anführung des Brennus, nach Italien. Die Veranlassung wird auf folgende Art erzählt:

Einem angesehenen Hetrurier war in seinem Vaterlande großes Unrecht geschehen. Er ging daher zu den Senonen, machte diesen eine gar reizende Schilderung vom schönen italischen Lande, und gab ihnen von dessen Wein und Früchten zu kosten. Da machten sie sich alsbald auf, um unter einem so glücklichen Himmel eine Heimath zu suchen, und nahmen auch Besitz vom Lande der Hetrurier. Die Römer nahmen sich aber der Hetrurier an; sie ordneten zuerst eine Gesandtschaft ab, an die Senonen, und ließen fragen: Was ihnen die Hetrurier Leids gethan?

Brennus gab lächelnd zur Antwort: Diese Leute haben des Landes mehr, als sie besitzen und bauen können. Dessen ungeachtet

wollten sie uns von ihrem Ueberflusse nichts abtreten, und darum thaten wir an ihnen, was ihr Römer, aus derselben Ursache, früher an den Albanern und andern Bewohnern Italiens gethan.

Es kam nun zum Krieg. Brennus führte seine Völker gen Rom, verschonte aber klüglich der Gegenden, durch welche er den Weg nahm. Die Römer waren keck und übermüthig, dabei auch ruchlos. Ihre Kriegsobersten fragten weder die Götter um Rath, noch brachten sie Opfer. Am Flusse Allia, nicht weit von der Stelle, wo er sich in die Tiber einmündet, kam es zwischen den Römern und Teutschen zur Schlacht. Diese blieben Sieger, und die Flüchtlinge brachten so großes Zagen nach Rom, daß Brennus sich leicht hätte zum Meister der Stadt machen können, wenn er rascher vorgerückt wäre. Aber des Landes Annehmlichkeiten mochten die Senonen festhalten, und dadurch gewannen die Römer Zeit, das Capitol in Vertheidigungsstand zu setzen. Frauen und Kinder flohen, und auch die vestalischen Jungfrauen, welche mit sich die Heiligthümer ihrer Göttin trugen. Ein frommer Römer, Lucius Albinus mit Namen, traf sie, als sie, mühsam und ängstlich, an einem Flusse h nabwanderten. Er befand sich selbst mit Weib und Kindern auf der Flucht, hieß aber die Seinigen sogleich absteigen, und gab seinen Wagen den Jungfrauen, und brachte sie in eine griechische Stadt am Meer.

Endlich, am dritten Tage nach der Schlacht, langte Brennus mit seinem Heere vor der Stadt an, die er offen und fast menschenleer fand. Er schickte alsbald einen Theil seines Volkes gegen das Capitol ab, und zog mit dem andern in Rom ein. Als er auf den Markt kam, erblickte er eine Reihe ehrwürdiger Greise. Sie saßen unbeweglich, auf elfenbeinernen Stühlen, und lehnten sich auf ihre Stöcke. Die Senonen geriethen in Furcht und Erstaunen, und ein jeder fragte sich: ob es Götter oder Menschen seyen. Da trat zuletzt einer der Beherztesten hinzu, und zupfte den alten Papirius am Bart. Dieser schlug mit seinem Stab den fremden Krieger auf den Kopf, aber der Teutsche riß ergrimmt sein Schwert von der Seite und tödtete den Alten, und augenblicklich fiel auch ein Haufe von den Soldaten des Brennus über die andern Römer her, und es entstand ein allgemeines Morden. Hierauf wurde Rom von den Senonen geplündert und in Brand gesteckt, doch konnten sie das Capitol nicht erobern.

Unterdessen war der edle Camill, in seiner Verbannung zu Ardea, für die Befreiung seiner Vaterstadt thätig. Er vergaß des Undankes seiner Mitbürger und der Unbilden, welche er von ihnen erdulden müssen, sammelte die Flüchtlinge, welche Waffen tragen konnten, und vermochte die Einwohner von Ardea, sich mit ihm zu verbinden. Bald stand er an der Spitze eines kühnen Heerhaufens,

und überfiel die einzelnen Haufen der Senonen bei ihren Streifereien durch das Land. Auch sandte er einen Vertrauten, Pontius mit Namen, in das Capitol, dem es gelang, trotz der feindlichen Wachen, den Fels zu erklettern, und den Römern vom Vorhaben des Camillus Nachricht zu bringen. Allein die Spuren, welche Pontius beim Hinaufsteigen im zertretenen Gras und geknickten Gesträuch zurückgelassen, wurden vom Brennus bemerkt, und er faßte alsbald den Gedanken, auf diesem Wege die Veste zu überrumpeln. Gegen Abend versammelte er von seinen Leuten diejenigen, welche ihm als gute Bergkletterer bekannt waren, und sagte zu ihnen: die Feinde selbst haben uns den Weg gezeigt, der uns bis jetzt verborgen blieb; wo aber einer hinauf konnte, da können es auch viele; das Wagniß ist nicht groß, und ich verspreche Euch reiche Belohnung, wenn es gelingt. Die Senonen versprachen ihrem Heerführer fröhlichen Muthes, seinen Willen auszuführen. Um Mitternacht stiegen sie in großer Anzahl den Fels hinauf, und hingen sich an jähen und gefährlichen Stellen an einander.

Die ersten hatten bereits das Schloß erreicht, und stellten sich in Ordnung, um nun auch die Mauern zu erklimmen und die schlafenden Wachen zu überfallen. Jetzt war das Capitol verloren ohne einen denkwürdigen Zufall. Die Gänse, welche im Tempel der Juno unterhalten wurden, witterten die Annäherung der Feinde.

Sie erhoben ein gewaltiges Geschnatter und Geräusch, die Römer erwachten darob, und griffen zu den Waffen; die wenigen Senonen, welche die Mauer schon erstiegen hatten, wurden hinab geworfen, und die Uebrigen mußten sich zurückziehen und das Vorhaben aufgeben.

Dessen ungeachtet wuchs jetzt die Noth im Capitol mit jedem Tage, und der Hunger nöthigte zuletzt die Römer, mit dem Brennus Unterhandlungen anzuknüpfen. Man verglich sich dahin, daß die Römer tausend Pfund Goldes an die Senonen zahlen, und diese nach Empfang desselben das Land alsbald verlassen sollten. Der Vertrag wurde von beiden Seiten beschworen. Die Römer brachten das Gold, und es wurde gewogen. Da nahm Brennus lachend sein Schwert, und warf es samt dem Wehrgehänge in die Schale, wo das Gewicht lag, worüber zwar die Römer murrten, aber es sich doch gefallen ließen, vielleicht eingedenk dessen, was sie einst Aehnliches gegen andere überwundene Völker verübt.

In diesem Augenblick erschien aber Camillus mit seinem Heere vor dem Thore. Als er hörte, was in der Stadt vorging, eilte er in Begleitung einiger seiner Tapfern auf den Markt, nahm alsbald das Gold aus der Wage, gab es den Gerichtsdienern und sagte zu den Senonen: Die Römer pflegten von Alters her ihr Vaterland mit Eisen zu retten, nicht mit Gold. Hierüber entrüstet ließ Brennus zu den Waffen greifen, was auch die Römer thaten. Brennus

zog ſich nach einem kleinen Gefecht in ſein Lager zurück, und verließ auch Nachts darauf mit ſeinem ganzen Heere die Stadt. Auf dem gabiſchen Wege, 60 Stadien von Rom, kam es am folgenden Tage zur Schlacht; die Senonen wurden beſiegt, und ihr Heerführer ſelbſt fand ohne Zweifel im blutigen Handgemenge den Tod, denn man hat nachher nie wieder etwas von ihm vernommen.

Brennus der zweite.

Zur Zeit, als Tarquinius Priscus in Rom regierte, verließen einige celtiſche Völkerſchaften das galliſche Land, und ließen ſich in der Fremde nieder. Eine derſelben (die Tektoſagen) blieb auf dem Schwarzwald, und nahm allmählig teutſche Sitten und Einrichtungen und teutſche Sprache an. Hier ſaßen ſie gegen 300 Jahre, bis um 475 nach Erbauung Roms ihr Häuptling Brennus den kühnen Entſchluß faßte, mit einem Heer nach Macedonien und Griechenland zu ziehen. Es iſt unbekannt, was ihn dazu bewogen, aber vom Rhein und von den Alpen aus, mochten ſchon in früherer Zeit Wanderungen nach Griechenland geſchehen ſeyn, denn bei den Griechen ſelbſt hat ſich die Ueberlieferung erhalten, nordiſche Mädchen ſeyen mit Weihgeſchenken nach Delphi gekommen und hätten dort die erſten Orakel geſungen.

Brennus nahm seinen Weg durch Panonien nach Macedonien, und von da nach Griechenland. Die Einwohner widersetzten sich, mußten jedoch der Uebermacht weichen. Aetolien wurde von den Tektosagen genommen, und Brennus, als kundiger Feldherr, bemeisterte sich eines Passes in den öthischen Gebirgen, welcher der Schlüssel von ganz Griechenland schien, und wollte sich von da nach Delphos wenden, um den berühmten Tempel des Apollo zu plündern. Schon glänzten ihm die Zinnen desselben entgegen, und einige seiner Feldobristen gaben den guten Rath, die Griechen augenblicklich anzugreifen, ehe sie sich von ihrer Bestürzung erholen und zum Widerstand gefaßt machen könnten. Brennus trotzte aber zu sehr auf die Tapferkeit seines Heeres, und da die umliegenden Dörfer reichlich mit Wein und Früchten versehen waren, so zögerte er einige Tage, und gönnte seinen Kriegern eine Erholung, die ihnen verderblich wurde.

Die Einwohner von Delphos gewannen Muth und Vertrauen, und ihre Priester verkündigten ihnen unaufhörlich, der Gott werde seine geheiligte Wohnung nicht in die Hände der Barbaren kommen lassen. Ein Zufall schien auch wirklich diese Vorhersagung zu bestätigen; denn als Brennus, einige Zeit hierauf, den Angriff unternahm, da entstand plötzlich ein furchtbares Hochgewitter, Blitze durchzückten die Luft, die Erde bebte, Felsen wurden gespalten, und

die Trümmer derſelben ſollen ſogar in die Reihen der Tektoſagen geſchleudert worden ſeyn. Dieſen Augenblick benutzten die Diener des Tempels und die Prieſterin, welche die Orakel zu verkünden pflegten. Mit aufgelöſten Haaren und in Feiergewändern ſtürzten ſie unter die kämpfenden Griechen, welche ſchon zu wanken anfingen und riefen: Der Gott iſt im Tempel erſchienen, ſeine Hand ſchleudert die Blitze, die ihr ſeht, und ſeinem Fußtritt erbebt die Erde. Dieſe Worte entzündeten in allem Volk eine unendliche Begeiſterung; wie Raſende ſtürzten ſie ſich unter die fremden Schaaren, welche nun bald zu weichen anfingen. Brennus ſelbſt mochte vielleicht durch das ſcheinbare Wunder erſchreckt worden ſeyn, und zugleich wollte er auch nicht die Schmach einer Flucht erleben, er ſtürzte ſich in ſein Schwert, und ſo endigte dieſer Zug der Tektoſagen, deren Ueberreſte ſich nun in verſchiedenen Gegenden zerſtreuten.

Flavius und Italus.

Flavius war ein Bruder Armins oder Hermanns, des Befreiers der Teutſchen, und ſeiner iſt ſchon oben gedacht worden. Früh trat er in römiſche Kriegsdienſte, und erwarb ſich durch Tapferkeit Ehrenſtellen und Ehrenzeichen. Seine Gattin — die Tochter eines cattiſchen Fürſten — gebahr ihm in Rom einen Sohn, der Italus oder Italicus genannt, und, im Jahr 47, unter der

Regierung des Kaisers Claudius, von den Cheruskern zu ihrem Könige berufen wurde. Es waren jedoch nicht alle mit dieser Wahl zufrieden. Sein Vater, sagten sie, habe die Waffen gegen sein eignes Vaterland getragen, und der Sohn fremde Sitten und fremde Götter mit nach Germanien gebracht. Auch werde er bald die Laster der Römer bei ihnen einführen.

Diese und ähnliche Reden erweckten bald Mißtrauen und Haß, und es brach zuletzt eine Empörung aus. Es kam zum offnen Kampfe, in welchem jedoch Italus die Oberhand behielt, denn auf seiner Seite waren die Longobarden, welche sich früher schon vom Reiche der Markmannen getrennt, und zu den Cheruskern geschlagen.

Italus bediente sich seines Glückes nicht mit Mäßigung: vielmehr übte er, von dieser Zeit an, eine unkluge Strenge aus, und besoldete Spione mußten auf jedes verdächtige Wort lauern. Die Cherusker wollten darum seine Herrschaft nicht länger dulden, und er sah sich zuletzt gezwungen, ihr Land zu verlassen. Doch scheinen ihm die Longobarden und einige suevische Völkerschaften treu geblieben zu seyn.

Bojokal.

Bojokal war ein Fürst der Ansibaren, der es mit den Römern gegen die Cherusker hielt, und darum von Armin ins

Gefängniß geworfen, von den Römern aber wieder daraus befreit wurde. Ihn und sein Volk vertrieben nachher die Chauken aus den bisherigen Sitzen, und er zog mit den Seinigen nach dem Rheine, ins Gebiet der Römer. Dort lagen, zwischen Wesel und Düsseldorf, unbebaute Ländereien, und Bojokal bat den römischen Provinzverweser Avitus, sie den Ansibaren einzuräumen. Er habe, sagte er, fünfzig Jahre im römischen Heere gedient, und jetzt verlange er, zur Belohnung, nur eine Wüste, um sie urbar zu machen.

Der Römer war hartherzig, und schlug die Bitte ab. Ja, er drohte den Ansibaren mit dem Schicksale der Friesen. Diese hatten nämlich, kurz zuvor, dasselbe Land in Besitz genommen, waren aber von den Römern gezwungen worden, ihre neuerbauten Wohnungen wieder einzureißen, und die besäeten Felder zu verlassen.

Mit Ingrimm hob jetzt Bojokal die Augen gen Himmel, und rief zu den Göttern: Ob sie ödes Erdreich anschauen wollten? Lieber möchten sie das Meer darüber hinströmen lassen, zum Schirm gegen die Länderräuber.

Avitus war nicht der Mann ohne Furcht. Ihm bangte vor dem Zorn des teutschen Kriegers, und, in einer geheimen Unterredung bot er ihm, für seine alte Treue, Ländereien an, doch sein Volk sollte keine erhalten.

Da erglühte das Antlitz des Greises von einem höhern Feuer; er schlug an sein Schwert, und sprach: Es kann uns wohl an Land fehlen, wo wir leben, nicht aber, wo wir sterben.

So schied er vom Avitus, fest entschlossen, das Schicksal seines Volks zu theilen, und es nicht der Sklaverei hinzugeben. Er lud die Brukterer, Tenchterer und andere germanische Völker zu einem Bündniß ein. Allein die Römer erhielten bald Kunde davon; sie rückten schnell ins Gebiet der Tenchterer, und drohten allgemeine Verwüstung, wofern sie nicht vom Bündnisse mit Bojokal abließen. Diese ließen sich schrecken, und dadurch verloren auch die Uebrigen den Muth.

Verlassen zogen jetzt die Ansibaren, ihren graulockigen Führer an der Spitze, von Volk zu Volk, um Wohnsitze zu erhalten. Aber allenthalben wurden sie als Feinde angesehen; die junge Mannschaft fiel, nach und nach, im Kampfe, und die Greise, Frauen und Kinder wurden als Beute vertheilt.

Adaganster.

Nicht seiner löblichen Thaten wegen gedenken wir dieses Mannes, sondern um ein Beispiel zu geben, daß zu allen Zeiten, das Böse gegen das Gute ankämpfe. Adaganster, ein Häuptling der Katten und Verwandter des Armin, nährte gegen den trefflichen

Jüngling einen unauslöschlichen Groll im Busen. In einem Schreiben an den römischen Senat erbot er sich, denselben aus dem Wege zu räumen, wenn man ihm das dazu nöthige Gift von Rom aus übersenden wolle. Gift und Meuchelmord hatten die Teutschen erst von den Römern kennen gelernt. Das Schreiben wurde im Senate öffentlich verlesen, und alle, die zugegen waren, bezeugten ihren Abscheu gegen ein solches Anerbieten, vielleicht aber nur, weil es öffentlich gemacht worden war, denn Armin fiel bald darauf, unter den Dolchen einiger Verschwornen, an deren Spitze wahrscheinlich Adaganster stand, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Römer an dieser Unthat einigen Antheil gehabt. Unter allen Germanen war ihnen ja keiner so furchtbar, als der Heerführer der Cherusker, und nie konnten sie ihm die Niederlage des Varus verzeihen.

Veleda.

Dieser teutschen Seherin ist bereits im Verlauf dieser Geschichten gedacht worden. Der berühmte Krieg im Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung verbreitete sich hauptsächlich durch ihre begeisterten Reden. Galen und Germanen hatten sich damals vereinigt, um das drückende Joch der Römer zu zerbrechen, das Glück bestätigte ihre Aussprüche; die verbündeten Völkerschaften trugen Sieg über Sieg davon, und

es war nahe daran, daß ihnen jetzt ſchon die erſehnte Freiheit zu Theil geworden wäre.

Die Römer zitterten, und verſchmähten es nicht, eine Geſandtſchaft an die prophetiſche Jungfrau abzuordnen, damit ſie den Frieden vermitteln möchte. Sie war klug genug, dieſes zu thun, und ihr Name wurde allgemein mit Ehrfurcht genannt. Die Brukterer, bei denen ſie wohnte, hätten einen gar übermüthigen König. Velleda veranlaßte deſſen Vertreibung, aber die Römer drangen ihnen bald einen andern auf, und ſie wurde, wie einige ſagen, gefänglich nach Rom geführt, Andre aber meinen, ſie ſey freiwillig dahin gegangen, um den Kaiſer Veſpaſian auf andere Gedanken zu bringen, und ihn über das teutſche Volk zu belehren. Auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſich der Schmach der Gefangenſchaft hingegeben haben würde. Germaniens Frauen wußten zur rechten Zeit zu ſterben. Daß ſie übrigens mit Veſpaſian eine Unterredung gehabt, wiſſen wir aus dem Tacitus.

Makrian.

Ein Alemanniſcher Fürſt, deſſen Gebiet Mainz gegenüber lag. Er und ſein Bruder Hariobaut unterwarfen ſich dem Kaiſer Julian, als dieſer mit ſeinem Heer bis Kapellatium oder Palas (im heutigen Großherzogthum Baden) vordrang. Die Römer blieben jedoch

immer mißtrauiſch gegen die Alemanen, deren Macht täglich zunahm. Kaiſer Valentinian reizte darum die Burgunder gegen den Makrian, und verſprach ihnen Unterſtützung, wenn ſie ihn angreifen würden; aber als der Krieg nun wirklich ausbrach, hielt er nicht Wort, und machte dadurch auch die Burgunder zu Feinden. Jetzt verſuchte der Kaiſer, den Makrian durch Liſt in ſeine Hände zu bekommen. Durch Spione hatte er ausgekundſchaftet, wo der Fürſt am leichteſten zu überfallen ſeyn möchte. Er ſetzte nun, in aller Stille, bei Mainz über den Rhein, und rückte bis zu den Quellen der Mattiaken (dem heutigen Wiesbaden) vor. Der Morgen fing zu dämmern an, und der Kaiſer, welcher zu Pferde ſaß, und von kundigen Wegweiſern geführt wurde, befand ſich bereits in Makrians Nähe. Allein wie ſtreng auch Valentinian ſeinen Leuten allen Lärm, und zumal alles Sengen und Plündern verboten hatte, ſo trieben dieſe dennoch ihren gewohnten Unfug, und das Rufen und Schreien und das Kniſtern des Feuers machte die teutſchen Wachen aufmerkſam, welche augenblicklich Feinde vermutheten, und den König ſchnell ins nahe, ſteile Gebirg retteten.

Valentinian, gar höchlich entrüſtet, daß ihm der Fang mißlungen, ließ weitum alles in Brand ſetzen, und kehrte hierauf, gar mißmuthig und grämlich, nach Trier zurück, wo er damals Hof hielt. Von da entſetzte er den Makrian ſeiner Würde, und

gab den Bucinobanten, den Fraomer zum Könige. Dieser hatte sich jedoch seiner neuen Herrschaft nicht lange zu erfreuen. Die benachbarten Alemannen fielen ihm ins Land, verheerten alles, und die ganze Gegend wurde zur menschenleeren Wüste. Fraomer entkam mit Noth, und der Kaiser machte ihn zum Tribun bei einer Kriegsschaar, die eben nach Brittanien geschickt wurde.

Ein ähnliches Loos traf, um diese Zeit, die beiden alemannischen Fürsten Bitherich und Hortar. Sie waren im geheimen Verständniß mit den Römern, und mußten darum flüchtig werden, und sich glücklich schätzen, im römischen Heere Dienste zu erhalten.

Der vertriebene Makrian wußte sich dagegen immer furchtbarer zu machen, und Valentinian selbst trug ihm den Frieden an, und eine Zusammenkunft, von welcher ein römischer Schriftsteller folgenden merkwürdigen Bericht gibt.

„Der Kaiser ließ den König Makrian nach Mainz einladen, der, wie man aus allen Umständen sah, den Antrag eines Freundschaftsbundes anzunehmen, nicht weniger geneigt war. Freilich erschien er mit unaussprechlichem Hochgefühl, das große Wort über Krieg und Frieden führen zu dürfen. An dem zur Unterredung bestimmten Tage erschien er am Ufer des Rheins, und umgeben von den Kriegern seiner Nation, die ihre Schilde fürchterlich an einander stießen, glaubte er sich noch mehr berechtigt, eine hohe Miene

anzunehmen. Der Kaiser hingegen, gleichfalls von Bewaffneten umgeben, bestieg einige Fahrzeuge, und ging, seine glänzenden Fahnen vor sich her, sicher ans Land. Die unbescheidenen Gebehrden und das laute Sprachgewirr der Barbaren legte sich endlich; man erklärte sich gegen einander, und der Bund der Freundschaft ward geschlossen und beschworen.

Makrian hielt den Römern sein gegebenes Wort treulich. Er wurde bald darauf in einen Krieg mit den Franken verwickelt, und durch ihren König Mellobaud hinterlistig erschlagen.

Arvest.

Von ihm wurde bereits in diesen Geschichten Meldung gethan. In Rom hatte er der Römer Sprache, so wie ihre Art und Weise, kennen gelernt, und der römische Senat legte ihm den Titel eines Bundesgenossen bei. Cäsar erzählt sogar, dieser Germane habe sich um das Consulat in Rom beworben. In dieser Stadt unterhielt er, während seines Kriegs mit den Römern, treue Kundschafter, welche ihm von allem, was er zu wissen wünschte, genaue Botschaft mittheilten. Nach der unglücklichen Schlacht gegen den Cäsar floh er, auf einem elenden Fischernachen, über den Rhein, seine beiden Gattinnen aber, aus dem Stamme der Sweifen oder Suefen, so

wie eine seiner Töchter, fanden ihren Tod, als sie ihm folgen wollten, und starben wahrscheinlich von den Händen der Römer. Die zweite Tochter wurde nach Rom geführt. Arvest selbst überlebte dieses Mißgeschick nur zwei oder drei Jahre. Der Tod des tapfern Feldherrn versetzte die Germanen in eine allgemeine, tiefe Trauer, die Römer aber freuten sich darob gar höchlich, denn sie hatten in ihm ihren gefährlichsten Gegner verloren.

TEUTSCHLAND
UND DIE
TEUTSCHEN
von den ersten Zeiten bis zum Tode
Karls des Großen.
zur Bildung und Unterhaltung

von
Aloiz Schreiber

mit vierundzwanzig Kupfern
von
J. M. Mettenleiter

mit sechs Kupfern

CARLSRUHE
bei Johann Gelten
1825.

Von den teutschen Bünden.

Eine lange Zeit hindurch hatten die teutschen Völkerschaften meist einzeln gestritten, bald gegen einander selbst im heimischen Lande, bald gegen die Römer; manche hatten auch Züge in ferne Gegenden unternommen, und sich dort niedergelassen. Endlich erkannten sie, durch Noth und Erfahrung gewitzigt, daß all ihr Beginnen ferner thöricht seyn müsse ohne Vereinigung. So entstanden in Germanien drei große Bünde oder Eidgenossenschaften: Der Sächsische Völkerbund, der Fränkische und der Alemannische.

Der Sachsenbund erhielt seinen Namen von den Sassen oder Sachsen, einem wenig bedeutenden Volke an der Niederelbe, mit welchem sich die Brukterer, Angrivaren, Chaucen und andere vereinigten. Diese Eidgenossenschaft machte jedoch kein besonderes Reich aus, und jeder Stamm lebte, im Frieden, unabhängig in

seinen Marken, unter Vorstehern, welche Adel und Volk wählten, Im Kriege aber wurde ein gemeinschaftliches Oberhaupt durchs Loos bestimmt.

Der Bund der Franken bildete sich im nordwestlichen und mittlern Teutschland durch Sikembrer, Cherusker, Katten u. a. Er wurde anfänglich, diseits des Rheins, von den Sachsen hart gedrängt, und mußte sich auf den schmalen Strich längs dem Rheine von der Lahn bis zu den Niederlanden beschränken. Darum suchten die Franken festen Fuß im überrheinischen Lande zu fassen, was ihnen auch nach und nach gelang. Die Völkerschaften dieses Bundes wurden von mehreren Königen zugleich beherrscht.

Im Süden unseres Vaterlandes entstand die Alemannie oder die Eidgenossenschaft der Alemannen, aus verschiedenen Suevischen Völkerschaften. Der Name der Alemannen erscheint in der Geschichte zum erstenmale im Anfange des dritten Jahrhunderts, wo Kaiser Caracalla gegen sie zu Felde zog. Nördlich, an der Lahn, grenzten sie damals mit den Franken, südlich zogen sie sich weit an der Donau hin, und östlich berührten sie (etwas später) das Land der Burgunder. Der alemannische Bund hatte verschiedene Könige.

Außer diesen germanischen Hauptbünden bildete sich, früh schon, aus nordöstlichen Völkerschaften, der große Gothen-Verein, der seine Angriffe gegen die östlichen Donauprovinzen der

Römer richtete, und dort, im vierten Jahrhundert, ein mächtiges Reich gründete.

In der Mitte Germaniens saßen, unter einem Könige, die friedlichen Thüringer, welche mehr den Ackerbau als den Krieg liebten.

Die Bojer, welche Marbod mit seinen Markmannen aus Böhmen verdrängt hatte, lebten jetzt noch ruhig, aber, mannichfach bedrängt, als römische Kolonisten.

Von den Alemannen.

Die Alemannen waren gar kriegerisch gesinnt und hatten eine sehr gewandte Reiterei. Auch hingen sie fester, als die Franken, an ihren alten Sitten und Einrichtungen. Im Jahr 213 zog der hinterlistige und grausame Caracalla in ihr Land. Durch falsche, freundliche Worte ließ er eine große Zahl alemannischer Jünglinge um sich versammeln, und sie, die sich nichts Schlimmes versahen, durch seine Soldaten niederhauen. Die Teutschen, ob solcher Schänd-

lichkeit erbittert, griffen nun zu den Waffen, und zu den Alemannen schaarten sich die Katten. Unfern des Mains kam es zur Schlacht, wo die römische Kriegskunst siegte. Viele germanische Frauen wurden bei dieser Gelegenheit gefangen, und vor den römischen Imperator geführt. Er fragte sie, ob sie lieber sich als Sklavinnen verkaufen lassen, oder durch das Schwert seiner Krieger sterben wollten.

Gib uns den Tod, riefen sie einstimmig und ohne sich lange zu bedenken. Der Tirann ließ sie aber dessen ungeachtet verkaufen, die Unglücklichen aber tödteten sich jetzt einander selbst, und viele Mütter erwürgten auch ihre Kinder, damit sie nicht Knechte der Römer wurden.

Die Kunde von dieser gräßlichen Römerthat verbreitete sich schnell durch alle teutsche Gauen und empörte alle teutsche Herzen. Viele Völkerschaften, selbst die, welche um die Elbe und bis ans Meer wohnten, ließen dem Wütherich entbieten, sie würden kommen und schreckliche Vergeltung üben. Dem Caracalla wurde darob unheimlich zu Muthe, und er kaufte sich mit Geld los. Da dieß andere Teutsche vernahmen, folgten sie dem Beispiele ihrer Landsleute, und der Kaiser wußte bald des Geldes nicht mehr genug aufzutreiben, um seine Feinde zu beschwichtigen, weswegen er zuletzt falsche Münze prägen ließ, welche er aber nicht den Teutschen, sondern seinen Unterthanen gab.

Er hielt ſich nachher öfters in Germanien auf, beſonders an der Donau und an den warmen Heilquellen zu Baden, wo auch Denkſteine mit ſeinem Namen gefunden wurden. Da ſuchte er ſich nun den Teutſchen auf alle Weiſe gefällig zu machen, trug manchmal ihre Kleidung und falſche teutſche Haare, und wählte ſich eine Leibwache theils aus freien germaniſchen Jünglingen, theils aus ihren Knechten, welche ſonſt, bei den Römern, nur in Zeiten höchſter Noth Waffen tragen durften, und nannte ſie ſeine Löwen. Er meinte, ſie würden ihn gegen die Römer ſchützen, denen er auf keine Weiſe trauen durfte. Aber er fiel zuletzt durch die Hand eines Teutſchen und endete ein ſchmachvolles Leben mit einem unrühmlichen Tode.

Im Jahr 234 verſuchten es die Alemannen zum erſtenmale, die Römer vom Rheine zu vertreiben. Da zog ihnen der Kaiſer Alexander Severus mit einem Heere meiſt aus orientaliſchen Völkern entgegen, mußte aber mit Geld Frieden erkaufen. Maximian, ein gemeiner Thrazier, zettelte darum eine Verſchwörung gegen ihn an, und der Kaiſer wurde bei Mainz ermordet.

Fernere Begebnisse der Alemannen.

Das große Weltreich der Römer neigte sich jetzt, immer sichtbarer, zum Untergange. Von allen Seiten drangen die germanischen Stämme, gleich wilden Gebirgsströmen, heran, und wurden sie auch auf einem Punkte zurückgeworfen, so erneuten sie den Angriff auf einem andern. So ging ein alemannisches Heer über die Donau, stürzte sich in die Ebene der Lombardei hinab, und bezeichnete seinen Weg mit Raub und Zerstörung. Am Oberrhein war es ziemlich ruhig, aber weiter abwärts hauste ein kecker, wilder alemannischer Jüngling, Krok mit Namen. Den fand seine Mutter düster und nachsinnend sitzen, und fragte ihn um die Ursache seines Unmuthes. Der Jüngling sprach: Ich möchte mir gern einen Namen machen. Gib Rath, wie ich es anfangen soll?

Die Alte lachte höhnisch und deutete nach dem Rhein hin. Dort drüben, rief sie, dort drüben, im Land unserer Feinde, stehen Tempelhallen mit fremden Göttern; dort sind Mauern und Thürme,

welche die Freiheit höhnen, dort gedeihen Pracht und Ueppigkeit, die uns verderblich werden. Nimm deine Mannen und dein Gefolg, und mach die Heimath der Fremden zur Wüste!

Der junge Häuptling folgte dem Rathe seiner Mutter. Er zog mit einem Heerstamm bei Mainz über den Rhein, zerstörte Städte und Dörfer, und bei Trier einen heidnischen Tempel von ungeheuerem Mauerwerk. Auch der Christen schonte sein Schwert nicht, und die, deren Leben er schonte, wurden in die Knechtschaft geschleppt. Bei Metz fiel er in die Hände der Römer, und mußte qualvoll sterben.

Um das Jahr 277 schienen die Römer noch einmal sich ermannen zu wollen. Ihr Kaiser Probus trieb die Alemannen über den Neckar, und sie mußten Frieden machen und Geiseln geben. Einen Theil der überwundenen jungen Mannschaft nahm Probus in Sold, denn das war nun römische Sitte geworden, auch baute oder erneute er jene Mauer, die im Nordgau, bei Neustadt an der Donau, ihren Anfang nahm, und über Berge, Thäler und Sümpfe bis Wimpfen am Neckar und von da zum Rheine zog. Teufelsmauer und Heidenmauer nennt das Volk noch jetzt die Ueberreste derselben.

An der Mosel ließ der römische Imperator Weinberge für seine Soldaten anlegen, und ohne Zweifel geschah das nämliche um diese Zeit am Neckar. So brachten die römischen Eroberer den

besiegten Ländern doch auch manches Nützliche und der zerstörende Krieg selbst mußte hier zur Verbreitung der Kultur dienen.

Noch ein heftiger Kampf zwischen den Alemannen und Römern hatte Statt unter Kaiser Julian, der in der Geschichte der Abtrünnige heißt, weil er vom Christenthum wieder zum Heidenthum zurückkehrte. In Gallien streiften um diese Zeit die Franken von der einen Seite, und die Alemannen von der andern. Wohl hatte Konstantius sie durch niedrige Hinterlist geschlagen, und die gefangenen Heerführer gegen wilde Thiere kämpfen lassen, uneingedenk, daß ihn ein alemannischer Heerführer zuerst zum Kaiser ausgerufen; aber sie kamen immer wieder von neuem, mit frischen Kräften. Konstantius ernannte darum den Julian zum Cäsar, und schickte ihn nach Gallien, wo die Teutschen bereits fünf und vierzig Städte, ohne die Burgen und Kastelle, ausgeplündert hatten, und im Besitz des ganzen Rheinufers waren. Julian gewann einige Vortheile gegen die Alemannen, doch kam es erst nach einem Jahre zur Entscheidung. Damals saßen, aufwärts vom Neckar bis zu den Waldstädten, drei Könige, Knodomar, Gundomad und Vadomar mit Namen. Die beiden letzten hatten bereits Frieden mit den Römern gemacht, aber der erste rief die Gauen zu den Waffen, und alles Volk strömte herbei. Gundomad wurde von den Seinen ermordet, weil er den Frieden nicht brechen wollte; und sein Gau und noch fünf Häuptlinge

vereinten sich mit Knodomar, und lagerten um das alte Argentoratum. Aus dem Lager schickten sie Abgeordnete an Julian und ließen ihm sagen: Er solle dieß Land räumen, welches sie ersiegt hätten, oder auf der Wahlstatt zum ehrlichen Kampfe sich stellen.

Julian mußte es wohl auf eine Schlacht ankommen lassen, denn schimpflichen Frieden durfte er nicht schließen. Die Gesandten behielt er darum, gegen alles Recht, zurück, und ließ schleunig die Verschanzungen vollenden. Die römischen Anführer waren der Meinung, man müsse die Teutschen angreifen, so lange sie noch in dichten Haufen ständen, und Julian rückte ihnen auch wirklich entgegen. Auf einer Höhe, die mit reifen Aehren bedeckt war, stand die Vorwache der Alemannen, ihre Schaaren aber barg der Hügel. Die Römer merkten dieß, machten Halt, und ordneten den Angriff. Dasselbe thaten die Germanen. Nach altem Kriegsbrauch stellten sie Fußgänger neben die Reiter, damit sie einander gegen die geharnischten Feinde unterstützen möchten.

Hauptführer der Teutschen waren Knodomar und Serapio. Jener, der mächtigste unter den Eidgenossen, nahm seinen Platz an der Spitze des linken Flügels, wo der heißeste Kampf erwartet wurde. An Größe und Muth ragte er, auf seinem wilden Streithengst, über Alle hervor. In der Rechten schwang er einen ungeheuren Speer, und um den Haarbusch flatterte eine feuerfarbige

Binde. Den rechten Flügel führte sein Neffe Serapio, ein muthiger Jüngling. Sein Vater, Madarich, hatte lange als Geisel in Gallien gelebt, und sich dort in die griechischen und egyptischen Mysterien einweihen lassen, denn diese wurden besonders durch die römischen Legionen auch im Abendlande verbreitet. Dadurch mochte er veranlaßt worden seyn, den Namen Agenarich, den sein Sohn früher trug, in Serapio zu verwandeln. Noch fanden sich, in den Reihen des germanischen Heers, fünf andere Fürsten, und ein zahlloses Gefolge von Edlen.

Jetzt erklangen die Schlachthörner, und mit gesträubtem Haar und feuerflammenden Augen stürzten die Alemannen auf die römische Reiterei. — Staubwolken erhoben sich, und wildes Geschrei der Kämpfenden und Fallenden. Schon wich die Reiterei der Römer, und die Teutschen brachen in die Reihen ihres Fußvolks ein. Das Warlied ertönte, erst dumpf, wie das Gemurmel des fernen Donners, dann immer lauter und furchtbarer, wie das Getöse der Schlacht zunahm. Die Alemannen schienen einen Augenblick zu ermatten, dann erhoben sie sich mit neuer Wuth; sie hieben die Schilddächer der Römer durch, und warfen alles vor sich nieder. Der Verwundete erhob sich noch einmal, und suchte noch ein Opfer mit sich hinabzuziehen, bis er blutlos zu Boden sank. Der Kampf raſete fort und fort, und auf keine Seite neigte sich die Entscheidung

Ein Haufe germanischer Freiwilliger brach jetzt hervor, und machte sich Bahn bis in die Mitte der Feinde; — an Kraft waren die Teutschen überlegen, an Gewandtheit aber die Römer, an Muth mochten sich beide gleich seyn. Ohne Zweifel wäre der Sieg unsern Landsleuten geblieben, hätte nicht zuletzt eine abergläubische Furcht sie angewandelt. Sie wandten sich plötzlich zur Flucht und warfen sich in den Rhein, wo noch viele den Tod fanden. Knodomar gerieth mit seinem Pferde in einen Sumpf, und mußte sich zum Gefangenen ergeben. Zweihundert seiner Getreuen, als sie das Schicksal ihres Führers sahen, kehrten zurück, und theilten freiwillig sein Schicksal.

Julian suchte nun die Alemannen in ihrem Lande auf, und ließ sengen und brennen, aber in die Berge wagte er sich nicht, auch hatten seine Streifzüge, die er über den Rhein that, keine nachtheiligen Folgen für die Teutschen. Man konnte sie damals einem Baume vergleichen, dessen Stamm nur um so kräftiger wird, wenn ihm das Beil einen Theil seiner Aeste raubt. Nach Julians Tode brachen unsere Väter neuerdings in Gallien ein, und während Kaiser Valentinian die Pikten und Scoten in Britannien und die räuberischen Sachsen und Franken zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen hatte, unternahm Rando, ein alemannischer Führer, Mainz zu überfallen. Die Bewohner dieser Stadt waren damals

schon größtentheils Christen, und Jung und Alt hatte sich eben zu einem feierlichen Bußgange versammelt, als die Teutschen heranstürmten, und sich leicht des unvertheidigten Ortes bemächtigten. Rando führte Männer und Weiber und große Beute mit sich über den Rhein zurück.

So, in einzelnen Kämpfen, übten die germanischen Stämme ihre junge Kraft, und lernten den Krieg durch den Krieg. Die Bande aber, welche das große Römerreich so lange zusammengehalten hatten, wurden immer lockerer und lockerer, denn es galt kein Gesetz mehr und keine Zucht und keine Sitte. Die Tugend gab keine Ehre mehr und das Laster keine Schande. Sind aber Völker so tief gesunken, dann kommt für sie der Tag des Weltgerichts, und ihr Name hört auf in der Geschichte. Darin bewährt sich die Weisheit der Vorsehung bei der Erziehung des Menschengeschlechts. In das, was verwesen ist, müssen frische Lebenskeime gelegt werden, wenn die Menschheit nicht gänzlich verwildern soll.

Von der Völkerwanderung und dem Könige Attila.

Römer gab es jetzt nur noch dem Namen nach, aber die Teutschen waren dieselben. Der Krieg ging ihnen über alles, und da sie den Ackerbau blos durch Knechte treiben ließen, so blieb ihnen jenes feste Band fremd, welches uns an den heimathlichen Boden knüpft. Nur das Land ist dem Menschen theuer, welches er selbst baut, dem er das Samenkorn vertraut und die Gebeine seiner Todten. Von dem Baum, von der Blume, die er pflanzte, kann er sich nur mit Schmerz trennen. Ein solches Gefühl mußte aber unsern Vätern noch fremd seyn, denn es ist eine Blüte der Civilisation. Allenthalben im germanischen Lande standen, gegen Ende des vierten Jahrhunderts, die Einwohner zur Auswanderung und zum Kampfe bereit: am Niederrhein die Franken, am Oberrhein die Alemannen, an der Oberdonau die Markmänner, Quaden, Sueven; an der Niederdonau die Gothen. Neben diesen harrten noch viele Stämme, und selbst die Anwohner der See, eines günstigen Augenblicks.

Dieß war jedoch nicht nur im teutschen Lande der Fall; auch andere Völker gaben sich, freiwillig oder nothwendig, der allgemeinen Bewegung hin, und der Stoß, der das Eine traf, theilte sich den Uebrigen mit. Zuerst erhoben sich, um 376, im asiatischen Norden, die Hunnen, gingen unvermuthet über die mäotische See, überwältigten die Alanen und stürzten sich alsdann auf die benachbarten Gothen, welche nun ebenfalls gezwungen waren, weiter zu gehen. Dieß war die Loosung zu der berühmten Völkerwanderung. Die Hunnen waren aber eine eben so fremde als furchtbare Erscheinung. Die Geschichtschreiber jener Zeit behaupten, sie hätten wilden Thieren eher geglichen, als Menschen, und die Gothen glaubten, sie seyen von bösen Geistern und Alraunen oder Hexen, die ein gothischer König ehemals in die Wüste verjagt, erzeugt worden. Uebrigens war ihre Gestalt die der heutigen Kalmücken, sie waren breitschulterig, von dicken, kurz-untersetzten Leibern, hatten ganz kleine Augen, und dicke, glatte Gesichter. Zu ihren Speisen brauchten sie kein Feuer. Die meiste Zeit brachten sie auf ihren Pferden zu, welche sie trefflich zu tummeln wußten. Dabei waren sie vorzügliche Pfeilschützen.

Diese erste große Völkerbewegung wurde zwar wieder auf mehrere Jahre gehemmt, aber um 400 und 405 brachen die Gothen, mit größerm Ungestüm, in Italien ein, und bald darauf sah man,

ein halbes Jahrhundert hindurch, einen Zug nach dem andern entſtehen. Die Vandalen, Alanen (ein gothiſches Volk) und Sueven (verſchieden von den Alemannen) zogen über den Rhein nach Gallien und von da nach Spanien, wo ſie verſchiedene Reiche gründeten. Im Jahr 429 gingen die Vandalen größtentheils nach Afrika hinüber, und errichteten dort ein teutſches Reich, welches aber ſchon 534 vom Kaiſer Juſtinian wieder vernichtet worden. Ein anderes Reich ſtifteten die Weſtgothen im ſüdlichen Gallien, das ſich bald bis nach Spanien ausbreitete. Um 414 ließen ſich die Burgunder, mit Bewilligung der Römer, gleichfalls in Gallien, an der Rhone nieder, die Franken und Alemannen aber, obwohl unmittelbare Rheinanwohner, konnten am ſpäteſten feſten Fuß in Gallien faſſen.

Wie aber der erſte Stoß zu der Völkerwanderung von den Hunnen ausging, ſo geſchah auch der letzte Zug nach Weſten, durch eben dieſes Volk, unter ſeinem Könige Attila oder Etzel.

Seit ſeiner Ankunft an der Donau hatte dieſer Barbarenſchwarm ziemlich ruhig geſeſſen, bis Attila auftrat, und Aſien und Europa zittern machte. An Leibesgeſtalt war er den übrigen Hunnen gleich, aber ihn erfüllte der Geiſt großer Unternehmungen, und er verſtand es eben ſo gut, kühne Entwürfe zu machen, als ſie auszuführen. Er war ungemein einfach in ſeiner Lebensweiſe, aß auf Holz und trank aus einem hölzernen Becher, ſah immer düſter aus, und

erheiterte sich nur, wenn die Sänger, welche er an seinem Hoflager hielt, die Thaten seiner Krieger sangen.

Lange mocht' er hin und her erwogen haben, ob er mit seiner Macht sich zuerst gegen den Orient oder den Occident wenden sollte; da erschien bei ihm ein geheimer Bote von Honoria, der Schwester Kaiser Valentinians III. Sie trug ihm ihre Hand und als Brautschatz den Thron ihres Bruders an, der ihre schlechten Sitten nicht hatte dulden wollen, und übersandte ihm zugleich einen kostbaren Ring. Ein solcher Antrag mußte dem Ehrgeiz des häßlichen Hunnen schmeicheln, und er willigte um so leichter ein, da zu eben der Zeit der Vandalenkönig Ganserich und ein fränkischer Fürst ihn zu dem Zug aufmunterten. Noch ein Umstand soll beigetragen haben, seinen Entschluß zu befestigen. Eines Tags trat vor ihn ein fremdes Weib von seltsamem Ansehen, und überreichte ihm ein Schwert, welches in der Erde gefunden worden, und das Schwert des Kriegsgottes seyn sollte. Attila hatte aber, ohne Zweifel, dieß Possenspiel selbst veranstaltet, um auf sein Volk zu wirken, welches nun seinen König, durch ein solches Unterpfand, für unüberwindlich ansehen mußte.

Der Hunnenkönig brach jetzt auf, und an ihn schlossen sich, nach und nach, hundert Völkerschaften. Auch viele Teutsche traten zu dem Heer, welches auf den alten Römerstraßen an der Donau herauf kam. Attila nahm seinen Weg bei Augsburg vorbei, und

da soll ihm, wie einst dem Drusus, eine furchtbare weibliche Gestalt, halb nackt, auf einem Pferd entgegen gekommen seyn, und ihn drohend ermahnt haben, die Stadt nicht zu berühren.

Am Oberrhein ließ Attila ganze Wälder fällen, und Flösse und Schiffe zum Uebergang verfertigen. Wo er hinzog, da wandelte vor ihm der bleiche Schrecken, und hinter ihm der Hunger und die Seuche. Alles wurde zur furchtbaren Wüste, und die wilden Thiere lebten lange Zeit von den Leichnamen der Erschlagenen.

Die Völker in Gallien, als ihnen die schreckliche Gefahr nahte, vergaßen ihre Zwiste und traten zu dem römischen Feldherrn Aetius. Auf der Ebene von Catalaunum (Chalons) stand die ganze Macht der Westwelt, um der Ueberschwemmung der Barbaren ein Ziel zu setzen. Jetzt wurde eine der blutigsten Schlachten geliefert, deren die Zeitbücher gedenken. Sie dauerte bis tief in die Nacht, und kein Theil wollte weichen. Aber Attila erkannte wohl, daß er diesen Wall nicht durchbrechen könne; er wandte sich Tags darauf nach dem Rhein zurück, und stürmte von da über die Alpen nach Italien.

Von den Franken.

Weil die Franken lange unter mehreren Oberhäuptern ſtanden, ſo machten ſie auch erſt ſpäter ihre Eroberungen, allein dieſe waren um ſo dauerhafter. Von den Sitten und der Denkart dieſes Volkes machen jedoch ſeine eigenen Schriftſteller keine günſtige Schilderung, Treu und Glaube waren ihm etwas fremdes, und in keiner Geſchichte kommen ſo viele Meineide und ſchreckliche Treuloſigkeiten vor, als in der fränkiſchen. Sie ſelbſt nennen ſich in ihrem Geſetzbuche „die vortreffliche Nation der Franken, die tapfer im Felde iſt, tief in ihren Rathſchlägen, edel und geſund am Leib, wohlgebildet, keck, hurtig, abgehärtet und — ehrlich!“

Der Frankenkönig Chlodwig (Ludwig) war es eigentlich, der den Grund zum großen Frankenreiche legte, die Römer vollends aus Gallien verjagte, und auch den Weſtgothen und Burgundern noch einen Theil ihrer Beſitzthümer in dieſem Lande abnahm. Auch machte er ſich Thüringen zinsbar, und nur die Alemannen konnten ihm

noch gefährlich werden. Diese sahen auch die wachsende Macht der Franken mit gerechtem Mißtrauen an, und zogen gegen sie zu Felde. Schon hatten sie Siegbert, König der Uferfranken, in seinem Gebiet am Unterrhein angegriffen und geschlagen, da machte sich Chlodwig gegen sie auf. Bei Zülpich kam es im Jahr 497 zur Entscheidungsschlacht. Bereits neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen, als ihr Anführer getödtet wurde, und nun plötzlich ein wildes Schrecken sie ergriff. Chlodwig hatte, als die Schlacht für ihn verloren schien, das Gelübde gethan, zum Christenthum überzutreten. Auch ließ er sich nachher wirklich in Rheims taufen, mehr aus Politik, als aus religiösem Gefühl, denn dieses kannte er nicht.

In die Zeit seiner Regierung fällt die erste fränkische Kirchenversammlung, auch hatte er an seinem Hofe schon Staats- und Hofämter, zum Beispiel einen Reichs-Großhofmeister, einen Connetable, vier Jägermeister, Erzfalkoniere, Kanzler, Kämmerer u. s. w. Auch das Lehenwesen nahm jetzt seinen Anfang. Die Vasallen erhielten für ihre Dienste Ländereien, die freilich meistens noch nicht erblich waren.

Aber erblich war jetzt schon unter den Franken die Königswürde. Die Einweihung der Könige geschah noch ohne Krönung und Salbung. — Der neue König wurde auf einen Schild gesetzt, und der Versammlung gezeigt, welche ihm dann Beifall zurief.

Alsdann mußte er die Versicherung geben, die Gesetze zu handhaben. Die Frauen von der Thronfolge auszuschließen, war Gewohnheit der alten Teutschen. Chlodwig erhob diese Gewohnheit zum Gesetz.

Die Franken hielten um diese Zeit öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel, zuerst im März und später im Mai, daher die Benennungen: Märzfeld und Maifeld.

Nach Chlodwigs Hinscheiden theilten sich seine vier Söhne in das Reich. Theoderich der ältere erhielt Austrasien, Oestreich, oder das Land zwischen Mosel und Rhein. Er war treulos, wie sein Vater. Den thüringer Herzog Hermannfried lud er nach Zülpich zur freundlichen Unterredung ein, ließ ihn dort von der Stadtmauer stürzen, und vereinigte Thüringen mit Austrasien. Dabei halfen ihm die Sachsen, und erhielten, zum Lohn, den mitternächtlichen Theil des Landes. Auch Baiern mußte die Hoheit des Frankenkönigs anerkennen.

Ueber diesem Königshause schien aber dasselbe furchtbare Schicksal zu walten, wie in der alten Welt über dem Geschlecht des Tantalus. Durch seine Verbrechen sollte es untergehen.

Die Enkel Chlodwigs geriethen in Zwiespalt. Dieser ward besonders unterhalten durch Fredegunde, die Gemahlin Chilperichs, und Brunchild, die Gemahlin Siegberts. Fredegunde hatte ihren Schwager Chilperich und ihren eigenen Gemahl ermorden lassen,

und viele andere Morde verübt. Sie wurde in ihrem Bette erwürgt. Noch schrecklicher war das Loos Brunehildens, der man vorwarf, sie habe zwölf Könige umbringen lassen. Sie wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, und zu Tode geschleift.

Dieß that Chlotar II., ein Sohn Chilperichs I. und der Fredegunde, nachdem er vorher noch zwei Prinzen, die letzten Zweige seines Hauses, erwürgt hatte, um allein zu herrschen.

Das Maas der Blutschuld füllte sich nun immer mehr und mehr. Dagobert, ein Sohn Chlotars II., übertraf seine Vorgänger an Tücke und Ruchlosigkeit. Er verdrängte Bruder und Neffen aus ihrem Erbe, und mit seinem Tode neigte sich die bisherige Dynastie sichtbar zu irgend einem tragischen Ende.

Die Großhofmeister (Hausmeyer, Majores domus) erweiterten jetzt immer mehr und mehr ihr Ansehn und ihre Gewalt. Sie setzten Könige auf den Thron und stießen sie wieder herab. Dieß Spiel wurde mit den schwachen Nachkömmlingen Dagoberts getrieben, bis im Jahr 678 Theodorich III., König von Neustrien, der zuerst in ein Kloster gesteckt und von da wieder zur Königswürde herausgeholt worden war, auch auf Austrasien Ansprüche machte. Die Austrasier weigerten ihm die Anerkennung, und der Hausmeyer Pipin von Herstall unterstützte sie in diesem Entschlusse. Nun kam's zum Kriege. Pipin wußte aber die Waffen zu führen; er schlug den Theodorich

mehrmals, und zuletzt im entscheidenden Treffen bei Testri, welches ihm die ganze fränkische Monarchie in die Hand lieferte. Zwar behielt er den bescheidenen Namen eines Hausmeyers bei, aber bei ihm ruhte eigentlich die gesammte königliche Macht, während Theodorich und seine Nachfolger den königlichen Titel führten.

Auch brachte Pipin die Alemannen und Baiern wieder zum Gehorsam, und zwang die Friesen zu einem Tribut. Er starb 714, ehe seine Entwürfe gereift waren.

Aber sein Sohn Karl Martell erbte des Vaters Würden und auch seinen Geist. Er war König, ohne den Namen, führte glückliche Kriege wider die Baiern, Aquitanier, Schwaben und Friesen, legte den Sachsen einen Tribut von Pferden auf, und kämpfte eben so rühmlich gegen die Sarazenen und Mauren, die in Spanien und Portugall eingefallen waren, und nun auch das Frankenreich bedrohten.

Doch auch ihn übereilte der Tod, nachdem er seinen Söhnen den Weg zum Throne gebahnt hatte. Indeß hatte er noch vorher seinen Sohn Karlmann zum Hausmeyer in Austrasien, und Pipin den Kurzen zum Hausmeyer in Neustrien ernannt. Jener ging aber ins Kloster, und so blieb dieser Herr der Monarchie. Zwar lebte Chilperich III. noch, ein Scheinkönig, der blos für seinen Körper sorgte, und seine Tage in schimpflichem Müssiggange zubrachte. Doch diesen bei Seite zu schaffen, war dem gewandten Hausmeyer

leichtes Spiel. Die Sache wurde heimlich mit dem päbstlichen Stuhle abgemacht; die Geistlichkeit sprach nun laut für Pipin und gegen Chilperich. Die Edlen und das Volk waren ihm ohnedieß wenig gewogen. Auf einer Reichsversammlung ward beschlossen, Chilperich sollte zum Mönch geschoren werden, und Pipin den Thron besteigen. Bonifaz salbte und krönte den neuen König, eine Feierlichkeit, welche den Franken bis dahin nicht bekannt war. Wahrscheinlich sollte die Handlung dadurch einen religiösen Charakter erhalten, und den Schein der Unrechtmäßigkeit verlieren.

Das Geschlecht der Merovinger war nun (752) erloschen, oder vielmehr, durch ein vom Glück begünstigtes Verbrechen, des Thrones beraubt worden, aber für Teutschland war das Ereigniß von den größten Folgen. Es entstand eine feste Macht, ohne welche nie ein gesetzlicher Zustand begründet werden mochte.

Pipin, obgleich Usurpator, zeigte doch große Regententugenden. Gegen die Sarazenen unternahm er einen glücklichen Feldzug, und der Pabst Stephan II. ging selbst nach Frankreich, um von ihm Beistand wider die Longobarden zu erhalten. Pipin führte dem Pabst seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, vor, der sie segnete und zu römischen Patriziern ernannte. Hierauf ging er mit einem Heer nach Italien, schlug den Longobardenkönig Aistulf, und zwang ihn zur Abtretung des Exarchats, und zur Zurückgabe der Kirchengüter.

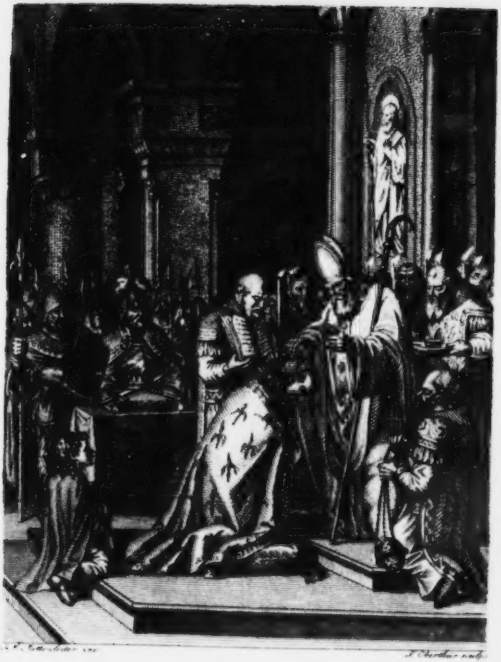
Auch gegen den Baiern-Herzog Thassilo kehrte Pipin seine Waffen, und jener mußte sichs gefallen lassen, sein Herzogthum von den fränkischen Königen zu Lehen zu nehmen.

Die Sachsen wollten, unter ihm, das fränkische Joch abschütteln, allein ihr Unternehmen blieb ohne günstigen Erfolg.

Pipin starb im Jahr 768, das Reich wurde unter seine Söhne getheilt. Karl erhielt Neustrien, Burgund ꝛc., Karlmann aber Austrasien, Thüringen und Schwaben. Diese Theilung hätte ohne Zweifel neuen, blutigen Zwist erregt, aber zum Glück starb Karlmann bald, seine Söhne waren noch minderjährig, und Karl, in der Geschichte der Große genannt, bemächtigte sich des ganzen Frankenreichs.

Wie das Christenthum unter den Teutschen sich ausgebreitet.

In den römischen Niederlassungen am Rhein und an der Donau sah Teutschland, ohne Zweifel, die ersten Bekenner des Christenthums. Schon unter Kaiser Diokletian sollen zu Augsburg die



heil. Afra und ihre Mutter Hilaria den Tod der Märtyrer erlitten haben. Um die Zeit, da Attila eben erst gestorben war, lebte im Norikum der heil. Severin, und predigte dort die Lehre des Kreuzes. In seine dunkle, einsame Hütte kamen manchmal selbst die Häuptlinge und Führer der Völkerschaften, und wollten seinen Rath haben, bisweilen auch seinen Segen. So trat einst der wilde Helden-Jüngling Odoaker zu ihm ein, tief gebückt, denn bei seiner hochragenden Gestalt hätte sonst sein Haupt das Dach berührt, und forderte von dem frommen Manne gleichsam die Weihe zu seinem Römerzuge. Der Heilige soll ihm auch geweissagt haben, daß er König von Italien werden würde.

Gibud, ein alemannischer Fürst, stattete ihm gleichfalls einen Besuch ab, und forderte ihn auf, eine Bitte zu thun, die er gewiß gewähren wolle. Nun denn, sprach Severin, so verwüste nicht ferner die Wohnungen der Menschen, und gib die Gefangenen frei. Das Letzte that der König auch wirklich, und man sieht aus der Geschichte dieses frommen, christlichen Missionärs, wie gewaltig die Tugend auch auf rohe, wilde Naturen wirke.

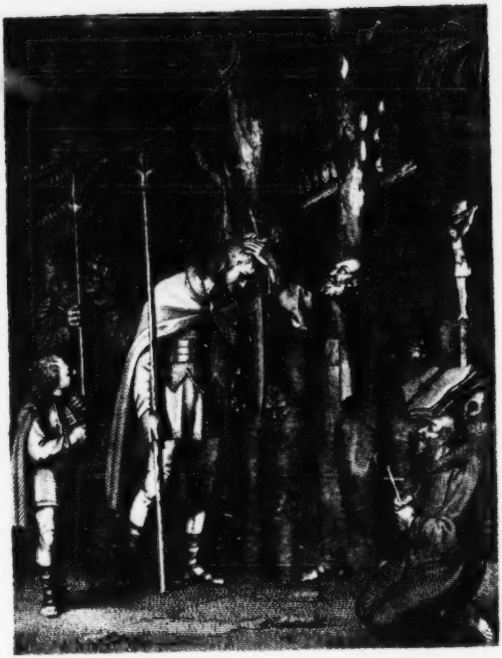
Die Nachricht von der Einführung des Christenthums unter den Burgundionen hat etwas sehr Rührendes. Dieses einfache, ruhige Volk, welches größtentheils das Zimmerhandwerk trieb, mußte großes Ungemach von den Hunnen erdulden. Da es nirgends Schutz

und Sicherheit gegen diese räuberischen Horden finden konnte, ging es unter sich zu Rath, und die Weisesten sagten: Menschen haben uns bis jetzt ohne Hilfe gelassen, so wollen wir uns denn einem mächtigen Gott anvertrauen, und ein solcher ist der Gott der Christen. — Dieser Vorschlag ward angenommen; die Burgundionen ließen sich alsbald taufen, und gewannen nun solche Zuversicht, daß sie, mit kleiner Zahl, 300,000 Hunnen schlugen, deren König eben, durch Unmäßigkeit, eines plötzlichen Todes gestorben war.

Die meisten seiner ersten Apostel erhielt aber Germanien aus Erin oder Irland. Dieß war eines der wildesten Länder und die westlichste Insel, welche teutsche Auswanderer in früherer Zeit erreicht hatten. Nun kamen die Abkömmlinge derselben in die Heimath ihrer Väter zurück, und brachten dahin die Lehre des Evangeliums und das Beispiel nützlicher Tugenden. Ich will die merkwürdigsten derselben kurz anführen.

Kolumban und sein Schüler Gall.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts erschien Kolumban, mit einigen Gefährten, im überrheinischen Gebirg, und baute sich, auf der Höhe der Vogesen, in einer alten Burgruine eine Zelle. Der burgundische König Theuderich ließ ihn an seinen Hof kommen, und ihm große Ehre erweisen. Aber Kolumban strafte mit brennender Rede die in Lastern ergraute Brunehild und schalt nicht minder



die schlechten Sitten des Königs und seiner Hofleute. Theuderich sandte ihm dessen ungeachtet kostbare Gefäße zum Geschenk, aber Kolumban zerbrach sie, im heiligen Eifer, Angesichts der königlichen Diener. Der König, auf Brunehilds Anstiften, verwies ihn hierauf, aber Theudobert bot ihm sichern Aufenthalt in Austrasien. Dorthin pilgerte nun Kolumban mit Gall und seinen übrigen Schülern.

Zu Arbon, in Helvetien, fanden sie gastfreundliche Aufnahme bei einem christlichen Priester, Willimar mit Namen, aber die rohen Bewohner des Zuger Thals gestatteten den Fremdlingen keinen Aufenthalt.

Sie wendeten sich daher gen Bregenz, wo ein alter heidnischer Tempel stand, und die Umwohner eben ein großes Fest feiern wollten. Gall war aber der Sprache des Landes kundig. Er trat in den Tempel unter das versammelte Volk, und predigte von Gott, dem Einen und Alleinigen, von Christus und seinem Sühnungs-Tode, von der Auferstehung und dem Gerichte jenseits. Während seiner Rede zersprang, mit großem Knall, ein Opfergefäß. Darüber wurden Alle bestürzt, und Viele riefen: wir wollen deiner Lehre glauben. Jetzt zerschlug Gall die Götzenbilder, warf die Stücke in den See, und nahm Wasser, und weihte den Tempel zur Kirche.

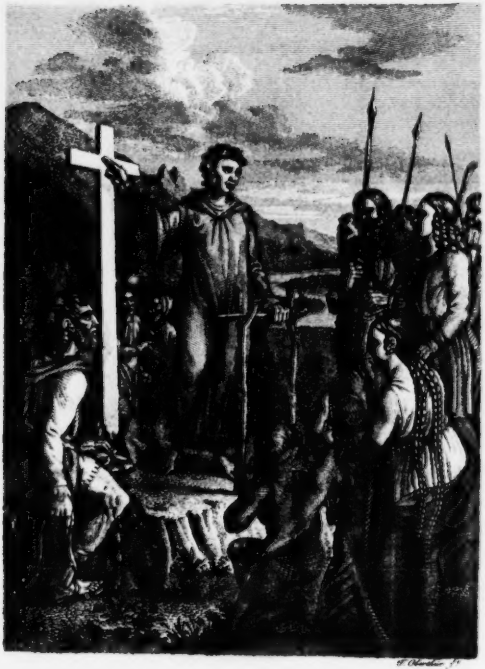
An diesem Orte verweilte Kolumban gegen drei Jahre. Seine Schüler bauten einen Garten bei ihren Zelten, pflanzten nützliche

Kräuter und Obstbäume, Gall aber wirkte Netze, und fischte damit im See. So brachten sie einige Kultur und mildere Sitten unter die Bewohner des Landes.

Es gab jedoch manche, die noch am alten Aberglauben hingen, und die Zertrümmerung ihrer Götterbilder nicht ungestraft hingehen lassen wollten. Diese begaben sich zum Herzog Gonzo, der Macht besaß in diesem Lande, und klagten gegen Kolumban und seine Gesellen, daß durch diese Fremdlinge die Jagd auf der Allmand gefährdet werde. Der Herzog zürnte darob, und befahl, die christlichen Lehrer zu verjagen, was sofort geschah. Gall mußte krank zurückbleiben, beim frommen Willimar, Kolumban aber, mit seinen Jüngern, wanderte zum Longobardenkönig Agilulf, der ihn gut aufnahm und in den Stand setzte, ein Kloster zu bauen, wo er auch bald darauf starb.

Gall.

Nachdem Gall genesen war, zog er mit dem Falkenjäger Hillibald, der ihm in die Einsamkeit folgen wollte, in ein wildes Thal, am Waldbach Steinach, wo Schlangen hausten und anderes Gezücht. Da baute er sich eine Zelle und ein Gärtlein. Dieß war der Anfang von St. Gallen. Aber in Ueberlingen erkrankte Gonzo's einzige Tochter, Friedberga, die dem austrasischen Könige Siegbert verlobt war. Kein Mittel wollte helfen gegen das bedenkliche



Uebel, und die Kranke rief nach Gall, dem frommen Einsiedler, der auch geholt wurde, und der Vertrauenden die Gesundheit wieder gab. Friedberga entsagte nun auch dem Weltleben, und der Vater baute ihr ein Kloster, in welchem sie den Schleier nahm.

Fridolin.

Auch er stammte aus Erin, und pilgerte, als Missionär, in das Land seiner Väter am Oberrhein. Ich will hier seine Geschichte in der schlichten Weise des Dichters geben, der sie, historisch treu, erzählt.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst, mit seinen Kindern, hauste
Walther hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimathberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienrose gleich,
Doch sie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Wenn sie oft, vom Rheingestade,
Zu dem blauen Himmel sah,
Mußte sie die Hand erheben,
Wußte nicht, wie ihr geschah.

Einmal, in des Herbstes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte sie der kleinen Schwester
Mütterlich ein Abendbrot.

Sieh, da kommt ein fremder Priester
Von dem Ufer auf sie zu,
Aus dem edlen Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walther eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land."

„Wandernd muß ich ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Und dem Tod den Stachel raubte,
Und der Hölle ihren Sieg."

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Treibest du mich auch von hier!
Schlägst du mir die eine Backe,
Reich' ich still die andre dir."

„Dieß ist meines Meisters Lehre!
Liebe war sein erst Gebot,
Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod."

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walthers felsenharten Sinn;

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl vom Himmelslicht.
Wahrlich, ruft sie, solche Worte
Kommen von der Erde nicht.

Jetzo mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint.
Immer sehnt ich mich nach Oben,
Wo der Stern des Abends scheint.

Und sie hebt empor die Hände,
Und den Blick von Zähren feucht;
„Weihe mich zu deinem Glauben,
O mein Herz es faßt ihn leicht!"

Und der Priester schöpft vom Quelle,
Naß an Wodans Felsaltar,
Läßt das Wasser niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umglänzet
Plötzlich jetzt den Gottesmann,
Walther wirft aufs Knie sich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an.

Geht dann hin zu Wodans Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil,
Baut ein Münster, auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich ſtrahlen noch die Thürme
Weithin übern klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltares
Ruhet Fridolins Gebein.

Auf der Inſel, wo Fridolin predigte, wurde nachher Seckingen gebaut, noch zeigt man dort ſeinen Altar und ſeinen Sarkophag.

Trudpert.

Er kam, wie Fridolin, aus der weſtlichen Inſel, und um dieſelbe Zeit nach Germanien, und begab ſich in das rauhe Münſterthal auf dem Schwarzwalde. Otbert, ein edler Alemanne, aus deſſen Geſchlecht Rudolf von Habsburg hervorging, wohnte daſelbſt, und nahm den chriſtlichen Pilgrim freundlich auf, und ließ ihm durch ſeine Jäger ein rauhes, einſames Felſenthal anweiſen, durch welches ein Waldbächlein rauſchte. Hier baute ſich Trudpert eine Zelle, und Otbert gab ihm ſechs Knechte, den Boden umzureißen und anzupflanzen. Drei Jahre lang ließen ſich die Knechte das einſame Leben und die Arbeit gefallen, aber Trudperts ſtrenge Sitten machten ihren Haß rege, und ein Geiſt des Abgrunds gab ihnen ruchloſe Gedanken ein. Einſt, als der Einſiedler, im Walde, unter einem Baume ſchlief, tödteten ſie ihn mit einem Beil. Otbert nahm gerechte Rache an den Mördern, ließ den Leichnam in eine ſteinerne Gruft legen und ein Kirchlein darüber bauen. Seine

Nachkommen aber errichteten auf der Stelle ein Kloſter, welches, ſpäter, nach Villingen verlegt wurde.

Landolin.

Er ſtammte aus Schottland, und zog, wie viele ſeiner Landsleute, ins galliſche Land, und von da über den Rhein, in den Mortingau. Da ſtanden einige arme Hütten, und in einer derſelben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Dieſe Familie gab dem Pilgrim ein Obdach, von da durchſtreifte er die Gegend, und ſuchte ein abgelegenes Plätzchen zu ſeiner Niederlaſſung. Ein ſolches fand er im friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Undiz ſich vereinigen, und fing auch alsbald an, den Boden vom Unkraut zu reinigen und urbar zu machen. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin arbeitete, hatte ſich ein Häuptling des Landes, Giſok mit Namen, auf den Trümmern eines Römerkaſtells, eine Burg erbaut, die heut zu Tage noch den Namen Giſenburg führt. Ein Jäger Giſoks traf den frommen Mann bei ſeiner Arbeit, und ermordete ihn. Da entſprangen, wie die Legende ſagt, aus dem Boden, den das Blut des Märtyrers benetzt hatte, jene fünf Heilquellen, die jetzt St. Landolins-Bad heißen, und noch häufig beſucht werden.

Edulf und die Seinigen wurden beſorgt, als ihr Gaſt nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hauſe kam. Sie gingen hinaus, ihn

zu suchen, und fanden seinen Leichnam, den sie begruben. Auf der Stelle, wo die That geschehen war, bauten sich nachher Mönche ein Kloster, und der Ort erhielt den Namen Mönchszelle.

Pirmin.

Zwo Stunden von Konstanz liegt im Bodensee eine wunderschöne, glückliche Insel, Reichenau genannt. Sie erhöht sich, von zwei Seiten, nach der Mitte zu, wo ein Kreuz steht, und noch jetzt auf die erste Geschichte des Eilandes hindeutet.

Vor mehr als tausend Jahren war es eine Wildniß, von Schlangen und anderm giftigen Gewürm bewohnt, und von Sümpfen und finstern Wäldern umgeben. Zu jener Zeit saß auf der Veste Sandegg im Thurgau, der Reichenau gegenüber, ein Abkömmling des mächtigen und tapfern Herzogs Gottfried von Alemannien. Dieser ließ den Abt Pirmin zu sich einladen, der aus Irland nach Gallien gekommen war, und bot ihm einen Platz an zu einer Kirche und einem Kloster. Pirmin schaute von der Sandegg herab, und spähte nach einer Stelle, die ihm zusagte. Da fiel sein Blick auf das verwilderte Eiland im Bodensee. Umsonst stellte ihm Bertold das Mühsame und selbst Gefährliche der Unternehmung vor; Pirmin ließ sich hinunterschiffen, nahm Werkzeug und Gehülfen mit, reinigte zuerst den Hügel, wo er ein Kreuz errichtete, und hierauf die ganze Insel, die nun allmählig in blühendes Feld sich umwandelte.

Kilian.

In Thüringen und einem Theil des nördlichen Frankens, der damals noch zu Thüringen gehörte, fand das Christenthum, so wie in Alemannien, viele Hindernisse, und noch am Schlusse des siebenten Jahrhunderts gab es daselbst heidnische Herzoge. Ein solcher war Gosbert, den der irische Missionär Kilian bekehrte, und zur Taufe unterrichtete. Aber Gosbert hatte die Frau seines noch lebenden Bruders geehlicht, und der fromme Priester drang in ihn, dieser sündhaften Verbindung zu entsagen. Geila, so hieß die Herzogin, entbrannte darob in blutigem Zorn, und ließ, in Abwesenheit ihres Gemahls, Kilian und seine Gesellen ermorden, und in einem Stalle begraben. Ihr Sohn Hettan blieb aber dem Christenthum treu, und berief den friesischen Bischoff Willibrord zu sich, um das göttliche Werk fortzusetzen. Hettans Tochter, Jamina, lebte mit einigen andern edlen Jungfrauen auf ihrem väterlichen Erbe, dem Marienberge bei Würzburg, wo sie eine Zelle gebaut hatte, und betrauerte, in klösterlicher Stille, den Fall ihres Hauses.

Narcissus.

Am Schlusse des dritten Jahrhunderts lebte zu Augsburg, welches damals eine römische Municipalstadt war, eine Frau, Namens Hilaria, mit ihrer Tochter Afra und einigen Mägden. Ihr Wandel war eben nicht sehr ehrbar. Eines Abends kommt ein

Fremder in ihr Haus und begehrt Herberge, die ihm freundlich bewilligt wird. Es war dieß aber der spanische Bischoff Narcissus, ein gar frommer Mann, den die Christenverfolgung unter Diokletian gezwungen hatte, sein Vaterland zu verlassen. Als man sich zu Tische setzen wollte, sprach der Bischoff ein rührendes Gebet, und dieß wirkte so sehr auf die Frauen, daß sie sich augenblicklich entschlossen, ihrem bisherigen Leben zu entsagen, und die Lehre des Kreuzes zu bekennen. Narcissus taufte sie, und gab ihnen Unterricht. Bald gesellten sich noch andere dazu, und es entstand eine kleine Christengemeinde, die im Hause der Hilaria ihren Gottesdienst hielt.

Bald wurde aber das Verfolgungsedikt des Kaisers auch in Augsburg bekannt gemacht, und der dortige Statthalter Gajus läßt die Hilaria, ihre Tochter und Mägde ergreifen und hinrichten. Dieß geschah auf der Insel, die ehemals der Lech auf dem baierschen Lechfeld bildete. Der Platz wurde nachher allgemeiner Begräbnißplatz der Christen; man erbaute eine Kirche darauf, bei welcher die ersten Bischöffe ihren Sitz wählten, und woraus zuletzt das berühmte Kloster St. Ulrich und Afra entstand.

Winfried.

Dieser Apostel der Teutschen, bekannter unter dem Namen Bonifaz, den ihm später die Dankbarkeit beigelegt, hatte gleichfalls Britannien zum Vaterlande. Er predigte zuerst das Evangelium

bei den Friesen, aber ihr Fürst Radbod wollte nichts von einer Lehre wissen, die sich auf Liebe und Demuth und Entsagung gründete, und Winfried mußte das Land wieder verlassen. Er ging nach Rom, kehrte aber bald nach Teutschland zurück, und suchte das Christenthum in Thüringen zu verbreiten. Seine hohe, edle Gestalt, und die Macht seiner Beredtsamkeit wirkten wunderbar auf die Menge, und sie ließen es geschehen, daß er das Beil an Wodans heilige Eiche legte, und auf dem Opferaltare, den Menschenblut genetzt hatte, das friedliche Bild des Kreuzes aufstellte. Rastlos durchzog er Teutschland, zerstörte die Götzenbilder in Hessen, erbaute Kirchen zu Erfurt, zu Frizlar, zu Amöneburg, legte Klöster und Klosterschulen an, ließ mehrere Gehilfen und auch edle Frauen aus England kommen, die er zu Vorsteherinnen in Nonnenklöstern ernannte. Unter diesen letzten sind Kunigild, Bergthit, Kundrut, Lioba und Waldburgis in der teutschen Kirchengeschichte bekannt.

Von Zeit zu Zeit begab sich Winfried nach Rom, um dem Pabst vom Erfolg seiner Sendung Nachricht zu geben, und dessen Befehle einzuholen. Dieß war wohl Ursache, daß er manchmal mit andern christlichen Lehrern in Teutschland in Zank gerieth. So in Baiern, wohin er um 733 kam. In diesem Land war ein alter, ehrwürdiger Lehrer, Ehren Wolf mit Namen, der sich an Winfrieds neue Einrichtungen und Vorschriften nicht kehren wollte. Diesen

behandelte Winfried mit Härte, obgleich auch die übrige baiersche Geistlichkeit es mit ihrem Landsmann hielt. Den Bisthümern, die er errichtete, gab er meist Irländer zu Vorstehern. Im Jahr 745 wurde Bonifaz auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz erhoben, um eben diese Zeit das bischöffliche Stift Fulda, durch seinen Schüler Sturm gegründet. Bonifaz behielt auch als Erzbischoff, und im vorgerückten Alter, den Bekehrungseifer bei, und pilgerte noch einmal, als Missionär, zu den Friesen, nachdem er zuvor für einen Nachfolger in seinem Erzbisthum gesorgt hatte. Auch diesesmal predigte er den wilden Küstenbewohnern, nicht ohne günstigen Erfolg. Viele nahmen die Taufe an, und Bonifaz ließ bei Dockum ein Zelt aufschlagen, welches statt einer Kirche dienen sollte, um die Neubekehrten darin zu firmeln. Die heidnischen Friesen überfielen den Erzbischoff während der heiligen Handlung. Die Jünglinge, welche die Taufe erhalten, drangen aus dem Zelt hervor, und stellten sich zur Wehre, aber Bonifaz ermahnte sie, kein Blut zu vergießen. Er trät hinaus im priesterlichen Gewande, sprach Worte des Segens, und von seinem Antlitze strahlte die Verklärung eines bessern Lebens. Heiter empfing er die Todeswunde, und sein Leichnam wurde nach Utrecht, und später nach Eisleben gebracht.

Bonifaz hat unstreitig große Verdienste in Teutschland. Wie es aber damals mit dem Christenthume in unserm Vaterland aussah,

dieß lernt man am beſten aus ſeinen Berichten an den Pabſt kennen.

„Die Religion, ſchreibt er an den Pabſt Zacharias, die Religion liegt in Teutſchland ſeit ſechzig bis ſiebzig Jahren völlig darnieder. Synoden werden nicht mehr gehalten, und die biſchöffl. Sitze größtentheils Klerikern oder Layen von den ſchlechteſten Sitten übergeben. Manche Diakone haben ſich, von ihrer Jugend an, in den ſchändlichſten Laſtern herumgewälzt, laſſen ſich hernach zu Prieſtern weihen, und ſteigen zu den höchſten Würden der Kirche. Laſſen ſie dann auch von einigem Böſen ab, ſo greifen ſie zu andern Dingen, werden Trunkenbolde, rohe Jäger, und ſcheuen ſich nicht einmal, in den Krieg zu ziehen, und das Blut von Heiden und Chriſten zu vergießen.“

In eben dieſem Schreiben rügt Bonifaz aber auch die verdorbenen Sitten der Römer, und behauptet, daß das böſe Beiſpiel den Teutſchen von dort gegeben werde.

Aus den gedachten Berichten ſieht man auch, wie in Teutſchland der alte heidniſche Aberglaube ſich mit den Satzungen und Gebräuchen des Chriſtenthums vermiſcht habe.

Das Verbrennen der Todten dauerte noch fort, obgleich unter den Chriſten das Begraben eingeführt war, oder man

verstümmelte die Leichname, damit man in der andern Welt meinen sollte, sie seyen auf dem Feld der Ehre gestorben.

Man hielt noch Mahlzeiten auf den Gräbern, schlachtete Thiere zum Todtenopfer, und schmaußte von ihrem Fleische.

Im Februar wurde noch immer die alte Sporkelfeier gehalten, zur Ehre der Göttin Freja, welcher gewöhnlich ein Schwein (Sporkel) geopfert worden war.

Schmausereien in den Kirchen waren häufig. Sonst geschahen sie zu Ehren der Götter, jetzt zu Ehren der Heiligen. Auch die Weissagungen fanden noch Statt. Es wurde ein Buch auf dem Altare aufgeschlagen, und was zuerst herumfiel, als Bedeutung angenommen.

Die Götterdienste in den Wäldern waren ebenfalls noch in Uebung. Man wallfahrtete noch zu heiligen Quellen und Wodanseichen, um die Zukunft zu erforschen, Viele glaubten gar, in den christlichen Kirchen, welche häufig in ehemaligen Götterhainen errichtet wurden, seyen die alten Götter noch unsichtbar gegenwärtig.

Wahrscheinlich hat dieser Aberglaube die Veranlassung gegeben, in Wäldern, zumal an Kreuzwegen, kleine Kapellen, oder auch nur bedeckte Nischen mit Heiligenbildern zu erbauen, oder auch, in den Stamm alter Eichen, Blinten einzuhauen, und ein Kruzifix oder eine Mutter des Erlösers darin aufzustellen. Solche

Bäume mit Bildern findet man jetzt noch häufig in Teutschland und Italien.

Die Teutschen, zur Zeit des Bonifaz, hielten, wie ihre Väter, den Felsen heilig, zumal wenn die Asche befreundeter Todten daselbst in Urnen aufbewahrt wurde; sie brachten Geschenke dahin und zündeten Lichter an, weil sie glaubten, die Geister der Abgeschiedenen verweilten manchmal um ihre Grabstätten.

Amulete und Zauberbinden wurden noch allgemein getragen. Die ersten waren aus Holz, Metall, Pergament, Erde ꝛc. gemacht, und mit magischen Zeichen beschrieben. Die Schrift bestand meistens in Einschnitten, die man Runen (Geheimnisse) nannte, und die Weiber, die sie verstanden, Alrunen. Ausserdem wurden gewisse Binden verfertigt, die zum Schutz gegen böse Geister oder Krankheiten dienen sollten. Um schußfrei zu seyn, trug man sogenannte Nothhemden.

Wahrsagereien geschahen nach dem Fluge der Vögel, nach dem Wiehern und Schnauben der Pferde, nach dem Nießen ꝛc.

Bei Viehseuchen oder Raupenfraß machte man Nothfeuer, durch Hölzer, die an einander gerieben wurden. Die verbrannten Stücke wurden alsdann in Gärten und Feldern, oder unter dem Vieh herumgeworfen.

Es gab unstete Orte. Man glaubte nämlich, es seyen manche Orte heilig, und Niemand wisse, ob sie da oder dort seyen. Begegnete nun Einem zufällig etwas Unangenehmes, so wähnte man, er habe den Genius des Ortes beleidigt, und sagte, er sey über eine Unstete gegangen.

Ein gewisses Kraut, das man noch Merzenkraut, Marienkraut, oder Liebkraut nennt, nannte man ehemals unsrer Frauen Bettstroh, und bereitete daraus einen Liebestrank.

Um die Höfe wurden Furchen gezogen, damit die bösen Geister nicht sollten darüber schreiten können.

Um Weihnachten hatten sogenannte heidnische Sprünge und Verkleidungen Statt, man vermummte sich in Thierhäute ꝛc., wie noch jetzt am St. Niklas-Abend.

An Festen und heiligen Abenden wurden Figuren aus Mehl gemacht. Diese Sitte findet man noch jetzt in einigen Gegenden des Schwarzwaldes.

Noch immer wurden Götzenbilder auf den Feldern herumgetragen, zur Abwendung von Wetterschaden, Ungeziefer ꝛc.

Allgemein herrschte der Glaube, Weiber könnten auf den Mond einwirken.

Uebrigens gehört der größte Theil dieser abergläubischen Meinungen und Gebräuche mehr dem Norden als dem Süden von

Teutſchland an, wie denn auch die Alemannen und Baiern nicht davor gewarnt wurden. Verdienſtlich war es immer, daß die chriſtlichen Miſſionäre gegen dieſen Unfug arbeiteten.

Selbſt die vielen Zellen und Klöſter, deren Errichtung ſie veranlaßten, waren der Kultur ungemein förderlich. Gewöhnlich entſtanden ſie in Wüſten, unbekannten Gegenden, und der Mönch war ſchon durch ſeine Regel gebunden, den Acker zu bauen, den Garten anzupflanzen, und öde Strecken urbar zu machen. Dazu kamen die Beiſpiele der Demuth, des Gehorſams, der Duldſamkeit und Verſöhnlichkeit, in einer Zeit, da die rohe Begierde zügellos herrſchte, und von einer ſittlichen Würde der Menſchennatur und einer höheren Beſtimmung unſers Geſchlechts keine Ahnung vorhanden war.

Die Klöster.

Die erſten Glaubensprediger, welche nach Teutſchland kamen, führten zwar ein wanderndes Leben, doch bauten ſie da und dort Kirchen und Zellen, und nahmen Gehilfen an, welche den Boden um die neue Anſiedelung her urbar machten. Wie klein auch eine Gemeinde ſolcher chriſtlichen Einſiedler im Anfang ſeyn mochte, ſo waren doch gewiſſe Vorſchriften und Einrichtungen unter ihnen nöthig, aus welchen nach und nach klöſterliche Verbindungen und Satzungen entſtanden. Der erſte, welcher in unſerm Vaterlande eine Kloſterregel gab, war Kolumban in St. Gallen. Er ſchrieb ſtrengen Gehorſam vor und demüthiges Schweigen. Der Mönch ſollte im Eſſen und Trinken mäßig ſeyn und genügſam. Gemüſe und Hülſenfrüchte, etwas Mehl in Waſſer gekocht und ein wenig Zwieback wurden ihm als Speiſe geſtattet. Alle ſündliche Gedanken ſollten ſie fern von ſich halten, alle Ruhmredigkeit und Eitelkeit. Um Mitternacht fing der Chor an, der jedoch länger war im Som-

mer und kürzer im Winter. Selbstertödtung galt als die erste und höchste aller klösterlichen Pflichten.

Die verschiedenen Vergehungen wurden auch verschieden gebüßt. Wer in der Küche, oder beim Auftragen der Speisen, aus Nachlässigkeit etwas ausgoß, mußte dafür in der Kirche, während des Absingens von zwölf Psalmen, auf dem Boden ausgestreckt liegen. Wer das gewöhnliche Gebet vor oder nach der Arbeit unterließ, bekam zwölf Streiche. Unnützes Geschwätz wurde mit fünfzig Streichen bestraft, ausgenommen wenn Einer darob auf der Stelle Reue empfand, und sich eine freiwillige Buse auflegte. Ein gleiches Maas von Schlägen wurde auch dem zu Theil, der sich bei einer Anklage entschuldigen wollte, und seine Rede nicht mit den Worten anfing: Ich bekenne meine Schuld!

Wer eine brüderliche Zurechtweisung nicht mit Demuth annahm, das Verbrechen eines Andern verschwieg, andere tadelte oder verkleinerte ꝛc., mußte durch dreimaliges strenges Fasten büßen. Auf einen unnöthigen Lauf oder Sprung standen zwölf Hiebe.

Wer gebüßt wurde, der durfte acht Tage lang sein Haupt nicht waschen.

Solcher Vorschriften enthielt Kolumbars Regel noch eine Menge, und sie waren streng darauf berechnet, alle freie Willensthätigkeit im Menschen zu ersticken. Freilich muß uns manches abgeschmack-

und albern erscheinen, was in einer Zeit, in welcher Zucht und Sitte fehlten, als nothwendig erkannt wurde.

Indessen hatte jedes Kloster seine besonderen Einrichtungen und Vorschriften, bis Benedikts Regel allgemein angenommen und eingeführt ward. Dieser merkwürdige Mann wurde im Jahr 480 zu Nursia, aus dem uralten Geschlechte der Anicier geboren, und ist als der eigentliche Stifter des Mönchthums in den Abendländern anzusehen. Seine Regel stimmt im Wesentlichen freilich mit Kolumban zusammen, und es konnte auch nicht anders seyn, da das Wesen des Mönchthums eine Trennung vom Leben ist, eine freiwillige Entsagung alles Irdischen, eine gänzliche Ertödtung der Sinnlichkeit, weßwegen denn auch die drei Hauptsätze: Gehorsam, Armuth und Keuschheit die Grundlage jeder klösterlichen Verbindung ausmachen mußten. Aber vortrefflich sind die Vorschriften, welche Benedikt den Aebten ertheilt, und höchst wohlthätig für Teutschland und für das christliche Europa überhaupt wurden seine Anweisungen, wie sich die Mönche beschäftigen sollen.

Nur derjenige, heißt es in Benedikts Regel, ist ein rechter Mönch, der sich seinen Lebensbedarf mit der Arbeit seiner Hände erwirbt. Dadurch nun wurden die Mönche Kolonisten, die sich in unangebauten, wilden Gegenden niederließen, und das nützliche Beispiel gaben, daß Hand- und Feldarbeit nicht blos für Knechte

ſey, ſondern jedem Menſchen wohl anſtehe. Wenn ein ehrwürdiger Geiſtlicher, der in einer Stunde die Geheimniſſe der Religion ausſpendete, in der andern Stunde den Garten umgrub oder mit der Senſe das Gras abmähte, ſo mußte dieß in jener Zeit, wo der freie Germane ſich ſchämte, etwas anderes als Waffen zu berühren, von großer Wirkung ſeyn. So geſchah es denn, daß allmählig beſonders der Gartenbau, das Pflanzen fruchtbarer Bäume, das Korbflechten und manche andere nützliche Beſchäftigungen aus den einſamen Kloſtermauern ins gemeine Leben übergingen. Jetzt ſah man oft Freie und Kinder der Edlen das Schwert mit dem Kreuze vertauſchen, und, in ſchlechter Kleidung, hölzerne Löffel machen, Netze wirken und den Acker umgraben. Die häuslichen Arbeiten wurden gewöhnlich unter die Mönche vertheilt; einige beſorgten die Kirche, andere den Garten, andere die Bäckerei u. ſ. w., ſelbſt ihre Kleider mußten ſie ſelbſt waſchen. Sogar Karlmann, als er auf Monte Caſſino die Gelübde abgelegt hatte, übernahm die niedrigſten Arbeiten in der Küche, ſpülte das Geſchirr, ließ ſich vom Koch ſchlagen, und hütete zuletzt die Schafe, und trug mehr als einmal ein Lamm auf ſeinen Schultern nach dem Kloſter. Wenn eine ſolche Hingebung uns auch als ein Wahn erſcheint, ſo lernen wir doch zugleich daraus, weſſen der Menſch fähig iſt, wenn eine große Idee ſich ſeines Gemüths bemächtigt hat.

Auch die Verfertigung von Kunſtarbeiten und den Verkauf derſelben duldete Benedikt in ſeinen Klöſtern. Die Mönche ſchrieben alte Handſchriften ab und mahlten die Anfangsbuchſtaben in Farben, oder bezeichneten ſie durch allerlei Figuren. Sie ſchnitzten Bildwerke in Holz und Stein, trieben beſonders Muſik, und unterrichteten fähige Jünglinge.

Auch die Gaſtfreundſchaft, welche ſchon in Germaniens Wäldern ſo treu geübt wurde, war den Mönchen als heilige Pflicht geboten. Alle Fremde ſollen aufgenommen werden, als ob ſie Chriſtus wären, ſagt die Kloſterregel. Sobald ein Gaſt ſich ankündigen ließ, mußten ihn die Brüder freundlich empfangen, zuerſt mit ihm beten, und ſich dann, in Frieden, zu ihm geſellen. Der Friedenskuß durfte ihm nicht früher gegeben werden, weil man Betrügereien des Teufels fürchtete. Beim Willkomm und Abſchied verneigte man ſich mit dem Kopfe, oder legte ſich gar auf den Boden. Der Abt reichte den Fremden das Waſſer zum Händewaſchen, und er ſowohl als ſeine Kloſterbrüder waren gehalten, ihnen die Füße zu waſchen, worauf die Worte des Pſalms geſungen wurden: Herr, deine Barmherzigkeit iſt uns erſchienen in deinem Hauſe. Für den Abt und die Gäſte wurde beſonders gekocht.

Der Mangel an Gaſthäuſern in den waldigen, abgelegenen Gegenden Teutſchlands machte dieſe Einrichtung doppelt wohlthätig,

und mancher Wanderer mochte aus den ſtillen Hallen des Friedens mit Gefühlen ſcheiden, die ihn wie ein freundlicher Schutzgeiſt begleiteten.

Etwas ſpäter wurden neben den Fremdenhäuſern auch Hoſpitäler für Arme und Kranke angelegt, die hier Pflege und Wartung fanden. Dieß geſchah auch bei Nonnenklöſtern, und den Nonnen wurde noch überdieß aufgelegt, arme Wittwen aufzunehmen, und ihnen — wenigſtens zur Zeit der Faſten — die Füße zu waſchen.

Die Kleidung der Mönche war einfach und der ſpätern ähnlich. Abgelegte Kleider wurden an Arme gegeben. Früh ſchon ſchoren ſie ſich die Köpfe und ſchnitten ſich die Bärte ab. Der Bart galt aber bei den Teutſchen für den Schmuck des Mannes, und dem Franken oder Alemannen ſeinen Bart abſchneiden, hieß ihn aufs Aeuſſerſte beſchimpfen. Ohne Zweifel ſollte es ein Zeichen großer Demuth und Erniedrigung ſeyn, daß man in den Klöſtern das Tragen des Bartes unterſagte. Doch machten die Layenbrüder eine Ausnahme. Die Synode zu Aachen befahl, daß ſich die Mönche alle vierzehn Tage, hingegen in der vierzigtägigen Faſten und am Vorabend vor Oſtern nicht raſiren ſollten.

Wenn das Gelübde der Armuth auch den Mönchen nicht erlaubte, Eigenthum zu beſitzen, ſo durften dieß doch die Klöſter oder vielmehr der Heilige, in deſſen Schirm ſie ſtanden. Es fehlte

daher nicht an reichen Vergabungen, die man als eine Sühne für irgend eine schwere Schuld ansah. Besonders erwies sich König Chlodwig I. gegen die Kirchen freigebig, und er wollte sich ohne Zweifel dadurch die Bischöffe geneigt machen, die nur zu viele Ursache hatten, seine Sitten zu strafen. An Ländereien fehlte es ihm nicht, denn er hatte in den eroberten Provinzen sich deren eine Menge zugeeignet, und ausserdem pflegten damals die Könige, auf ihren vielen Reisen und Zügen, bei den Bischöffen und in den Klöstern einzukehren, und sich bewirthen zu lassen. Auch hatte ein jeder seinen Schutzheiligen, an den er, der frommen Sitte gemäß, bisweilen etwas vergaben mußte. So erzählt die Chronik, daß König Chlodwig einst seinem Schutzpatron, dem heil. Martin, ein Pferd versprach. Statt eines guten, schickte er aber ein schlechtes, welches nur einige Schritte weit ging, und dann nicht mehr weiter zu bringen war. Darum mußte er sich nun bequemen, ein besseres zu geben.

Von den Vergabungen an die Klöster.

Die Klöster verbreiteten sich in Teutschland schnell, und alles beeiferte sich, die neuern Stiftungen zu beschenken. Viele, die nichts zu verschenken hatten, gaben sich selbst einer Kirche oder einem Kloster zu Eigen hin. Dieß brachte jedoch auch einigen Vortheil. Man genoß nun eines gewissen Schutzes, der besonders bedrängten, verlassenen Frauen wohlthätig war. Nicht selten erhielt ein solcher Eigener vom Kloster seinen Unterhalt.

Andere gaben ihre Güter an Gotteshäuser, behielten aber sich, oder auch noch den nächsten Erben, den Genuß derselben vor. Man nannte eine solche Uebergabe eine Precarei. Bis ins zehnte Jahrhundert war dieß die Haupterwerbungsart der Klöster, und die vorzüglichste Quelle ihrer Reichthümer. Bisweilen fanden bei einer Precarei besondere Bedingungen Statt. So schenkte eine fromme Matrone im Zürchgau ihre Güter dem Kloster St. Gallen; dieses mußte ihr aber, zu einer Reise nach Rom, achtzig Schillinge geben,

fünf Pferde und einige Saumrosse nebst Fellen, um das, was diese Thiere trugen, damit zu bedecken. Wenn sie wiederkehrte, sollten ihr die Güter zur lebenslänglichen Nutznießung bleiben.

Ein Graf Gotzbert ügergab im Jahr 816 gedachtem Kloster ebenfalls einige Güter, unter folgender Bedingung: Das Kloster gibt ihm jährlich, zwischen St. Gallen- und St. Martins-Tag, acht Schillinge, halb in Geld, halb in Vieh, und erhält ihm einen Diener und eine Magd. Zieht er an den Hof oder nach Italien, so muß ihn das Kloster mit einem guten Reitpferde und einem Reitknechte versehen. Entschließt er sich aber, ins Kloster zu treten, so verlangt er ein heizbares Gemach, eine doppelte Mönchsportion Essen, jährlich ein wollenes und zwei leinene Kleider, sechs Schuhe, zwei Handschuhe, einen Kalmank (warme Kappe), ein Bett, und alle zwei Jahre eine frische Decke.

Manchmal wurde auch die Lösung der übertragenen Güter den Erben vorbehalten, was zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab.

Mitunter geschah es auch, daß Einer eine solche Vergabung machte, um eine Eigene des Klosters eheligen zu dürfen, wozu er auf andere Weise die Einwilligung nicht erhalten konnte. In einem solchen Falle wurde bedungen, daß die Frau, während des Mannes Lebzeiten, nicht zu den Leibeigenschaftsdiensten angehalten werden durfte.

Mit den Gütern wurden gewöhnlich die dazu gehörigen Eigenen übergeben, ohne daß ihr Schicksal eben schlimmer geworden wäre.

Neben den Precareien hatten aber auch viele eigentliche Schenkungen Statt. Wer sich abgemüdet hatte im Weltleben, wer sein Kind bewahren wollte vor Manchem, was er selbst erfahren, der kaufte sich oder dieses mit einem Gut und den dazu gehörigen Leuten in ein Kloster ein. Wer ein Kloster beschädigt hatte, oder wessen Freiheit durch ein solches widersprochen wurde, der löste sich mit einer Gottesgabe. Manche vergabten ihr ganzes Eigenthum, und ließen ihre Kinder in Dürftigkeit, weswegen auch ein königliches Gesetz erschien, daß diesem Mißbrauch wehren sollte.

Die Uebergabe eines Gutes an eine Kirche oder ein Kloster geschah mit gewissen Feierlichkeiten. Nach den alemannischen Gesetzen gehörte dazu eine schriftliche Urkunde, welche in Gegenwart von sechs oder sieben Zeugen auf den Altar des Heiligen, dem man die Gabe zugedacht hatte, niedergelegt ward. Dabei legte gewöhnlich der bisherige Eigenthümer dem Abte oder Klostervogt ein Rasenstück von dem übergebenen Gut in die Hand, und einen Zweig, um dadurch anzudeuten, daß nicht blos Grund und Boden, sondern auch was darauf wachse, in der Uebergabe begriffen sey. Statt des Rasens und Zweigs nahm man oft den ersten besten Strohhalm,

der dann gebrochen, und wovon ein Stück der Urkunde beigelegt und, sammt dieſer, ſorgſam aufbewahrt wurde. Ferner legte man ein Meſſer hinzu, als Zeichen des völligen Eigenthums, und einen Handſchuh. Auch hatte die Uebergabe bisweilen Statt durch ein Glokkenſeil oder einen Stab.

Von den Eigenen, Colonen, Miniſterialien und Advokaten der Klöſter.

Auch die Güter der Kirchen und Klöſter wurden durch Leibeigene gebaut. In der Regel und nach der Vorſchrift des alemanniſchen Geſetzes war die Zeit zwiſchen ihnen und dem Hausherrn gleich getheilt. Sie konnten daher auch etwas für ſich erarbeiten, woran die Herrſchaft, mit Recht, keinen Anſpruch zu machen hatte; dieſe that es aber gewöhnlich doch, und forderte eine Abgabe für das, was in ihrem Dienſte erworben war, ſo entſtand das ſogenannte Beſthaupt oder der Fahl, nämlich das beſte Stück Vieh oder Waffen,

das nach dem Tode des Mannes für die Herrschaft genommen wurde, so wie das beste Kleidungsstück nach dem Tode der Frau.

Die weiblichen Eigenen mußten Leinwand und Kleidungsstücke verfertigen, und damit ihren Leibzins entrichten. Ausserdem theilten sie die Feldarbeiter der Männer in der Heuet und Ernte, oft mit, oft ohne Kost.

Die Leibeigenen der Kirche wurden, wie die Uebrigen, arme Leute genannt, und doch drängten sich, zur Zeit der fränkischen Könige, viele hinzu, um arme Leute der Kirche zu werden. Dieß war nicht blos Frömmigkeit, denn es gab dabei einige Vortheile. Sie konnten vom Grafen zu keinen Frohndiensten gezwungen werden, und mancher entzog sich dadurch auch dem Kriegsdienste. Auch erhielt man von der Kirche leichter die Freilassung, denn mancher Eigene wurde in den geistlichen Stand aufgenommen. Dieß gab auch zu großem Unfuge Veranlassung, denn mancher Eigene entlief seinem Herrn, und zog das Mönchsgewand an. Auch Layen schenkten bisweilen einem Leibeigenen die Freiheit, und machten ihn zu ihrem Hauskaplan, indessen wurde sein Zustand dadurch wenig verbessert.

Die Kirche hatte auch freie Leute, welche man **Colonen** nannte. Unter diese Klasse gehörten vorzüglich jene, die ihre Güter einem Gotteshause aufgetragen, und zu lebenslänglicher Nutzung wieder erhalten hatten. Sie bestimmten meist selbst die Abgaben

und Dienſte von den Gütern, die ſie bauten. Es gab aber noch andere Colonen, die mehr belaſtet waren, und größere Dienſte leiſten mußten. Es mochten dieß wohl Freigelaſſene ſeyn, deren Loos nicht viel glänzender war, als das der Leibeigenen. Nach dem baierſchen Geſetz hatten die Colonen mancherlei zu leiſten, und ſelbſt ihre Weiber mußten Kleidungsſtücke abgeben, oder andere Arbeiten verfertigen, wozu das Kloſter den Stoff hergab.

Die Miniſterialien fand man meiſt nur bei weltlichen Herren, aber auch einige Klöſter hatten dergleichen. Sie leiſteten Ehrendienſte, und erhielten dafür ein Stück Landes zur Nutzung.

Die Advokaten waren urſprünglich die gerichtlichen Vertheidiger der Kirchen in allen Angelegenheiten, wo dieſe Recht zu ſuchen hatte. Es mußten Männer von Anſehen ſeyn, und die ſich aufs Waffenhandwerk verſtanden, denn in jenen Zeiten entſchied nicht immer das Geſetz, ſondern weit öfter das Schwert. Als ſpäter Kirchen und Klöſter die Gerichtsbarkeit über ihre Leute erhielten, welche früher den Grafen zuſtand, mußten die Advokaten oder Schirmvögte auch dieſe verwalten. Auch lag ihnen ob, im Kriege die Leute der Gotteshäuſer ins Feld zu führen.

Die Vögte pflegten jedoch ihres Amtes nicht immer ſehr ehrbar, und bewältigten oft die Kirchen und Klöſter, welche ſie ſchützen ſolten, daher kam der Spottname Balmund auf, welches

einen schlechten Beschützer bedeutet. Viele Klöster begaben sich daher in den Schutz des Königs, und zahlten dafür eine Abgabe. Allein auch daraus erwuchs ihnen Nachtheil. Die Könige sahen sich nun entweder selbst als Herren der Klöster an, oder sie sahen ruhig zu, wenn ein mächtiger Dynast, an dessen Zuneigung ihnen gelegen war, seine Hand nach dem Eigenthum der Kirche ausstreckte. So geschah es schon in den letzten, heillosen Zeiten der Merovinger, daß die Mächtigen des Landes Klöster an sich rissen, und sich, ob sie gleich Layen waren, Aebte derselben nennen ließen. Es ging noch gut, wenn solche weltliche Aebte die innere Einrichtung des Klosters nicht verwirrten, und die Besorgung der geistlichen Dinge dem Probste überließen, der aber gewöhnlich seine Stelle erkaufen mußte. Oft blieb dabei den Mönchen kaum so viel, daß sie kärglich leben konnten.

Von den Gesetzen in dieser Zeit.

Bei den germanischen Völkerschaften galten Sitten und Herkommen mehr als Gesetze, und diese letzten wurden erst aufgezeichnet, als die Feldlager sich nun zu Staaten bildeten. Sie bestanden aber ursprünglich aus Beschlüssen der Nation, die nicht gern grosse Beschränkung dulden mochte. Die salischen Gesetze werden als die ältesten unter den geschriebenen angesehen, doch haben wohl die Einführung des Christenthums und der königlichen Regierung manche Aenderung darin hervorgebracht.

Später wurden die Gesetze der ripuarischen Franken, der Alemannen und Baiern aufgezeichnet, und noch später die der Sachsen, Friesen und Thüringer. Den Burgundern gab König Gundobald um das Jahr 500 Gesetze, und die Westgothen erhielten die übrigen von Dietrich und Eurich. Die Gesetze der Longobarden ordnete König Rothar um 637.

Alle diese Gesetze haben etwas Eigenthümliches, Gemeinsames, welches auf den Charakter der gesammten Nation hindeutet; sie

enthalten keine Gebote, sondern bloſe Verbote; ſie ſtrafen ſtreng und viel, doch nicht nur Vergewaltigungen an Leib und Gut, ſondern auch Verletzungen der Ehre. Todesſtrafen kommen ſelten vor; faſt alles wurde mit Geld gebüßt, oder mit dem Verluſt gewiſſer Rechte, oder mit geringen Leibesſtrafen. Der Stand machte einen Unterſchied. Eine Auslegung wollte man nicht dem Richter überlaſſen, darum war ein jedes Geſetz ſo beſtimmt abgefaßt, als möglich. Uebrigens galten ſie nicht als Landesgeſetze, ſondern als perſönliche, denn der Franke, der Alemanne, der Sachſe mochte ſeyn, wo er wollte, ſo wurde er nach ſeinem Geſetz gerichtet, ſo wie ſelbſt unter den Germanen der Römer nach dem römiſchen. Am längſten haben, auſſer Erbſchafts-ſachen und Standesangelegenheiten, ſich folgende Sprüche aus unſerer alten Geſetzgebung erhalten: Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann; Jedermann iſt Herr in ſeinen vier Pfählen; wo kein Kläger, da kein Richter; der Mann kann nur von ſeines Gleichen gerichtet werden; kein freier Mann hat ſich ſeines Lebens verziehen; wer Einen der Meinigen beleidigt, der beleidigt mich.

Jedes Recht wurde bei den Teutſchen als eine Habe geſchätzt, und jede Beleidigung als ein Raub an derſelben angeſehen. Bei einer Klage wurden daher der eigentliche Werth der Sache und auſſerdem noch die Koſten angeſchlagen. Jegliche, auch noch ſo

große Beleidigung, konnte ohne Zuthun der Obrigkeit gebüßt werden, Heeresflucht und Hochverrath ausgenommen. Bei einem Todtschlag erhielten die nächsten Verwandten das Lösegeld, weswegen einst ein Franke einem andern zurief: Du wärst ein Bettler, wenn ich Dir nicht die Deinigen erschlagen hätte.

Die in den Gesetzen bestimmte Summe der Wehrung (das Wehrgeld oder die Buse ꝛc.) richtete sich theils nach dem Stande des Beleidigten, oder auch des Beleidigers, theils nach der Beschaffenheit des Vermögens; wo wenig Geld war, wurde die Wehrung in Vieh, Geräthschaften, Grundstücken entrichtet, auch mußte sich der Beleidiger wohl selbst zum Eigenen geben.

Die Gottesurtheile erhielten sich nicht nur in dieser und der folgenden Zeit, sie wurden sogar durch Einführung des Christenthums noch vermehrt. Man erfand jetzt —

1) Die Kreuzprobe oder das Kreuzurtheil. Es kam vorzüglich bei den Franken, Sachsen, Friesen und Longobarden in Brauch, und man hatte zwei verschiedene Arten derselben. Bei der einen mußten beide Theile die Hände in Gestalt eines Kreuzes ausbreiten, oder aufheben, zuweilen auch mit blos aufgehobenen Händen an einem Kreuze stehen, und zwar so lange, bis eine bestimmte Anzahl Messen gelesen war. Wer unterdessen die Hände zuerst sinken ließ, oder sie bewegte, wurde für schuldig gehalten. In den

Satzungen der fränkischen Könige, wie auch bei den Longobarden war diese Probe vorgeschrieben. Die zweite Art geschah auf folgende Weise: Zuvörderst mußte der Beklagte durch zwölf Zeugen sich von dem angeschuldigten Verbrechen reinigen; hierauf wurde er in die Kirche, oder zu Reliquien von Heiligen geführt. Nun wurden zwei Würfel, von denen der eine mit einem Kreuze bezeichnet war, in ein reines Tuch von Wolle oder Leinen gewickelt, und auf den Altar oder die Reliquien gelegt. Jetzt rief der Priester Gott an, durch ein Zeichen offenbar zu machen, ob der Beklagte wahr oder falsch geschworen. Hierauf zog nun ein Priester oder ein unschuldiger Knabe einen der Würfel hervor, und wenn der mit dem Kreuze bezeichnete zuerst herauskam, so war die Unschuld des Beklagten sattsam erwiesen. Diese Probe war besonders bei den Friesen in Uebung, vielleicht schon vor Einführung des Christenthums, denn bei nordischen Völkerschaften war das Kreuz ein Zeichen Odins, und wurde von ihnen für heilig gehalten, weswegen es auch häufig auf ihren Grabsteinen, Urnen ꝛc. erscheint

2) Die Abendmahlsprobe. Hier mußte der Beklagte, oder der, welcher die Unschuld desselben beweisen wollte, das Abendmahl nehmen, mit den Worten: Leib des Herrn, sey mir heute meine Probe! Man glaubte, der Schuldige werde beim Genusse alsbald sterben, oder wenigstens erkranken. Diese Probe wurde durch die

Geistlichkeit eingeführt, und war in Klöstern gewöhnlich. Wenn hier z. B. etwas entwendet wurde, und der Thäter nicht zu entdecken war, mußten, nach der Messe, alle Brüder das Abendmahl sich reichen lassen, und dabei die oben angeführten Worte sprechen. Von diesem Gebrauche hat sich noch im Volke die Betheuerung erhalten: Ich will das Abendmahl darauf nehmen.

Der gerichtliche Zweikampf blieb auch jetzt noch, wie früher, die Entscheidungsprobe, welche der Germane am liebsten wählte. Der Kampf durfte aber nur zwischen Gleichen Statt haben, und mit Waffen, wie sie dem Stande der Kämpfer ziemten. Der freie Krieger focht gewöhnlich, mit Schild und Schwert, zu Fuße, bei den Gothen aber zu Pferde. Andere Leute bedienten sich der Knittel und Kolben, auch kam zuletzt, unter dem Volke, das Ringen auf. Kläger und Beklagte, Zeugen und Richter kamen oft in den Fall, sich um ihre Sache, um ihr Zeugniß und um ihr Urtheil schlagen zu müssen.

Die Mißbräuche mit dem Eide, zumal unter den Franken, gaben noch zu einer wunderlichen Einrichtung Veranlassung. Es wurden nämlich Eideshelfer aufgestellt. Wer den Reinigungseid abzuschwören hatte mußte eine Anzahl unbescholtener Männer aus seinem Bezirk mit sich bringen, welche, indem er schwor, seine Hand hielten, und hierauf selbst durch einen Eid betheuerten, jener

habe nicht falsch, sondern der Wahrheit gemäß geschworen. Die Zahl solcher Eideshelfer konnte größer oder kleiner seyn, und bis auf zwei und siebzig steigen.

Vom Lehenwesen.

Es ist dieß eine der wichtigsten Einrichtungen unter den germanischen Völkerschaften, die sich theilweise bis auf unsere Zeiten erhalten. Nutzbares Land für Kriegsdienste, so hieß der Grundsatz, auf welchem sie ursprünglich beruhte. Unter Lehen (leihen, verleihen), wird alles begriffen, was jemand, bedingter Weise, von einem andern zu nutzbarem Eigenthume hat. Der Empfänger ist der Lehenmann und der Verleiher der Lehenherr. Gewisse Rechte, Pflichten und Obliegenheiten klebten, durch diesen Verband, bald dem Grundstücke an, bald aber war das nutzbare Eigenthum von Grundstücken und Gefällen ein Zugehör verliehener Gerechtigkeiten, oder auch beides mit einander vermischt. Bald wurde diese Einrichtung so allgemein, daß alles Nutzliche zu Lehen gegeben wurde, Regierungsrechte,

Gerechtsame, Ehrenstellen, Würden, bischöffliche, herzogliche und gräfliche Gewalt, Hofstellen, obrigkeitliche Aemter, ganze Länder mit und ohne Hoheit und blose Hoheit über Länder, Herrschaften, Rittergüter, Bauerngüter, Jagd, Zölle, Münzgerechtigkeit ꝛc.

Die wesentliche Bedingung bei solchen Lehen war, daß die Sache, welche verliehen ward, einen rechtlichen, eigentlichen Herrn und einen nutznießenden Inhaber hatte. An die Huld des Herrn knüpfte sich die Treue des Vasallen, woher das Sprüchwort entstand: Treue macht Getreue. Oft wurden aber, ausser der Treue überhaupt, noch andere Dienstleistungen dabei bedungen. Die Lehenstreue leisten konnte jedoch nur, wer Waffen tragen durfte, der Edling, und der begüterte Freie. Nur ein solcher konnte und durfte des Lehnsherrn Gut, Ehre und Leben vertheidigen. Diese Treue wurde durch Handschlag gelobt, und sie legte die Verpflichtung auf, alles Gute zu fördern, und alles Böse zu hindern.

Andere Leistungen oder Dienste, zu welchen man sich hiebei verband, waren der Kriegsdienst, der Hofdienst und andere Ehrendienste, der Hausdienst, bestimmte Abgaben ꝛc. So verdiente der Eine sein Lehen als Krieger, Richter u. s. w., der Andere gab blos Zinsen an Korn, Vieh ꝛc. und leistete Hand- und Spanndienste. Der Kriegsdienst war der allgemeine, und der Schenk, der Truchseß, der Graf ꝛc mußten mit ins Feld ziehen. In einigen Ländern kamen

lächerliche Bedingungen und Leistungen auf, z. B. der Lehensmann, wenn er oder sein Kind sich verehelicht, mußte die Nacht auf einem Baume zubringen; der Inhaber eines Gutes mußte, auf einen bestimmten Tag, einen Sperling an einem Faden, oder ein Ei, auf einem mit Hengsten bespannten Wagen, dem Lehensherrn bringen; ein Anderer mußte, wenn es gefordert ward, sich im großen Saal seines Herrn einfinden, und, ohne ein Wort zu sprechen, sich rücklings verbeugen, und einen unflätigen Laut lassen. So blieb, von der ersten, ernsten Einrichtung an manchen Orten nichts übrig, als ein elendes Possenspiel zur Belustigung.

Erblich waren Anfangs keine Lehen; vielmehr wurden sie auf Wiederruf oder auf Lebenszeit gegeben. Da jedoch der Lehenherr und der Lehenmann sich einander nothwendig waren, und einer des andern bedurfte, so gingen sie bald auf die Erben über.

Die Ertheilung geschah mit gewissen symbolischen Zeichen, und wurde die Investitur genannt.

Neben dem Lehenwesen gab es auch unter den Franken und den Völkern, die zu ihnen gehörten, eine Schutzgenossenschaft. Es begab sich nämlich der Schwächere in den Schutz eines Stärkern, der Jüngere in die Verbindung mit mächtigern Aeltern, dieß mochte nun der König selbst seyn, oder ein reicher Dynast,

oder ein Kloster. Dadurch erlangte man nicht blos den nöthigen Schirm, sondern es war auch ein Weg zu Ehrenstellen und Lehen.

Von der Verfassung.

Alle Ländereien waren, in dieser Zeit, entweder Lehen oder eigen. Sie fielen, in der Regel, nicht von der Lanze an die Kunkel, oder von der männlichen an die weibliche Seite, ausser in gewissen Fällen. Die Abtheilung in Gauen blieb in Teutschland noch immer. Jedes größere Land, jeder Staat hatte seinen Namen, wie z. B. Franken, Neustrien, Austrasien ꝛc., doch nicht Grund und Boden, sondern die Gesammtheit freier Leute machte das Reich aus, und wenn der König eroberte, so hatte die Nation ihren Antheil daran. Es gab einzelne Nebenstaaten, deren Regenten mit dem Hauptstaat als Vasallen verbunden waren, wie die Herzoge in Alemannien, Franken und Thüringen mit dem Frankenreiche.

Die Grundlage der Verfassung in allen germanischen Staaten war noch immer in den Freien; Freiheit heißt aber hier soviel

als Ehre: die gemeine Ehre ruhte bei den Freien, die höhere Ehre bei den Edlingen. Nur in den Händen der Freien befand sich auch das ächte Eigenthum.

Bei den Longobarden hießen die Freien Arimannen, im Gegensatze der Leibeigenen und Vasallen. Diejenigen, welche in einen Gau oder in eine Genossenschaft vereinigt waren, machten eine Arimannei aus. Dieser Name bezeichnete zugleich auch alles freie Eigenthum, so wie gewisse Abgaben.

Unter den Franken mochten die Rachinburgen eben das seyn, was die Arimannen bei den Longobarden. Später war es die Benennung von Geschwornen, welche in Klagsachen urtheilten, allein früher gab es keine solche, sondern alle Freie, ohne Unterschied, fanden das Recht.

Der Adel, als geschlossener Stand, kommt jetzt, bei den Longobarden und Franken, nicht mehr vor: er hatte seine Ehre mit der Ehre des Königs verbunden, und war in dessen Gefolge getreten.

Bei den Friesen und Sachsen kommen gleichfalls in dieser Zeit noch immer Edlinge und Freie vor. Bei den Angelsachsen war es Herkommen, daß jeder Freie nicht blos in einer Hundrede (Genossenschaft von Hunderten) sondern auch noch besonders in Verbindung der Zehnmänner leben mußte. Diese standen

unter einander in einer wechselseitigen Rechtsverbürgung, der Leibeigene dagegen wurde von seinem Herrn verbürgt oder vertreten. Die Gesellschaft der Zehnmänner hieß gewöhnlich Freoborges oder Friborgus, und die Freien selbst führten daher den Namen Friborgen.

Die Wahl des Königs geschah durch die Nation, das heißt durch die Freien, aus der regierenden Familie. Dieß war der Fall bei den Westgothen, Ostgothen, Franken, Burgunden und Longobarden. Die Sitte der Erhebung auf dem Schilde war auch bei den germanischen Völkern üblich. Die Gewalt des Königs war beschränkt. Als Chlodwig die Taufe nehmen wollte, mußte er erst die versammelten Franken zur Einwilligung bewegen, und sollte ein Krieg unternommen, oder ein Gesetz gemacht werden, so wurde das Volk gefragt. Der Frankenkönig Charibert versprach dem Volke eidlich, keine neuen Gesetze und Auflagen zu machen, und nach hergebrachter Weise zu regieren.

Auf den März- und Maifeldern wurden die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation abgehandelt. In einzelnen Landestheilen waren Herzoge, Grafen und andere als Beamte aufgestellt. Die Erhaltung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit war die Hauptsache des Herzogs, die Hegung der Gerichte des Grafen. Diese Gerichte hießen Grafengedinge, und alle Insaßen eines Bezirks mußten da

ihr Recht suchen. Sie wurden zu gewissen Zeiten im Jahr, gewöhnlich unter freiem Himmel, gehalten. Bei Eröffnung des Gerichts wurde jedem Schutz verkündigt und Friede geboten. In der Regel führte ein jeder seine Sache selbst. Das Urtheil fällten die Freien, welche gegenwärtig waren, denn die Schöffen oder bestellten Urtheiler setzte erst Karl der Große ein. Die Grafen hatten auch Stellvertreter, Vicegrafen. Am Hofe saß der Pfalzgraf zu Gericht. Die Polizei schränkte sich fast ganz auf Geleite und Schutz der Fremden ein.

Das Kriegswesen hatte noch keine wesentlichen Veränderungen erlitten. Jeder freie Grundbesitzer, wenn er Waffen tragen konnte, mußte ins Feld ziehen, dazu kamen nun noch die Vasallen oder Lehenträger, die das Gefolge ausmachten. Der König führte das Heer an; unter ihm befehligten Herzoge, jeglicher die ihm untergebenen Völker, und Grafen — das Aufgebot des Grafenbezirkes.

Mit dem Kriegswesen hiengen die Abgaben genau zusammen. Da auf dem freien Grundbesitzer die Last des Kriegs lag, so blieb er im Frieden mit ordentlichen Steuern von seinen Gütern verschont, außer daß er sich bei seinem Edelvogt oder Hauptmann, der übrigens anfänglich ganz seines Gleichen war, dreimal jährlich zur Musterung stellen, und ihm zum Zeichen, daß er zu seinem Fähnlein gehöre, ein Ei, ein Huhn, einen Pfennig oder sonst eine Kleinigkeit

geben mußte. Dagegen gab es anderer Abgaben die Menge. Erstens mußte der Landeigener bei der jährlichen Heeresschau dem Könige freiwillige Geschenke — an Geld, Pferden oder andern Dingen von Werth bringen. Zweitens war jeder, der wegen Alter, Krankheit, einer versprochenen Wallfahrt ꝛc, nicht ins Feld ziehen konnte, mit einer Heersteuer belegt. Diese Steuer hatten auch die Kirchen zu entrichten. Drittens mußten alle, die einem Aufgebote nicht Folge leisteten, die Strafe des Heerbannes mit sechzig Schilligen an den Landgrafen erlegen. Die Größe dieser Summe läßt sich daraus abnehmen, daß man damals für zwei Schillinge eine Kuh kaufen konnte. Viertens mußten jedem königlichen Sendgrafen, der in die Provinz kam, sammt seinem Gefolge, Herberg und Atzung gereicht und Wagen und Pferde zur weitern Reise geliefert werden. Dabei kam es auf den Stand des Gesandten an, ob es nämlich ein Bischoff war, ein Abt, ein Graf oder ein königlicher Ministerial. Einem Bischoff wurden täglich geliefert: vierzig Brote, drei Frischlinge, drei Eimer Bier, ein Schwein, drei Hühner, fünfzehn Eier, vier Mädde Haber; ein Abt dagegen erhielt nur dreißig Brote, zwei Frischlinge, zwei Eimer Bier, ein Schwein, drei Hühner, fünfzehn Eier, drei Mädde Haber. Noch weniger bekam ein Vasall.

Erschien jedoch ein Bischoff als geistliches Oberhaupt, was alle vier Jahre geschah, so mußte man ihm täglich geben: vier

Schweine, acht Hammel, drei Ferkel, vier Gänse, acht Hühner, zwanzig Flaschen Meth, zwanzig Flaschen Honigbier, vierzig Flaschen anderes Bier, einhundert und zwanzig Brote, einhundert Mudde Haber, sechshundert Bund Stroh.

Später löste man diese Naturallieferungen durch Malpfennige.

Bei den Franken gab es viele und beschwerliche Zölle, unter andern: Flußgeld, für die Erlaubniß, einen Fluß zu passiren; Brükkengeld, Wegdammgeld, Kiesgeld, für den Kies auf der Straße, Lastthierzoll, Räderzoll, Walzenzoll, Deichselzoll, Marktgeld, Meßgeld, Mautgeld, Anländgeld, für die Erlaubniß anzuländen, Hafengeld, für die Erlaubniß einzulaufen, Willkommgeld, Barkenzoll, Schleifenzoll, Hochstraßengeld, Packträgergeld ꝛc. Der teutsche Name dieser Erpressungen war Transtuze, Straßensteuer. Den Zoll sollten allerdings nur Fremde, nicht Heimische entrichten, doch wurde er auch oft von diesen gefordert.

Ausserdem bezog die königliche Kasse aus bezwungenen Provinzen, z. B. Thüringen, Sachsen, (eine Zeit lang) und später von den Slaven einen besondern Tribut, der in einer bestimmten Zahl von Pferden, Rindern und Schweinen oder im Geldwerth derselben bestand. So mußten die Sachsen vor Chlotar I. jährlich fünfhundert Stück Kühe liefern, und einen gleichen Zins legte Chlodwig der Große den überwundenen Thüringern auf.

Ungleich schwerer waren aber die Lasten, welche die Unfreien zu tragen hatten, die von der Waffenehre ausgeschlossen waren, aber dafür Ersatz leisten mußten.

Unter der Aufsicht eines Maiers wohnten diese Leute auf den Höfen des Königs, der Geistlichkeit oder des Adels, in ihren Hütten, und beschäftigten sich mit dem Felde, das ihnen zur Nutzung überlassen war. Persönlich waren sie ihrem Eigenherrn zu bestimmten Frohnen, drei Tage wöchentlich, verbunden, und überdieß zu Abgaben von ihren Gütern. Die Frohnarbeit bestand in Pflügen, Säen, den Acker einfassen, Ernten, Mähen, das Getreide auf den Kasten liefern, Holzfällen, Kalk und Ziegel auf den Markt führen, beim Ziegelofen mitarbeiten, u. d. gl. Die Frauen aber mußten in der Frohne kochen, backen, Bier sieden, spinnen, nähen, weben ꝛc.

Bei diesen Leistungen ist es jedoch keineswegs verblieben, sondern es kamen dazu noch die Abgaben, welche von dem Könige, dem Grafen und seinen untergeordneten Beamten gefordert wurden. So mußte der Pächter und Unterthan des Adels oder der Geistlichkeit jährlich dem Landgrafen den Königspfennig entrichten, ihm, als freiwillige Gabe, das Liebnus (irgend ein Geschenk) überreichen, auf Erfordern des Grafen an Wegen und Brücken bauen, das Kriegsgepäck und das Gepäck des Königs weiter bringen, und wenn ein Krieg ausbrach, zwei Drittheile des Getreides auf dem Felde an das Heer abliefern.

Nun entstand auch der Zehnten. In den ersten vier Jahrhunderten der christlichen Kirche war diese Abgabe nicht bekannt, und die Geistlichkeit lebte damals von freiwilligen Gaben der Gläubigen. Diese bestanden in den Erstlingen der Früchte, Aehren, Trauben, Oel und Weihrauch, welche von dem Diacon im Vorhofe empfangen und auf den Altar gelegt wurden, und ausserdem aus Brot, Wein und andern Lebensmitteln, die man dem Bischoffe zur Vertheilung an die Geistlichen und zur Verpflegung der christlichen Gefangenen in seine Wohnung brachte. Diese Opfer erhielten dann nun sehr häufig den Namen der Zehnten, waren aber sehr verschieden von der spätern Abgabe dieses Namens, welche die Franken von den Römern entlehnten. Selbst die Geistlichkeit mußte ihn Anfangs von ihren Gütern entrichten, bis Chlotar I. sie im Jahr 560 von dieser Last befreite. Sie blieb jedoch auf den Leibeigenen und Pächtern der Klöster und Kirchen liegen, die von da an den Zehnten zwar nicht mehr dem Königsbeamten wohl aber dem Bischoffe zu liefern hatten.

Nach Teutschland scheint der geistliche Zehnten durch die schottischen Missionäre gekommen zu seyn, die diese Anstalt bereits in ihrem Vaterlande, unter dem Namen des Kirchenschatzes besaßen. Die erste allgemeine fränkische Zehntordnung ist vom Jahre 779. Im Jahr 794 wurde sie dem Volke von neuem eingeschärft, mit der

Warnung an die Gutsbesitzer: den Zehnten ja zu geben, damit ihnen der Gott sey bei uns nicht die Aehren fresse! Mit ihrer Bekehrung mußten sich auch die Sachsen den Zehnten gefallen lassen, die Thüringer aber, weil sie jährlich fünfhundert zwei und achtzig Schweine zur Hofküche zu liefern hatten, blieben bis auf das Jahr 702 davon befreit.

Die Zehnten verbreiteten sich nach und nach in verschiedene Arten und Abarten, und nahmen auch allerlei Namen an. So hießen sie Altäre, Gotteszinse, Pflugschatz oder Pflugzinse ꝛc. Es gab ferner Saalzehnten, die auf den Saalhof des Herrn entrichtet wurden, Layenzehnten, stehende Zehnten (wo das Auszählen nicht eher geschieht, bis in der ganzen Flur alle Garben aufgebunden sind), fliegende Zehnten (wo jeder Besitzer das Auszählen auf der Stelle verlangen kann) Schmalzehnten (von Schmalfrüchten und Schmalvieh, z. B. von Schafen), einen Honigzehnten, einen Landszehnten (der die dritte Garbe wegnahm), einen Fleisch- und Blutzehnten, u. s. w.

Dem Könige gehörten auch große Ländereien, die meist im Kriege gewonnen worden, und zum Unterhalt seines Hofstaats hinreichten. Seine Gutsunterthanen zahlten Geld und Naturalien für die von ihm empfangenen Grundstücke; Güter, welche er für sich behalten hatte, ließ er durch sein Gesinde und dessen Eigene be-

wirthschaften, worunter sich auch Handwerker und Künstler befanden. Die öffentlichen Stellen und Anstalten erforderten keine Ausgaben, indem damit schon Gefälle und Grundstücke verbunden waren, und die zufälligen Ausgaben für Fuhren, Wachen, Beköstigung ꝛc., von den Einwohnern getragen wurden. Der Krieg kostete ebenfalls nur wenig, denn der Kriegspflichtige mußte für seinen Unterhalt, Waffen, Pferde ꝛc. sorgen, und in Feindes Land lebte er auf Feindes Kosten. Geschenke mochten noch fortdauernd gegeben werden, aber nutzbare Hoheitsrechte gab es nicht, außer bei herrenlosem Gut, bei Strafen, wo der neunte Theil gewöhnlich dem Könige zufiel, und in einigen andern Fällen. Die Hofhaushaltung wurde durch die Königin, den Hofmeier und den Erzkämmerer besorgt.

Das Lehenwesen wirkte immer tiefer in die Verfassung. Die Könige vermehrten täglich die Zahl ihrer Vasallen und vernachlässigten darüber die Besitzer von Alloden, oder freien, eigenen Gütern. So mochten sie zuletzt wohl ohne Reichstage regieren, ohne National-Aufgebot Kriege führen, ohne den Willen des Volkes Verfügungen erlassen, aber weder zu ihrem noch zu des Landes Vortheil. Die Vasallen ließen die gemeine Freiheit untergehen, ihres Nutzens wegen, und wurden selbst immer kühner und furchtbarer durch die vielen Zwiste unter den fränkischen Prinzen. Ein jeder warb um ihre Gunst, weil sie jetzt den Ausschlag gaben. So

wurde das Königthum selbst, wie die Wohlfahrt des Volkes, ein Spiel der ausgearteten Einrichtung.

Von den Sitten und dem gesellschaftlichen Leben der Teutschen in dieser Zeit.

Wie der Mensch die ersten Stufen der Kultur betritt, so ändern sich auch seine Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnisse. Dieß ist noch mehr der Fall, wenn er in Berührung mit Völkern kommt, die den Kreis des gesellschaftlichen Lebens bereits durchlaufen haben. Die Franken, Longobarden, Gothen ꝛc., welche in Gallien, Italien ꝛc., Reiche gründeten, nahmen bald alle Fehler der Besiegten an, und nur im dießrheinischen Germanien erhielt sich auch um diese Zeit noch vieles von der alten Einfalt, Mäßigung und Treue. Der natürliche Zustand des Landes hatte sich bereits vielfach verbessert; zwar gab es noch genug Moräste, Wälder und Wüstungen, noch strenge Winter und alle Arten Gewild. Dagegen trug der Boden

schon viel Obst, Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Hirse, Senf ꝛc.; großes alemannisches Vieh nebst geringern Arten Büffel, Pferde, Schafe, Schweine, Gänse, Enten, Falken, Schwäne, Kraniche, Bienen, Fische in Behältern und Weihern waren in großer Zahl vorhanden. Aber es fanden sich auch neue Krankheiten ein unter Menschen und Thieren. Die Pocken oder Kinderblattern kamen zu uns im Jahr 570, und auch die Viehseuche blieb nicht aus.

Rohes Fleisch wurde nicht mehr genossen, doch aß man noch Pferdefleisch, Bären, Biber, Schwalben ꝛc. Gewöhnliche Speisen waren der alte Haberbrei, Brot und Backwerke von Weizen, Gerste und Roggen, Fleisch, zum Theil geräuchert, Gemüse, Milch, Butter, Käse, Fische und Obst. Das Getränke bestand aus Bier und Meth. Der letzte wurde häufig mit Wermuth gemischt.

Der Ackerbau blieb Hauptbeschäftigung. Den Handel trieben Syrer, Griechen, Juden, Wenden und andere Fremde, auf bestimmten Plätzen, zu gewissen Zeiten.

Die Jagd liebte der Germane noch leidenschaftlich. Sie wurde auf mannichfache Weise und sehr kunstmäßig getrieben. Es gab Thiergärten, Jagdbezirke, Jagdbanne mit ausschließendem Jagdrecht.

Die heimische Tracht erhielt sich ebenfalls. Man trug Pelz-

röcke, Wämser von Leder, Kleider von Linnen und Wolle, zuweilen auch Seide. Von Römern und Gallen hatte man den Schmuck kennen gelernt; Ringe, Armbänder, Halsketten, Waffenschmuck ꝛc., waren nicht mehr selten.

Man hatte auch die Kunst gelernt, bequemer und zierlicher zu bauen. Neben niedrigen Hütten von Holz, ohne Rauchfänge, sah man Herrenhäuser mit Säulen und abgetheilten Gemächern, Speicher und Gehöfte aus Stein und Kalk gebaut. Glasfenster hier und da. Die Kirchen wurden noch aus Holz aufgeführt, wie z. B. das Münster zu Straßburg, welches der Frankenkönig Chlodwig von 504 bis 510 baute.

Höfe und Grundstücke wurden, wie früher, noch mit Zäunen, Hecken und Planken eingefaßt. Städte waren im eigentlichen Germanien noch nicht, aber Weiler und Dörfer, die sich besonders um die Kirchen erhoben.

Die alten zerstörten Römer-Kastelle mögen, in dieser Zeit, von mächtigen Dynasten benutzt und zum Theil wieder hergestellt worden seyn. Sie gewährten Schutz und hatten meist eine herrliche Lage.

Das Weben, Spinnen und Färben wurde von den Frauen noch emsig geübt. Auch arbeiteten die Teutschen jetzt schon in Gold, Silber, Eisen und Kupfer. Sie verstanden das Schmieden und

Gießen, und verfertigten alle Geräthe für den Feldbau, und für die Hauswirthschaft, auch Waffen aller Art, Lanzen, Speere, Schwerter, Messer, Dolche, Rüstungen, Schilde, Ketten ꝛc.

Gold wurde aus dem Rhein gewaschen, und auch der Bergbau nahm seinen Anfang.

In allen diesen Dingen machten die Franken, nachdem sie Gallien erobert hatten, die meisten Fortschritte, aber auch am meisten verschlimmerten sich ihre Sitten. Man schaudert, wenn man die Geschichte ihrer ersten Könige liest. Es ist die alte, gräßliche Mähr vom Geschlecht des Tantalus, die sich in einer schrecklichen Wirklichkeit erneut. Frauen mordeten ihre Männer, Männer ihre Frauen und der Bruder erwürgte den Bruder. Chlodomir, König von Orleans, hinterließ bei seinem Absterben, im Jahr 520, drei unmündige Prinzen, welche bei ihrer Großmutter Clotilde in Paris lebten. Der Oehm der Prinzen, König Childebert in Paris, schickte heimlich zu seinem zweiten Bruder Chlotar, welcher zu Soissons Hof hielt, und ließ ihm melden: Unsere Mutter hat wohl Lust, die Söhne unseres Bruders zu Königen zu machen. Komm eilig, und laß uns überlegen, ob wir sie des blonden Haars berauben (entadeln) und in ein Kloster stecken, oder sie aus der Welt schaffen, und so ihr Erbe uns aneignen wollen.

Ungesäumt erschien Chlotar und täuschte seine Großmutter

und das Volk mit dem Vorgeben, man wolle die Prinzen zu Königen erklären. Zwei derselben wurden ihnen, sammt ihren Dienern und Erziehern übergeben, und die Großmutter trennte sich von ihnen mit freudiger Erwartung. Man nahm sie sogleich in Verwahr und schickte der Großmutter eine Scheere und ein bloses Schwert, mit dem Bedeuten: Sie möge nun wählen, ob ihre Enkel zu Mönchen geschoren oder getödtet werden sollten. Entsetzen, Schmerz und Wuth ergriffen die unglückliche Königin. Nein, rief sie, ich will sie lieber todt als mit geschorener Platte sehen!

Auf diese Nachricht nahm Chlotar den ältesten Prinzen, der zehn Jahre alt war, beim Arm, warf ihn zu Boden und stieß ihm den Dolch in die Brust. Während dieser mit Angstgeschrei sich sträubte, umschlang der jüngere (von sieben Jahren) die Kniee Childeberts und rief mit herzzerreißenden Worten: Ach rette mich, lieber Vetter, daß ich nicht sterben muß, wie mein Bruder. Childebert wurde gerührt, und sprach zu Chlotar: Schenke mir des Kindes Leben, und fordere dafür, was Du willst. Nein, schrie dieser wüthend. Bist Du nicht der Urheber von allem diesem, und willst nun Dein Wort brechen? wirf ihn von Dir, oder es gilt Dein Leben!

Da warf Childebert den bebenden Knaben von sich, und Chlotar fing ihn mit seinem Dolch auf, und zerschnitt das zarte Leben. Gleichen Tod erlitten die Diener und Erzieher der Prinzen.

Den Dritten, Chlodowald, mochten sie nicht in ihre Gewalt bringen, denn streitbare Männer schützten ihn, aber er schnitt sich selbst die Haare ab, und brachte sein Leben in strenger Bußübung hin.

Mit solchen Gräuelthaten ist die ganze Geschichte dieses fränkischen Königshauses befleckt! so viel Grausamkeit und Sittenlosigkeit mußte die ganze Regierung verwirren, und alle Bande der Zucht und Ordnung auflösen. Man war endlich genöthigt, auf den Mord Todesstrafe zu setzen, wie sie bei den Burgundern und andern Völkern schon eingeführt war. Doch das half wenig, denn die Gesetze hatten ihr Ansehen und ihre Kraft verloren, weil sie nicht mehr von guten Sitten und der Achtung für das Heilige unterstützt wurden.

Wie aber das Leben nicht mehr sicher war, so war es auch das Eigenthum nicht. Daher die vielen Bürgerkriege unter den Merovingern. Wenn ein fränkisches Heer auszog, so bezeichneten Raub, Mord und Verwüstung seinen Weg. Von der niederländischen Grenze bis zu den Alpen und Pyrenäen verheerten die Franken, mehr als einmal, das eigene Land. Als die fränkische Prinzessin Rigunth mit reicher Ausstattung zu ihrer Vermählung nach Spanien zog, liefen schon beim ersten Nachtlager fünfzig ihrer Leute davon, und nahmen hundert der besten Pferde mit. So ging es weiter auf der Reise, und da inzwischen der Tod ihres Vaters erfolgte,

und sie Halt machen mußte, wurde sie vom Herzog Desiderius vollends geplündert, und in Toulouse eingesperrt.

Nichts war bei den Franken gewöhnlicher als Meineid. Folgendes meldet der fränkische Bischoff Gregor von Tours, der übrigens seinen Landsleuten gar nicht abhold ist: „Guntram war sonst ein braver Mann, nur zum Meineid immer bereitwillig, und er schwur nie, ohne daß er sein Wort gleich wieder gebrochen hätte.“

Um dem Eide mehr Heiligkeit zu geben, war das Schwören auf Reliquien eingeführt worden. Die listigen Franken fanden jedoch bald ein Mittel, auch den lieben Gott zu hintergehen. Sie ließen die Reliquien heimlich aus dem Kasten, worin sie verwahrt lagen, wegnehmen, oder falsche hineinlegen, und schwuren dann getrost zehn falsche Eide.

Es gibt überhaupt in der ganzen Geschichte der Merovinger wenige Beispiele, wo ein Schwur gehalten worden wäre. Nur König Guntram, dessen oben erwähnt worden, machte einmal eine Ausnahme. Er hatte nämlich seiner sterbenden Gemahlin geschworen, ihre beiden Aerzte, weil sie ihr nicht helfen konnten, hinrichten zu lassen, und diesmal hielt er getreulich Wort. Derselbe König, der übrigens keiner der schlimmsten war, und manches Gute förderte, hielt sich doch seines Lebens nicht sicher, und wagte nicht einmal ohne Begleitung von Bewaffneten die Kirche zu besuchen. Einst,

als der Priester eben die Messe beginnen wollte, stand er auf, und bat die ganze Versammlung, ihn doch nicht zu ermorden, wie seine Brüder, damit er die an Kindesstatt angenommenen Neffen noch drei Jahre erziehen, und den Untergang der Franken verhindern könne. Bald darauf schwur er den Ständen feierlich zu, den Mord seines Bruders an Eberulf, den Fredegund fälschlich als Thäter angab, schrecklich zu rächen, und ihn und seine Sippschaft bis zum neunten Grad auszurotten. Eberulf floh in die Kirche des heil. Martin zu Tours, denn die Gotteshäuser waren damals noch Freistätten für Verbrecher; dort wurde er durch ein Landaufgebot lange bewacht. — Er war aber ein gar arger, ruchloser Mann, verübte noch Mordthaten in der Kirche, besoff sich und trieb lose Dinge. Einen Presbyter schlug er halb todt, weil er ihm keinen Wein mehr geben wollte. Endlich bot Guntram einem gewissen Claudius großen Lohn, wenn er den Eberulf aus der Freistätte locken oder umbringen könne. Dieser ließ sich dazu willig finden. Unterwegs erkundigte er sich fleißig, ob der heil. Martin den Meineid auf der Stelle strafe, und ob die Strafe des Himmels gleich ausbreche, wenn man einen Flüchtling auf geweihter Stätte erschlage? Wahrscheinlich konnte man ihm keine Beispiele hierüber anführen; er machte sich darum beherzt ans Werk, und erschlug Eberulf, nach den heiligsten Eidschwüren, und unter Betheuerungen seiner Ergebenheit.

Dem Volke zu Tours hatten Charibert und nachher Chilbepert eidlich versprochen, keine Neuerungen vorzunehmen, und die abgeschafften Steuern nicht wieder einzuführen. Dieß geschah doch, aber der Einnehmer bekam ein Fieber, woran er in drei Tagen starb, und da man fest glaubte, der heil. Martin habe die Krankheit geschickt, so hielt der König nun Wort.

Ein Völkerrecht kannte man gar nicht. Gesandte wurden oft in Fesseln geschlagen oder gepeitscht, und dem Hohn des Pöbels Preis gegeben. Die Gesandten selbst benahmen sich aber auch eben so wild. So sagten die Abgeordneten des Königs Gundobald zum König Guntram: Wir haben die Streitaxt noch, womit wir deine Brüder erschlugen. Bald genug soll sie auch in deinen Schädel fallen.

Der Aberglaube schien sich mit dem Christenthum eher vermehrt als vermindert zu haben, und die Unwissenheit im Volke war über die Maßen groß. Alle Wissenschaft, selbst das Lesen, Schreiben und Rechnen, wurde nur in den Klöstern und bei der Geistlichkeit angetroffen. Aerzte und Wundärzte verstanden wenig von ihrer Kunst, und brauchten Hausmittel und Wundermittel. Bei den salischen Franken hatten alle Curen eine Taxe, bei den andern war der Preis im Einzelnen bestimmt, übrigens wurde die Heilkunst theils von Mönchen geübt, theils von Fremden, darunter auch Juden. Die Reliquien brauchte man gegen Seuchen, und

selbst zur Sicherung fester Plätze bei Belagerungen. Die zerstreuten Wohnungen und manche andere Ursachen hinderten indeß damals noch die schnelle Verbreitung ansteckender Krankheiten. Selbst die Kinderpocken, welche Kaiser Justinians Heer im sechsten Jahrhundert aus dem Morgenlande ins Abendland gebracht hatten, und die bei ihrer ersten Erscheinung schreckliche Verheerung anrichteten, verloren sich bald wieder.

Keuschheit und Mäßigkeit wurden nun auch seltene Tugenden. Besonders lernten die Franken von den Römern gar schnell die Ueppigkeit der Tafel und den Genuß berauschender Getränke. Einige noch vorhandene Kostzettel für königliche Abgeordnete und Beamte sind in dieser Hinsicht merkwürdig. Es kommen darin, unter andern, vor: Weizenbrot, Fasanen, Sardellen, Zuckersaft, Gewürznelken, Zimt, Mastix, Datteln, Pistazien u. d. gl.

Die in ihrem Heimathlande gebliebenen Teutschen wurden von dem Verderbniß der römischen Sitten weniger berührt, auch war in ihnen eine tiefere Abneigung gegen alles Fremde, wozu sich nun auch noch der Haß gegen die eroberungslustigen Franken gesellte. Von ihrem Herzoge forderten die Alemannen, daß er das Heer anführen, zu Pferde steigen und dem Könige seinen Dienst leisten könne. Bei den Baiern mußte er außerdem Gericht halten, die Waffen gut brauchen können, und weder taub noch blind seyn.

Ein günstiger Umstand für den Charakter der Ostfranken, Alemannen, Baiern, Thüringer ꝛc. war es, daß sie gleichsam in sich abgeschlossene Völkerschaften blieben, unter besondern Regenten, und wenn diese auch in einiger Abhängigkeit von den fränkischen Königen standen, so blieben ihnen doch ihre eigenthümlichen Gesetze und Einrichtungen. Die Vaterlandsliebe erhielt sich, und auf seinem heimathlichen Boden geht das Alte nicht so leicht unter, als in der Fremde.

TEUTSCHLAND
und die
TEUTSCHEN

von den ältesten Zeiten bis zum Tode
Karls des Großen
zur Bildung und Unterhaltung
von

J. M. Mettenleiter

VIERTES HEFT
mit sechs Kupfern

Carlsruhe
bei Johann Velten
1828.

Von Karl dem Großen.

Karl der Große wurde im Jahr 742 zu Aachen geboren. Eine alte handschriftliche Sage erzählt dagegen: er habe das Licht auf der Reißmühle, bei Weihenstephan in Baiern erblickt, und sey, unkundig seiner Eltern, als Sohn des Müllers, unter den Knaben der Gegend, herangewachsen, aus Furcht vor Strafe, wegen eines leichtsinnigen Streiches, aus der Mühle entlaufen, und in die Dienste des Ritters zu Pöl gekommen, wo er, als zehnjähriger Knabe, mit Witz, das Recht gewonnen, an welchem die Weisheit grauer Richter gescheitert war. Da sey er denn bald darauf von seinem königlichen Vater erkannt und an den Hof gebracht worden.

Es könnte vielleicht etwas Wahres an dieser Sage seyn: indeß ist bekannt, daß die Geburt und das Leben großer Männer gewöhnlich in Fabeln gehüllt werden, denn dem Ungewöhnlichen leiht der Mensch auch gern den Reiz des Wunderbaren.

Im zwölften Jahr wurde Karl schon, vom Pabst Stephan, zum künftigen Könige gesalbt, und im neunzehnten gürtete er sich

zum erstenmmale mit dem Schwert, und zog in den Krieg, wo er ohne Zweifel schon den Muth gezeigt haben wird, den er später so oft bewieß.

Im sechs und zwanzigsten Jahre seines Lebens bestieg er den Thron, und auf Zureden seiner Mutter Bertha vermählte er sich mit der Tochter des Lombarden-Königs Desiderius.

Aber er verstieß sie bald wieder, man weiß nicht, warum. Sie ging zu ihrem Vater zurück, und Karl ehlichte nun die fromme, schöne Hildegard, aus alemannischem Geschlechte, Herzog Gottfrieds und der Imma Tochter. Viele billigten das Thun des Königs nicht. Der Pfalzgraf Adelhard, ein zwanzigjähriger Jüngling von zartem Gemüth, ein Vetter Karls und am Hofe erzogen, war auf keine Weise zu bewegen, der neuen Königin Ergebenheit zu bezeigen, und da er weiter nicht hindern konnte, was geschehen war, ging er ins Kloster Korvey.

Der Krieg mit den Sachsen.

Die Sachsen (von ihrem Messer Sax, oder von Saßen, Eingesessenene, also genannt) sollen aus dem scythischen Asien nach Teutschland eingewandert seyn, und ursprünglich aus Ueberresten von dem Heere Alexanders des Großen bestanden haben. Ihre ersten Sitze waren zwischen der Trave, Eider und Elbe. Im vierten Jahrhundert breiteten sie sich, durch Westphalen, bis an den Rhein und die Weser aus, und zu Karls Zeit war alles Sachsen, was zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee lag. Damals war es ein rauhes, wildes Land, voll sumpfiger Brüche und düstrer Wälder. Die Einwohner waren noch dem Heidenthume ergeben, und höchst eifersüchtig auf ihre Freiheit. Ihre Könige oder Herzoge wählten sie nur für den Krieg, und theilten sich selbst in Edelinge, Frilinge, Frilazzen (Freigelassene) und Lazzen oder Knechte. Seine meiste Nahrung suchte der Sachse auf der Jagd oder im Fluß, und hütete sein Vieh, wo es Weide fand. Unter den tausendjährigen Eichen seiner Haine opferte er seinen Göttern, und sühnte sie mit Menschenopfern.

Uebrigens war dieses Volk dem Christenthume an sich nicht abhold: es haßte die Geistlichen des Zehntens wegen, und noch mehr fürchtete es, durch Annahme eines fremden Glaubens, den Untergang seiner Freiheit. Mit den Franken waren die Sachsen in immerwährendem Zwist begriffen, und Karl faßte daher den Entschluß, diese schlimmen Nachbarn ein für allemal zur Ruhe zu bringen, und sie zum Christenthume zu nöthigen. Auf dem Maifelde, zu Worms, wurde (771) der Zug beschlossen, und der Heerbann aufgeboten.

Um diese Zeit hatten auch die Sachsen ihren jährlichen Landtag zu Marklo, an der Weser, auf welchem, wie gewöhnlich, aus jeglichem Gau zwölf Edle, zwölf Freie und zwölf Freilassen erschienen. Der Heidenbekehrer Lebuin benutzte diese Gelegenheit, den Sachsen das Evangelium zu verkünden. Ein edler Sachse, Folkbert mit Namen, nahm ihn freundlich bei sich auf, widerrieth ihm aber sein Vorhaben. Es kann dir nur Gefahr bringen, sagte er, und deine Worte werden doch in den Wind gesprochen seyn. Der eifrige Missionär ließ sich nicht abschrecken; mit Muth und Zuversicht trat er unter die Versammlung, pries die Lehre des Kreuzes, verdammte das Heidenthum, und drohte mit der Rache eines mächtigen Königs, wofern sich die Sachsen nicht zur Taufe bequemen würden. Das mußte nun allerdings die Zuhörer erbittern. Auch rissen einige Männer aus einem benachbarten Zaune Prügel heraus, und sie hätten im

wilden Zorn den Prediger getödtet, wäre nicht Folkbert hinzugeeilt, um ihn, als seinen Gastfreund, in Schutz zu nehmen.

Karl begann seinen Feldzug mit Einnahme der Eresburg (jetzt Stadberg, im Paderbornschen), und drang von da in den geheiligten Hain, wo die berühmte Irmin- oder Hirminsäule stand, die er zerstörte. Diese Säule soll, nach Einigen, ein großer, dicker Baumstamm gewesen seyn, dem sächsischen Gotte Irin (Erich) geweiht. Nach Andern war es ein Denkmal, welches die Teutschen ihrem Heerführer Armin oder Hermann errichteten. Als Karl dieses Denkmal umstürzen ließ, wurde er und die Seinigen von einem schrecklichen Durst geplagt; da entsprang, wie die Legende erzählt, plötzlich ein Brunnen, jetzt angeblich der Bollerborn bei Oldenbeck im Paderbornschen.

Hierauf ging Karl über die Weser, machte einen Vertrag mit den Sachsen, die ihm zwölf Geiseln geben mußten, und kehrte nach Heristall bei Lüttich zurück.

Karl zieht nach Italien.

Um diese Zeit saß Hadrian auf St. Peters Stuhle zu Rom, ein ehrwürdiger Mann von strengen Sitten. Dieser wurde vom Lombarden-König Desiderius hart gedrängt, und sandte Boten an Karl ab, damit er ihm Hilfe bringen möchte. Der König hielt eben Hof zu Dietenhoven, einem Weiler an der Mosel, als die Botschaft aus Rom kam, auch sammelte er alsbald seine Schaaren, und machte sich auf den Weg. Eine Abtheilung führte sein Oehm, Bernhard, über das Gebirg Mont-Joux, Karl selbst aber ging über den Cenis. Am Abhange des Gebirgs stand ein Thurm, in welchem der Räuber Eberhard haußte. Den erschlug Karl, und zerstörte das Raubnest.

Weiter hin, wie die Chronik erzählt, hatte Desider die Thäler und Päße zumauern lassen, wodurch das fränkische Heer in große Verlegenheit gerieth. Da sang der Schalksnarr, den der König mit sich führte:

„Was wird dem zu Lohne, der einen Weg nach Italien
„zeigt, wo kein Speer entgegensteht und kein Schild?“

Was er verlangen wird, antwortete Karl. Der Narr aber, nachdem er das Heer durch eine vom Feinde unbeachtete Schlucht geführt, die noch der Frankenweg heißen soll, forderte alles Land, mit Männern und Frauen, zu Lohn, so weit man sein Horn hören würde. Und nun stieg er auf einen Berg, bließ aus Lebeskräften, und fragte hierauf jeden, der ihm begegnete: Hast du das Horn gehört? Bejahte es dieser, so gab er ihm eine Ohrfeige, mit den Worten: So bist du mein Knecht. Deßhalb sollen auch seine Nachkommen die durchs Horn Gewonnenen (Transcornati) heißen.

Der Kampf nahm nun seinen Anfang, aber die Lombarden flohen vor den Franken, und der König vereinte ihr Reich mit dem Seinigen. Da er länger in Italien verweilen und das Osterfest in Rom feiern wollte, so ließ er seine liebe Hildegard, so wie sein Söhnlein Karl und sein Töchterlein Rotfried nach Italien kommen.

Karls Einzug in Rom war höchst feierlich. An dreißig römische Miglien zogen ihm die Richter mit ihrem Panner entgegen. Noch vor der Stadt empfing ihn die Jugend, mit Palmen und Oelzweigen in den Händen. Auch das Kreuz ward ihm entgegen gesandt. Beim Anblick desselben sprang der König nebst seinem ganzen Gefolge vom Pferde, und ging zu Fuß nach der Peters-Kirche.

Oben, auf den Staffeln, erwartete ihn der Pabst mit dem Clerus und dem ganzen römischen Volke. In der Vorhalle umarmten sich beide, und traten mit einander in die Kirche, unter dem Gesang: Gebenedeiet ist, der da kommt im Namen des Herrn!

Der Pabst ersuchte ihn, in Rom die Kleidung als Schirmvogt der Kirche zu tragen. Karl thats, aber ungern, denn er liebte die Tracht seines Volkes, und war jeder fremden abhold.

Pavia, die letzte Zuflucht des Lombarden-Königs, ergab sich endlich auch. Desiderius wurde gefangen und zum Mönch geschoren. Er endigte sein Leben im Kloster Korvey, Karl aber setzte in Mailand die alte eiserne Krone auf sein Haupt, und schrieb sich von nun an König der Lombarden.

Der zweite und dritte Sachsenkrieg und der Zug nach Spanien.

Als Karl sich in Italien befand, nahmen die Sachsen der Gelegenheit wahr, und fielen mit großer Macht in Franken ein. Mit List vertrieben sie die Franken aus der Eresburg, und belagerten Siegberg, wobei sie allerlei Maschinen brauchten. Karl eilte nach Teutschland zurück, und sammelte ein Heer zur abermaligen Bezwingung des Feindes. Aber er traf mächtigen Widerstand an dem Häuptling der Ostphalen, Heßi, und an dem Führer der Engern, Bruno. Doch wurden sie überwunden, und ließen sich taufen, mit vielen aus ihrem Volke.

Im folgenden Jahr (776) mußte Karl abermals nach Italien gehen, und zum drittenmal standen die Sachsen auf, den blutigen Kampf für ihre Götter und für ihre Freiheit zu kämpfen. Ihr Heerführer war Wittekind, ein Westphälischer Edeling, dem es an Muth und Tapferkeit keiner zuvorthat. Sein hoher, unbiegsamer Geist konnte auch im Unglücke nicht gebrochen werden, und den Namen

des Großen, den ihm die Geschichte beilegt, hätte er vielleicht eben sowohl verdient, als Karl, wenn er von Glück und Umständen gleich jenem begünstigt worden wäre. Auch erhielt er, im Anfange, große Vortheile gegen die Franken, und schlug sie, unter andern, in einem hitzigen Treffen bei Hausbergen. Aber als Karl nun selbst wieder an der Spitze seines Heerbannes erschien, da erbleichte der Stern des sächsischen Helden. Er floh, mit wenigen Freunden, zum König Sigurd von Jütland, während die übrigen Edlen seines Landes auf der Versammlung zu Paderborn sich einfanden.

Hier erschien auch ein arabischer Fürst aus Spanien, der bei Karl Hilfe suchte gegen seine Nachbarn. Einem Eroberer mußte eine solche Gelegenheit höchlich willkommen seyn. Karl brachte ein gewaltiges Heer zusammen, ging über die Pyrenäen, zerstörte Pamplona und nahm Saragossa. Tiefer ins Land wagte er sich nicht. Der Rückzug war unglücklich. Der Weg zog, zwischen himmelhohen Bergen, an jähen Abgründen hin, wo, auf dem schmalen Felsenpfad, Mann und Pferd nur langsam hinter einander fortschreiten konnten. Als das Hauptheer hindurch war, stürzten sich die wilden Vasken (Gascogner) aus Schluchten und Höhlen auf den Nachtrab und das Gepäcke herab, und erschlugen die Krieger bis auf Einen. Da fielen tapfere Männer, wie Pfalzgraf Anshelm, der Seneschall Eghart und Roland oder Rutland, der ritterliche Held aus Bretagne.

Seinen Namen hat der herrliche Dichter Arioſto, den ſeine Landsleute, die Italiener, den göttlichen nennen, in einem vortrefflichen Epos verewigt, und von ihm haben die fränkiſchen Krieger bis ins vierzehnte Jahrhundert das, leider untergegangene, Rolandslied geſungen. Aber ſeine Kriegsthaten und ſein Tod wurden ſchon früh mit Fabeln ausgeſchmückt und teutſche, ſpaniſche, franzöſiſche und italieniſche Sänger haben wetteifernd geprieſen: wie er, ein Neffe Karls des Großen, an Stärke, Muth und Tapferkeit ſeines Gleichen nicht gehabt, und endlich aus ſchändlichem Verrath gefallen, dann aber, in grauſamer Noth, mit ſolcher Kraft in ſein elfenbeinernes Horn geblaſen, daß ihm davon alle Adern am Halſe geſprungen, und König Karl den Schall acht Meilen davon gehört; wie er dann ferner ſein furchtbares Schwert, das er keinem andern gegönnt, an einem Marmorblocke zerſchlagen wollen, alſo, daß der Marmor zerſprungen, das Schwert aber ganz geblieben, bis er endlich, mit frommem Spruch und dem Zeichen des Kreuzes, chriſtlich verſchieden.

Uebrigens wird Rolands Grab, noch bis auf unſere Tage, im Thal Ronceval, in den Pyrenäen, gezeigt. Es iſt in einer Kapelle, unfern der Abtei Ronceval, in einem unterirdiſchen Gewölbe. Dabei ſind noch mehrere andere Heldengräber mit Inſchriften.

Wie die Sachsen noch ferner gestritten und endlich unterjocht worden.

Kaum hatte sich Karl weit genug von den Sachsen entfernt, als ihr Anführer Wittekind sie wieder zum Vertilgungskampfe aufforderte, und an den Rhein vordrang. Von Deutz, Köln gegenüber, zogen sie am Strom aufwärts, bis Coblenz, verheerten die Weiler mit Feuer und Schwert, und ließen ihren Groll besonders an den Klöstern aus. Karl sandte aber eine fränkische Schaar gegen sie, deren Arm die meisten erlagen. Ein Jahr darauf ging Karl selbst von Worms nach Lippspring, wo er Versammlung hielt, und sich den ganzen Bardengau zwischen der Weser und Elbe unterwarf. Er nahm Geiseln, und alles Volk mußte sich taufen lassen. Die Ruhe war aber auch dießmal nicht von langer Dauer. Die Sorben, seßhaft zwischen der Elbe und Saale, fielen in Thüringen und Sachsen ein. Zugleich kam Wittekind aus Dänemark zurück, und alles im Bardengau griff zu den Waffen und schaarte sich um den mannhaften Führer. Die christlichen Lehrer wurden erschlagen, die

Kirche zu Bremen zerstört, und die Kreuze umgeworfen. Nur Heßi in Ostphalen und Amelung in Lüneburg blieben dem Könige treu und flohen zu ihm nach Franken. Karl schickte eilig seinen Kämmerer Adalgis, den Grafen Geilo und andere Edle mit einem auserlesenen Heerhaufen gegen die Feinde. Aber sie wurden bei Hausbergen vom Heerführer der Sachsen geschlagen, und Adalgis, Geilo und noch viele vornehme Franken blieben auf der Wahlstatt liegen. Karl entbrannte darob in schrecklichem Grimm. Er kam selbst, zwang Wittekind zur Flucht, und ließ fünftehalb tausend Sachsen, die sich ergeben hatten, an einem Tage zu Verden an der Aller enthaupten. Eine gräßliche Handlung, und leider, nicht die einzige Unthat, welcher sich dieser, sonst große Mann, schuldig machte.

Uebrigens hatte der König, durch solche Grausamkeit, sich die Herzen der Feinde nur noch mehr entfremdet. Sie empörten sich neuerdings, und Wittekind durchstreifte, mit seinen Getreuen, die Küstenländer an der Nordsee, vorzüglich Friesland, wo er sengte und brennte, die christlichen Kirchen zerstörte, und die alte Religion wieder einführte. Karl nahm dießmal seinen Weg, der Ueberschwemmung wegen, durch Thüringen, und kam bis Straßfurth an der Bödde. Von dort erließ er Briefe an seine Vasallen, des Inhalts: „Kund sey hiemit, wie wir unsre dießjährige Versammlung in Ost„sachsen, zu Straßfurth an der Bödde, halten wollen. Deßhalb

„befehlen wir, daß du dich mit wohlgewaffneter und gerüsteter Mann„schaft, wie sichs gebührt, sieben Tage vor der Messe Johannis „des Täufers, einfindest, also, daß du von dort, wohin wir befehlen „werden, ins Feld rücken kannst. Jedem Reiter gieb Schild, Lanze, „Schwert, Messer, Bogen, Köcher und Pfeile. Auf die Karren „lade Aexte, Hauen, Bohrer, Beile, Hacken, Spaten, und was „zum Feld nöthig. Mundvorrath vom Tage der Versammlung auf „drei, Waffen und Kleider auf sechs Monate. Und dieß sagen wir „euch, daß ihr geradeswegs und friedlich durch unser Reich zieht, „nichts als Gras, Holz und Waffen nehmt, und eure Diener bei „den Reitern und Karren bleiben, damit des Herrn Abwesenheit „keine Gelegenheit zu Unfug gebe. Keine Geschenke sende im Mai „an den Ort unsres Aufenthalts. Erlaubt es dein Weg, daß du „selbst vor uns erscheinen kannst, so soll es uns freuen. Siehe zu, „daß nichts verabsäumt werde, wofern wir dir gnädig bleiben sollen.“

Bei Schöningen trug Karl einen vollständigen Sieg über die Sachsen davon, und lagerte hierauf bei Eresburg, von wo aus kleine Züge gegen die Feinde unternommen wurden. Dahin ließ er auch seine Gemahlin und seine Kinder kommen, ohne welche er daheim nie aß, und auswärts selten reißte. Die Söhne ritten dann an seiner Seite, die Töchter folgten, von Trabanten begleitet. So mußte schon der siebenjährige Ludwig, mit Knaben seines Alters,

zur Versammlung nach Paderborn geritten kommen. Es lebte aber damals die gute, sanfte Hildegard nicht mehr, und Karl hatte sich mit Fastrad vermählt, die von tückischer Gemüthsart war, und den König oft zum Unrecht verleitete. Im Dom zu Mainz zeigt man noch ihr Grab.

Auf der Versammlung zu Eresburg wurde nun den Sachsen ein Gesetz gegeben, und ihr Land dem fränkischen Reiche ganz einverleibt. In diesem Gesetz hieß es unter andern: Den christlichen Kirchen solle mehr Ehrerbietung bewiesen werden, als den Götzentempeln. Den Gläubigen wurde dabei eine friedliche Grabstätte angewiesen, und den Verbrechern, im Innern, eine Freistatt.

Wer eine Missethat, worauf Todesstrafe stand, dem Priester beichten würde, sollte begnadigt werden.

Des Todes sollte jeder sterben, wer in der vierzigtägigen Fasten, ohne Noth, Fleisch gegessen; wer Todte oder ihre Gebeine verbrannt; wer in eine Kirche eingebrochen; wer Menschen geopfert; wer sich der Taufe geweigert; wer einen Geistlichen erschlagen ꝛc.

Bei den Franken hingegen wurden alle diese Vergehen nicht mit dem Leben, sondern mit Geld gebüßt.

Um die Ruhe zu befestigen, sandte Karl auch eine Botschaft an die Heerführer Wittekind und Alf oder Albuin, und lud sie ein, zu kommen und die Taufe zu nehmen. Sie kamen wirklich, und

empfingen die Weihe des Chriſtenthums. Viele glaubten, dieſe ſchnelle Sinnesänderung des kühnen, unbeugſamen Wittekind habe nur durch ein Wunder bewirkt werden können, und die Legende gibt davon folgende Erzählung:

Wittekind ſchlich ſich als Bettler ins fränkiſche Lager ein, um alles auszukunden. Da kam er auch zu dem Altar, wo Karl und die Seinigen dem Gottesdienſte beiwohnten, und erblickte in der geweihten Hoſtie, welche der Prieſter eben emporhob, ein glänzend weißes Kind. Durch dieſe Erſcheinung wurde augenblicklich ſeine Bekehrung bewirkt.

Uebrigens verſchwindet Wittekind, von dieſem Augenblick an, aus der Geſchichte. Er hatte den Fall ſeines Vaterlandes überlebt, aber ohne Zweifel in den Verheißungen der Religion Troſt und Beruhigung gefunden.

Indeſſen glimmte, im alten Sachſenlande, der Zwietrachtsfunke noch immer fort. Karl führte darum, zu drei verſchiedenenmalen, große Schaaren dieſes Volks, als Koloniſten, in das fränkiſche Land ab, und ſetzte dafür Franken nach Sachſen.

Vom Herzog Taßilo.

Die Franken hatten sich das Land der Baiern unterwürfig gemacht. Um die Zeit des Sachsenkriegs war Taßilo II. Herzog in Baiern. Seine Gemahlin Luitberg, eine Tochter des Lombarden-Königs Desiderius, trug gegen Karl, der ihren Vater vom Throne vertrieben, einen tiefen Groll, und reizte den Taßilo zur Rache. So kam es zwischen den Baiern und Franken zu langen blutigen Fehden, in denen Karl immer Sieger blieb. Zuletzt verband sich Taßilo mit den Avaren, welche zu gleicher Zeit in Italien, und durch Baiern in Franken einfielen. Sie wurden aber von den Franken geschlagen, und Taßilo mußte auf der Versammlung zu Ingelheim erscheinen. Hier stand nun der alte Herzog vor dem jüngern Könige, seinem Vetter, zagend ob den vielen Anklagen, die gegen ihn erhoben wurden. Selbst die gegenwärtigen Baiern warfen ihm seine Treulosigkeit vor, und man laß nun folgendes aus den baierschen Gesetzen: „Welcher Herzog aber in Königslanden sich auf irgend eine Weise ver-

„messen wird, des Königs Gebot zu verachten, soll seiner Würde „entsetzt, zu andächtigem, beschaulichem Leben verurtheilt, und des „ewigen Heils verlustig seyn.“

Diese Strafe schien den Meisten zu gelinde, und sie stimmten für den Tod, weil der Herzog wiederholt seinen Lehenseid gebrochen, und die Feinde ins Land gerufen. Aber Karl fühlte Mitleid, und befahl, daß er geschoren und in eine Mönchskutte gesteckt werde. Luitberg und ihre Töchter mußten gleichfalls den Schleier nehmen, und so endete das Geschlecht der Agilofinger, und Baiern wurde nun, als fränkische Provinz, durch Grafen regiert.

Tassilo kam zuerst nach Fulda, und dann ins Kloster Lorsch am Rhein, Worms gegenüber.

Hier lebte er in strenger Bußübung, und bereute schmerzlich, was er in seinem Leben verschuldet haben mochte. Einige alte Chroniken legen ihm den Namen eines Heiligen bei und erzählen: Als er nun uralt und blind geworden, habe ihm ein Engel zum Führer gedient und seine Schritte aus der Zelle in die Kirche geleitet. Da soll Karl einmal zufällig in die Kirche zu Lorsch getreten seyn, und mit Erstaunen und Grauen gesehen haben, wie ein holder himmlischer Knabe den blinden Herzog vom Altar weg in das Kloster zurückführte, und eine Glorie das Haupt des Greises umgab.

Vom Kriege mit den Avaren.

Die Avaren, damals auch Hunnen genannt, saßen vor Alters zwischen dem Don und der Wolga. Hierauf drangen sie an die Donau vor, und erweiterten ihr Reich, bis zur Grenze Baierns an der Enz. Sie waren treffliche Reiter und Bogenschützen. Damals aber, als Taßilo sie gegen Karl aufreizte, war ihr Gebiet zwischen der Enz und dem Saustrom eingeschlossen, und eigenthümlich befestigt. Neun Festen, jede mehrere Stunden lang, zogen sich rings herum. Sie waren sämmtlich mit einem Wall aus Eichen-, Buchen- und Tannenstümpfen umgeben, zwanzig Fuß breit und hoch, und von innen mit Steinen und Erde ausgefüllt, und oben mit Rasen belegt. Dazwischen wuchs Gesträuch zu beiden Seiten. Innerhalb dieser Ringe lagen Wohnungen und Weiler, so weit aus einander, als die Stimme eines Menschen reicht. In dem Walle selbst war hie und da ein schmales Thor, für den, der auf Raub auszog. So konnte man im Augenblick das ganze Land zum Kampfe aufrufen.

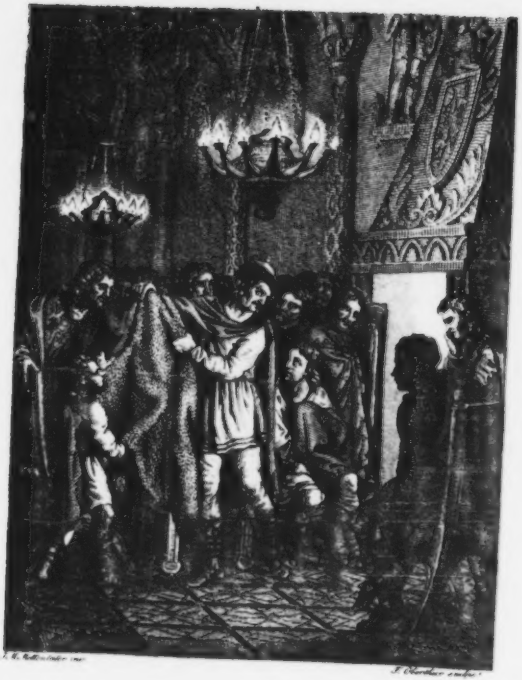
Karl, der nun gegen dieses Volk ziehen wollte, musterte sein Heer zu Regensburg und machte dabei seinen dreizehnjährigen Sohn Ludwig wehrhaft. Ein Theil der Franken rückte gegen das Nordufer der Donau vor. König Karl zog am südlichen Ufer hinab, und ein dritter Heerhaufen rückte aus Italien heran. Die Avaren leisteten nicht lange Widerstand, sie gaben ihre Vesten preis, und suchten Rettung in Gebirg und Wald. Die Franken verfolgten ihren Feind mit Wuth bis an die Raab, erschlugen eine Menge, sengten und brennten zwei und fünfzig Tage lang im Land, und führten Heerden von gefangenen Männern, Weibern und Kindern hinweg. In Karls Reihen focht auch ein Schwabe von Riesengestalt, der zog über angeschwollene Ströme sein starkes Pferd hinten nach, und richtete schreckliche Verwüstung unter den Avaren an. Als er nun wieder heimkam und gefragt wurde, wie es ihm im Kriege ergangen, da erzählte er, sie hätten's nur mit Fröschlein zu thun gehabt, nicht mit Männern, und er habe ihrer immer mehrere zugleich auf seinen Spieß gesteckt. Uebrigens dauerte dieser Kampf bis ins achte Jahr, und ließ den Franken eine furchtbare Seuche zurück.

Wie Karl in seinem Hause gelebt.

Karl befand sich gern bei seiner Familie, und selbst im Kriege suchte er seine Gemahlin und seine Kinder um sich zu haben. Dann ließ er sich oft von Eginhard, der sein Geheimschreiber und Freund war, altdeutsche Lieder und Sagen vorlesen. Seine Töchter mußten fleißig arbeiten und seine Söhne erhielten Unterricht von geschickten Männern; doch erfuhr er auch manches Unangenehme, durch zu große Nachsicht gegen seine Kinder, wie dann sein Sohn Pipin sich gegen ihn verschwor, und dafür ins Kloster gesteckt wurde. In Kleidung und Sitten war Karl sehr einfach. Nur an großen Festen und wenn fremde Gesandte kamen, trug er einen golddurchwirkten Rock, Schuhe mit Edelsteinen, am Mantel goldene Hefte, eine goldene Krone, und ein Schwert mit Edelgestein besetzt. Sonst ging er nicht viel besser als der gemeine Mann: ein leinenes Wams und Hosen, so ihm sein Weib gemacht, ein Rock mit seidenem Streif besetzt, und farbige Binden kreuzweis über Strümpfe und Hosen

gewunden — das war seine gewöhnliche Tracht, worüber er zuweilen einen weisen oder grünen Mantel schlug. Des Winters deckte er sich mit einem Wams aus Ottersell. Sein Schwert mit goldenem Wehrgehänge und Griff, welches ein Mann unserer Tage schwerlich mehr schwingen würde, kam ihm nie von der Seite. Eine Art kurzer, gestreifter Mäntel erlaubte er als zweckmäßig zum Kriege. Doch verbot er die gar zu kurzen Mäntel der Frießen; denn, sagte er, was nützen solche Lappen? im Bette kann ich mich damit nicht bedecken, und zu Pferde schirmen sie nicht gegen Wind und Regen.

Als er einmal aus Italien zurückkam, brachten manche aus seinem Gefolge allerlei fremde Moden mit; einige hatten ihre Gewänder mit bunten Federn und Purpurstreifen besetzt, daß Hals und Rücken schimmerten wie Pfauenhälse: andere trugen Wämser aus Rattenfellen, oder anderem weichen Pelzwerke, Karl aber, wie immer, seinen Schafpelz; da befahl er nun, sie sollten mit ihm auf die Jagd reiten, ein jeder in seinem besten Schmucke. Es war aber ein kalter Tag und regnete heftig, da ließ nun der eine da, der andere dort ein Stück von seinem Kleide an Dornen und Gesträuch hängen, und der Regen verdarb vollends die ganze Herrlichkeit. Abends bei der Heimkunft durfte sich keiner umkleiden: sie mußten sich mit Karl ans Feuer setzen, und dort trockneten und schrumpften die Gewänder ganz zusammen und waren unbrauchbar, und alle seufzten, daß ihnen



der Tag so viel Geld gekostet, aber der König lachte, nahm seinen Schafpelz vom Feuer und sagte: Seht, der hat nichts gelitten, und kostet mich kaum einen Gulden, ihr aber habt für euren Quark viele Pfund Silbers gegeben.

An den Umgang mit seinen Töchtern hatte er sich so gewöhnt, daß er sie bis an seinen Tod bei sich behielt. Ob Emma, die Gattin Eginhards, ihn auch zum Vater gehabt, ist ungewiß. Eginhard kam sehr jung an Karls Hoflager, der ihn erziehen ließ und ihm nachher die Aufsicht über die königlichen Gebäude und über das innere Hauswesen anvertraute. Seine Ehe mit Emma war kinderlos, beide zogen sich aber gern vom Geräusche des Hofes in die Stille des Landes zurück, und lebten dann auf ihren Höfen zu Michelstadt und Seeligenstadt; an beiden Orten erbauten sie auch Kirchen und Zellen. Bei Seeligenstadt sieht man am Main noch die Trümmer eines alten Schlosses, welches sie bewohnt haben sollen. Hier starb auch Emma und Eginhard trauerte um sie den Rest seines übrigen Lebens, er begrub sich nun in die klösterliche Einsamkeit, wurde Mönch und Abt zu Seeligenstadt, wo er neben seiner geliebten Emma und ihrer Schwester Gisela begraben liegt.

Die Pfalz zu Ingelheim und das Münster zu Aachen.

Auf der Höhe von Ingelheim, zwischen Mainz und Bingen, wo man den herrlichen Rheingau überschaut, erbaute sich Karl eine Pfalz, von welcher ein alter Schriftsteller erzählt, sie habe auf hundert Säulen geruht, und sey mit den Bildnissen berühmter Regenten und Feldherren ausgeschmückt gewesen. Hier hielt er mehrere allgemeine Versammlungen, hier ruhte er aus von den Mühen des Krieges im Kreise seiner Kinder, und erfreute sich an der schönen, fruchtbaren Gegend. Einst stand er auf dem Söller seiner Burg und schaute den wogenden Strom hinab, es war am Ende des Winters, und der Schnee lag noch auf allen Bergen, nur an der Lewenwand von Rüdesheim fing er zu schmelzen an. Karl bemerkte dieß und dachte augenblicklich, da muß der Weinstock gedeihen; nun ließ er aus Orleans Reben herbeischaffen, und pflanzte sie auf dem Rüdesheimer Berg, wo noch jetzt die Hauptraute den Namen

Orleaner hat — so erzählt die Sage. Ingelheim wurde leider zerstört, und es sind nur noch wenige Ueberreste von der ehemaligen Pracht vorhanden. Das Dach des Heidelberger Schloßbrunnens wird noch jetzt von Granit-Säulen getragen, welche einst die Wohnung Karls des Großen stützten.

Am liebsten hielt sich aber Karl zu Aachen auf; dort ließ er unserer lieben Frauen Münster errichten, reich an Gold, Silber und anderer Pracht. Säulen und Marmorblöcke wurden dazu aus Rom und Ravenna herbeigeholt, und Eginhard führte die Aufsicht bei dem Bau. Die Kirche war rund, ruhte auf acht Pfeilern mit korinthischen Kapitälern, und wurde vom Pabst Leo eingeweiht. Karl, so erzählt ein gutmüthiger Chronist, habe zu der Feierlichkeit dreihundert fünf und sechzig Bischöffe eingeladen, aber zwei kamen nicht. Da stiegen Mondulph und Gondulph, die beiden längst verstorbenen Bischöffe, aus ihren Gräbern, wohnten der Weihe des Münsters bei, und kehrten dann in ihre stille Behausung zurück.

Weiter führte er zu Aachen ein Schloß auf, nach eigener Angabe und sinnreich eingerichtet, denn er konnte durch die Gitter seines Söllers fast alles bemerken, was in den Wohnungen seiner ersten Diener vorging. Auch die warmen Quellen zu Aachen ließ er fassen, und besonders zu Schwimmbädern einrichten. Er selbst war ein trefflicher Schwimmer, und wer um ihn war, der mußte

ihm Gesellschaft leisten, zuweilen sogar die Trabanten seiner Leibwache, so daß sich ihrer oft hundert im Wasser herumtummelten.

Von verschiedenen Gesetzen und nützlichen Einrichtungen Karls.

Von der Verfassung den Gesetzen und Einrichtungen der alten Germanen behielt Karl noch vieles bei. Zwei Reichsgedinge oder Reichsversammlungen wurden jährlich gehalten, um über die öffentliche Wohlfahrt zu berathschlagen, Gesetze zu machen, und dem Könige die bestimmten Gaben zu bringen. Der König saß selbst zu Gericht. Da er aber nicht allenthalben zugegen seyn konnte, so setzte er die Sendgrafen ein, dazu wurden die verständigsten und redlichsten aus den Bischöffen, Aebten und Layen gewählt; sie erhielten einen Sprengel angewiesen, wo sie Recht und Gerechtigkeit handhaben mußten.

Die Pfalzgrafen saßen zu Gericht bei Hofe. Vor sie brachte man alle weltliche und vor den Erzkanzler alle geistliche Sachen. Genügte ihr Spruch nicht, so ging es an den König oder Kaiser.

Das Regiment in der kaiserlichen Pfalz war ein Bild vom Reichsregiment im Kleinen. Beichtiger und Seelsorger war der Erzkanzler; der Pfalzgraf sorgte für Recht; der Kämmerer für Reinlichkeit und Schmuck der ganzen Pfalz oder Burg, für Kost und Pferde; er empfing die jährlichen Geschenke der Großen, und an ihn waren die fremden Botschafter gewiesen. Der Seneschalk oder Hofmarschall, der Mundschenk, der Marschall oder Stallmeister mußten wissen, wo und wie lange der König bleiben wollte, um Alles in Bereitschaft zu halten. Unter den vier Oberforstmeistern und dem Falkner standen die Thürwärter, der Almosengeber, der Waffenaufseher, der Fuchsjäger, der Biberjäger ꝛc. Die Vornehmsten saßen mit zu des Königs Gericht, und halfen das Urtheil finden.

Auf den königlichen Gütern hieß der oberste Beamte Richter, und ihm war ein Verweser beigeordnet. Auf den kleinern Höfen befand sich bloß ein Meyer. Zu den Unterbeamten gehörten Meyer, Förster, Fohlenhüter, Kellermeister, Vögte, Jäger ꝛc. In der Pfalz mußten diese wie die Bedienstelen der Königin und Prinzen,

alle Landstreicher und anderes liederliches Gesindel anzeigen, das sich etwa eingeschlichen hatte. Diebe, Mörder und sittenloses Volk unter dem Hofgesinde mußten sie am Hals zum Schandpfahl auf den Markt schleppen und geißeln, so wie auch den, der sie in Schutz genommen hatte.

Bei Gericht geschahen die Ladungen von sieben zu sieben Nächten; ein Jeder mußte selbst für sein Recht sprechen, wer aber unfähig war, den vertrat der Richter oder ein Beistand. Nur der Unbescholtene, dessen Wandel keinem Tadel unterlag, durfte als Zeuge auftreten. Falsches Zeugniß wurde mit dem Verlust der Hand bestraft. Beschuldigte der Kläger seinen Gegner des Meineids, so wurde auch wohl das Kreuzurtheil zugelassen. Dabei stellte man die Streitenden, während öffentlichen Gottesdienstes, unter ein Kreuz, wo für schuldig galt, wer zuerst umsank; oder es wurden zwei Stäbe mit weißer Wolle umwunden, und der eine, mit einem Kreuze bezeichnet, auf den Altar gelegt, einer durch ein Kind gezogen, und der Beklagte verurtheilt, wenn es den bekreuzten ergriff; oder die Streitenden mußten die Arme kreuzweis in die Höhe halten, und das Schuldig wurde über den ausgerufen, der sie zuerst sinken ließ.

Außerdem war aber auch Zweikampf mit Schild und Knüppel gestattet, besonders wo Meineid zu befürchten stand, denn man hielt es für besser, sich zu prügeln, als falsch zu schwören.

Vom Heerbann war, unter Karl, kein Stand befreit; die Weltleute mußten dienen, die Geistlichen aber steuern. Wenn das Aufgebot erging, sammelte der Graf die Mannen seines Gau's, jeder Freie (Wehre), der vier angebaute Hufen Landes eigenthümlich oder zur Nutzung besaß, um dafür zu dienen, rüstete sich selbst zum Feldzug; hatte er zwölf, mußte er einen Harnisch mitbringen. Von zweien, deren jeder zwei Hufen oder auch einer nur eine sein nannte, ging der Fähigere. Aber nicht nur Grundeigenthümer waren zum Heerbann verpflichtet, sondern auch andere Besitzer. Fünfe stellten den sechsten Mann und gaben ihm Sold mit. Kam der Feind in die Nähe, so wurde das Aufgebot allgemeiner. Die Sachsen mußten gegen Spanien und Avaren den sechsten Mann stellen, gegen Böhmen den dritten, gegen die Sorben aber insgesammt aufbrechen.

Jeder im Gefolge des Grafen mußte Lanze, Schild, Bogen, zwei Sennen, zwölf Pfeile, etliche auch Brustpanzer oder Helme haben. Alle mußten sich von der Mark aus mit Kleidern, Waffen und Lebensmitteln auf drei Monate wohl versehen.

Des Königs Mundvorrath wurde auf Karren nachgefahren, auf die Karren der Bischöffe, Aebte, Grafen und Herren lud man Wein, Mehl, andere Lebensmittel, Belagerungsgezeug, Hauen, Bohrer, Beile, Schleudern. Im nöthigen Fall führten die kaiserlichen Marschälle Steine auf Saumrossen zu. Außerdem, daß jeder

Graf zwei Theile des gemeinen Haufens in seiner Grafschaft bewaffnete, mußte er auch für Schiffe und Brücken sorgen.

Was Karl sonst noch für die Aufnahme des Landes gethan.

Im Jahr 794 unternahm Karl ein Werk, welches bewunderungswürdig war für jene Zeit. Er wollte nämlich durch einen Kanal die Rednitz und Altmühl, folglich auch den Main und die Donau verbinden, wodurch es denn gelungen wäre, die Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden, und den levantischen Handel mitten durch die fränkischen Reiche zu ziehen. Mit Muth und Kühnheit wurde das Werk begonnen, aber das Schicksal stellte sich der Ausführung in den Weg, denn was man am Tage grub, das spielte Nachts der Regen wieder ab, und das Volk meinte, es geschehe durch böse Geister. Karl kam selbst, damit die Arbeit durch seine Gegenwart gefördert würde. Da traf aber Botschaft ein vom Ein-

fall der Sarazenen in Frankreich, und nun mußte das große Unternehmen aufgegeben werden. Noch heut zu Tage zeigt man eine Erhöhung von Dettenheim bis Graben als Ueberreste jenes Kanalbaus. Was hier verhindert wurde, suchte Karl später auf andere Weise auszuführen, indem er von Bardewick, der Hauptniederlage des teutschen Handels, einen Handelsweg nach dem südlichen Europa anlegte, und tüchtige Männer aufstellte, welche auf den Verkehr mit den Sachsen, Slaven und Avaren Acht haben sollten. Ferner führte er, zuerst auf seinen Pfalzen, und dann im ganzen Reiche, richtiges und gleiches Maas und Gewicht ein, gab den reisenden Kaufleuten Schutz, und erließ ein Gesetz, nichts zu kaufen von dem, dessen Namen, Stand, Aufenthalt und Obrigkeit man nicht kenne. Auch durfte der Handel nicht des Nachts getrieben werden. Nur Lebensmittel und Futter für Reisende machten eine Ausnahme.

Das Land brachte damals Getreide hervor, Wein, Flachs, Honig, Vieh, Erz, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Thierfelle und Salz. Außerdem gab es Leinwand, wollene Teppiche, Tuch, Glas, Waffen, kunstreiche Arbeiten in Metall, Marmor, Holz und Mosaik, Orgeln ꝛc. Alles durfte ausgeführt werden, mit Ausnahme von Panzern, Helmen und Waffen. Markt- und Münzrecht waren damals unzertrennlich. Karl wußte seine neuen Münzen allgemein in Umlauf zu bringen, und gebot auch, die Märkte nicht mehr an

Sonntagen, sondern an Werketagen zu halten. Zoll und Steuer durften nur bei Fähren und Brücken gefordert werden, und wo es von Alters her gegolten, nicht aber wo der Reisende keiner Hilfe bedurfte, oder zum Gerichtstag oder zum Heer zog. Auch sollte niemand des Zolls wegen über eine Brücke zu gehen gezwungen werden, wenn er einen andern Weg gehen wollte.

Die Aecker wurden nach Morgen, Jochen, Pflügen und Aussaat berechnet. Man wechselte mit Winterfrüchten, Sommerfrüchten und Brache, hatte schon künstlichen Dünger und brauchte zur Arbeit meist Ochsen, selten Pferde. Ein altes Gesetz verbot, Ochse und Esel zusammen zu spannen. Für das Getreide setzte Karl einen Preis fest und legte allen Bischöffen, Aebten, Adelichen ꝛc. ernstlich auf, bei einer Hungersnoth ihre Leute so gut als möglich zu nähren. Ein jeder Ort mußte seine Armen selbst versorgen, und herumschweifenden Bettlern durfte man nur geben, wenn sie an Händen lahm waren. In theurer Zeit durfte niemand Getreide zum Handel aufkaufen.

Karl war nicht nur der erste Held und Gesetzgeber, sondern auch der erste Landwirth seiner Zeit. Das Gesetz, welches er über seine Meyereien gab, ist ein bewunderungswürdiges Denkmal hievon. Auf den herrschaftlichen Mühlen und Hauptgütern mußte man Hühner, Gänse, Pfaue, Fasanen ꝛc. halten, daß der Abgang nicht verloren ging.

Allenthalben wurden Melkereien angelegt und die größte Reinlichkeit beim Verfertigen von Wachs, beim Malzen und Bierbrauen eingeschärft. Der Wein durfte nicht mit bloßen Füßen gekeltert werden. Die Aufseher seiner Güter mußten jährlich anzeigen, ob Waldmast für die Schweine da sey. Diese überstiegen weit das Verhältniß zum übrigen Vieh, und eine Heerde bestand oft aus tausend Stück. Die Zucht der Ziegen wurde gleichfalls sehr befördert. Die Pferdezucht hatten Karls Vorfahren sehr vernachläßigt, wie sie denn gewöhnlich mit Ochsen fuhren, und die Sachsen einen Tribut von dreihundert Pferden geben mußten. Er sorgte für Stutereien, und unter ihm kommen Reitpferde vor, Zugpferde, Vorspannpferde, Saumrosse, Zelter, Streithengste u. s. w.

Bienenzucht, Fischerei, Obst- und Pflanzenbau blieben gleichfalls nicht unbeachtet. Auf jedem Hofe mußte ein Bienenwärter seyn, und dieser Wachs und Honig an den Hof abliefern. Fischerei war frei, ausgenommen in den Forsten. Auf Meyereien wurden Teiche unterhalten. In den Weinbergen wurde Obst gebaut, und Aepfel- und Birnmost daraus bereitet. Karl setzte ein reiches Verzeichniß von Pflanzen auf, deren Anbau er auf den Gütern befahl. Auf den Wiesen durfte der Reisende Gras abschneiden, so viel er für sein Pferd bedurfte, außerdem konnte er nur Herberge fordern und einen Trunk Wassers.

Das Salz war frei. Bau- und Kalksteine gehörten den Landeignern, die sich später auch die Wälder zueigneten, welche früher Gemeingut gewesen waren. Die fränkischen Könige verwandelten viele Waldungen in Bannforste, wo nur sie jagen und Holz fällen durften. Karl verbot Fußangeln und Schlingen in seinen Forsten zu legen. Niederungen, Brüche und Sümpfe benutzte er zu Thiergärten, die mit einem Hag von Bohlen umgeben wurden. Die Aufsicht hatte der leibeigene Bohlenhüter.

Jeder Gutsverweser mußte zwei Wolfsjäger halten, und jährlich eine bestimmte Zahl Wolfshäute in die königliche Wirthschaft liefern.

Die Jagdhunde waren auf der rechten Seite gezeichnet, und hatten schon ihre besonderen Namen. Sie mußten zum Theil von den Wirthschaftsbeamten, zum Theil von den Unterthanen gefüttert werden. Uebrigens gab es Leithunde, Spürhunde, Biberhunde, Habichthunde, Windspiele, Hunde zu Bären, Auerochsen und Schwarzwild, Schaf- und Hofhunde. Auf jedem Hofe mußten Falkner seyn. Habichte, Falken und Sperber waren in großem Werth.

Wie Karl zum Kaiser gekrönt wurde.

Pabst Leo III., ein sanftmüthiger, frommer Mann, wurde, als er eben mit dem Volke aus dem Lateran in die St. Lorenzkirche zog, von zwei vornehmen Geistlichen und ihren bewaffneten Gesellen gewaltsam angefallen, mißhandelt, und, in seinem Blute schwimmend, in ein Kloster geschleppt. Ein treuer Kämmerling rettete ihn, und es gelang ihm, nach Teutschland zu entkommen. Karl war damals in Paderborn. Dorthin wendete sich der Pabst, und ward eben so herzlich als feierlich empfangen. Karl ordnet glänzende Feste an, zur Bewirthung seines Gastes, der bald getrost nach Rom zurückkehrt, denn ihm folgt eine große Begleitung, darunter einige fränkische Bischöffe und Grafen, welche den Vorfall untersuchen sollen.

Karl traf noch einige Anordnungen, und ging hierauf selbst nach Rom. Aus der Stadt zog ihm Leo mit edlen Römern entgegen bis Lamentana, und empfing ihn mit Ehren und Demuth.

Am siebenten Tag hielt der König eine Versammlung in der Peterskirche. Da saßen der Pabst, der König, die Erzbischöffe,

Bischöffe und Aebte. Die übrige Geistlichkeit, so wie die Römer und Teutschen von Adel standen umher. Jetzt sollte die Untersuchung beginnen, aber die Geistlichkeit rief: Wir können und mögen nicht richten über das Haupt der Kirche. Da sprach der Pabst: So will ich mich reinigen nach der Weise meiner Vorgänger. Er nahm das Evangelium, hob es empor vor allem Volke, und schwur, daß er sich keiner unrechten That bewußt sey.

Die Anstifter des Frevels wurden nun zum Tod verurtheilt, aber der Pabst legte Fürbitte ein, und Karl verbannte sie aus dem römischen Gebiet.

Am Weihnachtsfest versammelte sich alles bei St. Peter, die Geburt des Herrn zu begehen. Als Karl, nach dem Hochamt, vom Betstuhl aufstand, trat Leo vor ihn, setzte ihm die Kaiserkrone aufs Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Oele. Das Volk aber rief: Heil! Heil! dem Kaiser von Rom.

So wurde, nach dreihundert vier und zwanzig Jahren, das römische Kaiserthum wieder hergestellt.

Eginhart erzählt: Es habe Karl vom Vorhaben des Pabstes auch nicht eine Ahnung gehabt, und er wäre selbigen Tages nicht zur Kirche gegangen, wenn ihm vorher etwas davon kund geworden wäre.

Karl stand jetzt im acht und fünfzigsten Jahre seines Alters, noch kräftig an Geist und Körper. Ihm gehorchten Franken, Lom-

barden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Baiern und Avaren, und sein Wort galt vom Ausfluß der Elbe, bis zum Ebro und Mittelmeere, vom abendländischen bis an den Raab und die Theiß, und über die Alpen bis Benavent hinab. Der Ruhm seines Namens drang aber auch in ferne Weltgegenden. Im Morgenlande saß damals Harun al Raschid, aus dem Stamme der Abasiden, auf dem Throne von Bagdad. Höhere Weisheit war vielleicht nie bei einem Regenten zu finden, und gegen den Glanz und die Macht des Califen war alle Herrlichkeit Karls nur ein mattes Schattenbild. Aber der Beherrscher von Bagdad hatte vom großen Kaiser des Abendlands gehört, und schickte an ihn eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken. Da waren Gezelte von brennend bunten Farben, auserlesene seidene Zeuge, Balsam, Waffen, köstliches Rauchwerk, daß man den Orient ausgeleert zu haben schien, um den Occident zu füllen; kolossale metallene Leuchter, und ein Uhrwerk, an welchem der Lauf der Stunden nach einer Wasseruhr umgedreht wurde. Nach vollbrachter Zeit fielen zwölf Kügelchen von Erz auf eine Glocke herab, und zwölf Reiter ritten durch zwölf Fenster aus und ein.

Auch die Gebeine mehrerer Märtyrer ließ Harun, durch seine Botschafter, vor Karls Thron niederlegen, der sich damals in Aachen befand, und die Fremden kaiserlich bewirthen ließ. Unter andern

wurden sie auch zu einer Jagd geladen, denn das war in jener Zeit eine Hauptbelustigung. Die Araber hatten ihre Freude an dem Getümmel, bis einige Auerochsen heranstürmten. Da geriethen sie denn doch in einige Angst. Aber Karl hieß sie lachend guten Muthes seyn, und die schnaubenden Thiere wurden auch bald erlegt.

Dem Califen sandte er, als Gegengeschenk, spanische Mäuler, Pferde von teutscher Zucht, friesische Röcke, weiß, grün und grau gestreift. Desgleichen fränkische Hunde zur Löwen- und Tigerhatz. Harun war mit der Aufnahme seiner Botschafter gar sehr zufrieden, und als der Kaiser, in der Folge, einige Männer mit Gaben zum heiligen Grab nach Jerusalem schickte, ließ ihnen der Calife allen Schutz angedeihen, und gab ihnen, für ihren Herrn, einen Elephanten mit, den einzigen, welchen er damals besaß. Der Jude Isaak brachte ihn über das Mittelmeer nach Aachen, „wo das greulich Thier ein groß Schauspiel war, weil seines Gleichen selten gesehen.“ So erzählt ein teutscher Chronist.

Karls letzte Lebensjahre.

Zur See waren noch die Nordmänner den Franken überlegen, und Karl sann darauf, sein Regiment auch über den Ocean zu verbreiten. Einst befand er sich in einer Seestadt (einige sagen, zu Narbonne), als sich Schiffe der Küste näherten. Die Leute, die um den Kaiser waren, hielten sie für jütische oder brittische Kauffahrteifahrer. Doch Karl, mit scharfem Blick, erkannte sie am Bau, und an der schnellen Bewegung, und sprach: Das sind Seeräuber, keine Kaufleute. Sie suchten auch schnell das Blaue, als einige Schiffe mit bewaffneten Franken auf sie zuruderten, und ihnen den Namen Karls entgegen riefen. Aber der Kaiser stand traurig am Fenster, und Thränen zitterten in seinen Augen. Die um ihn standen konnten das nicht begreifen; nach einer Weile sprach er zu ihnen: Ihr verwundert euch, daß ich weine? Diese Räuber schrecken mich keineswegs, wie kühn und unternehmend sie auch seyn mögen. Da sie sich aber noch bei meinen Lebzeiten an dieses Ufer wagen, so seh ich voraus, welches Unheil sie über meine Nachfolger bringen werden.

Er befahl nun augenblicklich, Schiffe zu bauen, und in allen Häfen Wachen auszustellen, daß ihm die Seeräuber nur wenig Schaden zufügen mochten.

Bis auf das letzte Jahr seines Lebens war er fast immer in Kriege verwickelt, doch vergaß er darüber seiner übrigen Regentenpflichten nicht, und war besonders auch bedacht, Schulen zu gründen, und andere nützliche Anstalten. Noch näher am Herzen lag ihm das Schicksal des Reiches nach seinem Tode. Er theilte es, in seinem Testamente, unter seine drei Söhne, denn wohl mochte er die Ueberzeugung haben, daß keiner einzeln stark genug sey für solche Last, welcher nur seine Riesenschulter gewachsen war. Die verschiedenen Anordnungen und Verfügungen in besagter Urkunde geben neues Zeugniß von des Kaisers Weisheit, und wie er Zeit und Menschen kannte. Nur muß uns, die wir in der sittlichen und geistigen Kultur um vieles höher stehen, folgende Stelle auffallen:

„Die kaiserlichen Enkel, gegenwärtige und künftige, sollen, „ohne hinreichenden Grund und Untersuchung, nicht von ihren „Vätern oder Vatersbrüdern getödtet, noch verstümmelt, noch „geblendet, noch ins Kloster gezwungen werden."

Man sieht, die milde Christusreligion hatte damals die alte Eisrinde des Heidenthums noch nicht ganz schmelzen können.

In einem andern, spätern Testamente vermachte Karl seine

Kostbarkeiten, Kleider, Geräthschaften u. s. w. theils an Städte und Kirchen, theils an seine Kinder und Enkel, theils an die Armen und das Hofgesinde. Ein silberner, viereckter Tisch, der die Stadt Constantinopel vorstellte, kam in die Peterskirche nach Rom, ein anderer silberner, mit Roms Abbildung, nach Ravenna; die Büchersammlung wurde zum Besten der Armen verkauft. Aus dieser unschätzbaren Sammlung mögen noch verschiedene Ueberbleibsel in Frankreich seyn. Sein Evangelienbuch aber, so wie sein Schwert, sein Hüfthorn und anderes von ihm, zeigt man noch in Aachen.

In seine letzten Tage war aber manche Bitterkeit gemischt; vor ihm starben seine Söhne Pipin und Karl und seine Tochter Rothrud, und seine feste Gesundheit wurde von beständigen Fiebern erschüttert. Auch erzählen die Schriftsteller von manchen schauerlichen Vorbedeutungen seines nahen Endes. Sonne und Mond verfinsterten sich mehr als gewöhnlich. Auf seinem Zuge gegen Gottrik erschien in der Luft ein feuriges Zeichen, worüber sein Roß erschrack und ihn abwarf, daß er ohne Geschoß und Mantel von den Dienern aufgehoben wurde. Die Rheinbrücke, welche er gebaut, gerieth in Brand; der feste Säulengang zwischen der kaiserlichen Burg und der Domkirche zu Aachen stürzte am Himmelfahrtstage zusammen. Im Innern der Burg vernahm man oft das Knarren des Gerüfels, der Blitz zerschmetterte den Knopf der Kathedrale, in welcher er

später begraben wurde, und in der Kirche erlosch der seinen Namen beigeschriebene Titel.

Er berief nun das Heer, die Bischöffe, Herzoge, Grafen ꝛc. nach Aachen, stellte ihnen dort seinen noch einzigen Sohn Ludwig vor, und erklärte ihn mit ihrer Beistimmung zu seinem Gehülfen und Nachfolger im Reich. Tags darauf legte er den kaiserlichen Ornat an, setzte die Krone auf sein Haupt, und begab sich in das Münster, welches er Unserer Lieben Frau errichtet. Dort betete er mit seinem Sohne, nachdem er vorher eine goldene Krone auf den Altar gelegt, stand alsdann auf, gab ihm ernste Ermahnungen und fragte ihn zuletzt, ob er den Lehren, die er eben vernommen, nachleben wolle? Mit Freuden, denn Gott wird mir helfen, antwortete Ludwig. Da hieß ihn Karl die Krone vom Altar nehmen, und — zum Zeichen, daß er das Reich von Gott habe, nicht von Menschen — mit eigenen Händen sich aufs Haupt setzen. Nach geendigtem Gottesdienst kehrte der Zug in die Pfalz zurück, der alte Kaiser auf seinen Sohn gestützt, den er nun noch als Kaiser gesehen.

Im folgenden Jahre erkrankte Karl ernstlich und merkte wohl, daß seine Stunde komme. Er ließ daher den Bischoff Hildbald rufen, daß er ihm das Abendmahl reiche. Er lebte nun noch diesen Tag und die folgende Nacht; am nächsten

Morgen aber schloß ihm der Tod die Augen. Dieß geschah im Jahr 814.

Sein Leichnam wurde in der von ihm erbauten Kirche beigesetzt. Dort war schon eine geräumige Gruft bereitet, mit einem kaiserlichen Stuhl: darauf setzte man ihn im vollen Ornat, mit allen Ehrenzeichen der Kaiserwürde, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knieen, und die goldene Pilgertasche, die er in Rom getragen, um die Hüfte. Die Gruft wurde mit köstlichen Spezereien und vielen Schätzen angefüllt, verschlossen und versiegelt. Ueber dem Schwibbogen des Eingangs stand sein Bild mit einer Inschrift.

Die Schriftsteller, welche Nachrichten von ihm verzeichnet haben, machen von seiner Gestalt und seinen Sitten eine sehr anziehende Schilderung. Er war von starkem, kräftigen Körperbau, sieben seiner Füße lang, und mit seinem ungeheuren Schwert soll er einen Sarazenen auf einen Hieb gespalten haben. Edel von Angesicht, festen Ganges und männlich vom Scheitel bis zur Sohle, war er voll Würde, wo er ging und saß. Sein sonst heiterer Blick hatte etwas furchtbares wenn er zürnte. Acht und sechzig Jahre lang wußte er nichts von Krankheit, denn er lebte mäßig, und übernahm sich nie in Speise und Trank. Sogar erließ er einst eine Verfügung, die Betrunkenen Wasser

trinken zu lassen, bis sie nüchtern würden. Auf seinen Tisch kamen täglich nur vier Schüsseln, und am liebsten war ihm der Braten, den der Jäger brachte. Während der Mahlzeit scherzte er gern mit seiner Familie und den übrigen Tischgenossen, oder es ließ sich Geschichtbücher vorlesen, und die Schriften eines Kirchenvaters. Im Sommer ruhte er des Nachmittags ein wenig, aber gewöhnlich stand er des Nachts auf, oft weil Sorgen ihn weckten, manchmal auch um nach den Sternen zu schauen. Der Glaube an den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen gehörte nicht blos jener Zeit an, er war von jeher vielen großen Männern eigen, und es mag nicht immer als Wahn getadelt werden, was aus den Tiefen des Gemüths hervorgeht und gleichsam die sichtbare Welt mit der unsichtbaren verknüpft.

Von den Künsten unter Karl.

Es ist gewiß lehrreich und anziehend, noch im Einzelnen zu betrachten, was Karl der Große für die Kultur seiner Zeitgenossen gethan, indem er die Kunst, den Handel und den Feldbau auf alle Weise beförderte. Wir wollen zuerst von den Künsten reden. Der Besitz von Italien mußte den Kreis seiner Begriffe mächtig erweitern, und seinen Geist bereichern. In diesem Lande sah er die Ueberreste römischer Kultur, einige noch blühende Städte, und lernte den Werth der Wissenschaft kennen.

Die herrlichen Werke der Baukunst, welche Karl allenthalben in Italien fand, erweckten seine Nacheiferung, und sein Geheimschreiber und Freund Eginhard konnte ihm dabei trefflich an die Hand gehen, denn er hatte die Architektur der Alten aus ihren Schriften zu erforschen gesucht. Von hundert drei und sechzig Landgütern, Pfalzen und Burgen in sämmtlichen Frankenlanden sind die meisten von ihm begründet, erweitert oder doch verschönert

worden. In den Pfalzen wurde fleißig gebaut, und manche Kirche errichtet oder ausgebessert. Wer ein Benefiz von der Kirche hatte, mußte für Haus und Dach sorgen, und die Grafen und Getreuen dazu steuern.

Selbst nach Jerusalem sandte der Kaiser fromme Gaben zum Bau christlicher Kirchen, besonders aber war ihm die Peterskirche zu Rom heilig, die er mit Geld, Silber und edlen Steinen reichlich versah. Die Mönche waren selbst Baumeister, und auch fast die einzigen in jener Zeit, die einige mathematische Kenntnisse innen hatten. Mancher Abt that darin zu viel, wie der bauluſtige und prachtliebende Ratgar zu Fulda, der seine Mönche über die Gebühr zu Handarbeiten anhielt, und dabei viele Feste gab. Sie beschwerten sich darob auch bei Karl, der die Sache zu vermitteln wußte. Von dem Münster, das er zu Aachen der heiligen Jungfrau errichtete, ist schon oben gemeldet worden. Der Palast, den er ebendaselbst aufführen ließ, war von gewaltigem Umfange, er hatte nicht blos gehörigen Raum für alle Personen, welche zum Hofe gehörten, sondern auch Gemächer in erklecklicher Zahl für die Menge von Großen, Vasallen und Bischöffen, für die vielen angesehenen Personen geistlichen und weltlichen Standes, die täglich aus den Provinzen nach Aachen kamen. Ausserdem waren in dieser Pfalz die verschiedenen großen Säle, wo die großen Reichsversammlungen, die besondern

Versammlungen der Bischöffe und der Vasallen, und die Gerichtssitzungen gehalten wurden, in welchen der Kaiser selbst Recht sprach. Hiezu kommen noch viele Säulengänge und Gallerien, die Gebäude für die Leibwache und die niedrigen Diener.

Das Innere der Kaiserpfalz war kostbar verziert. Man sah da, unter andern, das goldene Bild des ostgothischen Königs Theodorich zu Pferde, welches, mit Einwilligung des Pabsts Leo, von Ravenna nach Aachen gebracht ward; viele Mahlereien, die Heerzüge Karls in Spanien, die Belagerungen vieler Städte, und die Thaten einzelner tapferer Krieger vorstellend; ferner, kostbare, mit edlen Steinen besetzte Gefäße, goldene und silberne Tische und andere kunstreiche Sachen, deren in Karls letztem Willen Erwähnung geschieht.

Kaum war der Pallast mit einem Aufwande von mehreren Millionen vollendet, als der Kaiser schon den Grund zur Kapelle der heiligen Jungfrau legte, zu welcher er selbst auch den Plan gemacht haben soll. Aus allen Gegenden, selbst aus Italien und Griechenland, kamen geschickte Männer zu diesem Bau, und es ging damit so rasch, daß das ganze Gebäude zwischen 778 bis 785 vollendet wurde. Die großen Quadersteine wurden von Verdun geholt, wo Karl die Stadtmauern und Thürme niederreissen ließ, um die Treulosigkeit des dortigen Bischoffs zu züchtigen. Den Marmor

mußte das adeliche Stift St. Gereon in Köln liefern, welches einen Marmorbruch im Dorfe Kreil besaß, und wofür ihm der Kaiser schöne Landgüter schenkte. Die Mosaiken wurden aus den alten römischen oder vielmehr griechischen Gebäuden zu Trier genommen.

Außer den Pfalzen zu Aachen und Ingelheim erbaute Karl auch noch ein schönes Schloß zu Nimwegen, und ein anderes zu Trebur, im Winkel, den der Main beim Einflusse in den Rhein bildet. Diese letzte war so ansehnlich, daß darin (895) eine Kirchenversammlung gehalten werden konnte. Von allen diesen herrlichen Werken Karls sind aber nur wenige Ueberreste auf uns gekommen. Die Kunstwerke im Pallast und im Münster zu Aachen raubte zum Theil schon Kaiser Lothar, unter andern eine silberne Schüssel von ungemeiner Größe und kunstreicher Arbeit, auf welcher der ganze damals bekannte Erdkreis und der Lauf der Planeten eingegraben war, und die er zerschlagen und unter seine Begleiter vertheilen ließ. Mehr noch litten beide Gebäude, als die Normannen, im Jahr 881, Frankreich und Teutschland überzogen. Sie verwandelten die Kirche in einen Pferdestall, und zündeten die Pfalz sammt der Stadt an. Der Pallast zu Trebur verfiel im sechzehnten Jahrhundert. Blos die Kirche des heil. Martin zu Bonn stammt noch aus Karls Zeit, und vielleicht mögen auch die alte Johanniskirche zu Worms und der Chor des Münsters zu Straßburg noch aus seiner Zeit herrühren.

Unter den wenigen Ueberresten der Sculptur ist noch eine Bildsäule Karls, in der Mauer des Doms zu Zürich, merkwürdig. Eine andere Statüe von ihm, vielleicht auch aus seiner Zeit, steht im Dom zu Halberstadt. Sie zeigt den Kaiser in Lebensgröße, ihm zu Füßen einen kleinen Krieger mit einem Schwert, den man für Wittichind hält.

Der Stein aus weißem Marmor, welcher Karls Grab deckte, und worauf der Raub der Proserpina abgebildet war, wurde früher schon von den Franzosen weggenommen, und in das Benediktiner-Kloster zu Marseille gebracht. Er soll einst auf dem Grabe des Julius Cäsar gelegen haben. Der Grabstein der Fastrade ist jetzt im Dom zu Mainz, und die Leichensteine der beiden andern Gemahlinnen Karls sind zu Metz und Ingelheim. Der Nimbus um den Kopf, der den merovingischen und fränkischen Monumenten eigen ist, und die Simplicität der darauf abgebildeten Figuren, mit ihren geflochtenen Haaren und ausgezackten Kronen, beweist das hohe Alterthum derselben.

Von Malereien werden noch einige Freskobilder im hohen Chor der Stiftskirche zu St. Maria in Kölln aufbewahrt, die aus der Zeit Karls herstammen sollen. Ausserdem hat sich noch ein Denkmal erhalten, welches von der teutschen Kunst unter Karl rühmliches Zeugniß ablegt. Es ist dieß sein Evangelienbuch, in

groß Quartformat, mit dem Einbande ungefähr drei Finger dick. Die Deckel sind wahrscheinlich von Holz, und der obere hat einen kunstreichen Ueberzug von stark vergoldetem Silber und durchbrochener Arbeit. In der Mitte sieht man Karl, wie er im Grabe gesessen haben soll, mit dem Evangelienbuche unterm Arm, ihm zur Rechten steht die heilige Jungfrau, links aber der Engel Gabriel. In den vier Ecken sind die Attribute der Evangelisten, ein Engel, ein Adler, ein Ochs und ein Löwe. Die Edelsteine sind an dem Einbande verschwendet. Dieser ist, der Sage nach, erst im zwölften Jahrhundert verfertigt worden. Die Blätter des Buches sind violet, aber von verschiedenen Schattirungen, zum Theil sehr dunkel, zum Theil sehr blaß; gegen das Licht gehalten erscheinen die dunkeln sehr ungleich und wolkigt gefärbt. Jedes Evangelium hat auf dem ersten Blatte das Bild des Evangelisten, der es geschrieben, in bunten Farben, die noch jetzt rein und glänzend sind. Am vollkommensten ist das Bild des Matthäus. Die Farbe der Buchstaben ist, fast durchgängig, Gold und gut erhalten; das Wenige, was nicht zum Texte gehört, ist dagegen silberfarbig, und hat etwas gelitten. Diese Handschrift mag zu Anfange des siebenten Jahrhunderts geschrieben seyn, da man in den Registern über die Feste keinen Heiligen des genannten Jahrhunderts findet.

Dieses Evangelienbuch wurde im Grabe Karls des Großen

ungefähr 186 Jahre nach seinem Tode gefunden. Kaiser Otto III. ließ aus Neugierde oder, nach Versicherung eines Chronisten, aus göttlicher Eingebung im Traume, das Grab öffnen, und fand das Buch nebst andern Kostbarkeiten.

Zwey andere Handschriften aus der Bibliothek Karls des Großen sind gleichfalls als Denkmäler altdeutscher Kunst merkwürdig. Das eine ist ein prachtvoller Psalter, ganz mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben, dessen sich Karls Gemahlin, Hildegard, bediente; das andere ist ebenfalls ein mit Goldbuchstaben geschriebener Psalter, welchen der Kaiser dem Papste Hadrian zum Geschenk machte, und der in Elfenbein mit zierlich geschnitzten Figuren gebunden ist. Beide besitzt jetzt die kaiserliche Bibliothek in Wien.

Die Klöster waren, um diese Zeit, der Sitz der Künste und Wissenschaften, obgleich beide noch in ihrer Kindheit sich befanden. Zuerst der heilige Benedikt und hierauf der heilige Bonifaz waren äusserst bemüht, den Sinn dafür unter den Mönchen zu verbreiten. Bonifaz errichtete Schulen, worin, neben der Schreibkunst, auch die Mignaturmalerei und die Musik gelehrt und geübt wurden. Die Kirche, die er zu Fulda erbaute, erhielt durch seine Nachfolger, Sturm und Eigil, Säulen, Hallen, Altäre und andern Schmuck; sie hatte ursprünglich die Gestalt eines Vierecks, gewann aber ein schöneres Ansehn durch den Mönch Racholf, welcher ein geschickter

Baumeister war, und prangte sogar mit Gemälden von der Hand eines Brun oder Bruno. Eigil baute auch eine andere ganz runde Kirche, die einen Zirkel von Quadern bildete, und deren Gewölbe auf einer einzigen Säule ruhte.

Graf Woltram, ein Alemanne, errichtete ums Jahr 740, auf der Stelle, wo mehr als hundert Jahre früher der heilige Gall seine Zelle gebaut hatte, ein großes Kloster, und setzte ihm den Benediktiner Othmar vor, der eine berühmte Schule stiftete. In diesem Kloster lebte Kero, Othmars Schüler, dessen Erzählungen der heiligen Schrift in altteutscher Sprache wir noch besitzen, so wie neben ihm und nach ihm noch mehrere gelehrte Männer. Die Kirche und das Grab des heiligen Gall waren reich verziert mit Gold, Silber und Malereien.

Mit den Mönchen zu St. Gallen wetteiferten, an nützlicher Thätigkeit und an Bemühungen für die Kunst, die Mönche des uralten Klosters Lorch, von dessen ehemaliger Pracht nur noch eine halbzerfallene Kapelle vorhanden ist, mit Säulen, welche auf die erste deutsche Baukunst hindeuten. Um das Jahr 779 errichtete hier der Abt Helmrich einen prächtigen Altar, und ließ mancherlei Verzierungen an dem Grabe des heiligen Nazarius anbringen.

In Baiern war es besonders der heilige Rupert, welcher die ersten Keime der Kultur sorgsam pflegte. Schon unter dem ersten christlichen Lehrer daselbst, dem heiligen Korbinian, entstanden neue

Gebäude, wurden Weinberge angelegt, und Obstbäume gepflanzt. Bald erhoben sich die Klöster Ober- und Niederalteich, Benediktbeuern, Tegernsee, Osterhofen, Schliersee, Scharnitz, Scheftlarn und andere, die sämmtlich ins achte Jahrhundert gehören. Rupert stellte die zerfallenen und zerstörten Römergebäude in Salzburg wieder her, und sammelte um sich Künstler, unter denen auch Maler waren, zur Verschönerung der gottesdienstlichen Gebäude. Baukunst und Malerei wurden auch hier meist von Mönchen ausgeübt, und die Errichtung so vieler Klöster mußte nothwendig den Kreis der Kenntnisse erweitern, und den Künsten förderlich seyn. Metallarbeiter, Architekten, Maler, Bildhauer und andere mehr fanden dabey Ermunterung und Beschäftigung, und der Gedanke, daß man zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des Christenthums arbeite, brachte einen frommen Wetteifer, eine edle Begeisterung hervor.

Das Kloster Tegernsee war nach Benedikts Plan angelegt, und alle Werkstätten der Künstler befanden sich, gemäß seiner Vorschrift, innerhalb des Klosterbezirks. Es wurden da eine Menge Leute unterhalten, die sich mit den Künsten beschäftigten. Bischof Erinbert von Freysing (um 749) trug eine mit Gold künstlich durchwirkte Mütze. Gold- und Silberarbeiten standen bereits auf den Tafeln der Großen, oder dienten zu Geschenken. Schon Bonifaz traf eine Menge Künstler in Baiern an, und schickte von da ein

mit weißen Blumen geſticktes Altartuch, einen ſilbernen Greifel und einen ſilbernen Spiegel nach England, und einen ſilbernen Becher nach Rom. Die Glasarbeiten der Teutſchen wurden um dieſe Zeit den Ausländern bekannt, denn der brittiſche Abt Gulbert ließ ſich einen teutſchen Glasarbeiter kommen. Die Glocken erhielten wir aber wohl in eben dieſer Periode aus Brittannien.

Eines der prächtigſten Gotteshäuſer in Baiern war Benedikt-beuern. Nach den älteſten Nachrichten hatte es eine treffliche Bauart, eine Menge Gemälde, von denen noch ein Verzeichniß übrig iſt, und reiche Metallarbeiten. Das Dach war mit Blei gedeckt.

Schmiedekunſt war damals eine allgemeine Benennung, und man verſtand darunter ſowohl Gold- als Silberarbeiten. Schon im achten Jahrhundert findet man Spuren der Ciſelirkunſt in Baiern. Dieſe ſogenannte Schmiedekunſt dehnte ſich ſogar auf die Decken der Handſchriften aus, welche mit Gold, Silber und Edelſteinen verziert wurden.

Die erſten Malereien waren bibliſche Geſchichten oder Legenden. Die Mönche trugen dieſe Kunſt bald auch auf die Handſchriften über; ſie malten die Anfangsbuchſtaben mit Farben, und ſchmückten ſie mit kleinen Figuren aus. Dieß geſchah beſonders in den baieriſchen Klöſtern, und es haben ſich noch einige merkwürdige Denkmäler davon erhalten.

Mit Tassilo hatte Baiern seine Unabhängigkeit verloren, und war fränkische Provinz geworden. Zum Glücke geschah dieß in der spätern Zeit Karls des Großen. Damals erkannte er wohl, daß die bürgerliche Gesellschaft eine Anstalt zur Entwicklung und Bildung der ursprünglichen Anlagen und Fähigkeiten im Menschen seyn müßte, und sein Bestreben ging nun auf diesen Zweck hin. Für Baiern that er in dieser Hinsicht viel.

Im alten Nordgau, oder heutigen Frankenlande, predigte zuerst der heilige Kilian, ein Schotte, mit zwei Gesellen das Christenthum, doch ohne günstigen Erfolg. Nachher kam Bonifaz, der den Beinamen Burkhard zum Bischof von Würzburg ernannte. Burkhard war in der Baukunst wohl erfahren, und ist als erster Stifter des Doms zu Würzburg zu betrachten. Im Schatze des Doms wird die Handschrift der Evangelien aufbewahrt, deren sich Kilian zu bedienen pflegte. Der elfenbeinerne Deckel hat vortreffliche Schnitzarbeiten, mag aber eben darum aus späterer Zeit seyn. Sein Grab ist mit kleinen Säulen, Figuren und Malereien verziert.

Im alten Alemannien wurde die Kunst ebenfalls schon frühe einheimisch. Chlodwig I. baute den Münster zu Straßburg, wie bereits erwähnt worden. Die Kirche war von Holz, aber mit steinernen Grundmauern, sie stand, wie die meisten christlichen Kirchen, von Abend gegen Morgen, um den Uebergang aus der Finsterniß

in das Licht anzuzeigen, und hatte sechs Thore, drei für die Priester, an der Morgenseite, und drei an der Abendseite für die Layen. Die große Pforte, in der Mitte der Westseite, führte in eine Vorhalle für die Büßenden. Die Kirche war in drei Theile getheilt; in der Mitte das Schiff, wo getauft und gepredigt wurde; an den beiden Seitenthüren, die in den Chor führten, standen Altäre. Zu beiden Seiten des Schiffs waren die abgesonderten Plätze für beide Geschlechter.

Aus dem siebenten Jahrhundert haben sich, im Elsasse, noch einige Denkmäler aus der Zeit des rauhen Herzogs Athalrich erhalten. Er war der Vater der heiligen Odilie, die er bei ihrer Geburt verstieß, weil sie blind zur Welt kam. Der Legende zufolge erhielt sie das Augenlicht bei der Taufe und wurde die Stifterin von Hohenburg und Niedermünster. Als Aebtissin von Hohenburg baute sie die dortige Kreuzkapelle, die noch vorhanden ist. Die Gewölbe ruhen auf einer, mitten in der Kapelle stehenden, niedrigen Säule. Das viereckigte plumpe Kapitäl ist mit Kleeblättern und Masken verziert. An dem Säulenfuß sind Menschenhände ausgehauen, die sie zu tragen scheinen. Der Sarkophag Athalrichs und seiner Gattin Bereswinde hat nichts merkwürdiges als die halb zirkelförmigen Bogen, wie sie im Zeitalter der Karolinger üblich waren.

Nach Augsburg kamen die Architektur, Bildnerei und Ma-

lerei ebenfalls erſt mit dem Chriſtenthume. Die Domkirche wurde wahrſcheinlich im Anfange des achten Jahrhunderts zum erſtenmale gebaut, und zwar auf dem Platz, wo zur Zeit der Römerherrſchaft der Markt geweſen und das Kapitol geſtanden. Die Kapelle der heiligen Afra über ihrem Grabe wurde von den Hunnen verbrannt. Die Malerei wurde auch hier zuerſt in Klöſtern geübt.

In Trier und den rheiniſchen Städten, welche zu den älteſten des teutſchen Landes gehören, mußte auch die Kultur früher Wurzeln ſchlagen. Trier war ſchon der Sitz vieler römiſchen Kaiſer, welche dieſe Stadt mit Palläſten, Tempeln, Bädern, einem Amphitheater, einer Waſſerleitung ꝛc. verſchönerten. Die Kirchen, welche Conſtantin der Große daſelbſt erbaute, wurden zwar von den Vandalen, Alanen und Sweifen zerſtört, aber die fränkiſchen Könige ließen wieder eine Pfalz aufführen, und bereits im ſechsten Jahrhundert ließ der Biſchof zu Trier Künſtler aus Italien dahin kommen, um das Schloß Biſchofsſtein zu erbauen, welches überaus prächtig war, und einen Hof von Marmorſäulen hatte. Noch herrlicher prangte St. Peters-Münſter, zu deſſen Schmuck die Koſtbarkeiten aus den Gemächern der Kaiſerin Helena von Conſtantinopel hergebracht wurden. Beſonders waren die ſchönſten Basreliefs darunter. Schon die Betrachtung ſolcher Werke mußte den Sinn für Kunſt erwecken, und das Talent zu Verſuchen reihen.

In Worms hatte Karl der Große eine Pfalz. Die St. Johanniskirche, welche mit großen Werkstücken erbaut ist, zwölf Schuh dicke Mauern und oben einen Umgang mit kleinen Säulen hat, mag, zum Theil wenigstens, aus dieser Zeit herstammen.

Kölln, eine der ältesten Städte Germaniens, ist auch als eine der ersten Pflegerinnen teutscher Kunst anzusehen. Die fränkischen Könige erbauten sich hier einen Sitz; es wurde, zu ihrer Zeit, eine Stiftschule hier errichtet, in welcher selbst Söhne der Fürsten Unterricht erhielten. Als Karl der Große aus Italien Künstler und Kunstwerke an den Rhein brachte, sah man in Kölln bald die Blüthe eines neuen, schönen Lebens hervorbrechen. Meister aller Art übten da ihre Kunst, aber alles, was sie hervorbrachten, ist zerstört worden durch Zeit und Menschen. Noch steht aber, unter andern, die Kirche der heiligen Jungfrau mit der Bildsäule der Stifterin Plektrud, Gemahlin Pipins von Heristall. Unter dem Chor dieser Kirche sind noch Ueberreste von Freskogemälden. Vom uralten Dom ist noch ein Kreuzgang aus Karls des Großen Zeit vorhanden. Die griechischen Architekten und Maler, welche an den Rhein kamen, schienen sich meist in Kölln niedergelassen zu haben, und von da mag denn auch wohl der byzantinische Styl ausgegangen seyn, den man in so vielen Kirchen und Bildwerken wahrnimmt, und als Vorläufer der teutschen Kunst betrachten muß. Schöne Ueberreste davon sind die Tempel

des heiligen Kunibert und des heiligen Gereon in dieser alten Römerstadt. In dem letzten steigt die Vorkirche, gleich einem griechischen Tempel, in einem räumigen Zehneck empor, das rings mit Säulen eingefaßt ist, die bis in die Kuppel steigen. Sie sind mit dem schönsten Lazurblau gefärbt, und mit breiten Goldbändern bis zu den Gesimsen umwunden. Aus diesen laufen die lazurblauen Rippen des Gewölbes, in der Mitte desselben, in eine leuchtende Sonne zusammen. Rings sieht man Wülste und Rippen mit goldenen Lorberranken umwunden, alle mit goldenen Sternen besetzt; die Decke selbst ist mit Sternen besäet, und stellt das strahlende Gewölbe des Himmels vor. Auf acht Seiten des Zehnecks wird das Ganze durch große, zirkelrunde Fenster, mit rubinrothen Sternen in der Mitte, beleuchtet, und die Fenster umgibt wieder ein Kranz von farbigen Sternen. Die Gereonskirche wurde ursprünglich von der heiligen Helena erbaut, aber im eilften Jahrhundert mit einem zweiten Theile versehen. Die Marienkirche stifteten Pipin und Plektrud. Es finden sich in diesen Gebäuden auch Holzbilder aus jener frühern Zeit, zwar in der Form allen ersten Werken der Sculptur ähnlich, aber von kunstreicher Arbeit und glänzender Farbenpracht.

Auch in Hessen, wo Bonifaz und der heilige Goar das Christenthum verbreiteten, wurden damals schon Kirchen errichtet, und mit Bildwerken, Malereien und anderen Verzierungen geschmückt.

Die Religion war es eigentlich, welcher die teutsche Kunst ihre Entstehung und Ausbreitung verdankte. Alles Schöne wurde ihrem Dienste geweiht und ihrer Verherrlichung. Die Reichen gaben ihre Edelsteine, ihr Gold und Silber dazu; Königstöchter stickten Kirchengewänder, und Baumeister, Bildhauer, Maler, Goldarbeiter ꝛc. übten ihre Kunst mit einer frommen Begeisterung. Es war hier weniger um die Form zu thun, als um den Begriff. Fast alle Kunstwerke wurden dadurch öffentlich — sie waren bestimmt, auf das Volk zu wirken, und das Gemüth gleichsam von der Erde zu erheben.

Vom teutschen Handel unter Karl dem Großen.

Obgleich Karl der Große durch Anlegung von Straßen und Brücken, durch Minderung und Beschränkung der Zölle und durch andere Einrichtungen den innern Handel seines Reichs zu befördern suchte, so blieb dieser doch noch in seiner Kindheit, und die Messen waren nicht viel mehr als Jahrmärkte. Karl ertheilte den Kaufleuten, ausser

andern Vergünstigungen, eigene kaiserliche Schutzbriefe, wodurch nicht nur ihre Personen bey den damaligen Befehdungen gesichert wurden, sondern sie auch von ordentlichen Gerichten befreit waren, und blos die kaiserlichen Kommissarien als ihre Richter zu erkennen hatten.

Die fränkischen Könige waren die ersten, welche Goldmünzen, mit ihren Bildnissen, ausprägen ließen. Die Münzstätten waren anfänglich blos am königlichen Hoflager. Wer etwas kaufen wollte, der trug sein Gold und Silber dahin, und ließ so viel ausprägen, als er nöthig hatte. Die Unbequemlichkeiten, die daraus im Handel und Wandel entstanden, gaben nachher Veranlassung, an jedem Orte, wo Jahrmärkte gehalten wurden, auch Münzstätten zu errichten. Man war schon sehr aufmerksam auf den innern Gehalt der Münzen, und warf sie, um denselben zu erproben, in einen hohlen Schild. Zur Zeit Karls des Großen gingen $^{20}/_{21}$ Solidi oder Schillinge auf ein Pfund von zwölf Unzen römischen Gewichts, oder 24 Loth, welche 6912 Gran fein hielten. Die Goldschillinge galten 40 Pfund und das Verhältniß zum Silber war 1 zu 12. Zwölf Denarien oder Pfennige machten einen Schilling, und 10 derselben ein Loth fein Silber. Für einen solchen Pfennig kaufte man fünfzehn Stücke zweipfündiger Roggenbrote. Indeß entstanden sehr oft Mißwachs und Theurung. Die letzte wurde nicht selten durch wuchernde Kaufleute vermehrt, weßwegen Karl im Jahr 805 eine Fruchtsperre in allen

seinen Staaten anlegte, und alle Ausfuhr des Getreides verbot. Sonst war blos untersagt, Lanzen, Schilder, Harnische, überhaupt alle Art Waffen und Sklaven ins Ausland zu verkaufen. Es gab auch eine Kleidertaxe, nach welcher ein gutes, doppeltes Oberkleid 20 Schillinge kostete, ein einfaches die Hälfte, und ein mit Marder- und Luchsfellen gefütterter Rock 30 Schillinge.

Maas und Gewicht waren meist römisch; das fränkische wich jedoch davon ab. Karl der Große bemühte sich, eine Gleichförmigkeit hierin einzuführen, konnte aber seine Absicht nicht ganz erreichen.

Den Kaufleuten in den teutschen Seestädten verlieh er den Schutz des heiligen Peters, theils um sie dadurch des Gottesfriedens theilhaftig zu machen, theils weil er Vogt des heiligen Peters war, und sie dadurch in seine unmittelbare Mundbürde kamen. Schon in der vorchristlichen Zeit hatten sich alle Personen, die zwar frei von Geburt waren, aber weder Wehrgut genossen, noch die Geschlechtsmünde besaßen, unter den Schutz einer teutschen Gottheit begeben. Dieser sogenannte Gottesschutz oder Gottesfriede ging nachher auf das Christenthum über. Zwar mußten die alten Teutschen, bei der Taufe, der Teufelsgilde, wie man diese abgöttische Schutzgenossenschaft nannte, entsagen, indeß trat bald die Schirmgerechtigkeit der Apostel und Heiligen an deren Stelle. Es gab aber einen allgemeinen Gottesfrieden, oder eine sichtbare göttliche Obhut, und einen besondern

Schutz der heiligen Jungfrau, des heiligen Peters, Kilians, u. s. w. Beide sicherten die Kaufleute auf Handelsreisen gegen Raub und Gewaltthat.

Bardewik war die Hauptniederlage des teutschen Handels. Von da legte Karl einen Weg an nach den südlichen Ländern Europens. Die Straße zog über Magdeburg, Forchheim, Bamberg oder Kalmünz nach Baiern. Hier wurden die Waaren auf die Vils und Nab gebracht, und über Regensburg und Passau — zum Theil rechts nach Ebersburg und Mautern, zum Theil links nach Krems und weiter nach Mähren, Pannonien oder Kärnthen fortgeschafft.

Die fremden Kaufleute, welche zuerst Teutschland besuchten, waren Gallier und Römer. Ein Franke, Samo mit Namen, errichtete im Jahr 623, mit einigen seiner Landsleute, eine Gesellschaft zu Führung des slavischen Handels. Er muß ein unternehmender Mann gewesen seyn, weil ihn die Slaven zu ihrem Könige machten, dagegen aber seine Handelsgenossen erschlugen und rein ausplünderten. Noch zur Zeit Karls des Großen waren Bardewik, Magdeburg, Erfurt, Hallostatt (Halberstadt, Altstadt oder Halle) Forchheim, Bamberg, Regensburg und Lorsch zum Umtausche der Waaren mit den Slaven bestimmt. Diese Einrichtung hatte wohl zunächst einen politischen Zweck. Man wollte dadurch ohne Zweifel dem Verkauf von Waffen an Fremde vorbeugen, und diese zugleich hindern, das

Innere des Landes auszukunden. Auch wurden, auf solche Weise, die heimischen Kaufleute mehr gesichert. Daher wurden solche Orte zu Handelsplätzen gewählt, die mehr an der fränkischen Reichsgränze lagen. Lorsch war der Markt für den ungarischen Handel, Forchheim für den friesischen, Regensburg für den mährischen, die übrigen aber für den Verkehr mit den slavischen Stämmen, die an der Saale, Elbe, Oder und Ostsee herum wohnten. Diese Plätze waren wohl verwahrt, um die Kaufmannsgüter gegen Ueberfälle der raublustigen Nachbarn zu sichern.

Um 710 besuchten sächsische Kaufleute, in großer Zahl, die damals berühmte Messe zu St. Denis in Frankreich. Man reiste bei solcher Gelegenheit in Karawanen und stark bewaffnet. Manche trieben auch Handel und Seeräuberei zugleich. Die Ausbreitung des Christenthums wurde durch jenen sehr befördert, denn nicht nur im Morgenlande waren die europäischen Pilgrime zugleich Kaufleute, sondern auch in den Abendländern zogen, in ihrer Gesellschaft, Missionäre, die in den entferntesten Ländern predigten, und Gemeinden stifteten. Auf diese Weise wurde das Christenthum in Liefland, Kurland und andern Nordländern bekannt gemacht.

Die Normänner, worunter alle Anwohner der Ostsee und darum auch die Sachsen begriffen wurden, besuchten, neben den Isländern, schon lange mit ihren Kauffahrteischiffen die Häfen von

London und Dublin, und brachten aus Brittannien viele Kreide nach Teutſchland. Dieſer auswärtige Handel wurde von freigebornen und edlen Geſchlechtern getrieben, und war ſo wenig verächtlich, daß er vielmehr zu Anſehen und Ehrenämtern beförderte. Nur den innern und Kleinhandel achteten die Teutſchen gering, und überließen ihn, ſo bedeutend er ſeyn mochte, den Freigelaſſenen, den Juden und den Lombarden.

Von den Slaven.

Die Slaven, ein friedliches Volk, mehr dem Ackerbau hold als dem Kriege, wohnten anfangs um die Weichſel, breiteten ſich aber, nach der großen Völkerwanderung, immer mehr gen Weſten aus, und kamen zuletzt bis an die Elbe. Im neunten Jahrhundert hatten ſie ſchon die ganze teutſche Küſte am baltiſchen Meere beſezt. Sie wurden mit den Eſthen, welcher Name allen ſüdöſtlichen Anwohnern

der Ostsee, Gothen und Wenden, zukam, für einerlei Volk gehalten, und die Preußen, die auch beständig in ihrer Nachbarschaft blieben, wurden Brüder derselben genannt.

Früh beschäftigten sich die Wenden mit dem Bergbau; sie besaßen viele Eisenwerke, schlugen Münzen, und verfertigten eine Menge Leinwand, womit sie anfangs auf ihren Märkten die Zahlungen leisteten. Von ihrer Geschicklichkeit in der Bildnerei und Gießkunst zeugen die noch vorhandenen Götzenbilder, und selbst alte Schriftsteller sprechen mit Lob davon. Die ersten mit Eisen beschlagenen Räder wurden von ihnen in Böhmen verfertigt. Von ihren Malereien wird erzählt, weder Schnee noch Regen hätten die Farben davon verlöschen können. In ihren Tempeln wurde ein großer Schatz von goldenen und silbernen Schüsseln, künstlich eingefaßten Urhörnern, Schwertern, Dolchen und andern Geräthen aufbewahrt, die als Opfer dahin gekommen waren. Ihr Handel war höchst bedeutend, denn ein Theil der levantischen Waaren nahm, von Konstantinopel und Kiow, den Weg zu ihnen, und wurde erst von da weiter in die westlichen Länder Europa's verführt. Sie hatten, an verschiedenen Orten, große Märkte, die schon im Frühlinge besucht und erst im Herbste wieder verlassen wurden. Es wurden da, unter anderm, auch Sklaven in großer Anzahl verkauft. In Mecklenburg standen bisweilen, von einer einzigen Nation, sieben hundert solcher Unglücklichen feil.

Die Slaven waren so emsig und betriebsam, daß sie jeden Boden, den sie bewohnten, zu blühenden Aeckern und Gärten umschufen. Zugleich herrschte bei ihnen große Ueppigkeit im Essen und Trinken, und bei ihren Gastgeboten wurde nicht nur eine große Menge Gerichte aufgetragen, sondern auch die leere Schüssel sogleich wieder durch eine volle ersetzt.

Die Sorben besaßen die Salzquellen zu Hall, wo ihre Abkömmlinge, die Halloren, sich noch jetzt mit dem Salzsieden beschäftigen. Auch die Salinen in Lüneburg wurden von Slaven bearbeitet, und in Pommern verfertigten sie viele wollene Tücher nebst Leinwand. Sie hatten große Vorräthe von Meth, Bier und Waid. Später erlernten sie von den Dänen die Seeräuberei, und brachten es darin bald so weit, daß sie ihren Lehrmeistern selbst furchtbar wurden.

Wie bei allen Anwohnern der Ostsee, so war auch bei ihnen der Fischfang eine Hauptbeschäftigung, und im November kamen bei Rügen eine Menge Kauffahrteischiffe zum Häringsfange zusammen. Es wurden besonders viele Wallfische, Wallroße und Häringe gefangen. Bei ihrem Handel kamen sie oft in die entferntesten Weltgegenden.

Von den Städten und Seeplätzen der Slaven.

Die Slaven gründeten früher, als die Germanen, feste Wohnsitze, und bauten gleich nach ihrer Einwanderung in Teutschland Städte und ummauerte Handelsplätze. In den alten Zeitbüchern wird schon beim Jahr 789 der slavischen Stadt Dragawite über der Elbe, und der Stadt Rerich oder Meklenburg am baltischen Meere erwähnt. Aus Rethra, welches später geschleift wurde, soll Stargard entstanden seyn. Lübeck, zur Zeit Karls des Großen vom Könige Liuby erbaut, wurde, nach der Zerstörung von Bardewik, die größte Handelsstadt in Teutschland. Aber das Haupt aller slavischen Handelsstädte und der allgemeine Stapel der umwohnenden Völker an der Ostsee war Winetha, auch Jumne oder Jumetha genannt. Sie lag auf der Insel Usedom, unfern Rügen, an der Ostsee. Noch im neunten Jahrhundert war sie die größte Stadt in Europa, und selbst Griechen wohnten da. Die Einwohner übten die Gastfreiheit ungemein, und man fand bei ihnen die Erzeugnisse aller Länder, denn sie erhielten

ihre Waaren aus Indien, Asien, Griechenland, u. s. w. und verschickten die europäischen und nordischen Produkte an die Sarmaten, Russen, Liven, Kuren, Letten, Esthen, ja bis an die kaspische See, zu den Serern, Bactrern, ja sogar zu den Persern, Indiern und Chinesen. Winetha, manchmal auch Jomsburg und Seeburg genannt, hatte damals einen ungeheuern Umfang. In der Mitte lag der Hafen, welcher dreihundert große Schiffe fassen konnte.

Schon um das Jahr 811 hatte diese reiche Stadt das Unglück, daß sie von Dänen und Schweden überfallen, und ihrer Reichthümer zum Theil beraubt wurde. Noch Schlimmeres widerfuhr ihr später, durch König Magnus von Dänemark, bis sie zuletzt, durch einen fürchterlichen Erdfall, ganz von der Oberfläche der Erde weggenommen wurde. Doch sah noch, vor einigen hundert Jahren, der Bürgermeister von Treptow, bei der Ebbe, einen Theil ihrer Häuser und Mauern, den die Wasser bedeckten, und der im Umfang die heutige Stadt Lübeck übertroffen haben soll.

Von den Preußen.

Noch zur Zeit des Tacitus trieben die Esthen mit ihrem Bernsteine Handel. Dieser verminderte sich jedoch in der Folge, und in Italien und Griechenland wurde der indische und arabische Bernstein dem teutschen vorgezogen. Dieser fand aber jetzt einen Weg in die asiatischen Länder, wo er unter dem Namen des westlichen Ambra bekannt war.

Die heidnischen Preußen, nach ihrer Einwanderung an die Ufer der Ostsee, handelten, neben dem Bernstein, auch mit Zobeln und Mardern, die sie meist auf die Insel Birka an der schwedischen Küste lieferten. Zugleich hatten sie großen Verkehr mit den benachbarten Slaven, besonders aber mit den Russen, denen sie auch Sklaven verkauften. Der Chronist Adam von Bremen berichtet, sie hätten besonders gern, von fremden Kaufleuten, schöne Jünglinge und Mädchen erhandelt, um sie ihren Götzen zu opfern. Auf ihren Grenzen waren sehr große Sklavenmärkte, und es strömten dahin

viele Menschen, selbst aus Spanien und Griechenland. Die Kuren, welche damals einen Theil des Landes bewohnten, besaßen viel Gold- und die besten Pferde.

Die Stadt Hela war der Haupthafen für alle Schiffe, die aus der Nordsee ins baltische Meer und nach Preußen zu schiffen pflegten. Eine phönizische Colonie hatte sich da niedergelassen. Bei der Schifffahrt von Schleswig aus nach Preußen, die zum Abholen der levantischen Waaren angestellt wurde, war Druso der letzte Handelsplatz. Zu Kulm befanden sich griechische Kaufleute, welche die Versendungen nach Kiow besorgten.

Der zweite Handelsplatz war Danzig, von seinen gothischen Erbauern zuerst Asagard genannt, nachher Gothenschanz und manchmal auch Hermionia.

Durch Seeräubereien von Dänen, Schweden und Normännern wurde das preußische Küstenland vielfach beunruhigt, jedoch fügten diese dem Handel keine so großen Nachtheile zu, als man wohl glauben sollte. Man konnte sich von diesen Räubern Schutz und Sicherheit erkaufen. Sie gaben ein bewaffnetes Geleite, und trieben, neben der Kaperei, auch noch Handel. Das Christenthum wirkte auch hier wohlthätig. Sobald die neue Lehre sich im Norden verbreitet hatte, entstanden einzelne Bünde zur Beschirmung friedlicher Seefahrer und zur Bekämpfung der Seeräuber.

Karl der Große soll mehreren Kaufleuten befohlen haben, sich am Meere oder an schiffbaren Strömen niederzulassen. „Da weiset sie der König", sagt die Chronik, „an die schiffreichen Wasser, daß sie allda feste Städte baueten, mit Mauern und mit Weichhäusern." Ein Weichhaus ist ein Thurm, eine Warte, eine kleine Befestigung. Durch Ummauerung eines Orts erhielt derselbe Stadtrecht, woher das Sprichwort entstand: Bürger und Baure scheidet nichts, wenn (als) de Maure.

Der Hauptzug des Handels ging, aus den obengenannten Häfen, seit dem achten Jahrhundert an die preußische Küste. Es kamen zu dieser Fahrt alle Schiffe aus den westlichen und südlichen Ländern Europas in Schleswig zusammen, und segelten zuerst, nachdem sie Bornholm berührt hatten, nach Winetha, und von da aus entweder aufwärts nach Ostragarrd und bis Kiow, oder nach Birka in Schweden, oder unmittelbar nach Griechenland. Ein Landweg führte von Hamburg oder vom Ausflusse der Elbe an in sieben Tagen nach Winetha, von wo aus die Fahrt zu Wasser fortgesetzt wurde. Winetha, am Ausflusse der Oder, war der Hauptstapel aller Waaren, die sowohl aus Griechenland nach Norden und Westen gingen, als aus diesen Gegenden kamen. Darum fanden sich Kaufleute aus allen Nationen, selbst aus Griechenland, in ihren Mauern.

Der zweite Haupthafen war Schleswig. Zuerst gelangte man

auf die Inſel Bornholm, darauf nach Jomsburg, endlich an die preußiſche Küſte, und von da ging der Weg nach Kiow und zuletzt bis nach Griechenland.

Ein Handelsweg führte auch nach dem weißen Meere.

Vom Landbau unter Karl dem Großen.

Es iſt ſchon oben im Allgemeinen erzählt worden, wie ſehr ſich Karl die Kultur des Landes angelegen ſeyn ließ. Jetzt wollen wir noch Einiges von den Einrichtungen im Einzelnen anmerken. Noch immer waren nur die Freien Landeigner, die Dienſtleute aber bloße Beſitzer, entweder auf lebenslang, oder ſo lang der Herr wollte. Jeder Eigner konnte Land und Leute verkaufen, verſchenken oder vertauſchen.

Die alte Eintheilung in hundert Wohnungen, die ein Dorf bildeten, hatte ſich längſt etwas abgeändert. Die Wohnungen waren verloost worden, um das Eigenthum zu beſtimmen, allein dieſe Looſe

wurden nun bald größer, bald kleiner. Eine Reihe solcher Loose machte ein Dorf oder einen Weiler, der jedoch nicht immer einem einzigen Herrn gehörte, sondern mehrere Landeigner zugleich haben konnte. Solche Weiler oder Dörfer bestanden aus Höfen, die in einiger Entfernung von einander lagen. Die Höfe waren befriedigt, das heißt, mit einer Mauer, oder einem Zaune eingefaßt. Auch die Gebäude waren verschlossen, besonders die Arbeitshäuser, damit niemand gestört wurde. Karl befahl ausserdem, daß auf allen seinen Höfen beständig Feuer und Wache seyn sollte.

Die Landgüter, es mochten nun ganze Weiler oder einzelne Höfe seyn, waren entweder Lehn- oder Erbgut; Karl ließ durch Abgeordnete nachsehen, wie die Lehngüter bewirthschaftet wurden.

Sein Eigenthum besaß der Teutsche unbeschränkt, und ihm gehörte alles, was sich, im Umkreise desselben, oder oder unter der Erde befand. Erze, Salze, u. s. w. waren ein Zubehör des Guts, auch selbst wenn es ein Lehen war.

Da die Zahl der Eigenen nicht zureichte, alles Land zu bebauen, so wurde auch welches an Freigeborne ausgetheilt, welche dafür gemessene Dienste verrichteten und bestimmte Abgaben erlegten.

Im neunten Jahrhundert scheint sich die Berechnung der Ländereien nach Morgen zu verlieren, und dafür die nach Jochen oder Gespannen gangbarer zu werden.

Man fing an steinern zu bauen, zumal die Herrenhäuser. In einem solchen traf man gewöhnlich zwei bis drei Stuben, eine Anzahl Arbeitskammern, ein Speisegewölbe oder Keller. Das ganze Haus war mit Söllern umgeben, und hatte einen oder mehrere bedeckte Gänge.

Die Wirthschaftsgebäude bestanden aus einem Schuppen, für ungedroschenes Getreide und Heu, aus Ställen, Küchen, Backhäusern und Speichern. Dazu kam ein Kelterhaus, ein Kellerhaus, ein Arbeitshaus und ein Frauenhaus. Den Werth dieser Gebäude lernt man einigermaßen aus einer Urkunde von 895 kennen, wo ein eingerichtetes Herrenhaus 12 Schillinge, eine Scheune aber 5 Schillinge angeschlagen ward.

Auf den Gütern gab es mehrere Wirthschaftsbeamte. Der oberste derselben hieß, auf den kaiserlichen Kammergütern, Richter, und ihm war ein Verweser beigeordnet, der, erforderlichen Falls, seine Stelle vertrat. Der Richter übte die Rechtspflege, und hatte das Symbol der höhern Gerichtsbarkeit, die Grafen aber nur das der niedrigern.

Auf den kleinen Gütern wurde der Beamte Villikus genannt. Jene, wie diese, waren, ohne Zweifel, freie Leute, was auf den Gütern anderer Landeigner mit den Vorstehern nicht immer der Fall war.

Die Unterbeamten oder Miniſterialen auf des Kaiſers Gütern werden unter folgenden Benennungen aufgeführt:

Maier, die aus minder bemittelten Leuten gewählt wurden; Förſter; Fohlenhüter; Kellermeiſter; Vögte; Jäger; Falkner.

Die Maier waren vorzüglich über Feld- und Wieſenarbeiten geſetzt. Die Oberbeamten mußten die kaiſerliche Tafel aus ihren Wirthſchaften beſorgen, und eine dreifache Rechnung führen. Zu Weihnachten wurden alle Vorräthe aufgenommen.

In den Wirthſchaften der Privatperſonen hieß der Oberbeamte Villikus, im teutſchen Maier. Er war leibeigen, hatte aber große Gewalt auf den Gütern, und ſo ſtrebten die meiſten derſelben nach Freiheit, die ihnen auch häufig, vorzüglich auf den Gütern der Geiſtlichen, zu Theil ward. Hier wußten ſie ſich denn auch bald zu Herren zu machen, und ſahen die Geiſtlichen zuletzt als ihre Bepfründete an.

Leibeigene erwarb man jetzt noch, wie früher, durch Geburt, Handel und Krieg. Mancher verkaufte ſich auch ſelbſt als eigen. Dieß thaten vornehmlich die Diebe, welche dadurch der Strafe entgingen, denn der Leibeigene gehörte nicht mehr dem Staate, ſondern ſeinem Herrn, der ihn vertrat. Karl unterſagte zwar dieſen Mißbrauch, doch ließ er ſich nicht ganz heben. Ueberdieß machte auch ſchon die Luft eigen, wie ſie ſpäter, in den Städten, frei machte.

Wer kein freies Gut besaß, so wie der Fremde, der ins Land kam, mußte einen Herrn haben, und nahm er sich keinen, so fiel er dem Könige heim, der ihn zum Kammerknecht machte. Er konnte, als Handelswaare, einzeln verkauft werden, nur mußte der Verkäufer gewähren, daß er nicht einem andern geraubt oder entflohen, oder siech, sondern an Leib und Seele gesund sey. Karl machte eine Verordnung, nach welcher ihm, wenn er Hof hielt, angezeigt werden mußte, was in jedem Gau für neue Leute angekommen, woher sie wären, und ob sie einen Herrn hätten.

Noch hielt man häusliche und Feldverrichtungen für knechtische Arbeit. Selbst Künstler und Handwerker waren noch leibeigen. Auf den großen Höfen fanden sich Arbeitshäuser, wo sie beschäftigt wurden. Karl befahl jedem Beamten, in seinem Sprengel gute Künstler zu haben, vorzüglich Eisen-, Gold- und Silberschmiede, Büttner, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Seifensieder, Netzmacher, u. s. w. In Teutschland nannte man die Künstler Späher, wie damals auch jeder weise Mann genannt wurde.

Ausser diesen beisammen wohnenden Künstlern gab es auch welche, die auf besondern Grundstücken lebten, und ebenfalls leibeigen waren, wie jene. Sie arbeiteten für ihren Herrn, gleich den übrigen Angesiedelten, drei Tage in der Woche, die übrige Zeit aber für sich. Sie konnten verschenkt, vertauscht und verkauft werden. Man

hat sogar ein Beispiel, daß ein halber Schmied, das ist die Hälfte seiner Dienstleistung, vertauscht ward.

Der Herr mußte für des Knechtes Unterhalt sorgen. Dieß geschah dadurch, daß er ihm entweder eine Nahrung gab, oder ihn auf dem Hofe behielt. So entstanden behauste und unbehauste Knechte.

Außer den Eigenen, deren wir bis jetzt gedacht, gab es auch noch Kolonen, die einige Vorzüge belaßen vor jenen. Ihr Zustand war indessen verschieden, denn einige entrichteten blos Abgaben, andere thaten Dienste. Selbst Freie konnten als Kolonen auf ein Grundstück gesetzt werden, und dieß geschah um so häufiger, je mehr sich das Grundeigenthum vermehrte.

Eine andere Art Dienstleute hieß Barschalk, welches so viel als Freiknecht bedeutet.

Was die Leibeigenen zu verrichten hatten, nannte man knechtische Arbeit oder Werk; für die Verrichtungen der Freien galt der Ausdruck: freier Dienst.

Der Tag des heiligen Martin scheint schon damals als allgemeiner Zinstag angenommen gewesen zu seyn.

Der Zustand der Eigenen hatte sich unter Karls Regierung weder sehr verbessert noch sehr verschlimmert. Nur wurden sie immer mehr zu dem Boden gerechnet, den sie bauten, daher der Ausdruck

kam: zur Scholle gehörig. Bei Veräußerungen von Grundstücken und Leuten an Kirchen und Klöster wurden die Dienste oft ausdrücklich von dem Uebergeber gemäßigt.

Auch der Zustand der Freigelassenen blieb der Alte. Man nannte sie Pfennigmenschen, weil sie bei ihrer Freilassung einen Pfennig in die Hand bekamen, den der Freilasser herausschlug. Nach dem Gesetze sollten sie als frei und aus edlem Geblüte entsprossen angesehen werden, allein man achtete ihrer wenig, und sie konnten erst von ihren Verwandten im dritten Grade beerbt werden.

Wessen Freiheit bezweifelt wurde, der mußte sie bewähren. Doch galt bei der Dienstbarkeit auch Verjährung, allein dazu gehörte eine lange Zeit. Nach den westgothischen Gesetzen waren dazu fünfzig Jahre erforderlich.

Wenn der Vater oder die Mutter leibeigen war, so folgten die Kinder der ärgern Hand, das heißt, sie wurden als geborne Leibeigene betrachtet, doch galt hiebei ein Unterschied. War die Mutter der freie Theil, so wurden die Kinder nicht eigentliche Knechte, sondern hatten blos gewisse Dienste zu leisten; war hingegen der Vater ein Freier und die Mutter eine Eigene, so geriethen sie in die Knechtschaft. Der Freie mußte daher bei seiner Verheirathung sehr vorsichtig seyn, damit nicht die vermeinte Freie nachher noch in Anspruch genommen wurde. So geschah es einst einem Freien, daß sein Weib

vom Kloſter St. Gallen als Eigene zurückgefordert ward. Er trat nun an das Kloſter eine Hufe Rodland ab, um ſeine beiden Kinder zu löſen, die dann auf dem Grundſtücke wirthſchaften, jährlich einen Schilling abgeben und vier Tage in der Ernte oder Heuet Dienſte leiſten ſollten. So wurden dieſe Kinder aus Knechten zu Kolonen.

Von der Art das Feld zu bauen.

Man baute Winter- und Sommerfrüchte, hatte Brache, und düngte den Boden fleißig, zum Theil mit Mergel. Karl befahl, zur Saat das beſte Getreide zu nehmen, es wurde daher auf dem Schüttboden ausgeſondert.

Zur Ackerarbeit bediente man ſich meiſt der Ochſen und Kühe, ſeltner der Pferde. Eſel wurden wenig gebraucht. Das Zugvieh hatte Friede bei Königsbann.

Der Pflug bestand aus drei Hauptheilen, die noch jetzt an den meisten Orten den alten Namen haben; das Sech, das Schaar und die Rüstern, womit der Pflug geleitet wurde.

Das Getreide reinigte man in der Scheune, und der Abgang hieß Spriur (Spreu).

Auf den Feldbau wirkte, in dieser Zeit, der Aberglaube sehr nachtheilig. Man war von der Zauberei völlig überzeugt, und selbst Karl der Große befahl seinen Beamten, darauf zu achten, daß sich unter den Leibeigenen keine Zauberer befänden. Es war gemeiner Glaube, diese Leute könnten den Saamen in der Erde fest bannen, damit er nicht aufgehe, sie könnten Stürme, Frost, Hagelschlag und andere unholde Erscheinungen hervorbringen. Besonders hielt man Gewitter und Schloßen für die Wirkungen böser Luftschiffer, die man Wettermacher nannte Aus dem Nebellande Magonia zogen die Luftschiffer in finstern Wolken heran, zerschlugen die Früchte, und luden sie dann auf. Im Jahr 805 befahl Karl der Große, solche Wettermacher überall einzufangen, sie von der Geistlichkeit unterrichten zu lassen, und festzuhalten, bis sie Besserung gelobten.

Betrüger nützten diesen Aberglauben; sie gaben sich den Schein, als könnten sie die Wirkungen solcher Zauberer vereiteln, und wurden daher Vertheidiger genannt. Man gab ihnen für ihre Bemühung ein Gewisses vom Ertrag der Felder.

Der Schaden, der am Getreide und andern Pflanzen von kleinen Insekten gemacht wird, und bei uns Mehlthau heißt, führte auch damals schon diesen Namen, der sich fast bei allen teutonischen Stämmen findet, und von einer uralten Mythe entstanden seyn mag. Nach dieser reitet die Nacht alle Morgen ihrem Sohne, dem Tage vor, und vom Gebisse ihrer Rosse träufelt der Schaum zur Erde herab. Dieser Thau wurde Meldropum genannt.

Die Mühlen blieben noch immer herrschaftlich, doch wurden die Knechte auf Abgaben an Mastschweinen und an Getreide gesetzt. Karl, der auf das Kleinste in der Wirthschaft aufmerksam war, scheint auch schon bestimmt zu haben, wie viel Mehl von einem bestimmten Maaß Getreides gefordert werden könne. Auf seinen Mühlen mußten Hühner und Gänse gehalten werden, damit der Abgang nicht verloren wurde.

Es gab besondere Backhäuser. Im Kloster St. Gallen war ein Ofen, worin tausend Brote gebacken werden konnten. Die Leibeigenen bekamen gewöhnlich Haberbrot.

Von Handelsgewächsen wurden damals Röthe, Weid und Kardendisteln gepflanzt, besonders aber Hanf und Flachs in Menge.

Jeder Besitzer einer Nahrung konnte sein Bier selbst brauen, nur mußte er dem Landeigner eine Abgabe davon, an Bier oder Malz, entrichten. Das letzte wurde vermuthlich erst gefertigt, wenn

man dessen bedurfte. Malz wurde auch aus Haber gemacht. In St. Gallen war eine Darre, worauf hundert Malter Haber gedörrt wurden.

Der Weinbau mag unter Karl nicht so ganz unbedeutend gewesen seyn, denn nicht volle dreißig Jahre nach seinem Tode waren die Gegenden von Speier, Worms und Mainz schon wegen des Ueberflusses an Wein im Rufe. Sogar trifft man schon im neunten Jahrhunderte eingegangene Weinberge an, wie zu Handschuhsheim bei Heidelberg. Besonders häufig blühte der Weinstock am Rhein und Main. Die Arbeit in den Weinbergen nannte man sticken. Karl gebot ausdrücklich, die Trauben beim Keltern nicht mit den Füßen zu treten. In großen Wirthschaften hatte man eigene Kelterhäuser. Die Kelter hieß Trutta, wovon noch in Süddeutschland die Benennungen — Trotte und Trotten üblich sind. Den Weinschank hatte die Herrschaft.

Man künstelte auch schon an den Weinen, und kochte sie mit Kräutern oder Honig, oder setzte die Flaschen an die Sonne. Karl hatte sogar befohlen, dergleichen Weinkünstler auf seinen Gütern zu halten. Aus Obst wurden gleichfalls Getränke verfertigt. Auch machte man Wein aus Brombeeren, u. d. gl. und Rosinen, indem man die Trauben abtrocknete oder dörrte.

Von Pferden und andern Hausthieren.

In kleinen Wirthschaften gab es wenig Pferde, theils weil keine Zucht da gehalten werden konnte, theils weil zu den Ackergeschäften Kühe gebraucht wurden. Höchstens hatte man einen Karrengaul. Dagegen erhoben sich die Stutereien, und Karl erließ darüber mehrere Verordnungen, und gab den Pferden Frieden unter Königsbann. Sie wurden durch Eigene besorgt, welche Marschale hießen, Speise und Trank vom Hof erhielten, und von allen übrigen Diensten befreit waren, nur nicht von Abgaben.

Die Stuterei wurde Stuet genannt. Es gab Lastpferde, Reit- oder Sattelpferde, Reitrosse zum Fahren, denn reiten hieß, in alter Zeit, fahren, Zelter, Zamite oder zugerittene Pferde, Paraffrete oder Vorspannpferde, u. a. m.

Die Könige nahmen gern Pferde als Geschenke an, und wer welche gab, der schrieb seinen Namen darauf.

Mäuler oder Maulesel gab es einige auf Karls Gütern ꝛc. Man nannte sie Burdo.

Die Kühmelkereien hießen im Teutschen Schwaig. Es waren dergleichen auf allen königlichen Gütern. Von der Milch wurde Butter gemacht, die damals Schmeer hieß. Karl befahl, bei Verfertigung derselben auf Reinlichkeit zu sehen.

Da man den Unterthanen, wo es nur möglich war, Dienste und Abgaben auflud, so geschah es auch, daß man sie in einigen Gegenden nöthigte, herrschaftliche Kühe zu durchwintern.

Die Schweinszucht war so beträchtlich als in der frühern Zeit. Schweinefleisch blieb nun einmal eine Lieblingsspeise der Teutschen, und bei der reichlichen Buchen- und Eichenmast konnten diese Thiere trefflich gedeihen. Die Anzahl derselben auf Karls Gütern erscheint unverhältnißmäßig groß. Auf manchen fanden sich gegen vierhundert Stücke. Die Hauptsache dabei war die Eichelmast. Ein Wald wurde damals oft nach der Zahl von Schweinen geschätzt, die man darin halten konnte. Die Benennungen dafür waren Hutung und Waldmast.

Schweine dienten auch sehr häufig als Abgaben; das Fleisch wurde meist gesalzen und geräuchert.

Karl befahl auch die Schafzucht. Die Schafe wurden nach ihrem Alter eingetheilt und benannt. Wer auf einer Nahrung saß, mußte auch Abgaben an Schafen liefern.

Auch die Zucht von Ziegen hatte Karl zum Augenmerk, vor-

nehmlich um der Felle und Hörner Willen, die in so großem Werthe ſtanden, daß der Kaiſer ſeinen Verwaltern jährlich Rechnung darüber abforderte. Das Fleiſch dieſer Thiere wurde zum Theil ebenfalls geräuchert.

Das Federvieh theilte man in edles und gemeines. Unter jenes rechnete Karl Pfauen, Faſanen, Tauben, Reihühner, Turteltauben, und wollte, daß ſie auf allen ſeinen Gütern zur Zierde gehalten würden.

Unter gewöhnliches Federvieh gehörten Hühner und Gänſe, die auf den kaiſerlichen Mühlen gehalten werden mußten, ſo wie auf den Hauptgütern, wegen des Ausfalls bei Scheunen.

Hühner, Gänſe und Eier waren unter den Abgaben der Leibeigenen. Vier Hühner und ein Malter Getreide hatten einerlei Preis.

Der Obſtbau mußte noch nicht allgemein und ergiebig ſeyn, weil die Beſitzer der freien ſowohl als der leibeigenen Grundſtücke mit Abgaben davon verſchont blieben. Karl ſorgte jedoch für Anpflanzungen von Fruchtbäumen, und empfahl ſogar verſchiedene Arten unter eigenen Benennungen. Man findet darunter Kaſtanien, Nüſſe, Quitten, mehrere Arten von Kirſchen, Pflaumen, Birnen und Aepfeln. Die letzten hießen Gormaringer, Geroldinger, Krewedellen, ſüße und herbe Speierlinge, ꝛc.

Unter den Bäumen, welche gepflanzt werden mußten, kommen

auch Ebereschen und Kiefern vor, die damals noch zu den Obstbäumen gezählt wurden.

Der Kaiser setzte überdieß ein langes Verzeichniß von Pflanzen auf, deren Anbau er seinen Wirthschaftsbeamten empfahl. Manche darunter konnten wohl schwerlich im Freien fortkommen, sondern mußten in Treibhäusern gezogen werden. Fast alle diese Pflanzen wurden in der Heilkunst gebraucht. Es mußten darum auch grüne und getrocknete Kräuter in die kaiserliche Pfalz geliefert werden, entweder zur Tafel, oder zum Gebrauch in ärztlichen Fällen.

Von den überflüssigen Wäldern wurde manches Stück um diese Zeit ausgerodet, und mancher wüste Platz urbar gemacht. Der Werth der Waldungen mußte noch sehr gering seyn, doch fingen sie an, einigen zu erhalten. So bekam, im neunten Jahrhundert, das Stift Freysing, einen ziemlichen Wald für ein Pferd.

An Bewirthschaftung der Forste war noch nicht zu denken. Man hieb ab zum Bauen und Brennen, wo es am bequemsten seyn mochte. Auch wurde von den Bäumen das Geleuchte gemacht. Man nahm gewöhnlich Kiefern dazu, und schnitt schmale Späne daraus, welche statt der Lichter dienten, wie noch jetzt in vielen Gebirgsgegenden. Diese Späne hießen Spelte, weil das Holz gespalten ward. Eine andere Art Geleuchte verschaffte man sich aus harzigen Bäumen, indem man den Kien derselben in kleine Stücke zerhackte,

auf dem Heerd, der sich in der Stube befand, anzündete, und so die nöthige Beleuchtung hervorbrachte. Diese Kienhölzer wurden Kachle genannt.

Die Wälder waren meist Gemeingut, und Holz durfte fällen, wer da wollte. Ohne Zweifel waren es die Landeigner, welche sich zuerst die Waldung an ihrer Gemarkung anmaßten, und davon so viel zu ihrem Felde schlugen, als ihnen gut deuchte. Nun entstanden Bannforste, in welchen zu holzen und zu jagen blos noch dem Besitzer erlaubt war, und somit mußte sich zugleich ein bis dahin unbekannter Unterschied zwischen Wald und Forst ergeben, und ein besonderes Waldrecht aufkommen.

Jeder Landeigner hatte die Jagd, und wer ein Stück Wild antraf, das ihm Schaden bringen mochte, der durfte es tödten. Karl verordnete, daß die Geistlichen nicht jagen, und sich des Herumschweifens mit Hunden, Falken und Sperbern enthalten sollten. Doch gestattete er einige Ausnahmen für ein paar Klöster, damit die Mönche aus den Fellen des Wildes Handschuhe machen und Bücher einbinden könnten.

Bayerische Staatsbibliothek München